

**Geschlechtskunde auf Grund dreissigjähriger Forschung und Erfahrung
bearbeitet / von Magnus Hirschfeld.**

Contributors

Hirschfeld, Magnus, 1868-1935.

Publication/Creation

Stuttgart : Julius Püttmann, 1926-30.

Persistent URL

<https://wellcomecollection.org/works/nubm87vw>

License and attribution

You have permission to make copies of this work under a Creative Commons, Attribution, Non-commercial license.

Non-commercial use includes private study, academic research, teaching, and other activities that are not primarily intended for, or directed towards, commercial advantage or private monetary compensation. See the Legal Code for further information.

Image source should be attributed as specified in the full catalogue record. If no source is given the image should be attributed to Wellcome Collection.



Wellcome Collection
183 Euston Road
London NW1 2BE UK
T +44 (0)20 7611 8722
E library@wellcomecollection.org
<https://wellcomecollection.org>

Geschlechtskunde

auf Grund dreißigjähriger Forschung und
Erfahrung bearbeitet

von

Dr. Magnus Hirschfeld

Sanitätsrat und leitender Arzt des Instituts
für Sexualwissenschaft in Berlin

*

II. Band:

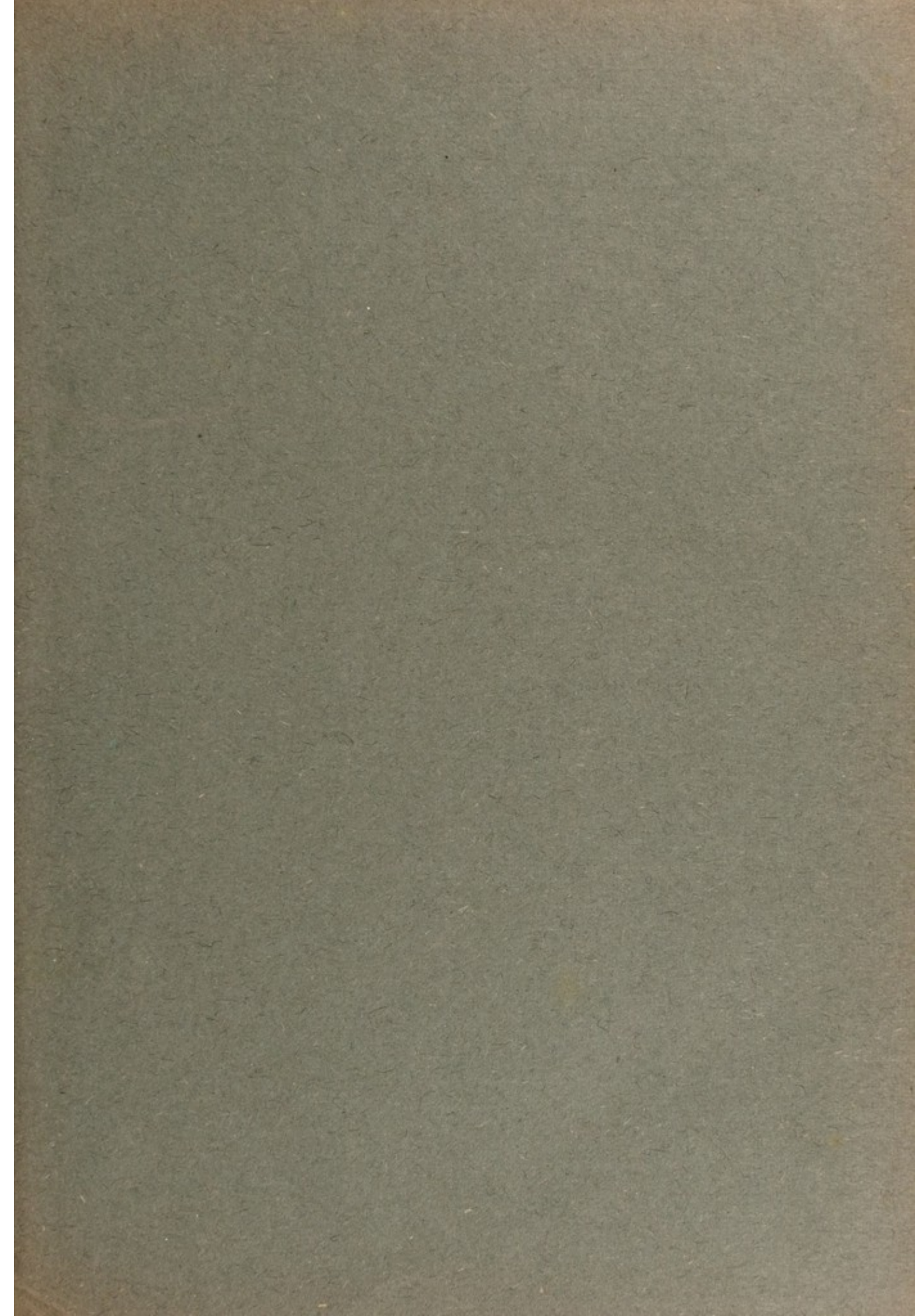
Folgen und Folgerungen

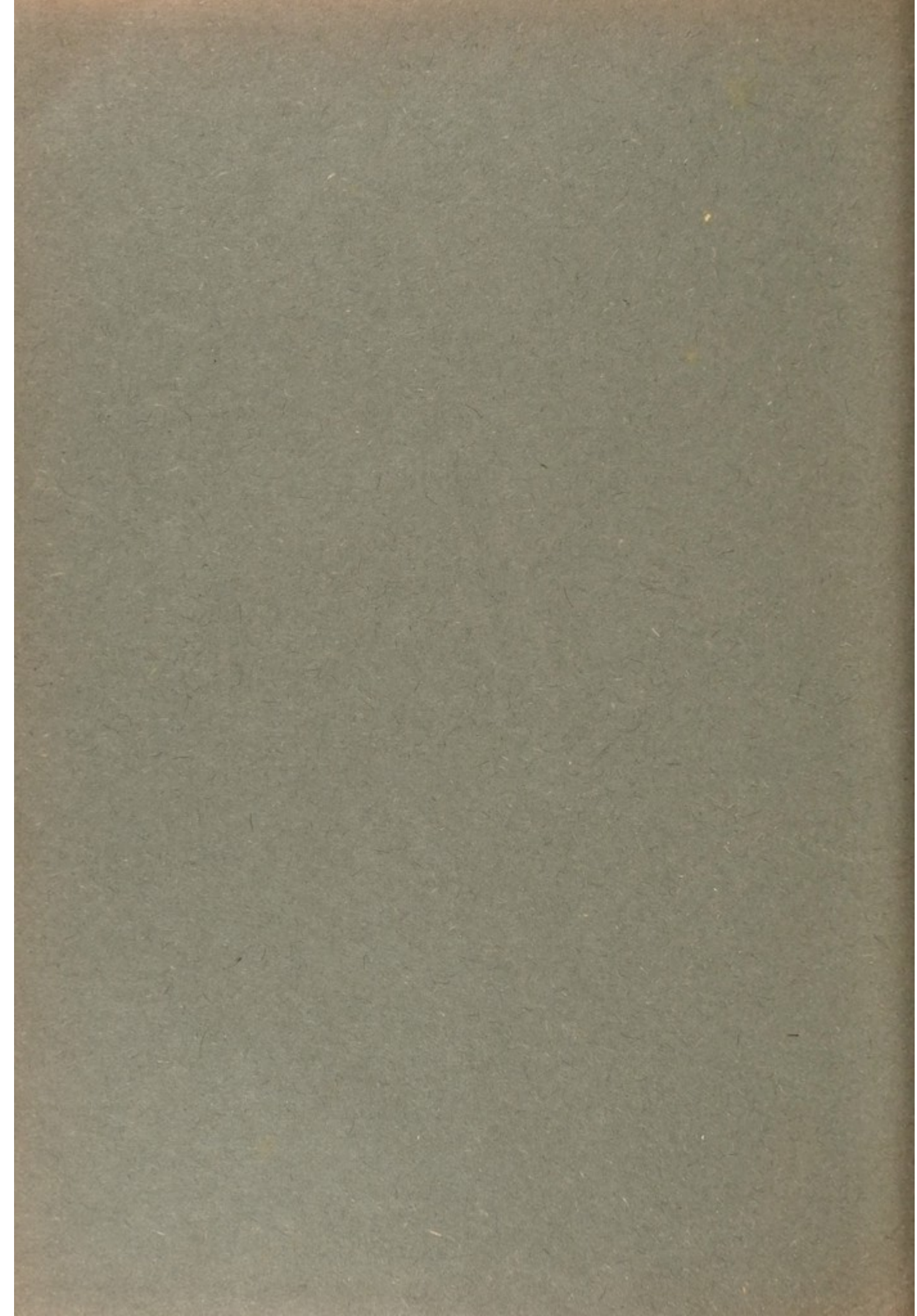
1928


Julius Püttmann, Verlagsbuchhandlung, Stuttgart



22502573480







Digitized by the Internet Archive
in 2018 with funding from
Wellcome Library

Dr. Magnus Hirschfeld

G e s c h l e c h t s k u n d e

Geschlechtskunde

auf Grund dreißigjähriger Forschung und
Erfahrung bearbeitet

von

Dr. Magnus Hirschfeld

Sanitätsrat und leitender Arzt
des Instituts für Sexualwissenschaft in Berlin

*

II. Band:

Folgen und Folgerungen

1 9 2 8

Julius Püttmann, Verlagsbuchhandlung, Stuttgart

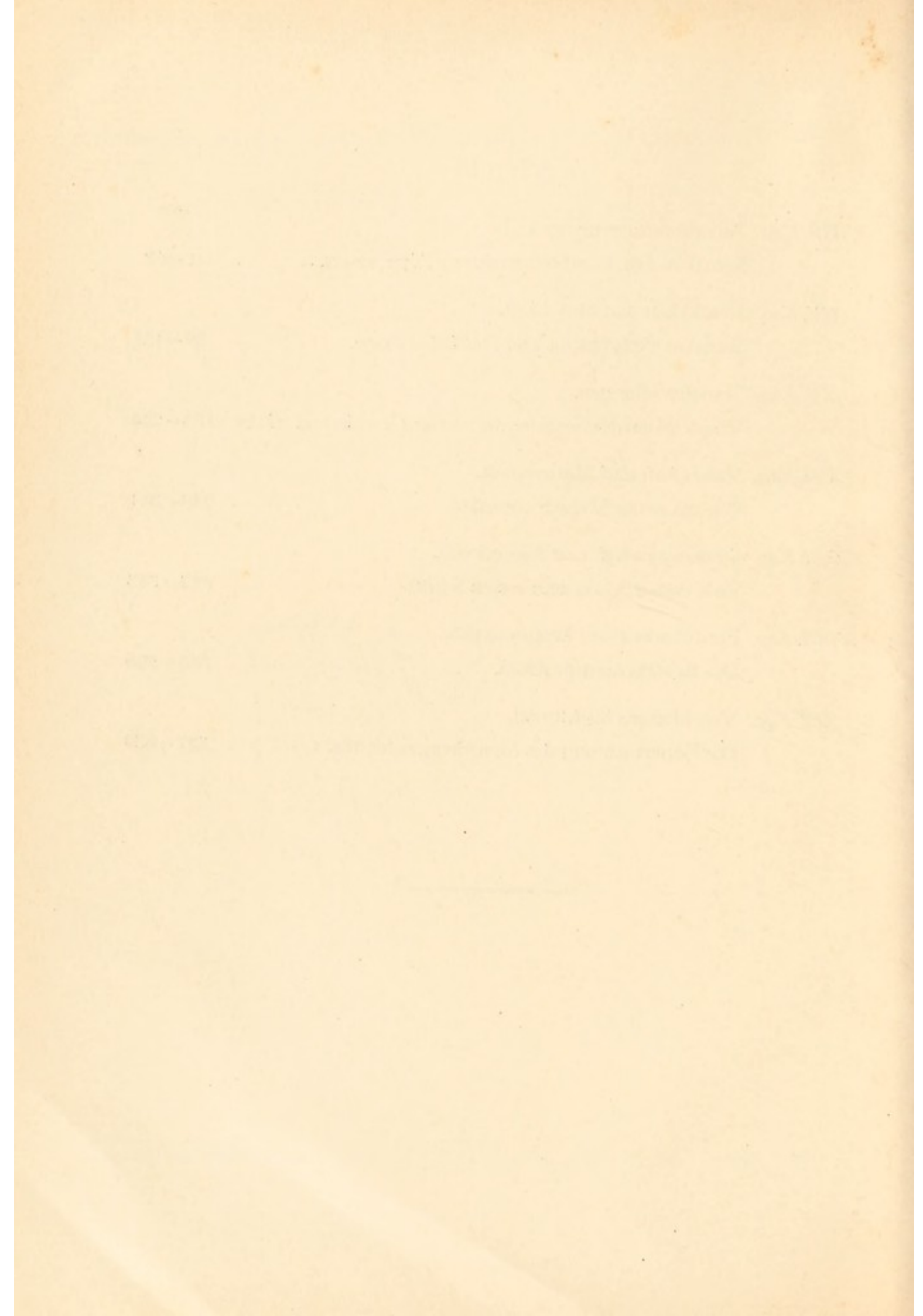
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten

Copyright 1928 by Julius Püttmann Verlag, Stuttgart

WELLCOME LIBRARY
General Collections
M
20654

Inhalt.

	Seite
<i>XIII. Kap.</i> Anziehungsgesetze der Liebe.	
Sexualbahnen, Geschlechtszentrum, Typenwahl.	1 – 67
<i>XIV. Kap.</i> Sinnlichkeit und Sittlichkeit.	
Sexueller Fetischismus und Antifetischismus.	69 – 151
<i>XV. Kap.</i> Sexualhandlungen.	
Vom Verkehr der Geschlechter bis zum Geschlechtsverkehr.	153 – 248
<i>XVI. Kap.</i> Vaterschaft und Mutterschaft.	
Wie ein neuer Mensch entsteht.	249 – 311
<i>XVII. Kap.</i> Schwangerschaft und Niederkunft.	
Vom ersten Schrei zum ersten Schritt.	313 – 383
<i>XVIII. Kap.</i> Fruchtbarkeit und Zeugungswille.	
Das Bevölkerungsproblem.	385 – 526
<i>XIX. Kap.</i> Von Malthus bis Mendel.	
Die Höherzüchtung des Menschengeschlechts.	527 – 659



XIII. KAPITEL

Anziehungsgesetze der Liebe

Sexualbahnen, Geschlechtszentrum, Typenwahl

Motto:

Die Lieb' ist das Gewicht.

Angelus Silesius.

Von der körperseelischen Geschlechtspersönlichkeit eines Menschen hängt Richtung, Grad und Art seiner Liebe ab. Nicht die Eigenschaften des geliebten, sondern die des liebenden Wesens bestimmen den Geschlechtstrieb in allen seinen körperlichen und seelischen Auswirkungen. Dies beweist die Tatsache, daß zwar

der Reiz an sich,

der von einer Person entsprechend ihrer Eigenart ausgeht, für alle der gleiche ist, daß dagegen die Empfindungen, welche die gleichen Reize in den einzelnen Beobachtern auslösen, sehr verschieden sind, ihre Wirkungsweise (fachsprachlich „Reaktion“ genannt), der „Gefühlston“, der das, was wir wahrnehmen, sehen, hören und fühlen, begleitet.

Dieser Gefühlston ist in der Liebe lustbetont. Darum sucht ihn der Mensch. Wenn auch der Liebende sich meist nicht darüber klar ist, ja oft es zu bestreiten geneigt ist, bei gerechter Abwägung steht es außer Zweifel, daß, wer liebt, von dem Wunsch nach eigenem Wohlbehagen getrieben wird. *Jede Liebe ist Eigenliebe*, genau so selbstsüchtig wie Hunger und Durst, aber auch genau so wie diese ein Naturbedürfnis, nach dem die Körperseele verlangt.

Treffend schreibt die große Liebeskünstlerin Ninon de Lenclos (1616–1706): „Glaubt einem Menschenkenner wie *Larochefoucauld* (1613–1680)! Er sagt: „Wenn man glaubt, daß man seine Geliebte ihr zuliebe liebt, so täuscht man sich gründlich.“ Und nicht minder richtig meint *Nietsche*: „... Im Durchschnitt machen es die Künstler wie alle Welt, sie mißverstehen die Liebe. Sie glauben in ihr selbstlos zu sein, weil sie den Vorteil eines andern Wesens wollen, oft wider ihren eigenen Vorteil. Aber dafür wollen sie jenes andere Wesen besitzen; sie werden schrecklich, wenn man sie nicht wiederliebt. L'amour – mit diesem Spruch behält man unter Göttern und Menschen recht – est de tous les sentiments le plus égoïste, et par conséquent, lorsqu'il est blessé, le moins généreux (von R. Constant, zu deutsch: Die Liebe ist von allen Gefühlen das selbstsüchtigste und infolgedessen, wenn es verletzt wird, das am wenigsten edle).“

Wie unendlich viele Frauen sagen tagtäglich von einem bestimmten Manne „mein“ Mann, wie viele Männer von einer Frau „meine“ Frau, ohne jemals darüber nachgedacht zu haben, wie sehr sich in dem Eigentumswort „mein“ das Ichgefühl, der Eigenstolz des Besitzers verrät. Und dennoch gibt es kein Gefühl, das altruistischer (= uneigennütziger, von lat. *alter* = der andere) ist, als dieses egoistischste, keines, das mehr als die Liebe bemüht ist, dem andern Gutes zuzufügen, keines, in dem das eigene Selbst vollkommener in einer zweiten Persönlichkeit, das Ich im Du aufgeht. Strebt der Sexualtrieb doch oft genug über das Gleichgewichtsgebot – liebe deinen Nächsten

wie dich selbst – hinaus, indem der Mensch um der Liebe willen gern duldet und leidet. In den Worten „Passion“ und „Leidenschaft“ tritt dieser Grundzug deutlich hervor, der sich in der „sexuellen Hörigkeit“ (= Gehörigkeit) bis zu krankhaften Graden von Selbstverzicht und Willenlosigkeit steigern kann. Die Ichverneinung wird dann zum stärksten Ausdruck der Ichbejahung.

Zum guten Teil erklärt sich dies in der ganz von Gegensätzen, aber nie von Widersprüchen beherrschten Liebe dadurch, daß der Gegenstand, nach dem der Liebende hungert und dürstet, nach dessen Besitz er trachtet, kein lebloses Ding, sondern ein lebendiges Wesen ist. Um zu dem ersehnten Ziel zu gelangen, bedarf es des Willens, zum mindesten der Willfähigkeit des andern. Einen zweiten Willen kann man sich aber auf die Dauer nur unterwerfen, indem man sich ihm bis zu einem gewissen Grade selbst unterwirft. Wenn man sich einen Menschen nicht im gewaltsamen Angriff zu eigen machen kann, was auf unserer Kulturstufe der echten Liebe widerstrebt, muß man ihn mit friedlicheren Mitteln zu erobern suchen – statt mit dem Mut, mit Demut. Wie sagt doch *Schiller*: „Die Lust kann er, der Mächtige, rauben, aber die Liebe muß eine Gabe sein.“ Die „Non-Violenz“ (= „keine Gewalt“) = Lehre des indischen Freiheitsführers Mahatma *Gandhi* (geb. 1869) ist mehr noch ein Zeichen von Weisheit als von Milde.

Im Tierreich tritt der egoistische Eroberungscharakter der Sexualität vielfach unverhüllt zutage als im Menschenreich, wie jeder erkennen kann, der nachdenkend beobachtet hat, wie der Hahn die Henne packt oder sich das Froschmännchen auf das Froschweibchen stürzt. Daher hat man auch in sadistischen Gewalttätigkeiten im menschlichen Geschlechtsverkehr, im Vampirismus und Werwolfstum („Vampire“ galten im altslawischen, „Werwölfe“ oder „Mannwölfe“ im altgermanischen Volksglauben als eigenartige blutgierige Zwischenwesen zwischen Mensch und Tier) „atavistische“ (von *attae avus* = Vaters Großvater) Rückschläge in tierische Vorstufen des Menschen erblicken wollen. Dennoch gilt durchaus, was *Ludwig Büchner* (1824–1895), der wie *Wilhelm Bölsche* (geb. 1861) und *Alfred Brehm* (1829–1884) viel Bemerkenswertes über das Liebesleben der Tiere geschrieben hat, sagt: „Die Geschlechtsliebe ist bei den Tieren durchaus nicht immer und überall jener rohe Trieb, als welcher er in der Regel angesehen oder geschildert wird, er ist bei sehr vielen Tieren mit dem Schimmer eines poetischen Hauches umgeben, den man bei uns Menschen sehr oft vergeblich suchen oder nur vereinzelt antreffen wird.“ In der Tat finden wir für alle Vorkommnisse im menschlichen Liebesleben: Sehnsucht und Eifersucht, Treue über den Tod hinaus, persönliche Auslese, Aufopferung, monogamische und polygamische Verbindungen, Dauer- und Zeitehen im Tierreich nachweisliche Vorstufen. Wer die Geschlechtlichkeit im Tier- und Menschenreich mit forschender Unvoreingenommenheit untersucht, wird bald erkennen, daß es eine unberechtigte Überhebung des Menschen ist, das, was in seinem Geschlechtsleben unedel und niedrig wirkt, als „tierisch“ zu bezeichnen.

Ich möchte vor der Erörterung der Anziehungsgesetze zunächst noch eine nicht selten aufgeworfene Frage berühren, nämlich die, welche Wirkung oder „Reaktion“ die Liebe einer Person in der Seele des geliebten Wesens hervorruft, ob es zutrifft, daß, wie man sich oft ausdrückt, Liebe

Gegenliebe

erzeugt. Sagt doch selbst ein so tiefer Denker und Dichter wie *Dante*: „Die Liebe zwang noch stets zur Gegenliebe.“ Das stimmt in dieser allgemeinen Fassung mit den Erfahrungen des Lebens und der Wissenschaft nicht überein. Es bestehen vielmehr in dem Verhältnis zweier Personen zueinander folgende drei Möglichkeiten und Wirklichkeiten: Es kann sein, daß die liebende Person ganz oder fast die gleiche Anziehungskraft auf die geliebte Person ausübt wie diese auf jene; es kann sein, daß das Geliebtwerden in dem Gegenstand der Liebe andere Empfindungsarten auslöst, und es ist denkbar, daß die Liebe gänzlich ohne Widerhall bleibt, „reaktionslos“ an dem geliebten Wesen abgeleitet.

Ein glückliches, verhältnismäßig aber nicht häufiges Zusammentreffen ist es, daß die Persönlichkeit, welche geliebt wird, den Liebenden ihrerseits vollkommen als die ihrer geschlechtlichen Eigenart entsprechende Individualität empfindet. „Solange auf unserm Planeten“, sagt *Mantegazza* einmal und nicht mit Unrecht in einer seiner geistvollen Plaudereien über die Liebe, „ein Mann und eine Frau leben, werden sie stets die gleiche Klage wechseln: ‚Ach, du liebst mich nicht so, wie ich dich liebe!‘“ Weshalb es theoretisch unwahrscheinlich ist, daß das Objekt sich zu dem Subjekt der Liebe genau so verhält wie umgekehrt, werden wir besser verstehen, wenn wir erkannt haben, von welchen Vorbedingungen die Anziehung im Einzelfalle abhängig ist.

In den meisten Fällen ist es so, daß die von der Liebe auf der andern Seite geweckten Gemütsbewegungen anders geartete sind, wobei sie an Stärke gleichwohl ein der Liebe fast gleichkommendes Band bilden können. Die Empfindungsformen, die hier — sei es vereinzelt, sei es verbunden — bei der geliebten Person in Frage kommen, sind sehr mannigfach; so sind es nicht selten Gefühle der Freude, des Stolzes, der Eitelkeit, von einem Menschen begehrt zu werden, der so viel ausgezeichnete Eigenschaften, so große Vorzüge besitzt, eine so hervorragende Stellung einnimmt. *Schopenhauer* meint einmal vom Manne: „Die Kunst, ein schönes Weib durch seine Persönlichkeit zu gewinnen, ist vielleicht noch ein größerer Genuß für die Eitelkeit als für die Sinnlichkeit.“ Und *Kant* urteilte noch schärfer vom Weibe, indem er sagt: „Der Mann ist eifersüchtig, wenn er liebt, die Frau auch ohne daß sie liebt, weil so viele Liebhaber, als von anderen Frauen gewonnen werden, ihrem Kreise als Anbeter verloren sind.“ Das Entgegenkommen aus „geschmeichelter Eitelkeit“ ohne sexuelle Affinität (= Geschlechtsanziehung) hat sich schon oft als verhängnisvoll erwiesen, indem es in dem verliebten Manne und Weibe meist die Leidenschaft nicht stillt, sondern stärker anfacht und in ihnen Hoffnungen erweckt, deren nach und nach immer deutlicher in die Erscheinung tretende Unmöglichkeit der Nichterfüllung zu schweren körperseelischen Zusammenbrüchen und Ausbrüchen führen kann.

Andere Gegengefühle, mit denen eine heftige Liebesleidenschaft erwidert wird,

sind: Mitleid (die auch in der Entstehung echter Liebe selbst eine nicht unwesentliche Rolle spielt) — Ninon sagt einmal: „Die Frauen haben einen unerschöpflichen Vorrat an Güte für diejenigen, von denen sie sich geliebt sehen“ — Empfindungen der Dankbarkeit für jemanden, der so viel geopfert oder zu opfern bereit ist, Befriedigung des Geselligkeitsbedürfnisses, Sympathie der Charaktere, Interessengemeinschaft und Neugierde. Vielfach ersetzt die Gegenliebe auch der Trieb, für jemanden zu sorgen, sich eines alleinstehenden, womöglich gar schwachen oder verkannten Menschen anzunehmen, der Drang, ihn zu „bemuttern“.

In einer ihrer vortrefflichen Abhandlungen (in dem Sammelband „Ehe“, Zur Reform der sexuellen Moral) führt Dr. Helene Stöcker den Satz an: „Alle Sorge füreinander ist mütterlich und väterlich.“ Und Nietzsche sagt einmal: „In jeder Art der weiblichen Liebe kommt auch etwas von der mütterlichen Liebe zum Vorschein. Bei dem Weibe erscheint dieser Mutterinstinkt sich nicht selten auch gegenüber der Liebe des Mannes als Sehnsucht nach dem Kinde zu regen, in extremen Ausnahmefällen so stark, daß der Mann selbst als nicht erwünschtes Mittel zum erwünschten Zweck betrachtet werden kann.“ Ich erinnerte mich dieser Worte, als ich in dem Briefe einer Frau an mich über ihr Empfindungsleben den Ausruf fand: „Ach, wenn man doch ohne Männer Kinder zur Welt bringen könnte!“

Auf der anderen Seite liegt nicht selten auch in der Zuneigung eines jungen Mannes zu einer älteren Frau viel von der Liebe des Kindes zur Mutter, die ja selbst nicht immer frei von erotischer Betonung und Färbung ist. Wir haben bereits wiederholt auf solche Bindungen hingewiesen, ohne dem „Ödipuskomplex“ eine allgemeine Gültigkeit oder ursächliche Bedeutung zuerkennen zu können. Von Zeit zu Zeit beschäftigen Fälle die Zivil- und Strafgerichte, in denen dieses sich vor allem im Altersunterschied ausdrückende Verhältnis besonders kraß hervortritt. Ein Beispiel aus zivilgerichtlicher Praxis führte ich bereits früher an: Ein 20jähriger Jüngling sollte entmündigt werden, weil er eine Frau, „die seine Mutter hätte sein können“, heiraten wollte. Hier möge noch ein strafgerichtlicher Fall folgen. In Dessau war die 43jährige geschiedene Frau Anna K. angeklagt, sich gegen den § 235 des Strafgesetzbuches vergangen zu haben, der die Entziehung eines Minderjährigen aus den Einflüssen der Eltern oder Erzieher durch List oder Gewalt unter Strafe stellt. Die Anzeige hatte ein Eisenbahnbeamter W. erstattet, der bereits seit längerer Zeit mit der Angeklagten einen schweren Kampf um seinen 16jährigen Sohn führte. Diese hatte den jungen W. lieb gewonnen und an sich gezogen. Zunächst hatten die Eltern kein Arg; als der Junge aber in die Lehre kam und sein Alter das Verhältnis bedenklich machte, suchten die Eltern es abzuschneiden. Es war aber zu spät, die beiden waren schon zu eng miteinander verwachsen. Der Junge wohnte, aß und schlief zu Hause, ging immer aber wieder zu der Frau und brachte namentlich die Abende bis in die späte Nacht hinein bei ihr zu. Vor Gericht sagte der jugendliche Zeuge aus, er wolle die Angeklagte heiraten, und erwiderte dem Richter auf Vorhaltung seiner 16 Jahre mit großer Sicherheit: „Das Alter spielt keine Rolle, wenn man sich lieb hat.“ Der Vater bekundete, gütliche Ermahnungen, Schelte, Schläge zu Hause seien erfolglos geblieben, er habe sogar einmal die Polizei aufgeboten, die den Sohn gewaltsam von der Frau losreißen sollte. Das Gericht sprach die Angeklagte frei, obwohl es den Tatbestand des § 235 für erfüllt ansah, da laut fachärztlichem Gutachten bei ihr eine anormale Veranlagung vorliegt, die soweit geht, daß ihre freie Willensbestimmung in Zweifel steht.

Endlich kommt als Reaktion auf das Geliebtwerden auch die Erregung in Betracht, welche jemand, der die *Ars amandi* (= Liebeskunst) gut beherrscht, auch

dort, wo er nicht wiedergeliebt wird, zu erwecken imstande ist, die „sinnliche“ (dies in landläufigem Gebrauch angewandt) Reizung der Körperoberfläche, insonderheit der Hautnerven.

Alle diese Empfindungsweisen kommen vereinzelt oder verbunden mit oder ohne erotische Beimischung vor. Aber selbst wo diese fehlt, können sie in ihrer Erscheinung einen der Liebe ähnlichen Zustand bewirken, es ist aber doch nur

Scheinliebe,

denn es ist nicht das unwillkürliche Angezogenwerden, die Erotisierung, als welche wir die Liebe in der „Geschlechtskunde“ verstanden wissen wollen.

Eine Person, die geliebt wird, kann den aus dem Zusammenwirken verschiedener der genannten Komponenten entstandenen Gefühlskomplex selbst für Liebe halten, namentlich dann, wenn sie ihrerseits zuvor eine echte, starke, selbständige Liebesleidenschaft nicht kennen gelernt hat. Viele Frauen pflegen in solchen Fällen die unaufhörliche Frage: „Liebst du mich auch?“ mit einem „Ja, aber anders“ zu beantworten. Die Beständigkeit dieser von der Liebe hervorgerufenen Gegenströmungen ist dabei oft größer als diese selbst, die Treue und Anhänglichkeit der geliebten Person oft stärker als die der liebenden.

Noch eine andere Vorfrage taucht in diesem Zusammenhange auf, nämlich, ob und inwieweit es richtig ist, daß, wie vielfach behauptet wird, zwischen der Liebe des Mannes und des Weibes überhaupt grundsätzliche Empfindungsunterschiede bestehen; so wird meist angegeben, die eine sei mehr gebend, die andere mehr hingebend, die eine mehr angreifend aktiv, die andere mehr abwartend passiv. Sehr übertrieben ist es jedenfalls, wenn eine Schriftstellerin, die unter dem männlichen Namen Hans von *Kahlenberg* schreibt, energisch dagegen Einspruch erhebt, „..... daß die Geschlechtsempfindungen der Frau auf dieselbe Stufe wie das Begehren des Mannes herabgesetzt werden“, und behauptet, „daß in sexuellen Dingen Mann und Frau eine völlig verschiedene Sprache reden“. In Wirklichkeit dürfte die wesentlichste Verschiedenheit zwischen der Liebe der Geschlechter nur diese sein: *bei dem Manne ist das Bedürfnis, zu lieben, bei der Frau das Bedürfnis, geliebt zu werden, größer.*

Es ist für die Egozentrität (= den sich selbst in den Mittelpunkt stellenden Charakter) der Liebe bezeichnend und beweisend, daß sie auch dort, wo sie kein Echo findet, durchaus nicht immer Einbuße erleidet, daß im Gegenteil die Reaktionslosigkeit und sogar entschiedene Abweisung oft genug die Aktivität und Intensität der Liebe vermehrt. In den bereits mehrfach angeführten Briefen Ninons findet sich folgender Rat, der in dieser Hinsicht Erwähnung verdient: „Es gibt keine bessere Angriffsweise,“ schreibt sie, „als Gleichgültigkeit zu heucheln. Nicht geruhen, auf Briefe zu antworten; nicht zu dem bewilligten Stelldichein kommen; drei Tage lang keinen Besuch machen; hierauf das kälteste Billett schreiben, das man sich denken kann, das ist ein Meisterstreich.“

In Ausnahmefällen kann man sogar beobachten, daß Liebenden an Gegenliebe nichts gelegen ist, ja, daß diese sogar eher abstoßend als anziehend wirkt. Ein oft angeführtes lateinisches Wort des *Persius* lautet: „Non ut amare peto, sed ut amare sinas“, zu deutsch: „Ich will nicht, daß du mich liebst, nur daß du dir meine Liebe gefallen läßt.“

Etwas Ähnliches liegt dem bekannten Spruch: „Wenn ich dich liebe, was geht es dich an?“ und vielen ähnlichen Sentenzen zugrunde. *Dante* bemerkt einmal: „Der Endzweck meiner Liebe war vormals der Gruß meiner Herrin, und in diesem Gruße lag meine Seligkeit und das Ziel meiner Wünsche. Seitdem es ihr jedoch gefallen, mir solche zu verweigern, hat Amor, mein Gebieter, alle meine Seligkeit in das gelegt, was mir nimmer verloren gehen kann.“ — Auf die Frage, worin denn diese Seligkeit bestehe, antwortete der Dichter: „In den Worten, die meine Herrin preisen.“ (*Vita nuova*, Kap. 13.)

Einen extremen Fall sah ich vor einiger Zeit. Ein Künstler suchte mich mit den Worten auf: „Ich kann keine Frau lieben, die mich liebt.“ Es beherrschte ihn ein fortgesetzter Drang, Frauen zu erobern, Widerspenstige sich gefügig zu machen, Widerstrebende in seinen Besitz zu bringen. Sobald er sie aber soweit hatte, wie er wollte, sobald sie seine Neigungen zu erwidern schienen oder gar sich zu ergeben bereit waren, wandelte sich seine Siegersfreude in eisige Kälte um, die zu gänzlicher Verkehrsunmöglichkeit führte.

Bei vielen Personen tritt solche Gleichgültigkeit erst ein, wenn der andere Teil sich ergeben hat, nicht schon bei seiner Bereitwilligkeit. Diese Schwächungen der Aktivität, wenn um der Liebe willen keine Hindernisse zu überwinden sind, führt nicht selten zu einem Zustand, den man als

sexuelle Langeweile

bezeichnet hat. Was man mit Leichtigkeit haben kann, verliert an Wert und Reiz, und dieser Umstand scheint nicht eine der geringsten Ursachen der Polygamie zu sein. Umgekehrt steigert ein scheinbares Nachlassen der Liebe, kleine Reibereien, nach deren Beseitigung sich beide Teile wieder finden, erfahrungsgemäß oft die Empfindungsstärke. Sie wirken wie Zutaten zur Nahrung, die an sich bitter, doch in kleinen Mengen eine Speise schmackhafter zu machen geeignet sind. Vor allem ist es die sich sträubende Hingabe des Weibes, wie sie in dem halb verneinenden und halb bejahenden und darum so bezeichnenden Ausruf: „Nicht — doch“ erklingt, welche die Eroberungslust des Mannes mächtig anzufachen pflegt.

Besonders peinlich ist es, wenn innerhalb der Ehe eine zu weitgehende Übereinstimmung, ein allzu bereites Entgegenkommen allmählich die Verkehrslust und das Verkehrsvermögen mindert. Es kann sich dann schließlich

die matrimoniale Impotenz

(= das eheliche Unvermögen) entwickeln, wohl die unangenehmste unter allen Formen „relativer“, das heißt nur unter bestimmten Voraussetzungen eintretender Impotenz, die darin besteht, daß jemand, an sich durchaus potent, mit allen möglichen Personen seiner Geschmacksrichtung, nur nicht mit seiner Ehegattin verkehren kann.

Der Begriff der ehelichen Pflicht, und zwar sowohl die, deren Erfüllung der Mann nach seinem Belieben vom Weibe fordert, als die, welche das Weib vom Manne be-

anspricht — in meiner Ehescheidungspraxis bin ich der letzteren häufiger begegnet als der ersteren — nimmt dem Geschlechtstrieb und Geschlechtsverkehr viel von seiner natürlichen Eigenart und Schönheit. Die moderne Sexualwissenschaft kann nach der Auffassung, die sie von der Liebe als einem Vorgang körperseelischer Anziehung hat,

„die Liebe als Pflicht“

nicht anerkennen, auch nicht innerhalb der Ehe, und befindet sich hier wiederum im Widerspruch zu dem kirchlichen Sexual- und Eherecht (beides fällt zusammen, da die Kirche geschlechtlichen Verkehr nur innerhalb der Ehe erlaubt), welches ganz das „debitum conjugale“ (= eheliche Pflicht) bei Eingehung einer ehelichen Gemeinschaft als beiderseitige Verpflichtung aufstellt.

Folgerichtig konnte die Kirche auch nicht anders, wenn sie den Geschlechtsverkehr einzig und allein in einer lebenslänglich unauflöslichen Ehe gestattete und jede anderweitige Sexualgemeinschaft als Todsünde verpönte. Der einzige Ausweg, zu dem man sich an manchen Stellen entschloß, war die Einrichtung der „Ehehelfer“, und auch diese lehrt die niedrige Auffassung, die man unter dem Einfluß der Kirche vielfach von der Ehe als einer „Brutanstalt“ hatte. *Kemmerich* berichtet in seinen Kulturkuriosa, daß sich bei den Litauern, wenn die Ehe kinderlos blieb, „die Weiber mit gutem Willen der Männer Coadjutores connubii (= Ehehelfer oder „Neben-Beyschläfer“)* halten durften, und Ähnliches teilt *Eduard Fuchs* im ersten Band seiner „Illustrierten Sittengeschichte“ über das bauerliche Recht im alten „Böchumer Landrecht“ mit; dort hieß es unter anderem: „Item ein Mann, der ein ächtes Weib hat und ihr an ihren fraulichen Rechten nicht genug helfen kann, der soll sie seinem Nachbar bringen.“

Gewiß haben Mann und Weib innerhalb der Ehe einen Anspruch auf Ausübung geschlechtlichen Verkehrs, aber nur dann, wenn dieser durch die Liebe geheiligt ist, und nicht zu einer Pflichterfüllung herabsinkt. Daß eine Auffassung der Geschlechtsgemeinschaft als Pflicht beim Manne leicht Impotenz, beim Weibe Gefühlskälte hervorrufen kann, namentlich wenn es sich um feine empfindende Menschen handelt, kann einen Kenner erotischer Anziehungsgesetze nicht wundernehmen.

Dabei wirkt oft noch die durch falsche Beurteilung des Geschlechtslebens mit-schwingende Vorstellung mit, es sei selbst der Verkehr mit der eigenen Frau, wenn er nicht unmittelbar im Dienste der Fortpflanzung stehe, eine unzüchtige Handlung, die den Menschen herabwürdige. Fälle dieser Art, die eine sehr geschickte seelische Beeinflussung erfordern, und zwar gewöhnlich beider Partner, sind der Eheberatungsstelle unseres Instituts wiederholt unterbreitet worden. So suchte uns vor kurzem ein jungverheirateter protestantischer Pfarrer mit der Erklärung auf, er habe bisher mit seiner Gattin keinen Verkehr ausüben können, weil sie ihm „zu hoch stände“.

Anders als Kirche und Staat faßt der naturwissenschaftlich eingestellte Sexualforscher Liebe und Liebesfähigkeit als eheliche Pflicht auf — nämlich als unentbehrliche Grundlage beim Eheschluß. Ehrliche Liebe ist die beste Mitgift und die schönste Aussteuer, die eine Frau in die Ehe bringen kann. Das gleiche gilt vom Mann.

Mancherlei ethnologische Gebräuche lehren allerdings, daß vielfach weder die Liebe noch die Gegenliebe als unbedingte Voraussetzung geschlechtlicher Gemeinschaft angesehen wurde. Denken wir an die früher weit verbreiteten und auch jetzt noch nicht vom Erdball verschwundenen Formen der Brautgewinnung durch Raub und Entführung der Frau; an das auch noch in der Gegenwart in vielen Gegenden übliche Verheiraten der Kinder durch die Eltern in der Weise, das die füreinander bestimmten Personen sich vor der Hochzeit überhaupt nicht zu sehen bekommen. Soll es doch in den von Karl Emil *Franzos* geschilderten Gegenden vorgekommen sein, daß zwei alte Geschäftsfreunde, die sich von Zeit zu Zeit auf einem Marktflecken trafen, miteinander „abgesprochen“ hatten, um ihre geschäftlichen Beziehungen noch inniger zu gestalten, ihre Kinder miteinander zu vermählen, ohne sich dabei in ihrem Geschäftseifer über deren Geschlechtszugehörigkeit ausgesprochen zu haben. Als nun die Eltern auf der einen Seite alles zur Hochzeit vorbereitet hatten, kamen die andern Eltern mit ihrem Kinde angereist; erst da stellte es sich zum großen Erstaunen und Leidwesen der Eltern heraus, daß die beiden „Kinder“, die sich zwecks Verbindung der Geschäfte und Vermögen miteinander verheiraten sollten, demselben Geschlecht angehörten. Fritz *Reuter* hat in einem seiner launigen plattdeutschen Gedichte: „De Frigeri“ (= die Freierei) ein ähnliches Vorkommnis geschildert. Gleichviel, ob diese Geschichten wahr sind oder nur wahr sein könnten, sie sind für eine noch nicht erloschene Unsitte bezeichnend, gegen die sich der Sexualforscher wenden muß.

Denn es kann wohl nichts geben, was die freie Liebeswahl mehr beeinträchtigt und eine stärkere sexualsoziologische Verirrung und Verwirrung bedeutet, als die Verbindung zweier Wesen, die vorher nicht miteinander gesprochen, ja nicht einmal einander gesehen haben. Gewiß mag es vorkommen, daß kluge Mütter und berechnende Väter, die ihre Kinder gut kennen, über deren Kopf hinweg für sie auch die entsprechenden Partner finden, aber *naturgemäß ist nur die selbständige Liebeswahl*, und alle Eltern, die in dieser Beziehung einen stärkeren Druck oder Zwang ausüben (es geschieht noch jetzt ziemlich häufig), überschreiten die ihnen von der Natur gezogenen Grenzen.

So sehr ich mich mit vielen Anschauungen eins fühle, die der Philosoph Graf Hermann *Keyserling* über die Soseinsfreiheit des Menschen vertritt, so wenig kann ich mich zustimmend verhalten, wenn er in der Abhandlung „Von der richtigen Gattenwahl“ in seinem „Ehebuch“ schreibt: „Die Weisheit unserer Väter hatte recht, insofern sie verlangte, daß Eheschließung von der persönlichen Neigung grundsätzlich unabhängig sein müsse.“ Hierin kann ich ihm so wenig beipflichten, daß ich im Gegenteil der Meinung bin, daß jede geschlechtliche Vereinigung, ob innerhalb oder außerhalb der Ehe, der die erotische Bindung fehlt, ein leeres Nebeneinander, nie ein lebensvolles Miteinander darstellen kann.

Geschlechtsverkehr ohne persönliche Neigung steht tiefer als Selbstbefriedigung. Es scheint mir, als ob die Forderungen, die der in vieler Beziehung *Keyserling* verwandte Philosoph G. *Fichte* vor hundert Jahren in seinem Werk „Die Grundlagen des Naturrechts“ (das weniger bekannt, aber nicht weniger lesenswert ist als seine „Reden an die deutsche Nation“) in dieser Hinsicht aufstellte, unserer modernen sexualwissenschaftlichen Anschauung näher kommen.

In diesem Buche finden sich drei Abschnitte, in denen Fichte sich mit dem Familienrecht, dem Eherecht und dem gegenseitigen Rechtsverhältnis der Geschlechter im Staat beschäftigt. In einem Aufsatz, den Anna Blos über „Fichte als Ehereformer“ schrieb, faßt sie seine Anschauung wie folgt zusammen: „Eine Verletzung des Rechts der Persönlichkeit und ihrer Würde sieht Fichte darin, daß ein Weib zur Ehe gezwungen wird. Es sei daher Pflicht des Staates, seine Bürgerinnen gegen diesen Zwang zu schützen. Er betrachtet den Zwang zur Ehe als noch beleidigender und schädlicher als die Notzucht . . . Wird aber eine Bürgerin durch moralische Gewalt ihrer Eltern oder Verwandten, durch Überredung oder gewaltsame Behandlung zu einer Ehe gezwungen, so ist auch das ein Verbrechen, wobei das Weib für ihr ganzes Leben um die Liebe, um die wahre wirkliche Würde, um ihren ganzen Charakter betrogen wird. Gewaltsame Behandlung und selbst Überredung sind in solchem Falle schwere Vergehen. Eltern, die sich ihrer Gewalt zur lebenslänglichen Unterdrückung des Menschenrechts ihres Kindes bedienen, müßte die Tochter nebst dem ihr zukommenden Vermögen genommen werden, und an ihre Stelle müßte der Staat treten bis zu deren Verheiratung. *Ehen sollen nach Fichte mit absoluter Freiheit geschlossen werden.* Der Staat hat das Recht und die Pflicht, darüber zu wachen.“

Die Geschlechtspersönlichkeit und der durch sie bestimmte Geschlechtstrieb sind so eng und fein mit allen Maschen der menschlichen Körperseele verknüpft, diese selbst aber eine so überaus eigene Angelegenheit, daß eine rechte Eheberatung und Ehevermittlung immer nur auf dieser Grundlage Hinweise geben kann. Vom sexualwissenschaftlichen Gesichtspunkt aus könnte man den alten Satz: Sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist, erweitern in: *Sage mir, wie du bist, und ich werde dir sagen, wen du liebst.* Die Schwierigkeit einer richtigen Beurteilung liegt dabei mehr in der ersten als in der zweiten Hälfte dieses Ausspruchs, in der zutreffenden Selbsterkenntnis der eigenen Persönlichkeit. Dies ist weniger darin begründet, daß der einzelne in der Selbstkritik nicht unbefangen, zu sehr „Partei“ ist, als darin, daß wir es bei den seelischen Vorgängen, die sich im liebenden Menschen abspielen, mit einem Forschungsgebiet zu tun haben, dem wir mit den üblichen Maßstäben, Mitteln und Methoden wissenschaftlicher Untersuchung, mit Experimenten und Instrumenten vorläufig sehr schwer beikommen können. Viel Wahres liegt auch in dem Ausspruch Franz Werfels (in „Juarez und Maximilian“): „Man hat immer nur soviel Selbsterkenntnis, als man ertragen kann.“

Je schärfer und schlichter wir das Liebesleben des Menschen in seinen Auswirkungen betrachten, je sachlicher wir vor allem die liebende mit der geliebten Person vergleichen, um so klarer tritt zutage, daß, wie jede Anziehung in der Natur, auch die der Liebe zwangsläufigen Gesetzen unterworfen ist. *Für jede Form der Zu- und Abneigung unter den Menschen, für jedwede Zielstrebigkeit und Zielsetzung, für alle Arten von Sympathien und Antipathien, für Liebe und Haß im weitesten Sinne bestehen ganz ähnliche Gesetzmäßigkeiten, wie sie im Weltall überall maßgebend sind, wo sich zwei Körper anziehen oder abstoßen, gleichviel, ob diese Personen oder Sachen angehören.* Nur sind wir in der Erkenntnis körperseelischer Lebensvorgänge in uns selbst noch nicht so weit vorgedrungen, um hier

so sichere Voraussagen für die Zukunft geben zu können, wie es uns sonst vielfach möglich ist.

In meinen „Naturgesetzen der Liebe“ äußerte ich mich bereits darüber wie folgt: „Nach welchen Regeln sich die Weltenkörper gegeneinander bewegen, ist uns wohl bekannt, wir kennen die Anziehungsgesetze der Erde, über der Atome Lieben und Hassen sind wir unterrichtet, wir wissen, wie stark es den Kohlenstoff zu den anderen Elementen zieht, um mit ihnen Milliarden verschiedenartiger Körper zu erzeugen – die Gesetze jedoch, nach denen in uns selbst Liebe und Haß, Zuneigung und Abneigung ihre folgenschwere Wirksamkeit entfalten, haben wir kaum studiert, geschweige denn erkannt.“

Dies gilt im wesentlichen auch heute noch. Vor fünfmal fünfhundert Jahren war man in dieser Beziehung schon etwas weiter als vor fünfzig Jahren. Denn damals verglichen die griechischen Weltweisen, voran *Empedokles*, bereits das Streben der Elemente zueinander mit dem Lieben und Hassen des Menschen und umgekehrt das Streben des Menschen nach gegenseitiger Vereinigung und Umarmung mit chemischen Verbindungen. *Goethe* nahm diesen uralten Vergleich auf. Als Eduard im vierten Kapitel der „Wahlverwandtschaften“ die Liebe mit chemikalischen Verwandtschaftsprozessen vergleicht, erwidert ihm Charlotte: „Diese Gleichnisreden sind artig und unterhaltend, und wer spielt nicht gern mit Ähnlichkeiten? . . . Mir sind leider Fälle genug bekannt, wo eine innige, unauflöslich scheinende Verbindung zweier Wesen durch gelegentliche Zugesellung eines dritten aufgehoben und eins der erst so schön Verbundenen ins lose Weite hinausgetrieben ward.“ „Da sind die Chemiker viel galanter,“ sagte Eduard; „sie gesellen ein viertes dazu, da mit keins leer ausgehe.“

Wenn wir heute den Spuren von *Empedokles* und *Goethe* folgen, so ist es nicht mehr als Gleichnisrede gedacht, sondern als tatsächliche Gleichsetzung seelischer und chemisch-physikalischer Vorgänge, etwa in dem Sinne, in dem *Haeckel* in der „Anthropogenie“ von dem „erotischen Chemotropismus“ als „Urquell der Liebe“ sprach.

Alles außer uns wirkt irgendwie auf uns. Jeder Eindruck ruft in uns eine Strebung, eine wenn auch noch so unmerkliche Bewegung hervor. Diese kann so sanft und sacht, so leicht und leise sein, daß sie die Schwelle unseres Bewußtseins überhaupt nicht überschreitet, daher weder Gefühle und Wünsche in uns wachruft und uns in so gleichem Zustand läßt, daß wir sie „gleichgültig“ empfinden und nennen. Auf andere Eindrücke „reagieren wir negativ“, das will besagen, sie erzeugen in uns Unlustempfindungen. Wir verspüren gegen Menschen und Dinge, von denen sie ausgehen, eine Abneigung, weichen ihnen deshalb nach Möglichkeit aus und nennen sie, weil wir sie subjektiv hassen, objektiv häßlich, so wie wir das, was wir lieben, als lieblich bezeichnen. Menschen und Dinge, deren Ausstrahlungen wir positiv, das heißt lustbetont empfinden, scheinen uns schön (schön kommt von scheinen), wir wenden uns ihnen zu und verspüren die Gemütsbewegung, die den lustbetonten Eindruck begleitet, als Zuneigung oder Liebe.

Ein älterer, auch heute noch vielfach gebrauchter Fachausdruck für seelische Erschütterungen mit stärkeren Gefühlstönen von positiver oder negativer Färbung ist „*Affekte*“, hergeleitet von dem lateinischen *afficere* (= hinzutun). Über diesen finden sich bei dem Philosophen Baruch *Spinoza* (1632–1677), den *Goethe* für den größten Denker aller Zeiten hielt, folgende Bemerkungen, die auch auf den Gegenstand, den wir in diesem

Kapitel behandeln, helles Licht werfen: „Im Reiche der Affekte wird um Glück gekämpft. Es handelt sich bei Liebe und Haß um Lust und Leid des Daseins; Lust aber ist der Zustand, in dem der Geist zu einer größeren, Leid, in dem er zu einer geringeren Vollkommenheit des Lebensprozesses übergeht. Lust und Schmerz sind begleitet von Liebe und Haß. Wo sich mit der Lust die Vorstellung eines äußeren Dinges als Ursache verbindet, da entsteht Liebe, wo dieses beim Schmerz geschieht, da Haß. Hier wie dort überträgt sich die Erregung des eigenen Wesens auf die Ursache.“

Der Einfluß dieser Affekte auf das unseren Körper beherrschende Nervensystem ist ein ganz enormer. Alle Freudigkeits- und Glücksgefühle — und welche Affekte vermitteln solche wohl zahlreicher und stärker als die Liebe? — beschleunigen den Stoffwechsel der Lebewesen in vorteilhaftester Weise. Blutkreislauf und Herztätigkeit heben sich, Sauerstoffzufuhr, Wärmebildung und Verbrennung nehmen zu, die Ausscheidung der Lebensschlacken wird gesteigert und die Leistungsfähigkeit des Körpers und aller seiner Teile gefördert. Es ist experimentell nachgewiesen, daß Freude das Gesichtsfeld erweitert und Leid es verengert, und es ist nicht zu bezweifeln, daß auch die Funktionen aller anderen Sinnesorgane ähnlich günstig beeinflusst werden.

„Die Liebe“, äußert sich einmal *Michelet* in seinem Buche „Die Frau“, „verleiht uns die Fähigkeit, Wunderdinge zu sehen, die wir sonst zu sehen außerstande sind.“ *Goethe* aber, als er, 17 Jahre alt, sich in die Tochter des Leipziger Weinwirts Schönkopf verliebte, schrieb an seinen um 11 Jahre älteren Vertrauten *Behrisch*: „O Behrisch, ich habe angefangen zu leben.“ Und hundert Jahre früher rief *Samuel Butler* aus: „Mir verbieten zu lieben, heißt meinem Puls das Schlagen zu verbieten.“

So ist die Liebe die kräftigste Steigerung unseres Selbst und damit die stärkste Bindung an das Leben; mit der Lebenslust fördert sie einen gesunden lebensbejahenden Optimismus wie keine andere Empfindung sonst. Schillers Wort:

„Was ist das Leben ohne Liebesglanz?

Ich werf' es hin, da sein Gehalt entschwunden,“

entspricht der Psychologie vieler Menschen, für die das Leben ohne Liebe ein wertloses Dasein wäre. *Ninon de Lenclos* kleidet denselben Gedanken und das gleiche Gefühl in folgende Worte: „Was wäre die schönste Zeit unseres Lebens ohne die Liebe? Man würde nicht leben, sondern nur vegetieren“, und nichts anderes meint *Goethe*, wenn er seinen *Werther* sprechen läßt: „Ich habe verloren, was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige, belebende Kraft, mit der ich Welten um mich schuf.“

Ein Beispiel aus dem Leben, wie wir es in der Sexualpraxis nur allzuoft kennen lernen, möge diese Zitate ergänzen: Eine Frau in Berlin, die sich von einem Manne, den sie überaus liebte, verlassen glaubte, weil sie über ein Vierteljahr von ihm, dessen Aufenthalt sie nicht erfahren konnte, kein Lebenszeichen erhalten hatte, gab folgende Schilderung ihres Zustandes: Ein Gefühl von Betäubung und Müdigkeit, aufsteigendes Brennen in der Gegend des Brustbeins, „Herzschmerzen“, namenlose Angst, bei der es ihr zeitweise war, als verlöre sie die Besinnung, sehr großer Durst, Unfähigkeit, etwas zu arbeiten, fast vollkommener Schwund des Gedächtnisses. Die Empfindung, als ob Arme und Beine nicht bewegt werden könnten, als ob ein eisernes Band die Stirn von einem Ohr zum andern einpresse. Ein Drang, laut aufzuschreien oder etwas zu zerstören und zu zerschlagen. Ihre Umgebung — so teilte mir ihre Mutter mit — fürchtete, sie werde sich das Leben nehmen. Alle Mittel, die gegen diese Beschwerden angewandt wurden, Sanatoriumskuren, seelische Beeinflussungen, medikamentöse oder sonstige Prozeduren, erwiesen sich als erfolglos.

Eines Tages aber kam sie völlig verändert. Mit der Rückkehr des Mannes war das monatelange Sehnen erfüllt. Sie schilderte nun ihre Heilung in anschaulicher Weise wie folgt: „... es war mir, als ob eine Starrheit aus meinem Körper wich, als ob man in einem warmen Zimmer ‚auftaut‘; wie mit einem Schlage waren die entsetzlichen Qualen verschwunden; ich finde nicht Worte, das leichte, wohlige, behagliche Gefühl des Geborgenseins auszudrücken, das nun über mich gekommen ist.“

Die hier so anschaulich geschilderten Erscheinungen bei dem Vermissen begehrt oder gewohnter Sexualreize erinnern, wenn man sie oft und genauer studiert, un-
gemein an die Abstinenzerscheinungen, die wir bei Personen auftreten sehen, die an narkotische Mittel gewöhnt sind. Menschen, die das Bedürfnis haben, sei es periodisch, sei es dauernd, ihr Zentralnervensystem unter schwächere oder stärkere Dosen berauscher Mittel, wie Alkohol, Kokain, Morphinum oder Haschisch, zu setzen, leiden in ganz ähnlicher Weise bei Enthaltung unter Empfindungen grenzenloser Leere und Süchtigkeit wie Liebes-Sehnsüchtige. Diese Ähnlichkeit ist eine so frappante (= schlagende), daß schon sie allein den Gedanken nahelegt, ob nicht auch bei dem sexuellen Orgasmus chemische Stoffe einen Rauschzustand des Gehirns herbeiführen, der bei geringerer Reizung in leichteren, bei stärkerer in höheren Graden vorhanden ist, bei Entbehrungen aber ähnliche Abstinenzerscheinungen hervorruft, wie sie sich bei Personen einstellen, deren Nervensystem unter dem Einfluß künstlicher Rauschmittel steht.

Ohne daß man von chemischen Reizstoffen im Organismus etwas ahnte, hat man ja schon vom „Liebesrausch“ gesprochen und sich bildlich dahin ausgedrückt, daß jemand von Liebe „trunken“ sei. Heute wissen wir, daß dies mehr als ein bloßer Vergleich ist. Man kann annehmen, daß, wenn das Sexualzentrum von den entsprechenden Sexualreizen getroffen wird, durch die nervöse (der elektrischen vergleichbare) Reizung eine der Katalyse (= Auflösung, vom griechischen *καταλύω* = auflösen) verwandte Umsetzung der chemischen Sättigungssubstanz stattfindet, die wie eine Berauschung ist. Wir kommen auf diesem Wege dazu, uns eine Vorstellung von dem zu machen, was die geschlechtliche Lust überhaupt ist:

Lust ist ein natürlicher Rauschzustand.

Daß es sich bei der sexuellen Lust um die Folge einer im menschlichen Körperhaushalt selbst erzeugten Rauschsubstanz handelt, wird durch die Wirkung bestätigt, welche die sexuelle Erregung auf den Blutkreislauf ausübt. Genau so, wie die Rauschsubstanzen, welche wir durch die Lungen oder den Magen aufnehmen, die Betäubungsmittel, welche der Mensch in den verschiedenen Breiten der Erde trinkt, verzehrt, einatmet oder einspritzt, auf die vom Gehirn zu den Blutgefäßen ziehenden Nerven erweiternd oder verengernd wirken, beeinflußt auch der im Zentralnervensystem vorhandene sexuelle Reizstoff, wenn er durch die nervöse Reizung von den Sinnesorganen her eine chemische Verarbeitung und Verbreitung erfahren hat, die Blutzirkulation. Durch Erregung der Vasodilatoren (= Gefäßausdehner) erweitern sich die elastischen Schläuche der Blutbahn, füllen sich infolgedessen stärker mit Blut,

und eine, wenn auch zunächst nur geringfügige, so doch merkliche Vermehrung der von der Bluttemperatur abhängigen Körperwärme, verbunden mit Rötung („Erröten“) und Drucksteigerung, tritt ein. Namentlich strömt die Blutwelle von dem erregten Herzen nach allen erogenen Zonen, wie den Schwellkörpern der Nase, den erogenen Nervenendkörperchen im Auge, im Ohr und in der Haut.

Erreicht die Erregung höchste Grade, so tritt vielfach bei Männern und Frauen ein Stadium sinnlicher Überempfindlichkeit oder auch Unterempfindlichkeit ein (man sagt dann wohl: „sie sind von Sinnen“); darum halten die meisten Menschen beim Beischlaf und seinen Präliminarien (= „Vorspiel“) die Augen geschlossen, und manche Vögel, beispielsweise die Auerhähne, sind während der „Balz“ genannten Begattungszeit wie blind und taub, so daß sie sich wie Tontauben abschießen lassen. Zustands schilderungen, wie wir sie bei Dichtern vielfach finden: „... errötend folgt er ihren Spuren“, „mit klopfendem Herzen harret sie seiner Schritte“, „es schwelgt das Herz in Seligkeit“, bedeuten aus der Poesie in die Physiologie übertragen: vasomotorische Kongestionen (= auf Gefäßerweiterung beruhende Wallungen). Bei stärkerer erotischer Rauschwirkung dehnen und füllen sich schließlich auch die erektilen (= schwellbaren) Gewebe, wie sie in den weiblichen Mammillen (= Brustwarzen) sowie in den Geschlechtsorganen beider Geschlechter vorhanden sind. Diese sekundäre (= als Folgeerscheinung auftretende) Beteiligung des Blutkreislaufes an geschlechtlichen Vorgängen aller Art ist so augenfällig, daß sie ältere Beobachter eben veranlaßt hat, den Ursprung und Sitz der Liebe in das Herz zu verlegen. So sang *Klopstock*: „Ach, warum, o Natur, warum, o zärtliche Mutter, gabest du zum Gefühl mir ein zu biegsames Herz und in das biegsame Herz die unbezwingliche Liebe, dauernd Verlangen und, ach, keine Geliebte dazu.“

Wie die glückliche Liebe auf die gefäßerweiternden, so wirkt die unglückliche auf die gefäßverengernden Nerven, die Vasokonstriktoren (= Zusammenzieher der Gefäße). Deshalb wird auch Liebeskummer und Liebesgram in der Herzgegend als ein Gefühl von „Herzkrampf“ und Herzensangst wahrgenommen. Die Erfahrung vieler Autoren, daß die Herzneurose in der weitaus größeren Mehrzahl der Fälle in einem unbefriedigten Sexualleben wurzelt, dürfte so zu deuten sein, daß Zustände von Angina pectoris (= Herzensangst, auch Präkordialangst genannt) entstehen, wenn ein unersetzer Reizstoff die Vasokonstriktoren zusammenzieht, weil die reflektorische Außenreizung und Entspannung ausbleibt. Sobald diese eintritt, das Sexualleben sich in entsprechender Weise reguliert, pflegt auch die Angstneurose oft wie mit einem Schlage verschwunden zu sein, etwa in der Weise, wie es uns vorher die Frau geschildert hat, als die Rückkehr des Mannes ihre Sehnsucht stillte und ihre schwere Sehnsuchtsneurose beseitigte.

Die erhebliche Beteiligung des Blutkreislaufes an den sexuellen Vorgängen muß naturgemäß sowohl in positiver als in negativer Beziehung für den Gesamtorganismus von hoher Wichtigkeit sein. Wissen wir doch, daß alles, was die Blutbewegung, die Zufuhr arteriellen, sauerstoffhaltigen und die Abfuhr venösen, kohlensäurereichen

Blutes fördert, auch den Stoffwechsel im allgemeinen steigert, der Ernährung des Körpers dienlich ist, seine Leistungsfähigkeit hebt, daß dagegen alles, was die Blutbewegung herabsetzt, dem Organismus zum Nachteil gereicht. Freilich kommt es auch hier wie bei der Befriedigung von Hunger und Durst auf das richtige Maß an. Wie für die Bewertung jedes Dinges, das auf unser Leben wirkt, ist auch für die Geschlechtlichkeit die individuell verschiedene Mittellage zwischen dem Zuviel und Zuwenig an Ruhe und Tätigkeit, an Übung und Schonung das Entsprechende.

Außer mit Rauschzuständen hat man die Liebe des öfteren, namentlich wenn sie sehr heftig ist oder unerwidert bleibt, mit einer Krankheit verglichen, und zwar entweder mit einer Geistesstörung oder mit einem Fieber. Von den alten Römern, die vielfach den Spruch des *Terenz* im Munde führten: „*amantes amentes*“ (= „Verliebte, Verrückte“), bis zu den modernen Franzosen, unter denen namentlich *Laurent* in seinem Buche „*L'amour morbide*“ ausführlich auseinandersetzt, daß eine starke Liebe „*une véritable obsession*“ (= eine wahre Besessenheit) sei, die den Menschen „zum Narren mache“, haben von Zeit zu Zeit immer wieder Autoren die Meinung vertreten, die Unbeeinflussbarkeit der Liebe durch vernunftgemäße Vorstellungen, das häufige Mißverhältnis zwischen der Größe der Empfindung und der tatsächlichen Beschaffenheit des geliebten Gegenstandes sei nicht anders zu erklären als durch Annahme einer „pathologischen Zwangsliebe“ oder gar eines „impulsiven Irreseins“ („impulsiv“ [vom lateinischen *impellere* = anstoßen] handelt jemand, der, ohne sich der Gründe und Gegengründe bewußt zu werden, einem inneren Antrieb folgt). In Wirklichkeit haben wir es aber auch bei der leidenschaftlichsten Liebe – selbst dort, wo ihre Beherrschbarkeit aufhört – nur um Auswirkungen einer starken geschlechtlichen Hochspannung zu tun, und die Annahme ihrer Krankhaftigkeit wird am besten durch *Rückerts* berühmten Spruch erklärt und widerlegt:

„Ich liebe dich, weil ich dich lieben muß,
ich liebe dich, weil ich nicht anders kann,
ich liebe dich nach einem Himmelsschluß,
ich liebe dich durch einen Zauberbann.“

Beruhet die Auffassung der Liebe als Geisteskrankheit auf einem Verkennen ihrer wahren Wesenheit (wenngleich die Wissenschaft seit langem nicht nur beim „*Delirium*“, sondern auch bei vielen anderen seelischen Erkrankungen chemische Wirkungen festgestellt hat), so kommt der Vergleich der Liebe mit einem Fieber insofern den tatsächlichen Verhältnissen nahe, als es sich hier wie dort um den Einfluß von Stoffen handelt, die, im Blute kreisend, vom Gehirn aus die Nerven des Organismus, vor allem die Blutgefäße erregen. Besonders *Stendhal* (mit diesem Decknamen drückte der Verfasser eines der berühmtesten – wenn auch nicht besten Bücher: „Über die Liebe“, der französische Schriftsteller *Marie Henri Beyle* – 1783 bis 1842 – seine romantische Vorliebe für Stendal, den Geburtsort Johann Joachim *Winckelmanns*, aus) bezeichnete die Liebe mit Vorliebe als Fieber; so sagt er: „Die Liebe ist wie das Fieber. Sie entsteht und vergeht, ohne daß der Wille Gewalt darüber

hat“, und er fügt hinzu: „Hat die Geliebte wirklich gute Eigenschaften, so verdanken wir das nur einem glücklichen Zufall.“

Es sei hier noch eine Stelle aus dem Leiden des jungen Werther angeführt, in der Goethe die Gegenüberstellung von Liebe und Krankheit vortrefflich durchführt: „... ihr Geliebter verläßt sie,“ schreibt Werther kurz vor seiner Selbsttötung an Albert, „erstarrt, ohne Sinne, steht sie vor einem Abgrunde; alles ist Finsternis um sie her, keine Aussicht, kein Trost, keine Ahnung! Denn der hat sie verlassen, in dem sie allein ihr Dasein fühlte. Sie sieht nicht die weite Welt, die vor ihr liegt, nicht die vielen, die ihr den Verlust ersetzen könnten, sie fühlt sich allein, verlassen von der Welt und blind, in die Enge gepreßt von der entsetzlichen Not ihres Herzens, stürzt sie sich hinunter, um in einem rings umfangenden Tode alle ihre Qualen zu ersticken. — Sieh, Albert, das ist die Geschichte so manches Menschen! *Und sag', ist das nicht der Fall der Krankheit?* Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinth der verworrenen und widersprechenden Kräfte, und der Mensch muß sterben. Wehe dem, der zusehen und sagen könnte: Die Törin! Hätte er gewartet, hätte sie die Zeit wirken lassen, die Verzweiflung würde sich schon gelegt, es würde sich schon ein anderer, sie zu trösten, vorgefunden haben. Das ist eben, als wenn einer sagte: Der Tor stirbt am Fieber. Hätte er gewartet, bis seine Kräfte sich erholt, seine Säfte sich verbessert, der Tumult seines Blutes sich gelegt hätte, alles wäre gut gegangen, und er lebte bis auf den heutigen Tag.“

Ist es für den Menschen schon schwierig, sich ein künstliches Reizmittel abzugewöhnen, dem sich das Nervensystem allmählich angepaßt hat, selbst dann, wenn er erkannt hat, daß es Körper und Seele schädigt, um wieviel schwerer muß es sein, wenn es überhaupt möglich ist, auf ein Reiz- und Rauschmittel Verzicht zu leisten, das tief in unserer Natur begründet liegt, das, in nicht zu starken Dosen genossen, lebensverlängernd wirkt, ja, das dem Leben der meisten erst Inhalt, Wert und körperseelische Befriedigung gibt.

Dieser lebensbejahende Standpunkt kann nicht oft genug betont werden angesichts einer weitverbreiteten, lebens- und liebesverneinenden Anschauung, die ursprünglich vielleicht eine ganz wohlmeinende Reaktion gegen ein Übermaß war, die aber weit über das Ziel hinausschoß, als sie die Entspannung eines inneren Drucks Unzucht nannte und die Geschlechtslust zu einem Laster, zur Sünde und Schmach stempelte, die in Wirklichkeit nur dann, wenn sie zu reichlich genossen wird oder infolge von Nebenwirkungen, die in ihrer Natur selbst nicht belegen sind, *die Bedeutung eines Diätfehlers* hat.

Indem sich die Menschheit zwei Jahrtausende in den Bann solcher sexualfeindlichen Übertreibungen stellte, beging sie eine Selbstverstümmelung, deren verhängnisvolle Schwere kaum groß genug veranschlagt werden kann.

Wie recht hat doch der Privatdozent Dr. Oskar Ewald, wenn er in einem „Fruchtbarkeit“ überschriebenem Artikel sagt: „Ein Naturtrieb, insbesondere ein so elementarer und mächtiger wie der erotische, kann sich nicht in seiner Reinheit und Ursprünglichkeit bewahren und noch weniger sich entfalten und schöne duftende Blüten treiben, wenn das Schuldbewußtsein seine Wurzeln zerfrißt.“ Wie viele Menschen laufen mit schuldbeladenem Gewissen herum um einer Schuld willen, die gar keine ist; wie viele machten ihrem Dasein

ein Ende wegen einer Sünde, die keine war! Sehr richtig sagt Hedwig *Dohm*: „Der Kampf, den die christliche Kirche, seit Augustin vor allem, gegen die Geschlechtsliebe führt, hat die Menschen nicht wirklich geschlechtsloser machen können. Er hat sie nur zur Gewissensquälerei und zu Heuchlern erzogen.“

Wie viele naturfrohe Lebensbejaher verzehrten sich in Selbstvorwürfen und Selbstquälereien unter dem Einfluß derer, die täglich klagten:

„Inter faeces et urinas nascimur“

(= zwischen Kot und Harn werden wir geboren).

Ob Gerhart *Hauptmann* wohl an diesen alten Kirchenvers dachte, als er in seinem Roman: „Der Narr in Christo, Emanuel Quint“ einen jungen Gelehrten sagen läßt: „Das Christentum hat mit der Verdammung, Entheiligung und Entwürdigung des Geschlechtslebens maßloses Unheil angerichtet. Es hat den Vorgang der Liebe der Geschlechter, aus dem die neuen Menschen hervorgehen, auf eine Stufe mit den Vorgängen in einer Latrine oder Kloake gebracht. Ja sogar auf eine noch tiefere Stufe.“

Mit dieser Irridee aufzuräumen, die unendlich vielen Menschen das Leben und, was mehr ist, das Lebensglück kostete, ist Aufgabe der Sexualwissenschaft.

Es ist bezeichnend, daß die Begriffe Zuneigung und Abneigung gewöhnlich nur als Ausdruck einer Empfindung aufgefaßt werden, während doch in „Neigung“ bereits viel mehr, nämlich die Bewegung der Hin- oder Abwendung liegt. Auch der Begriff Lust enthält einen ähnlichen Doppelsinn, der sich gleichzeitig auf die (sensorische) Eindrucks- und die (motorische) Ausdrucksbahn erstreckt. Indem wir Lust an etwas empfinden, haben wir auch bereits die Lust zu einer Handlung. So innig ist auf dem sexuellen Gebiet das von außen nach innen wirkende — passive und primäre — Moment mit dem von innen nach außen wirkenden — aktiven, sekundären — verschmolzen.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob alle Gefühlstöne, welche Wahrnehmungen begleiten, auch geschlechtsbetont sind. Ich möchte diese Frage aus sexualbiologischen Erwägungen (die im wesentlichen auf dem Gebiet des Sexualchemismus, der inneren Sekretion, liegen) verneinen, ohne zu verkennen, daß erotische Strömungen überall im Leben eine viel größere Rolle spielen, als selbst von denen angenommen wird, bei denen sie vorhanden sind. *Sexuelle Motive dringen als solche oft nicht ins Bewußtsein*. Vor allem nimmt das Auge, welches unter den sexuellen Empfangsorganen des Menschen an erster Stelle steht, eine Unmenge lustbetonter Reize auf, die für die Werterhöhung des Daseins von höchster Bedeutung sind, ohne als erotisch erkannt zu werden. Streng folgerichtig handeln eigentlich daher unter den Asketen nur die Eremiten (= Einsiedler), die sich, um „allen Anfechtungen“ zu entgehen — Anfechtung ist hier dasselbe, was der Sexualforscher Geschlechtsanziehung nennt —, wie Buddha in die völlige Einsamkeit der Natur oder, noch besser, wie Ophelia in ein Kloster (von claustrum = Verschluß) zurückziehen. Mönch (= griechisch monachos) leitet sich vom griechischen *μόνος* = eins, all-ein, ab.

Für die Auffassung, daß ursprünglich alle Eindrücke geschlechtsbetont waren, spricht vor allem die Tatsache, daß die Menschen in sehr vielen Sprachen nicht bloß

den Personen, sondern auch den Dingen eine geschlechtliche Bezeichnung zuerkennen. Was sie sich dabei im einzelnen dachten, dürfte sich gegenwärtig nur noch sehr schwer nachprüfen lassen, daß sie es aber keineswegs gedankenlos, zum mindesten nicht gefühllos taten, muß der Sprachforscher, der den unendlich tiefen Sinn in der Sprachbildung erkannt hat, annehmen. Die deutsche Sprache unterscheidet drei Geschlechter in oft sehr merkwürdiger Weise. So ist der Baum männlich, die einzelnen Bäume, wie die Eiche, die Fichte, die Linde, die Palme und fast alle anderen, weiblich; warum? Warum, so fragte eine Deutsch lernende Engländerin ihren Lehrer, ist der Löffel ein Mann, die Gabel eine Frau und das Messer ein Kind? In diesem „Warum“ steckt mehr als ein Scherz, auch der Ernsteste könnte die gleiche Frage aufwerfen. Deutet nun die Tatsache, daß man den Dingen auch einen Geschlechtscharakter beilegte, auf ursprünglichen Pansexualismus (= Allgeschlechtlichkeit), oder besagt sie nur, daß Ausgang und Ziel des Lebens, sein Innerstes und Äußerstes im Geschlechte ruht? Wir wollen uns nicht verhehlen, daß der Fetischismus, dem wir im nächsten Kapitel unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen, dafür zu sprechen scheint, daß die Urwesen und wohl auch die Urmenschen alle Dinge um sich mit erotischer Unterströmung wahrnahmen.

Mag dem sein, wie ihm wolle. Gegenwärtig empfinden wir die Dinge nur noch dann als geschlechtsbetont, wenn von ihnen Gedankenverbindungen zu Personen männlichen oder weiblichen Geschlechtes führen. Wir sind auch nicht der Meinung, daß im Unbewußten alle positiven Einstellungen zu Menschen als geschlechtsbetont aufzufassen sind, wie es in neuerer Zeit namentlich Hans *Blüher* in seinem Buch „Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft“ (Eugen Diederichs Verlag, Jena) annehmen zu können glaubte. Gewiß ist in ihrer Urentwicklung die Menschheit und jeder Mensch doppelgeschlechtlich (= bisexuell) geartet und dementsprechend empfindend, ob dies aber jetzt noch wirksam ist, in einem Entwicklungsstadium der Menschheit, in dem die Strebungen nicht sexueller Natur bei weitem überwiegen, dafür fehlen uns alle Anhaltspunkte.

In ähnlicher Weise wie bei der Sexualanspannung handelt es sich bei der geschlechtlichen Reflexentspannung nicht um Inanspruchnahme *eines* Muskels oder einer Muskelgruppe, sondern – wie wir bereits früher andeuteten – um einen Treppenreflex mit unendlich vielen Abstufungen. Um das Lustgefühl zu verlängern („denn jede Lust will Ewigkeit“ sagt *Nietzsche*) und zu steigern, staffeln sich Reiz und Lust in immer rascherem Auf- und Abstieg, bis ein Stadium erreicht wird, auf dem bei dem ungemein schnellen und starken Reiz- und Lustwechsel die Hemmungen kaum noch oder nur mit größter Anstrengung sperrend eingreifen können. In der hierzu erforderlichen Nervenüberspannung liegt auch die Ursache der Schädlichkeit der für das angespannte Nervensystem schädlichen Beischlafsunterbrechung (= coitus interruptus), wie sie vielfach zur Empfängnisverhütung und von Sexualhypochondern geübt wird.

Um den geschlechtlichen Charakter einer Liebe klar zu erfassen, müssen wir uns genau

die Sexualbahnen

vergegenwärtigen, aus denen sich der Reflexmechanismus der Liebe zusammensetzt; es sind erstens die von außen nach innen verlaufende oder zentripetale – zweitens die in unserm Selbst abrollende, zentrale – und drittens die von innen nach außen wirkende, zentrifugale Strecke. Im einzelnen spielt sich der Vorgang wie folgt ab: Äußere Sexualreize treffen die Nervenendigungen der Körperoberfläche und dringen durch die sich an diese Endorgane anschließenden Nervenbahnen in das Gehirn. Hier erzeugen sie eine sexuelle Spannung, die sich, wenn sie eine gewisse Höhe erreicht hat, zu entspannen sucht. An die Stelle direkter Außenreize können als ein, wenn auch oft nur sehr unvollkommener Ersatz Erinnerungsbilder, Phantasievorstellungen treten. Diesem reflektierenden Ablauf stehen Hemmungserscheinungen regulierend gegenüber. Sie werden teils durch Kontra (= Gegen) Instinkte, teils durch Gegenvorstellungen gegeben, die auf hygienischem, sozialem, religiösem, ethischem, strafrechtlichem oder auf anderem Gebiete liegen.

Demnach unterscheiden wir:

I. Sexuelle Eindrucksbahnen.

A. *Sexuelle Wahrnehmungsbahnen.* Auf ihnen gelangen äußere Sexualreize über die Sinnesorgane und Sinnesnerven zum Sexualzentrum.

B. *Sexuelle Vorstellungsbahnen.* Auf ihnen werden sexuelle Lustvorstellungen ohne die unmittelbare Anwesenheit einer anziehenden Person hervorgerufen, und zwar dadurch, daß durch Erinnerungsbilder, Traumphantasien, Schilderungen (Lektüre), Nachbildungen irgendwelcher Art Sexualreize an den Stellen erzeugt werden, an denen sonst der lebendige Eindruck ansetzt; es entstehen mehr oder minder starke Lustgefühle (deren Erregung zum Teil von dem § 184 RStGB. mit Strafe bedroht wird). Aber diese Vorstellungreflexe können die eigentlichen Sinnesreflexe nur dann vertreten, wenn sie denselben Inhalt haben wie die, für welche das Sexualzentrum die spezifische (= besondere) Haftbarkeit besitzt.

II. Sexuelle Ausdrucksbahnen.

C. *Sexuelle Handlungsbahnen.* Den auf der einen Seite in das Sexualzentrum einlaufenden sensorischen Erregungsbahnen entsprechen auf der anderen Seite die auslaufenden motorischen Bahnen; zunächst werden innerhalb des Gehirns die lokomotorischen Gehirnzentren in Bewegung gesetzt, die neben der Zentralfurche gelegen sind. Es sind dies das Sprachzentrum sowie die Zentren für die Bewegungen der Beine, Arme und des Gesichts. Die reflektorische Innervation (= Nervenankurbelung) dieser zentralen Ursprungsstellen der Bewegungsnerven bewirkt die zahllosen Liebesäußerungen vom ersten Anschauen und Liebesgruß bis zum Kuß, zum Liebesbrief, zur Umarmung und zu allen sonstigen Formen sexueller Betätigung.

D. *Sexuelle Triebbahnen.* Diese entsprechen insofern den Vorstellungsbahnen, als sie ebenfalls nur innerhalb des Gehirns selbst laufen, wahrnehmbar als Wunsch

vorstellungen, Absichten, Drang- und Zwangszustände, als innere Bewegungen, die sich zunächst nicht in äußere Bewegungen — Sexualhandlungen — umsetzen.

III. Sexuelle Hemmungsbahnen.

Sie gehen teilweise von den Zentren des Bewußtseins — an der Hirnoberfläche — aus, zum großen Teil aber auch vom Unbewußten und Unterbewußten und greifen an derselben Stelle wie die Ein- und Ausdrucksbahnen an; sie wirken als Regulierapparate, indem sie sich zwischen den Trieben und Handlungen als „Widerstände“ einschalten.

IV. Sexuelle Ladungsbahnen.

Im Gegensatz zu den bisher genannten Sexualbahnen, bei denen nervöse Erschütterungen ausschlaggebend sind, liegen hier Einwirkungen von chemischen Reizstoffen auf das Geschlechtszentrum vor, die sich innerhalb der Blutbahn fortbewegen, um auf Zellen zu wirken, die für sie empfänglich sind. So speisen und sättigen sie auch das Geschlechtszentrum und versetzen es in einen Spannungszustand, der zeitweise nach Entspannung drängt. Unmittelbar nach der Entlastung (Entladung) läßt die Hochspannung des Geschlechtszentrums nach, es tritt ein Erschlaffungszustand ein, der sich alsbald durch eine neue Ansammlung von Reizstoffen in eine leichte, nach und nach zunehmende Spannung verwandelt.

Was nun aber den Reflexvorgang der Liebe um so vieles verwickelter macht als die meisten der uns sonst bekannten Reflexe, ist zweierlei. Während bei den anderen einfachen Reflexen der Reiz nur von einem Sinnesorgan oder einigen wenigen Nervenendpunkten ausgeht, kann bei der Liebe der lustbetonte Reiz, der zu Sexualspannungen führt, von jeder Stelle der Körperoberfläche, vermutlich von jeder einzigen Nervenendzelle, seinen Ausgang nehmen. *Mantegazza* bemerkt einmal: „...kein Teilchen eines liebenden Mannes kann ungestraft ein Teilchen eines liebenden Weibes berühren; und wäre die Berührung auch flüchtiger als der Blitz gewesen, so hat doch jedes Molekül etwas von dem Wesen der fremden Natur angenommen, hat in dieser etwas von dem seinigen zurückgelassen.“

Der ganze menschliche Körper ist Empfangsorgan und Vollzugsorgan der Liebe.

Dem entspricht, daß es sich bei der Liebe nicht um einen einfachen, sondern um einen *Treppenreflex* mit unendlich vielen kleinen Stufen handelt, wobei bei Erörterung der Anziehungsgesetze außer Betracht bleiben mag, an welcher Stelle diese Reflexleiter hemmend durch Gegengefühle oder Gegenvorstellungen, vor allem jene Form des Denkens, die man als Bedenken zu bezeichnen pflegt, unterbrochen wird.

Wo aber befindet sich nun

das Geschlechtszentrum,

an dem sich alle diese Sexualbahnen begegnen?

Wenn wir die in das Sexualzentrum ein- und von ihm auslaufenden Leitungsbahnen verfolgen, so dürfte es kaum zweifelhaft sein, daß die Zentralstelle, an der die Ein- und Ausstrahlungen sich begegnen, eine im Mittelpunkt des Gehirns gelegene Gegend sein dürfte.

Am eingehendsten beschäftigte sich mit der Lokalisationsfrage des Geschlechtstriebes bisher Franz Joseph *Gall*, der vielgeschmähte, von *Möbius* und *Bunge* aber mit Recht wieder zu Ehren gebrachte geniale Gelehrte. (Vgl. Franz Joseph *Galls* „Anatomie et Physiologie du système nerveux“, 4 Bände, Paris 1810–18; die uns interessierenden Stellen finden sich Vol. III, S. 85–138. Ferner: P. J. *Möbius*: „Über Franz Joseph Gall“. Schmidts Jahrbücher, Bd. 262, 1899. G. v. *Bunge*, „Lehrbuch der Physiologie des Menschen“, Leipzig 1901, 1. Band, 16. und 17. Vortrag, S. 222 ff., besonders auch S. 236.)

Gall nahm an, daß

das Kleinhirn der Sitz des Geschlechtstriebes

sei, und zwar stützte er sich im wesentlichen dabei auf folgende Gründe:

I. Das Kleinhirn ist bei Neugeborenen im Verhältnis zum Gesamthirn schwach entwickelt, wie 1 zu 9–20. Es wächst am stärksten während der Reifeperiode, besonders im 18. Lebensjahre, beim Erwachsenen ist dann das Verhältnis wie 1 zu 5–7.

II. Die individuellen Verschiedenheiten in der Entwicklung des Kleinhirns sind sehr groß. Der Grad der Entwicklung beim lebenden Menschen ist äußerlich kenntlich an dem Abstand der Processus mastoidei (= Warzenfortsätze, das sind hinter dem Ohr leicht durchfühlbare Knochenvorsprünge). Je weiter diese voneinander abstehen, desto breiter und stärker ist die Nackenmuskulatur. *Gall* will nun an einem sehr umfassenden Material beobachtet haben, daß Personen mit breitem, muskulösem Nacken einen besonders starken Geschlechtstrieb haben.

III. Das Kleinhirn ist beim Manne durchschnittlich stärker entwickelt als beim Weibe. Diesen Unterschied fand *Gall* in der ganzen Säugetierreihe von der Spitzmaus bis zum Elefanten bestätigt.

IV. Werden Menschen und Tiere vor der Pubertät kastriert, so bleibt das Kleinhirn in seiner Entwicklung zurück.

V. Wird nur ein Hoden fortgenommen, so atrophiert (= verkümmert) nur die eine Hälfte des Kleinhirns, und zwar an der gekreuzten Seite. *Gall* will dies nicht nur bei Tieren, sondern in mehreren Fällen auch bei zufälligen Verletzungen am Menschen beobachtet haben.

VI. Der Mensch, in welchem der Geschlechtstrieb das ganze Jahr über rege ist, hat ein verhältnismäßig stärker entwickeltes Kleinhirn als die Tiere, bei denen sich der Geschlechtstrieb nur zur Zeit der Brunst regt.

Galls Behauptungen entbehren einer exakten (= genau meßbaren) Grundlage und sind daher auch vielfach bestritten und heftig angegriffen – auch dieser edle Gelehrte mußte unter dem Haß der Kirche und dem Neid der Fachgenossen namen-

los leiden —, sie sind aber keineswegs widerlegt worden. Für seine Annahme spricht die nach ihm festgestellte Tatsache, daß sich die sensiblen Nervenbahnen von der ganzen Körperoberfläche her bis zum Wurm des Kleinhirns verfolgen lassen, und zwar reichen die ersten Neurone bis zu den Clarkeschen Säulen (= die nach dem englischen Anatomen *Clarke* [1817–1880] benannte Gesamtheit der nach *Stillling* [1810–1879] benannten „Stillingschen Kerne“, einer Anhäufung von Ganglienzellen an den Hinterhörnern des Rückenmarks); von hier aus ziehen die Neurone dann auf den Kleinhirnseitenstrangbahnen des Rückenmarks weiter zum Kleinhirn.

Andere Gelehrte haben den Gehirnmittelpunkt der sexuellen Vorgänge in die Hypophyse verlegt, jenem so wohlgeschützt an der Hirnbasis in der Sella turcica (= Türkensattel) des Schädels belegenen Gebilde, das als endokrines Organ in der neueren Lehre von der inneren Sekretion eine so bedeutsame Stellung gewonnen hat. Es ist dieselbe mediale Region, in der *Cartesius* einst den Sitz der Seele suchte, eine Anschauung, die man fallen ließ, je mehr man erkannte, ein wie vielgestaltiges Ding das Fühlen, Denken und Wollen des Menschen, die unter dem Begriff „Seele“ zusammengefaßte Dreieinheit, ist.

Auch bei der Annahme, daß die Hypophyse Sitz der Geschlechtsseele, des Sexualzentrums sei, handelt es sich nur um eine Hypothese (von *ὑπόθεσις* = Unterlegung). Die Auffindung sekretorischer Drüsenzellen mit „Ausführungsgängen“ („Die Ausfühwege der Hypophyse“ von L. *Edinger*, „Archiv f. mikroskop. Anat.“ LXXVIII. 1911) in der Hypophyse legte die Vermutung nahe, daß hier die Aufspeicherung und Absonderung jener chemischen Rauschsubstanz stattfindet, auf die der sexuelle Lustzustand letzten Endes zurückzuführen sein dürfte. Auch der Umstand, daß die Gehirnanfänge des mit den Geschlechtsnerven eng verbundenen Nervus sympathicus in ihrer Nähe belegen sind, verweist auf die Zusammenhänge dieser Gehirnpartie mit dem Sexualleben.

Von einer sicheren Lokalisierung (= Ortsbestimmung) des Geschlechtszentrums kann aber bei der Hypophyse ebenso wenig die Rede sein wie beim Kleinhirn, wie es überhaupt noch sehr fraglich ist — manches spricht dafür, manches dagegen —, ob es eine eng beschränkte Stelle oder eine weite Fläche des Gehirns ist, an der sich das innere Abbild der Geschlechtseindrücke, der Geschlechtsdrang und der Ursprung der Geschlechtsausdrucksbahnen begegnen.

An welcher Stelle des Gehirns nun aber auch der Bezirk gelegen sein mag, in dem sich die sexuellen Energien, die zentripetalen und zentrifugalen, treffen und ineinander umsetzen, eins ist sicher: in dieser Region (= Gegend) befinden sich die für die Richtung der Liebe maßgebenden Zentren. Eindrücke, für die sie nicht eingerichtet ist, gleiten wirkungslos an dieser individuell gearteten Empfangsstelle ab, wie etwa drahtlose Leitungen der elektrischen Wellen an tausenden elektrischer Empfangsapparate spurlos vorübergehen und nur jene Apparate zum Ertönen bringen, die für die speziell gearteten Wellen des speziellen Wellensenders die spezielle „Abstimmung“ (in der Seelenkunde Stimmung genannt) besitzen.

Wir stehen hier an dem schwierigsten, weil verborgensten Teil unserer Untersuchung, denn die von außen nach innen dringenden Sexualreize können wir verfolgen, auch die von innen nach außen strebende motorische Lösung ist der Betrachtung zugänglich; zwischen dem sexuellen Eindruck und Ausdruck liegt aber der Abdruck und Druck tief im Innersten der Seele verschlossen. Daß wir aus zwei sichtbaren Erscheinungen — dem Reiz und der Reaktion — den dritten intermediären (= dazwischen gelegenen) Vorgang folgern, teilt der Sexualreflex mit fast allen anderen im Körper vorhandenen Reflexmechanismen, wie ja auch sonst in der Natur oft Zwischenglieder angegeben und in ihren Wirkungen genau geschildert werden konnten, ehe sie aufgefunden wurden, ja bevor die technische Möglichkeit bestand, sie den Sinnen wirklich zugänglich zu machen.

Da die Reaktionsweise des Geschlechtstriebes auf Außenreize und seine dadurch gegebene Richtung eine so ungemein verschiedene sind, so muß auch die Hirnstelle, wo sie ihren Sitz hat, ebenso verschieden beschaffen sein; oder mit anderen Worten: *die Verschiedenheit der sexuellen Triebe beruht auf einer Verschiedenheit der persönlichen Geschlechtszentren im Gehirn.* Die immer wieder gemachte Erfahrung, daß die von unzähligen Außendingen ausgehenden zahllosen Sexualreize unendlich viele Seh-, Hör-, Riech- und Fühlnerven in ihren peripheren Endigungen treffen, diese Reize aber nur von sehr vereinzelt Personen lustbetont empfunden werden, lehrt, daß die eigenartige erotische Empfindsamkeit unbedingt auf der inneren Verschiedenheit der gereizten Individuen beruhen muß.

Wir können noch einen Schritt weitergehen. Nicht nur die Verschiedenheit des sexuellen Geschmacks beruht auf der endogenen Variabilität (= innerlichen Mannigfaltigkeit) der Gehirne, sondern auch die Verschiedenheit der sich aus der unterschiedlichen Geschmacksrichtung ergebenden Urteile. „Denken ist Fühlen“, sagen die Franzosen.

Aus der ungeheuren Verschiedenheit der Eindrücke, die sexuell zu reizen imstande sind, können wir den Schluß ziehen, daß dieser Spezialisiertheit der vorhandenen Reizquellen eine ebenso große Spezialisiertheit der Empfangsstellen dieser Reize entsprechen muß. Diese Mannigfaltigkeit des Geschlechtstriebes ist keine relative, sondern eine absolute (= vollkommen unbegrenzte) Größe: *so mannigfaltig die Menschen sind, so mannigfaltig ist ihre Liebe.* Wenn auch viele einen ähnlichen Geschmack haben, so sind doch Nuancen immer vorhanden, wobei noch eine Beobachtung nicht ohne Interesse ist: *der Geschmack zweier Menschen erscheint um so ähnlicher, je ähnlicher sie selbst einander in ihren körperlichen und seelischen Eigenschaften sind.*

Diese grenzenlose

Mannigfaltigkeit der Trieb- und Lustziele

hat eine ungünstige und eine günstige Folge. Die ungünstige zeigt die Kurzsichtigkeit der Menschen, die günstige die Weitsichtigkeit der Natur. Die ungünstige Folge

ist, daß die große individuelle Verschiedenheit der sexuellen Bedürfnisse eine objektive Beurteilung sexueller Vorkommnisse ungemein erschwert. Die meisten Männer und Frauen sind so sehr mit ihrer eigenen Sexualindividualität eins, daß sie meinen, da sie an den andern Menschen doch auch dieselben Sinnesorgane, Augen und Ohren, bemerken wie an sich selbst, müßten diese doch auch hinsichtlich eines so wichtigen Lebensfaktors wie der Sexualpsyche ebenso beschaffen sein wie sie selbst. Wenn sie eine Person, die ein anderer liebt, nicht schön finden, sagen sie, die Liebe sei blind; wenn eine Neigung ihrer Natur widerspricht, nennen sie sie unnatürlich, als ob die Natur sich nach ihrer Natur oder auch nur nach der Natur der Mehrzahl richtete; wenn sie ohne Beschwerden sich während einiger Monate des sexuellen Verkehrs enthalten konnten, sagen sie, der Mensch brauche überhaupt nicht sexuell zu verkehren, er könne auch ebensogut „abstinent“ leben, in ihrer glücklicheren Veranlagung erblicken sie ein Verdienst, in der weniger glücklichen anderer ein Verschulden.

Die günstige Folge der sexuellen Geschmacksvariabilität ist die Ermöglichung des großen Naturgesetzes, das wir seit *Darwin* als

„sexuelle Zuchtwahl“

bezeichnen. Nehmen wir einmal an, es gäbe keine subjektive Geschmacksverschiedenheit, der Begriff dessen, was schön, reizend, anziehend ist, wäre ein festgelegter, objektiver. Dann würde um die objektiv schönen Männer und Frauen ein großer Wettbewerb entstehen; diejenigen aber, welche dem objektiven Schönheitsgesetz nicht entsprächen, hätten kaum Aussicht, geliebt und gewählt zu werden. Um in den Besitz der schönsten Menschenexemplare zu gelangen, würden die Mitbewerber sich vermutlich in Liebesduellen vernichten, während die objektiv häßlichen von allen Freuden der Liebe ausgeschlossen blieben. Ginge die Natur so vor, würde sie sich mit sich selbst in Widerspruch setzen und in der Liebe lieblos vorgehen. So verhält es sich nicht.

Wohl sehen wir, daß jedes Lebewesen, auch der Mensch, danach trachtet, sich mit Wesen seiner Art zu verbinden, die nach seinem Empfinden möglichst viele körperliche und geistige Vorzüge besitzen, daß er davor zurückschreckt, sich mit verküppelten, mißgestalteten, mit kranken „Männchen oder Weibchen“ zu vereinigen oder mit einem, dessen Vater im Zucht- oder Irrenhause sitzt – und vom Gesichtspunkt der bisher nur in so geringem Maße geglückten „Höherpflanzung“ der Menschheit, der Artenverbesserung unter Zuhilfenahme der Vererbung, ist dies gewiß vorteilhaft.

Diese sexuelle Auslese ist im wesentlichen aber doch eine rein persönliche Empfindungsangelegenheit. Der Mensch wählt die Formen und Eigenschaften, die er selbst für schön und gut findet, und damit ist kraft seiner unbegrenzten Eigenartigkeit einer unendlich großen Anzahl Menschen mit allen nur erdenklichen Formen und Eigenschaften die Aussicht gegeben, Personen zu finden, denen sie liebens- und begehrenswert erscheinen.

Üben oft genug doch sogar kleine Fehler eine Anziehung aus. Vor einiger Zeit suchte mich ein Marineoffizier auf, der eine große Vorliebe für Frauen hatte, die lis-pelten; unter diesen waren ihm solche mit blassen, leidenden Gesichtern, die einen recht schwächlichen, hilfsbedürftigen Eindruck machten, besonders sympathisch. Personen, die ein leichtes Schielen an der Frau gern haben, sind mir wiederholt vorgekommen, eine Geschmackseigentümlichkeit, die ja, wie berichtet wird, auch dem Philosophen *Cartesius* eigen gewesen sein soll. Von Frauen kann man nicht selten hören, daß sie von einem Manne sagen, er sei von anziehender Häßlichkeit. Eine meiner Patientinnen schrieb:

„Vor vier Jahren lernte ich meinen Mann R. kennen; Schweizer von Geburt; furchtbar häßlich, wie seine Schwester; beide seit langen Jahren verwaist. Ich lernte ihn auf einer Gesellschaft kennen. Ich hatte gleich Zuneigung zu ihm, weil er häßlich war; ich habe häßliche Leute immer gerne, weil sie meistens von den Menschen schief angesehen werden, besonders wenn sie Gebrechen haben, doch habe ich immer in häßlichen Menschen gute, goldene Herzen gefunden. Sogenannte schöne Männer sind mir dagegen direkt zuwider.“

Selbst für hinkende, verwachsene Menschen gibt es Liebhaber, die nicht etwa diese kleinen „Schönheitsfehler mit in den Kauf nehmen“, sondern besonders „reizend“ finden. Wir kennen „Glatzenfetischisten“, „Brillenfetischisten“, „Krückenfetischisten“, „Narbenfetischisten“; Fetischisten für Leberflecken sind so häufig, daß die Mode sie zeitweise durch aufgeklebte „Schönheitspflasterchen“ nachahmte. Fetischisten für Holzbeine, Liebhaber für Frauen mit Glotzaugen, Krampfadern, starker Bartentwicklung sind beschrieben worden. Einen besonders merkwürdigen Fall sah ich vor einiger Zeit: ein Mann, der eine leidenschaftliche Neigung für schwangere Frauen hatte. Er suchte auf der Straße nach Frauen, die guter Hoffnung waren, und ging ihnen oft weite Strecken nach. Man wird geneigt sein, solche Geschmackssonderlichkeiten in das Gebiet der Pathologie zu verweisen, doch ist gerade auf dem Gebiet der Teilanziehung die Fülle der Erscheinungen so unbegrenzt, und des überraschend Grotesken gibt es so viel, daß man, je mehr die Sachkenntnis wächst, um so geneigter ist, das Gebiet der Varietäten zu erweitern und das des eigentlich Krankhaften zu verengern.

Zweifellos werden nun aber die natürlichen Anziehungsgesetze außerordentlich häufig in der gegenwärtigen Kulturperiode vernachlässigt, in der es etwas Alltägliches geworden ist, daß Männer Frauen freien, um ihren eigenen Vermögensstand zu heben, oder Frauen Männer, nur um „versorgt“ zu sein. Namentlich Eltern, Schwiegereltern und Großeltern bevorzugen für Kinder und Enkel *Standes- und Verstandesehen*. Die Vernachlässigung wirklicher körperseelischer Sexualreize gegenüber Reichtum und Rang steht im Gegensatz zu dem Naturgesetz der sexuellen Zuchtwahl. Diejenigen, die einer Entartung der Menschen entgegenarbeiten wollen, sollten vor allem im Auge behalten, daß „ohne Liebe lieben“ und heiraten mehr als alles andere eine Versündigung an der Natur, an den Nachkommen und damit an der Menschheit bedeutet.

Viele Eigenschaften des einen oder des anderen Geschlechts verdanken zweifellos der natürlichen Auslese zum großen Teil ihre Entstehung, zum mindesten ihre Förderung. Denn wenn auch die Geschmacksverschiedenheit eine ungemein große ist, so sehen wir doch, daß eine große Reihe körperlicher und seelischer Charaktereigenschaften beliebter als andere sind.

Wie im Tierreich viele sekundäre Geschlechtszeichen „der Auswahl der Besten“ ihre Existenz verdanken, wie zum Beispiel die Mähne des Löwen, das Geweih des Hirsches, der Sporn des Hahns, der melodische Gesang der Singvögel, die prachtvolle Färbung der Schmetterlinge — man lese, was *Darwin* in seinem letzten Hauptwerk „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“ darüber gesammelt hat —, so kann man wohl annehmen, daß auch die körperliche und geistige Eigenart des Mannes, seine Tapferkeit und Stärke, ebenso wie das Gemüt der Frau, ihre Hingebung, Treue und Wirtschaftlichkeit sich dadurch erhielten und steigerten, daß sie eben allgemeiner bevorzugt und begehrt wurden und sich so nach den Gesetzen der Vererbung auf die Nachkommen des einen oder des anderen Geschlechts leichter übertragen konnten.

Im übrigen begnügt sich der Mensch nicht nur mit den ihm von der Natur gegebenen Sexuszeichen, sondern nimmt zur Erhöhung seiner Anziehungskraft, namentlich zur Unterstreichung seiner Männlichkeit vielfach auch noch die der Tiere zu Hilfe; Beispiele hierfür sind: der Hörnerschmuck der alten Germanen, der Federkriegsschmuck der Indianer, der Federputz auf Ritter- und Reiterhelmen, und wenn wir uns den französischen Kürassier ansehen mit seiner kammartigen Raupe auf dem Helm und seinen Sporen (und seinem durch die Uniform bedingten gravitätischen Hahnenschritt), so haben wir kaum noch ein Symbol, sondern schon fast eine Kopie des „gallischen Hahns“ vor uns mit dementsprechender Wirksamkeit auf weibliche Gemüter.

Würde nun allerdings dieses Naturprinzip — die Bevorzugung von Einzelwesen mit besonderen, möglichst ausgeprägten Sexualcharakteren und die ausschließliche Vererbung dieser Eigenschaften entweder nur auf männliche oder nur auf weibliche Personen — von absoluter Gültigkeit sein, so müßte dies zur Folge haben, daß die Verschiedenheit der Geschlechter, der „sexuelle Dimorphismus“ (= die Geschlechtsverschiedenheit) stetig zunehmen und damit die Kluft zwischen beiden Geschlechtern immer größer werden würde. Bei manchen Lebewesen ist ja in der Tat die Differenzierung der beiden Geschlechter so bedeutend, daß die Zoologen oft genug Mühe gehabt haben, zu dem einen Geschlecht das hinzugehörige andere aufzufinden; denken wir an „*Distomum haematobium*“, wo das Weibchen ganz unscheinbar in einer am Körper des männlichen Partners befindlichen Rinne sein Dasein verbringt, oder an „*Bonellia viridis*“, wo in entgegengesetzter Weise das kaum auffindbare Männchen im Eileiter des Weibchens seinen Wohnsitz hat.

Beim Menschen ist die Differenzierung der Geschlechter bei weitem nicht so groß wie bei zahlreichen auf tiefer Entwicklungsstufe stehenden Organismen und hat sich

sicherlich in dem Zeitraum, den wir von der Geschichte unserer Art zu überschauen in der Lage sind, nicht wesentlich verstärkt; eher scheint es, als ob zeitweise, beispielsweise auch gegenwärtig, die Tendenz vorherrscht, die Geschlechtsunterschiede nicht so scharf zu betonen, zu akzentuieren: die Vorliebe vieler Frauen für Männer ohne Bart, die Neigung vieler Männer für schlanke weibliche Figuren und dementsprechend die Neigung vieler Männer, sich bartlos zu tragen, und der Wunsch vieler Frauen nach einer schlanken Linie ließen sich in diesem Sinne anführen. Namentlich die Frau folgt, ohne sich dessen bewußt zu werden, viel mehr dem Geschmack des Mannes als ihrem eigenen.

In der Mode einer Zeit steht die Vermännlichung der Frau und die Verweiblichung des Mannes immer zueinander in einem entsprechenden Verhältnis, und es ist sicherlich kein Zufall, daß der Meister der Eleganz, M. *Antoine*, coiffeur-friseur pour Dames (= Damenfriseur) in Paris, welcher sich mit Stolz rühmt, der Erfinder des Bubenkopfes zu sein, ein Mann ist, dessen weibliche Manieren fast ebenso berühmt sind wie sein künstlerisches Geschick in der Herstellung „individueller“ Damenfrisuren.

Zweifellos hat der „Herrenschnitt“ der weiblichen Tracht (und zwar sowohl der Haar- als der Körpertracht) in den letzten Jahren eine solche Verstärkung erfahren, daß zahllose Witze und Karikaturen — wie etwa die des Kindes, das zu der Mutter, die es an die Brust legen will, sagt: „Ach, ich dachte, du wärest der Papa“, kaum noch als Übertreibungen anmuten. Es ist daher auch wohl verständlich, wenn sich unter den Frauen selbst bereits Gegenorganisationen gegen die Vermännlichung der Mode gebildet haben; so hat in Washington mit großem Erfolg die Gattin eines Senators, Mrs. *Henderson*, die Frauenvereinigungen aufgerufen, dagegen zu arbeiten, „daß sich die Frau in der äußeren Erscheinung zu sehr dem Manne nähert und Eigenschaften des Mannes annimmt, durch die ihre natürliche Weiblichkeit verloren gehen kann“.

Immerhin sollte man der ganzen Erscheinung mit Rücksicht auf den in größeren oder kleineren Abständen wechselnden Zeitgeschmack keine allzu große Bedeutung beimessen. Es hat Zeiten gegeben, in denen die bunten, faltigen, reichbesetzten Gewänder mehr von Männern und die einfarbigen, schlichten dunklen Kleider mehr von Frauen getragen wurden, und andere Zeitperioden, in denen das Gegenteil für schicklich und „sittlich“ galt. In einer Fußnote zu seinem zweibändigen Werk „*Levana oder Erziehungslehre*“ (erschienen 1807 in Braunschweig, die vierte, aus dem Nachlaß vermehrte Auflage 1861 in Stuttgart) bemerkte Jean *Paul*: „Vor wenigen Jahren war es in Rußland für die Männer modern, ihre Kleider mit einer falschen Busenfülle auszustatten.“ Auch trugen (wie aus dem Bilderteil meiner „*Transvestiten*“ ersichtlich ist) zu verschiedenen Zeiten bald die Männer, bald die Frauen lange Haare. Die Massaifrau rasiert ihr Haar, der Mann flicht es zum Zopf. Vollbärte und Backenbärte galten noch vor 30 Jahren bei uns als besonders schöner Manneschmuck, während sie in der gegenwärtigen Zeit fast ganz von der Bildfläche verschwunden sind.

Vielfach wurde es geradezu als Zeichen keuscher Gesinnung angesehen, den Unterschied der Geschlechter äußerlich so wenig wie möglich merken zu lassen. So erzählt *Tacitus* von den alten Germanen, daß bei ihnen zwischen Mann und Weib in Kleidung und Haartracht kein Unterschied war, und bei den Singhalesen tragen nicht nur beide Geschlechter die Haare, sondern auch die Kleider vollkommen gleich. Der einzige Unterschied ist, daß die Männer in das Haar einen Perlmutterkamm stecken, die Frauen nicht.

Kunsthistoriker haben darauf hingewiesen, daß in der antiken Kunst männliche Bildwerke in ihrem Körperbau oft einen auffallend weiblichen, weibliche dagegen einen stark männlichen Eindruck machen. Ist es doch erst vor einiger Zeit vorgekommen, daß ein Torso, den man lange für eine Darstellung des Apollo gehalten hatte, als Überrest einer Athenestatue erkannt wurde. Andererseits haben Forschungsreisende und Anthropologen darauf aufmerksam gemacht, daß bei wilden Völkerstämmen und Völkern der Halbkultur die sekundären Geschlechtsunterschiede nicht so scharf differenziert sind wie bei kultivierten Nationen; so sagt *Riehl*: „Bei den rohen Naturmenschen und bei verkümmerten, in ihrer Gesittung verkrüppelten Volksgruppen zeigt sich der Gegensatz von Mann und Weib noch vielfach verwischt und verdunkelt.“ Hält man alle diese Tatsachen zusammen, so kann man wohl sagen, daß sich in historischer Zeit der Unterschied der Geschlechter im ganzen kaum wesentlich geändert hat, wenn er auch bei manchen Völkern und zu manchen Zeiten etwas schärfer, zu anderen etwas schwächer markiert hervorgetreten ist.

Daß dem so ist, rührt einmal davon her, daß, wie wir schon andeuteten, keineswegs das eine Geschlecht bei dem anderen nur Typen auswählt, welche die ihrem Geschlechte eigentümlichen Zeichen in absoluter Reinkultur besitzen, beispielsweise, daß Frauen keineswegs im allgemeinen bei Männern Vollbärte und tiefe Stimmlage sowie möglichste Aktivität wünschen, Männer dagegen nur Frauen mit breiten Hüften, stark entwickelten Brüsten und möglichster Passivität begehren; zum zweiten aber daher, daß immer wieder die geschlechtsgebundene Vererbung von der gemischten durchkreuzt wird, indem alle männlichen Kinder auch von der Mutter, alle weiblichen vom Vater zahlreiche seelische und körperliche Eigenschaften übernehmen.

Wenden wir uns nach diesen allgemeineren Betrachtungen über die Geschlechtsbetonung und Geschlechtsanziehung der besonderen Untersuchung zu, wie beschaffen die Personen sind, die aufeinander eine geschlechtliche Anziehungskraft ausüben, so gehen wir dabei am besten von der Gesamterscheinung aus. Auch hier hat das Sprachgefühl instinktmäßig das Richtige getroffen, als es den Begriff vom

Z u s a m m e n p a s s e n z w e i e r M e n s c h e n

prägte. Das will besagen: es genügt nicht, daß von zwei Personen, die sich verbinden, jeder für sich ein Mensch mit guten, ja vortrefflichen Eigenschaften ist. Wenn ihre Individualcharaktere nicht zueinander passen, nicht in einem bestimmten Verhältnis stehen, in welchem ihre Körperseelen harmonisch zusammentönen, ist die Gewähr einer glücklichen, vor allem einer dauerhaften Gemeinschaft nicht gegeben.

Vollkommen unrichtig ist die namentlich von Ehestifterinnen (auch Eltern) vielfach vertretene Annahme, daß mangelnde Zusammenpassung sich durch „Anpassung“ ersetzen ließe. Für das Zusammenleben mag dies wohl noch in Ausnahmefällen hingehen, für das Zusammenlieben niemals. Wenn je ein Rat berechtigt war, so ist es der durch seine Abgegriffenheit zur Banalität herabgesunkene Satz aus *Schillers* „Glocke“:

Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet,
Der Wahn ist kurz,
Die Reu' ist lang.

Schiller teilt dem Herzen hier auch die Rolle zu, die man vor ihm der Leber, nach ihm dem Gehirn zuschrieb. Wie sehr man Herz und Leber für den Sitz der Empfindungen hielt, zeigen noch jetzt viele gedankenlos hingeworfene Redewendungen, beispielsweise, daß jemand, der seinem „Herzen“ Luft machen will, frisch von der „Leber“ weg redet.

Heute sind wir freilich noch weit davon entfernt, objektiv feststellen zu können, ob und inwieweit Körperseele zu Körperseele paßt. Könnten wir es, so wäre damit viel gewonnen. Wir wären dann in der Lage, auf staatlichen Ehevermittlungsstellen (für deren Einrichtung – in Verbindung mit den Eheberatungsstellen – natürlich nur auf Grundlage freier Liebeswahl – viel spricht) Auskunft geben zu können, inwieweit die Schließung eines Ehebundes sowohl für die Liebenden als voraussichtlich für ihre Nachkommen eine günstige Prognose (= Voraussicht) böte.

Die zur Zeit bestehenden Einrichtungen genügen diesen Erfordernissen nur zum kleinen Teil, wenngleich einige (wie die 1914 in Kiel gegründete „Organisation des Sichfindens: Der Bund“) gute Ansätze enthalten und, wie mir verschiedene Beispiele in der Praxis zeigten, auch Erfolge aufzuweisen haben.

In wie hohem Grade das Bedürfnis nach einer zuverlässigen Eheprognose besteht, geht daraus hervor, daß Männer und Frauen selbst gebildeter Kreise in großer Anzahl die mehr oder weniger (meist weniger) ernst zu nehmenden Stellen aufsuchen, von denen sie glauben, sie könnten dort mit Hilfe besonderer Geheimwissenschaften einen „Blick in die Zukunft“ tun. Alle möglichen Hexen- und Zauberkünste werden da herangezogen, alle Arten von Hellsehern und Wahrsagerinnen, „Sibyllen und Propheten“ in Anspruch genommen; in neuerer Zeit sind es namentlich wieder die Astrologen, an die man sich wendet, damit sie den Ehepartnern nach ihrer Geburtsstunde das Horoskop (vom griech. *ὥρος*, was Stunde und Grenze bedeutet, und *σκοπέω* = schauen) stellen.

Wiederholt wurden uns auch schon Handschriftproben zweier Menschen überbracht, aus deren Schriftzügen wir feststellen sollten, ob ein liebendes und geliebtes Wesen zueinander passen oder nicht. Hier bewegen wir uns – so sehr vorsichtige Zurückhaltung am Platze ist – immerhin schon in etwas zuverlässigeren Bahnen.

Die wichtigsten Gesichtspunkte, nach denen eine fruchtbringende Eheberatung auf Grund der Analyse der Handschriften möglich ist, sind folgende: Bei der Frage des Zusammenpassens zweier Ehekandidaten wird untersucht: 1. Wie ist der Grad der Triebstärke bei beiden? 2. Wie beschaffen ist der Trieb nach Richtung und Artung? 3. Wie verhält sich der übrige Charakter? Der Grad der Triebstärke, ein aus der Handschrift gut erkennbarer Faktor, ist erfahrungsgemäß bei Partnern, die miteinander in ausgesprochen glücklicher Ehe leben, mehr gleich als verschieden. Zeigt es sich, daß der Unterschied in

der Triebstärke groß ist, also zum Beispiel ein temperamentloser, unsinnlicher Mann ein sehr leidenschaftliches Mädchen ehelichen möchte, so raten wir davon ab. Als in einem solchen Falle doch die Ehe geschlossen wurde, zeigte sich sehr bald, daß es zu schwersten Zusammenstößen und Zerwürfnissen kam. — Bei dem Gesichtspunkt der Triebrichtung und Triebartung hingegen geben verschiedene Anlagen oft eine gute Ergänzung: zum Beispiel erfordert ein sehr aktives Temperament gradezu als Ergänzung einen vorwiegend passiven Partner. — Was die übrigen Charaktereigenschaften anlangt, so ist eine sichere Beurteilung, ob ein Zusammenstimmen in der Ehe zu erwarten ist, nicht immer möglich, da die Gesetze dieser Zusammenstimmung im einzelnen oft noch nicht genügend geklärt sind. Immerhin gibt es genug Fälle, in denen man auf Grund der Erfahrung zuverlässig urteilen kann. So befürworten wir die Eheschließung nachdrücklich, wenn die Handschriften erkennen lassen, daß der eine Partner selbständige Energie und Ausdauer, der andere hinneigendes Liebebedürfnis und zartes Gefühlsleben besitzt. Ungünstig hingegen wäre es zu deuten, wenn etwa hinzukäme, daß der eine gemüthlos kaltherzig, der andere aber reichen Gemüthes und tief empfindend ist. Grade diese Eigenschaften lassen sich verhältnismäßig leicht aus der Handschrift erkennen.

Wenn man nach diesen Gesichtspunkten eine graphologische Beratung vor der Ehe handhabt, so wird man im allgemeinen keine Mißgriffe tun. Voraussetzung ist immer die gegenseitige Zuneigung. Ist diese vorhanden, so wird der erfahrene Graphologe in vielen Fällen sagen, die charakterologischen Vorbedingungen seien günstig, in vielen Fällen wird er sagen, es liegen keine offensichtlich nachteiligen Bedenken vor, und in einigen Fällen wird er abraten, wenn er die ungünstigen Voraussetzungen klar erkennt. Im Zweifelsfalle muß er sich des Urteils enthalten.

In vielen Fällen sind wir so auf Grund der modernen Charakterologie und Ausdruckskunde in Verbindung mit Erfahrungen, die wir bei Geschlechtsbeziehungen verwandter Sexualtypen sammeln konnten, bereits in der Lage, ein Urteil zu fällen, daß zwei Menschen *nicht* zusammenpassen, beispielsweise werden ein sehr männlich veranlagtes, aktives, energisches Weib und ein Mann von ebenso starker Aktivität und Aggressivität kaum je eine gute Mischung geben. Bedeutend schwieriger aber als über das Nichtzusammenpassen ist es, über das Zusammenpassen etwas Sicheres aussagen.

Daher sind auch mit größter Vorsicht die Berichte aufzunehmen, die neuerdings über „Eignungsprüfungen für die Ehe“ aus Amerika zu uns herübergedrungen sind. Der New Yorker Physiker *Gernsback* hat, angeregt durch die guten Ergebnisse, die man bei der Berufswahl mit psychotechnischen Eignungsprüfungen gemacht hat, ähnliche Prüfungen für die Gattenwahl zur Sicherstellung des Eheglücks angestellt; seine Versuche erstrecken sich nicht nur auf die Kontrolle der hygienisch-sozialen Vorbedingungen einer glücklichen Ehe, sondern vor allem auf die Untersuchungen der gegenseitigen Anziehung und Zuneigung. Einer Mitteilung von Dr. Alfred *Gradenwitz* entnehmen wir folgende Einzelheiten:

„Physische Anziehung gilt *Gernsback* mit Recht als erste Bedingung dauernden Eheglücks, und diesen Faktor will er in ganz gleicher Weise wie andere seelische physiologische Eigenschaften messen. Beide Eheandidaten bekommen um die Handgelenke die Elektroden eines elektrischen Pulsmessers (Sphygmometers) und um die Brust je eine Kette, die an einer mit Gummischlauch bedeckten Uhrfeder sitzt. Das eine Ende des auf diese Weise gebildeten Rohres ist verschlossen, während das andere mit einem Druckmesser und ebenso mit einer Schreibtrommel nebst Schreibstift in Verbindung steht.

Durch diese auch sonst bei physiologischen Untersuchungen benutzte⁷ Anordnung wird erreicht, daß der Schreibstift auf der Trommel die Atmungskurve und damit Schnelligkeit und Tiefe der einzelnen Atemzüge aufzeichnet. Außerdem aber trägt jeder der beiden Ehekandidaten um den Arm ein dehnbares Band, das in ähnlicher Weise einen Schreibstift zur Aufzeichnung etwaiger Muskelzusammenziehungen trägt. Mit dieser Apparatur will *Gernsback* nun einem so verwickelten seelischen Faktor, wie es die physische Anziehungskraft ist, auf den Grund kommen: Schlägt der Puls beider Kandidaten bei gegenseitiger Annäherung nicht höher, geht der Atem nicht schneller, und erfährt der Blutdruck keinen entsprechenden Anstieg, so sollten sie nach *Gernsbacks* Meinung lieber auf eine eheliche Verbindung verzichten.

Die zweite von ihm ausgewählte Probe erstreckt sich auf die direkte Feststellung der gegenseitigen Sympathie: Um hierbei messend vorgehen zu können, wird dem einen Kandidaten in Gegenwart des andern eine kleine Verwundung beigebracht und etwas Blut entzogen. Da beide mit der gleichen Versuchsanordnung versehen sind wie bei dem vorigen Experiment, bis auf das Fehlen des Pulsmessers, glaubt der Untersuchende so die Stärke des hierdurch ausgelösten Mitgefühls verfolgen zu können.

Ein weiterer Faktor, dessen *Gernsback* sich bei seinen Untersuchungen bedient, ist der Körpergeruch; zwar spiele, so meint er, in unserem Dasein der Geruchssinn nicht die entfernt gleiche Rolle wie beim Hund und anderen im wesentlichen durch die Nase orientierten Tieren, aber seine Bedeutung sei doch auch dort, wo sie uns nicht zum Bewußtsein kommt, zum Beispiel bei der Entstehung von Sympathien und Antipathien, ganz hervorragend; hiervon zeugt schon der familiäre Ausdruck, daß jemand einen anderen 'nicht riechen kann'. *Gernsback*, der sich hier offenbar ganz in den Gedankengängen unseres bekannten 'Seelenriechers' Professors *Gustav Jaeger* in Stuttgart bewegt, schlägt vor, die Kandidaten nacheinander in eine eng anschließende Haube zu stecken, von wo aus ein Schlauch zu einem Mundstück führt, um sie auf diese Weise den gegenseitigen Körpergeruch riechen zu lassen. In ähnlicher Weise wie bei den vorhergehenden Versuchen soll dann die hierdurch ausgelöste physiologische Wirkung auf den anderen aufgezeichnet werden.

Nachdem *Gernsback* durch die drei beschriebenen Versuche das seelische Verhalten der beiden Ehekandidaten zueinander untersucht hat, will er an vierter Stelle die größere oder geringere Nervosität der beiden Kandidaten feststellen, um auch so ihre richtige Ergänzung zu prüfen. Er läßt beide durch einen plötzlich abgefeuerten Pistolenschuß erschrecken und an einem etwaigen Abfall der Atem- und Pulskurven ihre größere oder geringere Empfindlichkeit für den Schreckreiz vermerken. Zwei überaus nervöse und schreckhafte Menschen sollen nach *Gernsbacks* Meinung lieber von einer ehelichen Vereinigung absehen, während stärkere Nervosität bei dem einen Ehegatten durch größere Ruhe bei dem anderen sehr wohl ausgeglichen werden kann."

Gegen die hier vorgeschlagenen Methoden zur objektiven Messung gegenseitiger Eheeignung kann man vieles anführen. Zunächst, daß hier nur einige beliebige Eigenschaften aus unendlich zahlreichen körperlichen und seelischen herausgegriffen werden, deren Verhältnis zueinander mit demselben Recht untersucht werden müßte, wobei dann noch in jedem einzelnen Falle die schwierige Entscheidung bliebe, ob hinsichtlich einer Eigenschaft die Übereinstimmung oder Verschiedenheit erstrebenswerter wäre. Vor allem aber kann auf dem Gebiete der Sympathie und Antipathie der Ausschlag keiner noch so empfindsamen Nadel so ausschlaggebend

sein wie die positiven und negativen Gefühlsregungen selbst, welche letztlich nur der „ermessen“ kann, in dessen Innern sie sich vollziehen.

So einfach jedenfalls, wie es sich diejenigen denken, die sich mit der Ergänzungsfornel begnügen, nach der jeder das sucht, was ihm fehlt, damit aus zwei getrennten Teilen immer wieder ein Ganzes werde, verhält es sich nicht. Die noch jetzt so viel gebrauchte Floskel von den beiden „Eehälften“ scheint als erster *Plato* angewandt zu haben, in dem wir neben dem griechischen Arzt *Hippokrates* wohl den größten Sexualforscher des Altertums zu erblicken haben. *Plato* schreibt: „Das Finden seiner verlorenen Hälfte ist das Entzücken der Liebe, und diese ist die unbegreifliche Sehnsucht, das unaussprechliche Verlangen und Suchen. Wenn sich zwei dieser Hälften begegnen, überfällt sie anfänglich ein wundersames Erschrecken, dann eine Anhänglichkeit, eine Inbrunst, eine Freundschaft, welche so gewaltsam ist, daß davon ihre ganze Seele überfüllt ist und sie womöglich wünschten, hier auf Erden wie auch nach dem Tode wieder zu einem Wesen vereinigt fortzuleben.“

Unter den Neuern ist der bedeutendste wissenschaftliche Vertreter dieser Anschauung Arthur *Schopenhauer*, welcher im zweiten Bande von „Die Welt als Wille und Vorstellung“, Kapitel 44, ausführlich darlegt, daß die männliche oder weibliche Einseitigkeit in dem einen Individuum in höherem Grade ausgesprochen sei als im anderen, und daß jedes zu seiner Ergänzung und Neutralisierung im Interesse neu zu erzeugender Individuen „einer der seinigen individuell entgegengesetzten Einseitigkeit bedarf“. *Schopenhauer* schließt wörtlich: „Die Physiologen wissen, daß Mannheit und Weiblichkeit unzählige Grade zulassen, durch welche jene bis zum widerlichen Gynander und Hypospadäus sinkt, diese bis zur anmutigen Androgyne steigt; von beiden Seiten aus kann der vollkommene Hermaphroditismus erreicht werden, auf welchem Individuen stehen, welche, die Gerade zwischen den beiden Geschlechtern haltend, keinem beizuzählen, folglich zur Fortpflanzung untauglich sind. Zur in Rede stehenden Neutralisation zweier Individualitäten durcheinander ist demzufolge erfordert, daß der bestimmte Grad seiner Mannheit dem bestimmten Grade ihrer Weiblichkeit genau entspreche, damit beide Einseitigkeiten einander gerade aufheben. Demnach wird der männlichste Mann das weiblichste Weib suchen und vice versa (= umgekehrt) ebenso jedes Individuum das ihm im Grade der Geschlechtlichkeit entsprechende. Inwiefern nun hierin zwischen zweien das erforderliche Verhältnis statthabe, wird instinktmäßig von ihnen gefühlt und liegt, nebst anderen relativen Rücksichten, den höheren Graden der Verliebtheit zugrunde.“

So gern wir es gesehen hätten, wenn der große Philosoph in seinen obigen Darlegungen die Bezeichnung gewisser Entwicklungsformen in der körperseelischen Beschaffenheit mehr oder weniger bedauernswerter Menschen als „widerlich“ beiseite gelassen hätte, so fraglos ist es, daß *Schopenhauer* hier eines der wichtigsten sexuellen Anziehungsgesetze aufgestellt, und auch die Hervorhebung des Instinktmäßigen verdient unsere volle Anerkennung, wenngleich

die Instinktsicherheit des Kulturmenschen

durch allerlei Rücksichten arg ins Schwanken geraten ist. Nichts aber wäre verfehlter, als zu glauben, mit dieser Anziehungsformel hätte das Problem der Liebeseignung seine endgültige Lösung gefunden, wie es in extremer Weise der junge Wiener Gelehrte Otto Weininger tat, als er in seinem Buche „Geschlecht und Charakter“ (S. 34) die Lehre verfocht: „Zur sexuellen Vereinigung trachten immer ein ganzer Mann und ein ganzes Weib zusammen zu kommen, wenn auch auf die zwei verschiedenen Verhältnisse verteilt.“ Er geht sogar so weit, aus der Anziehung sich gegenseitig anziehender „Hälften“ ein mathematisches Gesetz konstruieren zu wollen. Er macht seine Formel aber selbst lächerlich, wenn er nach ihrer Aufstellung sagt: „Als Proben auf das Verhältnis wirklicher komplementärer (= entsprechender) Ergänzung ließe sich eine Menge spezieller Konstanten namhaft machen; man könnte zum Beispiel das Naturgesetz boshaft so formulieren, die Summe der Haarlängen zweier Verliebten müsse immer gleich groß sein.“

Dafür aber, daß in dieser in ihrer Übersteigerung weit über das Ziel hinausgehenden Lehre im Kern doch viel Richtiges steckt, ist das beste Beispiel

die metatropische Ehe,

die auf der starken Anziehung beruht, die feminine Männer und virile Frauen aufeinander auszuüben pflegen. In gewissen, vor allem stark geistigen Kreisen bildet das metatropische Verhältnis geradezu die Regel; so trägt die Künstlerehe in der Mehrzahl der Fälle einen metatropischen Charakter – nicht ganz selten sogar einen bisexuellen, woraus sich dann gelegentlich ganz eigenartige „Triolismen“ ergeben.

Der Name Triolismus, der sich aus der Musik herleitet, wo man mit Triole das Eintreten dreier kürzerer Töne für zwei längere bezeichnet, wird in der Sexualwissenschaft für sexuelle Beziehungen zwischen Personen angewandt, wofür man im Volksmund wohl auch den Ausdruck „dreieckiges Verhältnis“ kennt. Ein Beispiel hierfür ist folgendes: Eine bisexuelle Frau steht liebend und geliebt zwischen einem jüngeren femininen Mann – ihrem Ehemann – und einem jungenhaften Mädchen (einer sogenannten „Garçonne“). Zwischen diesen beiden bestehen ebenfalls erotische Spannungen. Früher hielt ich den Triolismus für eine Form gesteigerter Sexualität („Hypererotismus“, „Erotomanie“). Allmählich habe ich mich aber überzeugt, daß es sich hier in der Hauptsache nicht um eine quantitative, sondern qualitative Abweichung handelt, beruhend auf fetischistischen und vor allem bisexuellen Neigungen. Diese innere Bindung macht es auch erklärlich, daß solche Beziehungen zu dritt oft verhältnismäßig sehr lange vorhalten, trotzdem sie naturgemäß von Eifersuchtsanwandlungen (ja Eifersuchtsstürmen) durchsetzt sind. Es ist übrigens den meisten unbekannt, daß ein triolistischer Verkehr von dem Gesetz als Kuppelei angesehen werden kann und auch wiederholt angesehen wurde, indem durch den gemeinschaftlichen Verkehr nach dem Wortlaut des Paragraphen eine Person der „Unzucht“ einer anderen Vorschub leistet, vorausgesetzt, daß der Verkehr zu wiederholten Malen („gewöhnheitsmäßig“) oder aus Eigennutz oder zwischen Personen stattfand, von denen zwei zueinander im Verhältnis von Eheleuten, Eltern zu Kindern usw. stehen (§ 180 u. 181 RStGB.). In mehreren solcher Fälle habe ich mich gutachtlich dahin geäußert, daß bei den Beteiligten die eigene Lust

gewinnung so stark im Vordergrund stand, daß ihnen völlig das Bewußtsein fehlte, sich durch diese Form des Sexualverkehrs der Kuppelei schuldig zu machen. Auch „Duldung“ und „Beihilfe“ kann für die Teilnehmer strafrechtlich in Betracht kommen. So wandte sich vor einiger Zeit ein junges Ehepaar aus Österreich an mich, das wegen eines triolistischen Verkehrs in schwere Ungelegenheiten gekommen war. Die bisexuell veranlagte Frau hatte sich in Anwesenheit ihres Mannes mit einem Mädchen geschlechtlich betätigt. Da nach österreichischem Gesetz (§ 129) auch der geschlechtliche Verkehr zwischen Frauen strafbar ist, wurde gegen die Ehefrau und das Mädchen, welches über den Vorfall ahnungslos gesprochen hatte, das Strafverfahren eröffnet, während der Mann, mit dessen Wissen und in dessen Anwesenheit der Verkehr stattgefunden hatte, wegen Duldung und Beihilfe angeklagt wurde.

Die Annahme, daß sich ausschließlich die männlichen Eigenschaften eines Mannes durch die weiblichen einer Frau und gleichzeitig seine weiblichen Züge durch ihre männlichen zu komplementieren trachten, läßt mancherlei Einwände zu; zunächst gibt es viele Eigenschaften, die in der sexuellen Anziehung eine große Rolle spielen, welche man überhaupt nicht, wie etwa die Farbe der Haare oder Augen und viele geistige Neigungen, mit dem Vorzeichen „männlich“ oder „weiblich“ versehen kann. Ferner ist gegen die ergänzende Teilanziehung, wie sie *Weininger* auffaßt, die Erfahrungstatsache einzuwenden, daß, wie schon ein geringes vergleichendes Beobachtungsmaterial lehrt, sich durchaus nicht immer gegensätzliche Sexualcharaktere mit Vorliebe suchen, daß also beispielsweise nicht etwa regelmäßig Männer mit tiefer Stimme durch Frauen mit hoher Stimme, schmalhüftige Frauen durch breithüftige Männer besonders heftig und häufig gereizt werden.

Gerade das metatropische Verhältnis zeigt, welche Anziehungskraft auf der einen Seite zwar das Gegensätzliche besitzt, wie sehr sich aber auch Gleiches und Ähnliches anzieht. Der feminine Mann und das virile Weib stehen sich als Sexualtypen — beide sind Angehörige der androgynen Gruppe — viel näher als der vollmännliche und vollweibliche Typus. Oft sehen solche Ehepaare wie Geschwister aus, manchmal sind sie sogar einander so ähnlich, daß man glauben könnte, sie liebten ihr eigenes Spiegelbild. Man könnte hier geradezu den Begriff

n a r z i s t i s c h e E h e

aufstellen. In unserem Archiv besitzen wir Bilder von Paaren, in denen sich Mann und Weib zum Verwechseln ähnlich sehen. Wenn ich in den Familienanzeigen der Zeitungen lese, wie es jetzt so oft vorkommt, daß sich ein Dr. med. Paul Meyer und eine Dr. med. Paula Müller oder „Kollegen“ ähnlicher Art miteinander verlobt haben, kann ich mich nicht des Eindrucks erwehren, daß sich hier vielfach ein gutes Stück metatropischen oder narzistischen Empfindens offenbart, daß jedenfalls Fälle vorliegen, die nicht der tropistischen (= sich einander zuwendenden) Normalform: Vollmann — Vollfrau, entsprechen.

Damit soll nichts gegen die metatropische Ehe an sich gesagt sein; sie kann durchaus glücklich und harmonisch verlaufen und sich durch die meist hinzutretende

kameradschaftliche Bindung und Gemeinschaft als sehr ersprießlich auswirken. Ob sie allerdings auch für die Nachkommenschaft eine besonders günstige Voraussage bietet, erscheint mehr wie fraglich. Unvoreingenommene Beobachtung hat mir gezeigt, daß aus Verbindungen, in denen die Mütter der stärkere männlichere Teil sind, denen die Väter mit weicheren, passiveren Charakteren gegenüberstehen, oft Söhne und Töchter stammen, die zu Personen ihres eigenen Geschlechts sich hingezogen fühlen; auf eine kurze Formel gebracht: *homosexuelle Kinder stammen oft aus metatropischen Ehen.*

Alles in allem kann die Frage, ob sich in der Liebe mehr das Gegensätzliche oder das Gleiche anzieht, bisher nicht als endgültig gelöst angesehen werden. Beide Ansichten haben hervorragende Vertreter gefunden. Von *Schopenhauer* stammen außer der bereits mitgeteilten noch folgende Äußerungen her („Die Welt als Wille und Vorstellung“, Bd. II, S. 23): „Jeder liebt, was ihm fehlt. Damit eine wirkliche Leidenschaft entstehe, ist etwas erforderlich, was sich nur durch eine chemische Metapher (= „Bild“, vom griechischen *μεταφέρειν* = übertragen) ausdrücken läßt: Beide Personen müssen einander neutralisieren, wie Säure und Alkali zu einem Mittelsalz.“

Ähnliche Gedanken mögen Paolo *Mantegazza* bewegt haben, als er sagte: „Wenn die Wissenschaft der Zukunft unseren Enkeln einst ermöglichen wird, alle Erscheinungen der Natur, von den einfachsten bis zu den kompliziertesten, von der einfachsten Bewegung eines Moleküls bis zum erhabensten Geistesblitz in eine ununterbrochene Reihe zusammenzufassen, dann werden vielleicht die ersten Ursprünge der Liebe in der *Elementarphysik der ungleichen Atome* gesucht werden, welche sich suchen und sich verbinden und durch ihre entgegengesetzte Bewegung das Gleichgewicht erzeugen: der positiv elektrische Körper sucht den negativ elektrischen. Wie das Kaliummolekülchen dem Wasser mit gewaltiger Entwicklung von Licht und Wärme den Sauerstoff entreißt, ist nicht ebenso die Verbindung jener zwei Moleküle, welche sich Mann und Weib nennen, begleitet von einem Sturm der Leidenschaften von Geistesblitzen, von einem unendlichen Leuchten von Flammen und Gluten?“ Weniger schwungvoll, aber dem Sinne nach ähnlich schreibt *Haeckel* über die „chemische Sexualdivergenz“: „Die Verschmelzung würde nicht eintreten können, wenn nicht beide Zellen ‚Empfindung‘ für ihre *chemische Verschiedenheit* und Neigung zur gegenseitigen Verbindung hätten; dadurch getrieben, ziehen sie sich an.“

Michalet meint in seinem Buche „Die Frau“: „Die Verschiedenartigkeit ist das Mittel, dessen sich die Liebe bedient, *der Kontrast ist der Reiz des Unbekannten*, der Zauber ein Geheimnis, das man durchforschen will; die Fremdartigkeit, die abzustoßen scheint birgt den Sporn der Begierde in sich.“ Und *Michels* (in „Die Grenzen der Geschlechtsmoral“, S. 114): „Jedes Geschlecht fordert vom andern nur das Gegensätzliche.“ Wie aber ruft *Schiller*, auch die Mischung von Elementen mit der von Menschen vergleichend, in der „Glocke“ aus:

„Jetzt, Gesellen, frisch,
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen,
Denn wo das *Strenge* mit dem *Zarten*,
Wo *Starkes* sich und *Mildes* paarten,
Da gibt es einen guten Klang.“

Von denen, die meinen, daß die höhere Anziehungskraft nicht von dem Gegensätzlichen, sondern von dem Ähnlichen ausgeht, ließen sich ebenso viele und nicht minder beachtenswerte Beurteiler anführen. So Leonardo da Vinci, der in seinen „Frammenti“ (Ausgabe von Solme, S. 177 ff.) wiederholt äußert, daß wir in der Liebe von dem, was uns ähnlich, angezogen würden. Auch Goethe scheint dieselbe Anschauung gehabt zu haben, denn er schreibt an Charlotte von Stein: „Nun ist es ein Gesetz, daß Liebende gleich roh oder gleich weich sein müssen, denn sonst verstehen sie einander nicht; Dauer der Liebe ist immer ein Beweis der seelischen Ähnlichkeit.“ Byron sagt von der unbekannten Geliebten, welche ihn längere Zeit in Pagenkleidern begleitete: „Sie glich von Antlitze mir, von Haar, von Auge, in allem, selbst bis zu der Stimme Ton war sie mir ähnlich“, und Lessing: „Gleichheit ist immer das festeste Band der Liebe.“ Von Schriftstellern neuerer Zeit sei Guy de Maupassant – sicherlich einer der feinsten Liebespsychologen – angeführt, welcher meint: „... Wenn die Liebe entstehen soll, müssen die beiden Wesen eins für das andere geboren sein und viel gemeinsame Berührungspunkte haben, den gleichen Geschmack, Verwandtschaft des Leibes, des Geistes und Charakters“; W. Helmus schreibt in einem Aufsatz „Die physiognomische Ähnlichkeit der Liebenden“ (Jahrgang 1907, Heft 2 der Zeitschrift „Geschlecht und Gesellschaft“): „Man kann es ja nicht als Regel aufstellen, daß sich die Liebenden in ihrer äußeren Erscheinung gleichen, aber ebensowenig wird man die Tatsache leugnen können, daß diese Gleichheit so häufig vorkommt, daß man sie dem Zufall nicht mehr aufs Konto setzen kann, daß man nach einer befriedigenden psychologischen Erklärung suchen muß.“ Dieser Autor sagt im weiteren Verlauf seiner Abhandlung, daß, wenn sich Ähnliches zueinander hingezogen fühlt, von der Natur die Stärkung, wenn sich Kontraste lieben, die Regeneration (= Wiedererneuerung, von regenerare = wiedererzeugen) einer Art beabsichtigt ist.

Daß Liebespaare oft einem sehr verwandten Typenkreis angehören, geht auch daraus hervor, daß sie im vorrückenden Alter immer ähnlicher werden. Das berühmte Bild des Malers Runge, das seine alten Eltern darstellt, ist nebst vielen anderen dafür bezeichnend. Spielen hierbei auch die gemeinsamen Lebensschicksale und Lebenseinflüsse eine erhebliche Rolle, so wäre eine solche Annäherung in dem Maße doch nicht möglich, wenn nicht eine weitgehende Grundähnlichkeit vorhanden wäre. Ausgeschlossen ist es hierbei freilich nicht, daß auch die chemische Imprägnation (= Durchtränkung) des weiblichen Blutes mit den Sexualhormonen des Ehemanns mitwirksam ist.

In der Tat hat es viel Wahrscheinliches für sich, daß – ganz ähnlich, wie die Züchter nach den Grundsätzen von Kreuzung und Inzucht seit altersher entweder verschieden gestaltete Pflanzen paaren, um neue Varietäten (= Spielarten) hervorzubringen, oder gleichgestaltete, um erwünschte Attribute (= Eigenschaften) festzuhalten – die mit so feiner Witterung begabte Liebe ähnlich verfährt, indem sie teilweise gleiche, teilweise verschiedene Eigenschaften auswählt, je nachdem es zweckmäßiger erscheint,

bei den Liebenden und ihren Nachkommen eine Ergänzung oder Verstärkung gewisser Eigenheiten zu bewirken.

Wie sehr in der menschlichen Gesellschaft, vor allem innerhalb der Familien, ein Bestreben vorhanden ist, das Gleichheitsprinzip in der Wahl des Geschlechtspartners zu fördern, zeigen die von den uralten Zeiten bis heute fortwirkenden Bemühungen, zu verhindern, daß jemand „unter seinem Stand“ heiratet; bekannt sind die Hochhaltung der Ebenbürtigkeit sowie die Schwierigkeiten, die noch heute in gewissen Kreisen den *Mischehen und Mesallianzen* bereitet werden; soweit hier eugenische Gesichtspunkte eine Rolle spielen, wollen wir in dem Kapitel „Geburtenregelung“ auf diese Frage zurückkommen; doch sind Erblichkeitsrücksichten sicherlich bei Verpönung von Ehen, die aus einer gewissen Kaste, Sekte oder sonstigen Gruppe herausfallen, nicht die allein oder auch nur hauptsächlich maßgebenden.

Welche künstlich gezüchteten Instinkte hier emporlodern, haben wir in Kriegzeiten erlebt; sie können so gewaltig werden, daß sie die natürlichen überrennen. Es ist vorgekommen (wenn auch nur selten), daß, der Massensuggestion unterliegend, Frauen ihre Männer zu hassen begannen, weil sie einer feindlichen Nation angehörten, und umgekehrt. Daß gleichwohl die Liebe fortgesetzt die natürlichen und künstlichen Gegensätze sprengt, alte Vorurteile überwindet, zeigt die Zunahme aller Arten von Mischehen. Es sei hier als Beispiel die christlich-jüdische Mischehe erwähnt, deren Ergebnisse nach reichlicher Erfahrung (ich lernte viele kennen) sowohl für das Wohlgefühl beider Ehehälften als für die Nachkommenschaft durchaus befriedigende zu nennen sind. Nach dem Statistiker *Silbergleit* stieg die Anzahl solcher Mischehen im Deutschen Reich von 7700 zwischen 1906 und 1913 auf 10800 zwischen 1914 und 1921, trotz Abnahme der Bevölkerung und stärkerer Betonung „völkischer“ und „rassischer“ Gegensätze, sowohl von „arisch-germanischer“ als „semitisch-zionistischer“ Seite. Diese Ehen stellen aber natürlich nur einen ganz kleinen Bruchteil der geschlechtlichen Verhältnisse und Beziehungen dar, die zwischen christlichen und jüdischen Personen getätigt werden, auf die übrigens noch vor wenigen Jahrhunderten in den meisten christlichen Ländern die Todesstrafe stand.

Zu den vielen, bald mehr äußerlichen, bald mehr innerlichen Gleichheiten, auf die man Bezug genommen hat, ist neuerdings eine getreten, die in ihrer Allgemeinheit besondere Beachtung verdient:

die Niveaugleichheit.

Graf Hermann *Keyserling* schreibt in dem Beitrag, den er selbst zu dem von ihm herausgegebenen „Ehebuch“ („eine neue Sinngebung im Zusammenklang der Stimmen führender Zeitgenossen“, angeregt und herausgegeben von Graf Hermann *Keyserling* bei Niels Kampmann in Celle) unter dem Titel: „Von der richtigen Gattenwahl“ gibt, folgendes: „... Nur niveaugleiche Menschen können sich im Guten ergänzen. Erstens ergänzen sie sich im Fall von Niveauverschiedenheit nicht wirklich, denn gerade das Wesentliche bei der Zusammenstimmung fehlt. Zweitens und vor allem zieht, gemäß dem Übergewicht der Schwerkraft auf Erden, das Niedere das Höhere naturnotwendig herab... Es ist unmöglich, Niederes und Höheres zur Harmonie zu bringen auf der Basis der Gleichberech-

tigung; entweder dieses gewinnt die Oberhand oder jenes. So ist denn *Niveaugleichheit das Minimalgesetz der richtigen Gattenwahl*. Niveaugleichheit ist aber ihrerseits nichts anderes als richtig verstandene Ebenbürtigkeit Damit ist denn klar, daß die Ebenbürtigkeitsforderung absolut berechtigt, ja zwingend ist. Da jeder Einzelteil eines Menschen von dem Gesamtniveau seinen Sinn erhält, so ist es recht eigentlich sinnwidrig, einen Menschen zu freien, und stimme man im einzelnen noch so gut mit ihm überein, welcher als Ganzes unter ihm steht. Dies kann nie gut ausgehen, vom Standpunkt der Gatten sowohl als der Nachkommenschaft. Da Seele notwendig auf Seele wirkt, und Gen auf Gen, so muß die unebenbürtige Ehe mit seltenen Ausnahmen zur persönlichen Herabminderung und zum Kulturrückgang der Rasse führen. Und sehen wir uns von hier aus die meisten modernen Ehen an, so wird uns auf einmal klar, warum sie so kläglich schlecht gehen. Gerade die entscheidende Frage, die Niveaufrage, wird bei der Eheschließung kaum je gestellt.“

Indem *Keyserling* so der „Standesehe“ das Wort redet, sucht er allerdings diesem alten Begriff einen neuen Sinn zu geben, indem er mehr an den „Ehestand“ als solchen denkt, als an Stände in dem noch heute so verbreiteten Sinne von Kasten (man denke nur an die immer noch ihr Unwesen treibende „Standesehre“, die unter den vielen trennenden Schranken, die Menschen unter sich aufrichten, keine der unwesentlichsten ist). *Keyserling* verwirft diesen historischen engbegrenzten Sinn der Standesehe, der nach seiner Meinung im Adels- und Offiziersstand zur Kastenwirtschaft und zur Heranzüchtung einseitiger Typen geführt hat; er sei durch Paarung nur solcher Personen zu ersetzen, die das gleiche Niveau haben, das heißt in ihrer größtenteils angeborenen, kleinteils durch Erziehung entwickelten Persönlichkeit innerlich gleichwertig seien, auch bei Verschiedenheit der Abstammung und der einzelnen Eigenschaften.

Ohne die hohe Bedeutung zu verkennen, die in dem Gedanken der Niveaugleichheit liegt – in der Würdigung der biologischen Anziehungsgesetze, auf denen sich allein die soziologischen aufbauen sollen, bringt er uns nur wenig weiter. Die von *Keyserling* kurz und bündig mit den Worten „Heute freien tatsächlich die meisten falsch“ gekennzeichnete Tatsache wird durch Rücksichtnahme auf einen so wenig fest umschriebenen und umschreibbaren Begriff, wie den der Niveaugleichheit, kaum eine weitreichende Änderung erfahren.

Alle diese Äußerungen von Dichtern und Philosophen stützen sich, so wertvoll sie sind, auf „Impressionen, Intuitionen und Spekulationen“ (= Eindrücke, Einfühlungen, Eingebungen, Vermutungen usw.), nicht aber auf statistische Feststellungen und gründliche Beobachtungen. Zu gesicherten Ergebnissen werden wir jedoch in der Lösung dieses wichtigen Sexualproblems: *der Abhängigkeit der Sexualanziehung von der Sexualkonstitution*, nur dann kommen können, wenn auch hier die Biologen – vor allem die Sexual- und Konstitutionsforscher – die Hauptarbeit in die Hand nehmen, um unter Berücksichtigung zahlreicher Unterfragen und auf Grund langer Beobachtungsreihen zu ermitteln, wie sich die anziehende zu der angezogenen Person verhält, und wie sie in der Sexualauslese sich verhalten soll, um ihre kleine Gemeinschaft für sie selbst und die große Gemeinschaft aussichtsvoll zu gestalten.

Bisher sind die Statistiken, die wir besitzen, viel zu unzureichend, um aus ihnen Schlüsse zu ziehen, die über Vermutungen hinausgehen; da die Mannigfaltigkeit körperseelischer Teilerscheinungen, mit der wir hier zu rechnen haben, außerordentlich groß ist, können abschließende Urteile über das, was sich anzieht und abstößt, erst dann gegeben werden, wenn die vergleichenden Gegenüberstellungen sich nicht wie bisher nur auf Dutzende oder Hunderte sondern auf viele Tausende Personen beziehen. Immerhin seien die bereits vorliegenden Untersuchungen, soweit sie mir bekannt geworden sind, hier in Kürze zusammengestellt. Zunächst ist da der Anatom Hermann *Fol* zu nennen. Er ging von der obenerwähnten Beobachtung aus, daß sich bei älteren Eheleuten allmählich eine nicht nur innerliche, sondern auch äußerliche Ähnlichkeit herausbilde; während eines Aufenthaltes in Nizza fiel es ihm jedoch auf, daß sich auch unter den jungen Ehegatten, welche das in dieser Hinsicht besonders beliebte Paradies der französischen Riviera zum Ziel ihrer Hochzeitsreise wählten, überraschend häufig einander ähnliche Paare wahrnehmen ließen. Er sammelte nun Photographien von 251 Ehepaaren und fand, daß unter 198 jungen Eheleuten 132 oder 66,66%, unter 53 alten 38 oder 71,70% einander ähnlich sahen, woraus er den Schluß zog, daß in der weitüberwiegenden Zahl der Ehen die Individuen *nicht durch Unähnlichkeiten, sondern durch ähnliche Eigenschaften* angezogen würden. Andere Ermittlungen beziehen sich nur auf einzelne Eigenschaften, wie die Statur, die Pigmentierung (= Färbung) der Regenbogenhaut und der Haare. Havelock *Ellis* gibt in seinem Werke „Die Gattenwahl“ eine Übersicht von 30 Männern und Frauen, von denen 17 möglichst gleichgroße, 13 solche von ungleicher Größe begehrt, ferner stellte er 26 blonde und brünette Männer und Frauen zusammen, unter denen 12 die gleiche, 14 die ungleiche Haarfarbe wünschten. In bezug auf die Färbung der Iris fand Karl *Pearson* (Phil. Trans. Society, 187. Bd., S. 273 und 115. Bd., S. 113. — Proceedings of the Royal Society, 56. Bd., S. 28. — Grammar of Science (1900), 2. Aufl., S. 425. — Biometrika, November 1903) unter 774 Ehepaaren die Neigung zur Gleichheitswahl stärker hervortretend.

Eine neuere *statistische Untersuchung* von hohem Wert verdanken wir auch in dieser Frage Ernst *Kretschmer*. In einer Arbeit „Die körperlich-seelische Einstimmung in der Ehe“ (erschieden in der „Zeitschrift für Menschenkunde“, Nov. 1925, und gleichfalls in *Keyserlings* „Ehebuch“) wirft er die Frage auf: „Welche bestimmten *Einzeltemperamente* ziehen sich erotisch an und neigen dadurch zu gegenseitiger Eheschließung?“ Indem er seiner Untersuchung die Worte aus *Schopenhauers* „Metaphysik der Geschlechtsliebe“: „Überall nämlich ist der Instinkt ein Wirken wie nach einem Zweckbegriff und doch ganz ohne denselben“, voransetzt, geht er zunächst aus von dem scheinbar ganz subjektiv willkürlichen Wertmaßstab des körperlich Schönen und Häßlichen, und geht auf den Wechsel dessen ein, was jeweilig als „schön“ empfunden wird. Er weist auf die Übereinstimmung im Geschmack für bestimmte Bau- und Körperformen hin, so sei im Zeitalter der Gotik die äußerst hagere, scharf umrissene Gestalt das Schönheitsideal gewesen, im Zeit-

alter des Barocks hingegen die Körperfülle der schon sprichwörtlich gewordenen *Rubensschen* Gestalten mit blühenden Gesichtern und üppiger Körperfülle. Auch gegenwärtig läßt sich im Baustil, im Stil der Wohnung und Kleidung sowie im Körperbaustil eine verwandte Geschmacksrichtung feststellen. Er kommt aber zu dem Schluß, daß, so verschieden die Schönheitsideale für sich genommen in den verschiedenen Zeiten auch seien, im allgemeinen doch nur als schön empfunden werde, was wohl proportioniert sei, und als häßlich, was mißgestaltet sei.

Namentlich werden bei der geschlechtlichen Auslese Typen abgelehnt, bei denen höhere Grade innerer Sekretionsstörungen vorliegen, wie etwa übermäßiger Hochwuchs, Zwergwuchs und Fettwuchs. Die moderne Forschung bezeichnet solche Konstitutionstypen als „dysglandulär“ oder „dysplastisch“ (von *δύς*, was dem deutschen „miß“ entspricht, und *glandularis* = drüsig, während „plastisch“ von *πλαστικός* = wohlgebildet stammt; letzteres Wort leitet sich von dem Stamm *πλάσσειν* ab, dem wir sowohl in der „Plastik“ des bildenden Künstlers als in jenem Plasma der Natur wiederbegegnen, aus dem alles Lebendige „gebildet“ ist).

Zu den vielen Mitteln, welche die Natur in bewundernswerter — aber leider nur allzuoft von den Menschen durchkreuzter — Zielstrebigkeit anwendet, um unerwünschte Vererbung zu verhüten, gehört auch der Ausschluß gewisser Menschenexemplare von den im Fortpflanzungssinne normal wirksamen Anziehungsgesetzen. Dies bezieht sich sowohl auf diejenigen, die begehren, als auf die, welche begehrt werden können. Seit Ch. *Darwin* als erster den innigen

Zusammenhang zwischen Anziehungs- und Vererbungsgesetzen
begriff und darauf sein Gesetz von der sexuellen Zuchtwahl ausbaute, haben viele Beobachtungen die seinigen bestätigt, ohne daß freilich die Menschen aus ihnen notwendige Lehren gezogen hatten — denn immer noch erfreuen sich bei der Gattenwahl in den Augen vieler die praktischen Gründe einer größeren Beliebtheit als die erotisch-biologischen. *Jede Heirat ohne ausgesprochene Zuneigung bedeutet eine Versündigung an den Nachkommen.*

Kretschmer bemühte sich im besonderen festzustellen, welche seiner im vorigen Kapitel beschriebenen Konstitutionstypen sich erotisch anziehen. Seine Beobachtungen erstreckten sich auf 100 Ehepaare aus gebildeten Kreisen; und zwar ließ er die Ehegatten von mehreren ihrer genauen Bekannten dahin beurteilen, ob sie in ihrem Wesen einander mehr ähnlich oder unähnlich seien. Ausgesprochene „Vernunftehen“ oder „Verstandesehen“ wurden von vornherein ausgeschlossen. Das Ergebnis dieser, wie mir scheint, zu subjektiven und daher nicht sehr zuverlässigen Feststellungen — wie oft werden beispielsweise die gleichen Kinder bald dem Vater, bald der Mutter „aus dem Gesicht geschnitten“ gefunden — war, daß von den 100 Ehepaaren 13 als ähnlich, 63 als unähnlich bezeichnet wurden, 24 wurden verschieden beurteilt.

Unter den 200 Personen fand *Kretschmer* 17 mit „hypomanischem“, das heißt

vorwiegend heiter-beweglichem Temperament, von diesen hatte nicht ein Ehepartner im geringsten ein hypomanisches Temperament; vielmehr waren es in fünf Fällen ausgesprochene Melancholiker, also gegensätzlich Beanlagte innerhalb desselben Temperamentskreises, den wir früher als „zyklothym“ kennen lernten. In zehn Fällen gehörten die Partner dem entgegengesetzten Temperamentskreise an, waren also teils kühl energische, teils zart empfindsame Schizothymiker, und in zwei Fällen hatten sie gemischtes Temperament; bei drei vorwiegend melancholischen Charakteren (zyklothym) war ein Ehegatte kalt energisch (schizothym), einer optimistisch heiter und beweglich und einer ruhig behäbiger Wirklichkeitsmensch.

Ferner befanden sich unter den 200 Personen 14 schizoide Typen, abnorm in sich zurückgezogene, teils zarte, teils verschrobene Naturen. Von ihnen waren 12 mit energischen, lebensfrohen Partnern verheiratet, nur zwei hatten ebenfalls schizoide Gatten. *Kretschmer* gelangt zu folgender Schlußziehung: „Unter einem gemischten Material gesunder Menschen sind ganz allgemein Kontrastehen entschieden häufiger als gleichförmige Ehen. Je extremer, einseitiger die Temperamente sind, desto stärker bevorzugen sie die Kontrastehe. Gleichförmige Ehen befinden sich vor allem bei ausgeglichenen Temperamenten der Mittellagen, besonders bei Syntonen.“ (Syntone = behäbige Wirklichkeitsmenschen.) *Kretschmer* glaubt seine Feststellungen im Sinne eines regulierend wirkenden Instinktes deuten zu müssen, die Natur wolle durch das Überwiegen der Kontraste „dem Überhandnehmen biologischer Extremvarianten im Erbgang entgegenwirken“, also dafür sorgen, daß mehr durch Mischung entgegengesetzter Erbfaktoren vielseitig angelegte als durch Zusammentreffen gleicher Erbstoffe einseitig angelegte Individuen gezüchtet werden.

Auch ich habe bereits vor 15 Jahren eine Gegenüberstellung veröffentlicht, in der ich die Eigenschaften, welche eine Person selbst besaß, mit denen verglich, die sie beehrte. Sie wurde an 50 Männern und Frauen vorgenommen und hatte folgendes Ergebnis:

1. Körpergröße:

- 21 große oder mittelgroße Personen lieben ebensolche Verhältnisse.
- 21 große oder mittelgroße Personen lieben größere Figuren.
- 6 große oder mittelgroße Personen lieben kleinere, kräftige Gestalten.
- 2 kleine Personen lieben kleine, dünne, zierliche Gestalten.

- 50 Personen, von denen 23 Gleiches, 27 Ungleiches bevorzugen.

2. Muskulatur:

- 28 Personen mit kräftiger Muskulatur lieben ebensolche muskulöse.
- 17 Personen mit schwacher, weicher Muskulatur lieben muskulöse.
- 5 Personen mit schwacher, weicher Muskulatur lieben ebensolche.

- 50 Personen, von denen 33 Gleiches, 17 Ungleiches bevorzugen.

3. Haarfarbe:

15 Personen mit blondem Haar lieben ebensolche Farbe.

9 Personen mit blondem Haar lieben dunkles Haar.

18 Personen mit dunklem Haar lieben ebensolche Farbe.

7 Personen mit dunklem Haar lieben blondes Haar.

1 Person mit dunklem Haar liebt silbergraues oder weißes Haar.

50 Personen, von denen 33 Gleiches, 17 Ungleiches bevorzugen.

4. Hand und Fuß:

12 Personen mit großen Händen und Füßen lieben ebenfalls große Hände und Füße.

13 Personen mit mittleren Händen und Füßen lieben große Hände und Füße.

10 Personen mit mittleren Händen und Füßen lieben kleine Hände und Füße.

15 Personen mit kleinen Händen und Füßen lieben große Hände und Füße.

50 Personen, von denen 12 Gleiches, 38 Ungleiches bevorzugen.

5. Körperlinsen:

18 Personen mit schlanken Körpern lieben ebenfalls schlanke Körper.

15 Personen mit schlankem Körper lieben volle Körper.

7 Personen mit runden Linien lieben ebenfalls runde Linien.

10 Personen mit runden Linien lieben muskulöse derbe Körper.

50 Personen, von denen 25 Gleiches und 25 Ungleiches lieben.

6. Brüste:

16 Personen mit runden, vollen Brüsten lieben ebenfalls runde, volle Brüste.

3 Personen mit runden, vollen Brüsten lieben flache Brüste.

12 Personen mit flachen Brüsten lieben ebensolche flache Brüste.

19 Personen mit flachen Brüsten lieben runde, volle, feste Brüste.

50 Personen, von denen 28 Gleiches, 22 Ungleiches bevorzugen.

7. Augen:

17 Personen mit hellen Augen lieben ebensolche Farben.

19 Personen mit hellen Augen lieben dunkle Farben.

3 Personen mit dunklen Augen lieben blaue Augen.

11 Personen mit dunklen Augen lieben ebenfalls dunkle Farben.

50 Personen, von denen 28 Gleiches, 22 Ungleiches bevorzugen.

Schlufsergebnis:

gleiche Eigenschaften zogen sich in 182 Fällen an

ungleiche " " " " 168 " "

Diesen Erhebungen lag der Fragebogen zugrunde, den ich vor etwa 25 Jahren gemeinsam mit mehreren Kollegen abgefaßt und seitdem sechsmal durch einige neue Fragen vervollständigt habe. In der Menschenforschung hat diese Art der Befragung uns ganz ausgezeichnete Dienste geleistet, und das in vielen Tausenden von Fragebogen angehäuften statistische Material, herstammend von Männern und Frauen aller Kreise, ist von unschätzbarem Wert, der zu Forschungszwecken bisher leider nur zum geringen Teil ausgenutzt werden konnte, weil die Zeit uns und unseren Mitarbeitern zu vergleichender Durcharbeitung im großen noch nicht zur Verfügung stand. Um so mehr allerdings kam der Fragebogen den einzelnen zu gute, die ihn in gewissenhafter Weise beantwortet haben. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die meisten, denen der Fragebogen überreicht wird, anfangs ein wenig zurückschrecken, weil sie glauben, der Arbeit der Ausfüllung nicht gewachsen zu sein; sobald sie sich aber in seinen Inhalt vertieft haben, belebt sich ihr Interesse so sehr, daß sie sich alsbald hinsetzen und, über sich und ihre Vergangenheit nachdenkend, Frage für Frage beantworten. Allerdings geschieht dies in sehr verschiedener Weise, und auch diese Art und Weise der Beantwortung ist meist schon ein wichtiger Bestandteil der Ausdruckskunde, die wesentlich den eigentlichen Inhalt unterstützt. So füllen einige die Fragen nur oberflächlich, flüchtig aus, andere mit peinlicher Genauigkeit und Ausführlichkeit (den Rekord hält zur Zeit ein Mann, der drei Jahre auf die Beantwortung der einzelnen Fragen verwandte, die er in dicken Folianten niederlegte); die meisten halten eine gute Mitte inne; gewöhnlich genügen hierfür eine bis zwei Wochen, welche Zeit wir bis zur Rückgabe zu empfehlen pflegen. Um neben den Eigenschaften, welche der Befragte selbst besitzt, auch die anziehenden zu erkunden, sind eine Reihe Fragen unterstrichen; dies bedeutet, daß hier angegeben werden soll, was in dieser Hinsicht bei anderen Personen als liebenswert empfunden wird.

Nach reiflicher Überlegung habe ich mich entschlossen, unseren Fragebogen im Wortlaut in der „Geschlechtskunde“ zum Abdruck zu bringen, da ja dieses Werk bis zu einem gewissen Grade auf einer Art Arbeitsgemeinschaft zwischen dem Verfasser und seinen Hörern und Lesern beruhen soll. Wer sich seiner Beantwortung unterzieht (und ihn uns übersendet), leistet damit nicht nur der wissenschaftlichen Forschung einen Dienst, nicht nur dem Arzte, der ihm raten und helfen soll, sondern auch sich selbst. Die Erfahrung hat uns gezeigt, daß in dieser Selbstprüfung und Selbsterkenntnis etwas ungemein Klärendes und Beruhigendes und damit eine Selbstbehandlung und Selbstbeeinflussung liegt, die in vieler Hinsicht die meisten psychischen Behandlungsmethoden übertrifft. Besonders wertvoll ist es auch, wenn Liebespaare unabhängig voneinander den Fragebogen ausfüllen, damit ein Vergleich der anziehenden mit den eigenen Eigenschaften möglich ist.

Ich lasse nunmehr den Fragebogen in seiner jetzigen Fassung folgen; einige Fragen werden manchem schwer verständlich oder „weit hergeholt“ erscheinen; diese beruhen zum Teil, wie Frage 8 (Wünschten sich die Eltern vor Ihrer Geburt einen Knaben oder ein Mädchen?), auf Anregungen, die wir nicht immer nur von

denjenigen entgegennehmen zu müssen glauben, deren Ansichten wir teilen, oder sie dienen, wie die Frage 90 (Was denken Sie über den Weltkrieg?), einer allgemeinen Wesenserkundung oder der Prüfung gewisser Fragen von sexual- und sozialwissenschaftlichem Interesse, wie etwa der, ob der Pazifismus tatsächlich einen mehr weiblichen, der Militarismus einen mehr männlichen Charakter voraussetzt.

Psychobiologischer Fragebogen.

Vor b e m e r k u n g: Die Fragen bitten wir in einem oder mehreren Quartheften so zu beantworten, daß jeder Antwort die entsprechende Nummer der Frage vorgesetzt wird. Wir bitten, Zeit und Mühe nicht zu scheuen, die Fragen streng wahrheitsgemäß und möglichst genau zu beantworten.

Auf strengste Verschwiegenheit dürfen Sie sich verlassen. Wer Bedenken trägt, den Fragebogen mit seinem vollen Namen, dessen Geheimhaltung unter das ärztliche Berufsgeheimnis fällt, zu unterzeichnen, möge denselben mit irgendeiner Zahl oder beliebigen Buchstaben versehen. Bei einigen Fragen, wie zum Beispiel denen, die sich auf die Abstammung und Kindheit beziehen, ist vorherige Rücksprache mit älteren Angehörigen empfehlenswert. Fragen, deren Beantwortung man nicht weiß, lasse man einfach unausgefüllt oder schreibe: „unbekannt“. Erwünscht ist Beifügung des eigenen Lichtbildes (aus verschiedenen Lebensaltern) sowie anderer Personen, die den Typus wiedergeben, auf die sich Ihre Neigung erstreckt.

Tag der Ausfüllung:

I. Personale:

a) Name oder Chiffre. b) Alter. c) Geschlecht. d) Rasse. e) Beruf. f) Wohnort. g) Geburtsort. h) Religion. i) ledig, verheiratet, verwitwet, geschieden?

II. Abstammung:

1. Leben Ihre Eltern noch, sind dieselben gesund, oder woran leiden sie, bzw. woran und in welchem Alter starben sie?
2. Waren die Eltern oder Großeltern blutsverwandt (falls ja, in welcher Weise, Vetter und Base, Onkel und Nichte usw.)?
3. Kamen Ehen zwischen Blutsverwandten in Ihrer Familie häufiger vor (heirateten zum Beispiel Geschwister von Ihnen Verwandte)?
4. Wie alt waren die Eltern, als Sie geboren wurden? Wie war der Altersunterschied zwischen Vater und Mutter?
5. Sind Sie in der Ehe geboren?
6. Sind Sie mehr dem Vater oder der Mutter oder einem andern Verwandten ähnlich (körperlich und geistig)? Wie war der Charakter von Vater und Mutter?

7. Wie groß ist die Anzahl der Schwestern und Brüder? Welches ist die Reihenfolge und das Alter der Geschwister (z. B. Bruder, Schwester, ich, Bruder)?
8. Ist Ihnen bekannt, ob sich die Eltern vor Ihrer Geburt mehr einen Knaben oder ein Mädchen wünschten?
9. War das Zusammenleben der Eltern glücklich oder unglücklich? Heirateten die Eltern aus Neigung oder aus äußeren Gründen (wie Fortpflanzung eines Stammbaums, Geldinteressen usw.)?
10. Wie war Ihr Verhältnis zu den Eltern in der Kindheit? War die Erziehung streng oder zärtlich? Wer war energischer, Vater oder Mutter? Wen hatten Sie lieber? Waren in Ihrem Gefühl für Vater oder Mutter zärtliche Regungen, die nicht verstanden wurden, die Sie unterdrücken mußten? Waren feindselige Regungen darin, die Ihnen verwerflich erschienen? Wie gestaltete sich Ihr Verhältnis zu den Eltern weiterhin?
11. Wie standen Sie zu Ihren Geschwistern als Kind? Wie standen Sie als Kind zu Ihrer sonstigen Umgebung? Welches sind die stärksten Eindrücke Ihrer ersten Kindheit?
12. Litten nähere Verwandte an nervösen oder geistigen Störungen (wie Neurasthenie, Krämpfe, Veitstanz, Hysterie, Geistesschwäche, Schwermut, Paralyse, Lähmungen), an Syphilis oder an mangelhafter körperlicher Entwicklung (wie Bruch, Hasenscharte, Ohrmißbildungen, Kropf usw.), und zwar
 - a) Eltern und Voreltern?
 - b) Geschwister?
 - c) Sonstige Verwandte? (Verwandtschaftsgrad und -seite [mütterliche, väterliche] genau bezeichnen.)
13. Wie verhielten sich die Eltern und Verwandten geistigen Getränken (Bier, Wein, Schnaps) gegenüber?
14. Kamen in der Verwandtschaft Selbstmorde oder Selbstmordversuche vor? Bei welchen Verwandten und aus welchen Gründen?
15. Gerieten Verwandte in bemerkenswerter Weise mit den Gesetzen in Konflikt? Waren Auswanderer, Fremdenlegionäre, eigentümliche Existenzen, Sonderlinge, Erfinder, Hellseher, religiöse Sektierer, verbummelte Genies, Sammler unter ihnen? Gab es unter ihnen abnorme Begabungen, abnorme Charaktere und Neigungen?
16. Befinden sich in Ihrer Verwandtschaft viele Unverheiratete über 30 Jahre (namentlich unter den Geschwistern)? Wissen Sie, aus welchen Gründen? In welchem Alter befinden sich dieselben? Wieviel und welche Ihrer Geschwister sind verheiratet?

17. Findet sich männliches Aussehen und Benehmen weiblicher und weibliches Aussehen und Benehmen männlicher Familienmitglieder, besonders bei Geschwistern?
18. Sind Ihnen in Ihrer Verwandtschaft (Eltern, Geschwister, Seitenverwandte) Fälle von nicht normalen geschlechtlichen Neigungen bekannt?

III. Kindheit und Jugend:

19. Wann lernten Sie Gehen und Sprechen? Wie und wann war die erste und zweite Zahnung? Bestanden Zahnungskrämpfe? Sind Sie rasch aufgeschossen?
20. War Ihr körperliches Befinden stets ein befriedigendes oder litten Sie an Gehirn-entzündungen, Schädelverletzungen, Anschwellungen der Schilddrüse (Kropf), Veitstanz, Schielen?
21. Waren Sie ängstlich und schreckhaft? Waren Sie als Kind mehr still, für sich allein, schüchtern, verlegen, empfindlich, fügsam oder wild, lustig, lebhaft, un-
folgsam? Waren Sie jähzornig, schwer erziehbar, eigensinnig?
22. Litten Sie an sog. Kinderfehlern, wie Kauen an den Fingernägeln, Lutschen am Daumen, Bohren in der Nase, Spielen am After, Hang zum Herumtreiben, zum Lügen, zum Naschen, zum Stehlen, zum übermäßigen Weinen? Trat eine dieser Eigenschaften periodisch stärker hervor? Wenn ja: auf Grund äußerer Ursachen oder ohne jede Ursache? In welchem Alter traten die Kinderfehler zurück?
23. Spielten Sie lieber mit Knaben oder Mädchen? Liebten Sie mehr Jungenspiele, Schneeballwerfen, Raufen, Steckenpferde, Soldaten usw., oder zogen Sie weibliche Kinderspiele vor, Puppen, Kochen, Häkeln, Stricken usw.?
24. Merkten Sie, daß Sie anders waren als andere Kinder? Liebten Sie die Einsamkeit? Zogen Sie sich vom Verkehr mit Altersgenossen zurück?
25. Sahen Sie vor Ihrer Reife auffallend mädchenhaft resp. sehr knabenhaft aus? Wurden Bemerkungen gemacht, wie „er ist wie ein Mädchen“ oder „sie ist der reine Junge“?
26. Besinnen Sie sich auf Träume aus Ihrer Kindheit, namentlich auf solche, die sich häufig wiederholten? Welchen Inhalt hatten solche?
27. Erlitten Sie als Kind einmal einen seelischen Schreck oder Schock?
28. Wie lernten Sie, und wofür waren Sie am besten beanlagt? Für welche Fächer interessierten Sie sich in der Schule am meisten?
29. Wurden Sie von Eltern oder Lehrern häufig körperlich gezüchtigt oder sonst empfindlich bestraft? In welcher Weise?

30. Wie war Ihre Erziehung? Wurden Sie mit vielen anderen zusammen in Pensionsanstalten, Klöstern, Kadettenhäusern oder im Hause Ihrer Eltern erzogen? Wie war das Leben in den Anstalten? Fanden dort geschlechtliche Verführungen durch Altersgenossen oder durch jüngere oder ältere Personen statt, von weiblicher oder männlicher Seite?
31. Bestanden schwärmerische Freundschaften zu Kameraden, zum anderen Geschlecht oder eine ungewöhnlich innige Verehrung erwachsener Personen? Auf wen erstreckte sich diese?
32. Fand ein Zusammenschlafen mit erwachsenen oder nicht erwachsenen Personen (Vater, Mutter, Geschwister, Dienstboten oder andern) statt? (Im gleichen Bett oder im selben Zimmer?) Badeten Sie mit ihnen gemeinsam?
33. Wann und durch wen hörten oder wo lasen Sie zum erstenmal von geschlechtlichen Dingen? Wie wurden Sie darüber aufgeklärt?
34. Hatten Sie geschlechtliche Erlebnisse bereits in Ihrer Kindheit, vor der Pubertät, und welcher Art? Sahen Sie als Kind Geschlechtsakte (menschliche oder auch solche bei Tieren)?
35. Trieben Sie *Selbstbefriedigung*? Wann begannen Sie damit? Wie kamen Sie dazu? Fanden Verführungen dazu durch gleichaltrige oder andere Personen desselben oder des anderen Geschlechts statt? Bis zu welchem Alter, in welchen Abständen, in welcher Weise und mit welchen Vorstellungen wurde die ev. Selbstbefriedigung vollzogen?
36. Wann etwa trat die Geschlechtsreife ein, wann die erste Pollution oder Menstruation?
37. Wann entwickelten sich anderweitige Zeichen der Geschlechtsreife (wie tiefere Stimme, Bartwuchs beim männlichen, Anschwellen der Brüste beim weiblichen Geschlecht)? Hat Ihre Stimme nach der Geschlechtsreife später noch einmal gewechselt (ist wieder höher geworden)? Bemerkten Sie, falls Sie männlich sind, in dieser Zeit auch ein leichtes Anschwellen der Brüste, falls Sie weiblich sind, auch ein Tieferwerden der Stimme oder die Entwicklung eines leichten Bartflaums?
38. In welchem Alter fand der erste Versuch eines Geschlechtsverkehrs statt, und unter welchen Umständen geschah dies?

IV. Gegenwärtiger Zustand:

Bei den unterstrichenen Fragen ist unter b hinzuzufügen, welche Eigenschaften Sie in derselben Hinsicht bei anderen Personen lieben (also zum Beispiel: bin selbst groß; b: liebe kleinere Frauen).

A. Körperliche Eigenschaften und Zustände:

39. Wie ist Ihr allgemeiner Körperbautypus; untersetzt — behäbig — rundlich (= pyknisch) oder stattlich und stark (= athletisch) oder schmal und zart (= leptosom), oder stellen Sie eine Mischung dieser Typen dar?
40. Wie ist Ihre Körperlänge und Ihr Gewicht (ungefähre Angaben, wie: klein, mittel, groß, genügen)? Wenn möglich, wird gebeten, genaue Maße über Verhältnis der Beinlänge zur Rumpflänge, des Brust- und Beckenumfanges und des Gewichts im Institut vornehmen zu lassen.
41. Sind die Muskeln kräftig oder schwach entwickelt? Ist das Fleisch weich oder hart (fest)?
42. Welche körperliche Tätigkeit sagt Ihnen am meisten zu, sei es beruflich, sei es als Sport, Spiel usw.? Neigen Sie mehr zu kräftiger Muskelarbeit, Rudern, Reiten oder zu graziösen Bewegungen wie Tanzen, oder sind Sie jeder körperlichen Tätigkeit abhold, ev. aus welchen Gründen? Können Sie gut turnen, Klimmzüge machen, oder ist die Kraft der Beine stärker entwickelt als die der Arme?
43. Sind Ihre Schritte klein, langsam, trippelnd oder groß, fest? Wird der Rumpf beim Gehen ruhig und gerade gehalten, oder findet ein Drehen in den Schultern oder Hüften statt? (Besser von Dritten zu beurteilen.)
44. Können Sie pfeifen?
45. Ist Ihre Haut (der Teint) mehr hell oder dunkel, rein oder unrein?
46. Ist das Haupthaar lang, dicht, mehr weich oder hart? Wie ist die Körperbehaarung (Arme, Beine, Bauch, Rücken usw.)? Wie ist die Haarfarbe und Haartracht (gescheitelt, ungeordnet, lockig, „Bubenkopf“ usw.)? Ist schwacher oder starker Bartwuchs oder nur Bartflaum vorhanden? Welche Barttracht bevorzugen Sie (glattrasiert, Vollbart usw.)?
47. Haben Sie Herzklopfen? (Angabe der Pulszahl erwünscht.) Erröten oder erblassen Sie leicht?
48. Ist die Schmerzempfindlichkeit groß oder klein?
49. Sind Hand und Fuß klein oder groß (ev. Handschuh- und Schuhnummer)? Wie geben Sie gewöhnlich die Hand (mit kräftigem, leisem oder fehlendem Druck)? Oder geben Sie überhaupt ungern die Hand?
50. Wie ist Ihre Schrift? Ist sie stets gleich oder wechselnd? Falls Sie den Fragebogen nicht selbst ausgefüllt haben, bitten wir hier um eine Probe Ihrer Handschrift (nicht ausschließlich der Unterschrift).

51. Sind die Linien des Körpers mehr schlank, eckig oder rund, besonders an den Schultern?
52. Erscheinen Ihre Hüften breiter oder schmaler als die Schultern (Taillenweite)? Wie ist Ihr Schädel? (Größe, ob länglich oder rund; Hutnummer erbeten.)
53. Wie sind die Brüste? Voll, rund, mager oder platt? Sind die Brustwarzen oder der Warzenhof besonders groß? Finden sich überzählige verkümmerte Brustwarzenreste, bzw. wo?
54. Sind die Ohren groß, klein, zierlich oder irgendwie auffallend (abstehend, angewachsen, oben spitz oder abgerundet)?
55. Wie ist das Auge? Welche Farbe hat es? Ist der Blick mehr fest oder unruhig, sanft, innig oder schwärmerisch, kokett, oder bietet er sonst Eigentümlichkeiten?
56. Haben Sie Vorliebe für besondere Gerüche? Lieben Sie Parfüme?
57. Haben Sie Vorliebe für süße oder bittere, saure, salzige oder stark gewürzte Speisen
58. Ist der Gesichtsausdruck mehr männlich oder weiblich, bzw. wie finden ihn andere? Entspricht er einem bestimmten Rassentypus? Photographie erbeten (auch das Bild derjenigen Person, die Ihrem Geschmack entspricht).
59. Wie ist der Bau des Kehlkopfes? Tritt der Adamsapfel wenig, stark oder gar nicht hervor? Wie groß ist der Halsumfang (Kragenummer)? Ist die Stimme hoch oder tief, laut oder leise? Ist die Sprache natürlich oder geziert? Sind bei Ihnen Schwellungen der Schilddrüse (Kropf) aufgetreten?
60. Können Sie singen? Welche Stimme? Besteht Neigung, in Fistel- oder Baßstimme zu sprechen oder zu singen?
61. Sind Sie linkshändig?
62. Bestehen oder bestanden Störungen des Nervensystems, wie Kopfweh, Migräne, Schlaflosigkeit, große Mattigkeit, Unruhe, Zittern, Schwindel, Sammlungsunfähigkeit, Vergeßlichkeit, Angstgefühle, Zwangsvorstellungen, Platzangst, Vorliebe oder Abneigung gegen bestimmte Sitzplätze, Skrupelsucht, Erötungsfurcht? Treten anfallsartige Störungen auf, wie Ohnmachten, Krämpfe, vorübergehende Geistesabwesenheit, grundlose reizbare oder traurige Verstimmungen bei sonst heiterem Charakter (oder umgekehrt)? Erlitten Sie einen Unfall, Schock, Verschüttung oder ähnliche plötzliche Schädigung des Nervensystems? Wie verlief dieselbe (Bewußtseinsverlust, Blutung aus Mund, Nase, Ohren, Erbrechen, Lähmungserscheinungen od. dgl.)?

63. Sind an den Geschlechtsorganen oder ihrer Umgebung äußerliche Bildungsfehler vorhanden (etwa Hodenbruch, Phimose, Hypospadie [Spaltbildungen], abnorme Kleinheit oder Größe einzelner Teile usw.)? Litten Sie jemals an einer *Geschlechtskrankheit* (an welcher, in welchem Alter, wie verlief sie)? Tritt Ihre Menstruation regelmäßig auf? Ist sie zu schwach oder zu stark? Ist sie von körperlichen oder seelischen Beschwerden (besonders auch eigenartigen Antrieben) begleitet?

B. Geistige Eigenschaften und Zustände:

64. Wie ist Ihre Gemütsart, mehr weich oder hart?

65. Besteht starke Empfänglichkeit für Freude und Schmerz? Ist besonders Neigung zum Weinen oder Lachen vorhanden (ev. auch bei nicht entsprechenden Gelegenheiten, wie Weinen vor Freude, Lachen vor Schmerz oder bei Trauer)? Steigert sich das Weinen oder Lachen zu krampfhaften Anfällen?

66. Ist Ihr Wesen mehr gleichmäßig ruhig, oder sind Sie von Launen abhängig, oft sehr niedergedrückt, oft ausgelassen heiter („himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt“)?

67. Welches der vier alten Temperamente: phlegmatisch = gelassen, sanguinisch = munter, cholerisch = zornmütig, melancholisch = schwermütig, entspricht Ihrer Natur am meisten?

68. Sind Sie zeitweise, z. B. jede Woche oder jeden Monat, für einige Tage nervöser, deprimierter, mehr oder weniger arbeitsfähig als sonst? Sind Sie längerdauernden Perioden nervöser Schwermut im Wechsel mit erhöhter nervöser Erregbarkeit unterworfen gewesen?

69. Sind Sie leicht heftig, zornig, erregt, überschwenglich (exaltiert)?

70. Ist Familiensinn stark oder schwach ausgeprägt? Hängen Sie sehr an Vater oder Mutter? An Häuslichkeit, Heimat, Vaterland?

71. Besitzen Sie Gutmütigkeit, Liebenswürdigkeit, Selbstaufopferung, Menschenliebe, Liebebedürftigkeit?

72. Ist starker Ehrgeiz, Überschätzung der Persönlichkeit (oder Unterschätzung), Empfänglichkeit für Bewunderung und Beifall, Hang aufzufallen, Herrschsucht vorhanden?

73. Sind Sie redselig, neugierig, verschwiegen? Haben Sie Gefallen an Klatsch? Sind Sie mehr mißtrauisch oder leichtgläubig?

74. Wie halten Sie es mit der Religion (fromm, gleichgültig, ungläubig, zu einer Sekte gehörig)? Wie stellen Sie sich zum Übersinnlichen, Wunder- und Aber-

glauben, Spiritismus, Geistererscheinungen, Ahnungen, Mystik? Haben Sie eigene Erlebnisse zu verzeichnen, auf die sich Ihre Ansicht darüber stützt, ev. welche? Haben Sie Ihren Glauben gewechselt, oder sind Sie aus Ihrer Kirche oder Ihrer angestammten Religionsgemeinschaft ausgetreten, ev. warum?

75. Besteht Abenteuerlust, Hang zur Romantik, Hang zum Herumtreiben?
76. Sind Sie ordentlich (pedantisch) oder unordentlich, pünktlich oder unpünktlich, sparsam oder verschwenderisch? Sammeln Sie etwas, ev. was?
77. Leiden Sie unter zwangsmäßigen Antrieben, Vorstellungen, Hemmungen oder Unterlassungen, ev. unter welchen?
78. Sind Sie nachtragend oder versöhnlich?
79. Haben Sie starken oder schwachen Willen, Energie, Furchtsamkeit oder Mut?
80. Haben Sie einen größeren Hang zum Wohlleben oder zur Anspruchslosigkeit, zu geistiger oder körperlicher Arbeit oder zur Bequemlichkeit?
81. Wie halten Sie es mit dem Trinken und Rauchen? Können Sie alkoholische Getränke vertragen? Besteht eine Neigung zu einem anderen Nervengift (Morphium, Kokain u. dgl.)? Wie sind Sie dazu gekommen, in welchem Umfange und seit wann genießen Sie diese Gifte? Genießen Sie viel Fleisch? Sind Sie Vegetarier?
82. Wie sind Gedächtnis, Aufmerksamkeit, Phantasie? Neigen Sie zu träumerischem Wesen? Erfinden Sie gern phantastische Geschichten? Sind Sie mehr geistig nüchtern und skeptisch, oder sind Sie von reger Phantasie? Neigen Sie dazu, Ihre Wünsche und phantastischen Hoffnungen für Wahrheit anzugeben oder selber für Wirklichkeit zu halten, eine ersehnte Rolle auch in der Wirklichkeit zu spielen? Spielt Ihnen Ihre Phantasie – durch Außerachtlassung der realen Lebensforderungen – einen Streich? Sind Sie leicht beeindruckbar, anlehnungsbedürftig, geraten Sie wider Willen leicht unter fremden Einfluß, in den Bann von stärkeren Persönlichkeiten, Ideen, Bewegungen?
83. Ist die geistige Beanlagung mehr Neues schaffend oder nachempfindend, mehr prüfend oder leicht beeinflufßbar, selbständig oder in andere einführend (produktiv, kritisch oder rezeptiv)?
84. Besteht Fähigkeit für Mathematik und abstrakte Aufgaben, literarische, künstlerische Veranlagung, wie Talent für Malerei, Plastik usw.? Lesen und studieren Sie viel? Welche Lektüre ziehen Sie vor (wissenschaftliche Werke, Dichtungen, Belletristik, Kriminalromane, Humoristisches, Zeitungslektüre)? Schreiben Sie gern Briefe? Neigen Sie zur Abfassung anonymen Briefe?

85. Wie verhalten Sie sich zur Musik? Sind Sie musikalisch oder unmusikalisch, musikliebend oder musikabhold, spielen Sie irgendein Instrument, ev. welches?
86. Besitzen Sie Neigung und Befähigung zur Schauspielkunst?
87. Welche Persönlichkeiten aus Sage und Geschichte (Vergangenheit und Gegenwart) interessieren Sie am meisten resp. sind Ihr Ideal? Haben Sie einen Lieblings-Schriftsteller, »Naturforscher, »Dichter, »Maler, »Bildhauer, »Schauspieler oder »Schauspielerin, ev. welche?
88. Haben Sie Neigung zu bestimmten Beschäftigungen wie Sport, Jagen, Schießen usw., oder zu Kochen, Putz, Handarbeiten usw.? Für welche Gegenstände interessieren Sie sich besonders (z. B. Politik, Mode, Theater, Pferde, Blumen usw.)?
89. Nehmen Sie am politischen Leben teil? Sind Sie mehr gemäßigt oder radikal? Parteizugehörigkeit?
90. Was denken Sie über den Weltkrieg? In welcher Weise nahmen Sie an ihm teil?
91. Fühlen Sie sich in Ihrem Beruf zufrieden, bzw. zu welchem Beruf fühlen Sie sich hingezogen?
92. Spielt in Ihren Gedanken die Kleidung eine große Rolle? Lieben Sie mehr einfache oder auffallende, anliegende oder flatternde Gewandungen, hohe Kragen oder freien Hals? Findet sich eine stark ausgesprochene Vorliebe für oder Abneigung gegen Schmuck? Lieben Sie eine bestimmte Farbe, ev. welche?
93. Was tragen Sie gewöhnlich in den Taschen bei sich (Tascheninhalt, z. B. Messer, Puderdose, Feuerzeug, Photographien usw.)?
94. Sind Sie im allgemeinen mehr beliebt oder unbeliebt? Leben Sie gern im gesellschaftlichen Verkehr oder mehr für sich abgesondert, einsam? Lieber auf dem Lande, an der See, im Gebirge, in der Kleinstadt oder Großstadt?
95. Haben Sie besondere Leistungen und Verdienste aufzuweisen, ev. welche? Bekleiden Sie öffentliche Ehrenämter? Was haben Sie an sich selbst auszusetzen (geistig und körperlich)?

C. Geschlechtstrieb:

96. Haben Sie überhaupt geschlechtliche Neigungen, oder fehlen dieselben bei Ihnen gänzlich?
97. Auf welches Geschlecht ist Ihr Geschlechtstrieb gerichtet?
98. Haben Sie bemerkt, daß Ihre Triebrichtung sich vor, während oder nach der Geschlechtsreife geändert hat, oder ist sie stets dieselbe geblieben?

99. Lieben Sie Personen, die älter oder jünger sind als Sie selbst, oder gleichaltrige? Welches sind die ungefähren oberen und unteren Altersgrenzen der Personen, welche Sie anziehen, oder ist Ihnen das Alter gleichgültig?
100. Werden Sie mehr gefesselt durch Personen, die geistig und sozial über Ihnen, oder durch solche, die unter Ihnen stehen, mehr durch verfeinerte, sanftmütige oder durch gröbere, kraftvolle Naturen? Geben Sie bestimmten Ständen den Vorzug? Lieben Sie Personen, auf welche Sie erzieherisch wirken können?
101. *Auf welchen Eindrücken beruht die Anziehung, welche gewisse Personen des Sie anziehenden Geschlechts ausüben?*
- a) Auf Wahrnehmungen des Gesichtssinns? Was erscheint Ihnen am Gesicht, an der Gestalt besonders schön? Reizt Sie mehr der nackte, bekleidete oder halbverhüllte Körper?
 - b) Auf Wahrnehmungen des Gehörs, d. h. zieht die Stimme der Sie reizenden Personen Sie besonders an?
 - c) Auf Wahrnehmungen des Gefühls? Übt beispielsweise weiche und schwelende Haut oder hart und straff sich anfühlende Muskulatur auf Sie eine besondere Anziehung aus?
 - d) Auf Wahrnehmungen des Geruchs? Werden Sie durch den Ausdünstungsgeruch gewisser Personen erregt oder abgestoßen? Spielt dabei die Ausdünstung bestimmter Körperstellen eine Rolle?
 - e) Oder halten Sie die Anziehung für eine rein vorwiegend seelische, auf Eigenschaften des Charakters, Willens, Intellekts usw. beruhende?
102. Lieben Sie eine Person wegen solcher Eigenschaften, die Sie selbst ebenfalls besitzen oder die Sie nicht haben, z. B. bez. Größe, Haarfarbe, geistiger Bildung usw.?
103. Bezieht sich Ihr Geschlechtstrieb auf Personen mit ausgesprochenem Typus des Sie anziehenden Geschlechts (also auf echt männliche oder echt weibliche Erscheinungen) oder auf weniger ausgeprägte Geschlechtstypen, also auf Frauen, die in ihrem Äußeren und Charakter männliche Züge aufweisen, beispielsweise sehr energisch sind, oder auf Männer, die etwas Weibliches, Zartes an sich haben (Metatropismus)?
104. Auf welches Geschlecht bezogen sich, bzw. welchen Inhalt hatten Ihre erotischen Träume?
105. Erregen im Publikum, auf der Straße, im Theater usw. mehr Damen oder Herren Ihre Aufmerksamkeit? Fühlen Sie sich wohler in Gesellschaft von Männern oder Frauen?

106. Interessieren Sie sich mehr für Bilder, Photographien, plastische Darstellungen weiblicher oder männlicher Personen?
107. Welchem Geschlecht gegenüber sind Sie unbefangener? Besitzen Sie ausgesprochenes Schamgefühl, und ist es weiblichen oder männlichen Personen gegenüber größer?
108. Sind Sie in Ihren Zuneigungen mehr flüchtig oder beständig? Lieben Sie den „Flirt“ (das sogenannte „Poussieren“)?
109. Wie unterscheiden Sie Freundschaft und Liebe? Worauf gründet sich bei Ihnen Ihrer Meinung nach ein Freundschaftsverhältnis? Bestanden Freundschaftsbündnisse von langer Dauer? Kann Freundschaft Ihnen Liebe ersetzen?
110. Waren Sie verlobt? Lösten Sie eine oder mehrere Verlobungen wieder auf, ev. warum?
111. Gingen Sie eine Ehe ein, ev. aus welchem Grunde? Wie war bzw. ist das Eheleben? Falls geschieden, welches waren die Scheidungsgründe?
112. Hatten bzw. haben Sie Kinder, ev. wie viele? Lieben Sie dieselben? Haben Sie bei denselben Besonderheiten (auch in geschlechtlicher Hinsicht) bemerkt?
113. Wie war die Stärke und die Beherrschbarkeit des Geschlechtstriebes? Halten Sie denselben bei sich auf die Dauer für unüberwindlich? Inwieweit wurden die Neigungen unterdrückt oder betätigt, durch Selbstbefriedigung ersetzt? Wie bekam Ihnen die Abstinenz (Enthaltsamkeit)?
114. Wie oft etwa fand bzw. findet durchschnittlich sexuelle Betätigung statt? Tritt die Befriedigung rasch ein, langsam oder vorzeitig (sogenannte Ejaculatio praecox)?
115. Welche Art der geschlechtlichen Betätigung entspricht Ihrem Empfinden? Bevorzugen Sie beim geschlechtlichen Verkehr eine besondere Abart? Ist Ihr Verhalten beim sexuellen Verkehr mehr männlich aktiv oder weiblich passiv? Liegen Sie beim Akt lieber unten oder oben (succubus oder incubus)?
116. Bestand bzw. besteht Widerwillen oder Gleichgültigkeit gegen den normalen Akt? Fanden trotzdem Versuche statt, ihn auszuführen? Welche Empfindungen hatten Sie hernach? Bestand eine Unmöglichkeit resp. ein Hindernis, den normalgeschlechtlichen Akt zu vollziehen? (*Impotenz*, ev. wodurch Ihrer Meinung nach verursacht)?
117. Verkehren Sie mit Prostituierten, ev. warum (z. B. Mangel an anderem Verkehr, besondere Neigung), oder werden Sie durch solche abgestoßen?

118. Müssen Sie sich beim Verkehr mit Hilfe der Einbildungskraft eine andere Person vorstellen als diejenige, mit der Sie verkehren?
119. Erstreckt sich der Geschlechtstrieb immer nur auf Personen des einen Geschlechts oder auf beide Geschlechter zugleich (Bisexualität)? Ist im Falle der Bisexualität die Neigung zu beiden Geschlechtern in gleichem Grade vorhanden oder zu dem einen Geschlecht größer als zu dem andern, ev. zu welchem? gleichzeitig oder abwechselnd? Wie ungefähr ist das Verhältnis (etwa 90% zu weiblichen, 10% zu männlichen Personen)? Trat in dieser Hinsicht während Ihres Lebens eine Veränderung ein? Falls ja, kennen Sie Ursachen, auf denen die Wandlung beruhte? War sie dauernd oder vorübergehend?
120. Bestand je eine erotische Neigung zu geschlechtlich unreifen Personen (Pädophilie)? Wie äußerte sich diese?
121. Bestand Liebe zu Greisen oder Greisinnen (Gerontophilie)?
122. Hatten Sie Neigungen, den von Ihnen geliebten Personen körperliche Schmerzen, seelische Demütigungen, sonstige Schädigungen oder womöglich gar Gewaltakte zuzufügen (Sadismus)?
123. Hatten Sie den Wunsch, von der geliebten Person eine solche Behandlung selbst zu erleiden (Masochismus)? Erteilen oder empfangen Sie gerne Schläge (Flagellantismus)?
124. Haben Sie eine vorwiegende Leidenschaft für bestimmte Körperteile (Haar, Hand, Fuß, Leberflecke usw.) oder bestimmte Kleidungsstücke (Wäsche, Schuhe, Handschuhe, Uniform usw.) oder für bestimmte Stoffe, wie Pelz, Samt, Seide, Leder, Lack usw. (Fetischismus)? Welche Teile oder Gegenstände sind dies?
125. Haben Sie eine heftige Abneigung gegen bestimmte Körperteile oder Kleidungsstücke (Antifetischismus), ev. gegen welche?
126. Neigen Sie dazu, sich vor anderen zu entblößen (Exhibitionismus), ev. wo, wann, in welcher Weise, teilweise oder ganz, aus welchem Anlaß, vor wem? Stellen Sie sich gern zur Schau?
127. Reizt es Sie, die Kleidung des andern Geschlechts anzulegen (Transvestitismus)? Ganz oder teilweise? Immer oder zeitweise? Bevorzugen Sie eine bestimmte Tracht, wie Arbeitskleidung oder die bestimmter Berufe, mehr bürgerlich-schlichte, elegante oder auffallende, neue oder getragene Bekleidung und Beschuhung? Was empfinden Sie dabei?
128. Reizt Sie eine bestimmte Verkleidung, sei es Männer- oder Frauentracht, besonders? Ziehen Sie beispielsweise gern Kleider jugendlicher Personen oder bestimmter Stände an (Zisvestitismus)?

129. Sind Sie in Ihren eigenen Körper verliebt (Narzismus oder Automonosexualismus)? Machen Sie gern für sich oder vor dem Spiegel Tanzbewegungen?
130. Haben Sie eine Neigung, andere Personen bei Verrichtung diskreter Akte zu beobachten (Voyeurismus)?
131. Reizt Sie sexueller Verkehr zu dritt (Triolismus), ev. in welcher Form?
132. Sind Sie jemals durch Tiere sexuell erregt worden? Hängen Sie sehr an Tieren (Zoophilie)?
133. Leiden Sie an einer anderen, hier nicht erwähnten sexuellen Eigentümlichkeit?
134. Falls einer der von Nr. 118–133 erwähnten Triebe vorliegt:
- a) Können Sie diesen Trieb erklären? Glauben Sie, daß er auf Verführung, ein bestimmtes Erlebnis in der Kindheit oder im späteren Alter zurückzuführen ist, oder auf eine innere Anlage?
 - b) Wann und bei welcher Gelegenheit entdeckten Sie den anormalen Trieb bei sich?
 - c) Haben Sie diese Neigung betätigt?
135. Haben Sie gegen Ihre Natur gekämpft? Mit welchen Mitteln und welchem Erfolge? Unterzogen Sie sich einer ärztlichen Behandlung, ev. welcher, bei wem, mit welchem Ergebnis?
136. Fühlen Sie sich sehr unglücklich? Litten Sie an Lebensüberdruß, machten Sie Selbstmordversuche?
137. Hatten Sie wegen Ihrer geschlechtlichen Neigungen oder Handlungen Konflikte (Unannehmlichkeiten) mit Ihrer Familie, Behörden oder solche anderer Art, z. B. Erpressungen? Brachte Sie Ihr Trieb in Konflikt mit Ihrer religiösen oder sozialen Anschauung?
138. Was halten Sie selbst von Ihrem geschlechtlichen Zustand? Glauben Sie schuldig oder schuldlos, krank oder gesund, natürlich oder naturwidrig zu sein? Wünschten Sie, wenn es möglich wäre, daß Ihre Natur geändert würde, oder sind Sie mit Ihrer gegenwärtigen geschlechtlichen Veranlagung zufrieden?
139. Welche Erfahrungen haben Sie hinsichtlich sexueller Empfindungen bzw. sexueller Abweichungen bei anderen gemacht? Verkehren Sie in Kreisen Ähnlichempfindender, oder stehen Sie allein? Kennen Sie Leute, die wie Sie empfinden? Wie viele etwa? Wie hoch schätzen Sie ihre Zahl und aus welchen Gründen? Haben Sie dieselben bei Angehörigen bestimmter Stände, Klassen, Völker häufiger beobachtet als bei anderen?

140. Haben Sie sich über den Naturzweck Ihrer eigenen sexuellen Empfindung eine Ansicht gebildet und welche?

Auf den folgenden Seiten oder als besondere Anlagen erwünscht:

- a) Darstellung des Anlasses, der Sie bewog, den Fragebogen auszufüllen. Wie wirkte die Ausfüllung auf Sie? Vermißten Sie Fragen? Welche?
- b) Zusammenhängende Lebensbeschreibung.
- c) Schilderung des bisherigen Geschlechts- und Liebeslebens.
- d) Vom Arzt auszufüllen: Epikrise (griech. *ἐπίκρισις* = wissenschaftliche Beurteilung in bezug auf Entstehung, Entwicklung, Wesen, Behandlung und weiteren Verlauf des Falls).

Von den zahlreichen Anziehungsregeln, die sich an Hand dieses Fragebogens nachprüfen oder ermitteln lassen, sei als Beispiel eine der geläufigsten einer näheren Betrachtung unterzogen. Sie bezieht sich auf

die Altersunterschiede Liebender.

Die gewöhnliche Annahme ist, daß es in unseren Breitengraden am besten zusammenpasse, wenn ein Mann sich mit einer Frau verbindet, die ungefähr fünf Jahre jünger ist als er selbst. Für die Mehrzahl der Fälle entspricht diese Gepflogenheit in der Tat inneren Gesetzen, doch hat auch diese Regel keineswegs eine allgemeine Gültigkeit.

Um festzustellen, welche Rolle das *Alter* bei der Gattenwahl spielt, griffen wir aus unserem Material 300 Fälle beliebig heraus, und zwar zunächst nur männliche Personen, welche unseren Fragebogen entsprechend gut beantwortet hatten. Folgende zwei Fragen lagen unserer Untersuchung zugrunde: Erste Frage, Nr. 4: „Wie alt waren Ihre Eltern, als Sie geboren wurden?“ und zweite Frage, Nr. 99: „Welches sind die ungefähren oberen und unteren Altersgrenzen der Personen, welche Sie anziehen?“ Sämtliche berücksichtigten Personen hatten die erste Frage entsprechend dem Beispiel: „Vater 35, Mutter 30 Jahre alt“ und die zweite Frage entsprechend dem Beispiel: „Ich liebe Personen zwischen 25 und 35 Jahren“ oder „das Alter ist mir gleichgültig“ beantwortet. Ferner stellten wir aus den Personalien ohne Ausnahme das Alter des Beantworters fest. Bei der Auswertung der zweiten Frage wurde der Mittelwert der angegebenen Altersgrenzen zugrunde gelegt; schrieb zum Beispiel ein 30-jähriger: „Ich liebe Personen von 25–33 Jahren“, so wurde als Mittelwert 29 genommen und demnach verzeichnet, daß der Betreffende 1 Jahr jüngere, also etwa gleichaltrige Personen liebt. Gab jemand einen Spielraum von über 30 Jahren an, und sein eigenes Alter lag in der Mitte dieses Spielraumes (z. B. ein 35-jähriger schreibt, er liebe Personen von 20–50 Jahren), so wurde er unter der Rubrik „Alter gleichgültig“ notiert. Es mag nun zunächst die Aufstellung folgen:

I. In 300 Ehen waren von den Männern älter bzw. jünger als die Frauen:

1	2	3	4	5	6	7	8
über 15 Jahre älter	11-15 Jahre älter	6-10 Jahre älter	3-5 Jahre älter	2 Jahre älter bis 2 Jahre jünger	3-5 Jahre jünger	6-10 Jahre jünger	über 10 Jahre jünger
20	18	92	68	92	7	3	—

II. Von 300 Männern gaben als anziehend an:

I	1	2	3	4	5	6	7	8
Alter gleichgültig	über 15 Jahre jüngere	11-15 Jahre jüngere	6-10 Jahre jüngere	3-5 Jahre jüngere	2 Jahre jüngere bis 2 Jahre ältere	3-5 Jahre ältere	6-10 Jahre ältere	über 10 Jahre ältere
39	25	19	41	52	66	33	18	7

Demnach waren bei 300 Ehepaaren:

- 66,0 % der Männer wesentlich älter als die Frauen,
- 30,7 % beide Ehegatten gleichaltrig bis zu höchstens 2 Jahren Unterschied,
- 3,3 % der Männer wesentlich jünger als die Frauen.

Hingegen liebten von 300 Männern:

- 45,7 % wesentlich jüngere Personen,
- 22,0 % gleichaltrige bis höchstens 2 Jahre Unterschied,
- 19,3 % wesentlich ältere Personen,
- 13,0 % Alter gleichgültig.

Vergleicht man die beiden Aufstellungen, so erscheinen drei Punkte besonders bemerkenswert: 1. Die großen Altersunterschiede kommen nach beiden Richtungen – jünger und älter – hin in der zweiten Aufstellung viel häufiger vor als in der ersten. 2. Es finden sich viel mehr Männer, die ältere Personen lieben, als tatsächlich mit älteren Frauen verheiratet sind. 3. In beiden Aufstellungen findet sich eine Höchstziffer in der Rubrik der Gleichaltrigen, in der ersten Aufstellung findet sich aber noch eine zweite Höchstziffer in der Rubrik „6–10 Jahre älter“. Diese Verschiedenheiten dürften teils in der Statistik, teils aber auch in sachlichen Unterschieden ihren Grund haben. Zunächst ist zu bedenken, daß die Rubrik „Alter gleichgültig“ den übrigen Rubriken in der zweiten Aufstellung 39 Fälle entzieht gegenüber Aufstellung I. Ferner sind die Ziffern der größten Altersunterschiede in Aufstellung II zweifellos etwas zu hoch, denn wenn ein 50jähriger schreibt, er liebe 25- bis 45 jährige, so haben wir, um einheitlich zu sein, den Mittelwert 35

genommen, doch dürfte in Wirklichkeit der Schwerpunkt für das anziehende Alter etwas näher an 45 liegen, womit der Altersunterschied geringer würde. Vor allem aber kommt die Verschiedenheit wohl daher, daß in der zweiten Aufstellung die Befragten ganz verschiedenen Alters zwischen 20 und 60 Jahren sind, bei der Gattenwahl der ersten Aufstellung jedoch die überwiegende Mehrzahl der Männer zwischen 25 und 35 Jahre alt war. Die großen Altersunterschiede in der zweiten Aufstellung entfallen aber hauptsächlich auf ältere Personen über 40 Jahre. Andererseits wird die geringe Häufigkeit der Eheschließung zwischen jüngeren Männern und älteren Frauen gegenüber den häufigeren Neigungen dazu, wie sie in der zweiten Aufstellung zutage treten, stark mitbestimmt durch die Sitte, welche die Ehe zwischen einem jüngeren Mann und einer älteren Frau bei uns etwas verächtlich ansieht. Das dürfte der Hauptgrund für das sehr auffallende umgekehrte Verhältnis zwischen den Rubriken 5 und 6 der beiden Aufstellungen sein: Von den 33, die eigentlich 3–5 Jahre älter lieben, heiraten 26 gleichaltrige oder nur wenig ältere und vermehren die Zahl derer, die sowieso gleichaltrig lieben, auf 92. Die zweite Höchstziffer von 92 in der Rubrik derer, die 6–10 Jahre älter sind als ihre Ehefrauen, dürfte aber besonders von denen hervorgerufen sein, die angeben, daß das Alter ihnen gleichgültig ist, und die deshalb am leichtesten der Sitte folgen.

Nach allem, was bisher an einigermaßen zuverlässigen Unterlagen in der Anziehungsfrage vorliegt, kann man nur sagen: *Es trifft nicht zu, daß in der Liebe nur das Ungleiche anzieht; ebensowenig ist es richtig, daß nur das Gleiche anzieht: das wirksame Moment muß in einer Verbindung ungleicher und gleicher Eigenschaften liegen*, abgesehen von solchen, die weder anziehend noch abstoßend wirken, in denen sich also die Partner indifferent (= gleichgültig) gegenüberstehen. Man könnte vermuten, daß das Gleiche vielleicht mehr geistig – kameradschaftlich – ungeschlechtlich den Menschen an den andern bindet, das Ungleiche mehr sinnlich – sexuell fesselt, oder daß die primäre (= erstmalige) Anziehung mehr in dem Verschiedenartigen, die Dauerhaftigkeit einer Verbindung mehr in dem Gemeinsamen ruht. Doch sind alles dies Vermutungen, solange nicht in ausreichender Menge zahlenmäßig ergreifbare Erhebungen zur Verfügung stehen.

Von hoher Wichtigkeit aber ist es, daß, so vielen äußeren Einflüssen und Wandlungen das Wesen der Persönlichkeit auch während des Lebens ausgesetzt sein mag, der anziehende Typus innerhalb gewisser Grenzen gleichbleibt. Das ist ja eine der allerältesten Beobachtungen auf dem Gebiete geschlechtlicher Anziehung, daß jeder sein „Genre“ hat, das ihn besonders anspricht, seinen „Fall“, der ihm vor allem gefällt, seinen bestimmten „Geschmack“, eben seinen „Typ“. Dieser Typus wird um so stereotyper sein (der erste Teil des für „Gleichförmigkeit“ viel gebrauchten Fachausdruckes „Stereotypie“ leitet sich von *στερεός* = starr ab), je geschlossener – starrer – eine Persönlichkeit in sich ist.

Gewöhnlich ist es auch für Dritte möglich, die sich die Mühe geben, durch eine Reihe von Jahren Personen zu beobachten, welche mit dem Gegenstand ihrer mehr

oder weniger starken geschlechtlichen Zuneigungen wechseln, die entscheidende Ähnlichkeit zwischen den reizausübenden Personen herauszufinden.

In dem schlichten, feinen Buche der französischen Näherin Margarete *Andoux*, das die Lebens- und Liebesgeschichte von „Marie-Claire“ schildert, heißt es immer wieder von den Männern, welche die Sympathie der Titelheldin auf sich zogen: „Er hatte gleich Henri Deslois sanfte Augen und etwas Ernstes in seinem Wesen.“ Ähnlich sagt *Maeterlinck* vom Manne: „Und wenn wir gleich Don Juan eintausendunddrei Frauen küssen, werden wir schließlich einsehen, daß immer wieder dieselbe Frau vor uns ist, die gute oder die böse, die zärtliche oder die grausame, die liebende oder die ungetreue.“ Bei Wieder-verheirateten kann man oft beobachten, daß die zweite Frau der ersten sehr ähnlich ist. Ein Herr berichtete mir, daß er in einer Erbschaftsangelegenheit eine angeheiratete Verwandte besucht hätte, die er sehr lange nicht mehr gesehen hatte. In ihrem Wohnzimmer hing die Photographie eines älteren Mannes, bei deren Anblick der Besucher bemerkte: „Das ist doch Ihr verstorbener Gatte.“ „Nein,“ erwiderte die Frau, „das ist mein jetziger Freund; ich habe mich in ihn verliebt, weil er meinem verstorbenen Mann so ähnlich sieht.“ Ein Herr teilte mir mit, daß ihn in einem Kaufhause eine elegante Dame angesprochen habe, die er dann in ihr Hotel begleitete, wo es zu einem intimen Verkehr gekommen sei; die Dame gestand ihm, sie sei vorübergehend in Berlin, ihr Gemahl sei Offizier in einer kleinen Garnison, der Mann hätte sie in seinem Äußern und seinen Bewegungen so sehr an ihren Gatten erinnert, daß sie, aus Liebe und Sehnsucht zu diesem, sich ihm genähert hätte. Es ließen sich noch viele Beispiele anführen, in denen der Grund für die Zuneigung auf der Ähnlichkeit beruht, die eine Person mit einer andern besitzt, die nicht erreichbar ist. So liebt jemand eine verheiratete Frau und hält um ihre Schwester an, weil sie ihr ähnlich ist oder — ein bei gleichgeschlechtlich gerichteten Personen oft von mir beobachteter Fall — jemand liebt einen jungen Mann und ehelicht seine Schwester, weil sie verwandte Züge aufweist. Auch daß jemand nach dem Tode seiner Frau deren Schwester heiratet, weil sie ein der Verstorbenen ähnliches Wesen hat und demnach ähnliches „Wesen“ ist, kommt verhältnismäßig häufig vor, wenn auch meist andere Gründe — Versorgung der Kinder — hierfür gesucht und angegeben werden. *Fontane* erzählt in einem seiner schönen Romane — *Effi Briest* — die Geschichte eines Mannes, der ein junges Mädchen ehelicht, weil sie ihrer von ihm geliebten Mutter so ähnlich ist. Auch dieser Fall ist nicht vereinzelt. Ebenso ist die Ähnlichkeit der eigenen Tochter mit der Jugend der Mutter nicht selten ein Grund zur Verliebtheit oder gar zu inzestuösen Verbindungen zwischen Vater und Tochter. Einer der krassesten Fälle, der hier erwähnt werden kann, ist wohl der bereits von *Krafft-Ebing* angeführte, in dem jemand eine Frau mit einem Vollbart liebte, und als diese gestorben war, nicht eher ruhte, bis er wieder eine Frau gefunden hatte, die einen ebenso stattlichen Vollbart ihr eigen nannte.

Es gibt nun aber nicht wenige Personen, die versichern, sie liebten überhaupt keinen bestimmten Typus; es seien ganz verschieden geartete Menschen, die auf sie einen Reiz ausübten. Analysiert man aber ihren Geschmack genauer, so wird man bald einen oder mehrere Teilreize finden, die den in vieler Hinsicht so verschiedenen Personen ihrer Neigung gemeinsam sind. So berichtete mir einmal eine Frau, es seien einander völlig unähnliche Männertypen, die auf sie einen Eindruck machten. Auf näheres Befragen ergab sich jedoch eins, „das unbedingt nötig sei“: „eine weiche Stimme“. Ein Mann registrierte vier ihn anziehende Typen; sie wichen in der Tat

stark voneinander ab, doch stellte sich heraus, daß es vor allem schöne Hände und ein lebhaftes frisches, wie er sich ausdrückte, „moralinfreies“ Wesen war, das ihn fesselte. Vielfach ist bei sonstiger Verschiedenheit ein gewisser undefinierbarer (= unerklärlicher) Gesichtsausdruck (manchmal auch nur Augenausdruck) oder eine bestimmte Körperhaltung das Entscheidende.

Immer ist es jedenfalls der sexuelle Partialismus, der die Typenliebe beherrscht, und zwar während der ganzen Lebensdauer in so gleichmäßiger Weise, daß es meist in hohem Alter noch ganz dieselben Eigenschaften und die mit ihnen behafteten Menschen sind, die jemandem gefallen, wie in der Jugend.

Daß aber auch die gleiche Person, die sie anzog, als sie jung war, auch noch in älteren Jahren dieselbe Anziehungskraft zu entfalten vermag, hängt ebenfalls damit zusammen, daß gewisse körperseelische Eigentümlichkeiten des Menschen sich vom Alter mehr oder weniger beeinflußt erhalten. Die Monogamie und Treue des Mannes und Weibes wurzelt wesentlich in dieser Teilanziehung. Immerhin gibt es auch Fälle (und sie sind nicht allzu selten), in denen sie durch das Alter entwurzelt werden können. So suchte mich lange Zeit in Abständen von mehreren Jahren ein nordischer Gelehrter mit seiner Gattin auf, zwischen denen beiden ein geradezu ideales Verhältnis bestand. Nach längerer, durch den Krieg verursachter Pause kam er, der inzwischen das sechzigste Jahr überschritten hatte, wieder, dieses Mal jedoch mit einer neuen Frau von etwa 25 Jahren. Ich nahm nicht anders an, als daß die erste gestorben sei, erfuhr aber dann von ihm, er hätte sich nur von ihr scheiden lassen, „weil sie ihm zu alt geworden sei“, ein anderer Grund lag nicht vor.

Wenn Sprüche wie „on revient toujours à ses premiers amours“ (= man kehrt immer wieder zu seiner ersten Liebe zurück) oder „alte Liebe rostet nicht“ hinsichtlich eines geliebten Einzelwesens auch nicht immer passen mögen, in bezug auf den anziehenden Typus treffen sie sicherlich zu. Dabei ist bemerkenswert und für die Abhängigkeit des Geschlechtstriebes von der Geschlechtspersönlichkeit bezeichnend, daß dieser Typus auch schon meist in der Kindheit vor dem Erwachen des eigentlichen Sexualtriebes als sympathisch empfunden wurde. Man interessierte sich für ihn, ohne daß ein erotischer, wenigstens ein bewußt erotischer Charakter der Zuneigung vorhanden war.

Für den Liebenden selbst verbirgt sich nicht selten sowohl das, was ihn fesselt, als auch das, was ihn abstößt, lange über Kindheit und Jugend hinaus in der Tiefe des Unbewußten. Ja, manche Menschen werden sich überhaupt nie darüber klar, welche ihrer Zu- und Abneigungen erotisch bedingt sind, zumal ja nicht nur im Sehorgan, sondern in allen Sinnesorganen Empfangsstellen für Geschlechtsreize gelegen sind.

Eine weitere Schwierigkeit rührt davon her, daß es sich bei der erotischen Anziehung oft um ganz außerordentlich kleine Besonderheiten handelt; so kann es eine bestimmte Art des Lächelns, eine eigentümliche Kopfhaltung oder Kopfform, eine gewisse Bewegung des Körpers, eine eigene Gangart sein, die den Geschlechtssinn

fesselt. *Nichts ist zu geringfügig, nichts so absonderlich, als daß es nicht in der Liebe eine Bedeutung gewinnen könnte.* Auch die kühnste Phantasie kann sich keine Vorstellung machen von der endlosen Mannigfaltigkeit der hier in Betracht kommenden Kleinigkeiten, Schattierungen und Nuancierungen.

Wir werden das in seiner Bedeutung noch sehr unterschätzte Gebiet der sexuellen Teilanziehung und Teilabstoßung im nächsten Kapitel ausführlicher behandeln, hier nur noch dieses: der sexuelle Partialismus ist stets ein solcher, daß nicht ein Teil schlechthin gefällt, sondern nur dann, wenn er bestimmte Vorbedingungen erfüllt. Die Sinnesorgane wenden sich zwar zunächst gewohnheitsmäßig und unwillkürlich den betreffenden Teilen im allgemeinen zu, bleiben aber an ihnen nur dann haften und übertragen „Lust“ nach innen und nach außen, wenn dieser Teil spezielle (= besondere) Eigenschaften besitzt. Es wird also nicht jemand, der schöne Augen liebt, durch jedes Auge gefesselt, sondern nur durch solche, welche er schön findet: Augen von besonderer Art, Form, Farbe und Umrahmung, etwa mit großen Pupillen oder langen Wimpern. Letzten Endes stellen sich die mit allen poetischen Beiwörtern besungenen Augen auch nur als Produkte (= Ergebnisse) unserer eigenen Augen und unserer eigenen Phantasie dar. Und wie das Sehorgan nur Gesichtseindrücke von eigener Art wünscht, so sucht auch das Ohr nur bestimmte Tonhöhen und Klangfarben und auch das Geruchs- und Gefühlsorgan nicht alle, sondern nur gewisse Gerüche und Tastempfindungen. Die geschlechtliche Teilanziehung wird damit zur Anziehung besonders beschaffener Eigenschaften; in meinen „Naturgesetzen der Liebe“ bildete ich, um allen Anforderungen der Wissenschaft zu genügen, dafür das Wortmonstrum: „Sexualpartialspezialismus.“

Die Sonderung der Partialreize ist ebenso mannigfach wie minim (= ins Kleinste gehend), was leicht zu erkennen ist, wenn man von einer größeren Reihe befragter Personen die Wünsche zusammenstellt, die von den einzelnen bezüglich eines sie anziehenden Körperteiles geäußert werden.

So erstreckt sich, um nur ein Beispiel herauszugreifen, die so verbreitete Anziehung der Haare nicht etwa nur auf die Farbe und Fülle des Haupt- oder Körperhaares, auf seinen Geruch, seine Weichheit oder Härte, sondern vor allem auch auf die Haartracht. Der eine liebt offenes, der andere zum Zopf geflochtenes, der Dritte gescheiteltes Haar. Von 20 Befragten erklärten 5 den Scheitel an der Seite für am anziehendsten, 3 in die Stirn fallendes Haar, 3 ungescheitelt nach hinten gestrichenes, 2 fanden den Scheitel in der Mitte, 2 fest angekämmtes Haar, 2 Lockenhaar am schönsten, 2 kurz geschnittenes, 1 den Scheitel zwischen der Seite und der Mitte; ja es gibt sogar Menschen, die für Perücken ein Faible (= Schwäche) haben. Auch ist mir der Fall einer Prostituierten bekannt, die eine ausgesprochene Glätzenfetischistin war. Bei einer anderen Umfrage, in der 60 Männer und Frauen ihren Typus angeben sollten, erklärten 9 blondes, 7 dunkles, 2 schwarzes Haar für anziehend. Andere Angaben lauteten hellblond, dunkelblond, goldblond, braun, brünett, aschblond, blondgelockt, nicht nach der Mode frisiert, rot wellig, etwas gekräuselt, schlicht, blond-hochstehend, schwarz gescheitelt, möglichst dunkle Haare auf weißem zartem Teint sich abhebend, recht üppig in Wellen, fettglänzendes Haar usw. Auch hinsichtlich des „Bubenkopfes“ wird bereits von den verschiedenen Schnittformen bald der

einen, bald der anderen der Vorzug gegeben, wie „Herrenschnitt“, „Wuschelkopf“, „Pagenkopf“, glatter „Etonboy-Schnitt“, „Rundschnitt“, „Tituskopf“, „aus langen Haaren zusammengesteckter Bubenkopf“. Wie von den Haaren, kann von Auge, Mund, Ohr und Nase, kurz von jedem Körperteil eine ähnliche Zusammenstellung beigebracht werden.

Jede Spezialform einer einzelnen körperlichen und auch seelischen Eigenschaft kann sich nun in der Geschmacksrichtung mit ebenso verschiedenen Spezialformen einer anderen Eigenschaft verbinden, diese beiden wiederum mit ebenso zahlreichen Varietäten einer dritten, vierten bis x-ten Eigenschaft. Es ist ganz klar, daß aus diesen unendlich vielen Kombinationen (= Zusammenstellungen) sich unendlich viele und vielgestaltige Typen ergeben, von denen jeder seine sexuelle Anziehungskraft entfalten kann.

Um

die Typenkombinationen

zu kennzeichnen, will ich aus verschiedenen mir gemachten Angaben nur zwei Beispiele geben: Ein Mann schreibt: „Ich liebe nur das Weib, und zwar im Alter von etwa 20 Jahren, bin selbst Ende 20, doch war mein Geschmack mit 18 Jahren ebenso. Ich achte sehr auf die Figur, kräftig, wie ich selbst, aber nicht korpulent und nicht größer als ich — bin 1,70 m groß —, Taille muß sich stark markieren, volle Büste. Von Wert ist mir die Haarfarbe, welche ich goldblond am liebsten habe, bin selbst dunkel und finde, daß eigentlich alle Männer brünett und alle Frauen blond sein sollten, weil mir diese Farben mehr dem aktiven und passiven Geschlechtscharakter zu entsprechen scheinen, beziehentlich die blonde Farbe dem weicheren, gemütvolleren, lebenswürdigeren Weibe zukommt. In bezug auf den Charakter liebe ich das Weib lebenslustig und hingebungsvoll, recht natürlich und vor allem treu. Die eingebildeten, präntiösen Damen lassen mich kalt; Auge seelenvoll, Farbe gleichgültig. Durchaus nicht ausstehen kann ich große Hände und Füße, namentlich letztere verlange ich zierlich und klein. Stimme darf dem kräftigen Körper entsprechend nicht zu zart und muß von schönem Klang sein. Ich halte die Stimme für eins der wichtigsten Anziehungsmittel. Rosiger Teint, Körperfarbe wie Alabaster, vor allem ohne jedes unnormale Haar, während mir langes Kopfhaar und ganz besonders Achselhaare sehr zusagen. Sehr aufregend wirkt auf mich Parfüm; fühle mich im übrigen frei von irgendwelchem Fetischismus.“

Ein anderer macht folgende Angaben: „Der Typus Weib, zu welchem ich mich sinnlich hingezogen fühle, ist etwa folgender: Eine mittelgroße, etwas üppige Gestalt mit leichtem Sinn und einem Durchschnittsalter von etwa 22 Jahren, mit vollem dunklem, blondem oder braunem Haar und lebhaften, gutmütig heiteren, blauen oder braunen Augen, voller Brust und vollen Wangen. Ein solches Weib, auch wenn es nicht alle Eigenschaften besitzt, die meinen ethischen und ästhetischen Vorstellungen von Moral und Schönheit entsprechen, ist imstande, bei mir ein starkes Verlangen nach geschlechtlichem Genuß wachzurufen.“

Das Weib, welches das Ideal meiner Jugend war, welches ich als Lebensgefährtin wählen wollte, und welches auch heute noch meinen Anforderungen entspricht, soll vor allem eine eigene, in sich geschlossene, harmonisch gestimmte, heitere, gerade Natur sein, die bei aller ideologischen Veranlagung einen klaren Blick fürs tägliche Leben, wie auch für die die Gesellschaft interessierenden Fragen der Zeit hat.“

Wer die Heiratsgesuche der Zeitungen studiert, kann diese Typenschilderungen beliebig erweitern.

Nur zwei Proben: die eine entnommen der in Hamburg von Frau Gertrud *Bastian* mit viel Takt herausgegebenen Monatsschrift für Ehekultur „Der Eehafen“: „Suche zum Lebenskameraden einen seelisch starken, beherrschten und zusammengefaßten Menschen, bei dem Gemüt und Intellekt in die Tiefe reichen, neben dem, mit dem und für den ich leben und schaffen kann. Gesund muß er sein, aus guter Familie, 23 bis 28 Jahre, körperlich wohlgeraten, vollschlank, nicht unter 1,65 m groß, norddeutscher Typ, mit wirtschaftlichem Interesse und Können, musikalisch veranlagt, zum mindesten musikalisch interessiert. Bin Ende 30, vollkommen gesund, mittelgroß, kräftig, nicht korpulent, dunkel, von gereifter und gefestigter Lebensanschauung, in anerkannter musikalisch-künstlerischer Stellung in Großstadt tätig. Sichere auskömmliche Existenz — gegenwärtiges monatliches Einkommen 900 M. —, Wohnung und auch Mittel zur Beschaffung einer gediegenen Möbeleinrichtung vorhanden. Wäscheausstattung erwünscht. Doch der Hauptwert wird auf einen prächtigen lieben Menschen gelegt, der mit nicht alltäglichen Werten einen Mann zu fesseln vermag und ein trauliches Heim schaffen kann. Ehrliche, ausführliche Zuschrift, die auf den inneren Menschen schließen, einen Blick in Familie und wirtschaftliche Verhältnisse tun läßt, erbitte mit Bild unter „85“.“

Noch ein anderes Beispiel greifen wir aus der Kieler Zeitschrift „Der Bund“ heraus; hier heißt eine Anzeige: „Wo bist du, einzige, mein Gegenpol und Ausgleich meines Wesens? Kaufmann, Junggeselle, 38 Jahre alt, evangelisch, ernster, treuer und rechtschaffener Charakter, warmherzig und gütig, mit gepflegtem, ansprechendem, männlichem Äußern, 1,75 groß, in geordneten Privatverhältnissen lebend, mit hoher Lebens- und Eheauffassung, Neigung für geordnete, stille harmonische Häuslichkeit, wünscht Ehe mit edlem Weibe, das gleichfalls den wahren Sinn des Lebens erkannt hat, in sich das tiefe Bedürfnis fühlt, einem nicht alltäglichen Manne eine verstehende, treue und hingebende Freundin, ein lieber, guter Kamerad zu sein, und dessen vielseitige Interessen zu teilen. Erwünscht sind gute hauswirtschaftliche Erziehung und Tüchtigkeit, gewinnendes Äußere, Zartgefühl und Herzensgüte, ruhiges, doch frisches, natürliches, freundliches, echt weibliches Wesen, gute Vergangenheit, ausgeprägter Sinn für gediegene, stille, friedliche Häuslichkeit und Interesse für ein überaus harmonisches Familienleben.“

Fast immer kommen die gesuchten Eigenschaftsformen in ihrer speziellen Verbindung nur dem einen oder anderen Geschlechte zu und innerhalb dieses Geschlechts nur einem kleinen Bruchteil, oft nur wenigen Einzelwesen. Handelt es sich jedoch um Besonderheiten, deren Vereinigung man in nahezu gleicher Vollkommenheit bei beiden Geschlechtern findet, so bilden diese das Attraktionsfeld der Bisexuellen. So kommt es, daß es die androgyne Typengruppe ist — Mädchen mit männlichen und Jünglinge mit weiblichen Einschlägen, die als körperseelische Typen soviel Gemeinsames haben —, welche in erster Linie von den Bisexuellen begehrt werden, wobei es aber irrtümlich wäre, wie es wiederholt von Ärzten und Laien

geschehen ist, anzunehmen, daß die Triebrichtung sich etwa nach dem Sprichwort: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst“ entschied. Vielmehr ist der bisexuelle Geschmack genau so zugehörig in der bisexuellen Natur des Liebenden verankert wie der heterosexuelle in der Eigenart des heterosexuellen und der homosexuelle in der Wesenheit des homosexuellen Menschen.

Ein Beispiel aus dem Leben: Vor vielen Jahren hatte ich einmal einen jungen Kavallerieoffizier aus altem Geschlecht zu begutachten, der sich früh bei der Heimkehr vom „Liebesmahl“ nach Fortfall seiner Hemmungen durch Alkoholeinfluß an der „Stallwache“ (einem femininen Rekruten) vergriffen hatte. Er kam verhältnismäßig „glimpflich“ davon, wurde aber, da er seine homosexuelle Triebrichtung offen zugab, als ungeeignet vom Militär entlassen. Seine Mutter, die ihren Gatten bereits durch den Tod verloren hatte und deren ganzes Glück ihr „einziger Junge“ war, litt schwer unter dem Vorkommnis, das ihre ganzen Zukunftshoffnungen zu vernichten drohte. Dank seiner vornehmen Verwandtschaft erhielt der junge Mann, der sich durch Begabung und Fleiß auszeichnete, bald wieder eine gute Stellung. Ich habe ihn dann in größeren Abständen wieder gesehen und durch das Vertrauen, das er und seine Mutter mir entgegenbrachten, die Wandlungen seines Liebeslebens gut weiterverfolgen können. Als ich ihm einige Zeit nach seiner „Affäre beim Regiment“ wieder begegnete, hatte er ein Verhältnis mit einer vielbewunderten Tänzerin vom Varieté, die in Wirklichkeit ein Tänzer war, aber so feminin geartet, daß er tatsächlich mehr einem Weibe mit männlichen als einem Jüngling mit weiblichen Eigenschaften glich. Wieder vergingen einige Jahre, als mich eines Tages die Mutter aufsuchte und mir mitteilte, ihr Sohn habe sich gegen ihren Willen mit einer Schauspielerin verheiratet, in die er sich leidenschaftlich verliebt hatte. Vorwurfsvoll meinte sie: „Da hätte er sich selbst und mir doch den ganzen Skandal beim Regiment ersparen können.“ Es war nicht ganz leicht, der alten Dame klarzulegen, daß es sich bei ihrem Sohne weder früher noch jetzt um „Launen“ gehandelt hätte, sondern um Zielstrebigkeiten, die sich aus seiner Sonderart ergaben. Die weiteren wechselvollen Schicksale des Sohnes sind rasch erzählt: Ableben der Mutter, Tod seiner jungen Frau an einer akuten Krankheit, Krieg, sofortiger Eintritt als Kriegsfreiwilliger, Verwundung in Rußland, fünfjährige Gefangenschaft in Sibirien, Flucht, Wiederverheiratung mit einer Künstlerin, die stark dem Tänzer ähnelte, der als Frau auftrat. So unterliegt auch die Bisexualität den gleichen Anziehungsgesetzen zum Typus wie die Liebe überhaupt.

Der Typus entscheidet. Was keineswegs ausschließt, daß die anziehenden Personen untereinander sehr unähnlich sein können, wenn nur die anziehenden Erfordernisse, etwa ein bestimmter Zug, Schnitt, Ausdruck im Gesicht, eine gewisse Bewegungsart usw. vorhanden sind. Da diese Personen im übrigen blond oder dunkel, groß oder klein, stark oder schwach, kurzum verschieden geartet sein können, so glauben die Liebenden oft selbst, daß sie sich zu ganz verschiedenen Menschen hingezogen fühlen, und tatsächlich sind sie es ja auch, nur besitzen sie alle

„ein gewisses Etwas“,

und dieses ihnen gemeinsame Typische ist eben das Anziehende.

Die Typenliebe ist der Ausgangspunkt der Liebe überhaupt. Zusammenfassend läßt sich sagen: Die Sinnesorgane reagieren niemals auf alle ihnen begegnenden

Personen, sondern nur auf eine Auswahl, eine Gruppe, auf die sie zielstrebig „lossteuern“. Diese Gruppen können groß oder klein sein, sind aber stets begrenzt. Ihre einzelnen Mitglieder ziehen nicht als Ganzes erotisch an, sondern nur durch eine Auswahl von Eigenschaften, die ebensosehr für die Persönlichkeit und Geschmacksrichtung des Liebenden als für die Eigenart des geliebten Wesens typisch sind. *Innerhalb dieser vom Geschlechtstrieb erfaßten Typen streben die Sinnesorgane nach Einzelmesen, die möglichst viele der anziehenden Eigenschaften in sich vereinigen. Die Liebe ist individualisierter Geschlechtstrieb. Von der Summe der Einzelreize hängt Stärke, Dauer und Art der Liebe ab.*

Welche Teilreize nun aber als schön empfunden werden, entscheidet nicht der Reiz-Sender, sondern der Reiz-Empfänger. Daher würde der Ausspruch *Pascals*: „Die Liebe kommt von der Schönheit“, richtiger lauten:

Die Schönheit kommt von der Liebe.

XIV. KAPITEL

Sinnlichkeit und Sittlichkeit

Sexueller Fetischismus und Antifetischismus

Motto.

Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eigenen Art.

Goethe.

THE

OF THE

OF THE

OF THE

Durch die Sinne zieht die Liebe in die Seele ein. Unsinnliche Liebe ist Unsinn. Sinne und Sinnlichkeit auf der einen und Sitte und Sittlichkeit auf der anderen Seite sind nur künstliche, keine natürlichen Gegensätze. Alle Sinne und alles, was auf die Sinne wirkt, hat Anteil an der Liebe — alles kann zum Fetisch werden.

Kein Geringerer als Richard Freiherr von *Krafft-Ebing*, dieser wahrhaft edle Forscher und Pionier der Sexualwissenschaft, war es, der den „Keim jeder physiologischen Liebe“ im „individuellen Fetischzauber“ sah. In seinem mehrfach erwähnten Hauptwerk unterscheidet er einen physiologischen (= natürlichen) und einen pathologischen (= krankhaften) Fetischismus. Ersteren erblickt er in der besonders starken Zuneigung eines Menschen, die sich auf eine einzige oder mehrere Eigenschaften eines anderen erstreckt; der krankhafte Fetischismus dagegen findet nach ihm seinen Ausdruck darin, daß ein von seinem Träger gänzlich losgelöster Teil, beispielsweise ein abgeschnittener Zopf oder ein Schuh, in hohem Grade geschlechtlich erregt. Zwischen diesen beiden, der partiellen Attraktion (= Anziehung von Teilen) innerhalb der Breite des Normalen, auf der das große Gesetz der Geschlechtsauslese überhaupt beruht, und der krankhaften Teilanziehung, welche sich auf eine isolierte (= abgesonderte, vgl. ital. *isola* = Insel) Eigentümlichkeit bezieht, liegt das weite Gebiet leidenschaftlicher Ergriffenheit, bei dem die Sinne zwar auf einen Teil in Verbindung mit der dazugehörigen Person eingestellt sind, dieser Bestandteil aber so überwertet wird, daß weniger der Mensch mit der bestimmten Eigenschaft, als die Eigenschaft mit dem an ihr befindlichen Menschen begehrt wird.

Bemerkenswert für seine Auffassung sind die Worte, mit denen *Krafft-Ebing* den Abschnitt der „*Psychopathia sexualis*“ beginnt, welcher die Überschrift trägt: „Verbindung der Vorstellung von einzelnen Körperteilen oder Kleidungsstücken des Weibes mit Wollust-Fetischismus.“ Dieselben lauten: „Schon in den Betrachtungen über die Psychologie des normalen Sexuallebens, welche dieses Werk einleiten, wurde dargetan, daß noch innerhalb der Breite des Physiologischen die ausgesprochene Vorliebe, das besondere konzentrierte Interesse für einen bestimmten Körperteil am Leibe der Personen des entgegengesetzten Geschlechts, insbesondere für eine bestimmte Form dieses Körperteils eine große psychosexuelle Bedeutung gewinnen kann. Ja, es kann geradezu diese besondere Anziehungskraft bestimmter Formen und Eigenschaften auf viele, ja die meisten Menschen, als das eigentliche Prinzip der Individualisierung in der Liebe angesehen werden. Diese Vorliebe für einzelne bestimmte, physische Charaktere an Personen des entgegengesetzten Geschlechts — neben welcher sich auch ebenso eine ausgesprochene Bevorzugung bestimmter psychischer Charaktere konstatieren läßt — habe ich in Anlehnung an *Binet* („*Du Fétichisme dans l'amour*“, *Revue philosophique* 1887) und *Lombroso* (Einleitung der italienischen Ausgabe der 2. Auflage dieses Buches) ‚Fetischismus‘ genannt . . .“

Es wird sich empfehlen, wie im Geschlechtsleben überhaupt, auch hier die Grenzen des Physiologischen und Anthropologischen, der Varietäten und Spielarten *möglichst weit* zu ziehen. Den Ausdruck „Fetischismus“ sollte man nur für Fälle gebrauchen, die über das durchschnittliche Maß weit hinausgehen, und möglichst nur dann von ihm sprechen, wenn eine Eigentümlichkeit auch ohne die Person, an der sie haftet, geschlechtlich erregend wirkt; und selbst dann wird man noch Einschränkungen machen müssen. So wird man es kaum Fetischismus nennen können, wenn Faust zu Mephisto sagt:

„Schaff' mir etwas vom Engelsschatz!
Führ' mich an ihren Ruheplatz!
Schaff' mir ein Halstuch von ihrer Brust,
Ein Strumpfband meiner Liebeslust!“

Auch hier führen wiederum vom Physiologischen zum Pathologischen alle erdenklichen Übergänge, etwa von dem Gefallen an blonden Haaren bis zu ihrer schwärmerischen Verehrung, vom leidenschaftlichen Versinken in der goldenen Haarflut bis zu deren Raub, von dem Manne, der eine Haarlocke seiner Liebsten im Medaillon trägt, bis zu dem, der die Hotelbediensteten besticht, um des Morgens aus den Betten der Damen ausgegangene Haare sammeln zu dürfen.

Die Unterscheidung *Krafft-Ebings* zwischen einem gesunden und krankhaften Fetischismus entspricht inhaltlich ungefähr dem, was der französische Nervenarzt A. Binet vor ihm als den großen und kleinen Fetischismus (*le grand et le petit fétichisme*) bezeichnet hatte; beim kleinen steht der erotisch wirksame Teil stark im Vordergrund sowohl hinsichtlich der sexuellen Empfindung als der Betätigung, löscht aber den Träger nicht aus, auf den sich vielmehr allmählich die Verliebtheit überträgt. Beim großen Fetischismus dagegen bleibt eine solche Übertragung in der Regel aus, es findet eine völlige Substitution (= Ersatz, von substituere = an die Stelle setzen) statt, indem der anziehende Teil, selbst wenn er ein lebloser ist, vollkommen das geliebte Wesen, die geliebte Person vertritt.

Binet führte im Jahre 1887 durch seine Arbeit in der „Revue philosophique“: „Du Fétichisme dans l'amour“ (= Vom Fetischismus in der Liebe) diesen Begriff und Namen in die Sexualwissenschaft ein. Ursprünglich war das Wort der portugiesischen Sprache entlehnt, in der „feitiço“ eine „gefeite“ Sache bedeutet, ein Gegenstand, dem Zauberkräfte zugeschrieben wurden, in der religiösen Verehrung zugleich ein Amulett, ein Talisman, eine Reliquie; auch wohl ein Götzenbild, wobei berücksichtigt werden muß, daß der primitive (= im Urzustand, von primus = der erste) Mensch sich die Gegenstände und Symbole, die er „vergötterte“, nicht leblos, sondern als innerlich beseelte Wesen vorstellte. Die Quellenschrift, auf die Binet sich stützte, war ein Buch von Charles de Brosset, das im Jahre 1769 in Paris unter dem Titel: „Du culte des Dieux-fétiches“ (= Verehrung der Fetischgötter) erschienen war und sich eingehend mit der Anbetung der vielen sonderbaren Dinge befaßte, denen von verschiedenen Völkern ein fetichistischer Charakter zuerteilt wird. In einer kleineren Schrift „Der Fetischismus, ein Beitrag zur Sittengeschichte“, die im Jahre 1903 (im Verlag von M. Lilienthal, Berlin) veröffentlicht wurde, innerhalb einer von Dr. Veriphantor herausgegebenen Schriftenreihe: „Zur

Psychologie unserer Zeit*, berichtet *Veriphantor* (= Wahrheitszeiger, von verum = wahres und *φαντάζω* = zeigen – eines der vielen Pseudonyme, deren sich in seinen Anfängen der Sexualforscher Iwan Bloch bediente, um nicht durch seine Vorliebe für die Behandlung sexualwissenschaftlicher Themen seinen Ruf als junger Arzt zu gefährden), daß sich die Portugiesen des Ausdrucks „Feitiço“ erstmalig bedient hätten, als sie im 15. und 16. Jahrhundert in Westafrika die Verehrung bemerkten, welche die Neger gewissen Gegenständen, wie Bäumen, Fischen, Pflanzen, Götzenbildern, Steinen, Stöcken, Tierklauen und anderem mehr erwiesen. Die Italiener, Franzosen und Engländer übernahmen den Ausdruck mit geringen Veränderungen als: „fetisso“ (ital.), „fétiche“ (franz.) und „fetish“ (engl.), wobei bemerkenswert ist, daß sich sowohl im Altfranzösischen und Altenglischen alte Worte finden, an die sich die neuen Begriffe anlehnen konnten, nämlich im Altfranzösischen „faitis“ für „schön gemacht“ und im Altenglischen „fetys“ für „nett hergestellt“.

Wirkliche Volkstümlichkeit erlangte der Ausdruck Fetischismus aber erst in der Anthropologie und Religionswissenschaft durch Auguste Comte (1798–1857), der die Bezeichnung auf eine allgemeine Theorie der Urreligion anwandte, nach welcher die Sachgegenstände um uns eine der menschlichen ähnliche Seele besitzen sollten. In der deutschen Sprache ist eines der besten Bücher über den Fetischismus das von Fritz Schulze (1871 in Leipzig bei Karl Wilferodt verlegt): „Der Fetischismus, ein Beitrag zur Anthropologie und Religionsgeschichte“. Hier gibt der Verfasser eine übersichtliche Schilderung der verschiedenen Objekte fetischistischer Verehrung, die mit den Steinen und den Bergen, dem Wasser, Wind und Feuer, den Pflanzen, Tieren und Menschen beginnt und allmählich zu den höheren Stufen des Fetischismus führt, der Verehrung der Gestirne, des Mondes, der Sonne – der Sonnenkult gewann wohl die weiteste Verbreitung – und schließlich der fetischistischen Anbetung des Himmels.

Der *Himmelfetischismus* beherrscht heute noch das Unterbewußtsein der modernen Menschheit in recht erheblichem Grade – der Ausruf „Ach, du lieber Himmel!“ ertönt immer noch (wenn auch meist gedankenlos) in allen Kultursprachen der Welt, und keine Vorstellung veranschaulicht vielleicht deutlicher die innigen Beziehungen zwischen dem religiösen und erotischen Fetischismus als die, welche sich an den Begriff des Himmels anschließen. Der Mensch „verhimmelt“ das Wesen, das er liebt, er nennt es und seine Gefühle „himmlisch“, ruht mit ihm unter dem „Betthimmel“, fühlt sich dabei „im siebenten Himmel“ und glaubt, daß „die Ehen im Himmel geschlossen werden“. Nicht minder stark aber wie mit den geschlechtlichen ist der Himmel mit den religiösen Anschauungen fast aller Völker verbunden. Gott wohnt und thront im Himmel, umgeben von den himmlischen Heerscharen. Von den Persern berichtet Herodot (1. Kap. 131 ff.), daß sie sich nicht wie die Hellenen die Götter menschenähnlich denken, sondern daß sie, „wenn sie Zeus auf hohem Berge opfern, das ganze Himmelsgewölbe als Gott anrufen“, in der griechischen Mythologie gehört „Uranos“ (= Himmel) wie der in der indischen fast gleichlautende „Varuna“ (im Sanskrit = Himmel) zu den ältesten und höchsten Gottheiten, und bei den Chinesen gilt noch jetzt wie in Urzeiten der Himmel als der Vater und die Erde als die Mutter aller Dinge. Auch das „bessere Jenseits“ hat seinen Sitz im Himmel. Von „Christi Himmelfahrt“ bis zu „Hanneles Himmelfahrt“ begegnet er uns als solcher immer wieder, und wenn ein guter Mensch stirbt, so glauben noch heute viele, daß er in den Himmel kommt (die bösen fahren zur Hölle), dessen Eingang, die Himmelspforte – Petrus mit dem Himmelsschlüssel hütet. In vielen Gegenden werden im Zimmer, in dem jemand stirbt, sogleich die Fenster geöffnet, damit „die Seele des Toten zum Himmel emporfliegen kann“. Mir ist ein Jugenderlebnis in lebhafter Erinnerung geblieben, das zeigt, wie fest noch dieser naive Himmels Glaube im Volke wurzelt. Mein Vater war gestorben; meine Mutter saß wie versteinert in ihrem Schmerze an seinem Totenlager, wir Kinder neben ihr; da öffnete

sich die Tür, und als eine der ersten, die ihr Beileid ausdrücken wollten, trat die biedere Witwe eines Handwerkers ein, bei der mein Vater viele Jahre Hausarzt gewesen war. Weinend ergriff sie die Hände meiner Mutter und rief laut: „Ach, wie wird sich mein seliger Ottomar (so war der Vorname ihres Gatten) freuen, wenn er nun im Himmel Herrn Rat wiedersieht.“ Auf mein jugendliches Gemüt machten diese von tiefster Ergriffenheit und Überzeugung getragenen Worte damals einen solchen Eindruck, daß ich lange über ihren Sinn habe nachgrübeln müssen.

Bei aller Verwandtschaft zwischen dem religiösen und erotischen Reliquienkult, wobei auch noch an die inbrünstige Verehrung erinnert werden mag, die gelegentlich selbst den intimsten Körperteilen und Bekleidungsstücken als „Reliquien“ (wie der Vorhaut und dem Hemde des Heilands und der Heiligen) zuteil wurde, vermag ich doch nicht die Meinung *Blochs* zu teilen, daß die gegenwärtige Zunahme des sexuellen Fetischismus mit der Abnahme des religiösen, der Verringerung des Glaubens überhaupt zusammenhänge. Er schreibt: „An Stelle der religiösen Reliquie tritt der sexuelle Fetisch.“ Einmal ist eine Zunahme der Fetischliebe keineswegs festgestellt. *Zunahme der Erkenntnis ist nicht Zunahme der Erscheinung.* Außerdem könnte man theoretisch ebenso gut folgern, daß die aus gleichen psychologischen Wurzeln erwachsende Verbreitung beider Formen der Teilanziehung einander parallel läuft, als einander ersetzt.

Die Bezeichnung Fetischismus hat sich in der Sexualwissenschaft durchgesetzt, während andere, nicht minder treffende Ausdrücke für denselben Vorgang, wie sexueller Partialismus (in Anlehnung an die bereits bei den Römern viel gebrauchte Wendung „pars pro toto“ = ein Teil tritt an Stelle des Ganzen) oder sexueller Idolismus (von Idol im Sinne von Götzenbild, hergeleitet vom griechischen *ειδος* = Abbild, gleichen Stammes mit dem lateinischen idem = derselbe) nicht durchgedrungen sind. Ebenso wenig auch der von *Eulenburg* vorgeschlagene Name

sexueller Symbolismus

(von *σύμβολον* = Erkennungszeichen), der den Vorteil hat, mit einem Schlagwort das innerste Wesen der Erscheinung zu beleuchten, denn wie wir sehen werden, handelt es sich bei den Fetischen in der Tat um Sinnbilder, um Symbole, die durch Gedankenverbindungen eine bestimmte Vorstellung von ihrem Träger erwecken.

Auch das portugiesische Ursprungswort *feitico*, verwandt mit dem lateinischen *factitus*, das mit *facere* = machen zusammenhängt, bedeutet im letzten Grunde soviel wie ein künstlich gemachtes Abbild. Ein mir bekannter Philologe hat vorgeschlagen, den Fetischismus statt Symbolismus, welcher Ausdruck bereits anderweitig mit Beschlag belegt ist, Metabolismus zu nennen, hergeleitet vom griechischen *μεταβάλλω*, was eintauschen heißt, und zweifellos ein gut geprägtes, biegsames Wort ist, das den seelischen Vorgang, der dem Sexualfetischismus zugrunde liegt, passend wiedergibt.

Ich selbst habe seit dem Jahre 1900 dem Problem des Fetischismus eine größere Reihe von Abhandlungen gewidmet; von kleineren Arbeiten nenne ich den Artikel

„Fetischzauber“ zum Fall des Zopfabschneiders im „Zeitgeist“ (Nr. 40, 1906, Berlin) und den Aufsatz: „Über Horror sexualis partialis“ (sexuelle Teilaversion, antifetischistische Zwangsvorstellungen, Fetischhaß) im „Neurologischen Zentralblatt“ (Nr. 10, 1911, Leipzig); von größeren Arbeiten erwähne ich das Kapitel „Fetischismus“ in meiner „Sexualpathologie“ und die eingehenden Darlegungen in meinen „Naturgesetzen der Liebe“. In diesen Arbeiten, auf die ich mich hier im wesentlichen stütze, schlug ich vor, den Ausdruck Fetischismus durch „Teilanziehung“ (oder partielle Attraktion) zu ersetzen, der als Revers (= Gegenstück) nicht minder bedeutungsvoll und verhängnisvoll die „Teilabstoßung“ (oder partielle Aversion) gegenübersteht. Auch jetzt noch bin ich der Meinung, daß diese Bezeichnungen als einfache Tatsachenbeschreibung viel für sich haben, trotzdem man nicht mit Unrecht gegen sie einwenden kann, daß sie wenig Wandlungen, vor allem nicht die Bildung entsprechender Eigenschaftswörter zulassen. Für den Begriff der partiellen Aversion haben sich in der Literatur auch die Ausdrücke Antifetischismus und Fetischhaß eingebürgert.

Das letztere Wort gewann in Deutschland an Verbreitung durch eine kleine Novelle, die unter dem Titel „Fetisch-Haß“ im Anfang dieses Jahrhunderts von Gustav Adolf Weber (im York-Verlag in Berlin) erschien. Ich kannte den kenntnisreichen und geistvollen Verfasser, der in einer deutschen Mittelstadt Bahnhofsvorsteher war, recht gut und erfuhr von ihm, daß seinem Buch ein wahrer Vorfall zugrunde lag: ein Schuß, den eine Fürstin B. in ihrem Hotelzimmer zu Nizza gegen einen deutschen Kellner abgab, in den sie sich verliebt hatte, trotzdem sie von jeher eine ihr ebenso unerklärliche wie unüberwindliche Abneigung gegen dessen Berufskleidung, den Frack, hatte. Nach ihrer Tat, die sich am Morgen nach einer Nacht ereignete, in der sie mit ihm zum erstenmal in geschlechtliche Beziehungen getreten war, gab sie an: „Ich sah ihn in seinem Frack, und eine ungeheure Wut, ein ungehinderter Haß durchtobte plötzlich mein Gehirn. Rote, blutigrote Flammen tanzten vor meinen Augen, aus denen der schwarze Frack höhnisch grinsend hervorleuchtete, und ehe ich es ausdenken konnte, hatte ich den im Schubfach liegenden Revolver ergriffen und ihn auf Reinhardts Kopf abgefeuert.“

Der Fetischismus verhält sich zum Antifetischismus wie ein positiv-bejahender zu einem negativ-verneinenden Affekt, wie Zuneigung zu Abneigung, Lustbetontes zu Unlustbetontem, Liebe zu Haß. So heftige Formen der Fetischhaß gelegentlich annimmt — kann er doch schwere kriminelle Zerstörungen, Sachbeschädigung und Körperverletzung, ja sogar Raub und Mord und Totschlag zur Folge haben —, so stellt er im letzten Grunde vielfach doch nur einen verkappten Fetischismus dar, bei dem das Unlustgefühl an etwas Vorhandenem aus dem Nichtvorhandensein einer lustbetonten Sinneswahrnehmung, aus der Entbehrung von etwas Begehrtem und der Sehnsucht hervorgeht.

Um ein Beispiel zu geben: so rührt die antifetischistische Aversion (= Abneigung) vieler Frauen gegen den Vollbart des Mannes vielfach von der fetischistischen Vorliebe für ein glattes Gesicht, unbedeckte Lippen und ein freies Mienenspiel her; der männliche Geschlechtscharakter des Bartes entfaltet so eine negative, das negative Geschlechtszeichen — die Bartlosigkeit — eine positive Wirkung, entsprechend der

Beschaffenheit und Reaktionsfähigkeit der liebenden Geschlechtspersönlichkeit. Als Ursache seelischer Impotenz spielt die mehr oder weniger unbewußte antifetischistische Einstellung eine nicht geringe Rolle.

Wiederholt hatte ich Fälle zu begutachten, in denen es auf Grund eines unüberwindlichen Fetischhasses zur Anfechtung der Ehe kam; der Mann oder die Frau entdeckten nachträglich am Körper des Ehepartners ihnen verschwiegene Eigenschaften, über die sie nicht hinwegkamen.

So hatte ich den Fall eines Zahnarztes, der zweimal von ihm geschlossene Ehen mit Erfolg anfocht, indem er auf Grund von § 1333 des BGB. die Anfechtungsklage wegen Irrtum und Täuschung durchführte — nachdem er am Körper der von ihm geheirateten Frauen chronische Hautausschläge entdeckt hatte, die ihm, der auf „untadelige Haut“ besonderen Wert legte, den geschlechtlichen Verkehr unmöglich machten. Dem Einwand des Richters, daß er nach der trüben Erfahrung in erster Ehe sich doch über diesen für ihn so wichtigen Punkt genauer hätte unterrichten sollen, hielt er entgegen, daß er sehr schamhaft sei und sich nicht für berechtigt gehalten habe, so „indiskrete“ Fragen an seine Braut zu stellen. Wie empfindsam manche Männer sind, wenn die Vorstellungen, die sie sich vom ersten ehelichen Verkehr machen, enttäuscht werden, zeigt folgender Fall, in dem bei einem Manne infolge eines Erlebnisses in der Brautnacht ebenfalls völlige Impotenz eintrat, die schließlich zur Ehescheidung führte. Er hatte sich nach der Hochzeit beseligt mit seiner jungen Frau in das Schlafgemach begeben und wollte in heftiger Erregung gerade mit der Defloration beginnen, als seine Gattin sich plötzlich mit dem Ausruf: „Ach, bitte noch einen Augenblick“ erhob. „Was hast du denn?“ fragte er. „Ich will nur eine Gummiunterlage aus dem Koffer holen,“ erwiderte sie, „damit das Laken sauber bleibt.“ Diese an sich gewiß harmlose Handlung riß den jungen Ehemann so sehr „aus allen Himmeln“, daß ihm jeder Geschlechtsverkehr von da ab zur Unmöglichkeit wurde. Die Desillusion (= Enttäuschung) wurde in diesem Fall durch starken Fetischhaß gegen Gummi gesteigert — eine ziemlich weit verbreitete Form des Antifetischismus, die viele Männer und Frauen auch daran hindert, sich sogenannter „Gummiartikel“ als Präservative (= Schutzmittel) zu bedienen.

Besonders sind es die „Frauen zum Auseinandernehmen“, deren falsche Zähne und falsche Zöpfe schon die Schönheit mancher Brautnacht so sehr in das Gegenteil verwandelten, daß Fetischliebe in Fetischhaß und damit überhaupt Liebe in Haß umschlug. Manche unerklärliche Entlobungen und immer wieder hingezögerte Vermählungen wurzeln in antifetischistischen Befürchtungen. So stellte sich ein Bräutigam in unserer Abteilung für Eheberatung vor, der sich nicht entschließen konnte, der Verlobungszeit ein Ende zu machen, weil er fürchtete, seine Braut könne eine von einer Blinddarmoperation herührende Narbe haben. Seit er solche einmal bei einem Mädchen gesehen habe, das er wegen seiner Schönheit sehr bewundert habe, hätte er davor eine unüberwindliche Abneigung. Er getraute sich aber nicht mit seiner Braut offen darüber zu sprechen, weil er fürchtete, er könne sie, die er sehr liebte, verlieren, wenn ihr Körper tatsächlich mit einer solchen Narbe behaftet sein würde. Unter keinen Umständen sollte sie von seiner „fixen Idee“ etwas erfahren. Es gelang, die Braut zu untersuchen, ohne daß man ihr von dem eigentlichen Grund Kenntnis geben brauchte. Sie hatte einen glatten Leib ohne Blinddarmnarbe. Als er diese Gewißheit hatte, setzte der Bräutigam sogleich die immer wieder verschobene Hochzeit fest.

In dasselbe Gebiet schlägt ein anderer Fall, den ich bereits in meiner „Sexualpathologie“ erzählte. Ein Mann hatte sich auf einem Balle kurz entschlossen mit der 20jährigen Tochter

einer angesehenen Familie verlobt. Er selbst war 28 Jahre alt. Als er am Tage nach dem Verlöbniß seiner Braut den Ring brachte, fand er, daß ihre Finger „eine zu runde Form und Röte“ hätten; die Hand, um die er angehalten hatte, gefiel ihm nicht mehr. Er glaubte nun auch, daß das Mädchen ihm zu kühl entgegengekommen wäre und sie ihn nur aus Berechnung nehmen wolle, da er wohlhabend sei. Diese Auffassung gewann in ihm immer mehr die Oberhand, und als am Sonntag nach der Verlobung die eingeladene Verwandtschaft zum Gratulationsempfang erschien, gab er ihr während des Empfanges den Ring zurück und löste das Bündnis auf. Unmittelbar darauf wurde er von Gewissensbissen gepeinigt; Tag und Nacht zermürbte er sich mit dem Gedanken, er habe dem Mädchen ein schweres Unrecht zugefügt, sie in unverzeihlicher Weise bloßgestellt. Er leistete Abbitte und hielt schriftlich das zweitemal um sie an. Als er ihr Jawort hatte, begannen seine Zweifel von neuem. Nach einer Woche wieder Entlobung. Das wiederholte sich im ganzen dreimal. Nach der vierten Verlobung kam er mit seinem alten Vater in verzweifelter Selbstmordstimmung zu mir; er wußte tatsächlich nicht mehr ein noch aus. Wir kamen überein, daß die Verlobung endgültig aufgehoben werden sollte. Es bedurfte sehr langer psychischer Behandlung, bis er sein seelisches Gleichgewicht wiedererlangte.

Es ist nicht ohne Interesse, das Vorkommen solcher antifetischistischer Skrupel zu kennen, weil der Amtliche Entwurf zu einem neuen deutschen Strafgesetzbuch über das bisherige Eheanfechtungsrecht hinausgehend einen neuen strafbaren Tatbestand des Ehebetruges einführen will; § 279 des Entwurfs lautet: „Wer bei Eingehung einer Ehe dem andern Eheschließenden eine Tatsache verschweigt, welche die Ehe nichtig oder anfechtbar macht, wird mit Gefängnis bestraft.“

Diese Bestimmung hat auch von unserem Standpunkt, der in der Wahrheit und Offenheit beider Ehepartner eine der wesentlichen Grundlagen einer glücklichen Ehe sieht, manches für sich, immerhin sollte es aber auch als Pflicht der Ehegatten angesehen werden, sich bis zu einem gewissen Grade selbst durch vorsichtiges Erforschen vor unliebsamen Überraschungen zu schützen, hinter denen sich oft genug bewußt oder unbewußt Vorwände und Vorurteile, beispielsweise nachträgliche über Abstammung und Rassenzugehörigkeit verbergen. Recht lehrreich war in dieser Hinsicht ein Prozeß in Neuyork, der vor einiger Zeit über Amerika hinaus großes Aufsehen erregte. Dort hatte ein junger Ehegatte K. R. auf Drängen seiner sehr wohlhabenden Familie die Gültigkeit seiner Ehe angefochten, weil ihm nicht bekannt gewesen sei, daß in den Adern seines jungen Weibes (die, wie viele Mulattinnen, eine helle Hautfarbe hatte) „farbiges Blut“ flösse. Hätte er dieses gewußt, würde er von einer Heirat mit ihr Abstand genommen haben. Alice mußte durch Entblößung ihres Körpers bis zur Hüfthöhe vor den Geschworenen „Farbe bekennen“ — die illustrierten Blätter der ganzen Welt gaben diesen unwürdigen Vorgang wieder. Darauf beantworteten die Geschworenen folgende Fragen: Hat die Beklagte farbiges Blut? Ja! Hat die Beklagte dem Kläger durch Verschweigen vor der Ehe verheimlicht, daß sie farbiges Blut hat? Nein! Hat die Beklagte den Kläger zur Heirat veranlaßt? Nein! Hätte der Kläger die Beklagte auch dann geheiratet, wenn er gewußt hätte, daß sie farbiges Blut hat? Ja! Hat der Kläger mit der Beklagten noch verkehrt, nachdem er die Gewißheit hatte, daß in ihren Adern farbiges

Blut fließt? Dies konnte nicht festgestellt werden. K. R. verlor den Prozeß zur Freude der großen Partei, der das Wesen und Recht der Persönlichkeit selbst höher steht als ein überlebtes Rassenvorurteil, und zum Leidwesen einer größeren Partei, die immer noch im Banne der auch bei uns noch so weit verbreiteten Irrlehre steht, eine Ehe mit „fremdstämmigen“ Menschen stelle eine „Blutschuld“, „eine Sünde wider das Blut“ dar.

Wenig bekannt ist, daß gelegentlich auch antifetischistische Einstellungen von geschickten Liebhabern benützt werden, um gefürchtete Mitbewerber fernzuhalten. So wird erzählt, daß die berühmte Tänzerin Barberina, bevor sie an den preußischen Hof Friedrichs II. kam, dem König von Frankreich ganz außerordentlich gefiel — bis er an ihrem Rücken einen Leberfleck entdeckte. Diesen aber hatte ihr ein Verehrer heimlich angetupft, der den heftigen Abscheu des Königs gegen diese vielfach lustbetont empfundene Eigentümlichkeit kannte. Ich will aus der Zusammenstellung, die ich 1911 im „Neurologischen Zentralblatt“ veröffentlichte, zwei Beobachtungen von Fetischhaß anführen, an deren Hand sich einige der Verwurzelungen und Verästelungen aufzeigen lassen, die von solchen meist noch innerhalb der Breite des „Normalen“ verlaufenden, letztlich in der Geschlechtspersönlichkeit fußenden Zu- und Abneigungen ausgehen. Einer der Fälle betrifft einen ärztlichen Kollegen. Er ist 35 Jahre alt, verheiratet, ganz auf das Weib eingestellt, „sehr verliebter Natur“. Seine Abneigung bezieht sich auf die weiblichen Brüste. Sie ist so stark, daß Ausdrücke wie „Busen“ (auch Meerbusen), „Brust“, „Mammae“ und ähnliche ihm großes Unbehagen bereiten. Es koste ihn eine große Überwindung, das Wort „Brust“ auszusprechen; er suche es nach Möglichkeit zu vermeiden. Diese *Wortaversion* ist übrigens für Antifetischisten eine ebenso verbreitete wie bezeichnende Eigentümlichkeit; sie entspricht dem *Wortzauber* — allerdings auch der *Wortscham* — bei der fetischistischen Einstellung. Seine Frau, berichtet der Kollege weiter, singe häufig die schöne Komposition des Heineschen Gedichtes: „Wenn ich in deine Augen seh’“. Vor der Stelle dieses Liedes: „Wenn ich mich lehn’ an deine Brust, kommt’s über mich wie Himmelslust“ spüre er ein Bangen und Zittern; er schäme sich in die Seele seiner Frau, die seine Aversion übrigens nicht kenne, und atme erleichtert auf, wenn diese schreckliche Stelle vorüber wäre. Die Vorstellung eines aus der Milchdrüse herausfließenden Milchtropfens, nicht nur der Anblick, sondern auch der Gedanke daran, verursache ihm Brechreiz. Hier stoßen wir auf die Wurzel vieler seltsamer Geschmacksidiosynkrasien, wie der Unfähigkeit mancher Menschen, Milch zu trinken, Butter zu essen, Heringe oder andere Fische zu genießen, deren Riechstoffe — Kaprylgerüche — denen der weiblichen Scheidenabsonderung verwandt sind. Der Anblick einer Dame, die im „ausgeschnittenen“ Kleide gehe oder gar „dekolletiert“ (= entblößt bis zu den Brüsten) sei, einer Mutter, die ihr Kind stille, einer vollbusigen Frau, Gemälde mit Frauengestalten von *Tizian*, *Rubens* und *Corinth* — so berichtet der Arzt weiter — erregten ihm Übelkeit. Auslagen von Korsettgeschäften erschienen ihm als Gipfel der Unschicklichkeit. In seinem Beruf als Arzt habe ihm diese unüber-

windliche Aversion wiederholt Schwierigkeiten bereitet. So könne er die Perkussion (= Beklopfen) und Auskultation (= Behorchen) weiblicher Brustorgane nur vom Rücken aus vornehmen; eine Frau, die ihn wegen eines krebsigen Knötchens in der linken Brust konsultierte, vermochte er nicht zu „palpieren“ (= betasten, von palpo = streichen); er überwies sie ununtersucht einem Spezialarzt. Um des Anblicks des ihm verhaßten Körperteils in der Praxis weniger teilhaftig zu werden, wurde er Kinderarzt. Eine Erklärung für seine ihm unverständliche, höchst peinliche Antipathie weiß er nicht anzugeben. Daß sie durch eine Gelegenheitsursache, einen „choc“ entstanden sein könne, halte er für ganz ausgeschlossen; er habe sich eingehend daraufhin geprüft, aber nichts zu entdecken vermocht, worauf er seinen „Kontrainstinkt“ zurückführen könne.

Wie weitgehende Zwangsvorstellungen sich an solche antifetischistische Reaktionen anschließen können, zeigt ein anderer Fall von Busenantifetischismus, den ich vor kurzem kennen lernte. Hier erklärte ein Patient, es sei ihm nicht möglich, an Gebäuden mit romanischen Rundbogen vorüberzugehen, vor allem bereiteten ihm Kirchen mit Kuppeln größtes Unbehagen. Den schlanken gotischen Stil liebe er ebenso, wie er den romanischen „verabscheue“. Eine gleiche Abneigung empfand er gegen Pudding und andere Mehlspeisen, deren gewölbte Form an die Rundung und Weiche der weiblichen Brust erinnere. In seinem Fragebogen führt Patient selbst diesen „merkwürdigen Widerwillen gegen Kuppelformen“ (wie er schreibt, „mache er weite Umwege, um nicht an einer Synagoge vorüberzugehen“) auf seine Abneigung gegen den weiblichen Busen zurück, von dem zu träumen ihm schon als Kind „schreckliche Qualen“ bereitete.

Als Seitenstück von Fetischhaß bei einem Weibe sei folgender Fall berichtet: Eine den besseren Ständen angehörige Dame, etwa 40 Jahre alt, erklärte ihrem Gatten, sie müsse sich von ihm scheiden lassen, wenn er sein Vorhaben, sich einen Vollbart wachsen zu lassen, ausführen würde. Die Patientin fühlt sich nur zu Männern hingezogen, aber nur zu solchen, die genau ihrem Geschmack entsprechen; der Frauenliebe steht sie feindlich gegenüber, sie liebt ihren Ehemann sehr, hat aber, solange sie denken kann, einen förmlichen Haß gegen Vollbärte. „Schon als ganz junges Ding“, schreibt sie, „habe ich mich dagegen empört, wenn ich Zeitungsanzeigen las, in denen Bartwuchsmittel angepriesen wurden, namentlich wenn dort etwas vom Bart als ‚höherer Zierde‘ oder ‚Stolz eines Mannes‘ stand. Ich kann nicht ausdrücken, wie greulich mir so ein wallender oder auch gestutzter dunkler oder heller Vollbart ist. Ich gebe ja zu,“ fährt sie in bezeichnender Ironie und Logik fort, „daß häufiges Waschen von Kragen und Chemisetten damit gespart, daß selbst minderwertige Schlipse darunter aufgetragen werden können; das kann doch aber für den Geschmack nicht maßgebend sein. *Nie und nimmer könnte ich für einen Vollbartträger in Liebe entbrennen.* Ist nicht das Genie, wenn auch oft mit starkem Haarwuchs, doch meist glattrasiert? *Cäsar, Napoleon, Luther, die Humboldts, Goethe und Schiller, Moltke und Mommsen* und noch viele andere Geistesheroen trugen

keinen Vollbart. Hat man ihn den katholischen Geistlichen nicht ganz untersagt, damit sie ein gewisses seelisches Übergewicht besser zum Ausdruck bringen können? Ich meine — und dies soll wahrhaftig nicht frivol klingen —, selbst ein Christuskopf am Kreuze müsse ergreifender und rührender erscheinen, wenn die weh und schmerzlich verzogenen Lippen nicht ein Vollbart bedeckte. *Für mich ist der Vollbart ein Abzeichen von Brutalität und Gewaltmenschentum; ich liebe nur die feine, stolze Männlichkeit, deshalb ist mir ein Vollbart im allerhöchsten Grade ekelhaft.*“

Es ist beachtenswert, daß sich in beiden geschilderten Fällen bei sonst völlig normalsexuell empfindenden Personen der Fetischhaß auf sekundäre Geschlechtscharaktere wie die Brüste des Weibes und den Bart des Mannes erstreckt, die im allgemeinen als besonders typische Geschlechtszeichen angesehen werden, welche für die normale Geschlechtsanlockung daher vornehmlich in Frage kommen. Gerade dieser Umstand läßt weitgehende Rückschlüsse auf die psychosexuelle Eigenindividualität dieser antifetischistisch eingestellten Persönlichkeiten zu, und zwar nach der Richtung, daß sie selber keine Volltypen ihres Geschlechts sind.

Die beiden soeben gegebenen Beispiele zeigen bereits recht deutlich, wie gutgläubig und stark die Fetischisten und Antifetischisten beiderlei Geschlechts bestrebt sind, ihren subjektiven Pro- und Kontra-Instinkten (= Für- und Gegen-Einstellungen) anscheinend objektive „sachliche“ Begründungen unterzulegen, ferner geht aus ihren Schilderungen auch hervor, wie weitgehend die erotische Teilanziehung und Teilabstoßung die ganze Lebensanschauung und Lebensführung, beispielsweise auch die Berufswahl — man erinnere sich an die Ausführungen des Kinderarztes — beeinflußt. Eine Berufseignungsprüfung, die der Sonderbefähigung und Sonderart eines Menschen voll gerecht werden will, darf die geschlechtlichen Momente und unter diesen insbesondere auch die hier geschilderten Erscheinungen der Teilanziehung und -abstoßung nicht außer acht lassen — bisher findet eine solche Berücksichtigung infolge Unwissenheit und Ungeschicklichkeit vieler Fragesteller nur in sehr unzureichendem Maße statt.

Die Zahl der Fetische ist unbegrenzt groß. Von Kopf bis Fuß gibt es kein Fleckchen am Körper, und von der Kopfbedeckung bis zur Fußbekleidung kein Fältchen am Gewand, von dem nicht eine fetischistische Reizwirkung ausgehen könnte. Da es sich hierbei oft um ganz außerordentlich kleine Besonderheiten handelt, etwa eine bestimmte Art des Lächelns oder eine eigentümliche Haltung, so verbirgt sich sowohl das, was anzieht, als das, was abstößt, nicht selten in der Tiefe des Unterbewußten, oder wird als rein ästhetische Geschmacksrichtung aufgefaßt und gedeutet. Die ersten Zweifel, ob der Empfindung des Schönen oder Häßlichen nicht doch eine erotische Unterströmung beigemischt ist, pflegen aufzutauchen, wenn sich zu dem Lustgefühl das Schamgefühl gesellt. Gewöhnlich tritt dies erst in der Reifezeit ein. Instinktiv, ohne sich des erotischen Urgrundes bewußt zu werden, fängt dann der junge Mensch an, sich des Wohlgefallens oder auch des Mißfallens zu schämen, die der Anblick eines anziehenden oder abstoßenden Gegenstandes in ihm auslöst, er

errötet bei seiner Erwähnung und unterdrückt Äußerungen darüber, weil sie von ihm als peinlich empfunden werden, was oft noch der Fall ist, wenn es sich um ganz entfernte Zusammenhänge handelt, auf die ein anderer überhaupt nicht kommt; so wurde ein Zopfabschneider, den ich zu begutachten hatte, von Erröten und Zittern befallen, wenn irgendwo ein an das Wort „Schere“ anklingender Ausdruck (z. B. „sich fortscheren“) fiel.

Für die Diagnose Fetischismus ist es von Bedeutung, ob jemand den Gegenstand, der ihn anzieht, selbst anziehen will oder gern an einem fremden Körper sieht. Der eigentliche Fetischist interessiert sich lediglich für den Teil oder die Sache an einer anderen Person oder für das Ding an sich. Er selbst trägt meist sogar das Gegenteil von dem, was ihn bei einem zweiten Menschen fetischistisch fesselt; liebt er Frauen mit kurzgeschnittenen Haaren, so hat er keine Neigung, sich die seinen kurz scheren zu lassen; ist er auf Lack-, Schnür- oder Knopfschuhe eingestellt, so findet man ihn selbst vielfach in Zug-, Schnallen- oder Rohrstiefeln. Wohl kommt es vor, daß jemand ein fetischistisches Kleidungsstück anlegt, um es in möglichste Nähe mit seinen Sinnesorganen, vor allem seinen Tastnerven zu bringen, aber dann meist nur zu vorübergehender Sexualerregung, sehr selten auf die Dauer. Erstreckt sich hingegen seine Leidenschaft darauf, Samt und Seide, Perlen und Diamanten oder gar Frauenkleider am eigenen Leibe zu haben, so sind dies Begehrungsvorstellungen, die in das früher geschilderte Gebiet des Narzismus oder Transvestitismus oder Zisvestitismus fallen.

Unter den Zisvestiten sind neben denen im Alter, auf die ich bereits im Kapitel Infantilismus hinwies, diejenigen im Stand besonders bemerkenswert, die sich durch das Mittel ihrer Kleidung ein höheres oder minderes Ansehen und Aussehen geben wollen, als es ihrem Stande entspricht. Die Alterszisvestiten feiern auf den Kinder- und Bösen-Buben-Bällen, die Standeszisvestiten auf den Gesinde- und Apachenbällen (neuerdings auch auf den Zille-Bällen) Höhepunkte ihrer Ausübungsmöglichkeiten, wie überhaupt der Karneval von jeher eine „Hoch“-zeit der Verhüllungen ist, die in Wirklichkeit Enthüllungen sind. Maskeraden stellen von diesem Gesichtspunkte Demaskierungen von nicht zu unterschätzendem Spannungswert dar. Man geht kaum fehl, anzunehmen, daß dies überhaupt die psychologische Ursache dieser bei allen Natur- und Kulturvölkern ausnahmslos verbreiteten Sitte ist.

Eine scharfe Unterscheidung zwischen Kleidungsanomalien, die sich auf die eigene Geschlechtspersönlichkeit, und denen, die sich auf den Geschlechtstrieb beziehen, ist trotz grundsätzlicher Verschiedenheit deshalb nicht ganz leicht, weil Übergänge zwischen beiden nicht ganz selten sind.

Ich gebe ein Beispiel, in dem die Lust, den Fetisch an anderen zu sehen, unmittelbar in die Lust übergeht, ihn selbst zu besitzen und zu tragen. Die Zuschrift dieses Gewährsmannes ist auch deshalb beachtenswert, weil sie uns einen Einblick in die einseitigen Gedankengänge vieler Fetischisten gewährt, deren Interesse sich oft ausschließlich nur auf Fragen richtet, die mit ihrem Fetisch in irgendeiner loseren oder festeren Verbindung

stehen. Der Fetisch ist bei diesen Leuten förmlich der Kern, um den sich ihr ganzes übrige Leben in konzentrischen Kreisen herumlageret. Unser Gewährsmann, ein Bayer, der, wie seine Ausdrucksweise zeigt, einfachen Volksschichten entstammt, schreibt: „Ich möchte Sie um Auskunft bitten, ob es für mich unnatürlich wäre, wenn ich mir Damenstiefel erwerben würde, mit ganz hohem Schaft, wie sie jetzt gerade Mode sind, damit ich, wenn es mir ganz kritisch ist, sie auf eine halbe oder viertel Stunde anziehen kann. Wenn ich die Stiefel stets nur im Geiste, in der Phantasie vor mir habe, glaube ich, schadet es weit mehr als in natura; ich glaube auch, wenn ich sagen kann, ich habe die allerelegantesten selbst zu Hause, so lassen mich vielleicht die Trägerinnen kalt, die ich immer auf der Straße ansehen muß, freilich nur die, welche hochglänzend gekremte elegante Chevreauxstiefel mit ganz hohem Schaft und hohen Absätzen tragen. Durch die jetzigen Modestiefel ist die Erregung in mir über alle Maßen gesteigert, deshalb meine ich, muß ich selbst etwas anziehen, damit ich befreit werde. Sonst kriege ich bössartige Kopfschmerzen, wenn ich aber Damenstiefel anhabe, fühle ich mich königlich und zufrieden.“

Es muß noch kurz ein Grund erwähnt werden, aus dem Personen Fetische anlegen, ohne selbst Fetischisten zu sein. Das ist jene Form der Gefallsucht, welche man mit einem viel gebrauchten Ausdruck der französischen Liebessprache als

K o k e t t e r i e

bezeichnet. Vor allem die „Kokotten“, aber keineswegs diese allein verstehen sich meisterlich darauf, das ihnen in seiner Vielseitigkeit wohlbekannte fetischistische Spezialistentum bald mehr bewußt bedacht, nicht selten aber auch mehr aus unbewußtem Instinkt auszunutzen und auszubeuten, indem sie Reiztrachten (Reizwäsche, Reizstrümpfe, Lockstiefel, Lockschmuck usw.) zur Schau stellen.

Ein Berliner meinte einmal: Sie locken mit ihren Locken und fesseln mit ihren Fesseln (= Knöcheln). Das Raffinement einer geschäftstüchtigen Prostitution kennt in dieser Hinsicht keine Grenzen. Frauen, die, ohne mit der Krankenpflege etwas zu tun zu haben, zu unzüchtigen Zwecken in züchtiger Schwesterntracht herumgehen, ledige Mädchen, die im ernstesten Witwenschleier einherschreiten (auf den „Witwenbällen“ gibt es falsche Witwen in großer Zahl), bilden krassere, „auf jung frisierte“ ältere Damen und Herren leichtere Beispiele des Anlockungsfetischismus. Vor dem Kriege war eine Gräfin Str., die bei ihren Ausgängen eine kleine Reitpeitsche (sie nannte sie „Reizpeitsche“) trug, eine bekannte Berliner Straßenerscheinung. Sie suchte und fand Flagellanten (das sind Personen, die Gefallen daran finden, zu schlagen oder geschlagen zu werden), von denen einer (der nie entdeckt wurde) sie später tötete.

Schwierig kann sich die Frage, ob es sich um eine erotisch oder unerotisch bedingte Erscheinung handelt, in den keineswegs seltenen Fällen gestalten, in denen die Fetischliebe in eine leidenschaftliche Sammelwut ausartet. Vor einiger Zeit fragte mich ein Richter in einer Verhandlung gegen einen Gelehrten, der sich widerrechtlich eine größere Anzahl von Gegenständen angeeignet hatte, ob es nicht auch einen Fetischismus gäbe, der weder religiös noch erotisch wäre. Wenn man darunter eine überaus heftige Sammelleidenschaft versteht, die sich auf alle möglichen Dinge erstrecken kann, so muß man diese Frage sicherlich bejahen. Tatsächlich hat auch der

englische Forscher *Tylor* in diesem Sinne von der modernen Sammelwut als einer Form des krankhaften Fetischismus gesprochen.

Namentlich in den furchtbaren Inflationszeiten, die Deutschland in der Nachkriegszeit durchzumachen hatte, habe ich wiederholt Fälle gesehen, die kaum eine andere Deutung als diese zuließen. Man konnte damals Menschen, dem Verhungern nahe, zwischen gesammelten Gegenständen von beträchtlichem Wert sitzen sehen, von denen sie sich nicht zu trennen vermochten. So erinnere ich mich eines älteren, einsam lebenden Schriftstellers, der ein leidenschaftlicher Bibliophile (= Bücherliebhaber) war; die Bücher waren tatsächlich auch im erotischen Sinn sein einziger „Schatz“; er empfand den Inhalt der Bücher wie ihre Seele, die Buchstaben und das Papier wie ihren Leib und den Einband wie ihr Kleid, das er wie bei einem geliebten Menschen aus kostbaren Stoffen reich verziert herstellen ließ. Als sein Vermögen wie das der meisten Deutschen in der Zeit beispielloser Geldentwertung in nichts aufgegangen war, wäre die einzige Möglichkeit, sich weiter zu helfen, der Verkauf von Büchern gewesen. Händler boten ihm gute Preise. Aber im letzten Augenblick brachte er es niemals über sich, das geliebte Buch fortzugeben; seine Not wurde immer größer; mühselig schleppte er sich früh zum Bäcker, um einige Semmeln zu kaufen; er gab keins seiner wertvollen Bücher fort, selbst als er nahezu gänzlich erblindet war und damit ein Lesen in seinen Büchern zur Unmöglichkeit wurde.

Kriminalistisch beanspruchen alle Formen des Fetischismus Aufmerksamkeit, vor allem in der Beurteilung von Diebstählen, bei denen gewinnsüchtige Motive nicht nachweisbar sind. Früher unverständliche Gegensätze zwischen der Gefahr, der sich jemand aussetzt, und dem praktischen Nutzen, den seine Tat ihm bringt, zwischen der Größe des Affekts, den ein Gegenstand im Täter erweckt, und seinem wirklichen Wert lassen sich oft nur entwirren, wenn man den Zwangsscharakter einer im Erotischen wurzelnden Vorstellung und Handlung berücksichtigt. Gleichwohl werden wir einen erotischen Fetischismus nur dann annehmen dürfen, wenn durch den Fetisch selbst oder auch durch seine Fortnahme Geschlechtsempfindungen ausgelöst wurden, die mehr oder weniger deutlich in die Erscheinung, zum mindesten aber in das Bewußtsein traten. Gemeinsam hat der erotische Fetischist mit dem Sammler aus unerotischer Leidenschaft den Hang zur gleichartigen Reihenbildung. Je mehr Gegenstände von einer oder ähnlicher Art sie anhäufen, um so befriedigter fühlen sie sich. In ihrer Erwerbung gehen sie dabei so skrupellos vor, daß der Leiter einer Staatsbibliothek, der sich viel mit dem Problem der zur Bibliomanie gesteigerten Bibliophilie (Manie = Leidenschaft, Philie = Liebhaberei) beschäftigt hatte, mir einmal sagte: Die Sammlermoral ist eine Moral für sich. Wie recht er hatte, erfahren wir selbst zur Genüge während der Führungen durch unser sexualwissenschaftliches Archiv; es gingen uns dabei kostbare Erotika unter Umständen verloren, in denen solche Vorkommnisse zunächst ausgeschlossen schienen. Die Polizei fand bei Haussuchungen, die sie bei Fetischisten vornahm, viele hunderte gleicher Stücke, wie Zöpfe, Taschentücher usw., auch ganze Stöße von Abbildungen (Photographien, Zeichnungen) der geliebten Gegenstände oder von Personen, die solche Fetische an sich trugen.

Diese Beobachtungen bilden einen wesentlichen Unterschied zu einer anderen äußerlich in der Triebfeder nicht unähnlichen Art von Diebstählen ohne eigentliche Absicht der Bereicherung, der Kleptomanie, die ebenfalls oft (vielleicht sogar immer) einen erotischen Ursprung hat.

Bei den Fetischisten steht im allgemeinen das Tatergebnis, bei den Kleptomanen die Tatausführung im Vordergrund, bei letzteren ist vor allem der Moment des heimlichen Wegnehmens bedeutungsvoll, sie nehmen wertlose Dinge, Flitterkram, einen Radiergummi, einen linken Handschuh, Ansichtskarten, gelegentlich auch wertvollere Sachen fort, die sie aber später kaum noch beachten, ungebraucht beiseite legen, fortwerfen oder verschenken.

Vor mehreren Jahren machten die Silberdiebstähle einer Fürstin W. großes Aufsehen. Sie hatte in den ersten Hotels der großen Städte, wo sie sich ihre Mahlzeiten stets auf ihr Zimmer bringen ließ, allerlei Silbersachen, bald eine silberne Sauciere, bald ein silbernes Besteck oder silberne Löffel, aber immer nur solche, nie andere Gegenstände, verschwinden lassen. Kriminalinspektor *v. Treskow*, der die Untersuchungen leitete, erzählte mir später, daß man auf ihrem Schlosse das Silber in großen Mengen, aber in einem höchst unappetitlichen Zustande, ungewaschen, oft noch mit den angetrockneten Saucen- und Speiseresten versehen, vorgefunden hatte. Die Fürstin gab an, daß zeitweise (anscheinend während der Menstruation) der Glanz des Silbers sie in einen eigenartigen, rauschartigen Zustand versetze, in dem sie es sich aneigne und in ihrem Koffer verstecke. Das Verfahren wurde eingestellt.

Man hat von der Aufbewahrungs- und Verwendungsart Rückschlüsse gezogen auf die Beweggründe einer Entwendung. So hörte ich wiederholt, daß Staatsanwälte und Gerichtsvorsitzende die Angaben Angeschuldigter, sie hätten aus fetischistischen Motiven gestohlen, durch den Hinweis auf den unordentlichen Zustand zu widerlegen suchten, in dem man bei Haussuchungen die Gegenstände vorfand, die sich der Täter widerrechtlich angeeignet hatte, dies widerspräche dem Wesen des Fetischismus, in dessen Natur es läge, das aus Liebe unter Gefahren Eroberte nun auch liebevoll und sorgsam aufzuheben. Hierbei übersieht man leicht eine Seite der Sammlerpsychologie, nämlich daß bei jedem Sammler zwischen dem Erwerben und Ordnen noch der Drang zur Anhäufung liegt.

Sicherlich bietet die Einreihung und Einordnung eine der wichtigsten Eigenschaften eines jeden Sammlers, auch des fetischistischen, aber von vielen wird sie immer wieder aufgeschoben, hingezogen, in dem Bestreben, immer mehr Material aufzustapeln, das später unter bestimmten Gesichtspunkten gesichtet werden soll. Auch die Tatsache, daß entwendete Gegenstände verkauft wurden, hebt die Möglichkeit einer erotischen Verursachung nicht völlig auf und bedeutet keineswegs immer, daß das Motiv des Diebes schnöde Gewinnsucht war. Die französische Sprache hat den Begriff des „*amateur-marchand*“ geprägt, des Händlers, der gleichzeitig Liebhaber ist. Die meisten Sammler aus Leidenschaft — gleichviel, ob ihre Beweggründe erotisch waren oder nicht, gleichviel auch, ob es sich um Sammler handelt, die sich in den Besitz ihrer Kostbarkeiten auf ehrlichem oder unehrlichem Wege setzten —

neigen dazu, gewisse Stücke, aus denen sie sich nicht viel oder nicht mehr viel machen, einzutauschen oder vorteilhaft zu verkaufen, um dafür andere vorteilhafter zu bekommen.

Ich kannte einen Bibliomanen, dem nichts ein größeres Vergnügen bereitete, als wertvolle Erstdrucke aufzustöbern, von deren Wert der Besitzer keine Ahnung hatte, um sie teuer weiterzuverkaufen. Einmal rühmte er, daß er einem Althändler eine „alte Scharteke“ für eine Mark abgekauft hatte, die er nach wenigen Tagen für 3000 Mark verkaufte. Ehrliche Sammler sind verhältnismäßig selten, und das Sprichwort: „Wer Lust hat zum Tauschen, hat Lust zum Betrügen“ paßt für niemanden besser als für solche Menschen, die im Banne einer sucht- und rauschartigen Leidenschaft vieles begehen, was sie im Zustande nüchterner Überlegung sicherlich nicht tun würden.

Sowohl bei der Kleptomanie, die häufiger bei Frauen, als auch bei dem erotischen Fetischismus, der öfter bei Männern vorkommt —, und auch dies spricht sehr für ihren Zusammenhang mit dem Sexualgebiet — ist oft ein anfallsweises, periodisches Auftreten nachweisbar; so konnte ich bei der von mir begutachteten Frau eines Fuhrwerksbesitzers, die sehr häufig wegen Warenhausdiebstählen vorbestraft war, aus ihren Personalakten den Nachweis erbringen, daß sich die Tage, an denen sie die Straftaten begangen hatte, die zu ihrer Verurteilung führten, durch die Zahl 28 teilen ließen. Dies bestätigte ihre auf Befragen gemachte Angabe (vorher war niemals darauf geachtet worden), daß sie nur während ihres Unwohlseins stehle. Durch diese Feststellung konnte man sie nun auch vor weiteren Rückfällen bewahren. Dem Manne wurde dringend geraten, seine Frau während ihrer Periode nicht mehr aus dem Hause gehen zu lassen; seither besorgt er während ihrer Periode — sie nähert sich nun schon den Wechseljahren — die Wirtschaftseinkäufe selbst, und es ist nun schon seit einer ganzen Reihe von Jahren kein Rückfall mehr vorgekommen.

Ich will in folgendem nun noch zwei Beispiele geben, welche die hohe kriminalistische Bedeutung fetischistischer Neigungen illustrieren, zugleich aber auch die schwierige Abgrenzung des erotischen Fetischismus von der gewöhnlichen Sammelleidenschaft veranschaulichen; zunächst den klassischen Fall, den angeblich nach dem Leben der geniale Universalkünstler — Dichter, Maler und Komponist — E. T. A. *Hoffmann*, Jurist im bürgerlichen Beruf — er war Kammergerichtsrat in Berlin — bearbeitet hat, und zwar in der Novelle „Das Fräulein von Scuderi“. Hier schildert er einen der bei beiden Geschlechtern nicht seltenen Fälle von Juwelenfetischismus. Ein Mann namens Cardillac wurde aus Vorliebe für Edelsteine Juwelier. Seine Arbeiten waren berühmt; wer aber eine Arbeit bei ihm bestellte, mußte sehr lange warten und sich bei der Aushändigung Grobheiten gefallen lassen, weil Cardillac sich nicht von den Schmucksachen trennen konnte. Schließlich ging er sogar so weit, daß er, von einem Zwang getrieben, seine Kunden, nachdem sie ihn mit den Steinen verlassen hatten, nächtlich anfiel und ermordete, um wieder in den Besitz seiner Steine zu gelangen. Cardillac sagt über seine Leidenschaft, die er für ererbt hält, folgendes aus: „Weise Männer sprechen viel von den seltsamen Eindrücken, deren Frauen in guter Hoffnung fähig sind, von dem wunderbaren Einfluß solch lebhaften, willenlosen Eindruckes von außen her auf das Kind (es handelt sich hier um das sogenannte ‚Versehen‘ der Schwangeren, über das wir uns in einem späteren Kapitel der Geschlechtskunde noch äußern werden). Von meiner Mutter erzählte man mir eine wunderliche Geschichte. Als

sie mit mir im ersten Monat schwanger ging, schaute sie mit andern Weibern einem glänzenden Hoffest zu, das im Trianon gegeben wurde. Da fiel ihr Blick auf einen Kavalier in spanischer Kleidung mit einer blitzenden Juwelenkette um den Hals, von der sie die Augen gar nicht mehr abwenden konnte. Ihr ganzes Wesen war Begierde nach den funkelnden Steinen, die ihr ein überirdisches Gut dünkten. Derselbe Kavalier hatte vor mehreren Jahren, als meine Mutter noch nicht verheiratet, ihrer Tugend nachgestellt, war aber mit Abscheu zurückgewiesen worden. Meine Mutter erkannte ihn wieder, aber jetzt war es ihr, als sei er im Glanz der strahlenden Diamanten ein Wesen höherer Art, der Inbegriff aller Schönheit. Der Kavalier bemerkte die sehnuchsvollen, feurigen Blicke meiner Mutter. Er glaubte jetzt glücklicher zu sein als vormals. Er wußte sich ihr zu nähern, noch mehr, sie von ihren Bekannten fort an einen einsamen Ort zu locken. Dort schlang er sie brünstig in seine Arme, meine Mutter faßte nach der schönen Kette, aber in demselben Augenblick sank er nieder und riß meine Mutter mit sich zu Boden. Sei es, daß ihn der Schlag plötzlich getroffen, oder aus einer andern Ursache, genug, er war tot. Vergebens war das Mühen meiner Mutter, sich den im Todeskampf erstarrten Armen des Leichnams zu entwinden. Die hohlen Augen, deren Sehkraft erloschen, auf sie gerichtet, wälzte der Tote sich mit ihr auf dem Boden. Ihr gellendes Hilfeschrei drang endlich bis zu in der Ferne Vorübergehenden, die herbeieilten und sie aus den Armen des grausigen Liebhabers retteten. Das Entsetzen warf meine Mutter auf ein schweres Krankenlager. Man gab sie und mich verloren, doch sie gesundete, und die Entbindung war glücklicher, als man je hätte ahnen können. Aber die Schrecken jenes fürchterlichen Augenblicks hatten mich getroffen. Mein böser Stern war aufgegangen und hatte den Funken hinabgeschossen, der in mir eine der seltsamsten und verderblichsten Leidenschaften entzündete. Schon in der frühesten Kindheit gingen mir glänzende Diamanten, goldenes Geschmeide über alles. Man hielt das für gewöhnliche kindliche Neigung. Aber es zeigte sich anders, denn als Knabe stahl ich Gold und Juwelen, wo ich ihrer habhaft werden konnte. Wie der geübteste Kenner unterschied ich aus Instinkt unechtes Geschmeide von echtem. Nur dieses lockte mich, unechtes sowie geprägtes Gold ließ ich unbeachtet liegen. Den grausamsten Züchtigungen des Vaters mußte die angeborene Begierde weichen. Um nur mit Gold und Edelsteinen hantieren zu können, wandte ich mich zur Goldschmiedeprofession. Ich arbeitete mit Leidenschaft und wurde bald der erste Meister dieser Art. Nun begann eine Periode, in der der angeborene Trieb, so lange niedergedrückt, mit Gewalt empordrang und mit Macht wuchs, alles um sich her wegzehrend. Sowie ich ein Geschmeide gefertigt und abgeliefert, fiel ich in eine Unruhe, in eine Trostlosigkeit, die mir Schlaf, Gesundheit, Lebensmut raubte. Wie ein Gespenst stand Tag und Nacht die Person, für die ich gearbeitet, mir vor Augen, geschmückt mit meinem Geschmeide, und eine Stimme raunte mir in die Ohren: Es ist ja dein — es ist ja dein — nimm es doch — was sollen die Diamanten dem Toten! — Da legte ich mich endlich auf Diebeskünste. Ich hatte Zutritt zu den Häusern der Großen, ich nützte schnell die Gelegenheit, kein Schloß widerstand meinem Geschick, und bald war der Schmuck, den ich gearbeitet, wieder in meinen Händen. — Aber nun vertrieb selbst das nicht meine Unruhe. Jene unheimliche Stimme ließ sich dennoch vernehmen und höhnte mich und rief: Ho, ho, dein Geschmeide trägt ein Toter! Selbst wußte ich nicht, wie es kam, daß ich einen unaussprechlichen Haß auf die warf, denen ich Schmuck gefertigt. Ja, im tiefsten Innern regte sich eine Mordlust gegen sie, vor der ich selbst erbebe."

Ich lasse diesem Fall einen der merkwürdigsten aus der Kriminalgeschichte unserer Tage folgen, dessen innere Verwandtschaft zu dem vorstehenden unverkennbar ist — es ist der des Autographenfetischisten Dr. phil. K. H., der beschuldigt

wurde, aus mehreren Staatsarchiven, in denen er wissenschaftlich arbeitete, wertvolle Dokumente gestohlen zu haben.

Der Fall kam dadurch ins Rollen, daß sich das Wiener Haus- und Staatsarchiv durch die Entwendung von Briefen von Friedrich dem Großen an den Gatten der Kaiserin Maria Theresia schwer geschädigt fühlte. Der Verdacht fiel auf Dr. H., der hintereinander im Generallandesarchiv in Karlsruhe, im Münchener Reichsarchiv, im Archiv des Vatikans zu Rom, im Hannoverschen, Detmoldischen, dem k. u. k. Haus- und Staatsarchiv in Wien und dem Geheimen Staatsarchiv in Charlottenburg tätig war. Der aus Köln gebürtige Dr. H., Sohn eines Justizrates, galt als einer der besten Kenner der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges sowie der Geschichte der Pfalz, über die er ein vierbändiges Werk veröffentlicht hatte. Nachdem man bei einer Durchsuchung seiner Wohnung eine sehr große Menge von Autogrammen und Briefen gefunden hatte, die aus den verschiedenen Archiven stammten, die bestohlen waren, wurde er im Januar 1925 verhaftet. Bei seiner ersten Vernehmung war er im vollen Umfange geständig und gab als Beweggrund zu seinen Diebstählen an, daß er an einem merkwürdigen Fetischismus litten, der sich auf die Unterschriften berühmter Persönlichkeiten, wie *Eduards VII.* von England, *Wilhelms von Oranien*, *Friedrichs des Großen*, *Bismarcks* und anderer erstreckte. Er habe diese ihm selbst unbegreifliche Neigung zum ersten Male bereits als 14-jähriger Knabe bemerkt, als er beim Anblick der Unterschrift des russischen Fürsten *Gortschakow* eine Erektion verspürte. Er habe gegen den Trieb, sich der geliebten Autogramme zu bemächtigen, mit allen Kräften angekämpft, sei aber der Versuchung nun doch erlegen, nachdem die Widerstandskraft seiner Nerven durch den Krieg und dessen Folgen eine hochgradige Einbuße erlitten hätte.

Um die Eigenartigkeit dieses seltenen Falles zu kennzeichnen, lasse ich einige der Mitteilungen folgen, die mir H. für die Erstattung meines gerichtlichen Gutachtens gab. Über seine Familienverhältnisse schreibt der jetzt 57 Jahre alte Mann, daß er seit früher Jugend unter dem unharmonischen Zusammenleben seiner Eltern gelitten habe, der Vater sei außerordentlich heftig und aufbrausend gewesen, litt an Migräneanfällen, während die Mutter verdüstert, ohne jeden Verkehr dahinlebte. Er selbst zog sich schon frühzeitig in sich zurück. Sein Interesse für alte Handschriften begann in den Entwicklungsjahren. Während sich der Sammeltrieb seiner Kameraden auf Freimarken, Schmetterlinge, Mineralien richtete, suchte er sich in diesem Alter schon in den Besitz von Unterschriften berühmter Männer zu setzen. Er schreibt: „Seltsamerweise üben den größten Reiz auf mich Handschriften von Personen aus, die gar keine oder nur geringe körperliche und seelische Reize besaßen, wie etwa von *Wilhelm III.* von Holland, von der Königin *Viktoria* von England u. a., dazu starke feste Schriftzüge wie die von *Bismarck*, *Wilhelm II.* usw. Briefe dagegen, die von jugendschönen Personen geschrieben waren, sagten mir zwar als Fürstenbriefe zu und wurden als solche von mir gesammelt — sexuell aber blieben sie ohne jede Wirkung auf mich. So habe ich zum Beispiel den letzten Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, mit dem ich in München wiederholt gesellschaftlich zusammentraf und den ich in seiner ersten Jugend als den schönsten Fürsten bezeichnen möchte, den ich je gesehen habe, niemals um eine Handschrift ersucht, so leicht ich sie auch hätte erhalten können

Bis zum 20. Jahre lebte ich sexuell völlig abstinert; ich verzehrte mich in Sehnsucht nach etwas, was ich nicht kannte, und wenn ich im Interesse meines guten Rufes mit Kommilitonen als Heidelberger Student ins Bordell ging, so benutzte ich mein Alleinsein mit den Insassinnen, mich mit ihnen über ihr Leben und ihre Gefühle in solcher Umgebung zu unterhalten. Früh machten sich auch allerlei Zwangsvorstellungen bei mir be-

merkbar; so ist es mir niemals möglich gewesen, einen Brief in den Kasten zu werfen, ohne verschiedene Male zurückzugehen, um nachzusehen, ob er nicht am Boden liege, und niemals habe ich mein Zimmer verlassen, ohne drei- bis viermal umzukehren, um festzustellen, ob auch alles verschlossen sei — ein Zug, den ich zweifellos von meiner Mutter geerbt habe, die vor dem Zubettegehen wiederholt ins Wohnzimmer zurückging, ob sie nichts liegen gelassen habe.

Der charakteristischste Zug meines Wesens war aber immer eine außerordentliche Vorliebe für alles, was mit Tod und Sterben zusammenhängt. Schon als Knabe von zwölf Jahren besuchte ich am liebsten den Kirchhof (so ist es noch heute); den Aufenthalt bei Begräbnissen und beim Ausschachten verfallener Gräber zog ich jeder anderen Unterhaltung vor — wenn der Sarg in die Erde gesenkt wurde, wandte ich keinen Blick ab, und mit Vorliebe pflegte ich aus den geöffneten Grabstätten die Knochen an mich zu nehmen und besonders die Schädel von der ihnen anhaftenden Erde zu säubern. Lange Zeit hindurch trug ich als eine Art Talisman eine weiße Binde mit mir herum, die ich unversehrt in einem alten Grabe gefunden hatte.

Diese Gräberneigung (Tachophilie möchte ich sie nennen) führte mich dazu, als Gymnasiast in Siegburg und als Student in Heidelberg nachts die Kirchhofsmauern zu übersteigen und mich an Gräbern völlig fremder Personen niederzusetzen. Die tiefe Stille um mich her und die dunkle Nacht übten einen eigenartigen Zauber auf mich aus; es war mir in jenen Stunden, als hätte ich die Grenze beider Welten — denn ich glaube fest an eine jenseitige Welt — bereits überschritten.

Modergeruch ist für mich von besonderem Reiz — ich fühle mich dadurch in eine fernabliegende Zeit versetzt, und das Gefühl, der Vergangenheit nahe zu sein, entspricht meinem innersten Wesen. Dahin gehört wohl auch meine Sucht, mit antiken Schriftzeichen, wie sie vor hundert und mehr Jahren gebräuchlich waren, zu schreiben und jeder neuen Orthographie mich zu verschließen.

Das Verlangen, alte Papiere zu durchwühlen und alte Papiere zu besitzen, dürfte wohl mit dieser Neigung zusammenhängen, und wenn ich nicht nur die Briefe neuerer Zeit, sondern auch Dokumente vergangener Jahrhunderte zu erwerben trachte, so ist es nach meinem Gefühl erst auf den Wunsch zurückzuführen, etwas von Toten zu besitzen und ihnen dadurch gleichsam nahe zu sein. Ein Gefühl gleicher Befriedigung empfinde ich bei dem Gedanken, daß eine Handschrift, eine Unterschrift von mir auch mich überleben wird. Es entspricht dies der *Species aeternitatis*, dem Gesichtswinkel des Ewigen, unter dem ich alle Dinge dieser Welt betrachte.

So ist es begreiflich, daß es mich oft beim Durchblättern von Handschriften wie ein Rausch überkam, daß ich dann oft zu völlig Wertlosem griff, und wenn die Ernüchterung eintrat, so fragte ich mich erstaunt, wie ein solches Handeln nur möglich gewesen war.

Auf dem gleichen Gebiet ist wohl auch der Grund dafür zu suchen, daß ich der Gegenwart menschenfeindlich und mit dem Trieb zum Alleinsein gegenüberstehe. Mein Wesen ist ein von Mutterseite ererbtes, grüblerisches und düsteres, und so denke ich besonders gern der Tage, die ich im Trappistenkloster Tre fontane bei Rom und vor zwanzig Jahren in der Grande Chartreuse bei Grenoble verbrachte. Fern von der Welt fand ich mich hier befriedigt, und der in jungen Jahren schon von mir gehegte Gedanke nach einem recht ernstesten Leben in klösterlicher Stille, um dort über die Wertlosigkeit alles Irdischen nachzudenken, fand hier neue Wurzeln und neue Kraft. Aus dieser Seelenstimmung heraus galten meine eingehenden Studien und meine meisten Bücher den Schicksalen einer der schwerstgeprüften Fürstenfamilien: den pfälzischen *Stuarts*, der Familie des Winterkönigs.

Von meiner Umgebung fordere ich völlige Stille; ein plötzliches lautes Geräusch, wie es das Rücken eines Stuhles, das Schlagen einer Tür und dergleichen hervorruft, kann andauernde Kopfschmerzen in mir hervorrufen . . .

Ich bin im Grunde der Träumer geblieben, der ich in meiner Jugend war, der nichts verlangt, als nur mit sich und dem Freund zu leben, den das Geschick ihm gegeben hat. Alles Banale ist mir in der Seele zuwider, und ich weiß deutlich, daß ich ganz, ganz anders bin als die andern — daß sich bei mir mit intellektueller Klarheit seelische Anomalien verbinden, wie sie sich gerade bei geistigen Arbeitern häufig finden. Ich möchte dabei in erster Linie an *Grillparzer* erinnern, der sein verdüstertes Gemüt ebenfalls als mütterliches Erbe bezeichnet, so wie ich es tue. Es ist daher kein Wunder, daß ich bei meinen philosophischen Studien die weltabgewandten Systeme und Gedankengänge der mittelalterlichen Philosophie stets bevorzugt und über mittelalterliche Philosophie auch in Heidelberg bei Kuno *Fischer* mein Dokorexamen abgelegt habe . . .

Der Verkauf von Handschriften, der sich übrigens auf wenig zahlreiche Fälle beschränkte, ist weit weniger ein Verkauf als ein Tausch minder wertvoller Stücke gegen gute und seltene gewesen, und ich glaube, daß die gleichen fetischistischen Momente, die mich zur Entwendung der Handschriften bewegten, auch hier mitgesprochen haben, da das Verlangen nach dem Besitz eines geliebten Gegenstandes alle anderen Erwägungen zurückdrängte, und somit der in der Tiefe der Seele wuchernde Trieb stärker wurde als die ihn hemmenden Kräfte.

Alle diese Handschriften waren ja, wie mein Testament von 1922 beweist, für Köln bestimmt, und den in dieser Bestimmung ruhenden Unsterblichkeitswunsch habe ich oben schon dargelegt.

Einen Zug aus meiner Jugendzeit möchte ich hier noch erwähnen. Mein Vater war Justizrat, und wenn er abends seine Unterschrift unter die zahlreichen Schriftstücke setzte, die seine Kanzlei verließen, so stand ich oft vor Erregung zitternd neben ihm und beneidete ihn um das Glück, unterschreiben zu können.*

In einem andern Schreiben heißt es: „Oft und eingehend habe ich dem Zusammenhang der Erscheinungen nachzuforschen gesucht, die meiner fetischistischen Natur zugrunde liegen, und wenn es mir auch nicht gelungen ist, die Frage restlos zu lösen, mein ganzes Sein in diesem Punkte gewissermaßen zu analysieren, so glaube ich doch wenigstens einige der feinen Fäden gefunden zu haben, die meine Veranlagung auf hereditäre Einflüsse zurückführen.

Ich möchte dabei fragen, ob nicht die leidenschaftliche Vorliebe meiner Mutter für Juwelen mit den fetischistischen Neigungen zusammenhängt, die sich bei mir auf andern Gebieten geltend gemacht haben. Für den Ankauf von Goldsachen und edlen Steinen gab sie ihre letzten Mittel her, sie bekleidete sich mit ihnen, auch wenn sie nicht zu Festen ging, noch in ihrem höchsten Alter, als körperliche Schwäche ihr das Ausgehen unmöglich machte; sie breitete sie vor sich aus, und als sie starb, standen sie neben ihrem Bette. Dazu aber kommt noch eine, vielleicht noch bedeutungsvollere Erscheinung. Wie in mir allezeit das Verlangen nach Handschriften bedeutender Persönlichkeiten lebte, mit denen ich mich identifiziere (ich komme später noch darauf zurück), so lebte in ihr das Verlangen, Schmuckstücke zu besitzen, die vor ihr von historischen Personen getragen worden waren. So erinnere ich mich, daß sie beim Verkauf der französischen Kronjuwelen zu Beginn der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts darauf bestand, aus diesem Verkauf auch für sich etwas zu erwerben, und sie war übergücklich, als ihr mein Vater in Paris ein Paar Ohrgehänge erstand, die von der Kaiserin *Eugenie* getragen worden waren. Diese Ohrgehänge legte sie oft an, sie hing an ihnen, wie man an einem Talisman aus der eigenen fernen Jugend hängt; wenn sie die selten schönen Steine trug, kam sie sich vor

wie die Kaiserin selbst und vergegenwärtigte sich dabei die strahlenden Feste in den Tuilerien, bei denen diese Schmuckstücke gegläntzt hatten.

Diese Leidenschaft war bei meiner Mutter insofern zum Fetischismus geworden, als sie alles andere um sich her dabei vergaß, und in anderer Form mag ich, wie ich schon sagte, diese Züge leidenschaftlichen Empfindens von ihr geerbt haben. Ebenso dürfte auch meine düstere Weltanschauung ein überkommenes Erbe sein. Denn im Gegensatz zu meiner Mutter mit ihrer Prunkliebe, die stundenlang bei Juwelieren verweilen konnte, führte ihre Schwester das weltabgewandte Leben einer Bettelnonne (Franziskanerin), die jahrzehntelang in der Einsamkeit ihrer Klosterzelle sich nur mit Betrachtungen über den Tod und das Jenseits beschäftigte und ihre höchste Befriedigung darin fand, die Ärmsten der Armen nach ihrem Tode zu waschen und zu kleiden.

Was mich an Handschriften reizt, ist zunächst das Bewußtsein, durch sie in die Vergangenheit zurückgeführt zu werden, mit Zeugnissen des Gewesenen umgeben zu sein, etwas zu besitzen, was Tote berührt haben, was mit ihnen in Beziehung steht, so wie ich einst von Kirchhöfen die Gebeine Verstorbener mit mir nahm. Je mehr mir die Gestalten der Geschichte vertraut waren, um so lebendiger wurde mir dieser Wunsch, es war wie eine Art Reliquiendienst, der in vergangenen Jahrhunderten zu Gräberplündereien geführt hat.

Daß sich mit diesem Totenkult auch erotische Momente verbinden, erscheint mir zweifellos. Ich erinnere dabei an die ausschweifenden Orgien, die sich vor allem im Orient oft mit Totenopferfeiern verbunden haben. Vielleicht sind auch hier die Berührungspunkte zwischen meinem Totenkult und den erotischen Neigungen zu finden, die sich an meine fetischistischen Handlungen knüpften, die alte Handschriften mit dem Begriff des Todes verbanden.

Ein weiterer Anreiz ist für mich die Person des Schreibers gewesen. Warum es bestimmte Personen waren, kann ich ebensowenig sagen, wie es dem normalen Menschen unmöglich ist, sich darüber klar zu werden, warum kleine oder große, blonde oder braune Personen seine erotischen Spannungen auslösen. Es scheint mir töricht, wenn man mir dabei den Vorwurf machen und einen Widerspruch darin erkennen will, daß außer einigen, besonders von mir erwähnten, auch noch andere Handschriften auf mich von Einfluß gewesen wären. Als ob sich der, dem blonde Haare besondere Erregungen auslösen, in Stunden gesteigerter Leidenschaft entheben würde, wenn ihm braunes Haar begegnet!

Was derart in mir lebt, fand sich befriedigt, als ich zum ersten Male ein Archiv betrat und im Dämmerlicht des halbdunklen Raumes die aufeinander geschichteten Handschriften sah, die von alten Zeiten sprachen, als ich vor der Vergangenheit wie vor einem Friedhof stand. In dieser Umgebung fühlte ich mich glücklich; es war ein Empfinden, *welches mich völlig ausfüllte, als ich die Handschriften fühlen, betasten, riechen — als ich sie, mit einem Wort, in meinem innersten Selbst erleben konnte.* Hier hatte ich alles bei einander, was mich vorher nur getrennt und vereinzelt erregte und meine fetischistischen Neigungen unterstützte. Hier fand ich den Modergeruch, der mich auf Kirchhöfe getrieben hatte und trieb, hier sah ich Handschriften aller Zeiten und Personen, die ich in dieser Fülle nicht besaß, das geistige Vertiefen in eine vergangene Welt erschien mir wie ein Gang von Grab zu Grab — und die erotischen Wirkungen blieben nicht aus. . . .

Ich möchte hier noch die Beschreibung eines Tages beifügen, wie ich ihn in den letzten Jahren zwischen Arbeit und Leidenschaft erlebte. Nach einer der üblichen, fast schlaflosen Nächte, die mir durchschnittlich nur 2–3 Stunden Ruhe brachten, stand ich um 4– $\frac{1}{2}$ 5 auf und setzte mich zur Arbeit nieder. Nach eingenommenem Frühstück fuhr ich um $\frac{1}{2}$ – $\frac{3}{4}$ 7 nach Charlottenburg, um dort bis um 8 Uhr, bis zur Öffnung des Archivs, im

Park spazieren zu gehen. Um 8 Uhr begann ich meine Tätigkeit, und je mehr ich mich in meine Akten und Briefe vertiefte, um so mehr identifizierte ich mich mit den jeweiligen Briefschreibern, oft so stark, daß ich die in den Briefen geschilderten Begebenheiten oder persönlichen Empfindungen vielleicht noch stärker als der Briefschreiber selbst erlebte. So lebte ich während der Archivstunden das Tun und Wirken anderer Menschen und anderer Zeiten mit größter Leidenschaft.

In den ersten Stunden war ich noch in der Lage, das Gelesene für meine historischen Arbeiten zu verwenden, allmählich aber bemächtigte sich meiner eine geistige Abspannung und Ermüdung, so daß ich unter dem Eindruck des Geschriebenen und der Wirkung, die von den Schriftzügen auf mich überging, im Verein mit dem ausströmenden Geruch zwangsweise aus der Welt des Verstandes in die der Gefühle hinüberglitt, bis ich über dem Äußern der Briefe immer mehr den Inhalt vergaß und mich in meine Traumwelt einspann

In kurzen Zügen habe ich hier zu skizzieren versucht, was seit Jahrzehnten bei meiner Beschäftigung mit Handschriften in mir vorgegangen ist, wie mein ganzes Wesen einem übermächtigen Zwange unterlag, dem ich wohl mit den frischen Kräften der Jugend, nicht aber bei herannahendem Alter und einem Leben voll schwerer Entbehrungen zu begegnen vermochte. *Habgierige, gewinnsüchtige Motive lagen mir stets fern, es waren lediglich seelisch erotische Triebe, die mich dabei erfüllten.* Schon in früher Jugend bin ich niemals ausgegangen, ohne in meiner Briefftasche eine Handschrift bei mir zu tragen, wie man das Bild einer Geliebten bei sich trägt, und habe nie eine Reise gemacht, ohne Handschriften in meinem Koffer zu haben. Ich kann mir diese Neigung mit allen ihren Folgeerscheinungen nicht anders erklären, als dadurch, daß die Zeichen der Vergangenheit und Verwesung, die sich mit den alten Papieren verknüpfen, vereint mit dem Modergeruch, den zwingenden Einfluß auf mich ausübten, dem ich mehr und mehr erlag.

In den Handschriften ist ein Stück der einstigen lebendigen Persönlichkeit enthalten. Auf dem Papier hat die lebenswarme Hand des Schreibers geruht, sein Atem hat das Papier berührt, vielleicht finden sich auch Fingerabdrücke von ihm auf dem Papier – alles seelische Momente, die von stärkstem Einfluß sind im Gegensatz zu einem Buch, das mit seinem Verfasser nichts gemein hat, sondern von ihm geschrieben, niemals aber mit ihm in persönliche Berührung getreten ist.“

Auf die Frage, weshalb er die Handschriften nicht sorgfältiger aufhob, erwiderte Dr. H.: „Im allgemeinen betrachtet man die sorgsame Pflege der fetischistisch geliebten Gegenstände als wesentliches Moment zur Erkennung dieser Triebrichtung. Ganz kann ich mich dieser Anschauung nicht anschließen. Ich will dabei nicht nur an den Taschentuchfetischisten erinnern, der die Taschentücher, die er mühsam an sich gebracht hatte, in allen Winkeln seiner Wohnung herumwarf, sondern nur an das nächste Beispiel, daß es doch nur wenige Menschen gibt, die den Bildern der von ihnen geliebten Frauen, seien es nun Akte oder bekleidete Gestalten, eine ihr ganzes Leben hindurch andauernde Verehrung zollen. Die Bilder von Personen, die ihnen zur Befriedigung ihrer höchsten Lust gedient haben, und denen auch sie sich in Stunden erregter Leidenschaft völlig hingaben, vergilben achtlos in Schreibtischecken, wenn die Gefühle, die sie hervorriefen, abgekühlt sind. Im Gegensatz dazu habe ich die Briefe meiner Sammlung in einer so peinlich sorgsam Weise aufbewahrt, wie es nur irgendein Fetischist zu tun imstande ist. Alle gegenteiligen Behauptungen entsprechen nicht der Wahrheit. In den nahezu hundert Bänden der von mir geschriebenen Memorabilien befinden sich Hunderte und aber Hunderte von Briefen, Bildern mit eigenhändigen Unterschriften, Totenaufnahmen und sonstige Reliquien in der allersorgsamsten Weise aufbewahrt. Alle Handschriften sind sauber eingestepelt, ebenso die mit eigenhändigen Unterschriften versehenen Bilder und

die Totenaufnahmen; um sie vor Staub und unzarter Berührung zu schützen, sind sie vielfach hinter Glaspapier auf Kartons befestigt, und schließlich ist noch für alle ein minutiös geführtes Register vorhanden.* Die Durchsicht einiger der bei H. beschlagnahmten Kästen mit Memorabilien bestätigte diese Angaben. Namentlich fanden sich zahlreiche Photographien und Zeichnungen berühmter Persönlichkeiten auf Sterbebetten vor.

Dr. H. selbst erklärte in der Hauptverhandlung seine Fetischliebe als ein Symbol seiner geschlechtlichen Triebrichtung und als einen Ausdruck seiner allgemeinen zum Welt-schmerz und zur Weltabgewandtheit neigenden Seelenverfassung. Die erotischen Wirkungen, welche die beschriebenen Blätter in ihm auslösten, waren in ihrer Stärke völlig einem Geschlechtsverkehr gleichbedeutend. Er könne seiner Triebrichtung ebensowenig auf den Grund gehen, wie man die letzten Ursachen anderer sexueller Abweichungen festzustellen imstande wäre, doch sei er überzeugt, daß sie auf einer hereditären (= erblichen) Anlage: Mutter Juwelensammlerin, Großvater Bibliomane, beruhe. Aus dieser inneren Eigenart heraus sei es auch zu erklären, daß er gegen den Willen seines Vaters, der ihn als Nachfolger seiner Anwaltspraxis in Aussicht genommen hätte, ein Studium ergriffen habe, das ihn als Historiker nicht nur unaufhörlich mit Handschriften in Berührung brachte, sondern auch seiner von ihm als Tachophilie bezeichneten Liebe zu allem, was mit Gräbern und Toten Zusammenhang hatte, weitgehend entgegenkam.

Wesentlich unterstützt wurden die Mitteilungen durch seinen mitangeklagten Freund, mit dem er seit 15 Jahren zusammenlebte. Dieser schilderte, wie H. bereits am ersten Tage nach ihrer Bekanntschaft mit ihm auf den Friedhof vor dem Halleschen Tore gegangen sei und ihm erzählt habe, daß er sich niemals wohler fühle, als wenn er sich an düsteren Herbsttagen auf Kirchhöfen aufhalten könne. Diese Neigung habe er seit seiner Kindheit besessen, und sie hätte sich allmählich in ihm so verstärkt, daß er sich durch die Phantasievorstellungen, welche jeder Moder- und Verwesungsgeruch in ihm wachrufe, in die Welt der Abgestorbenen versetzt fühle, was ihn mit unbeschreiblicher Lust erfülle. Die Autographenaufbewahrungsorte der Archive, in denen er arbeitete, hätte er den Friedhöfen nahe verwandt empfunden. Auch hier übe der modrige Duft, welcher den Bündeln alter Briefe und Urkunden entströme, einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn aus. In solchen Rauschzuständen habe er dann die Autogramme, statt sie wieder in die Aktenfaszikel einzubinden, die ihm vom Archiv zur Bearbeitung vorgelegt wurden, in seine Aktentasche gelegt. Oftmals habe er solche aus dem Archiv stammenden Stücke später wieder zurückgetragen, es war aber aus technischen Gründen nicht möglich, es immer zu tun. Wie *Schiller* sich durch den Geruch faulender Äpfel, die ständig auf seinem Schreibtisch liegen mußten, in die Welt der Poesie versetzt gefühlt habe, sei H. durch Verwesungs-düfte in die Welt des Gewesenen geführt.

Trotzdem der außer mir vom Gericht geladene Sachverständige Medizinalrat D. ebenso wie ich selbst auseinandersetzte, daß nach der ganzen Persönlichkeit des Angeklagten der von ihm mit so vielen Einzelheiten gegebenen Begründung der Diebstähle eine innere Wahrscheinlichkeit zukomme, nahm das Gericht keine verminderte Zurechnungsfähigkeit an, sondern verurteilte ihn in der Berufungsinstanz zu zweieinhalb Jahren Gefängnis.

Dieselbe Strafe erhielt sein Freund, der in der ersten Instanz freigesprochen war — eins der vielen Beispiele der großen Unsicherheit richterlicher Entscheidungen. Ich hatte in meinem Gutachten auseinandergesetzt, daß die intime Freundschaft zwischen zwei Personen des gleichen Geschlechts durchaus keine Mitwisserschaft bedinge, wie der Staatsanwalt in der Anklage angenommen hatte, und knüpfte dabei an den Vergleich an, den der Kriminalkommissar in der Verhandlung gebrauchte, indem er ausführte, der Angeklagte H. hätte sich seinem Freunde gegenüber benommen, als wäre er seine Braut. Grade dies machte es wahrscheinlich, daß der Freund nichts von der Herkunft der ge-

stohlenen Autogramme (die nur einen kleinen Bruchteil der im übrigen käuflich erworbenen Sammlung ausmachten) gewußt habe — so wie ein Ehemann oder Bräutigam etwaige Straftaten, die er verübt hat, gerade vor der von ihm geliebten Frau zu verheimlichen pflege, einmal, um vor ihr in besserem Lichte dazustehen, und dann, um den Menschen, den er am meisten liebt, nicht zu beunruhigen oder mitschuldig werden zu lassen.

In der Kriminalgeschichte steht der Fall des Autographenfetischisten Dr. H. nicht vereinzelt da. Er wird an Seltsamkeit fast noch übertroffen von dem des bedeutenden Pariser Mathematikers und Physikers Michel *Chasles*, der in der Zeit von 1861 bis 1870 allein von dem Autographenhändler *Fresnes Lucas* 27 320 Schriftstücke für 140 000 Franken kaufte, dazu noch über 500 Bücher mit Randglossen berühmter Vorbesitzer. Chasles glaubte den Nachweis erbringen zu können, daß nicht der Engländer *Newton*, sondern der Franzose *Pascal* das Gravitationsgesetz (= das Gesetz von der Schwerkraft) entdeckt habe, und belegte es durch 380 Briefe von Pascals eigener Hand, die er mit Unterstützung von Lucas sammelte. Die Erregung darüber war in der gelehrten Welt groß, und auch das Nationalgefühl der Franzosen geriet in Wallung. Die Gegner von Chasles behaupteten, die Briefe Pascals seien Fälschungen (= Fälschungen), aber bei Chasles stand der Glaube an ihre Echtheit fest und wurde zur unumstößlichen Gewißheit, als im April 1869 sogar die französische Akademie der Wissenschaften bei einer amtlichen Prüfung die Echtheit der Handschriften „außer Zweifel“ stellte. Chasles hatte inzwischen von Lucas auch Briefe von Newton, von *Galilei*, von *Ludwig XIV.*, schließlich von allen berühmten Persönlichkeiten, einschließlich der römischen Cäsaren und der zwölf Apostel, erworben. Da traf im Sommer 1869 beim Pariser Gericht aus Florenz die Nachricht ein, daß die Briefe von Galilei unmöglich echt sein könnten. Der Autographenhändler Lucas, ein Bauernsohn aus Chaudeudun in Frankreich, der bei einem Pariser Rechtsanwalt Schreiber geworden war, wurde verhört, verhaftet und gestand schließlich, daß er seit vielen Jahren täglich etwa ein halbes Dutzend Briefe berühmter Persönlichkeiten gefälscht habe. Er wurde zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Der alte Chasles aber, der vor Gericht nicht als Angeklagter, sondern als Zeuge erschien, brach mehr noch als unter dem Verlust und dem Gespött der Menge unter der Erkenntnis zusammen, daß sich seine Fetische, die er so leidenschaftlich geliebt hatte und auf die er so stolz gewesen war, als „falsche Geliebte“ herausstellten. Er zog sich in die Einsamkeit von Paris zurück, in der er 1880 hochbetagt verstarb.

Die Beispiele von Fetischliebe und Fetischhaß, welche ich bisher geschildert habe, haben uns nun schon mitten in ein ebenso schwieriges wie wichtiges Sexualproblem hineingeführt:

Worauf beruht die Teilanziehung?

und wie erklärt sich seine Steigerung: der Fetischismus?

Binet hatte 1887 in dem erwähnten grundlegenden Aufsatz der „Revue philosophique“ die Anschauung vertreten, daß bei der Entstehung des Fetischismus ein „choc fortuit“ (= zufälliger plötzlicher Eindruck), ein psychisches Trauma (= seelische Verwundung) wirksam sei, und fast alle Fachleute, die nach ihm über diesen Gegenstand schrieben, haben sich mit verhältnismäßig geringen Modifikationen (= Abweichungen) dieser Ansicht angeschlossen, so *Ziehen* (*Charité-Annalen* 1910, S. 242 ff.), der von „determinierenden (= bestimmenden) Erlebnissen“ spricht, und auch die *Freudsche Schule*, die den „akzidentellen Faktoren“ (= zufälligen Ursachen) und

„infantilen Eindrücken“ ein sehr großes, nach unserer Überzeugung allzu großes Gewicht beilegt. Sogar *Krafft-Ebing*, welcher in bezug auf andere Erscheinungen des Sexuallebens, wie der Homosexualität, des Masochismus und Sadismus, die „Schock-Theorie“ *Binets* mit Entschiedenheit verwirft, macht hier eine Ausnahme, indem er in bezug auf den Fetischismus die Lehre vom „*accident agissant sur un sujet prédisposé*“ annimmt. Unter „*accident*“ soll hierbei ein beliebiges zufälliges Geschehnis, unter „*prédisposition*“, wie *Binet* ausdrücklich hervorhebt, eine allgemeine nervöse Hyperästhesie (= Überempfindlichkeit), nicht etwa eine Sexualanlage von besonderer Art verstanden werden.

Mir erscheint die Annahme der gelegentlichen zufälligen Verknüpfungen in der *Binetschen* Form eine gänzlich unzureichende Erklärung zu sein. Tatsächlich handelt es sich bei der Vermutung, daß eine erstmalige und von da ab dauernde Geschlechterregung primär durch einen reizauslösenden Gegenstand und Eindruck von außen entstanden sei und nicht durch die ganz persönliche Beschaffenheit der sexuellen Empfangsorgane im Gehirn bedingt ist, um eine Theorie, die bisher weder bewiesen ist, noch schwerlich jemals bewiesen werden kann. Denn daß das erstmalige Zusammentreffen des Geschlechtssinnes mit dem, wofür es eingestellt ist, Lustempfindungen hervorrufen muß, die, wenn sie eine bestimmte Stärke erreicht haben, auch als solche ins Bewußtsein dringen, liegt so sehr im Wesen des Geschlechtstribs und ist daher so selbstverständlich, daß es kaum der Erörterung bedarf; vergleichen wir aber die Häufigkeit der geschlechtlichen Außenreize mit der Seltenheit der durch sie bewirkten geschlechtlichen Reaktion, denken wir daran, daß an demselben Objekt, das die einen in die höchste Ekstase versetzt, Millionen anderer achtlos und reaktionslos vorübergehen, so liegt es nach allen Gesetzen der Logik klar zutage, daß nur die Beschaffenheit der Geschlechtsseele, der Sexualzentren, daß es nur die spezifische (= besondere) körperseelische Geschlechtskonstitution sein kann, welche auch bei der Teilanziehung den Ausschlag gibt. *Von dem bestimmten Gepräge des Einzelwesens hängt es ab, was es als Reiz empfindet.* Das beweist die elementare zielstrebende Durchschlagskraft, mit der allen Einflüssen und Einflüsterungen, allem Wollen und Wünschen zum Trotz der Geschlechtstrieb auf sein Geschlechtsziel lossteuert, nach seiner Lustquelle hinstrebt.

In der Liebe ist kein „Fall“ Zufall. Zufällige Ereignisse pflegen wir solche zu nennen, in denen sich zwei Ursachenreihen aus uns unbekannten Gründen kreuzen; im vorliegenden Falle begegnen sich der äußere Eindruck und die konstitutionelle Eindrucksfähigkeit; selbst wenn aus der Vergangenheit ein Vorgang ermittelt werden kann, in welchem sich ein belebter oder unbelebter Gegenstand mit der ersten Libido (= Geschlechtslust) verband, so ist damit noch nicht erwiesen, daß durch dieses Erlebnis die Neigung „erworben“ wurde, denn einmal muß sich doch die auslesende Geschlechtspersönlichkeit mit dem auslösenden Geschlechtsziel erstmalig zum Zusammenklang verbunden haben. Die Außentheorie schwebt um so mehr in der Luft, als *Krafft-Ebing* in Übereinstimmung mit *Binet* selbst sagt (a. a. O. S. 166): „Die

Gelegenheit, bei welcher die Assoziation (= Verknüpfung) entstanden ist, wird in der Regel vergessen. Nur das Resultat bleibt bewußt.“

Gewiß wird man sich hinsichtlich der Teilanziehung und Teilabstoßung nicht zu der Annahme entschließen können, daß eine Vorliebe für oder Abneigung gegen bestimmte Eindrücke als solche, wie etwa zusammengewachsene Augenbrauen, Vollbärte oder Bubenkopf, Zigaretten- oder Juchtergeruch, Manchesterhosen, angeboren sein soll; allein ebenso unbegründet ist es, zu glauben, daß, nachdem sich in der Jugend irgendein Ereignis vollzogen hat, in welchem der Eindruck eines beliebigen, meist ganz alltäglichen Objekts eine Rolle spielte, dieses nun dadurch auf Lebensdauer die Bedeutung eines geschlechtlichen Fetischs gewinnen soll. Hier müssen offenbar viel kompliziertere (= verwickeltere) Zusammenhänge wirksam sein, die mit der konstitutionellen Triebanlage und Triebrichtung in einer innigen, wenn auch keineswegs immer unmittelbar durchsichtigen Verbindung stehen.

Daß Kindheitseindrücke hier nicht in entscheidender Weise für das ganze Leben maßgebend sein können, lehrt auch der Umstand, daß die Teilanziehung sehr häufig auf Gegenstände geht, die in der Zeit der Jugend der Fetischisten überhaupt noch nicht vorhanden waren. Die Kriegserfahrungen haben sich in dieser Hinsicht lehrreich erwiesen. So bildete die „feldgraue“ Uniform bald nach ihrem Auftauchen für viele Frauen einen überaus intensiven Fetisch, demgegenüber die bunte Friedensuniform vielfach nahezu als Antifetisch zurücktrat. Eine alte Dame suchte mich im zweiten Kriegsjahr mit dem Bemerken auf, daß sie durch den Anblick der Ledergamaschen der Offiziere „ganz konfus“ geworden sei. In diesen Fällen (die sich durch viele ähnliche vermehren ließen) anzunehmen, daß der zufällige Anblick des Gegenstandes auf jeden beliebigen Neuropathen dieselbe Wirkung hätte haben können, beruht, um mit *Möbius* zu reden, wie jede ausschließliche Erklärung aus dem Milieu auf Oberflächlichkeit.

In folgendem will ich kurz die Erklärung wiederholen, die ich bereits in meinem „Wesen der Liebe“ für den Fetischismus in seinen mannigfachen Formen und Graden gegeben habe. Angeboren ist zuvörderst der die Lebens- und Liebesrichtung gebende Charakter der eigenen Geschlechtspersönlichkeit. In ihrer Grundbeschaffenheit sind der Mensch und seine Liebe eine untrennbare Einheit. Und zwar ist nicht nur die Triebrichtung zu einem Geschlecht im allgemeinen in der Natur des einzelnen begründet, sondern auch die Vorliebe für eine Personengruppe von bestimmter Beschaffenheit innerhalb dieses Geschlechts. Ob ein Mann ein junges Mädchen liebt, die er seinerseits stützen will, oder eine ältere, ihm geistig überlegene Frau, auf die er sich stützen möchte, ob ein Weib dem von Idealen erfüllten Jüngling der Sturm- und Drangperiode oder dem „gesetzten Mann“ den Vorzug gibt, alles das ist nicht vom Zufall, sondern von der innersten Natur des Liebenden abhängig.

Wenn nun aber eine Eigenschaft mehr als eine andere anregt, wie das Auge, die Hand, die Kopf- oder Fußbekleidung, so beruht dies darauf, daß dieser Teil in seiner Eigenart als etwas empfunden wird, das die Geschlechtspersönlichkeit sowohl der liebenden als der geliebten Person in besonders ausdrucksvoller Weise kennzeichnet als ein zusammenfassendes Symbol, das für den Typus besonders typisch erscheint.

Die Teilanziehung gründet sich also auf kein zufälliges Zusammentreffen, sondern auf die Eigenart der psychosexuellen Natur. In jedem Falle erotischer Anziehung müssen bei der wissenschaftlichen Untersuchung folgende vier Unterfragen gestellt werden, von denen jede die folgenden umschließt: Erstens, welches Geschlecht, zweitens, welcher Typus, drittens, welches Individuum (= Einzelwesen), viertens, welche Eigenschaften werden begehrt?

Es handelt sich bei dem Fetischismus um etwas Ähnliches wie bei den von dem russischen Physiologen *Pawlow* zuerst beschriebenen „bedingten Reflexen“. Wie die Verdauungsdrüsen ihre Absonderung bereits beginnen, bevor Mund und Magen die schmackhafte Speise umschließen, wie sie sich bereits bei dem bloßen Anblick von Lieblingsspeisen, ihrem Duft, ja bei Nennung ihres Namens oder Erwähnung einer sich auf sie beziehenden Vorstellung in Bereitschaft setzen („Das Wasser läuft im Munde zusammen“), so verhält es sich ganz ähnlich mit der Absonderung erogener Stoffe aus den an der Geschlechterregung beteiligten Drüsen bei dem Anblick oder der mündlichen, schriftlichen, bildlichen oder persönlichen Teilerinnerung an eine Person, die das nur viel individueller geartete Gefühl des Geschlechtshungers zu sättigen geeignet wäre.

Die mir gelegentlich gestellte Frage: „Glauben Sie denn etwa, daß auch der Fetischismus mit der inneren Sekretion zusammenhängt?“ ist hiernach insofern zu bejahen, als die Reaktionsfähigkeit für einen Fetisch und damit der Fetischismus und Antifetischismus selbst letzten Endes konstitutionell und innersekretorisch verursacht sind; es handelt sich um Ideenassoziationen, aber sie entstehen nicht beliebig, wie *Binet* und *Krafft-Ebing* meinten, sondern durch Vorstellungen, welche das Subjekt, oft ohne sich dessen bewußt zu werden, kraft seiner eigenartigen Persönlichkeit mit dem jeweiligen Objekt als seinem Reizziel verknüpft.

Wie sehr sich diese Vorgänge im Unbewußten abspielen, zeigen namentlich die Geruchsfetischisten. Von *Albrecht von Haller* (1708–1777) bis zu den modernen Geruchsforschern, dem Holländer *Zwaardemaker* und dem Verfasser des (1901 in Charlottenburg) erschienenen Werkes: *Die sexuelle Osmesologie* (= Die Lehre vom Geschlechtsgeruch), *A. Hagen* (auch unter diesem Decknamen verbarg sich unser Freund *Iwan Bloch*) haben viele Gelehrte, namentlich Zoologen, darauf hingewiesen, in wie hohem Grade sich die normalen Männer, ohne sich darüber klar zu werden, an den natürlichen und künstlichen Düften des weiblichen Geschlechtes berauschen. Und wenn wir auch nicht so weit gehen können wie *Gustav Jäger*, der die langen Kopfhaare des menschlichen Weibes geradezu als „verlängerte Duftorgane“ bezeichnet, so stimmen wir mit dem genannten Autor doch insoweit überein, daß die Hautausströmung, welche von den Talg- und Schweiß-, insbesondere aber von den Genitaldrüsen des Weibes ausgeht, der „*Odor di femina*“, für die Geschlechtsanziehung von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. *Binet* selbst berichtet einen in dieser Hinsicht bemerkenswerten Fall. Ein Student der Medizin, der auf einer Bank im Freien sitzend in die Lektüre eines Buches vertieft war, wurde

plötzlich durch eine hartnäckige Erektion belästigt. Beim Umdrehen bemerkte er auf der anderen Seite der Bank eine Frau, die einen starken Geruch verbreitete. Der Annahme des Studenten, der diesen unbewußten Geruchseindrücken seine sexuelle Erregung zuschrieb, stimmt *Binet* bei.

Es ist keine leichte, dafür aber um so fesselndere Aufgabe, den Gedanken nachzugehen, welche von der Sonderart einer Persönlichkeit zu der Besonderheit der Lustquelle führen, der sich ihre Sinne als Symbol in zwangsläufiger Zielstrebigkeit zuwenden. Wir geben einige Beispiele.

Vor einigen Jahren suchte mich einmal ein Geistlicher einer Sekte auf, welcher unter großer Überwindung berichtete, daß er eine unglückliche Neigung für hohe Absätze an Frauenschuhen verspüre. Er empfand diese Leidenschaft als eine große Erniedrigung, konnte aber nicht davon ablassen, von Zeit zu Zeit Prostituierte zu bitten, gegen Entgelt ihre Absätze küssen zu dürfen. Um dieselbe Zeit schrieb mir ein früherer Offizier: „Mein Fall sind: amazonenhafte Weiber, dunkle Augen, volles, schwarzes Haar, volle Formen, kurzer, hoher Fuß und verhältnismäßig großer Umfang des Beines am Knöchel. Eine Stimme, die womöglich jenes Klebrige hat, was sich bei Menschen, die viel im Freien sind, besonders im Süden, oft einstellt, und von Gesundheit, Lebenslust und einem gewissen Übermut spricht. An der Kleidung viel Leder, womöglich knarrend, besonders am Gürtel und in der Fußbekleidung. Großen Reiz übt auf mich am weiblichen Fuße ein lederner Schuh oder Stiefel aus, von der französischen, hochhackigen Form, wie sie in den siebziger Jahren Mode war, namentlich auch das Benetzen oder Waten einer Frau mit derartiger Fußbekleidung im Wasser. Die Anziehung wird durch das hinzukommende seelische und geistige Element je nachdem erhöht oder abgeschwächt bis zur völligen Aufhebung. Also bin ich nur in dem Sinne Schuh- und Stiefelfetischist, als dieses Kleidungsstück den Fuß eines auch sonst mir sympathischen Weibes bekleiden muß, wo es mir dann *vor anderem die Idee weiblicher Energie und Entschiedenheit versinnbildlicht.*“ Unser Gewährsmann fährt dann fort: „Der intime Verkehr hat nur mit Weibern und im ganzen sehr selten stattgefunden, wohl nie ohne Mitwirkung der oben bezeichneten Umstände, aber auch nicht ohne das wichtige seelische Moment. Nach Auflösung einer Staatsehe, *die ohne Berücksichtigung meiner besonderen Richtung geschlossen und daher unglücklich war*, habe ich mich wieder beweibt. Meine Frau kennt meinen Geschmack, bietet ihm teils schon durch ihre Eigentümlichkeit Nahrung, teils geht sie aus Liebe zu mir darauf ein, soweit es ihre Natur zuläßt. Und nachdem an die Stelle des von meiner ersten Frau zur Schau getragenen Abscheus vor meiner ‚Abnormität‘ (wegen mangelnder Liebe) hier nun ein (von der wahren Liebe gebotenes) Eingehen auf dieselbe eintrat, ist meine von Jugend an bei ihrer Zartheit eingeschüchterte Natur aus sich herausgegangen und — ich sehe, im Alter von 52 Jahren, baldiger Vaterschaft entgegen.“

Ein Patient von mir, der Chauffeur ist, berichtet mir folgenden Fall: Einer seiner Fahrgäste, den er von Zeit zu Zeit stundenlang durch die Straßen von Berlin fahren mußte, hatte sich ihm anvertraut. Er suche eine Frau mit einem ganz bestimmten Paar Stiefel. Sie sollten aus grauem Wildleder bestehen, hochgearbeitet und äußerst elegant sein. Nach monatelangem Suchen gelang es endlich, eine solche Frau zu entdecken. Aber nun trat etwas ganz Unerwartetes ein. Der Mann forderte die Frau auf, gegen reichliche „Erstattung der Unkosten“ vor seinen Augen das elegante Schuhwerk zu zerschneiden. Sie tat es, wobei bei dem Manne eine völlige sexuelle Entspannung eintrat. Der Chauffeur, dem ich diesen Fall verdanke, gab selbst der Meinung Ausdruck, daß es sich wohl um die Umkehrung einer ursprünglichen Liebesempfindung gehandelt haben dürfte.

Ein Lehrer schreibt: „Ich leide an Gehörschuhfetischismus und muß Frauen nachgehen, deren Schuhe beim Gehen knarren. Das taktmäßige Geräusch des feinen Schuhwerks erregt mich geschlechtlich ungemein und schwele ich so lange in diesen Tönen, bis Samenerguß erfolgt.“ Dieser Fall erinnert an einen von *Moraglia* berichteten, indem ein Mann dadurch zum Orgasmus gelangte, daß er eine mit Schuhen bekleidete, sonst aber nackte Prostituierte sich gegenübersetzte und mit ihren Stiefeln knarrende Bewegungen ausführen ließ.

Wie ist die starke Leidenschaft dieser Männer und vieler anderer, die sich in ähnlicher Lage befinden, für eine gewisse Art von Frauensstiefeln zu erklären? Ihr Grundtrieb ist auf das weibliche Geschlecht gerichtet; im besonderen liegt ihrer Natur, die der Offizier selbst als „zart und verschüchtert“ bezeichnet, das „amazonenhafte“ Weib; sie sind metatropisch. Der hochhackige Lederstiefel auf einem weiblichen Fuß verbindet sich in ihrem Gehirn mit der Vorstellung eines recht energischen, entschiedenen „Auftretens“. So wird er allmählich für sie das konzentrierte Symbol ihres Typus, daß die Sinne, Auge und Ohr, Geruch und Gefühl, schließlich diese Stiefel für ihre sexuelle Erregung nicht mehr entbehren können.

Ein anderer Patient von mir legte weniger Wert auf das Schuhzeug als auf den Gang einer Frau: „Ich erkenne an dem Gang,“ schreibt er, „wie sich ein Mensch selbst einschätzt. Und wenn ein Weib so stolz daherschreitet, schmeichelt es meinem Ehrgeiz, einer Person zu gefallen, die soviel auf sich hält. Es erregt mich ungemein, wenn ich eine Dame sehe, die nicht kleine trippelnde Schritte macht, sondern fest auf den Boden tritt und dabei ihre Füße so elastisch und gravitatisch hebt wie ein Pferd. Mit einem Weib, das so selbstbewußt stolziert, möchte ich dann am liebsten Arm in Arm durch die Straßen gehen, recht weit weg von aller Welt. Ich meine immer, wenn eine so stramm auftretende Frau mich vorzieht und sich von mir geleiten läßt, so beneiden mich die andern darum, daß eine so kraftvolle Persönlichkeit, die doch weiß, wie sehr sie Bewunderung verdient, unter vielen mich erwählt hat.“

Sehr bezeichnend für diese symbolistische Auffassung der Teilanziehung sind auch folgende Zeilen eines Armfetischisten; er schreibt: „Für mich, der ich schöne, gesunde, in voller Schaffenskraft stehende Personen liebe, ist der Arm ein Fetisch; er ist mir wie eine Essenz der mir sympathischen Persönlichkeit; in ihm spricht sich die ganze mich berauschende Machtfülle einer stolzen, stattlichen, herrschenden Individualität aus. *Er ist das Sinnbild der Energie, des kraftvollen Schaffens*, das ich an einer mich fesselnden Person besonders liebe.“

Lehrreich ist auch die „Theorie“, welche ein Fetischist für weibliche Fingernägel für seine heftige Leidenschaft mit allerlei Schlußfolgerungen gibt. Er führt folgendes aus: „Rein objektiv betrachtet, ist eine schöne, besonders eine weibliche Hand etwas Herrliches. Bilden nun gar den Abschluß der rosigen schlanken Finger rosige, glänzende Nägel, die in eine schneeweiße, lange, glattgefeilte runde oder auch nadelscharfe Spitze auslaufen, so kann dadurch die Hand nur an Schönheit und Reiz gewinnen. Aus praktischen Gründen, zu denen besonders schwere Handarbeit gehört, haben die Menschen sich gewöhnt, die Nägel kurz zu beschneiden. Das nennen wir ‚Kultur‘. Die Tiere haben Krallen. Die Menschen müssen sich durch beschnittene Nägel vor der Tierwelt auszeichnen. So die allgemeine Meinung. Aber: wir Menschen, soweit wir nicht zu den niedrigsten, zur Verurteilung schwerer Handarbeit verurteilten Schichten gehören, müßten uns an den Japanern ein Beispiel nehmen, die sämtlich, wie überhaupt für Körperpflege, so besonders auch für Hand- und Nagelpflege Sinn haben. Bis jetzt gilt freilich immer noch ziemlich allgemein die Ansicht als herrschend, an den Begriff ‚Maniküre‘ müßte sich der Gedanke entweder an männerfanglustige Demimondänen oder an müßiggehende Glieder der oberen Zehn-

tausend' knüpfen. In der Tat ,manikuren' sich von dem ,goldenen Mittelstand' die allerwenigsten. Seit einigen Jahren ist allerdings gegen frühere Zeiten erfreulicherweise ein erheblicher Fortschritt zu verzeichnen. Auf Hand- und Nagelpflege legten bereits die Ägypterinnen, Griechinnen, Römerinnen und von asiatischen Kulturvölkern, wie sich das aus Malereien und Zeichnungen ergibt, vornehmlich die Chinesinnen, Japanerinnen und Siamesinnen — wie heute noch —, in neuerer und neuester Zeit die Türkinnen, Perserinnen (Haremsodalischen) usw., von Europäerinnen namentlich die Französinnen, Italienerinnen, Engländerinnen, Ungarinnen und, last not least — glücklicherweise — unsere Deutschen ein großes Gewicht. Sie alle trieben und treiben Maniküre, oft mit den raffiniertesten kosmetischen Mitteln. Das neuerdings wieder aufgekommene Zuspitzen der Nägel ist nach meiner Überzeugung keine bloße ,Mode' (,Modenarrheit' sagen die Banausen), sondern es hat einen tiefen psychologischen Grund, daß das Weib, das sich die Nägel sorgfältig pflegt, langträgt und zuspitzt, dem Mann, der libidinös werden soll — das ist nun einmal das Endziel jeder Frau, es liegt in ihrem Wesen — ,durch die Blume' andeuten will: ,Diese verlockenden, duftenden Hände, diese schneeweißen, langen Nägel lass' ich dich küssen, Geliebter, wenn du Fetischist bist! Mit diesen weißen, nadelspitzen Nägeln kratze ich dich, oder wenn dir eine zartere Art lieber ist, so kitzele ich dich oder berühre dich ganz leise mit diesen schönen, schimmernden, kühlen Nagelspitzen, die ich etwas abrunde, damit keine Wunde entsteht, wenn du Masochist bist. Und dabei würde nicht nur dein Geschlechtstrieb befriedigt, sondern auch meiner zur Raserei entflammt: denn ich bin Sadistin!'"

Aus den letzten Bemerkungen geht hervor, daß es neben dem Gesichtssinn vor allem der Hautsinn ist, welcher sich von den langen Nägeln Lust erhofft, in denen dieser offenbar metatropische Fetischist das verkörperte Symbol einer nach Laune mit ihm umspringenden Herrin erblickt. Die Ausführungen dieses Nagelfetischisten gewähren uns wiederum einen guten Einblick, wie diese Menschen ihre subjektiven Spezialneigungen ästhetisch zu verallgemeinern suchen. Denn es gilt nicht nur das, was Max *Dessoir* (in der Abhandlung: ,Zur Psychologie der vita sexualis") sagt, daß das ästhetische Moment zur fetischistischen Liebe leiten kann, sondern auch das Umgekehrte trifft zu, und zwar meines Erachtens häufiger. Ferner lehren die letztgeschilderten Gedankengänge, wie der Fetisch, und zwar meist unbewußt, für die ihn begehrenden Personen zum Ausgangspunkt wird für ihre Studien- und Interessenkreise, die sich dann allmählich immer mehr von dem ursprünglichen Mittelpunkt entfernen.

Auch die folgende Mitteilung einer gerontophilen (= greisenliebenden) Russin, mit der ich diese Beispielreihe schließen möchte, ist eine gute Bestätigung für die symbolistische Auffassung des Fetischismus. ,Ich liebe das seidene Halstuch, weil es mir die Seele, die meiner Ansicht nach nur der seidenen Feinheit gleichkommen kann, und die weiche Natur des Geliebten *persinnbildlicht*. Ebenso geht es mir mit dem Barte. Derselbe muß sehr fein gepflegt, weich, biegsam sein, bis über die Brust reichen, letzteres, weil nur dadurch die volle männliche Überlegenheit zu erkennen ist. Und von grauer Farbe, weil nur diese Bartfarbe dem Manne das Würdevolle verleiht. Ein struppiger Bart und ein derbes, wollenes Halstuch würden mich, wenn nicht anwidern, doch sehr gleichgültig lassen. Sollte der Bart des von mir Geliebten infolge Vernachlässigung struppig sein, so würde ich ihn schnell wieder seidenweich und biegsam machen, als ob ich fürchten müßte, die Erhabenheit seiner Würde könnte durch diese Entweihung irgendwelche Einbuße erleiden. Und trüge er ein wollenes Halstuch, würde ich es schnell durch ein anderes von Seide ersetzen, weil mir nur durch das letztere seine weiche Seele widerspiegeln kann. In Ermangelung beider mich so beseligenden Symbole bin ich unfähig, eine geschlechtliche Empfindung oder gar Handlung aufzubringen."

Nach diesen Auseinandersetzungen über die Theorie des Fetischismus sei nunmehr einiges zusammenfassend über

die Einteilung des Fetischismus

gesagt. Um in dieses umfangreiche Gebiet Ordnung zu bringen, müssen die Reizquellen und die Reizstellen, also sowohl die Ausgangs- als die Eingangsorte fetischistischer Lustempfindungen und Lustvorstellungen, der Reihe nach einer Betrachtung unterzogen werden. Bevor wir dies tun, seien nochmals kurz die Unterscheidungen gegenübergestellt, welche wir bisher als die Grundlage für weitere Einteilungen kennen gelernt haben. Nachdem wir die sexuelle Form des Fetischismus von den beiden andern, dem religiösen Fetischkult und der gewöhnlichen Sammelleiden-schaft, abgegrenzt hatten, hoben sich folgende Gegensatzpaare ab:

I. <i>Fetischismus</i>	und	<i>Antifetischismus</i>
oder		oder
sexuelle Teilanziehung		sexuelle Teilabstoßung
(partielle Attraktion)		(partielle Aversion)

II. <i>physiologischer Fetischismus</i>	und	<i>pathologischer Fetischismus</i>
(der Fetisch ist mit dem Körper verbunden)		(der Fetisch ist vom Körper getrennt)

Dieser Einteilung entspricht im wesentlichen das, was die Franzosen als		
<i>kleinen Fetischismus</i>	und	<i>großen Fetischismus</i>
(petit fétichisme)		(grand fétichisme)

bezeichneten.

Nach den Reizempfangsstellen am Körper des Reizempfängers, also der liebenden Person, können wir fünf Gruppen von Sexualreizen und dementsprechend von Fetischen und Antifetischen, Fetischisten und Antifetischisten unterscheiden:

a) *sexuelle Sehreize*,
(visuelle Blickfetischisten und Blickantifetischisten)

b) *sexuelle Hörreize*,
(Gehörsfetischisten und Gehörsantifetischisten)

c) *sexuelle Riechreize*,
(Geruchsfetischisten und Geruchsantifetischisten)

d) *sexuelle Schmeckreize*,
(Geschmacksfetischisten und Geschmacksantifetischisten)

e) *sexuelle Tastreize*,
(Gefühlsfetischisten und Gefühlsantifetischisten)

Auf diese fünf Sinne verteilen sich auch die *Sexualspezialisten*, zu deren Kennzeichnung man sich bei uns häufiger der französischen als der deutschen Fachausdrücke zu bedienen pflegt: die

Voyeurs,
Écouteurs,
Renifleurs,
Lêcheurs,
Frotteurs.

Das Fühlen und Verlangen der *Voyeurs* – kriminalistisch und volkstümlich auch *Spanner* oder *Schauer* genannt – erstreckt sich vor allem auf den Anblick intimer (= vertraulicher) und diskreter (= versteckter) Vorgänge bei andern, während die Sexualphantasie des *Ecouteurs* (= Lauscher oder Horcher) sich an Erzählungen über geschlechtliche Erlebnisse berauscht. Die *Renifleurs* oder Schnüffler erregen sich hauptsächlich an den Ausdünstungen menschlicher Absonderungsstoffe. Ambroise *Tardieu*, der sie mit diesem Namen zuerst in seiner berühmten Pariser Arbeit vom Jahre 1862: „*Étude médico-légale sur les attentats aux mœurs*“ belegte, beobachtete sie besonders in der Nähe von Bedürfnisanstalten, während bei den *Lêcheurs* der „Geschmack“ (wörtlich genommen) in den Vordergrund tritt und die *Frotteurs* sich fast ausschließlich durch den fünften Sinn Sexualreize zu verschaffen suchen, indem sie sich im Gedränge an andere heranpressen und sich an ihnen entspannen, ohne daß diese selbst von ihrer Verwendung als Sexualobjekt eine Ahnung haben.

Betrachten wir aber nun unabhängig von diesen „Einseitigkeiten“ die „Dinge an sich“, die in uns erotische Empfindungen hervorzubringen vermögen, auf das ihnen Gemeinsame und Verschiedene hin genauer, so lassen die fünf Gruppen von Teilreizen sich in zwei größere zusammenfassen: in die, welche aus der Entfernung mittelbar durch die Luft auf die Körperoberfläche einwirken, und in die, welche unmittelbar mit dem Körper in direkten Kontakt (= Berührung) treten. Es gibt also distanzielle Sexualreize, das sind die, deren Wellen an die Netzhaut des Auges, das Trommelfell des Ohres und die Riechfläche der Nase auf dem Luftwege gelangen, und proximale (= aus der Nähe wirkende) Sexualreize, welche die Haut und die Geschmacksnerven ohne Zwischenraum treffen. Der Geschmackssinn spielt beim Menschen eine verhältnismäßig geringere Rolle, während in der Tierwelt das erotische „Belecken“ des Objekts weit verbreitet ist.

Die beiden Gruppen der Fern- und Nahreize zeigen noch andere Unterscheidungsmerkmale; die Fernreize sind diejenigen, denen sich die Sinne fast stets zunächst zuwenden. Sie gehen den proximalen voraus, sind also die primären, während die wesentlich massiveren Nahreize meist erst als sekundäre auftreten. *Sie wirken im allgemeinen nur dann als Luststeigerung, wenn durch die distanziellen Sexualreize bereits eine Vorlust geschaffen ist.* Die Riechreize nehmen (weil es sich bei ihnen um die Wirkung winziger Riechstoffteilchen handelt) zwischen Fern- und Nah-

reizen eine Mittelstellung ein. Die distanziellen Reize sind zumeist die eigentlichen Lockreize, die anderen sind Verstärkungsreize.

Wir unterscheiden also:

- A. *die distanziellen oder Fernreize,*
welche zugleich die primären oder Lockreize sind;
- B. *die proximalen oder Nahreize,*
welche die sekundären oder Verstärkungsreize sind.

Die Reizausgangsstellen scheinen unabsehbar zu sein und in ihrer Fülle von Kopf bis Fuß, vom Hut bis Schuh jeder Einteilung zu spotten. Bei genauerer Betrachtung heben sich aber doch mehrere Hauptgruppen deutlich voneinander ab, je nachdem der anziehende Teil mit dem Träger festverwachsen (= „inhärent“) ist oder nur eine lose vorübergehende Bedeckung des Körperteils darstellt (ihm als Kleidungsstück „adhärent“ ist), oder ob er eine künstliche Veränderung, „Verschönerung“ des Körpers bildet oder bilden soll (ihm wie Parfüme, Narben, als Verkleinerung, Vergrößerung oder Verunstaltung von Körperpartien „kohärent“ ist).

Daneben gibt es noch Gruppen von Fetischisten und Antifetischisten, deren erotisch betonte Zu- und Abneigungen sich auf Gegenstände erstrecken, die nicht mehr unmittelbar mit dem Menschen zusammenhängen, sondern nur noch entferntere Beziehungen zu ihm haben. Die hier in Frage kommenden Fetische sind teils von Menschen selbst herstammende (= „dehärente“) Erzeugnisse ihres Geistes und ihrer Kunstfertigkeit – Handschriften, Handarbeiten und Handlungen aller Art –, teils sind es irgendwelche Sachen aus allen Reichen der Natur, mit denen Menschen sich umgeben und abgeben. Wir bezeichnen solche Fetische als „abhärent“.

Demnach unterscheiden wir

- I. *Inhärenzfetischisten* (F. für körperliche Eigenschaften)
- II. *Kohärenzfetischisten* (F. für körperliche Veränderungen)
- III. *Adhärenzfetischisten* (F. für bestimmte Bekleidungsstücke)
- IV. *Dehärenzfetischisten* (F. für bestimmte Leistungen)
- V. *Abhärenzfetischisten* (F. für Teile der menschlichen Umgebung).

Man hat gegen die Lehre von der Teilanziehung eingewandt, daß es doch nicht allein die körperlichen Ausstrahlungen sind, die unsere Liebe erwecken, sondern daß es in sehr vielen Fällen geistige und seelische Charaktereigenschaften, wie Kraft, Frische, Mut, geistige Bedeutung, Ruhm, Milde, Treue, Hingabe, Schamhaftigkeit sind, die uns eine Person so überaus lieb und teuer machen. *Schiller* sagt an einer Stelle der „Braut von Messina“:

„Nicht ihres Lächelns holder Zauber war's,
Die Reize nicht, die auf der Wange schweben,
Selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt –
Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt“,

und ähnliche Angaben finden sich in der schöngeistigen Liebesliteratur sowie in fachwissenschaftlichen Typenschilderungen häufig vor; von letzteren ein Beispiel: Ein Mann in den mittleren Jahren schreibt: „Ich liebe an dem Weibe ein lebhaftes Temperament, offenen Charakter, hingebendes und doch selbstbewußtes Wesen und Interesse für Kulturfragen. Das hausbackene Weib, selbst mit äußeren Vorzügen ausgestattet, vermag keinen nachhaltigen Eindruck auf mich zu machen. Bezüglich der äußeren Reize liebe ich ein durchgeistigtes Auge, welches Gemüt und Lebensfreude, vielleicht auch etwas Übermut widerspiegelt. Alles in allem kann ich sagen, es muß Harmonie und Liebreiz auf dem Wesen lagern, zu dem ich mich besonders hingezogen fühlen soll.“

Wir dürfen bei der sexuellen Anziehung durch anscheinend rein seelische Eigenschaften nicht übersehen, daß alles Geistige uns erst durch den körperlichen Eindruck vermittelt wird. So teilt sich uns Energie, Mut und Kraft eines Menschen erst durch Leistungen mit, von denen unser Ohr hört, unser Auge sieht oder liest; Treue und Hingabe einer Person lernen wir erst dadurch kennen, daß wir direkt wahrnehmen oder indirekt erfahren, wie der Betreffende an einer andern Person, einer Sache oder Idee hängt. „. . . Es besitzt etwas eigentümlich Reizvolles für die meisten Frauen,“ sagt George *Elliot* (zitiert nach Havelock *Ellis*: „Die Gattenwahl beim Menschen“, S. 236) in „*The Mill on the Floss*“, „wenn ihnen der Arm angeboten wird: physisch brauchen sie in dem Augenblick keine Hilfe; aber das Gefühl, daß ihnen geholfen wird — die Verfügung über eine Kraft, die nicht die ihre und doch ihnen zu Dienst ist —, befriedigt ein fortwährend vorhandenes ideelles Bedürfnis . . .“ Dies ist auch wiederum ein Beweis für den körperseelischen Charakter der Liebe, daß wir in allen körperlichen Eigenschaften durch die Gedanken, die wir mit den Eindrücken unwillkürlich verbinden, den Ausdruck von etwas Seelischem sehen, daß andererseits aber, wenn wir nach seelischen Eigenschaften suchen oder meinen, solche gefunden zu haben, wir immer wieder auf körperliche Ausdrucksformen acht geben, *auf das äußere Wesen, das uns das innere Wesen vermittelt.*

Sowohl über die äußeren Reizquellen als die Aufnahmeorgane am Körper des Empfängers ließe sich noch unendlich viel Bemerkenswertes aussagen, doch müssen wir uns auf Grundsätzliches beschränken und es durch einige kurze Beispiele zu belegen und zu beleben suchen. Es kann als Regel gelten, daß die Geschlechtsempfindungen eines jeden Lebewesens von demjenigen Sinn geleitet und geführt werden, der bei ihm am feinsten entwickelt ist und am weitesten trägt. So ist für den Menschen die Reihenfolge: Gesicht — Gehör — Geruch. Das gilt sowohl für die normal-natürliche als die abnormal-krankhafte Teilanziehung.

Das Auge steht als Vermittler der menschlichen Liebe obenan; es ist wahrscheinlich, daß es sich gerade durch seine Vielgeschäftigkeit auf erotischem Gebiet, das fortwährende unwillkürliche Anschauen, Suchen und Fahnden nach schönen Eindrücken, zu dem entwickelt hat, was es für den Menschen als Empfangsstelle für Geschlechtsreize geworden ist.

Bei anderen Lebewesen übernehmen andere Sinne die Führung, weil sie das erotisch empfindsamste und reizbarste Organ des Tieres sind; bei manchen steht das Gehör, bei anderen der Geruch an erster Stelle. So wissen wir, daß viele Vogel-männchen ausschließlich mit ihrer Stimme in nächtlicher Unsichtbarkeit das Weibchen locken. Wirkt auch der bunte Rock des Männchens auf manches junge Weibchen in der Vogelwelt stark ein, so fliegt doch das durch den Gesang aus weiter Ferne angelockte Weibchen vor allem demjenigen Männchen zu, welches nach seiner Empfindung die schönsten Liebestöne und Liebeslieder hervorbringt.

Auch die Anreizung durch den Geruch spielt im Tierreich eine sehr große Rolle, und zwar auch wieder überall dort, wo das Geruchsorgan am höchsten unter den Sinnen entwickelt ist. So schlecht wie die Menschen riechen unter den Säugetieren nur die Affen. Sehr viele Tiere haben drüsige Organe, deren Absonderung lediglich die Aufgabe hat, das Männchen anzulocken, es durch den Duft zu berauschen und zu verführen. Aus unglaublichen Entfernungen wittern die Männchen den ihnen sympathischen „süßen“ Duft, Schmetterlinge und andere Insekten nähern sich aus meilenweiter Ferne dem Standort des ihnen wohlriechenden Weibchens. Bei den Insekten sind die „Fühlhörner“, welche Antennen heißen, gleichzeitig Tast- und Geruchswerkzeuge („räumliches Riechen“). Feine Geruchsorgane besitzen auch die Fische. Viele Tiere betäuben sich förmlich durch ein immer stärkeres Beschnüffeln, um schließlich in der Geruchsextase zu einem einzigen schnellen Liebessprung auszuholen.

Sind die Geruchs- und Schalleindrücke bei den Nasen- und Ohrentieren – und zu diesen gehört unter den Säugetieren die große Mehrzahl – in der Liebeswahl von beherrschender Bedeutung, so tritt ihre anziehende Wirksamkeit bei den Menschen als Augentieren weit hinter den Gesichtswahrnehmungen zurück. Das erkennen wir deutlich auch daran, daß in der Liebesliteratur die Schilderungen der Schönheit des geliebten Objekts, die eingehende Beschreibung ihrer äußerlich sichtbaren Reize, den größten Raum einnehmen. Wie das geliebte Wesen riecht, schmeckt, sich anfühlt, welche Geräusche von ihm ausgehen, wird demgegenüber in der höheren Dichtkunst viel nebensächlicher erörtert.

Das Sehorgan des Menschen stellt sich, wo auch immer sich ihm die Gelegenheit bietet, und zwar meist von selbst und unbewußt auf lustbetonte Geschlechtseindrücke ein. Gleichzeitig bestrebt sich das Auge, Antifetischen auszuweichen. Ich hatte einmal einen Patienten, einen Geschäftsreisenden, der häufig den Zug verpaßte, weil er sich nicht aufraffen konnte, in einem Abteil Platz zu nehmen, in dem eine ihm abstoßende Person – sein hauptsächlichster Antifetisch war Korpulenz (= Beleibtheit) selbst mäßigen Grades – saß. In nicht geringer Unruhe suchte er Wagen für Wagen nach der hagersten Erscheinung. In der Entschlußlosigkeit, die das Fahnden nach der größtmöglichen Fetischwirkung verursachte, fuhr dann nicht selten der Eisenbahnzug ab, bevor er ein ihm zusagendes Abteil hatte finden können.

Daß nun aber nicht nur das weitesttragende Sinnesorgan als Empfangsstelle für geschlechtliche Fernreize tätig ist, und nicht nur eins allein, sondern mehrere, ist eine der

Sicherheitsmaßregeln, der wir in der Natur oft, besonders aber dort begegnen, wo es sich um die Liebe handelt. Auch dem Blinden und Tauben sollte nicht der stärkste Genuß und das größte Gut vorenthalten bleiben, welches die Natur zu vergeben hat. So sehen wir, daß, wenn das Auge erloschen ist, andere Sinnesorgane den leeren Platz ausfüllen.

Ich führe die Mitteilungen eines Offiziers an, der einen Schuß in die Stirn erhielt, welcher ihm das Seh- und Geruchsvermögen raubte. Vor seiner Verletzung waren es fast ausschließlich der Gesicht- und Geruchssinn, durch welche die Sexualreize sich den Weg in sein Inneres bahnten. Als ihm dann durch die schwere Verwundung die beiden wichtigsten Sinneszentren verloren gegangen waren, merkte er nach und nach, daß, wie er sich selbst mir gegenüber ausdrückte, „der Strom der Sympathie, welcher früher durch das Auge geleitet war, auf das Ohr überging“. „Das Gehör war schon ehemals“, sagt er, „sehr fein entwickelt, es übersah aber oft seine warnende Pflicht, weil das Auge fortgerissen wurde. Seitdem meine Neigungen durch das Gehör geleitet werden, glaube ich viel sicherer zu gehen;“ Wohlklang des Organs, Aussprache und Satzbildung seien jetzt das ihn Anziehende. Was weiter aus der Zuneigung würde, entscheide gefühlsmäßig die Beschaffenheit der Haut, vor allem die Form der Hand. Eine schmale, weiche Hand, kleine dünne Finger wirken abkühlend, während kräftige Hände mit derberen Fingern die Erregung steigern. *Dabei sei der Typus, zu dem er sich hingezogen fühle, ganz der gleiche geblieben, und er wundere sich selbst, wie sein Gehör und Gefühl dieselbe Art geliebter Menschen herauszufinden wisse wie früher sein Gesicht und Geruch.* Viktor Cherbulez sagt einmal: „Für den Blindgeborenen ist die Stimme einer Frau soviel wie ihre Schönheit“, und auch Havelock Ellis betont („Gattenwahl beim Menschen“, S. 157), ein wie wichtiges Reizmittel die Stimme für den Blinden ist, wobei er sich auf das Zeugnis eines amerikanischen Arztes beruft, James Cooke, der eine Arbeit über die Stimme als Seelenindikator („The voice as an index to the soul“) geschrieben hat.

Es kommt jedoch gar nicht selten vor, daß auch bei Vollsinnigen ein anderes Sinnesorgan als das Auge an die erste Anziehungsstelle rückt. In einem mir zur Verfügung gestellten Liebesbrief finden sich folgende Sätze, die ich zu diesem Punkte anführen möchte: „Wenn ich mir die erste Stunde, in der ich Dich fand, vergegenwärtige, weiß ich, daß Ohr und Auge die gleiche Anziehung nach Dir hin spürten. Doch nenne ich absichtlich das Ohr zuerst, weil es, ehe ich Dich erblickte – Du hieltest eine Rede, und es saßen viele Menschen zwischen uns –, Deine wunderbar klangvolle, dunkelweiche und biegsame Stimme war, welche mich – fast körperlich – durchzuckte –; mir war, als hätte ich noch nie solche Töne aus meiner Seele Heimatlande gehört. Dann erst sah ich Dich, und mein Auge suchte den Mund, aus welchem jene Glockentöne kamen!“ Wer jemals die Verzückung mit angesehen hat, mit der manche Damen gewissen Bühnensängern lauschen, die Art, wie sie ihnen nach dem Gesang zujubeln, wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß bei vielen ein erheblicher, wenn auch den Hörern und Hörerinnen nicht als solcher klar ins Bewußtsein tretender Erotismus mitwirksam ist. Wedekinds „Kammersänger“ ist völlig lebenswahr. Aber auch antifetischistische Idiosynkrasien sind dem Gehörsinn in erheblichem Grade eigen; nicht selten erstreckt sich diese Antipathie auf Dialekte. Ein Mann verliebte sich auf einem Wohltätigkeitsfest in eine Dame, die seinem Auge als Inbegriff weiblicher Schönheit erschien. Von ihrem Anblick wie gebannt, gelang

es ihm endlich, ihr vorgestellt zu werden. Sobald er nun aber in den ersten Sätzen der Unterhaltung ihren stark sächsischen Dialekt vernahm, war es nicht nur völlig mit seiner Zuneigung vorbei, es trat vielmehr ein solcher Umschlag ein, daß er schleunigst das Weite suchte. Von jeher hatten diesen Mann einige Dialekte, wie das Hannoverische und Berlinische, mächtig angezogen, während andere, vor allem die sächsische und ostpreußische Sprache, in ihm ein starkes Unbehagen hervorriefen.

Sprachfehler bilden im übrigen fast ebenso häufig Fetische wie Antifetische. Einer meiner Patienten, ein sehr femininer, metatropischer Mensch, wurde durch tiefe Frauenstimmen in hochgradige Geschlechterregung versetzt. Auch andere von einer Person ausgehende Geräusche, ihr Schritt, ihre Atemzüge, selbst Mißtöne, wie ihr Schnarchen, werden von Liebenden nicht selten als Lustempfindung erfaßt. Eins der eigenartigsten Beispiele sexueller Hörreize hörte ich einmal von einem 60jährigen Manne, der mir mitteilte, daß, solange er sich erinnern könne, ihn sexuell nichts so stark erregte wie „kullernde Leibgeräusche“. Eine ältere Dame meiner Kasuistik (= Sammlung von „Fällen“) wurde durch Tritte fester Soldatenstiefel auf steinigem Boden in geschlechtliche Erregung versetzt. In der Stille ihres Zimmers lauschte sie auf dieses Stampfen und geriet in immer größere Spannung, je näher es ihrer Wohnung kam. Beim taktmäßigen Vorbeimarschieren der an ihrem Hause vorbeikommenden Wache griff sie nicht selten zur Ipsation.

In das Gebiet des akustischen Fetischismus und Antifetischismus fällt auch *der sexuelle Worttausch* der „Écouteurs“ (= Hörer). Verschiedentlich geben Frauen in Ehescheidungsfällen an, der Mann hätte ihnen zugemutet, während des Aktes stark obszöne (= unanständige) Worte auszusprechen, oder er hätte es auch selbst getan, weil er nur so zur Erregung käme. Ein Patient, Richter von Beruf, teilte mit, daß seine Geschlechtslust durch nichts so sehr wachgerufen würde, als wenn ein Mädchen aus dem Volke ihn mit „Du“ anredete. Von diesen beiden Buchstaben ginge für ihn die stärkste sexuelle Reizung aus. Offenbar liegt auch hier wieder ein metatropischer Unterordnungsdrang vor. Sehr verbreitet ist die von bestimmten Titeln, namentlich Adelsprädikaten, ausgehende Faszination (= Verblendung), selbst wo ihre Echtheit äußerst zweifelhaft ist. In erster Linie kommen für diesen Titelfetischismus Frauen, in zweiter feminine Männer in Betracht.

Ein 24jähriger, sehr femininer Mann gibt folgendes an: „Die Anrede ‚Graf‘ oder ‚Baron‘ bringen mich völlig aus dem sexuellen Gleichgewicht. Meine Träume haben meist folgenden Inhalt: Ich weile in Berlin; lerne in einem Weinlokal einen 32jährigen Grafen kennen. Ich fahre mit ihm in seine Wohnung. Er ist wunderbar eingerichtet. Die Nacht bricht herein. Er führt mich in sein Schlafgemach. Er schlägt mir vor, für immer bei ihm zu bleiben. Ich erkläre, daß das nicht geht, da ich in Stellung bin und bleiben muß. Während er mit mir spricht, treten Diener ein, die ihn mit devoter Miene als Graf anreden. Er läßt mich nicht mehr fort. Ich soll bei ihm zur Gesellschaft bleiben. Ich fühle mich darüber sehr glücklich, wache bei dem Worte ‚bleiben‘ unter einer Pollution auf, um zu erkennen, daß alles nur ein Traum war.“

Die in Wirklichkeit aus einem Minderwertigkeitsgefühl hervorgehende Neigung vieler Menschen, sich durch einen berühmten Namen oder hohen Titel „bluffen“

(= verblüffen) zu lassen, ist von Schwindlern oft in geschickter Weise ausgebeutet worden, die bei Unbeteiligten eine von Schadenfreude nicht weit entfernte Heiterkeit zu erwecken pflegt; eins der bekanntesten Beispiele aus der Vorkriegszeit ist hierfür jener Schuhmacher *Vogt*, der als „Hauptmann von Köpenick“ den Militarismus nicht bloß Deutschlands, sondern der Welt lächerlich machte. Ein Beispiel aus der Nachkriegszeit: der mir auch persönlich bekannt gewordene Hochstapler und Heiratsschwindler, welcher unter dem Namen eines „Freiherrn Ludwig Robert von und zu Egloffstein“ auch auf erotischem Gebiete eine „blendende Rolle“ spielte, bis ihn sein Schicksal in Gestalt einer Verurteilung zu fünf Jahren Gefängnis ereilte. Thomas *Schramek* hat in der von Rudolf *Leonhard* herausgegebenen Sammlung „Außenseiter der Gesellschaft“; die Verbrecher der Gegenwart (Verlag: Die Schmiede, Berlin) sein abenteuerliches Lebensbild gezeichnet.

Aber auch in der wirklichen Heldenverehrung (beispielsweise im Napoleon- und Fridericuskult), ja selbst im Marien- und Heiligenkult steckt vielfach ein von dem Empfindungsträger nur selten als solcher erfaßter fetischistischer Kern. Als noch die deutschen Fürstenhöfe in vollem Glanze erstrahlten, gab es in jeder Residenz eine Menge weiblicher und männlicher Personen, die, wenn sie eines Prinzen oder einer Prinzessin ansichtig wurden, „Herzklopfen“ bekamen und „erschauerten“. Zur Zeit der großen Hofskandale am deutschen Kaiserhof in den Jahren 1907 bis 1909 sagte mir einmal ein femininer Graf, als man ihn (höchst ungerechterweise) aus der Hofluft verbannte, er hätte lieber sein Vermögen verloren als die Möglichkeit, „in der Nähe ihrer Majestäten zu weilen, deren Huld ihn wahrhaft bezaubert hätte“. Wenn wir jetzt wieder beobachten können, wie beispielsweise der junge Prinz von Wales weit über seine englische Heimat hinaus „angeschwärmt“ wird, so wird man sich selbst bei objektivster Würdigung seiner sympathischen Züge nicht verhehlen können, daß ein wesentlicher Grund der sich bis auf seine Kleidungsstücke („Pullover“ usw.) erstreckenden Bewunderung fetischistischer Natur ist. Nicht anders ist es auch mit der Anhimmlung von Sport- und Filmgrößen, die sich nicht selten durch suggestive Ansteckung bis zu einer Art Massenpsychose steigert. Einer unserer bekanntesten Filmschauspieler erzählte mir erst neulich wieder, daß kein Tag verginge, an dem er nicht Liebesbriefe empfinde, deren Inhalt ihm einen Einblick gewähre in die seltsamsten Erscheinungen geschlechtlichen Empfindens.

Ähnliches berichtete mir auch der Hungerkünstler „Jolly“ – wie denn überhaupt jede Rekordleistung – die körperliche freilich weitaus mehr als die geistige – fetischistische und antifetischistische Instinkte in hohem Maße wachruft. In allen diesen „Interessen“ kommen Selbsttäuschungen und Verwechslungen subjektiver und objektiver Wertungen sehr häufig vor. So sprach ich eine ältere Dame, die „Jolly“, als er nach 45 tägigem Fasten aus dem Glaskasten kam, in heftiger Erregung einen großen Kranz überreichte; sie teilte mir mit, daß sie jeden Tag mehrere Stunden vor seinem Glaskasten gestanden hätte und gab als Grund an: „Bewunderung vor so viel Energie.“ Ihr schwärmerisches Verhalten legte aber die Vermutung nahe, daß sie sich selbst über die wahren Wurzeln ihrer überschwenglichen Zuneigung nicht im klaren war.

Wie für den Gesichts- und Gehörssinn könnte ich in bezug auf den Geruchssinn eine Reihe von Fällen anführen, die zeigen, daß bei manchen Menschen dieser Sinn in erotischer Hinsicht allen anderen voransteht. So zeigte mir einmal eine Dame ein kleines Stück Juchtenleder, das sie an einem Bande befestigt unter ihrer Bluse trug. In starken Superlativen schilderte sie die Bedeutung, welche der Geruch dieses Leders für sie besitze. Die erotische Neigung zu ihrem Manne, der von auffallender Häßlichkeit gewesen wäre – sie war früh verwitwet –, sei ganz von Gerüchen beherrscht gewesen, vor allem von einem „mit Mannesgeruch vermischten Tabak- und Juchtengeruch“. Sie berausche sich noch jetzt an den Kleidern ihres längst verstorbenen Mannes, denen immer noch ziemlich viel von diesem „süßen Aroma“ anhafte. Es würde für sie eine große Beherrschungskraft erfordern, einem Manne Widerstand zu leisten, der sich ihr gegenüber dieses Lockmittels bedienen würde. In einem anderen mir bekannt gewordenen Fall ließ sich eine Frau die Hemden ihres im Felde stehenden Mannes schicken, um, ihren Duft einsaugend, sich bis zum Orgasmus zu erregen.

Der Geruch nimmt zwischen den Organen für Fernreize (Auge, Ohr) und Nahreize (Haut, Schleimhaut) beim Menschen insofern eine Mittelstellung ein, als es nicht bloße Luftwellen sind, welche die Nervenendigungen treffen, sondern korpuskuläre (= körperliche) Elemente, unendlich feine Teilchen von ungemein geringem Gewicht, welche die Nasenschleimhaut berühren. Daher begreift es sich auch wohl, daß bei manchen Völkern, namentlich Mittelasiens, statt des Lippenkusses und Zungenkusses der Riech- oder Nasenkuß vorkommt; wie man bei uns den Körper einer geliebten Person mit dem Munde abtastet, wird er dort mit der Nase abgesucht. Im allgemeinen kommt aber dem Geruch beim Menschen doch wohl mehr eine hemmende und warnende Rolle zu. Damit stimmt überein, daß viele Personen angeben, daß ihnen bei denen, die sie lieben, jeder wahrnehmbare Ausdünstungsgeruch unangenehm sei. Es gibt aber sicherlich auch hier viele individuelle Abweichungen, wie ja im Liebesleben überhaupt infolge der enormen persönlichen Färbung jede Regel nur etwas Durchschnittliches darstellt. So findet man, daß, wenn auch für viele Menschen die Ausdünstungen mehr antipathisch als sympathisch wirken, andererseits starke erotische Erregungen imstande sind, unangenehme Gerüche zu überwinden; ja es zeigt sich, daß unsympathische Eindrücke bei einer starken Liebe schließlich selbst Lustgefühle erwecken können, die allerdings dann meist eine masochistische Grundlage haben. Beispielsweise verursachte in einem Fall der penetrant riechende Fußschweiß eines Soldaten einer Dame von hohem Stande im Anfang stärkste Unlust- und später höchste Lustgefühle. Man kann hier fast von einem Antifetisch-Fetischismus reden.

Wenn manche Autoren, die sich mit „Osphresiologie“ (= Geruchslehre, von *ὀσφρησις* = Geruchssinn) beschäftigen, aus der großen Rolle, welche die Körperausdünstungen und die Witterung in der Tierwelt spielen, folgern, es müsse für den Menschen ähnlich sein, so ist dies schon deshalb ein mangelhafter Schluß, weil, wie wir wissen, das Geruchsvermögen der Menschen an und für sich sehr viel schwächer entwickelt ist als das Witterungsvermögen der Tiere. Anatomisch gibt sich dies dadurch kund, daß die Riechzentren, die Geruchslappen, im Tiergehirn viel größer sind als im Menschengehirn, und daß die Lockdrüsen, welche bei Pflanzen und Tieren die Duftstoffe bilden – es finden sich beim Menschen auch Reste solcher Drüsen in der Nasenschleimhaut –, sowohl beim männlichen als weiblichen Geschlecht völlig verkümmert sind. Übung vermag freilich auch hier viel aus geringen Anlagen herauszuholen, wie zum Beispiel die Weinkoster zeigen. Überhaupt

lassen sich die Sinnesnerven und -organe durch Training (= Übung) genau so in ihrer Leistung steigern wie ihre in dieser Hinsicht vielfach bevorzugten Gegenspieler, die Bewegungsnerven und -organe – allerdings immer nur auf einer qualitativ gegebenen Anlage und Grundlage.

Verhältnismäßig die geringste Bedeutung hat für das Geschlechtsleben unter den menschlichen Sinnen der Geschmackssinn. Seine Lustempfindungen beansprucht bei uns in überragender Weise der Bruder des Geschlechtstriebes: der Nahrungstrieb. Bei vielen Tieren spielt jedoch neben der Nase die Zunge, neben dem Beschnüffeln das Belecken als geschlechtliches Erregungsmittel eine beträchtliche Rolle. Daß die Zunge auch im menschlichen Liebesleben nicht ganz ihre Bedeutung verloren hat, beweist nicht nur der trotz angeblicher „Unzüchtigkeit“ weitverbreitete Zungenkuß, sondern die bei manchen Menschen fast zwangsmäßig auftretende Neigung, für deren verschiedene Formen schon im Altrömischen (wie im Altgriechischen und Altindischen) bestimmte Ausdrücke wie *irrumatio*, *fellatio* (*irrumare* von *ruma* = Schlund bedeutet das Glied in die Mundhöhle einer Person einführen, während *fellare*, was ursprünglich saugen heißt, später, z. B. bei Catull 59,1, wie *lambere* und *lingere* für den aktiven Zungengebrauch – die Zunge heißt *lingua* – angewandt wird) gebräuchlich waren, die Mundzone mit der Genitalzone in Berührung zu bringen. Ich habe mich in meiner Praxis überzeugen müssen, daß auch diese von den meisten Menschen als besonders „pervers“ verpönten Akte keineswegs als das aufzufassen sind, als was man sie gemeinhin kennzeichnet, als Ausschweifung oder Laster, sondern daß auch diese Handlungen in eigentümlichen geschlechtlichen Charakterzügen begründet sind, welche bestimmte Sexualtypen grade zu diesen Betätigungsformen drängen, deren bloße Erwähnung andere mit Widerwillen erfüllt. Da die Zungenschleimhaut ungleich mehr Tastwärtchen als Geschmackswärtchen besitzt, liegt die Vermutung sehr nahe, ob nicht der Tastsinn bei diesen Geschlechts-erregungen in höherem Grade beteiligt ist als der Geschmacks- und Geruchssinn, die allerdings auch keineswegs belanglos sind, wie aus dem Sekretionsfetischismus, der Vorliebe mancher Menschen für menschliche Absonderungen, hervorgeht; die „Blutsauger“ und „Speichellecker“ aus erotischen Motiven, vor allem aber die seltsamen Erscheinungen der Urolagnie und Koprophagie, des Harntrinkens und Kotessens, wären hier als Beispiele zu nennen. Erst vor einiger Zeit mußte ich mich in einer Ehescheidungssache gutachtlich äußern, in der ein Mann, dem von seiner Gattin und deren Vater das beste Zeugnis ausgestellt wurde, auf Lösung der Ehe bestand, weil er solchen Gelüsten, die er selbst als herabwürdigend empfand, nicht glaubte entsagen zu können.

Bei weitem in erster Linie kommt als Vermittler geschlechtlicher Nahreize beim Menschen der Gefühlssinn in Betracht, und zwar, wie wir bereits in einem früheren Kapitel klarlegten, gewisse Stellen der Haut – die erogenen Zonen – in höheren Graden als andere.

Ob solche Zonen auch in den anderen Sinnesorganen, beispielsweise in der Nasen-

schleimhaut, vielleicht auch im Auge und Ohr vorhanden sind, ist keineswegs unwahrscheinlich; ich habe mich bereits in früheren Arbeiten für diese Annahme ausgesprochen, dabei aber auch bemerkt, daß es uns bisher nicht möglich war – und dies gilt noch heute –, diese Vermutungen durch Beobachtungen zu stützen. Würden in allen Sinnesorganen bestimmte erogene Zonen vorhanden sein, so läge der Gedanke nahe, ob nicht die besondere Empfindungsart, der „spezifische“ Gefühlston, welcher die Liebesempfindung von anderen Empfindungen unterscheidet, an bestimmte, in den Sinnesorganen vorhandene, nach dem Prinzip des Abgestimmtseins konstruierte

Sexualendkörperchen

gebunden ist.

Wenn heute die bedeutendsten Psychologen mit *von Frey* (vgl. „Beiträge zur Physiologie des Schmerzsinns“, Leipzig; Akademiebericht 1894) sich für die Existenz eines besonderen Schmerzsinns, der durch Schmerzpunkte charakterisiert ist, ausgesprochen haben, so erscheint es nach allem, was wir von der außerordentlichen Spezialisiertheit der Sinneseindrücke wissen, durchaus nicht unwahrscheinlich, daß auch für die geschlechtliche Empfindung besondere Empfangsstationen, Sexualzellen mit Substanzen von eigenartiger Empfänglichkeit und Empfindlichkeit, innerhalb der verschiedenen Sinnesorgane vorhanden sind.

Bei den Erregungen der Hautnerven tritt der Charakter der Liebe als Treppenreflex besonders augenfällig zutage. Vom ersten leisen Streicheln bis zur stärksten Liebesumarmung folgen sich nicht selten in fast ununterbrochener Reihenfolge Berührungsreiz und Berührungslust, lawinenartig sich steigernd. Die Reflexbögen gehen schließlich oft so geschwind von dem Empfindungsast auf den Bewegungsast über, daß es fast unmöglich wird, die zum und vom Gehirn laufende Erregung, den sexuellen Anstieg und Abstieg, zu trennen. Trotzdem ist beim Menschen noch in ziemlich weit vorgeschrittenem Stadium der Kontaktreflexe eine Abstellung durch Hemmungsmechanismen möglich. Bis wie lange, ist freilich im Einzelfalle schwer zu entscheiden, da wir weder für die Stärke des Antriebes noch für die Stärke der Hemmungen Meßinstrumente besitzen.

Gegen das Ende des Treppenreflexes ist bei fast allen Lebewesen – den Menschen eingeschlossen – ein Stadium unverkennbar, in dem der Reflexmechanismus fast automatisch arbeitet. Ein extremes Beispiel „kopfloser“ Sexualentspannung gibt der französische Naturforscher *Poiret*. Ein Insektenmännchen springt mit zärtlichem Ungestüm auf ein Weibchen. Dieses wehrt den Begehrlichen energisch ab, indem es mit einem jähen Schlage seiner Greifzange, die wie eine kleine Sense aussieht, dem sie überfallenden Insekt den Kopf vom Rumpf abtrennt. Diese energische Abwehr hindert aber den enthaupteten Liebhaber nicht, das Weibchen fest umschlungen zu halten; sein abgetrennter Leib vollendet allein in elementarer Leidenschaft den Liebesakt, als wäre ihm überhaupt nichts geschehen. Und das Weibchen schwelgt in der Umarmung des sich der Liebe opfernden Männchens, um, wenn die Beseligung vorüber, in größter Gemütsruhe den abfallenden Leichnam des von ihm getöteten Liebesspenders zu verzehren.

Obwohl, oder vielleicht auch gerade weil die Kontaktliebe stärkere Erschütterungen auslöst als die der höheren Sinne, des Gesichts-, Gehörs- und Geruchssinnes, ist sie nicht so wählerisch wie diese. Ebenso zeigen die Tasteindrücke nicht die unendlichen Mannigfaltigkeiten wie die, welche uns das Auge und Ohr, ja selbst die Nase vermitteln.

Immerhin fühlt sich auch die Haut nach Geschlecht, Alter und Individuum verschieden an, und die Erfahrung zeigt, daß nicht selten auf die Beschaffenheit der Haut, ob sie beispielsweise weich oder straff, zart oder rauh ist, als auf einen erotisch oder antierotisch bedeutsamen Faktor großes Gewicht gelegt wird. Doch läßt sich die Tatsache nicht verkennen, daß auch von einer nicht als sympathisch empfundenen Haut, zum mindesten von der Haut eines nicht sympathischen Menschen gelegentlich eine sexuelle Erregung ausgehen kann. In dieser Beziehung nimmt die Haut eine Sonderstellung ein. Im allgemeinen hat aber bei den Menschen die taktile Erregungsmöglichkeit eine distanzielle Reizung zur Voraussetzung. Es ist dies gerade ein Hauptunterschied zwischen erotischer und nicht erotischer Anziehung, daß eine Berührung von Personen, deren Eigenschaften den Sinnesorganen und der Vorstellung gleichgültig oder gar unangenehm sind, auch dem Hautsinn gleichgültig oder unangenehm ist.

Im übrigen ist es keineswegs leicht, geschlechtsbetonte und geschlechtsunbetonte Eindrücke voneinander zu unterscheiden. Das gilt sowohl für das Anblicken und Anhören als für das Anfühlen von Personen. Gar zu selten denkt der Mensch über Ursprung und Wesen von Handlungen nach, die er in gleichgültiger Selbstverständlichkeit fortgesetzt vollzieht, weil sie ihm in frühester Kindheit als Sitte überliefert wurden, Handlungen, auf die so recht das Wort *Schillers* paßt:

„Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.“

Wie wenige Menschen haben je darüber nachgedacht, warum Menschen, die sich kennen lernen und treffen, die Handflächen ineinander legen oder gar die Arme verschlingen, oder warum man von einem Manne sagt, er hält um „die Hand“ des Weibes an, und von der Frau, die ihn „erhört“, sie reicht dem Manne „ihre Hand“ – warum Menschen, die sich begegnen, ihre Köpfe oder Oberkörper einander nähern, einen mehr oder weniger tiefen „Diener“ machen, oder gar warum einer mit seiner Lippenschleimhaut den Körper des andern berührt, sei es im Handkuß, Fußkuß, Stirnkuß, Wangenkuß oder gar im Kuß auf den Mund.

Die Frage, welche der Kater Hiddigeigei in *Scheffels* „Trompeter von Säckingen“ aufwirft: Warum küssen sich die Menschen? ist nicht nur nicht dumm, sondern auch für einen nachdenklichen Menschen keineswegs leicht zu beantworten. Im übrigen ist diese Stelle so köstlich, daß sie es verdient, ein wenig ausführlicher, als es gewöhnlich geschieht, in unserm und ihrem Zusammenhange gebracht zu werden. Als „der würdige Hiddigeigei auf den Stufen der Terrasse sah“,

„Wie die Herrin dem Trompeter

In den Arm flog und ihn küßte“,

sprach er murrend zu sich selber:

„Manch ein schwer Problema hab' ich
 Prüfend in dem Katerherzen
 Schon erwogen und ergründet,
 Aber eins blieb ungelöst mir,
 Ungelöst und unbegriffen:
Warum küssen sich die Menschen?
 's ist nicht Haß, sie beißen sich nicht,
 Hunger nicht, sie fressen sich nicht,
 's kann auch kein zweckloser blinder
 Unverstand sein, denn sie sind sonst
 Klug und selbstbewußt im Handeln;
 Warum also, frag' umsonst ich,
 Warum küssen sich die Menschen?
 Warum meistens nur die jüngern?
 Warum diese meist im Frühling?
 Über diese Punkte werd' ich
 Morgen auf des Daches Giebel
 Etwas näher meditieren.“

Alle diese Berührungen sind allmählich mehr und mehr zu Symbolen geworden, oft ohne jeden Inhalt – Zuneigen und Zuneigung haben längst ihre Begriffseinheit verloren – man könnte aber tiefgehende Untersuchungen anstellen, und sie wären wohl der Mühe wert, wie es soweit kam, und ob es sich bei diesen körperlichen Berührungen einst um Sexualgefühle handelte, die im Laufe von Jahrtausenden verblaßten und verflachten, oder um Gebräuche, die vielfach erst im Laufe der Zeit einen erotischen Inhalt bekommen haben. Wir halten die erstere Auffassung für zutreffend, ohne uns zu ihrer Begründung hier in sexualethnologische (= völkerkundliche) Erörterungen einlassen zu können.

Es ist nicht nur theoretisch eine hochinteressante Frage, sondern kann auch praktisch oft sehr bedeutungsvoll sein, ob die Sinneswahrnehmungen, die sich jemand verschafft, vor allem solche der Gefühlsnerven, im Einzelfall geschlechtlich betont sind oder nicht. Es schiebt sich hier

das weite Gebiet der unbewußten Erotik

zwischen: Gefühlsregungen, denen der Liebende als Sexualverdränger alle möglichen Deutungen gibt, wie erzieherische, freundschaftliche, kameradschaftliche, künstlerische, nur beileibe keine erotischen. Dabei wird er sich der Trugschlüsse fast nie bewußt, denen er in gutem Glauben hinsichtlich der Beurteilung der Leitmotive unterliegt, welche ihn und andere bewegen.

Der Hautfetischismus erstreckt sich nicht nur auf den Tastsinn, sondern auch auf den Temperatursinn; so hatte ich einen Patienten, der durch die Berührung kalter Hände, aber nur durch diese, in heftige geschlechtliche Wallungen geriet. Wärme ließ ihn kalt. In einem anderen Fall wurde ein Mann von dem Drange verfolgt, sich auf einen Platz zu setzen, von dem sich unmittelbar zuvor eine Dame erhoben hatte; er konnte dies in den meist stark besetzten Wagen der Straßenbahnen und Stadtbahnzüge unbemerkt und

leicht durchführen. Die dem Platze noch anhaftende Wärme des weiblichen Gesäßes rief bei ihm oft Erektionen hervor. Sich dorthin zu setzen, wo vorher ein Herr gesessen hatte, erzeugte in ihm großes Unbehagen und war ihm schließlich ganz unmöglich. In Hotels, auf Bahnhöfen und auch sonst benutzte er vielfach Damentoiletten, was ihm nicht selten Zurechtweisungen von Aufsichtspersonen eintrug, die sich sein sonderbares Benehmen nicht erklären konnten.

Über einen seit Jahren von mir beobachteten Fall von *Kältefetischismus* und seine Auswirkungen belehrt uns folgende Zuschrift: „Mein Interesse für abhärtende Kleidung ist noch immer sehr stark, und bei dem gleichen Interesse meiner Frau ist es nicht verwunderlich, daß wir häufig davon sprechen; von meinem Betonen des Abhärtungsgedankens ist zweifellos viel auf meine Frau übergegangen. Wenigstens meint sie, von selbst nicht auf alles gekommen zu sein. Aber in der Sache herrscht völlige Harmonie unserer Meinungen. Der Unterschied ist nur der, daß bei mir der Gedanke und Anblick solcher Kältekleider oder von Bildern davon einen sexuellen Reiz ausübt, was bei meiner Frau natürlich nicht der Fall ist. Und sie hat auch keine Ahnung, daß dies bei mir so ist, weiß überhaupt von solchen konträren Empfindungen nichts. Sie ist in dieser Beziehung so rein und harmlos wie ein Kind. Wenn ich gelegentlich einmal eine Zeichnung in der Ihnen bekannten Art gemacht habe, die etwa ein Mädel mit bloßen Armen und Schultern und nackten Beinen auf der Eisbahn darstellt, so hat sie die nur als einen Scherz betrachtet; denn wenn sie auch bei größeren Kindern unbedingt für nackte Waden und tiefen Halsausschnitt im Winter ist, so denkt sie natürlich nicht im Ernst an solche Übertreibungen, in denen sich meine erhitze Phantasie gefällt. Solche Momente sexueller Erregung, die sich in derartigen Phantasien mit gleichzeitigem Onanieren auslösten, sind öfter vorgekommen in Zeiten, in denen ein Beischlaf nicht möglich war wegen der Schonungsbedürftigkeit meiner Frau.

Die Phantasien bewegten sich dabei ausschließlich in der einen Richtung: Halbwüchsige Mädels in leichtester Kleidung im Winter. Ich selbst bin übrigens, als ich im Winter 1915 in war, in Gegenwart meiner Frau einmal meinem Triebe gefolgt und habe in der halbvereisten P . . . unter tief verschneiten Bäumen bei einigen Grad Kälte ein Bad genommen, was mir ausgezeichnet bekommen ist, während meine Frau es für einen ‚entzückenden Dummenjungenstreich‘ hielt, ‚den sie mir gar nicht zugetraut hätte‘.“

Auch hier ist zu erwähnen, daß zahlreiche Zwangsvorstellungen, vor allem viele Formen der Berührungsfurcht und Berührungssucht, die meist „völlig aus der Luft gegriffen“ erscheinen und früher jeder eigentlichen Erklärung spotteten, letzten Endes im Geschlechtsleben wurzeln. So wandten sich mehrere Personen an mich, denen der übliche Händedruck bei der Begrüßung und Verabschiedung Zwangsangst verursachte; während der Unterhaltung mit irgendeinem Menschen beherrschte sie unausgesetzt der Gedanke, wie sie wohl dem peinlichen Händedruck entgehen könnten. Kam es doch dazu, so wuschen und bürsteten sie zu Hause die Hände stundenlang. Die Umgebung nahm übertriebene Ansteckungsfurcht an; in Wirklichkeit aber lag ein sich auf die Hände erstreckender Fetischhaß vor.

Vor einiger Zeit wurde ich von den Eltern eines Mädchens zu Rate gezogen, die wegen tätlicher Beleidigung angeklagt war, weil sie einem mit seiner Frau neben ihr stehenden lungenkranken Manne auf der elektrischen Bahn einen schweren Stoß vor die Brust versetzt hatte, der eine Lungenblutung zur Folge gehabt haben soll. Das Mädchen, das auf einer Bank in Stellung war, gab folgendes an: Seit der Überfüllung der Ver-

kehrsmittel befände sie sich in permanenter Aufregung. Wenn ein Mann dicht neben ihr stände, so daß sie seinen Körper irgendwo an dem ihren spürte, fühle sie sich in wörtlichem Sinne „auf das unangenehmste berührt“. Sie hätte die größte Mühe, an sich zu halten, um gegen den Mann nicht handgreiflich zu werden. Das Unbehagen, die Qualen wären so groß, daß sie sich habe entschließen müssen, den weiten Weg bis zu ihrem Geschäft zu Fuß zurückzulegen, seit infolge der Kriegsverhältnisse das Gedränge so stark auf den Bahnen zugenommen. Wenn eine Frau neben ihr stände, habe sie diese „abscheulichen Empfindungen“ nicht, im Gegenteil hätte sie diese bereits öfter als wohltuend empfunden, einen Mann aber zu fühlen, sei unerträglich. Sie glaube gern, daß der kranke Mann, der beim Herausgehen dicht an sie herangedrängt worden sei, unabsichtlich dazu gekommen wäre, aber sie hätte ihm auch ebenso unabsichtlich den Stoß versehrt; er sei ihr als Abwehr ganz von selbst „herausgefahren“.

Von der fetischistischen Einstellung eines Menschen ist zum größten Teil seine Geschmacksrichtung im allgemeinen, seine ganze Welt- und Lebensauffassung, seine Lebensführung abhängig. Ein Mann, der eine Vorliebe für orientalische Typen und orientalische Kleider hat, wird leicht am Orient, seinen Sitten und Gebräuchen Gefallen finden und Reisen dorthin unternehmen; eine Frau, die am Manne eine gewisse treuherzige Gemütlichkeit und einfache Gediegenheit schätzt, wird sich für die Tracht und Zeit interessieren, die dies besonders zum Ausdruck brachte, die „Biedermeierzeit“ (1815–1850). Ein Mann, der in seinem Fragebogen schreibt, ihm lägen vor allem „große mosaische Damen“, wird schwerlich Antisemit sein, während jemand, der mitteilt, ihm sei am Weibe alles „Runde und Dunkle“ verhaßt, auf assoziativem Wege eher dazu gelangen wird. Von den anziehenden Farben und Formen der Körperteile und Kleidungsstücke können sich wohlthuende Empfindungen auf alles übertragen, was auch nur entfernt damit zu tun hat. *Die ganze Erde ist voll von Fetischen und Symbolen.*

Ich greife aus vielen Beispielen meiner Erfahrung nur noch ein beliebiges heraus: Eine vornehme, alleinstehende Holländerin hatte eine leidenschaftliche Vorliebe für arbeitende Seeleute. Von ihren strammen Bewegungen, ihrer breiten Beinstellung, ihren tätowierten Armen und Brüsten, von ihrer malerisch verschmierten Schiffertracht, ihren langgezogenen Naturlauten beim Anziehen der Taue, von dem Werfen und Fangen der Ballen beim Ein- und Ausladen, von ihrem Teer- und Tanggeruch strömte ihr „ein tierischer Magnetismus“ entgegen, dem sie sich nicht zu entziehen vermochte. Um ihrem Fetischismus zu frönen, lebte sie ausschließlich in Hafenstädten und wohnte in den unmittelbar am Bollwerk gelegenen Pensionen und Hotels. Ihr Bett ließ sie so stellen, daß sie in ihm ruhend bereits am frühen Morgen die Hafenbilder beobachten konnte, welche sie erotisch erregten. Oft zog sie abends einfache Kleider an und ging in die gewöhnlichen Tanzlokale der Matrosen, wie sie in allen Seestädten vorhanden sind. Man hielt sie dort für ein Ladenmädchen. Sie tanzte unermüdlich mit den Schiffen, an die sie sich fest anschmiegte; am liebsten zur Ziehharmonika. Mit erstaunlicher Sicherheit führte sie ihre Rolle durch, ohne sich aber jemals einem der Männer, von denen viele sie begehrt, hinzugeben.

Vor kurzem stellte sich mir ein höherer Polizeibeamter als „Zirkusfetischist“ vor. Alles, was auch nur im entferntesten mit dem Zirkus zu tun hatte, beschäftigte und fesselte ihn aufs höchste. Er besaß die fast vollständige Literatur über den Zirkus, dessen Geschichte ihm bis ins kleinste vertraut war; die verwandtschaftlichen Beziehungen, welche

die großen Zirkusdynastien (= Geschlechter) miteinander verbanden, kannte er genau. Er schilderte, in wie hohem Grade ihn das ganze Milieu, von der Zirkusreiterin und dem Zirkusreiter angefangen, über die Seiltänzer, Trapezkünstler und Clowns hinweg, bis zu den Zirkuspferden und der Zirkusmusik erotisch erregte. Alle seine Ersparnisse gab er aus, um in seinen Ferien Orte aufzusuchen, an denen hervorragende Zirkusse ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Er hatte keine Erklärung seiner Leidenschaft, doch machten es eingehende Befragungen wahrscheinlich, daß sie ursprünglich von einem Trikotfetischismus ihren Ausgangspunkt genommen hatte. Einen eigentlichen Geschlechtsverkehr hatte er bis zu seiner Verheiratung mit einer – Zirkuskünstlerin nicht ausgeübt. Die Ehe fiel sehr glücklich aus, allerdings hatte er die Bedingung gestellt, daß seine Frau ihren Beruf nicht aufgab.

Die Holländerin, die sich viel mit Psychoanalyse beschäftigt hatte, war sich völlig der Zusammenhänge bewußt, die ihre eigene Geschlechtspersönlichkeit mit den äußeren Dingen verband. Ebenso der Polizeibeamte. Dies sind aber nur Ausnahmen. *Die wenigsten Menschen haben eine Ahnung, in wie hohem Grade die erotische Teilanziehung bestimmend ist für das, was sie erstreben und erleben.*

Ist schon die Mannigfaltigkeit der Reizeingangsstellen beträchtlich, so ist die der Reizausgangsstellen der Lustquellen in der Umwelt noch sehr viel größer; sie ist geradezu unbegrenzt. Trotzdem können wir auch hier eine gewisse Ordnung hineintragen, namentlich wenn wir uns an möglichst einfache Einteilungsgrundsätze halten. Am besten durchführbar hat sich mir für die erotische Anziehung und Abstoßung, welche sich auf Teile des Körpers oder Stücke der Kleidung bezieht, die Einteilung nach Körpergegenden bewiesen. Wir können von diesem Gesichtspunkt aus drei Hauptgruppen unterscheiden; es sind der

Kopffetischismus,
Rumpffetischismus,
Arm- und Beinfetischismus.

Zu den Teilen des Kopfes, die am häufigsten ein fetischistisches Fluidum ausstrahlen, gehört das Haar. Es handelt sich dabei in erster Linie um einen optischen Fetischismus, doch sind auch der Geruch- und Tastsinn stark beteiligt, und ein wenig auch der Gehörsinn, der das feine Geräusch leise knisternder Haare lustbetont wahrnimmt. Unter den einzelnen Eigenschaften des Haares gewinnen vor allem die Farbe, Länge und Frisur oft eine fetischistische, nicht selten aber auch eine antifetischistische Bedeutung, ferner ruft die lockige oder glatte, weiche oder struppige Beschaffenheit des Haares bald eine übermäßige Attraktion (= Anziehung), bald eine starke Aversion (= Abstoßung) hervor.

Als Typ eines Haarfetischisten und Fetischisten überhaupt kann

der Zopfabschneider

angesehen werden, der so hochgradig in einen Bestandteil des weiblichen Körpers von ganz bestimmter Beschaffenheit vernarrt ist, daß er nicht davor zurückschreckt, sich gewaltsam in dessen Besitz zu setzen.

Ich hatte Gelegenheit, einen der bekanntesten Zopfabschneider unserer Zeit, den von verschiedenen hervorragenden Seelenforschern, unter anderem dem alten *Leppmann*, begutachteten Studenten, späteren Ingenieur St. persönlich kennen zu lernen. Er war, wie viele Fetischisten höheren Grades, trotz guter geistiger Fähigkeiten ein erblich schwer belasteter Psychopath. Als er eines Tages wieder in Hamburg festgenommen wurde, fand man in seiner Wohnung 31 abgeschnittene Zöpfe, mit bunten Bändern verziert, und sämtlich mit Tag und Stunde versehen, an denen sie abgeschnitten waren. Aus den Akten der Hamburger Polizeibehörde, aus denen Ministerialdirektor *Wulffen* in seinem „Sexualverbrecher“ Auszüge bringt, seien einige Stellen wiedergegeben, die einen Einblick in den krankhaften Seelenzustand des Zopfabschneiders gewähren.

Was ihn eigentlich zum Abschneiden der Haare bewegt hat, sei ihm früher nicht klar gewesen. Das Haar allein sei es, was er liebe, nicht auch die Person, der es gehöre. Nur so sei es ihm erklärlich, daß er auch seiner Schwester Haare abgeschnitten habe. Von früh an habe er von Haaren und Zöpfen geträumt. Auch jetzt träume er öfters derartiges. Wann zum ersten Male ein sexuelles Fühlen dabei aufgetreten sei, wisse er nicht; es sei ihm das sexuell zunächst auch nicht bewußt gewesen, als er den Zopf abschnitt. Es sei wohl mehr ein körperliches Drängen gewesen, dem er nachgegeben habe, ohne zu wissen, worum es sich handele. Aufgeklärt über sexuelle Dinge sei er erst durch seinen ersten Prozeß worden. (Tatsächlich hatte er, als ich ihn damals sprach, völlig unrichtige Vorstellungen über geschlechtliche Fragen – es entspricht dies einer Beobachtung, die ich bei sexuell nicht normal veranlagten Menschen häufig machte.) Mit einem weiblichen Wesen habe er nie geschlechtlich verkehrt, er habe sich entfremdet und abgestoßen gefühlt, sobald er von jemand wußte, daß er mit Weibern Umgang habe. Besonders widerwärtig sei es für ihn gewesen, wenn in zotiger Weise über derartiges gesprochen wurde. Deshalb sei er auch in den Sittlichkeitsverein Ethos eingetreten (es handelt sich hier bei St. um eine ebenso häufige wie bedenkliche Form, sexuelle, namentlich auch abnormale Regungen durch antisexuellen Fanatismus, „sexuelle Empörung“ zu überkompensieren).

Nach seiner Freisprechung in B., fährt St. fort, hätte er den festen Vorsatz gehabt, seinem unnatürlichen Drange nicht mehr nachzugehen. Ein Jahr sei ihm das gelungen, im Juni 1907 sei er aber wieder rückfällig geworden. Er fürchte, diesem unglücklichen Triebe nicht mehr widerstehen zu können, er wolle jede Hilfe annehmen, von wo auch immer sie komme. Hier in der Anstalt fühle er sich geborgen, zur Ruhe sei er aber noch nicht gekommen. Er frage sich immer wieder, wann in seine ringende Seele Friede einziehen werde.

Im Sommersemester 1907 sei er allein in Br. und ganz auf sich angewiesen gewesen. Dort sei es wieder schlechter mit ihm geworden. Er hätte gehaut, daß er bei dem Trubel aus Anlaß eines Festes leicht wieder einige Zöpfe abschneiden könne, das hätte ihn schon Wochen vorher beschäftigt und gequält. Seit Berlin hätte er keine Schere, auch nicht einmal eine Nagelschere im Besitz gehabt. Etwa 14 Tage vor dem Feste sei er zweimal lange vor einem Laden auf und ab gegangen und habe mit sich gekämpft, ob er eine Schere kaufen solle oder nicht; schließlich habe er sich beherrschen können. Einige Tage später habe er sich aber doch eine Schere gekauft, und das sei sein Verderben gewesen, jetzt sei die Erregung immer stärker geworden. Er habe oft die Schere wegwerfen wollen, habe es aber nicht getan, um zu zeigen, daß er auch trotz Schere seinem Zwange nicht nachgebe.

Die Gerichte erblicken in diesen Kämpfen eines „Sexualverbrechers“ zwischen Leidenschaft und Widerstand meist ein Zeichen klarer Überlegungsfähigkeit, den sichersten Beweis für eine vorhandene Hemmungsmöglichkeit. Wer so genau die

Gefahren kenne und abwäge, müsse als vollkommen zurechnungsfähig angesehen werden. Besonders bei angeklagten Exhibitionisten und Infantilen, die an Kindern unzüchtige Handlungen vorgenommen haben, aber auch bei Fetischisten bin ich diesen Gedankengängen sehr häufig begegnet. Man kann aber auch aus der großen Mühe, die diese Personen – die in ihrer ganzen sonstigen Lebensführung oft so gar nichts von einem Verbrecher an sich haben – gegenüber ihrem krankhaften Trieb aufwenden, mit ebensoviel, ja mit mehr Recht die Hemmungsunmöglichkeit als die Hemmungsmöglichkeit folgern.

St. schildert dann weiter, wie er an dem Festtage allein durch die Straßen der Stadt geirrt sei und nur an Zöpfe und Haare gedacht habe. Bekannten, die er zufällig traf, sei er absichtlich aus dem Wege gegangen. Trotz großer Erregung habe er sich an diesem Tage beherrschen können. Aber am nächsten Tage sei er erlegen. Abends sei eine große Ovation vor dem Schlosse gewesen, dort habe er verschiedene Zöpfe abgeschnitten. Beim ersten sei es ihm nicht völlig gelungen, ihn durchzuschneiden, da er zu dick und üppig war, der zweite sei ihm gleich entfallen. Dann stieß er auf ein größeres Mädchen mit „wundervollem“ gelöstem, auffallend langem Haar, das Haar wallte in „wunderbarster“ Weise bis zu den Knien. Bis zum äußersten sei er erregt gewesen. Er griff hinein in die Fülle, da zieht das Mädchen ihre ganze Pracht nach vorn über die Schulter. Das sei ein harter Schlag gewesen, und doch habe er sich nicht von der Stelle gerührt, denkend, sie würde das Haar wieder zurücklegen. Als er dann sah, daß es damit doch nichts würde, habe er sich losgerissen und weiter gespäht, doch alle hatten ihr Haar nach vorn genommen. Schließlich riß er einem Mädchen das Haar über die Schulter zurück und schnitt sich eine Locke ab. Gegen Ende der Feier wäre er in einer furchtbaren Erregung gewesen, die zum Teil wohl Wut war, daß er das herrliche Haar nicht bekommen hatte. Im Bett habe St. manchmal das Gefühl, als ob das ganze Kopfkissen aus Zöpfen bestehe und auf ihm duftige Locken zerstreut seien. Er vergrabe in diese sein Gesicht, und um Brust, Arme und Gesicht spielten und fächelten Locken. Nachdem er dann durch Onanieren Samenerguß gehabt habe, fühle er sich ganz matt, erst nach und nach könne er dann unter Abklingen der Erregung einschlafen, meist finde er aber erst nach Stunden Schlaf. Wenn er sein Gesicht in das Haar vergrabe, das ihn reizte, sei oft sofort ein Samenerguß erfolgt.

Die hier hervorgehobene Entspannung am Fetisch selbst, losgelöst von der Person, ist es, die den Fall als pathologischen oder „großen“ Fetischismus von dem physiologischen oder kleinen unterscheidet. St. wurde sowohl in Berlin als in Hamburg freigesprochen, da neben der hochgradigen sexuellen Triebstörung erhebliche Hemmungsstörungen vorlagen, die seine freie Willensbestimmung im Sinne des § 51 RStGB. ausschalteten. Mehrere Jahre nach seiner letzten Aburteilung vor einem deutschen Gericht wurde mir eine spanische Zeitung aus Montevideo übersandt, aus der hervorging, daß der unglückliche Mensch in Buenos Aires wieder seinem Drange unterlegen und daraufhin in eine Irrenanstalt überführt sei.

Das letztemal sah ich St. während des Krieges wieder. Er war, als der Weltkrieg ausbrach, wie so viele unter großen Schwierigkeiten von Übersee nach der Heimat zurückgekehrt, um seine Kräfte in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Es währte aber nur kurze Zeit, da wurde er hier wieder rückfällig. Er suchte mich damals mit seiner Braut auf, einer nicht mehr ganz jungen, aber recht gescheiten Dame, die er später heiratete. Diese scheint ihn dann vor weiteren Rezidiven (= Rückfällen) geschützt zu haben, und zwar nicht, indem sie ihn von seiner unglückseligen Neigung an und für sich befreite, sondern indem sie ständig im Freien an seiner Seite war, ihn in sein Büro brachte und von dort

wieder abholte. Diese einfache Methode hat sich mir in sehr vielen Fällen abnormer Sexualtriebe glänzend bewährt. Das strenge Verbot, allein auszugehen, das in katholischen Priesterseminaren und vielen Orden als Regel gilt, macht der vorbeugenden Klugheit der katholischen Kirche alle Ehre. Es ist als Versuch der Vorbeugung überall dort nachahmenswert, wo Personen an Sexualantrieben leiden, die zugleich krankhaft und gemeingefährlich sind.

Man hat anlässlich dieses Falles und ähnlicher die Frage aufgeworfen, ob sich der Zopfabschneider objektiv eines Diebstahls, einer Sachbeschädigung, einer Körperverletzung oder einer Beleidigung schuldig macht. Der bedeutende Kriminalist *Wulffen* verneint den Diebstahl und die Sachbeschädigung, da der Zopf als Körperteil keine „fremde bewegliche Sache“, überhaupt keine „fremde Sache“ im Sinne der betreffenden Gesetzesbestimmung sei, er bejaht hingegen die Beleidigung und auch die Körperverletzung, und zwar als eine im Sinne des § 223a StGB. mittels gefährlichen Werkzeugs verübte, da der Zopf mit einem Messer oder einer Schere abgeschnitten wird.

Eine ungemein große selektive (= auslesende) Bedeutung hat die Haarfarbe; bald sind es recht helle, blonde, bald tiefschwarze, bald kastanienbraune Haare, die erregend, sei es stark positiv oder negativ, wirken. Ein Mann meiner Praxis, Kaufmann aus Polen, war von einem geradezu sadistischen Haß gegenüber roten Haaren erfüllt. Gleichwohl heiratete er schließlich eine Frau mit „knallrotem“ Haar. Zu seiner Rechtfertigung gab er drei Gründe an: Er habe geglaubt, er würde sich durch die eheliche Gewöhnung seine Abneigung „abgewöhnen“ können, außerdem sei seine Frau so vermögend gewesen, daß er um dieses Vorzugs willen den körperlichen Fehler in den Kauf genommen hätte; ferner hätten ihm die meisten, denen er seine Bedenken geäußert habe, gesagt, das feurige Haar seiner Frau sei eher schön als häßlich. Um seinen Ekel hypnotisch heilen zu lassen, suchte er uns auf. Ich schlug zunächst der Frau vor, ihr Haar färben zu lassen. Sie lehnte dies energisch ab. Den Widerwillen ihres Mannes faßte sie als persönliche Beleidigung, bestenfalls als eine Marotte auf, die er, „wenn er sie wirklich liebte, aufgeben müsse“; ähnliche Vorstellungen und Gedankengänge – daß die allzu heftige Neigung für eine einzelne Eigenschaft ein Zeichen sei, daß die Person als Ganzes weniger geliebt werde – kommen bei der Unkenntnis und Unterschätzung fetischistischer Zwangszustände sehr häufig vor. Die Ehe wurde getrennt.

Würden die Frauen – und auch die Männer – das Wesen des Fetischismus besser verstehen, wie viele Ehen könnten durch mehr Nachgiebigkeit in der Erfüllung dieser meist so harmlosen Wünsche vor dem Zermürben und Zerbrechen bewahrt werden.

Selbst graumelierte und weiße Haare kommen als Fetischismen in Frage. Die von Zeit zu Zeit auftretende Mode ganz oder teilweise bepudelter Frisuren und Perücken dürfte, wie die meisten Moden in ihrem Ursprung nicht ohne fetischistischen Beiklang entstanden sein.

Ein Fetisch, der sich infolge Pigmentübereinstimmung (pigmentum = Farbstoff) häufig mit dem Haarfetischismus zu einer Einheit verbindet, ist das Auge. Der zwischen beiden bestehende Zusammenhang ergibt sich daraus, daß blonde Haare gewöhnlich zusammen mit blauen Augen vorkommen und ebenso auch die braune und schwarze Farbe des Kopfhaares mit der gleichen Farbe der Iris (= Regenbogenhaut) übereinzustimmen pflegen. Dunkle Augen bei hellem Haar oder eine blaue Regenbogenhaut bei schwarzem Haarschmuck gelten infolge ihrer Seltenheit als besonderer Reiz, der aber gerade deswegen gelegentlich stark fetischistisch wirkt. Personen, für die das Auge ohne jede erotische Bedeutung ist, gibt es auch, sie sind aber Ausnahmen und werden an Zahl weit von solchen übertroffen, für welche das Auge nicht nur als *Spiegel der Seele* stark anziehend wirkt, sondern eine weit darüber hinausgehende fetischistische Bedeutung gewinnt.

Zu welchen subjektiven Täuschungen hier der Fetischzauber führen kann, zeigte mir vor einiger Zeit eine Antwort, welche ein Mann, der in Erpresserhände geraten war, auf Vorhalt als Zeuge vor Gericht gab: „Wie konnte ich glauben,“ meinte er, „daß ein Mensch mit so guten, treuherzig blauen Augen so schlecht sein kann.“

Ein unwiderstehlicher Fetisch sind für manche Männer die Tränen der Frauen, die sie deshalb vielfach mehr oder minder absichtlich zu erzeugen suchen. Sogar Augenfehler, wie Flecken auf der Hornhaut, Glosaugen (bei Basedowscher Krankheit), ja selbst Blindheit können als Fetisch auftreten. So suchte mich einmal ein 24-jähriger Kriegsblinder mit einem 19-jährigen, ungewöhnlich schönen Mädchen auf, das sich in ihn verliebt und eine bevorstehende Verlobung mit einem wohlhabenden älteren Manne gelöst hatte. Das Mädchen gab an, daß Blinde in ihrer eigenartigen Hilflosigkeit sie von jeher besonders gefesselt hätten. Die stille mutige Art, wie sie ihr Unglück zu überwinden suchen, hätte „so etwas unendlich Rührendes“. Wenn die Eltern auf ihrem Plan, die Verbindung zu trennen, bestehen würden, seien sie entschlossen, ihr Leben gemeinsam zu beschließen. Sie kam mit dem Ersuchen zu mir, die Eltern von der Unlöslichkeit ihres Bundes zu überzeugen, dessen Folgen sich übrigens bereits durch eine dreimonatige Schwangerschaft bemerkbar machten.

Im Vergleich zum Augenfetischisten ist der *Nasenfetischist* selten, jedenfalls ist er bei weitem nicht so verbreitet, wie man nach der Lage des oft so herausfordernd hervorspringenden „Gesichtserkers“ annehmen sollte. Bei der fetischistischen Vorliebe für große Nasen ist manchmal ein mehr oder weniger unbewußter Phalluskult im Spiel, indem eine uralte Volksvorstellung, die freilich wie viele keineswegs tatsächlich begründet ist, dahin geht, daß die Größe der Nase für die des männlichen Gliedes bezeichnend ist (wie die des Mundes für das weibliche Organ). *Krafft-Ebing* zitiert den seltsamen Fall eines 34-jährigen Gymnasiallehrers, der „den Sitz der weiblichen Geschlechtsorgane in die Nasenlöcher verlegte“. Um diese Vorstellung drehte sich seine sehr lebhaft sexuelle Begierde. Er entwarf Zeichnungen von Frauenköpfen mit Nasenlöchern, die so weit sind, daß sie die immissio penis

(= Gliedeinführung) ermöglichen. Eines Tages erblickt er in einem Omnibus ein Mädchen, dessen Nase sich seinem Ideale näherte; er folgte der Person in ihre Wohnung, hält sogleich um ihre Hand an, wird abgewiesen und benimmt sich so aufdringlich, daß zu seiner Verhaftung geschritten werden muß. Er gibt an, noch niemals geschlechtlichen Umgang gehabt zu haben. Auch die Farbe der Nase, die rote und blaue, die Nasenabsonderung, selbst die Ozāna (von ὀζω = riechen, Erkrankung der Nase, welche einen übelriechenden Ausfluß im Gefolge hat) wirken durchaus nicht immer so antifetischistisch, wie man vom objektiv-theoretischen Standpunkt annehmen sollte.

Fälle von *Mundfetischismus* führt bereits *Krafft-Ebing* an; einen der von ihm beschriebenen, der einen Juristen betrifft, sah ich später in meiner Behandlung. Aufgeworfene, wulstige Lippen zogen diesen Mann derart an, daß sie, gleichviel ob beim weiblichen oder männlichen Geschlecht, fast den ausschließlichen Inhalt seiner geschlechtlichen Begierde bildeten; nur bei farbigen Rassen, wo sie als Rassenmerkmal verbreiteter sind, ließen sie ihn kalt.

Eine fast noch höhere Bedeutung als die Form und Farbe der Ober- und Unterlippe kommt der zwischen den Lippen sichtbaren Zahnreihe zu, deren physiologische Attraktionskraft sich unter pathologischen Verhältnissen bis zum hochgradigsten Fetischismus steigern kann. Am Mundfetischismus nehmen sämtliche Sinnesorgane teil. Wie sich das Sehzentrum an der Form und dem Farbenspiel von Lippen und Zähnen ergötzt, so erfreut sich das Ohr an dem Laut der Küsse und das Gefühl an der wechselseitigen Berührung der zarten, mit zahllosen Tastkörperchen versehenen Schleimhäute. Aber auch der Geruch- und Geschmacksinn sind nicht unbeteiligt. So wirkt auf manche Frauen der Tabakduft, ja sogar die alkoholische Ausdünstung des männlichen Mundes sinnverwirrend, nicht selten freilich auch antifetischistisch ein. Von großer fetischistischer Bedeutung sind die Mundbewegungen, wie der schmollende Mund („das Maulen“), der sprechende, singende, kauende und vor allem der lächelnde und lachende Mund. Dem melodischen Lachen eines Weibes („ihres Lächelns holdem Zauber“) sind viele Männer widerstandslos erlegen.

Im Gesicht ist außer den bisher erwähnten Fetischismen noch der *Ohrenfetischismus* anzuführen. Fetischistisch wirken hier die Ohrform, die Ohrfarbe, bald dicke, fleischige, bald dünne, zarte Ohren, ferner große, abstehende sowie vor allem kleine Ohren; ferner auch angewachsene Ohrläppchen, Knötchen im Ohrrand, bewegliche Ohren sowie Einstiche für Ohrringe. Ich hatte einen Fall, in dem jemand von der Zwangsvorstellung gepeinigt wurde, die Ohren weiblicher Personen zu ergreifen, an der Ohrmuschel zu ziehen, zu spielen und den Finger in ihren äußern Gehörgang zu führen. Patient war durch Ausführung dieser ihn zwangsmäßig beherrschenden Hantierungen wiederholt in Ungelegenheiten gekommen. Die Ohröffnung gehört, ähnlich wie die Mund- und Nasenöffnung, für manche Fetischisten zu den sexuell erregenden Löchern der Körperoberfläche.

Endlich noch wenige Worte über den Kinn- und Wangenfetischismus. Auch

hier kommt vor allem die Form in Frage, das runde, starke, breite Kinn, die Pausbacken und hohlen Wangen, ferner der Teint, die roten „Bauernbacken“, die bleichen Wangen; selbst die abgezielte Gesichtsröte der Schwindsüchtigen, die „Kirchhofsrosen“, wie sie im Volksmunde heißen, findet ihre schwärmerischen Verehrer. Eines der hauptsächlichsten Fetische dieser Körperpartie aber sind die auf örtlichen Fettmangel beruhenden Grübchen, sowohl die Wangengrübchen als das Grübchen im Kinn. Die Mehrzahl der „Grübchenfetischisten“ ist physiologischer Art, es gibt aber auch solche, die in pathologischer Weise völlig von ihrer Leidenschaft beherrscht werden. Es ist bezeichnend, daß bei den Griechen die Bezeichnung für eine andere grübchenhafte Hauteinsenkung, nämlich die mediale Nasolabialrinne (= Nasenlippenrinne), „φιλτρον“ lautet, was nichts anderes als Liebeszauber bedeutet.

Am *Rumpf* gibt es drei fetischistische Reizstellen von sehr starker erotischer Wirksamkeit; es sind die *Brüste, Hüften und Genitalien*. Aber auch von diesen Hauptregionen abgesehen, ist der Rumpf fast ebenso reich an Fetischismen wie das Gesicht. Im einzelnen hervorzuheben wäre: der Halsfetischismus; sowohl der kurze als der lange „Schwanenhals“ haben fetischistische Anhänger; ebenso der freie Hals, vor allem das weibliche „Dekolleté“.

Ich hatte einen Patienten, einen Lehrer, der die Neigung hatte, seine Hand in den Halsausschnitt von Mädchen gleiten zu lassen, die Matrosenkleider trugen. Er zog sich infolge dieses zwangsmäßig bei ihm auftretenden Triebes schließlich eine Anklage wegen tätlicher Beleidigung zu. Ein anderer Patient von mir wurde von der Stelle des siebenten Halswirbels fasziniert. Dieser Hauterhöhung wandten sich seine Blicke zu, wo er ihrer nur immer ansichtig werden konnte. Die seltsame Vorliebe verliert etwas an Sonderbarkeit, wenn man bedenkt, daß allen Vorwölbungen und Einsenkungen der Körperoberfläche ein besonderer erotischer Magnetismus innezuwohnen scheint. So ist es an der Vorderseite des Halses der Adamsapfel, von dem vielfach eine erhebliche Anziehungskraft ausgeht. Stärker allerdings noch wie die Struktur fesselt die Funktion dieses Organes: „das Organ“ — wohl der einzige Fall, in dem dieses Wort nicht im anatomischen, sondern zugleich im funktionellen Sinne gebraucht wird. Die Zahl der Organfetischisten ist ungemein groß. Viele überflüssige Telephongespräche beruhen lediglich auf akustischem Fetischhunger. — Erst vor kurzem kam es vor, daß ein Mann wegen Beleidigung einer Telephonistin vor Gericht stand, die er täglich mehrmals unnötig angerufen hatte, um ihr allerlei Schmeicheleien zu sagen. Vor Gericht gestand er, daß es „ihm die entzückende Stimme“ der Telephonistin angetan hätte, die er nun zum ersten Male anläßlich des Termins persönlich sah — er als Angeklagter, sie als Zeugin.

Kraft-Ebing sagt: „Der Zauber der Stimme des Mannes gilt auch dem Weibe gegenüber. Bedeutende Sänger haben leichtes Spiel mit Weiberherzen. In der Zahl der ihnen zukommenden Billetdoux drückt sich dieser Fetischzauber aus. Tenöre sind entschieden im Vorteil Bariton- oder Baßstimmen gegenüber.“ Wenn *Alexander Dumas* in seiner Novelle „La maison du vent“ eine Frau schildert, die ihrem Manne die Treue bricht, weil sie der Stimme eines Tenors unrettbar verfallen ist, und *Binet* angibt, daß so manche Heiraten, welche mit Sängerinnen geschlossen wurden, auf den Zauber ihrer Stimme zurückzuführen sind, so deckt sich dies völlig mit den sexualwissenschaftlichen Forschungsergebnissen neuerer Zeit. In der „Fledermaus“ sagt *Rosalinde*:

„Vor seinem hohen ‚C‘ schmilzt jeder Widerstand.“

Wie uralt ähnliche Vorstellungen sind, zeigt außer dem Gesang der Sirenen in der Odyssee eine Mitteilung von *Lazarus* in seinem „Leben der Seele“, nach der die talmudische Orthodoxie den gläubigen Juden das Anhören des weiblichen Gesanges verbietet. Der Grund sei der, daß der Gesang der Frauen nach Ansicht der Talmudisten wie eine Entblößung wirke; der Talmud sähe darin eine Anreizung des Geschlechtstriebes. Von unterrichteter Seite wird bestätigt, daß dieses Verbot auch jetzt noch bei orthodoxen Juden Geltung hat.

Vom Kehlkopf gelangen wir über die „runden“ Schultern des Weibes und den „starken“ Nacken des Mannes zu den Brüsten beider Geschlechter. Hier kommt für viele Frauen in erster Linie die behaarte Männerbrust in Betracht, umgekehrt für zahlreiche Männer als einer der heftigsten Fetischreize der als sekundärer Geschlechtscharakter an Eindruck alle anderen Geschlechtszeichen überragende weibliche Busen mit allen seinen Einzelheiten, von der erektilen Brustwarze und dem bald mehr braun, bald mehr rosig gefärbten Warzenhof bis zu ihren nach dem irischen Frauenarzt *Montgomery* (1797–1859) benannten Drüsenausführungsgängen. Selbst die feinen Brusthärchen lösen noch fetischistische Lustgefühle aus. So überaus anziehend die weiblichen Brüste die Sinne des Mannes, vor allem seine Seh- und Tastnerven beeinflussen können, so kommt aber doch dann und wann auch eine abstoßende Wirkung vor, wie dies die oben beschriebenen Fälle von Fetischhaß gegen die weiblichen Brüste gezeigt haben. Hängebrüste sind, ebenso wie Hängebauch und Doppelkinn, meist wie alles hypertrophisch (auf übermäßigem Wachstum beruhende) Abnormale von antifetischistischer, gelegentlich aber auch von fetischistischer Wirksamkeit.

Für die Region zwischen Brustkasten und Beckengürtel an jeder einzelnen Partie, namentlich für die Gegend der „Taille“, gibt es gleichfalls viele Fetischisten. Einen antifetischistischen Reiz übt manchmal der Nabel aus. Ich hatte in meiner Praxis mehrere Fälle, in denen der Anblick des weiblichen Nabels bei Männern Übelkeit bis zum Erbrechen verursachte. Vielfach wird ein starker Leib zum Fetisch sowohl beim Weibe als beim Manne.

Der Hüftfetischismus ist weit verbreitet, und zwar sind es sowohl sehr breite als sehr schmale Hüften, die in Verbindung mit einem entsprechenden stark oder schwach entwickelten Gesäß Männer anziehen, deren eigene Geschlechtspersönlichkeit nach metatropischer Seite abweicht, während Hüften von mittlerem Umfang den sogenannten normalen Mann am meisten zu reizen scheinen. Eine gewisse Rolle spielt auch das besonders im Orient und bei wilden afrikanischen Völkern häufig übermäßig wulstig ausgebildete Hinterteil, die Steatopygie (= Fettsteiß, von *στέαρ* = Fett und *πυγή* = Steiß), die den Eindruck einer natürlichen „Turnüre“ (eines „cul de Paris“) macht, sehr verschieden freilich von dem Ideal, das sich die hellenischen Bildhauer von der Liebesgöttin machten, der sie den Beinamen *καλιπυγός* (= schönhintrig) gaben.

Über dem Gesäß wirken die Rückengrübchen des Weibes – man findet sie nicht selten auch bei femininen Männern – als fetischistische Reizstellen; sie werden von

manchen den Gesichtsrübchen als ästhetisch gleichwertig an die Seite gestellt. Im übrigen ist es am Rücken hauptsächlich noch die Einsenkung zwischen den Schulterblättern, auf die einige Fetischisten versessen sind.

Wir kommen zum *Genitalfetischismus*. Natürlich ist darunter nicht der zum genitalen Abschluß führende Treppenreflex zu verstehen, das ganz normale Drängen zu den Geschlechtsorganen als Sexualziel, sondern die selbständige und fast alleinige Fesselung an den männlichen oder weiblichen Genitalapparat. Von einigen, wie *Krafft-Ebing*, wird ein derartiger Genitalfetischismus für sehr selten gehalten, ja sein Vorkommen nahezu in Abrede gestellt, andere, wie *Bloch* und *Hirth*, sind entgegengesetzter Ansicht, und *Weininger* geht sogar so weit, zu behaupten: Der Mann existiert für das Weib nur als Geschlechtsteil, alle übrigen Eigenschaften träten dem gegenüber völlig in den Hintergrund; zwar finde die Frau das Glied keinesfalls schön oder auch nur hübsch, es übe aber, wie auf die Menschen von ehemals das Medusenhaupt, eine hypnotisierende, faszinierende, bannende Wirkung aus. Eine ähnliche Meinung scheint auch *Goethe* in den *Paralipomena* zum ersten Teil des *Faust* (Weimarer Ausg. Bd. XIV S. 307) den Teufel vertreten zu lassen. Auf Grund eigener Studien und Erfahrungen in dieser Frage muß ich die eine extreme Meinung für ebenso verfehlt wie die andere erklären.

Zweifelloos besitzt die normal empfindende Frau ein lebhaftes Interesse für das männliche Glied, wie dies im Phallus- und Lingamkultus der alten Griechen und Inder deutlich in die Erscheinung tritt, es ist aber nicht stärker wie das Interesse des normalen Mannes für die weibliche Scham und kommt das Glied keinesfalls regelmäßig, sondern nur ausnahmsweise als primäres Anziehungsobjekt in Frage; die Ausnahme aber bedeutet dann eine fetichistische Steigerung. Auch unter den Männern gibt es Fetichisten für männliche wie unter den Frauen Fetichisten für weibliche Geschlechtsorgane. Man sollte zunächst annehmen, daß solche Personen homosexuell sein müßten. Aber auch hier, wie so oft auf dem Sexualgebiet, zeigt die Erfahrung, daß die theoretische Voraussetzung in ihrer Allgemeinheit irrig ist. So suchte mich vor einigen Jahren ein Mann auf, der sich stundenlang in Bedürfnisanstalten aufhielt, um des Anblicks männlicher Glieder, namentlich erregter, teilhaftig zu werden. Er trug Bohrzeug bei sich, um nach Art der Voyeurs kleine Löcher in die Zwischenwände öffentlicher Klosetts zu bohren, oder schüttete dort, wo die Zwischenwände nicht bis zum Boden reichten, Flüssigkeiten aus, in denen sich die Genitalien spiegelten. Dieser Mann, der über seine Zwangsvorstellungen, die ihm viel Zeit kosteten, sehr unglücklich war, lebte in harmonischer, kinderreicher Ehe und wies die Annahme homosexueller Neigungen weit von sich. Es ist nicht der einzige Fall dieser Art, von dem ich in meiner Praxis erfuhr. Auch der Fetichhaß, der sich auf die Genitalien des andern Geschlechts erstreckt, beruht durchaus nicht immer auf konträrer Sexualempfindung. Wiederholt konsultierten mich Männer, die sich in jeder Hinsicht zur Frau hingezogen fühlten und dennoch vor der Vulva und dem Scheideneingang eine ihnen ebenso unerklärliche wie unüberwindliche Aversion verspürten; sie sagten, daß ihnen die Berührung dieses Teils ebenso heftig widerstehe wie die eines „schleimigen Tieres“, einer „Kröte“. Auch bei Frauen besteht dem Phallus gegenüber öfter eine überaus heftige Berührungsfurcht. Bei sonst normaler Triebrichtung sind solche Zustände hypnotischer Behandlung oder anderweitig geschickter Psychotherapie (= seelischer Behandlung), vor allem einer guten Psychoanalyse sehr wohl zugänglich.

Der Genitalfetischismus ist nicht nur an den ersten und fünften, sondern oft auch an den dritten und vierten Sinnesnerv gebunden; namentlich die intensiven Ausdünstungen der beidgeschlechtlichen Genitaldrüsen werden von einigen mit einer sich zu fetischistischer Höhe steigernden Lust, von andern mit antitropischer Unlust wahrgenommen.

In meiner Gutachtertätigkeit vor Gericht habe ich wiederholt Fälle kennen gelernt, in denen der Genitalfetischismus zu merkwürdigen kriminellen Handlungen führte. Bei fast allen großstädtischen Kriminalbehörden kennt man jene schwerverständliche Gruppe von Menschen, die gewöhnlich als „falsche Ärzte“ bezeichnet werden. Es sind meist Genitalfetischisten. Erst gegenwärtig habe ich wieder einen solchen in Begutachtung, der wegen tätlicher Beleidigung angeklagt ist; hochgradig erblich belastet, von Beruf Lehrer, hatte er in geschickter Weise erkundet, wo sich schwangere Frauen befanden, und diese dann aufgesucht, während ihre Männer auf Arbeit waren. Eine genauere Analyse ergab, daß es vor allem die Ausdünstungen der Geschlechtsorgane waren, deren betäubende Erregung er sich periodisch zu verschaffen suchte. Er gab sich als Assistenten einer städtischen Frauenklinik aus, der den Auftrag habe, durch eine Untersuchung festzustellen, wann der Familienzuwachs zu erwarten sei. Seltsamerweise fielen eine ganze Reihe von Frauen auf diesen plumpen Schwindel herein. Er erhielt eine schwere Freiheitsstrafe.

Auch unter den Laien, die Abtreibungen ausführen, sei es wirklich oder nur scheinbar, befinden sich solche, die durch fetischistische Neigungen zu dieser Beschäftigung gelangen. Vor einiger Zeit hatte ich einen Fabrikanten in der Berufung zu begutachten, der wegen versuchter Abtreibung in drei Fällen verhaftet und zu einer erheblichen Freiheitsstrafe verurteilt war. Er gab an, es habe bei ihm in keinem Falle die Absicht der Abtreibung oder der Vorsatz zu einer solchen und erst recht nicht ein auf Verwirklichung dieses Vorsatzes gerichtetes planmäßiges Handeln vorgelegen, sondern er habe die Frauen mit der Behauptung, er werde ihnen zur Abtreibung verhelfen, getäuscht in dem klaren Bewußtsein, daß er weder abtreiben könne, noch dieses wolle. Er habe die Täuschung begangen zu dem Zweck, die Frauen ohne deren Wissen seinen geschlechtlichen Neigungen gefügig zu machen. Diese geschlechtlichen Neigungen seien besonderer Art: sie beständen lediglich im Besehen, Betasten und Herumspielen an weiblichen Geschlechtsteilen. Er habe seinen Zweck auch in allen Fällen erreicht; jedesmal sei Samenerguß eingetreten. Im normalen Geschlechtsverkehr sei er völlig impotent. Für seine Manipulationen habe er von keiner der Frauen Geldbeträge gefordert oder erhalten. Die sehr eingehende Erforschung des Angeklagten, welche ich gemeinsam mit einem Kollegen vornahm, ergab die Glaubwürdigkeit seiner Angaben. Er wurde aber gleichwohl bestraft, da er an und für sich für seine Handlungen verantwortlich war, trotzdem festgestellt war, daß nicht nur die angewandten Mittel ungeeignet waren, die Schwangerschaft zu vernichten, sondern daß überhaupt keine Schwangerschaft vorlag — wieder einer jener

famosen, auf diesem Gebiet so häufigen Gerichtsfälle eines strafbaren Versuchs mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekt.

Wir kommen zum Extremitätenfetischismus. Sowohl die Arme als die Beine enthalten für die Teilanziehung eine Anzahl höchst wichtiger Fixationspunkte. An erster Stelle sind hier an den oberen Gliedmaßen die Hände, an den unteren die Waden zu nennen. Daneben sind zu erwähnen die schwellenden Oberarme der Frau, die sich bei kräftiger Beugung so stark vorwölbende Oberarmmuskulatur des Mannes, der „Bizeps“, der für zahlreiche Frauen eine Attraktion ersten Ranges bildet. Ellenbogen und Unterarm kommen seltener als Fetische vor, um so häufiger aber die Hand und vor allem die Finger.

Ein Patient schreibt: „Ich habe eine unbändige Leidenschaft für schöne, schlanke, edelgeformte, nicht fleischige Hände, die zart liniert, gepflegt und sauber sind. Solche Hände zu liebosen, ist für mich ein nicht zu unterdrückender Wunsch. Das Berühren einer mich faszinierenden Hand bringt mir große Erleichterung, im Gegensatz zum Koitus, nach dem ich mich sehr ermattet fühle.“ Bald ist es mehr das zarte, feine, weiche, schmale und durchsichtige „Händchen“, bald mehr die derbe, knochige, grobe Arbeiterhand, die anziehend wirkt. Dementsprechend wird auch bald mehr der sanfte, leichte Händedruck, bald der fest umklammernde erotisierend empfunden.

Fetische für sich bilden die Finger, die ungeschmückten sowohl als die reich gezierten. Ich hatte einen Fall, in dem jemand gegen Fingerringe ebenso wie gegen Fingerhüte eine unbeschreibliche Idiosynkrasie empfand. Hauptsächlich aus Furcht vor dem Anlegen des Verlobungs- und Eheringes bei sich und seiner Frau konnte er sich nicht zur Heirat entschließen. An den Fingern sind es wiederum die Nägel mit allen Einzelheiten, die ein fetischistisches Feld für sich bilden.

Vor Jahren suchte mich einmal ein Ausländer auf, der nichts so heftig liebte wie unsaubere Nägel. Er fiel dieser abnormen Leidenschaft, die ihn, den vornehmen Aristokraten, in die niedersten Wohnwinkel trieb, schließlich zum Opfer, indem ein gewöhnliches Straßenmädchen, das seinen Wünschen entsprach, ihn in Gemeinschaft mit ihrem Zuhälter ermordete.

Am Bein kommt als Fetisch zunächst der Oberschenkel in Frage, dessen Oberhaut ebenso wie die des Knies viele Tastkörperchen enthält, durch deren Berührung geschlechtliche Empfindungen ausgelöst werden. Es gibt eine beträchtliche Anzahl männlicher und weiblicher Personen, für die der Oberschenkel der absolute Mittelpunkt ihrer sexuellen Begehrungsvorstellungen ist. Ungemein groß ist die fetischistische Bedeutung der weiblichen Waden und Unterschenkel. Es ist merkwürdig, daß der Anblick dieser Körperteile besonders auf Exhibitionisten als Anreiz wirkt, ihrerseits diskrete Teile zu entblößen. In meiner umfangreichen Gerichtserfahrung auf diesem Gebiet hörte ich häufig die Angabe, daß der äußere Anlaß zum Exhibitionieren von den Waden halbwüchsiger Mädchen ausgegangen sei.

Der Fußfetischismus ist im Gegensatz zum Handfetischismus selten. Daß die Hand gewöhnlich nackt, der Fuß hingegen bekleidet reizt, dürfte auf den Umstand zurückzuführen sein, daß die erstere meist entblößt, der Fuß dagegen fast immer nur bedeckt beobachtet wird. Immerhin ist die Anzahl der Fußfetischisten, namentlich auch der

Knöchelfetischisten, nicht unbeträchtlich. Die Erfahrungstatsache hingegen, daß der nackte Fuß sehr oft antifetischistisch wirkt — ich kannte mehr als einen Mann, dessen Libido völlig in das Gegenteil umschlug, wenn eine Frau sich Schuhe und Strümpfe auszog — hängt sicherlich größtenteils mit der positiv fetischistischen Wirkung der Beinkleidung zusammen, über die noch einiges zu sagen ist.

Als Fetisch erster Ordnung ist auch noch die Bewegung der Extremitäten, sowohl der Arme als vor allem der Beine zu nennen, die Gestik und insonderheit der Gang. Der trippelnde Gang des Weibes ist für viele Männer ebenso verhängnisvoll wie der stramme Gang des Mannes für viele Frauen. Während des Krieges ging ich einmal durch den Haag, dessen Straßen tausende englischer Soldaten in kleidsamer Uniform belebten, die durch ihren eigenartig schnellen und leichten Schritt auffielen. Mein Begleiter, ein alter holländischer Gelehrter, bemerkte: „Durch diesen Gang sind schon verschiedene hundert holländische Mädchen zu Müttern geworden.“

In erhöhtem Grade geht dieser Fetischzauber vom Tanz aus. In fast allen größeren Tanzlokalen hat ein sachverständiger Beobachter Gelegenheit, Tanzvoyeure ausfindig zu machen, die daran kenntlich sind, daß sie fast niemals selbst tanzen, dagegen kein Auge von den tanzenden Paaren lassen; meist gilt ihre Aufmerksamkeit dem weiblichen, seltener dem männlichen Partner, gelegentlich auch beiden zugleich; ich erinnere mich eines Tanzfetischisten, den ausschließlich der Gegensatz zwischen den kräftigen Männer- und zierlichen Mädchenschuhen fesselte, deren Bewegungsspiel er stundenlang folgte, bis er schließlich zu einer orgastischen Sexualentspannung kam.

Wie beim Körperfetischismus würde es nun auch bei der Liebe zu den unbelebten Gegenständen die Aufgabe eines gewissenhaften Darstellers sein, die Kleidung vom Scheitel bis zur Sohle oder, genauer, von der Hutspitze bis zur Stiefelspitze Stück für Stück durchzugehen, um zu erkennen, daß von diesen Stücken kein einziges, wenn auch in sehr verschiedenem Grade, ohne fetischistische Bedeutung ist.

Führen wir nun auch hier einige der vielen Fetischismen in der sich so ergebenden Reihenfolge an. Was die Kopfbedeckungen betrifft, so findet man Fetischisten für große und kleine Hüte, für Mützen aller Art, von der kostbaren Pelzmütze bis zur Schlaf- und Zipfelmütze; sogar der Mützensitz, die schiefe, gerade, nach hinten ins Genick oder nach vorne in die Stirn gezogene Art, sie zu tragen, spielt eine fetischistische Rolle. Man findet Fetischisten für Zylinderhüte, Filzhüte, Panamahüte und andere Strohhüte mit Bändern in allen nur erdenklichen Anordnungen und Farben, Fetischisten für alle Formen weiblicher Hüte, mit und ohne Schleier, vom vornehmsten Pleureusenfederhut bis zum schlichtesten Herrendamenreithut. Aber alle diese Gegenstände können auch Antifetische sein. So hatte ich einen Patienten, dem jeder Schleierhut bei einer Frau ein unerträglicher Anblick war, ein anderer hatte einen ähnlichen Fetischhaß gegen schirmlose Mützen, von deren Trägern er sich mit Schaudergefühl abwandte.

Einen typischen Fall von Haubenfetischismus berichten *Charcot* und *Magnan* (in den „Archives de neurologie“ 1882): Ein Herr, der einer Familie exzentrischer Originale entstammte, bekam mit 5 Jahren die erste Erektion, als er einen 30 Jahre alten Verwandten, der mit ihm in demselben Zimmer schlief, eine Nachtmütze aufsetzen sah. Die gleiche

Wirkung trat ein, als er kurz darauf die alte Hausmagd beim Umbinden einer Nachthaube beobachtete. Seitdem genügte zur Erektion die bloße Vorstellung eines alten, mit einer Nachthaube bedeckten Frauenkopfes. Bei Berührung einer Nachtmütze steigerte sich die Erektion zuweilen bis zum Samenerguß. Patient hielt sich von Masturbation fern und übte auch nicht den Koitus aus bis zum 21. Jahre, wo er mit einem schönen Mädchen von 24 Jahren die Ehe einging. In der Brautnacht blieb die geschlechtliche Potenz aus, auch in den folgenden Nächten, bis Patient in seiner Not darauf verfiel, sich bei dem Akt statt seiner jungen Frau eine Alte mit Schlafmütze vorzustellen. Hierdurch gelang ihm die Kohabitation. Seitdem, er ist jetzt 5 Jahre verheiratet, bedient er sich stets dieses Hilfsmittels. Er leidet seelisch sehr unter dieser ihm ebenso lästigen wie zum Beischlaf notwendigen Zwangsidee, durch die, wie er sagt, seine Frau und seine Ehe „profaniert“ wird.

Bei der Halsbekleidung kommen als Fetisch zunächst Halstücher aller Art in Betracht. Von einem Fetischisten für feine seidene Halstücher bei älteren Herren besitze ich ausführliche Aufzeichnungen, ebenso von mehreren Fetischisten für „möglichst hohe“ Stehkragen. Ebenso gibt es Fetischisten beiderlei Geschlechts für weiche Kragen, für farbige, gestreifte, selbst unsaubere Kragen, für Matrosenkragen und für Schillerkragen. Beim Krawattenfetischismus spielt neben dem Stoff, wie Seide, Atlas, dem Muster und der Farbe, die Bindeart eine sehr große Rolle. Während die genial 'gewundene Künstler-schleife, die Marinekrawatte, die langen Regats nebst allen Arten von Schlipsnadeln, die als Fetischismen etwa den Broschen der Frauen entsprechen, nicht selten eine übergroße Anziehung ausüben, stehen viele Damen den „geleimten“ Krawatten mit lebhafter Antipathie gegenüber, ähnlich wie etwa den „Röllchen“ genannten Manschetten und den Chemisetten, die vielfach von Frauen als Antifetische empfunden werden, weil sie in ihnen Symbole kleinbürgerlicher Spießlichkeit erblicken.

Wir nähern uns damit dem so vielgestaltigen Fetischismus für Unterkleidung und Wäsche. Diese intimen Kleidungsstücke nehmen als Fetische keine geringe Stelle ein. Auf die Frage, ob der nackte, bekleidete oder halbbekleidete Körper anziehender wirkt, antworten unter mehr als 1000 Personen 40%, daß sie der halbverhüllten, 35%, daß sie der völlig entkleideten und 25%, daß sie der ganz bekleideten Gestalt den Vorzug geben. Entsprechend ihrer anziehenden Bedeutung legen deshalb fast alle Prostituierten auf „Reizwäsche“ großen Wert, und die Lebemänner geben ihnen wenig darin nach. Namentlich sind Hemden bei Männern und Spitzenwäsche bei Frauen häufige Fetischismen, doch auch weißgestärkte Oberhemden von Herren wie seidene Leibwäsche eleganter Frauen werden von vielen mit einer das Durchschnittsmaß weit überragenden Leidenschaftlichkeit begehrt. Ich will einige hierhergehörige Fälle aus meiner Gerichtspraxis anführen: In einem Ehescheidungsfall gab eine Frau an, ihr Mann hätte vom Beginn der Ehe von ihr verlangt, sie solle beim Geschlechtsverkehr Barchent-Unterbeinkleider anziehen. Sehr widerstrebend hätte sie diesem Wunsche nachgegeben, darin aber eine Erniedrigung ihrer Person erblickt; „hätte er doch wenigstens seidene Wäsche beansprucht,“ meinte sie, „aber ausgerechnet einen so gewöhnlichen Stoff wie Barchent.“ Da der Ehemann mir bereits vor der Ehe einmal seine seltsame Fixierung an Barchent vorgetragen und dies seiner Frau mitgeteilt hatte, wurde ich als sachverständiger Zeuge geladen. Die Ehe erwies sich als unhaltbar. Die Frau berief sich in ihrem Ehescheidungs-

prozeß darauf, daß Ärzte ihr geraten hatten: um ihren Mann von seiner Unnatürlichkeit zu kurieren, müsse jedes Stück Barchent aus der Wohnung entfernt werden. Sollte ein solcher Rat tatsächlich gegeben worden sein, was ich bezweifle, so wäre es der denkbar schlechteste. Im Gegenteil würde sich das Eheleben wahrscheinlich für alle Beteiligten sehr harmonisch gestaltet haben, wenn die Gattin ihrem Manne hinsichtlich seiner fetischistischen Besonderheit entgegengekommen wäre.

Recht schwierig lag ein anderer Fall von Unterkleidungsfetischismus, der einen Eisenbahnbeamten betraf. Dieser Mann war ertappt worden, als er im Hause eines höheren Polizeibeamten einbrach, um Frauenhemden zu entwenden. Es stellte sich heraus, daß er in periodischen Abständen nachts durch die Straßen seines Wohnortes irrte, um irgendwo durch einen Spalt im Fenstervorhang ein Stück von einer sich entkleidenden Ehefrau zu erspähen. Hier schlich er sich dann später ein, um Wäsche zu stehlen, die er im Dienst ständig auf seinem Körper trug. Von einem partiellen Transvestiten unterschied er sich dadurch, daß es niemals ungetragene Wäsche sein durfte. In der Hauptverhandlung vertrat ich den Standpunkt, daß bei dem erblich schwer belasteten Mann zum mindesten die freie Willensbestimmung nicht mit der Sicherheit bejaht werden könne, wie es das Gesetz erforderte. Mein Gegengutachter, ein Universitätsprofessor, legte dem Gericht dar, daß es für die Beurteilung des Diebstahls völlig unerheblich sei, ob der Täter sich bereichern oder sexuell befriedigen wolle. In beiden Fällen suche er doch nur seinen Vorteil. Der Gerichtshof schloß sich dieser Beweisführung an und verurteilte den Mann wegen Einbruchs ohne mildernde Umstände. Wenige Tage später fand man ihn in seiner Zelle tot vor, er hatte sich erhängt.

Fast stets in falschen Verdacht geraten Taschentuchfetischisten. Man hält sie für Taschendiebe. Ich hatte einen Mann zu begutachten, der Jura studiert hatte. Dieser war bereits viermal wegen Taschendiebstahls vorbestraft. Die wahre Ursache hatte er sich nicht zu sagen getraut, auch nicht ohne Grund angenommen, man würde ihm doch nicht glauben. Jetzt endlich, beim fünften Mal, hatte er die Gründe seiner strafbaren Handlungen angegeben. Darauf erfolgte meine Ladung als Sachverständiger. Das Gericht schloß sich dem Endergebnis meines Gutachtens — „Zweifel an der freien Willensbestimmung“ — an und sprach frei. Bei den Taschentuchfetischisten ist, wie bei den Wäschefetischisten überhaupt, oft der Geruchssinn das leitende Sinnesorgan. Wiederholt sah ich auch Fetischisten, die nur parfümierten Frauentaschentüchern nachstellten.

Zum Rumpfbekleidungsfetischismus gehört auch der Korsettfetischismus. Für die an dieser Anomalie leidenden Personen bilden die Auslagen eleganter Korsettgeschäfte den Inbegriff alles Schönen, deren Betrachtung allerdings für sie die Überwindung erheblicher Schamschranken notwendig macht. Ich habe aber auch Fälle von intensivem Korsetthaß gesehen; einige objektivierten ihre im Sexuellen wurzelnde Idiosynkrasie, indem sie den Schnürleib als höchst gesundheitsschädliches „Marterwerkzeug“ lebhaft bekämpften. Korsettfetischisten sind meistens auch Gürtel- und Strumpfbandfetischisten; sie empfinden alle diese Bekleidungsstücke als Instrumente und Symbole der Fesselung und Bindung.

Vor vielen Jahren hatte ich mich einmal gutachtlich in einem Falle zu äußern, in dem eine Ehefrau die Gültigkeit einer Ehe erfolgreich mit der Begründung angefochten hatte, es sei ihr erst nach der Verheiratung bekannt geworden, daß ihr Mann „Korsett fetischist“ sei; wäre sie durch ihn vorher über diese Triebstörung unterrichtet gewesen, so würde sie von der Heirat bestimmt Abstand genommen haben, trotzdem sie sonst nichts gegen den Mann einzuwenden habe. Tatsächlich hatte er von ihr beansprucht, daß sie auch nachts das Korsett nicht ablegen dürfe; ohne dieses könne er den Verkehr nicht vollziehen.

Trotzdem „sexuelle Zwangszustände“ ähnlicher Art nicht gar so selten bei Männern auftreten, halte ich die Auffassung doch für übertrieben, die gelegentlich auch in der Fachliteratur vertreten wird, es seien die „Modenarrheiten“ und „Modetorheiten“ der Frauen mehr oder minder auf fetischistische Forderungen der Männer zurückzuführen. Wie die Fußverkrüppelung der Chinesinnen, der eintätowierte Schnurrbart der Ainoweiber, der Fettsteiß bei afrikanischen Naturvölkern, so hätte auch die „Wespentaille“ der Europäerinnen letztlich diesen Grund. In Wirklichkeit ist aber kein Kleidungsstück in Europa seit Jahrhunderten mehr bekämpft worden als das Korsett.

Sogar die Vaterlandsliebe der Frauen hat man angerufen, um diesem Apparat den Garaus zu machen, der in gleicher Weise die natürliche Wohlgestalt und Gesundheit des Weibes benachteiligte. So benutzte der schwäbische Dichterarzt Justinus Kerner (1786–1862), Verfasser der „Seherin von Prevorst“, einen Haßgesang gegen den Korsen Napoleon, um gleichzeitig gegen das Korsett zu wettern; er dichtete:

„Mit den Männern um die Wette
Hassst du den Korsen, Weib!
Hass drum auch die Korsette
Und befreie deinen Leib! —
Jeder Druck ist Zwang und Kette,
Jeder fremde Brauch ist Schmach.
Drum, so schleudre die Korsette,
Deutsches Weib, dem Korsen nach!“

Es nützte alles nichts — bis es eines Tages von selbst fiel. Die Frage, ob bei dem Wechsel der Mode mehr der Geschmack des eigenen oder des anderen Geschlechts maßgebend sei, ist dahin zu beantworten, daß zunächst das Geschlecht, das die Mode trägt, auch die Verantwortung trägt, daß der Bestand einer Mode nach ihrer Einführung allerdings wesentlich von der fetischistischen Reaktion abhängt, die sie bei dem anderen Geschlecht auslöst.

Die Erfahrung zeigt weiter, daß der Hautdruckfetischismus, der in dem Einpressen der Körperoberfläche seinen Ausdruck findet, oft auch narzistisch-autistisch auftritt. Dies zu wissen ist nicht unwesentlich, weil sich scheinbare Morde und Selbstmorde wiederholt als unglückliche Zufälle aufklärten, die sich bei Vornahme seltsamer Selbsteinschnürungen ereignet hatten. So hatte ich mich vor Jahren als Sachverständiger in einem Falle zu äußern, der sich in Potsdam zugetragen hatte. Dort war in seiner Dienstwohnung in einer Gardekaserne der Offizier v. P. erhängt aufgefunden worden; da er an Händen und Füßen gefesselt war, vermutete man einen Mord. Dagegen

sprach allerdings der Umstand, daß das Zimmer von innen so fest verschlossen war, daß es nur mit größter Mühe geöffnet werden konnte; vor die nach innen zu öffnende Tür war das Bett gerückt, und auch die Fenster waren verriegelt. Eigentümlich war die Kleidung, in der man den Toten auffand. Er trug ein langes, sehr enggeschnürtes Damenkorsett und ganz enge, lange Damen-Glacéhandschuhe. Es stellte sich nun durch Umfragen heraus, daß v. P. derartige teilweise Bekleidungen häufiger an sich vorgenommen hatte, und daß er sich von Zeit zu Zeit auch in einer von sehr viel Geschicklichkeit und Übung Zeugnis ablegenden Weise mit in seiner Wohnung vorgefundenen Lederriemen an Händen und Füßen fesselte. Während weder ein geschlechtlicher Umgang mit Frauen noch Männern von ihm zu erkunden war, fand man eine Reihe von Bildern, auf denen Frauen in Korsett und Handschuhen abgebildet waren, und außerdem noch eine Sammlung, wo diese sogenannte Bandeaux, breite enganliegende Stirnbänder, trugen. Nach Lage der Dinge mußte als unzweifelhaft angenommen werden, daß es sich hier um eine Selbsttötung unter Ausschluß einer fremden Person, und zwar mit größter Wahrscheinlichkeit um einen Sexualunfall handelte, indem dieser Mann bei den Einpressungen und Einschnürungen, die er wie an anderen Körperstellen auch am Halse vornahm, durch Selbststrangulation (von *στραγγαλόω*, strangulo = erwürgen, vgl. Strang) verunglückt war. So seltsam dieser Fall klingt, so ist er nicht alleinstehend, mir selbst sind mindestens zwei ähnliche bekannt geworden, von denen einer einen reichen Amerikaner betraf, der unter ähnlichen Umständen wie der Potsdamer Herr in seiner Jacht aufgefunden war, während der andere Fall einen jungen, ebenfalls adligen Rittergutsbesitzer in Ostpreußen betraf. Unser Archiv bewahrt auch einige Bilder von Personen auf, die sich in diesen höchst sonderbaren Situationen photographieren ließen, offenbar, um beim Anblick ihrer Fesselungen in Erinnerungen zu schwelgen.

Von den zahlreichen Selbstschilderungen, die ich im Laufe der Jahre gerade über

sexuelle Schnürsucht

erhielt, will ich einige Stellen aus der Zusage eines Mediziners wiedergeben, die sich durch gute Selbstbeobachtung auszeichnet: „Wann die Vita sexualis (= Geschlechtsleben) bei mir erwachte, vermag ich nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Ob ein Spiel, das ich mit meiner drei Jahre jüngeren Schwester in ganz jungen Jahren mitunter spielte – ich ließ sie nämlich auf mir reiten –, sexueller Natur war, kann ich nicht entscheiden. Mit einem Mitschüler in Quinta oder Quarta, also mit 9–10 Jahren, balgte ich mich gern in den Turnstunden herum, auch hier will ich nicht die sexuelle Natur des Kampfes – wir boxten uns ganz tüchtig herum – behaupten. Beim Tauklettern hatte ich, auch um dieselbe Zeit, ‚angenehme Gefühle‘. Ich sprach darüber nur einmal mit einem anderen Schüler, der mir erzählte, daß es ihm genau so ginge. Sonst habe ich mit Schulkameraden in dieser frühen Zeit über sexuelle Dinge nicht gesprochen. In Obertertia und Untersekunda sprachen wir wohl etwas über Befruchtung, Eunuchen usw., und ich schlug im Lexikon nach, ohne volle Aufklärung zu erhalten. Auch von Hause empfing ich keine Aufklärung, weder von meinen Eltern noch von meinen Brüdern, die alle älter sind als ich, weder vom Hausarzt noch von den Dienstboten.“

Seit Anfang der Pubertätszeit, den ich in die Jahre 1902–1903 (mit 14–15 Jahren) verlege, stellten sich bei mir Gelüste ein, mich selbst zu fesseln. Zuerst fesselte ich mir die Füße und Beine so eng aneinander, als es nur irgend ging, mit Leinen, Riemen, Schnüren oder ähnlichen Sachen. Soweit es zu machen war, fesselte ich mir auch die Hände, vorn oder auf dem Rücken, oder Hände und Füße zusammen. Daneben las ich gern Beschreibungen von Foltern, von Szenen, wo einer gefesselt ist oder wird. Ob ich dabei Erektionen gehabt habe, weiß ich nicht; ich wußte zu dieser Zeit von alledem noch nichts und habe so auch gar nicht darauf geachtet. Es ist wohl als sicher anzunehmen, daß Erektionen eintraten; Ejakulationen habe ich aber sicher nicht dabei gehabt. Nach einiger Zeit haben die Fesselungen aufgehört. Beschreibungen von Fesselungen und Martern lese ich immer noch gern oder sehe gern davon Bilder. In dieser Zeit habe ich mir, um meine Füße einzupressen, öfters, wenn ich allein war, die Stiefel auf den verkehrten Fuß angezogen.

Obwohl ich natürlich mein Interesse für Damenstiefel, das sich übrigens auch dadurch kundgibt, daß ich in jeden Schuhwarenladen einen Blick hineinwerfe, um nach eleganten Frauenstiefeln zu fahnden, zu verbergen bemüht bin, ist es doch schon zweimal bemerkt worden, einmal in ganz früher Zeit, als ich eines Sommernachmittags einen Konzertgarten besucht hatte und auf die Stiefel der dort promenierenden jungen, eleganten Mädchen aus Berlin W gesehen hatte, von meinen Angehörigen, die mich zu Hause fragten, was für Stiefel die jungen Mädchen anhatten, und dann zum zweiten Male, als ich 1908 mit einigen Bekannten aus der Provinz in einem Nachtcafé der Friedrichstadt saß; eine dort neben uns sitzende ‚Dame‘ sagte mir auf den Kopf zu, ich sei ein ‚Stiefelfreier‘.

In meiner Primanerzeit, also 1904–1905 (16–17 Jahre alt), verschaffte ich mir einmal ein Korsett und legte es mir an, indem ich meine Taille von 90 auf 75 cm einschnürte. Beim Schnüren trat Erektion und Ejakulation ein, da ich damals aber noch unwissend war, so dachte ich, daß durch den Druck Harn aus der Harnblase ausgepreßt würde. Erst in meinem ersten Semester kam mir plötzlich die Erkenntnis, daß es eine Ejakulation war. Seitdem habe ich mich geschnürt, so oft ich Gelegenheit dazu hatte, was aber nur sehr selten vorkam. Einmal trug ich ein Korsett mehrere Stunden lang, ging auch damit unter meiner Kleidung auf die Straße, während ich mich sonst nur schnürte, wenn ich allein zu Hause war, auf höchstens eine halbe Stunde. Damals habe ich auch angefangen, neben Abbildungen von elegantem Schuhzeug Korsettabbildungen zu sammeln, was ich auch jetzt noch tue.

Mit der Kleidungsreform rage habe ich mich viel beschäftigt, zum Teil tue ich es jetzt noch, weil ich dabei in den Schriften viel von dem Drucke und der Unbequemlichkeit des Korsetts lese, was mir eine angenehme Erregung verschafft. Sehe ich enggeschnürte Frauen und Mädchen, und vergegenwärtige ich mir den Druck des Korsetts auf ihren Brustkorb, Magen und Unterleib, so erziele ich Erektionen, die beim bloßen Anblick ausbleiben. Schon öfters ist in mir der Wunsch aufgetaucht, ein Weib zu sein, um mich immer tüchtig einschnüren zu können, Damenstiefel mit hohen Absätzen zu tragen und, ohne aufzufallen, vor Korsettläden stehenbleiben zu können.

Der gegenwärtige Stand meiner Vita sexualis ist folgender: Koitus habe ich noch nie ausgeübt, auch noch nie Bedürfnis dazu gehabt; ebensowenig habe ich jemals Handonanie, um so öfter dagegen Gedankenonanie getrieben; Küsse kann ich nicht leiden, selbst denen meiner Mutter suche ich mich zu entziehen. Tanzen habe ich nicht gerne; tanze ich aber, so macht mir das Gefühl, die Korsettstäbe durchfühlen zu können, Freude. Einen Mann zu lieben, ist mir noch nie der Gedanke gekommen, aber auch ein weibliches Wesen habe ich noch nie geliebt. Nur für ein junges Mädchen habe ich einmal Interesse gehabt: sie entsprach meinen Anforderungen in bezug auf elegante Stiefel und

enggeschnürte Taille. Ich sah sie eine Zeitlang fast täglich, da ich morgens mit ihr dieselbe Bahn benützte; ich erwartete ihr Kommen und freute mich, wenn ich sie sah, und vermied sie, wenn sie ausblieb.

Befriedigung finde ich, solange ich selber kein Korsett tragen und elegante Stiefel anziehen kann, darin, auf der Straße nach meinen weiblichen Idealen auszuschauen, in die Korsettläden und Schuhwarenläden hineinzuschauen, Lokale zu besuchen, in denen man elegante Damen findet, Theater bei Premieren, wozu ich oft Gelegenheit fand, dabei mir auf der Bühne die Schauspielerinnen auf mein Ideal hin anzusehen, ebenso in Varietés oder Zirkus die Sängerinnen und Artistinnen.

Kommt einmal das Gespräch auf Korsette und Schnüren, so werde ich jedesmal, so unangenehm mir das ist, rot. Ich glaube aber, daß es noch niemandem besonders aufgefallen ist. Dabei suche ich gelegentlich, wenn ich mit einem Bekannten allein bin, das Gespräch darauf zu bringen, wobei ich gewöhnlich Erektionen bekomme. Einmal saß ich im Zirkus und brachte das Gespräch auf eine Artistin und ihre enggeschnürte Taille, wobei ich ein heftiges, aber durchaus regelmäßiges Zittern eines Beines bekam. Dasselbe passierte mir, als ich einem Mitwirkenden, der bei einer Liebhabervorstellung als Dame auftreten sollte, bei der Anlegung des Korsetts behilflich war; trotzdem ich stand, bekam ich dasselbe heftige Zittern eines Beines.

Meine hauptsächliche Befriedigung ist der ‚sexuelle Tagestraum‘ im Anschluß an meine Lektüre. Wie gesagt, habe ich gern Sklavengeschichten gelesen und würde sie auch jetzt noch gerne lesen, wenn sie nicht so schwer zu beschaffen wären und ich mich nicht so genieren würde, sie in Buchhandlungen zu fordern. Dann lese ich ziemlich viel Romane und Erzählungen, nur um auf Stellen zu fahnden, wo Korsett und Stiefel vorkommen. Gewöhnliche Liebesgeschichten lassen mich vollkommen kalt, aber solche Stellen kann ich immerzu lesen, bis ich sie fast auswendig kann. Auch ‚Korsettg Geschichten‘ von *Dolorosa* und Flagellantengeschichten habe ich gelesen, wobei es mir nur auf die Fesselung ankam und nicht auf die Geißelung. Vor dem Einschlafen und manchmal bei Spaziergängen erzähle ich mir selbst Geschichten ähnlichen Inhalts, von Sklaven und Sklavinnen, die Martern unterworfen werden, die in Korsette geschnürt werden, von der Korsettdisziplin in England, von geschnürten Frauen und Mädchen usw. Mitunter stelle ich mir vor, wie ich zu einer Puella (Abkürzung von *puella publica* = öffentliches Mädchen) gehe, mich ausziehe und mich von ihr mit weiblichen Kleidungsstücken anziehen lasse. Alle diese Vorstellungen erregen Erektionen, aber keine Ergüsse.

Mehrmales habe ich mich über sexuelle ‚Erlebnisse‘ so aufgeregt, daß ich nicht schlafen konnte, so einmal, weil ich das vorhin erwähnte Mädchen in Sonntagstoilette gesehen hatte, wo sie besonders stark geschnürt war; ich bekam in der Nacht keinen Schlaf. Ein andermal konnte ich über einen Passus in einem Romane, den ich tags vorher gelesen hatte und der von einer geschnürten Frau handelte, nicht einschlafen.

Die erste richtige Pollution hatte ich im Sommersemester 1906, mit 18 Jahren. Seit Januar 1907 habe ich alle Pollutionen aufgezeichnet, mit den Träumen, die nur selten die Ergüsse begleiten, ebenso die Träume, die ich ohne Pollutionen hatte. Auch sie zeigen das masochistisch-fetischistische Moment in meiner Vita sexualis, das besonders in der Betonung der Schmerzen, die ein enggeschnürtes Korsett und ein eleganter Stiefel mit hohen Hacken machen, hervortritt. Ich gebe einige Beispiele meiner Träume: ‚Ein Bekannter lag in einer Hängematte; mit einer Schnur wollte ich seine Hände fesseln. In dem Augenblick, wo ich die Schlinge zusammenzog, erfolgte der Erguß.‘ – ‚Traum ohne Erguß: Sah drei Weiber in rosa Korsetten.‘ – ‚Vor einem Buchladen stehend, betrachte ich die Buchumschläge von Sklavengeschichten. Pollution.‘ – ‚Sah tanzenden jungen

Mädchen zu (hatte vorher ein paar Bälle mitgemacht); eine tanzte mit Schuhen, deren Hacken sehr hoch waren. Erguß.' – „Sah Frau mit Korsett, das hinten keine Lücke hatte, sondern vollständig geschlossen war. Pollution.“

Erotisch bedeutungsvoll sind „Reizstrümpfe“ aller Art, von den feinsten, bis weit über die Knie reichenden Florstrümpfen bis zu den kurzen wollenen Socken. Ein mir bekannter Arzt erklärte, daß für ihn, wenn eine Frau ihre Strümpfe auszöge, jeder Reiz verschwunden sei. Wie häufig dieser Fetischismus ist, dafür bietet die große Beliebtheit einen Fingerzeig, deren sich gerade die Photographien erfreuen, welche weibliche Personen darstellen, die nichts als lange schwarze Strümpfe anhaben, vielfach in Verbindung mit Schuhen. Diese beiden Fetische – Schuhe und Strümpfe – bilden für viele, wenn auch keineswegs für alle Fetischisten eine Einheit.

In Laienkreisen ist der „Schuhfreier“ neben dem „Zopfabschneider“ wohl der am meisten bekannte Typus eines Fetischisten, und in der Tat stellt er wohl die häufigste Form des Bekleidungsfetischismus dar.

Dies ist auch wohl der Grund, daß Iwan Bloch ihm (dem Schuhfetischismus) einen besonderen Namen beilegte:

R e t i f i s m u s.

Er schlägt diese Bezeichnung in dem Buche vor, das er 1906 unter dem Verfasser-namen Eugen Dühren und dem Titel „*Rétif de la Bretonne*, der Mensch, der Schriftsteller, der Reformator“ veröffentlichte, und zwar mit folgender Begründung: „Denn es ist diejenige sexuelle Perversion, die in *Rétifs* Leben (1734 – 1806) am meisten hervortritt und die auch in ihm ihren ersten literarischen Interpreten (= Erklärer) und Apostel in genau derselben Weise gefunden hat, wie der Sadismus von de Sade und der Masochismus von Leopold von Sacher-Masoch in weiteren Kreisen bekannt gemacht wurde.“ In „Monsieur Nicolas“, seiner auch von Goethe, Schiller und Wieland bewunderten Autobiographie (= Beschreibung des eigenen Lebens), schildert *Rétif* (in Band I, S. 90 – 93) seine Leidenschaft für Füße und Schuhe und fügt hinzu: „Hat denn aber diese Vorliebe für schöne Füße, die in mir so stark ist, daß sie unfehlbar meine heftigsten Begierden erregt und mich über sonstige Häßlichkeit hinwegsehen läßt, ihre Ursache in einer physischen oder geistigen Anlage? Sie ist bei allen, die sie hegen, sehr stark. Hängt sie zusammen mit einer Vorliebe für leichten Gang, graziösen und wollüstigen Tanz? Die seltsame Anziehung, die die Fußbekleidung ausübt, ist doch nur ein Reflex der Vorliebe für schöne Füße, die selbst ein Tier anmutig machen. Man schätzt die Hülle dann fast so hoch wie die Sache selbst. Die Leidenschaft, die ich seit meiner Kindheit für schöne Fußbekleidung hege, war eine erworbene Neigung, die auf einer natürlichen Vorliebe beruhte.“ Wie Bloch berichtet, „errötete *Rétif* vor Frauenschuhen, als wenn es die Mädchen selbst wären, die Pantoffeln und Schuhe, die er sammelte, küßte und beroch er und masturbierte bisweilen in sie hinein, vor allem faszinierten (= fesselten) ihn die hohen Absätze von Frauenschuhen, deren Anblick ihn in hochgradige sexuelle Erregung versetzte.“ In den Fuß-

stapfen dieses klassischen Fetischisten bewegte sich im Beginn unseres Jahrhunderts auch eine nicht ganz unbekannte Schriftstellerin, die unter dem Decknamen Elsa Lafière einen Novellenband „Schuhgeschichten“ erscheinen ließ. Es gibt keine Art von Schuhwerk und an diesem nicht eine einzige Stelle, die nicht als Fetisch höchst erregend und aufreizend wirken kann. Bald sind es die Hacken, bald die Knöchelfalten, bald die Schnürsenkel, bald der Spann und bald der Schaft, bald die Sohlen und bald die Schuhnägel, die als Fixationspunkte in Betracht kommen. Sehr viel beachtet wird die Form des Schuhs. Einige reagieren nur auf Halbschuhe, andere nur auf Reitstiefel, wieder andere auf Zug-, Stulpen-, Schaft- oder Schnürstiefel, manchen kann der Schuh nicht elegant und zierlich, manchen nicht derb und unförmig genug sein. Dieselbe sich bis zum Fetischismus steigende Geschmacksverschiedenheit besteht hinsichtlich des Stoffes. Lackschuhe stehen auf der Fetischseite, Zeugschuhe auf der antifetischistischen Kehrseite obenan.

In den Mitteilungen einer in sexuellen Dingen völlig unwissenden jungen Frau, die nach einjähriger Ehe mit einem Offizier gegen diesen die Scheidungsklage einreichte, findet sich folgende Stelle: „Meine Stiefel sollten stets schwarz sein, mit recht hohen Schäften und hohen Absätzen, außerdem mit kleinen, runden, schwarzglänzenden Knöpfchen, die er sich gern ins Gesicht drücken ließ. Strümpfe und Beinkleider sollten ebenfalls schwarz sein. Er hatte es gern, wenn ich mich eng schnürte, und zog sogar selbst Gürtel und Bänder bei mir fest an. Beim Akt mußte ich stets Korsett, hohe Stiefel und Strümpfe anhaben, sonst konnte er nicht mit mir verkehren. Dabei lag er stets unten. Für mich waren das starke Zumutungen, die ich schließlich meiner Mutter anvertraute, welche sich darüber geradezu entsetzte.“ Sehr deutlich tritt bei diesem Sukkubisten die metatropische Bedeutung der Fußbekleidung hervor. Den Schuh lieben, heißt sich unterwerfen wollen, wobei das Merkwürdige ist, daß, wie im letzterwähnten Fall, der Schuhfreier förmlich einen Zwang ausübt, um zu erzielen, daß gegen ihn ein Zwang ausgeübt wird — eine der für das Liebesleben so charakteristischen sado-masochistischen Gegensatzüberwindungen.

Es gibt Fetischisten, die sich in Hotels abends heftig an den zur Reinigung herausgestellten Schuhen und Stiefeln erregen. Einer gab an, daß er sich ipsatorisch betätige, wenn er ein Paar starke große Männerstiefel, am liebsten Soldatenstiefel mit Sporen, neben zierlichen Frauenschuhen vor der Zimmertür stehend betrachte; er schleiche sich im Dunkel der Nacht zu den vier Schuhen, um sie zu streicheln, zu beriechen und zu küssen. Dieser Mann — er war seines Zeichens Geistlicher — hatte auch schon wiederholt Hausdiener bestochen, damit sie ihm gestatteten, die Schuhe der Hotelgäste früh zu säubern. Trotzdem ihm dieser ganze Zustand äußerst peinlich war, konnte er seine Stiefelleidenschaft nicht bezähmen. In Konstantinopel wurde mir in der Perastraße ein alter, sehr ernst und würdig aussehender Stiefelpußer gezeigt, der in seiner englischen Vaterstadt früher als vornehmer, reicher Mann gelebt haben soll und vor mehreren Jahrzehnten lediglich aus dem Grunde nach der Türkei übersiedelte, um dort unerkannt und ungehindert seinem seltsamen Drang für Stiefel frönen zu können. Was die eleganten Levantinerinnen für sorgsames Glätten und Glänzen hielten, war in Wirklichkeit eine erotische Liebkosung ihres Schuhzeugs. Ein Patient von mir litt sehr unter einer Passion für hohe geschweifte Absätze. Er fuhr aus dem kleinen Orte, wo er in sehr angesehener öffentlicher Stellung lebte, monatlich einmal nach der Großstadt, suchte dort stundenlang nach den höchsten Hacken, deren er bei einer Dame ansichtig werden konnte, und ver-

anlaßte diese – es handelte sich immer um Prostituierte –, ihm den Körper so lange mit den Hacken zu bearbeiten, bis Ejakulation erfolgte. In London wurde vor einigen Jahren ein berühmter Maler ermordet, dessen ganzer Körper mit frischen Wunden und älteren Narben bedeckt war, die von Sporen herzurühren schienen. Die Nachforschungen ergaben, daß sein letzter Besucher ein Kavallerist gewesen war. Der unglückliche Mann hatte offenbar ebenfalls der ausgedehnten Klasse der Reitstiefelfetischisten angehört. In meiner Praxis habe ich zu wiederholten Malen derartige Narben am Körper von Sporenfetischisten feststellen können. Daß aber auch auf diesem Gebiet antifetischistische Regungen vorkommen, zeigte mir vor Jahren ein Fall, zu dem ich gutachtlich zugezogen war. Ein Mann war wegen Sachbeschädigung angeklagt, weil er in einem der ersten Hotels der Hauptstadt von einem Gast ertappt wurde, wie er gelbe Lederschnürschuhe mit einem Messer zerschnitt.

Überhaupt liegt scheinbar völlig grundlosen Sachbeschädigungen, beispielsweise Zerstörung bestimmter Kleidungsstoffe durch Bespritzen ätzender Säuren, viel häufiger, als man annimmt, ein antifetischistisches Motiv zugrunde.

Eine Untergruppe in der Kategorie der Beinbekleidungsfetischisten bilden noch die *Retrousséfetischisten*, Männer, die mit Begierde darauf achten, daß eine Frau den Rock anhebt und dabei sonst bedeckte Teile erblicken läßt, elegante Stiefeletten, feine Florstrümpfe, Jupons (= Unterröcke), „leichte Wolken weißer Spitzenwäsche oder gar die schillernde Seide eines farbigen Unterrocks“. Das *Retroussé* (= Rockanheben) hat auf fetischistischem Gebiet eine ähnliche Bedeutung wie das Dekolleté, genauer gesagt, es „hatte“ solche Bedeutung, denn seit die Frauen die Röcke nicht mehr lang tragen, sondern ohnehin die Beine bis zu den Waden freilassen, hat für die *Retrousséfetischisten* das Weib und die Welt viel an Schönheit verloren. Was sie anzog, war weniger der Unterschenkel an und für sich, als gerade das graziöse Raffén der Röcke, welches sonst verhüllte „intime“ Reize für kurze Zeit mehr oder weniger unfreiwillig sichtbar werden ließ. Diese Männer folgten Frauen oft weite Strecken, nur um mit den Augen ein Stück ihrer Wade zu erhaschen, und freuten sich über jeden Tag, an dem es regnete, weil dieses Wetter ihre „Aussichten“ begünstigte.

Wenn allerdings *Bloch* (in der „Ätiologie der Psychopathia sexualis“) einmal bemerkt, daß „Paris von jeher das Paradies der *Retrousséfetischisten* gewesen sei“, so ist dieser Mitteilung gegenüber wie allen über nationale Sexualeigentümlichkeiten Vorsicht am Platze – Geschlechtlichkeit und Liebe sind mit allen ihren Begleiterscheinungen international. Die Bezeichnung einer bestimmten Verkehrsart als „französisch“ ist ebensowenig gerechtfertigt wie etwa die Benennung der Homosexualität als „vice allemand“ (= deutsches Laster) oder die des Flagellantismus als „englische Erziehungsmethode“; immerhin kann zugegeben werden, daß die Französinen im Raffén ihrer langen Röcke und Schleppen im Durchschnitt mehr „chic“ (hängt mit dem deutschen Wort „schicklich“ zusammen) entwickelten als die Frauen anderer Nationen. Jetzt leiden die *Retrousséfetischisten* unter dem Wechsel der Mode dort wie hier, genau so wie die Zopffetischisten unter der Einführung des Bubikopfes oder die zahllosen Fetischistinnen für den „bunten Rock“ in Deutschland durch die Abrüstung. Man kann sich kaum vorstellen, welche Bedeutung solche von vielen kaum beachtete Veränderungen im Straßenbild für Fetischisten haben. So erzählte mir ein Fetischist für die Kavallerie, daß er, seitdem diese mit dem

Kriege aus seinem Wohnort verschwunden sei, überhaupt nicht mehr ausgehe. Für andere treten bald neue Fetische an Stelle der verlorenen, so nimmt jetzt für viele die Sportkleidung die frühere Stelle der Uniform ein.

Einiges noch von der Oberkleidung. Von wesentlicher Bedeutung ist hier oft die Farbe des Kleidungsstückes; auf manche Personen wirken blaue Anzüge besonders erregend, auf andere weiße Kleider, aber auch die grüne, graue und schwarze, wie schließlich überhaupt jede Farbe kann eine fetischistische oder antifetischistische Bedeutung gewinnen. Ein Oberlehrer schreibt: „Ich empfinde beim Schauen von chromgelben und lilagrauen Farben sexuelle Rauschzustände. Ich onaniere in diesen Farben und träume von ihnen, wenn ich Pollutionen habe.“

Im übrigen kann jede Tracht, jedes Kostüm zum Fetisch werden, von dem Talar des Geistlichen und der Robe des Richters bis zum Anzug des Schornsteinfegers und jeder männlichen oder weiblichen Berufs- oder Arbeitskleidung. Nicht selten sind Fälle, in denen sich auf den Mantel ein starker Fetischhaß konzentriert, so war für eine Dame der Berliner Gesellschaft jeder Herr mit Überzieher, Hut und Stock ein Gegenstand heftigster Aversion, doch sind die Fälle bei weitem häufiger, in denen sowohl der Damenmantel als der Herrenüberzieher zum erheblichen Fetisch werden. Ich hatte eine Patientin, die durch Pelerinenmäntel besonders erregt wurde, eine andere, der es die kühn geworfene Offizierstoga angetan hatte. Unter den Damenmänteln hat jede Form und Farbe, jeder Schnitt und jeder Stoff fetischistische Verehrer, vor allem ist aber der Pelzmantel ein Fetisch erster Ordnung, und zwar nicht erst, seit *Sacher-Masoch* ihn in seiner „Venus im Pelz“ verherrlicht hat. *Krafft-Ebing* hat den Fetischismus für Pelz gemeinsam mit dem für Leder, Samt und Seide als

Stoff fetischismus

behandelt, zweifellos steht hier auch der Stoff als Anziehungsmittel voran, doch nicht so sehr, um ihn als eine ganz besondere Gruppe für sich herauszuheben, er gehört zum Kleidungs fetischismus, bei dessen verschiedenen Arten einschließlich des Wäsche fetischismus neben Farbe und Form stets der Stoff eine gewisse Rolle spielt.

Auch von dem Bett geht ein fetischistischer Reiz aus. Damit ist nicht die alltägliche Erfahrung gemeint, daß eine im Bett liegende Person oft einer Person des andern Geschlechts besonders begehrenswert erscheint. Mehr in das fetischistische Gebiet schlägt es schon, wenn, wie es in einem bayrischen Passionsdorf vorgekommen ist, eine Dame aus Amerika dem Darsteller des Christus eine hohe Summe bietet, um eine Nacht in seinem Bette ruhen zu dürfen, natürlich allein. Fraglich ist es nur, ob es sich hier um religiösen oder erotischen Fetischismus handelt, während ein anderer von mir beobachteter Fall eindeutiger ist, in dem jemand in einem Hotel eine Stellung annahm, um sich in stärkster Ekstase zwecks sexueller Entspannung über Betten zu werfen, in denen sich die während der Nacht getragene Leibwäsche einer schönen Frau befand. Vor kurzem suchte mich ein Kaufmann aus Westdeutschland auf, der sich ausschließlich für schlafende Frauen interessierte. Nur solche, die

liegen und der Ruhe pflegen, reizten ihn, stehende und gehende Frauen waren ihm gleichgültig, gegen sitzende empfand er Fetischhaß. Bei der Exploration ergab sich neben dieser Sonderheit noch eine andere, daß ihm unerklärliche Erektionen auftraten, wenn er bei ihm in Stellung befindliche Mädchen anfuhr oder schalt. Das Verbindungsglied zwischen beiden Anomalien dürfte in einem larvierten (= verhüllten) Sadismus — Erotisierung durch Ruhelage und Wehrlosigkeit als Symbol der Passivität — zu suchen sein.

Der Fetischismus für Pelze, Leder und andere tierische Häute (sowie deren Anhänge, wie Vogelfedern) beansprucht noch insofern unsere Aufmerksamkeit, als er uns das Verständnis für jene Geschlechtsverirrung erleichtert, die *Krafft-Ebing* als

Tierfetischismus

bezeichnet hat. Es ist dieselbe Abnormität (= Abweichung von der Norm; Anomalie besagt ähnliches), die man vor ihm Bestialität (von bestia = Tier) und Sodomie (dieser von der biblischen Stadt abgeleitete Name wird bei manchen Völkern mehr für mann-männlichen Geschlechtsverkehr, bei anderen mehr für „Unzucht mit Tieren“ gebraucht) genannt hat und für die man in der Fachliteratur nach *Krafft-Ebing* gelegentlich auch die Ausdrücke Zoophilie (= von ζῷον = Tier und φιλέω lieben) und Zooserastie (von ἐράω = begehren) und Zoosadismus (= sadistische Akte an Tieren) findet. Die Auffassung *Krafft-Ebings* über geschlechtliche Tierliebe, welche aus seiner Namensgebung erhellt, scheint mir richtiger zu sein als die von Paul *Garnier*, der in seinem weitverbreiteten Buch „Onanisme“ in den von Menschen mit Tieren vorgenommenen Geschlechtsakten lediglich eine besondere Form der „Onanie“ sieht, indem er davon ausgeht, daß bei diesem Verkehr ausschließlich Reizungen und Reibungen der Geschlechtsorgane ohne seelische Mitbeteiligung in Betracht kommen. Diese Annahme stimmt jedoch mit den Tatsachen durchaus nicht immer überein. Zwar ist es richtig, daß diese Akte von Personen, die viel mit Tieren zu tun haben, wie Hirten, Stallburschen, Kavalleristen besonders häufig als Surrogathandlungen vorgenommen werden; doch widerspricht dies keineswegs ihrem fetischistisch-seelischen Charakter.

So hatte ich während des Krieges einen bayrischen Feldwebel zu begutachten, der in Rumänien einer Sau beiwohnte. Die Mannschaften hatten beobachtet, wie er sich wiederholt in den Schweinestall schlich und dort einschloß. Die mißtrauischen Soldaten bohrten nun kleine Gucklöcher in die Stalltür und stellten zu ihrer Verwunderung fest, wie ihr Vorgesetzter mit der Sau in regelrechten Geschlechtsverkehr trat. Auf ihre Anzeige verhaftet, gab der in seiner Verzweiflung nun dem Selbstmord nahe Feldwebel zu seiner Rechtfertigung an: Die helle Haut des Schweines hatte ihn immer so sehr an die zarte Haut seiner Frau erinnert. Er hätte seit zwei Jahren seine Frau, an der er mit größter Liebe hing und die ihm sieben blühende Kinder geschenkt hätte, nicht mehr gesehen; um ihr die Treue zu bewahren, hätte er jedes Weib gemieden und sich nur mit diesem Tier eingelassen. Trotz dieser treuherzig vorgebrachten Entschuldigung, in der eine nicht unerhebliche geistige Schwäche des Angeschuldigten Bestätigung fand, trotz musterhafter Führung im Dienst und vieler Kriegsauszeichnungen wurde der Mann von dem Kriegsgericht (aus § 175 RStGB.) zu einer sehr erheblichen Freiheitsstrafe verurteilt. Die naive Art, wie

dieser Angeklagte seine strafbare Handlung erklärt, findet sich bei ähnlichen Vorkommnissen auffallend häufig und ist bezeichnend für den Schwachsinn der Täter. So beantwortete ein Bauer, der eines ähnlichen Vergehens mit einer Sau bezichtigt war, die Frage des Richters, wie er denn zu solcher Untat käme, mit der kurzen Erklärung: „Meine Frau war verweist“; ein anderer, von dem in *Groß' Archiv* (Bd. 34, S. 265) berichtet wird, brachte zu seiner Rechtfertigung vor: „Die Sau sei ihm nachgegangen und habe ihn so rührend angesehen, darum habe er ihr den Willen getan.“

Daß der übertriebenen Tierliebe alleinstehender und kinderloser Männer und Frauen vielfach ein unbewußt erotischer Charakter innewohnt, scheint mir zweifellos. Erkundigungen, die ich bei Tierärzten über das Verhalten der Tierbesitzer einzog, bestätigen mir dies im weitgehenden Maße, namentlich erzählte mir ein Berliner Spezialarzt für Hundekrankheiten viele Beispiele von den alle Vorstellungen übersteigenden Zärtlichkeiten und Liebkosungen, mit denen manche Hundebesitzer ihre Tiere überschütteten; es sind jene Personen, von denen schon *Wulffen* im „Sexualverbrecher“ sagt, daß sie ihren Dienstmädchen minderwertige Kost geben, während sie ihren Hunden Kotelette und Beefsteaks vorsehen.

Menschenhaß und Tierliebe

kommen nicht selten vergesellschaftet vor. Auffallend ist, wie oft Gefängnisdirektoren von einer ungewöhnlichen starken Zärtlichkeit für Tiere berichten, die sie bei Mördern beobachtet haben. So bewies der berüchtigte Massenmörder *Sternickel* eine zärtliche Liebe für Tauben und hat als Knecht sich selbst nie Ruhe gegönnt, bevor er die Tierchen nicht ausreichend versorgt hatte. Er hat niemals ein Tier, dagegen kaltblütig Menschen töten können. Auch der Mörder *Schunicht* wäre zu erwähnen, der seine ehemalige Geliebte in bestialischer Weise ermordete, vor seinem Fortgange aus deren Wohnung aber ihrem Kanarienvogel noch ausreichend Futter und Wasser gab, damit das Tierchen bis zur zwangsweisen Öffnung der Wohnung nicht verhungere. Der Oberstrafanstaltsdirektor *Polenz* in Plötzensee wußte im Anschluß an einen Vortrag in unserem Institut, den *Erich Mühsam* über „Strafvollzug und Sexualität“ hielt, von ähnlichen Beobachtungen zu berichten.

Einmal ersuchte mich eine Frau um ein Zeugnis, daß es notwendig sei, daß ihr Kater in ihrem Bette schliefe, weil sie an Reiben litte, das nur durch das warme lebende Katzenfell beseitigt würde. In Wirklichkeit lag aber sicherlich eine geschlechtlich gefärbte Bindung an den ungewöhnlich großen und schönen Kater vor, den sie mir mit Worten überschwinglicher Begeisterung vorstellte. Der Wirt und die Hausbewohner hätten, wie sie mitteilte, auf die Entfernung des ihre Ruhe störenden Tieres gedrungen; sie würde sich aber trotz der herrschenden Wohnungsnot lieber von ihrer hübschen Wohnung als dem „geliebten Vieh“ trennen.

War in diesem Fall von Katzenliebe zweifelhaft, ob sich die Besitzerin über den erotischen Charakter ihrer sehr heftigen Leidenschaft im klaren war, ebenso wie auch viele Damen in der schwärmerischen Zuneigung, die sie für ihr „Schoß“hündchen hegen, nicht das sinnliche Moment wahrnehmen oder nicht wahrhaben wollen, so war in einem andern Falle, der mir unterbreitet war, das Motiv ganz offenkundig. Ein 25jähriges, schönes kräftiges Mädchen ließ ihre Verlobung mit einem ausgezeichneten Mann, einem Architekten, zurückgehen aus Liebe zu ihrem Kanarienvogel; sie könne die Liebe zu dem Vogel nicht mit einem andern teilen; wenn sie die weichen Federn des Tieres mit ihren Händen und

Lippen berühre, verspüre sie eine sinnliche Erregung, die bis zur höchsten Befriedigung gehe. Dagegen bliebe sie bei den Liebkosungen ihres Bräutigams völlig kalt. Einen ähnlichen Fall berichtet *Rohleder*. Nur daß bei ihm der Gegenstand der heißen Liebe eines 30jährigen Mädchens ein männlicher Papagei war; sie ließ sich von diesem an Kopf, Kinn und Busen so lange „krabbeln“, bis sie in einen Zustand geschlechtlicher Erregung verfiel.

In der Mehrzahl der Fälle genügen die hier angeführten Berührungen nicht, um Entspannungen herbeizuführen, vielmehr kommt es zu eigentlichen Akten an den Genitalien. Man muß hier Handlungen unterscheiden, die Männer an Tieren vornehmen und die Frauen von Tieren an sich vornehmen lassen. Männliche zoophile Täter (die man häufiger auf dem Lande ertappt hat) pflegen weibliche Tiere, weibliche (die in der Stadt häufiger zu sein scheinen) männliche Tiere vorzuziehen.

Ob auch die Tiere ein Unterscheidungsvermögen für die beiden menschlichen Geschlechter besitzen, ist fraglich.

Die „Überskreuzregel“,

als deren hauptsächlichster Verfechter sich in neuerer Zeit Th. *Zell* bekannte, besagt, daß die Tiere, und zwar beschränkt er sich auf Säugetiere und Vögel, den Menschen nach seiner Geschlechtszugehörigkeit bewerten. Aus diesem Erkennen und Bewerten der menschlichen Geschlechtsnatur entspringe dann das Verhalten des Tieres zum Menschen, und zwar in dem Sinne, daß sich männliche Tiere mehr zu weiblichen Personen und weibliche mehr zu männlichen hingezogen fühlen. Ganz besonders soll sich dies zur Zeit der tierischen Brunst zeigen; *Zell* hat, um dies zu begründen, eine große Anzahl von Mitteilungen und Beobachtungen zusammengetragen. Er erwähnt die von L. *Ganghofer* so dramatisch geschilderte Begebenheit, wonach ein brünstiger Hirsch ein Bauernmädchen hartnäckig mit seiner Zuneigung verfolgte und es verschmähte, sich um seine in der Nähe befindlichen Stammesgenossinnen zu bewerben. Ein ähnlich einseitiges Liebesverhältnis bestand nach *Zell* zwischen einem Auerhahn und einer Bäuerin. Daß bei diesem ungleichen Paar die Zuneigung des männlichen Partners eine ausgesprochen sexuelle war, ging aus seinem Verhalten der Frau gegenüber hervor, vor der er ständig die charakteristischen Balzspiele aufführte, während er die ihn begleitenden Auerhennen unbeachtet ließ. Ferner sollen Hengste, die jeden Reiter beharrlich abwehren, sich oft überraschend leicht von Frauen zureiten lassen. Wütende Stiere sollen ihre Angriffe meist auf männliche Personen beschränken und weibliche verschonen. Ja, die berühmte Geschichte des ausgebrochenen Löwen von Florenz, der ein Kind verschonte, als sich ihm die verzweifelte Mutter entgegenwarf, wird von *Zell* dahin gedeutet, daß der Löwe durch die Weiblichkeit der Frau zurückgehalten wurde.

Vornehmlich soll aber das Verhalten unserer Haustiere, besonders der Hunde, Katzen und Papageien, die Überskreuzregel bestätigen, indem die Zuneigung der Tiere sich immer den Personen des ihrem eigenen entgegengesetzten Geschlechts in besonders auffälliger Weise zuwendet. Um die gerade bei Papageien oft recht schwer erkennbare Geschlechtszugehörigkeit festzustellen, empfiehlt *Zell* geradezu,

daß sich versuchsweise einmal eine männliche und dann eine weibliche Person dem Vogel nähern solle. Aus dem unterschiedlichen Verhalten gegenüber denselben soll man das Geschlecht des Vogels mit großer Sicherheit erschließen können. Auch eine ökonomische Bedeutung gewinnt nach *Zell* diese Frage, denn er will festgestellt haben, daß die Kühe erheblich mehr Milch geben, wenn sie von männlichen anstatt von weiblichen Personen gemolken werden.

Für die Gültigkeit dieser Überskreuzregel haben sich auch der alte *Brehm* und Professor Gustav *Jäger* in Stuttgart eingesetzt, ferner *Darwin*, soweit die Affen in Frage kommen. Die neueren Bearbeiter des Brehmschen Buches haben dagegen ihre Gültigkeit in Frage gestellt. Auch ein so guter Tierpsychologe wie *Prange*, der besonders Hunde und Katzen sehr gründlich auf ihr unterschiedliches Verhalten gegenüber männlichen und weiblichen Geschlechtspersonen beobachtet hat, verneint die Überskreuzregel und glaubt die Zu- oder Abneigung eines Tieres zu bestimmten Menschen in allererster Linie einerseits aus dem individuellen Charakter des Tieres, andererseits aus dem verständnisvollen, psychologischen Erfassen der Tierseele seitens des Menschen ableiten zu müssen. *Pranges* Ansicht wird auch durch das Verhalten kastrierter Tiere zum Menschen gestützt, die persönlicher Zu- und Abneigungen wohl fähig sind, während sie nach *Zell*, der hierüber selbst nichts sagt, mehr oder weniger indifferent (= gleichgültig) sein müßten. In den Fällen jedoch, in denen das betreffende Tier, trotz Gelegenheit zum normalen Geschlechtsverkehr, sich in unzweideutig geschlechtlicher Absicht dem Menschen nähert, wie etwa bei dem genannten Hirsch oder Auerhahn, dürfte es sich um Ausnahmefälle handeln, die in das Gebiet der „Tiersexualpsychopathologie“ gehören und nicht als Stütze einer allgemeinen „Regel“ verwendbar sind.

In der „Sexualpathologie“ habe ich eine Zusammenstellung der Tiere gegeben, die im Rufe standen, daß sie von Menschen zu Sexualzwecken gemißbraucht werden, von den Krokodilweibchen der alten Ägypter, den Favoritschlangen der Römerinnen und der unendlich oft dargestellten „Leda mit dem Schwan“ bis zu den abgerichteten Schoßhündchen alter Mädchen, die mehr Mitleid als Spott verdienen, und den zoosadistischen Freuden, die viele Männer und Frauen beim Schlachten der Tiere, bei Stier- und Hahnenkämpfen und anderen Tierquälereien empfinden.

Welcher Art die unterbewußten Gedankenverknüpfungen sind, die dem Tierfetischismus zugrunde liegen, konnte ich namentlich in einigen Fällen studieren, in denen Menschen sich zu Pferden geschlechtlich hingezogen fühlten. Es ist auffallend, daß man in den ältesten Mythen der Völker wiederholt auf Vorstellungen stößt, die sich grade mit Vermischungen von Mensch und Roß beschäftigen; wir erinnern nur an das sagenhafte thessalische Bergvolk der Zentauren, die mit einem menschlichen Oberkörper auf dem Unterkörper eines Pferdes dargestellt wurden.

In den von mir beobachteten Fällen nahm die Pferdelliebe ihren Ausgang vom Reitstiefelfetischismus, der statt auf den Reiter auf das Roß ausstrahlte. Von einem dieser Fetischisten, der sich später wegen seines unglücklichen Triebes das Leben nahm, besitze

ich ausführliche Aufzeichnungen, die ein deutliches Bild der Gedankengänge geben, die sich an ein für den Menschen so ungeeignetes Sexualobjekt anschließen. „Meine geschlechtliche Liebe zu Pferden“ — heißt es da — „habe ich noch nie betätigt und glaube, daß es auch nie so weit kommen wird: erstens habe ich noch immer so viel moralischen Halt, um mich zurückhalten zu können, zweitens fehlt mir hierzu jede Gelegenheit, drittens hält mich die Furcht, mit dem Strafgesetz in Konflikt zu geraten, ab und endlich vor allen Dingen noch die Angst vor den Pferden selbst. Zu anderen Tieren als Pferden habe ich keine außergewöhnliche Liebe, doch bin ich großer Tierfreund. Einen besonderen Reiz übt das Reiten auf mich aus; ich glaube, daß ich nach längerem Reiten im Trab Samenerguss im Sattel bekommen würde, bis jetzt habe ich aber erst eine Reitstunde mitgemacht.“ Bezeichnend wiederum für die aus Empfindungen fließenden Anschauungen sind folgende Bemerkungen: „Meine Liebe zu Pferden wird man kaum als unmoralisch bezeichnen können, soweit ich sie sexuell nicht betätige, gilt doch das Pferd allgemein als das edelste und schönste Tier; am meisten Mitleid verdient es gewiß auch, denn es ist nur Sklave der Menschheit, Arbeit ist sein Los, Undank sein Lohn. In Geduld und Leiden ist es einzig bewundernswert, denn es leidet ohne zu klagen. Es tut mir unsagbar wehe, wenn ich oft sehe, wie roh und gefühllos Pferde behandelt werden. Was mein sexuelles Begehren bei Pferden betrifft, so glaube ich, daß es mir nicht schwer fallen würde, mich von einem strafbaren Verkehr mit Pferden zurückzuhalten, erstens aus den schon besagten Gründen, zweitens weil es mir schon genug Freude und Wonne wäre, wenn ich Pferde pflegen könnte, reiten und fahren dürfte und dabei natürlich immer flotte Reitstiefel tragen könnte. Ich habe mir wohl selbst verschiedene Reitstiefel und auch Reithosen angeschafft, auch schon öfters Reitstiefel getragen, trotzdem ich mich dabei immer sehr genierte, es ist ja gewiß auch lächerlich, wenn so eine kommune Schreiberseele in Reitstiefeln daherkommt, aber ich würde mich als ganz anderer Kerl fühlen, wenn ich ungeniert flotte Reiterstiefel tragen könnte und dabei womöglich noch Leder- oder lederbesetzte Reithosen.

Ich hatte in früherer Zeit immer den einzigen Wunsch, zur Kavallerie zu kommen, aber ich wurde ganz frei vom Militär (wegen Herzfehler) und wäre doch so ungemein gern zur Kavallerie; wie es mir dabei mit meiner armen weichen Seele gegangen wäre, weiß ich nicht, aber ich glaube, daß es schon gegangen wäre, ich glaube, daß ich nicht schmähhcher behandelt worden wäre als von meinen Dienstherrschaften, und bei allem hätte ich eine nicht geringe Freude und Stolz gehabt, Kavalleriesoldat zu sein . . . In summa ist mir mein ganzes verkehrtes Wesen ein unlösbares Rätsel; warum ich so bin, das weiß ich nicht, aber das weiß ich gewiß, daß ich an meinem Zustand unschuldig bin, daß ich einfach von der rätselhaften Mutter Natur so geschaffen bin, wie ich bin. Ich bin mir oft selbst nicht klar über mich und stehe vielfach im Widerspruch mit mir selber. Auf der einen Seite möchte ich ein reines ideales Leben führen, möchte ein gebildeter und anständiger Mensch mit guten Sitten sein, möchte mit gebildeten Leuten verkehren, auf der anderen Seite ertappe ich mich oft wieder auf ganz niederen Gedanken, möchte zum Beispiel Pferdeknecht oder Gestütsknecht sein, und die gewöhnlichsten Arbeiten bei Pferden wären mir ein Vergnügen.

Als Erklärungsversuch für meinen Fetischismus möchte ich noch erwähnen, daß mein Vater und Großvater Rotgerber waren und deshalb immer mit Leder zu tun hatten, mein Großvater war aber gegen seinen Willen Gerber, und mein Vater mußte die Gerberei aufgeben, weil das Geschäft schlecht ging. — Als anderen, vielleicht besseren Erklärungsversuch dachte ich schon, ob vielleicht meine Mutter, als sie mich empfing oder mit mir ging, an Reitstiefel, an ein Pferd, an einen Reiter mit Pferd oder ähnliches gedacht oder solches gesehen hat. Sei es, wie es wolle, ich bin nun einmal so und kann mich nicht ändern, aber beherrschen will ich mich.“

Einige Zeit nach Empfang dieses Selbstbekenntnisses erhielt ich von dem Verfasser dieser Schilderungen einen Abschiedsbrief, in dem er mir mitteilte, daß er, wenn ich seine Zeilen erhielte, nicht mehr unter den Lebenden weilen würde; er hätte dann „wegen Unerfüllbarkeit seiner Liebessehnsucht“ seinem Leben ein freiwilliges Ende bereitet. Eine bald darauf von seinen Angehörigen gesandte Todesanzeige bestätigte dies.

Noch viel seltsamer lag ein anderer Fall, den ich persönlich kennen lernte. Er betraf einen gesellschaftlich hochstehenden Ausländer, der mich kurz nach dem Kriege aufforderte, ihn in der europäischen Hauptstadt zu besuchen, in der er wohnte. Als ich seinem Ersuchen folgte, erklärte er mir zunächst, er habe mich nur rufen lassen, um sich mit mir als Fachmann über seinen Zustand und seine Zukunft auszusprechen; er wolle aber weder geheilt noch behandelt werden, da er mit seinem Los vollkommen zufrieden sei. Er war einer der seltsamsten „Käuze“, die ich jemals kennen gelernt habe, was bei meinem Spezialgebiet schon immerhin etwas sagen will. Er bewohnte in einem Luxus-hotel eine Flucht von Zimmern, hatte eine große Dienerschaft um sich und verbrachte den ganzen Tag bei dicht herabgelassenen Fenstervorhängen in strahlender künstlicher Beleuchtung, indem er schwierige philosophische Werke las. Während meines Aufenthaltes studierte er gerade *Nießdie*. Die europäischen Sprachen waren ihm sämtlich geläufig. Außer in philosophische Schriften vertiefte er sich nur in solche, die sich mit Pferdezucht beschäftigten. Zeitungen las er nie. Von allen Pferderassen der Welt besaß er die schönsten Bilder. Von seinem Lager erhob er sich erst am Spätabend, um dann genau um Mitternacht seine Hauptmahlzeit einzunehmen (sein „Mittagsmahl“ war also ein „Mitternachtsmahl“). Seine Tischgesellschaft bestand aus vier Uhus und mehreren sehr kostbaren Hunden. Bald nach Tisch begab er sich dann in seinem Auto zu seiner Geliebten, und damit komme ich zu dem Absonderlichsten in der Geschichte dieses Mannes, den ich trotz seiner hohen Gelehrsamkeit anfangs für geisteskrank hielt, bis ich mich nach und nach überzeugen mußte, daß es sich doch nur um einen Tierfetischisten in höchster Potenz handelte. Sein „Verhältnis“ war ein Pferd, das er im Beginn des Krieges kennen gelernt hatte; der Offizier, dem es gehörte, wies alle Kauf- und Tauschangebote, die er machte, ab. Nach jahrelanger Mühe gelang es ihm aber schließlich doch, mit List und großen Kosten auf Umwegen in den Besitz des Pferdes zu gelangen. Er hatte ihm schon vorher einen Stall von unerhörtem Luxus gebaut, in den er es nun heimführte; er bereitete ihm eine Lebenshaltung, wie sie die verwöhnteste Primadonna nicht hätte vornehmer führen können, und setzte auch in seinem Testament das Pferd zum Haupterben ein. Jede Nacht von zwei bis sechs verbrachte er bei dem über alles geliebten Tier. Auch in diesem Falle ließ sich feststellen, daß schon in früher Kindheit des jetzt etwa 40jährigen Mannes fetischistische Regungen bestanden, die sich fortgesetzt in der Richtung von Leder, Zaumzeug, Sattel, Reitstiefel bewegten, bis allmählich „das edle Roß“ selbst immer stärker zum Mittelpunkt seines Fühlens und Denkens wurde. Der Patient, der die Bezeichnung als solcher sicherlich mit Entrüstung zurückgewiesen hätte, da er nachdrücklich seine Gesundheit beteuerte, erzählte mir, daß er seinem Pferde unbedingte Treue bewahre und jede erotische Beziehung mit einem Menschen seit der Bekanntschaft mit ihm aufgegeben habe. Er sei entschlossen, falls das Pferd vor ihm sterbe, die Zahl der Selbstmorde aus unbekannten Gründen um einen zu vermehren, da niemand die Größe seiner Leidenschaft ahne.

Ob die abenteuerlichen Geschichten, die von Geschlechtsverkehr zwischen Affen und Weibern und auch von Männern mit Affenweibchen in Umlauf sind, der Wahrheit entsprechen, bleibe dahingestellt. Bemerkenswert ist, daß nach einer alten Sage

der Peruaner die Syphilis ursprünglich eine Krankheit der Lamas gewesen wäre, die durch sodomitische Akte auf den Menschen übertragen sei.

Daß durch sexuelle Akte mit Tieren Krankheiten erworben werden können, wie Erysipel (= Rotlauf, von *ἐρυθρός* = rot und *πέλλα* = Haut), Anthrax (= Milzbrand, von *ἀνθραξ* = Kohle), Tetanus (= Wundstarrkrampf, von *τέτανος* = Spannung), ist erwiesen. Die bekannteste und wohl auch häufigste Erkrankung, die Menschen durch Zärtlichkeiten, vor allem Küssen von Tieren erwerben können, ist aber zweifellos der Echinokokkus (oder Hundebandwurm). Ich beobachtete den Fall einer sehr ausgedehnten Echinokokkengeschwulst in der Leber, die später erfolgreich operiert wurde, bei einem Manne, der von seinem „Nero“ angesteckt war; dies war ein männlicher Hund, der in seinem Denken und Handeln die größte Rolle spielte, und von dem er sich viel küssen ließ. Es ist auch denkbar, daß Menschen Tiere anstecken. Obwohl Fälle dieser Art nicht bekannt gewesen sind, ist ein kurzer Hinweis dennoch am Platze, weil bei manchen Völkern noch immer ein sexueller Aberglaube fortbesteht, man könne sich durch Geschlechtsverkehr mit einem gesunden Tier von einer Geschlechtskrankheit befreien.

Forel hat in seiner ebenso klar durchdachten wie vorurteilslosen Behandlung aller Sexualfragen sich zu dieser dahin ausgesprochen, daß es vom eugenetischen (von *εὖ* = gut und *γενάω* = zeugen) Standpunkt vielleicht besser sei, ein Idiot oder Schwachsinniger vergreife sich an einem Tier, als daß er ein Mädchen schwängere. Jedenfalls, meint er, sei die Sodomie eine der harmlosesten Formen der krankhaften Abirrungen des Geschlechtstriebes, da niemand durch sie Schaden erleide. Eine ähnliche Auffassung wie *Forel* scheint auch schon der „alte Fritz“ gehabt zu haben, denn als ihm eines Tages zum Zwecke strenger Bestrafung gemeldet wurde, daß ein Potsdamer Kavallerist beim Geschlechtsverkehr mit einer Stute überrascht worden sei, schrieb er statt der erwarteten schweren Kerker- oder gar Todesstrafe kurz und bündig unter den Bericht: „Versetzt das Schwein zur Infanterie!“

Seither ist man in den meisten Ländern dazu übergegangen, die Unzucht zwischen Mensch und Tier als Verbrechen aus den Strafgesetzbüchern zu entfernen, und auch der letzte Entwurf zu einem neuen deutschen Strafgesetzbuch folgt diesem Beispiel, ganz im Gegensatz zu der drakonischen Strenge, die – völlig unbekümmert um die wissenschaftlichen Forschungen auf diesem Gebiet – seine sonstigen Vorschläge zum Sexualstrafrecht erkennen lassen . . . Man scheint anzunehmen, daß das Volksempfinden, auf das man sich bei der Begründung dieser Gesetzesbestimmungen mit ebensoviel Vorliebe wie Willkür (und meist Unkenntnis) beruft, in dieser Hinsicht die Empfindlichkeit früherer Zeiten verloren hat, nach deren Volksempfindungen und Vorschriften die Sodomie als ruchlosestes aller Sexualverbrechen galt und vielfach Menschen zusammen mit Tieren auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden. Namentlich berichten alte Chroniken von Frauen, die mit Hunden vom Pranger zum brennenden Holzstoß geleitet wurden, weil sie überführt, oft auch nur in den üblen Ruf gekommen waren, mit Tieren „unkeusch getrieben“ zu haben.

Vermutlich wirkte bei diesem grausamen Vorgehen der sexuelle Aberglaube mit, es könnten aus solchem Verkehr allerlei Mißgeburten hervorgehen. Wenigstens betonte das *Virchow-Langenbeck*-Gutachten, welches vor der Einführung des jetzt gültigen deutschen Strafgesetzbuches die gänzliche Beseitigung des § 175 (ohne die von späteren Juristen ausgeklügelten Spitzfindigkeiten) forderte, bezüglich dieses Teiles des vorgeschlagenen Paragraphen (der später mit einer Stimme Mehrheit doch Gesetz wurde; mit einer einzigen Stimme, von der es abhing, daß seither tausende Menschen in Gefängnisse geworfen und in den Tod getrieben wurden), daß die ältere Meinung irrtümlich sei, nach der aus einer Vermischung von Mensch und Tier Mißgeburten entstehen könnten. Auch jetzt ist dieser Aberglaube noch keineswegs erloschen (und dies veranlaßt mich, in der „Geschlechtskunde“ auch dieser Frage einige Worte zu widmen) — wie ich aus allerlei Anfragen und Mitteilungen ersehe, die mir bei Gelegenheit meiner Vorträge zugehen; beispielsweise lief kurz vor dem Kriege ein Gerücht durch Berlin, nach dem mit großer Bestimmtheit — sogar der Name und die Wohnung wurden genannt — behauptet wurde, daß eine Frau in Charlottenburg, die eine große Ulmer Dogge besaß, fünf Kinder mit Hundeköpfen zur Welt gebracht hätte. Es bedarf wohl kaum noch der Erwähnung, daß es nach den Vererbungsgesetzen gänzlich ausgeschlossen ist, daß tierischer Same ein weibliches Ei befruchten kann, ebenso natürlich auch, daß menschliche Samenfädchen in tierische Eier dringen.

Dieses leider unberücksichtigt gebliebene Gutachten der preußischen wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen (vom 24. März 1869) ist, im Gegensatz zu vielen „Zwar-aber“-Gutachten der Gegenwart, von so vorbildlicher Klarheit und Schärfe, daß es schon deshalb verdient, der Vergangenheit und Vergessenheit entrissen zu werden; es heißt darin: „Was die Unzucht von Menschen mit Tieren betrifft, so soll die dagegen gerichtete Strafbestimmung wesentlich auf der früheren Annahme beruhen, daß eine solche Vermischung fruchtbar sei und Bastardarten zwischen Mensch und Tier erzeugen könne. Diese Ansicht ist in früherer Zeit entstanden durch eine ganz unrichtige Beurteilung der sogenannten Mißgeburten, das heißt mißgebildeter menschlicher Leibesfrüchte, bei denen man nicht ohne erhebliche Mitwirkung der Phantasie in einem oder dem anderen abnorm geformten Körperteil eine Ähnlichkeit mit entsprechenden Körperteilen irgendeines Tieres zu erkennen glaubte. Dies führte zu der Vorstellung, daß eine solche Leibesfrucht halb menschliche, halb tierische Bildung habe, und zu dem Schluß, daß sie das Produkt einer geschlechtlichen Vermischung eines Menschen mit einem Tiere sei. Seither hat die Wissenschaft längst gezeigt, wie durch krankhafte Entwicklung der Früchte oder das Zurückbleiben gewisser Körperteile in ihrer Ausbildung die sogenannten Mißgeburten zustande kommen. Andernteils hat sie die Unmöglichkeit einer fruchtbaren Vermischung von Menschen und Tieren außer Zweifel gestellt. Wenn hiernach der wesentliche Grund der betreffenden Strafbestimmung hinfällig wird, so sind auch die anderen Gründe für die Beibehaltung derselben vom medizinischen Standpunkte aus nicht beizubringen.“

Die Fälle von Unzucht mit Tieren sind überhaupt nur selten und betreffen meistens auf sehr niedriger Bildungsstufe stehende Bauernburschen, Hüttejungen usw., welche, viel mit dem Vieh lebend, durch Einsamkeit und Langeweile zu dieser unnatürlichen Art der Befriedigung des Geschlechtstriebes geführt werden. Daß ihnen aus derselben ein Nach-

teil für ihre Gesundheit erwachse, läßt sich nicht behaupten. Es könnte dies nur durch die Häufigkeit der Ausübung jenes Aktes geschehen, und würde dann derselbe in ähnlicher Weise wie die Onanie wirken. Letztere muß als ein ungleich gefährlicheres Laster bezeichnet werden, und bei der Verbreitung, die sie bisher erlangt hat, ist ihr gegenüber die Unzucht mit Tieren als kaum der Beachtung wert anzusehen.*

Nachdem dann auch die in dem gleichen Entwurf geforderte Bestrafung mann männlicher Geschlechtsbeziehungen als sinnwidrig verworfen wird unter Hinweis auf den gleichzeitig veröffentlichten Vorentwurf zu dem österreichischen Strafgesetzbuch, der die früheren Strafandrohungen für die in Rede stehenden Handlungen mit der Begründung gestrichen hatte, „daß diese spezielle Art der Unzucht sich von andern, bisher nirgends mit Strafe bedrohten, nicht unterscheide, möge man dieselben nach ihrer Beschaffenheit als unzuchtige oder als gesundheitsschädliche auffassen“, gelangt das Gutachten zu dem durchaus folgerichtigen Schlusse:

„Hiernach sind wir nicht in der Lage, irgendwelche Gründe dafür beizubringen, daß, während andere Arten der Unzucht vom Strafgesetze unberücksichtigt gelassen werden, gerade die Unzucht mit Tieren oder zwischen Personen männlichen Geschlechts mit Strafe bedroht werden sollte.“

In der Tat, vom Standpunkte logischer Gerechtigkeit sind nur zwei Möglichkeiten denkbar. Entweder man vertritt, wie die katholische Kirche, die Lehre, daß nur der Geschlechtsakt, welcher zum Zwecke der Fortpflanzung innerhalb der Ehe vorgenommen wird, zulässig ist, dann verwerfe man alle Handlungen, welche erwachsene Menschen an sich und unter sich in geschlechtlicher Hinsicht begehen, die diese Forderung nicht erfüllen können – oder man ist mit dieser Anschauung der Kirche nicht einverstanden oder hält sie – gleichviel ob erstrebenswert oder nicht – für ein undurchführbares Ideal, dann rufe man den Staat zur Bestrafung nur dann herbei, wenn jemand dem freien Geschlechtswillen eines anderen Gewalt antut. Der jetzige Zustand aber spricht jedem mit geistigen und sittlichen Mitteln an einer Verbesserung und Vervollkommenung menschlicher Geschlechtsbeziehungen arbeiten den Rechtsgefühl Hohn.

Können ebenso wie Tiere auch *Pflanzen* Ziele geschlechtlichen Fühlens werden? Ich möchte diese Frage bejahen. Auch hier sind die Grundlagen für krankhafte Steigerungen in natürlichen Vorgängen gegeben, auch hier führt oft nur ein kleiner Schritt von fanatischer zu fetischistischer Schwärmerei, zum Fetischismus. Im menschlichen Liebesleben spielen Blumen als Symbole der Zuneigung eine große Rolle. Nicht nur der Jungfernkranz und Hochzeitsstrauß der Braut, die Myrte im Knopfloch des Bräutigams sind hier zu nennen, der Mispelzweig, unter dem das Küssen erlaubt ist, nicht nur die „Blumensprache“ Liebender und die auf der ganzen Erde außerordentlich weit verbreitete Sitte, sich mit Blumen zu beschenken (. . . „Das Schönste sucht er auf den Fluren, womit er seine Liebe schmückt,“ heißt es in *Schillers* „Glocke“), sondern vor allem die der Tierliebe kaum nachstehende Zärtlichkeit, mit der viele alleinstehende Frauen (und auch feminine Männer, die übrigens im Gärtnerberuf unverhältnismäßig zahlreich vertreten sind) an ihren Blumen hängen. (Es sei an die reizenden *Spitzweg*-Malereien erinnert, die uns den Junggesellen als „Kaktus-

freund“ bei der Hütung seiner Blumen zeigen.) Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß hier nicht selten eine den Blumenliebhabern selbst nicht ins Bewußtsein gelangende geschlechtliche Komponente mitschwingt. Auch eine bestimmte Blume im Haar oder am Busen des Weibes, im Knopfloch des Mannes kann für den Gesichts- und vor allem den Geruchssinn fetischistische Bedeutung gewinnen. Die Blume, welche ein Mädchen von ihrem Busen ihrem Auserwählten zuwirft, gilt als eine der deutlichsten Ausdrucksformen der Liebesblumensprache.

Als Beispiel von Dendrophilie (= Baumliebe, von *δένδρον* = Baum, entsprechend dem Wort Zoophilie gebildet) führt *Bloch* die Geschichte vom König *Xerxes* an, „welcher nach der Überlieferung alter Geschichtschreiber einer Platane in Lydien die Verehrung und die Ehren einer Frau entgegenbrachte, bei ihr wie bei einer Geliebten verweilte und sie reich mit Schmuck und anderen Geschenken versah“.

Vor einigen Jahren vertraute sich mir ein Herr an, der ein „Verhältnis mit einer alten Eiche“ in Machnow bei Berlin hatte. Er hatte für sie eine, wie er sagte, „abgöttische Verehrung“ und drückte oft in der Dunkelheit, wenn er sich ganz sicher vor Beobachtungen fühlte, sein entblößtes Glied an den „ehrwürdigen Stamm“, bis Ejakulation erfolgte. Rufen wir uns ins Gedächtnis zurück, was ich in der Einleitung dieses Kapitels von Wesen und Ursprung des religiösen Fetischismus sagte, der von einer Allbeseelung der Natur ausging, erinnern wir uns unserer Schulzeit, daß selbst ein so weises Volk wie die Griechen glaubte, daß Oreaden, Dryaden und Najaden überall in Bergen, Bäumen und Quellen hausten, so wie es *Schiller* in „Die Götter Griechenlands“ beschreibt:

„Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt in jedem Baum.
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum“,

so kann es kaum noch wundernehmen, daß sich auf alle Dinge in der Natur, selbst auf Gegenstände wie Diamanten, Perlen, Edelsteine und Kristalle gelegentlich schwärmerische Empfindungen erstreckten, deren Stärke und individuelle Auslese die Vermutung einer im letzten Grunde erotischen Einstellung und Bindung nahelegte. Einen von *Körber* und mir beobachteten Fall von Kristallfetischismus habe ich in meinen „Naturgesetzen der Liebe“ ausführlicher beschrieben.

Zu den Steinen und Metallen, die eine erotisch-fetischistische Nebenwirkung entfalten können, gehören auch Marmor und Bronze. Man hat aus diesem Grunde auch in der Statuenliebe, dem

Pygmalionismus

(benannt nach dem griechischen Bildhauer *Pygmalion*, der sich in die von ihm geschaffene „schöne Galathea“ verliebte), eine Form von Fetischismus erblicken wollen. Andere Sexualforscher haben diese Anomalie mehr mit der Liebe zu toten Körpern, der Nekrophilie (= Leichenliebe) in Verbindung gebracht. Beiden Triebstörungen

gemeinsam ist die Geschlechterregbarkeit durch eine des Lebens beraubte Nachbildung der menschlichen Gestalt — eine Höchststeigerung des in dem Satz zum Ausdruck kommenden Gefühls: „Wenn ich dich liebe, was geht es dich an?“ In selten schöner Weise hat übrigens Heinrich *Heine* diese Leidenschaft als Stoff zu seiner Novelle „Florentinische Nächte“ verarbeitet. Besonders fein ist hier namentlich der Übergang von einer Neigung zu leblosen Darstellungen zu einer solchen zu toten Personen geschildert, so, wenn Maria fragt: „Und Sie liebten immer nur gemeißelte oder gemalte Frauen?“ und er ihr antwortet: „Nein, ich habe auch tote Frauen geliebt.“

In der Pygmalionsage liegt ein sehr tiefer Sinn. Das Mysterium in diesem Mythos betrifft nicht nur die Liebe des Künstlers zu seinem Kunstwerk, sondern zeigt uns, inwieweit dieses überhaupt ein Spiegelbild und Widerhall seiner Seele ist. *Hinter allem, was der Bildhauer meißelt, der Maler malt, der Dichter dichtet, steht seine Geschlechtspersönlichkeit und sein Geschlechtstrieb als schöpferische Macht; sie hauchen seinen Werken den Lebensodem ein. Jeder Künstler ist Pygmalionist; auch der Musiker, über dessen Kunstschaffen als erotisches Phänomen noch im Zusammenhang des nächsten Kapitels einiges gesagt werden soll.*

Jeder Mensch schafft sich seine Galathea.

Auch in dem Behagen, das ein Kunstwerk in der Seele des Kunstbetrachters und Kunstliebhabers hervorruft, schwingt nicht selten die gleiche pygmalionistische Seele mit, wie sie in dem Künstler erklang, als er sein Werk schuf. Im Jahre 1894 wurde in Paris eine vom Bildhauer *Dampt* in Stahl und Elfenbein ausgeführte Gruppe „Die schöne Melusine und der Ritter Raymond“ entwendet. Der Täter war ein junger Künstler, der sich in die Gruppe verliebt hatte. Trotz der Fürsprache *Dampts* wurde er verurteilt und nahm sich bald darauf aus Scham und Reue über seine Tat im Gefängnis das Leben. Von *Leonardos* „Mona Lisa“ schrieb einst *Michelet*, der berühmte Verfasser von „L'amour“: „... Dieses Bild zieht mich an; es ruft mich zu sich; es reißt mich hin; es nimmt mich vollkommen ein; ich gehe zu ihm wider Willen, wie der Vogel zur Schlange fliegt.“

In das Gebiet fetischistischer und antifetischistischer Reaktionen auf Unpersönliches gehören auch die Attentate auf Bildwerke aus erotischen Motiven. Zu ihrem Zustandekommen vereinigen sich, wie ich in meiner „Sexualpathologie“ ausführte, meist antifetischistische mit sadistischen Regungen, sexuelle Unlustvorstellungen mit dem Drang ihrer gewaltsamen Beseitigung. Auch hier bedarf es zum Verständnis negativer Sexualwirkungen der Kenntnis ihrer positiven Gegensätze. So steht der Bilder-schändung und dem Bilderhaß die Bildersucht und der meist in Zuneigung, gelegentlich auch in Abneigung begründete Bilderraub gegenüber. *Krafft-Ebing* berichtet bereits von kriminellen Fällen, in denen Statuen zu Objekten orgastischer Lust geworden sind, sei es, daß Männer und Frauen sie umarmten oder sich an ihren Genitalien zu schaffen machten (so wurde vor einiger Zeit in einem Museum eine

Dame der besten Gesellschaftskreise betroffen, wie sie von antiken Statuen die Efeublätter loslöste, um die darunter befindlichen, aus Marmor oder Gips gebildeten Teile mit Küssen zu bedecken) — sei es, daß sie gegenteils aus Liebeshaß die Geschlechtsteile mit Säuren oder Farben begossen oder abschlugen. Im Dresdener Kriminalmuseum sah ich die Photographie eines prächtigen Kunstwerkes, eines herrlich gemeißelten weiblichen Körpers, der von den Brüsten abwärts an zahlreichen Stellen abscheuliche Schmutzflecken aufwies. Die unter dem Bilde befindliche Unterschrift lautete: „Der auf der Bürgerwiese stehende Nymphenbrunnen ist am 15. September 1909 von unbekannter Hand mit einer schwarzen tintenartigen Flüssigkeit besprüht worden. Nach Lage der Sache dürfte ein Saliromanist (= Besudeler) in Frage kommen, der die Tat aus sexuellen Motiven ausgeführt hat.“ Man könnte auch in diesen keineswegs seltenen Fällen (erst vor kurzem sah ich in Zürich wieder eine Tierfigur mit abgeschlagenen Geschlechtsteilen) von sexuellem Vandalismus sprechen.

Hervorgerufen wird die erotische Erregung meist nicht nur durch die Menschenähnlichkeit allein, sondern durch besondere Eigenschaften des Bildwerkes, wie seine Farbe oder Temperatur, beispielsweise beim Marmor, ähnlich wie Nekrophile sich von einem erkalteten Leichnam durch die kühle Haut angezogen fühlen, oder es wirken einzelne Stellen als Fetische oder Antifetische, etwa die Brüste oder Genitalien, die dann mit Vorliebe der Zerstörung anheimfallen oder Zärtlichkeiten ausgesetzt sind. Viele Bilderdiebstähle wurzeln, ebenso wie Attentate auf Bilder, letzten Endes bewußt oder unbewußt in sexuellen Urmotiven. Das dürfte auch für die beiden aufsehenerregenden Vorgänge dieser Richtung innerhalb der letzten Jahrzehnte gelten, den Diebstahl von *Leonardos* „Mona Lisa“ aus dem Pariser Louvre und das Attentat auf *Rembrandts* „Nachtwache“ in Amsterdam. In beiden Fällen scheinen erotomanische Affektzustände mitwirksam gewesen zu sein.

Überschauen wir nun noch einmal kurz das weite große Gebiet der Teilanziehung, welches wir in diesem Kapitel abgehandelt haben, so möchte es fast scheinen, als ob doch die Vertreter der Lehre des Pansexualismus recht haben, welche glauben, daß die Natur in ihrer Gesamtheit für uns ein Gegenstand geschlechtlicher Empfindungen und Strebungen „ist“. Was uns von dieser Auffassung unterscheidet, beschränkt sich im wesentlichen auf das letzte kleine Wörtchen „ist“, statt dessen man nach unserer Überzeugung setzen müßte „sein kann“ — was sein kann, muß nicht sein. Wir gelangen also zu dem Ergebnis, daß alles, was in der Natur ist, vom Menschen erotisch empfunden „werden kann“, daß möglicherweise sogar ursprünglich jede Form der Zuneigung und Abneigung im Menschen eine Reaktion (= Gegenwirkung) der ihm eigentümlichen Geschlechtspersönlichkeit auf die Umwelt war, deren erotischer Grundcharakter sich im Laufe langer Zeitperioden verflüchtigt hat.

Diese Anschauung berührt sich auf das engste mit der uralten Lehre des Hedonismus (von *ἡδονή* = Vergnügen), der schon vor *Aristoteles* viele Naturphilosophen anhängen, und die letzten Endes darauf hinausläuft, daß nach den Gesetzen der Natur

alle menschlichen Handlungen der Ausdruck eines Luststrebens sind, daß alles, was der Mensch erstrebt und tut, ausnahmslos auf Herstellung von Lust und Vermeidung von Unlust beruht. In neuester Zeit ist der bedeutendste Verfechter dieser Lehrmeinung, nach welcher

das Lust=Unlust=Prinzip

die denkbar engste Beziehung zwischen Ethik und Psychologie herstellt, der englische Philosoph und Soziologe Herbert *Spencer* (1830–1903). In den „Data of Ethics“ und den „Principles of Psychology“ schreibt er: „Es besteht ein ursprünglicher Zusammenhang zwischen lustbringenden Handlungen und der Erhaltung und Steigerung des Lebens und, in logischer Folge, zwischen unlustbringenden Handlungen und dem Abbau oder Verlust des Lebens . . . Jedes Individuum und jede Spezies wird durch ihr Streben nach dem Angenehmen und die Vermeidung des Unangenehmen von Tag zu Tag am Leben erhalten. Mit Empfindung verbundenes Leben kann sich nur unter der Bedingung entwickeln, daß die lustbringenden Handlungen gleichzeitig lebenserhaltende Handlungen sind.“ Mc. *Dougall*, der wohl als der bedeutendste Schüler Spencers im modernen England zu gelten hat, spricht in diesem Sinne von dem „Gesetze der hedonistischen Auslese“, dem *Darwinschen* Begriffe der „geschlechtlichen Zuchtwahl“ lag schon eine ähnliche Idee zugrunde.

Erotisiert hat den Begriff der Lust in neuerer Zeit vor allem Sigmund *Freud*, und es scheint mir, daß der verehrte Meister sich ein wenig mit sich selbst in Widerspruch setzt, wenn er sich gegen den ihm gemachten Vorwurf des Pansexualismus verteidigt, der ja in Wirklichkeit überhaupt kein Vorwurf ist, indem er schreibt: „Es ist irrig, der Psychoanalyse ‚Pansexualismus‘ vorzuwerfen und ihr nachzusagen, daß sie alles seelische Geschehen von der Sexualität ableite und auf sie zurückführe.“

Soviel steht jedenfalls fest: Die ganze Natur ist ein unerschöpflicher Quell erotischer Lust. Alle Sinne und die ganze Seele trinken aus ihm Liebeslust und Lebenslust. Die Frage: Wo hört die Liebe auf? läßt sich nur mit dem Bibelwort beantworten: „Die Liebe höret nimmer auf.“

Dennoch müssen wir aus theoretischen und praktischen Gründen daran festhalten, daß es neben geschlechtlichen ungeschlechtliche Reize und neben geschlechtlicher eine ungeschlechtliche Lust gibt. Unendlich schwer ist es nur, eine Grenze zu ziehen zwischen dem, was von lustbetonten Empfindungen und Handlungen „noch“ als erotisch oder „schon“ als erotisch zu gelten hat. Praktisch läßt sich dieser Trennungsstrich nur so ziehen, daß als erotische Sinnesreize nur solche angesehen werden können, die der Mensch bewußt als geschlechtlich empfindet. Vor allem in der Kriminalistik sollte man die Begriffe „unbewußt“ und „bewußtlos“ nicht allzustreng unterscheiden. Des weiteren müßte man als geschlechtliche Empfindungen nur die in Anspruch nehmen, bei denen ein Drang nach geschlechtlicher Entspannung in die

Erscheinung tritt. Nur so können wir auf diesem schwankenden, gleitenden Gebiet festen Boden unter den Füßen behalten.

Unter den Naturgesetzen der Liebe ist die Teilanziehung eins der wohlthätigsten, vornehmlich, weil sie wesentlich dazu beiträgt, den Bestand einer Bindung zu sichern. Denn so befremdlich es zunächst klingt, der von den einzelnen Eigenschaften ausgehende Reiz hält viel länger vor als der Eindruck der dem Altern in ungleich stärkerem Maße unterliegenden Gesamterscheinung. Ein Schimmer einstiger Schönheit haftet den einstmals als schön empfundenen Augen, Haaren oder Händen noch immer an, selbst wenn die Zeit bereits tiefe Altersfurchen in die Körperseele grub. Aber nicht nur die Stärke und Dauer der Einzelliebe erhöht die Teilanziehung, sondern sie fördert auch die Liebesfülle und Liebessaussicht ganz im allgemeinen. Jeder Mensch besitzt Eigenschaften, für die ein anderer in Liebe entbrennen kann, keiner braucht am Leben zu verzagen, weil er sich für unansehnlich oder häßlich hält. Ich hatte oft Gelegenheit, dies Mädchen oder Männern auseinanderzusetzen, die sich in den Gedanken ihrer körperlichen Minderwertigkeit so fest versponnen hatten, daß sie auf und daran waren, ihr Leben, dessen Einsamkeit sie für unabwendbar hielten, von sich zu werfen.

In dem französischen Sprichwort „Chacun à son gout“ („Jeder nach seinem Geschmack“) kann das Wort „son“ = „sein“ nicht scharf genug betont werden. „Der hübsche Mensch“ im lyrischen Sinn ist in Liebesangelegenheiten keineswegs so bevorzugt, wie man nach seinen Filmerfolgen annehmen sollte. Der schöne Mann, der typische „Beau“ (= der Schöne) der Franzosen, ist meist nichts weniger als eine Eroberernatur, und zwar erklärt sich dies so: seine weichen Gesichtszüge beruhen meist auf demselben femininen Einschlag, der auch seine Seele weich und anschmiegsam macht. Infolgedessen übt er eine besondere Anziehungskraft auf energische Frauen aus, die er auch seinerseits vorzieht, da seine Natur nun einmal metatropisch anlehnungsbedürftig ist. Die schöne Frau aber gerät nur allzu leicht an oberflächliche „Lebemannen“, die sie möglichst elegant ausstatten, um ihr eigenes anspruchsvolles Leben zu vervollständigen. Auf die Dauer aber fühlt sie sich in dieser „Smokingkultur“ selten wohl, sie will weder eine „Nora“ noch eine „Nana“, weder ein Spielzeug noch ein Luxusgegenstand sein, sondern die Gefährtin eines vollwertigen Mannes.

Auf der entgegengesetzten Seite sehen wir immer wieder, daß selbst Frauen mit allen möglichen Mängeln und Männer mit allen möglichen Makeln Liebe zu erwecken vermögen. Wie oft erlebte ich (um ein Beispiel stärkster Bemakelung zu geben) in meiner Sachverständigentätigkeit, daß Schwerverbrecher in Gefängnissen Liebesbriefe von einer Zärtlichkeit und Innigkeit erhielten, wie sie Personen „in geordneten Verhältnissen“, die in Freiheit, Wohlstand und Ehren schwelgen, nur ganz selten zuteil werden; ich erinnere mich in dieser Hinsicht des von mir begutachteten Doppelfrauenmörders Bruno Gerth, der im Gefängnis heiratete (der Fall ist ausführlich in

dem Sammelwerk „Sexualkatastrophen“ behandelt), und an das Buch „Schreibende Verbrecher — ein Beitrag zur gerichtlichen Psychologie“ von dem italienischen Staatsanwalt Lino *Ferriani* (erschieden in Übersetzung von Alfred *Ruhemann* 1900 bei Cronbach in Berlin).

Kurzum:

*es gibt keinen größeren Ausgleich zwischen allen Gegensätzen der Welt
als die Liebe, deren Anwesenheit den Ärmsten reich, deren Abwesenheit
den Reichsten arm machen kann.*



XV. KAPITEL

Sexualhandlungen

Vom Verkehr der Geschlechter bis zum Geschlechts- verkehr

Motto:

„Ersatz für manches beut die Welt,
Für Liebe beut sie nichts.“

Platen.

Wir haben eingehend in früheren Kapiteln behandelt, worauf die Geschlechtsspannung beruht, welche körperseelische Stauungen ihr zugrunde liegen, durch welche Eindrücke sie hervorgerufen wird. Wir sahen, wie sie entsteht; die Geschlechtshandlungen, durch die sie vergeht, sollen uns in folgendem beschäftigen.

Was verstehen wir unter einer Geschlechtshandlung, was unter geschlechtlicher Entspannung? – Alles, was geeignet ist, die Geschlechterregung zu beruhigen, den Geschlechtstrieb zu befriedigen, auf den Geschlechtsdrang befreiend und lösend zu wirken. Jede sexuelle Handlung trägt so bis zu einem gewissen Grade zur Sexualentspannung bei.

Wie bei dem Nahrungstrieb, hat man gelegentlich, wenn auch viel seltener, beim Geschlechtstrieb vom Stoffwechsel gesprochen. Richtiger noch als vom Sexualstoffwechsel wäre es, vom Sexualkraftwechsel zu reden. Was bedeuten diese zunächst nicht leicht verständlichen Begriffe:

Sexualkraftwechsel und Sexualstoffwechsel?

Für das Wohlbefinden und Wohlverhalten eines Menschen ist, wie bekannt, eine geordnete Aufnahme, Verarbeitung und Abgabe der Stoffe, aus denen sich sein Organismus aufbaut, ein unumgänglich notwendiges Erfordernis. Längere Zeit fortgesetzte Mängel in der Zuführung dessen, was die Organe brauchen, führen eine hochgradige subjektive und objektive Schädigung des Gesamtorganismus herbei, ebenso wie ein Verbleiben der zur Ausscheidung bestimmten Substanzen (= Stoffe) im Körper. Der Sexualstoffwechsel ist verwickelter als der Ernährungsstoffwechsel, aber auch hier ist das große Substanzgesetz, welches die gesamte Natur beherrscht, nicht ausgeschaltet, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, nach dem fortwährend ruhende in lebendige Kräfte umgesetzt und lebende wiederum in ruhende verwandelt werden.

Zunächst tritt dieses allumfassende Naturgesetz auf geschlechtlichem Gebiet darin in die Erscheinung, daß Eindrücke, die von außen die Sinnesorgane treffen und zum Gehirn geleitet werden, sich dort in einen Drang umsetzen, der nach einem Ausdruck strebt. Aber dieser Drang, diese nach Entspannung verlangende Spannung ist im Zentralnervensystem erst dann vorhanden, wenn die sexuellen Hirnzentren durch Stoffe erotisiert sind, welche von den Drüsen, vor allen den Geschlechtsdrüsen, an die Blutbahn abgegeben werden und durch sie zu den entsprechenden Gehirnteilen gelangen. Die Bildung dieser Stoffe ist von der Gesamttätigkeit des Organismus, die ihrerseits an die Zufuhr äußerer Nährstoffe gebunden ist, abhängig, und es ist sehr unwahrscheinlich, daß eine ganz oder teilweise ausbleibende Verarbeitung dieser

endokrinen Sexualstoffe nicht auf die Dauer üble Folgen für das Allgemeinbefinden haben sollte. Es wäre dies ein Ausnahmezustand, wie er nirgends in der Biologie ein Gegenstück hätte.

Freilich, der Sexualrhythmus vollzieht sich nicht in so gleichmäßigem Takt wie der Ernährungsrhythmus und ist sicherlich auch individuell bedeutend mannigfaltiger abgestuft als dieser. Aber der große periodische Rhythmus, der allem Lebendigen innewohnt, der im Wachen und Schlafen, in der Ein- und Ausatmung, in Hunger und Sättigung, in der Pulsation des Herzens, wie in Ebbe und Flut der Menstruationswellen, kurzum in allem und jedem im Organismus zutage tritt, beherrscht auch das geschlechtliche Liebesleben.

Das Eigenartige ist nur, daß der Mensch im Gegensatz zu den meisten in Freiheit lebenden Naturwesen nicht mehr genau weiß und spürt, wie die Sexualwelle in ihm verläuft, mit andern Worten, daß ihm die „Brunstzeiten“ der Tiere fehlen, und noch eigenartiger ist es, daß im Gegensatz zu allen eben genannten, sich in bestimmten Rhythmen vollziehenden Vorgängen im menschlichen Körper der Mensch in bezug auf den Geschlechtstrieb nicht mehr mit Instinktsicherheit entscheiden kann, wann, wie oft, ja selbst mit wem er einer geschlechtlichen Entspannung bedarf. In Geschlechtsfragen hat die Kultur den Menschen ganz unsicher gemacht. Das Leichteste ist zum Schwersten geworden. Die Stimme der Natur ist zum Schweigen gebracht. Allerlei Vorstellungen und Vorschriften, Hemmungen und Lehrmeinungen haben die Mehrzahl der Menschen in diesen natürlichen Angelegenheiten so verwirrt gemacht, daß die meisten sich überhaupt nicht mehr ein- und auskennen. Nur so ist es zu erklären, daß immer wieder Fragen aufgeworfen werden, wie und in welchen Zeitabständen der Mensch Geschlechtsverkehr ausüben darf, ob der Geschlechtsverkehr für ihn überhaupt ein körperseelisches Erfordernis ist, ob er nur zum Zwecke der Zeugung oder auch zwecks eigener Entspannung stattfinden darf, ob beispielsweise der Verkehr mit einem befruchteten Weibe, bei dem also der angeblich ausschließliche Zweck des Geschlechtsverkehrs: die Befruchtung, bereits erfüllt ist und daher nicht mehr in Frage kommt, noch gestattet oder verboten, ob er schädlich oder unschädlich ist.

Die Geschlechtsunsicherheit,

dieses verhängnisvolle Kunst- und Kulturprodukt, hat es auch zuwege gebracht, daß uns selbst aus den „gebildetsten“ Kreisen, aber auch aus allen anderen, Zuschriften wie die folgende zugehen. Diese, die nur ein Beispiel für viele ist, rührt von einem studierten Mann her und lautet:

5. 4. 26.

Sehr geehrter Herr Sanitätsrat!

Die Durchsicht des ersten Bandes Ihrer „Geschlechtskunde“ veranlaßt mich, auf eine Lücke in der sexualwissenschaftlichen Literatur aufmerksam zu machen: Es fehlt eine eingehende Beschreibung des normalen Geschlechtsaktes. Eine solche Beschreibung, die ich wenigstens in keinem der Werke, die ich mir zugänglich machen konnte, gefunden habe,

wäre meines Erachtens sehr nützlich, ja, ich halte sie geradezu für notwendig. Man könnte einwenden, daß eine Anleitung für einen so elementaren Naturakt unnötig sei. Ich halte diesen Einwand für unberechtigt. Der moderne Kulturmensch ist von dem primitiven Naturmenschen noch mehr verschieden als die Haustiere von den wildlebenden ihrer Art. Braucht man denn nicht auch eine jahrelange Unterweisung im Essen? Die Anleitung für den Geschlechtsverkehr ist aber um so nötiger, weil dieser nicht durch Vorbild gelehrt werden kann. Ich weiß auch aus ernsten Rücksprachen, daß viele junge Leute sich nach einer klaren detaillierten Anleitung sehnen, weil sie sich fürchten, durch „Ungeschick“ ein Erlebnis zu verderben, dessen entscheidende Bedeutung wohl kein vernünftiger Mensch wird abstreiten können. Kennzeichnend ist auch, daß vom „Gelingen“ gesprochen wird. Der Mangel an einer guten Kenntnis hat sicher viele Leute vom passenden Geschlechtsverkehr abgehalten, sie dadurch entweder zur Prostitution geführt, wo sie weniger Blamage fürchten oder gar Unterweisungen erhoffen; ebenso ist oft durch Unwissenheit über den Geschlechtsverkehr die Eheschließung verzögert, beziehungsweise sogar verhindert worden. Ferner werden durch den Vergleich der Beschreibung des normal verlaufenden Sexualaktes mit den eigenen Erlebnissen anormale, krankhafte oder unsinnige Dinge aufgedeckt werden. Gegebenenfalls wird der Leser veranlaßt, sich rechtzeitig an einen Sexualarzt zu wenden und dadurch manchmal in und außer der Ehe vor traurigen Folgeerscheinungen bewahrt bleiben.

Die Beschreibung sollte so genau und leicht faßlich wie möglich sein. Zumindest sollte sie folgende Fragen beantworten: 1. Wie findet der Mann am leichtesten und schnellsten die Einführungsstelle? 2. Genügt die bloße richtige Einführung oder müssen bestimmte Bewegungen (Stöße) ausgeführt werden? 3. Soll die Frau unbeweglich bleiben, beziehungsweise was für Bewegungen soll sie ausführen? 4. Soll die Frau flach liegen, oder soll ihre Lage durch ein Kissen unter dem Gesäß, durch Anheben eines Beines oder dergleichen verändert werden? 5. Sollen die Bewegungen aufhören, sobald ein Erguß eintritt, oder fortgesetzt werden, bis die Frau die Beendigung wünscht? Welche Zeit dauert der normale Akt vom Einführen bis zur Ejakulation? Wieviele Wiederholungen des Verkehrs sind ratsam, beziehungsweise in welchen Abständen sollen sie erfolgen?

Lassen Sie mich schließlich bemerken, daß ich eine solche Beschreibung für die Grundlage der Sexualhygiene halte, sie soll ja sogar von den Religionsstiftern, deren Schriften ich nicht kenne, in Einzelpunkten behandelt sein. Aber die Beschreibung müßte *klar* sein, ohne die Oberflächlichkeit rosiger Schleier, wie sie in Geschlechtsfragen üblich ist.

Mag manchen die aus diesem Briefe sprechende Unkenntnis unglaublich scheinen, die Praxis hat mich gelehrt, daß sie in ähnlicher Weise bei Männern und mehr noch bei Frauen aller Stände keineswegs zu den Seltenheiten gehört, und daß es nicht nur Sexualhypochonder sind, die Fragen wie die obigen stellen.

Ein weiter Weg führt von den noch unbewußten ersten Liebesregungen bis zur sexuellen Hochspannung, von der Auslese und Werbung bis zur Vollendung im Endakt. Das Gemeinsame aller auf diesem langen Wege liegenden Sexualhandlungen in ihrer unendlichen Zahl und Mannigfaltigkeit ist die Umsetzung der in der Sexualspannung ruhenden Energien (= Kräfte), welche im Geschlechtlichen ein doppeltes Ziel hat, ein allgemeines und ein besonderes. Das allgemeine bewußte Ziel ist das nach Entspannung, nicht etwa nach Fortpflanzung, sondern nach Entlastung von einem Drange, nach einer Befreiung, von der die Erfahrung gezeigt hat, daß sie mit den stärksten Lustgefühlen verbunden ist, die es überhaupt gibt. Das besondere Ziel ist

ein bestimmtes Wesen, auf dessen Reize die Sinne lossteuern, weil sie aus ihnen die zur Entspannung erforderliche Lust schöpfen können und wollen. Von diesen Sexualreizen geht der Anstoß aus, welcher die sexuellen Spannungsenergien in Bewegung setzt, falls der Ablauf dieses Vorgangs nicht durch Sperrvorrichtungen gehindert wird, deren Erfolg teils von der Macht des Triebes, teils von der Stärke der Hemmungen abhängt.

Jede Sexualhandlung ist das Ergebnis dieser mit- und gegeneinander wirkenden Kräfte und Einflüsse. Unmittelbarer Anlaß zu jeder Geschlechts- und Liebeshandlung ist der Geschlechts- und Liebestrieb, ein Streben nach immer stärkerer körperseelischer Vereinigung. Das Kind, das aus dieser Vereinigung hervorgeht, ist im allgemeinen weder Zweck noch Ziel noch Lohn der Paarung, abgesehen von Ausnahmefällen, in denen man den Nachkommen aus ganz bestimmten Gründen und Wünschen herbeisehnt. Im allgemeinen ist es vielmehr so, daß das Liebesleben und die Geschlechtsvereinigung die Lustprämien sind, welche die Natur auf das in Schmerzen geborene Kind und alle anderen schweren Opfer, Sorgen, Bitternisse und Kümernisse gesetzt hat, die mit der Liebe und dem Leben nun einmal untrennbar verknüpft sind. *Die Liebe ist die Prämie für das Leben.* Wer ohne Liebe leben muß, hat in der Lotterie des Lebens eine Niete gezogen. Wer die Liebe nie kennen gelernt hat, ist um den Lohn des Lebens betrogen.

Was der Mensch liebt, suchen seine Sinne zu erwerben und zu genießen. Dies gilt allerdings nicht nur für die erotisch betonte, sondern auch für die unerotische Zuneigung. Auch in dieser bedeutet lieben „leiben“, sich einverleiben wollen, zwar nicht für die Dauer und so ausschließlich für sich allein wie in der Geschlechtsliebe, und auch nicht für alle Sinnesorgane, aber doch für einige, wie Auge und Ohr, für einige Zeit und gewöhnlich (wie bei den meisten Naturschönheiten und Kunstwerken) gemeinsam mit anderen.

Daß die ganze Welt von Lustreizen erfüllt ist, aus denen die Sinne und die Seele bewußt und unbewußt fortwährend Freude und Genuß schöpfen, ist der wahre Grund, daß die meisten Menschen so fest am Leben hängen. Ich habe recht oft Menschen kennen gelernt, mit umfassendem Wissen und von hohem Geist, die in irgendeinem Zusammenhang mit ihrer Geschlechtlichkeit entgleist waren. Es ging ihnen so jämmerlich schlecht, daß sie oft hungerten und sich aus Not oft tagelang kein Unterkommen verschaffen konnten und betteln mußten. Man wunderte sich fast, wenn man sie nach längerer Zeit in so abgerissenem Zustand wiedersah, daß sie ihr anscheinend so elendes erbärmliches Leben immer weiter ertrugen und es nicht weggeworfen hatten. Wenn man sie dann aber vorsichtig nach ihrem Ergehen fragte, entgegneten sie oft ganz gegen Erwarten, daß sie sich wohl und glücklich fühlten. Das sind nun keineswegs alles genügsame *Diogenesse* und *Aristotelesse*, Philosophen, die zufrieden sind, wenn ihnen der andere aus der Sonne geht, ihre Zirkel nicht stört und sie in Ruhe läßt. Das hängt offenbar mit den vielen Lustquellen zusammen, die für alle überall fließen. Der Mensch fühlt sich in ihrem Anblick, in ihrer Umgebung,

ihrem Umkreis wohl und gewinnt durch sie Ruhe, Harmonie und Kraft, ohne daß es oft der Liebende selbst weiß, was in ihm vorgeht, geschweige denn, daß die Quelle spürt, für wen sie strömt.

Selbst der strengste Asket läßt seine Blicke, ob er will oder nicht, angenehmen Eindrücken folgen und fühlt sich durch sie glücklicher und gehobener. Ein Priester teilte mir einmal über sich selbst folgendes mit: Wenn er die Kanzel betrete, um zu predigen, fahnde er erst nach Personen, die ihm gefielen. Der Anblick eines Menschen genüge ihm — fände er einen solchen in der Gemeinde, und meist sei dies der Fall — dann könne er frei und sicher auftreten, er beherrsche die Rede und ginge aus sich heraus; sei niemand unter seinen Zuhörern, mit dem er sich in diesen magnetischen Kontakt setzen könne — er nannte dies selbst magnetische Anziehung — dann fühle er sich unruhig, eingeengt, befangen, und nur mit Mühe ringe er sich die Worte heraus. So fühlen sich die meisten Menschen, wenn sie sich in der Gesellschaft leicht erotisch anziehender Personen befinden, ohne daß die eigentliche Geschlechtlichkeit in Betracht kommt, gekräftigt. Ein Gruß, ein Blick, ein freundliches Zunicken der betreffenden Person beglückt sie. Sind sie in der Ausübung eines Sports oder Spiels, beruflich oder außerberuflich mit ihnen zusammen, so verspüren sie ein Gefühl der Belebung und Sättigung.

Denn das bloße Erfassen mit dem Auge und Ohr kommt schon einer Verschmelzung gleich, die von dem Erfassen mit den Händen oder anderen Körperteilen, einschließlich der Genitalwerkzeuge nur im Organ und Grade verschieden ist; nur muß die besondere Lustbetonung vorhanden sein. In welchem Maße die Eindrücke mit der Aufnahme durch die Sinne der Körperseele *einverleibt* werden, geht aus Redewendungen hervor, wie: „Man hat jemanden zum Fressen gern“, oder aus Sprüchen wie den von Angelus *Silesius*:

„Der Mensch hat eher nicht vollkommene Seligkeit,
bis daß die Einheit hat verschluckt die Anderheit.“

Auch der Philosoph *Hegel* sieht das Wesen der Liebe in dem Gefühl und Bewußtsein der Identität (= Sichselbstgleichheit); er sagt: „Dies Anschauen, dies Fühlen, dies Wissen der Einheit ist die Liebe.“ Wo die Geschlechtsreize in uns münden, quillt Lust, und wo von uns Geschlechtslust zielstrebig hinströmt, quellen für die Sinne neue Reize. Da lohnt es sich schon, zu leben. Diese

Identität von Lust = Fühlen und Lust = Haben

ist auch der Grund, aus dem wir bereits vieles bei der Schilderung der Geschlechtsempfindungen vorweg genommen haben, was wir ebensogut auch bei der Darlegung der Geschlechtshandlungen hätten unterbringen können.

Veranschaulichen wir uns als Beispiel und zur näheren Erläuterung der sexuellen Identitätslehre noch einmal den Kuß. Unzweifelhaft ist, daß er eine Äußerung der Liebe ist, die vom liebenden Subjekt strömt — „man gibt einen Kuß“ —, aber ebenso sicher ist, daß der Kuß sich als einer der stärksten Liebesreize in umgekehrter Rich-

tung von der geliebten auf die liebende Person fortpflanzt — „man bekommt einen Kuß“. — Jedoch nur hinsichtlich seines Empfindungsgrades nimmt der Kuß eine besondere Stellung ein, im übrigen unterscheidet er sich nicht von anderen Sexualhandlungen. Bei jeder, auch der geringfügigsten Liebesbezeugung ist das gebende und empfangende, das aktive und passive, fast könnte man auch sagen, das männliche und weibliche Moment so innig miteinander verwachsen, daß gerade in der Trennung dieser, wie *Hegel* sagt, „schlechthin nicht zu unterscheidenden Momente“ eine der Hauptschwierigkeiten in der wissenschaftlichen Behandlung sexueller Fragen liegt.

Worauf beruht es, daß gerade der Kuß unter den Kulturvölkern zu einer so weitverbreiteten, so stark begehrten und so viel gefeierten Liebeshandlung geworden ist? Vermutlich verdankt er seine besondere Schätzung vor allem dem Umstande, daß es fast alle Sinnesorgane sind, denen er gleichzeitig Lust- und Kraftströme zuführt. Abgesehen von den erogenen Nervenendkörperchen der Lippenschleimhaut (wohl den erogensten nächst denen der Genitalzone), sind es neben dem Gesichts- und Gehörsinn auch der Geruchs- und Geschmackssinn, deren Endigungen in Mitschwingungen versetzt werden. Die alte Redewendung, daß der Kuß „gut schmeckt“, deutet auf diese Mitbeteiligung hin. Was man sonst noch alles in den Kuß hineingeheimnißt hat, beweist nur die wichtige Rolle, die ihm im Liebesleben zukommt, ist aber im übrigen nur unbewiesene Vermutung, beruhend auf der Gewohnheit, auf sexuellem Gebiet die nächstliegenden Erklärungen durch fernerliegende zu ersetzen. Dies gilt auch von der Meinung meines Freundes Freiherrn von *Reißenstein*, die er in „Liebe und Ehe in Ostasien“ (Stuttgart, o. J., S. 79) äußert; hier sagt er: „... ich stehe nicht an, zu behaupten, daß unser Küssen auf einen alten Befruchtungszauber zurückgeht, da man glaubte, auf diese Weise (durch gegenseitiges Anhauchen) die Seele einhauchen zu können.“ Es scheint mir denn doch, daß selbst bei den wildesten Völkerschaften das Küssen mehr vom Fetisch als vom Befruchtungszauber herrührt. Allerdings kommt es hier wie bei jeder körperlichen Berührung nicht nur auf die Person an, von der sie ausgeht, sondern auch auf ihren Charakter überhaupt. So dürfte ohne weiteres klar sein, daß wenn *Heine* im „Schlachtfeld bei Hastings“ singt:

„Auf seinen Schultern erblickt sie auch,
— Und sie bedeckt sie mit Küssen — —
Drei kleine Narben, Denkmale der Lust,
Die sie einst hineingebissen,“

die Beschaffenheit und Bewertung dieser Küsse eine andere sein muß als etwa die des segnenden Kusses, den der Vater auf die Stirne des in die Fremde ziehenden Sohnes drückt, oder irgendein Pflichtkuß oder gar ein Judaskuß, der Liebe und Freundschaft heuchelt, wo Haß und Feindschaft besteht. Selbst die Zärtlichkeit des Ehemannes ist oft nur ein Zeichen seines bösen Gewissens.

Die Anschauung, daß alle Kußformen sich sekundär aus dem Kuß als Sexualhandlung entwickelt haben, vertritt *Spencer*; er schreibt: „Vom Küssen als einem natürlichen Zeichen von Liebe stammt jenes her, welches als ein Mittel, Liebe vorzuspiegeln, den Geküßten ein gewisses Vergnügen bereitet und, indem es dies tut, Neigung daran erweckt, so daß wir hier den augenscheinlichen Ursprung des Küssens von Händen und Kleidungsstücken als Teil eines Zeremoniells haben.“ Wie sehr der sexuelle Untergrund des Kusses trotz aller verflüchtenden Symbolisierung noch im Unterbewußtsein lebt, geht daraus hervor, daß in manchen Gegenden (beispielsweise in Polen) der Kuß auf den Mund unter anderen Personen als Braut- und Eheleuten verpönt ist; nur der Wechselkuß auf beide Wangen ist erlaubt.

Der Kuß ist auch ein gutes Beispiel dafür, wie der sexuelle Treppenreflex, wenn er auch seiner ganzen Natur nach eine möglichst beträchtliche Lusthöhe strebt, gleichwohl auf jeder Staffel der Leiter durch Hemmungen verschiedener Art unterbrochen werden kann, mit Ausnahme der allerletzten Reflexstufen, auf denen bei ungemein schneller Reiz- und Lustfolge der Widerstand im allgemeinen nicht mehr oder nur noch mit größter Willensanspannung (die bei häufiger Wiederholung vielfach auf Kosten der Gesundheit des Nervensystems geht) den im Zustand der Hochspannung automatisch verlaufenden Vorgang hemmen kann.

Der Abschluß einer Sexualhandlung wird nicht nur von den Hemmungsmechanismen, nicht nur von der inneren Sexualspannung und der Stärke der äußeren Reize beeinflusst, sondern auch vom Verhalten des passiven Teils und vor allem von dem Inhalt der Wunscherfüllung. Vielfach geht die Zielstrebigkeit nur dahin, bestimmten Sinnesorganen, vor allem dem Auge und Ohr einen langentbehrten und stark begehrten Genuß zu verschaffen, und wenn auch meist die Neigung vorhanden ist, auf dem Geschlechtsgebiet über das Ziel hinauszugehen, so tritt doch gewöhnlich ein Zustand von Befriedigung schon auf einer Stufe ein, die dem erstrebten Lustziel näherliegt als der denkbaren Endlust. Man kann gerade bei sehr heftiger Liebesleidenschaft oft beobachten, wie schon die beim bloßen Zusammensein vorhandenen Ausstrahlungen der geliebten Person genügen, um in der liebenden Person einen Zustand der Unruhe und erregter Unausgeglichenheit in einen solchen der Ruhe und Ausgeglichenheit zu verwandeln. Meisterhafte Schilderungen dieser

Harmonisierung durch Erotisierung

hat *Goethe* in vielen seiner Dichtungen gegeben, vor allem in „*Werthers Leiden*“ und den „*Wahlverwandschaften*“.

Wie bei jedem Gut der Besitz weniger stark empfunden und bewertet wird als der Besitzmangel, wie überhaupt der Mensch von allem Negativen mehr „Wesens zu machen“ pflegt als vom Positiven, so ist es auch in der Liebe. Hier heißen die beiden starken negativen Affekte, die oft erst das Vorhandensein einer echten Liebe dem Träger zum vollen Bewußtsein bringen:

Sehnsucht und Eifersucht.

Je stärker eine erotische Neigung ist, um so heftiger und häufiger suchen die Sinnesorgane die wohltuenden Sinnesreizungen. Dieses Suchen kann sich zu jener Sucht des Sehens steigern, die man treffend Sehnsucht genannt hat. Bei langer Entbehrung und Entziehung, bei gewaltsamer Trennung können hier ganz furchtbare Zustände grenzenloser Leere und verzweiflungsvollsten Verlangens eintreten, welche das ganze Seelenleben in Mitleidenschaft ziehen und nicht selten zum völligen Lebensüberdruß führen. „Ach!“ ruft der sehnsuchtskranke *Werther* aus, „diese Lücke, diese entsetzliche Lücke, die ich hier in meinem Busen fühle! Ich denke oft, wenn du sie

nur einmal, nur einmal an dieses Herz drücken könntest, diese ganze Lücke würde ausgefüllt sein.“

Bei der geschlechtlichen Sehnsucht handelt es sich um eine Unlustempfindung, deren negativer Charakter und Gefühlston ganz besonders deutlich ist, denn hier ist es weder ein lustunbetonter noch ein unlustbetonter Eindruck, sondern ein völliges Nichts, das diesen Jammer hervorruft.

Goethe, der als Sexualpsychologe unübertrefflich ist, hat den psychophysischen (= körperseelischen) Charakter der Sehnsucht außer im „Werther“ noch an vielen anderen Stellen seiner Werke überaus fein getroffen, so in Mignons Liebesseufzer:

„Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude
Seh' ich ans Firmament
Nach jener Seite.
Ach, der mich liebt und kennt,
Ist in der Weite.
Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!“

Hier veranschaulicht der Dichter recht deutlich die durch den süchtigen Zustand hervorgerufenen körperlichen „Sensationen“ (dieser Ausdruck bedeutet seinem Ursprunge nach nur Sinneswahrnehmungen, wird aber fast nur für solche von stärkerer Wirkung gebraucht, daher auch die Übertragung von Sensation und sensationell auf Ereignisse, welche Sinne und Seele stark erregen oder erregen sollen).

Wer die Liebesliteratur – und mehr als die Hälfte der Weltliteratur ist ja Liebesliteratur – durchforscht, wer die Angaben glücklich oder unglücklich Liebender überprüft, kann fortwährend Beschreibungen begegnen, die lehren, daß es sich in den ersten Stadien (= Stufen) sexueller Gravitation (= Hingezogenheit) tatsächlich bereits um Bewegungserscheinungen handelt. Da finden sich immer wieder Äußerungen wie: es „durchströmt“, „durchdringt“, „durchschauert“, „durchzuckt“, „durchrieselt“ den Körper, es fühlt sich jemand wie „elektrisiert“, wie „festgebannt“, „bezaubert“, „ganz betroffen“, „fieberhaft erregt“, „völlig verwirrt“, „es geht ihm durch und durch“, „es überläuft ihn ganz eigentümlich“, „sein ganzes Wesen revoltiert“, „es ist, als ob ihm das Herz oder der Atem stockt“. In den Armen der Geliebten“, sagt Theodor von Wächter in seinem „Problem der Ethik“ („Ein Problem der Ethik“ von Th. von Wächter, a. a. O. S. 32) „fühlen wir voll und ganz die magnetische Durchströmung. Wir fühlen unsern Körper durchströmt von einer belebenden, nervenstärkenden, wunderbaren Lebenskraft. Wir fühlen uns wie neugeboren. Schon die geringste Einzelberührung wirkt ähnlich.“ In einem alten deutschen „ersten Liebeslied eines Mädchens“ schildert dieses seine Empfindungen wie folgt:

„Es beißt sich, o Wunder,
Mir keck durch die Haut,
Schießt 's Herze hinunter,
O Liebe, mir graut!“

Ich will aus einer größeren Anzahl körperlicher Schilderungen noch zwei herausgreifen: Ein Herr schreibt: „Beim Anblick meines ‚Falles‘ gerät mein Blut in Wallung, das Herz schlägt rascher, und die innere Bewegung würgt so an der Kehle; daß ich kaum

sprechen kann, zuerst kann ich mich auf nichts besinnen von dem, was ich vorher sagen wollte, ich bin wie gelähmt, und erst ganz allmählich löst sich dieser Bann und geht über in eine intensive Lebensfreude, die auch meine intellektuellen Fähigkeiten verstärkt und mich über das gewöhnliche Maß meines alltäglichen Lebens hinaushebt;" und ein anderer, ein sich durch gute Selbstbeobachtung auszeichnender ärztlicher Kollege bemerkt: „Der Gedanke an ein geliebtes Wesen und der Verkehr mit demselben ruft bei mir ein ganz bestimmtes Wärmegefühl physischer Art in der Herz- oder, genauer gesagt, Magengegend hervor, das ich, so komisch es klingt, grob gesprochen nur mit dem Genuß eines guten holländischen Schnapses vergleichen kann.“ *Goethe* erzählt von einem Bauernburschen, der in seine Hausfrau verliebt war: „... Er habe weder essen, noch trinken, noch schlafen können; es habe ihm an der Kehle gestockt; er sei als wie von einem bösen Geist verfolgt gewesen; bis er eines Tags, als er sie in einer oberen Kammer gewußt, ihr nachgegangen, ja vielmehr ihr nachgezogen worden sei.“ Jeder kennt Beispiele, in denen ein Mensch weite Strecken zurücklegt und große Widerstände überwindet und besiegt, um sich zu der Person zu begeben, zu der die Sinne ihn hindrängen. Erst, wenn das Wiedersehen endlich bewerkstelligt ist, und zwar oft lediglich durch dieses, tritt der beruhigende Ausgleich ein. In „*Werthers Leiden*“ heißt es: „... der Tag ist gar zu schön, ich gehe nach Wahlheim, und wenn ich nun da bin, ist's nur noch eine halbe Stunde zu ihr! – ich bin zu nah in der Atmosphäre – zuck! so bin ich dort. Meine Großmutter hatte ein Märchen vom Magnetberg: die Schiffe, die ihm zu nahe kamen, wurden auf einmal alles Eisenwerks beraubt, die Nägel flogen dem Berge zu, und die armen Elenden scheiterten zwischen den übereinanderstürzenden Brettern.“ ...

Außer der Sehnsucht verrät keine Unlust so deutlich, was die Liebe für den Menschen bedeutet, als die Eifersucht, diese ungeheure Seelenqual, für die *Schleiermacher* das trotz seiner Abgegriffenheit immer noch klassische Wortspiel erfand: „Die Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.“ Warum sie dieses tut, hat er freilich nicht gesagt. Offenbar weil es im Wesen der echten und starken Liebe liegt, das geliebte Wesen nicht nur teilweise, sondern gänzlich und ausschließlich und dauernd zu besitzen. Die Eifersucht ist ein sehr narzistisches, aber auch ein sehr monogamisches Sexualgefühl. „In der Eifersucht liegt mehr Eigenliebe als Liebe“ sagte schon *Rochefoucauld*; und der französische Schriftsteller Marquis de *Vaubenargues* (1715–1747), Verfasser der „*Introduction à la connaissance de l'esprit humain*“ (= Einführung in die Menschenkenntnis), ging noch weiter, indem er die Eifersucht einfach als eine „Krankheit der Eigenliebe“ erklärte. Unter den Neueren hat eine der besten Arbeiten über die Eifersucht der hervorragende Berliner Psychiater Karl *Birnbaum* geschrieben (unter dem Titel „Krankhafte Eifersucht und Eifersuchtswahn“ in „*Sexualprobleme*“, Dezember 1911). Nach ihm „soll unter Eifersucht kurz und bündig jener unlustvolle Gefühlszustand bezeichnet werden, der sich mit Mißtrauen gegenüber der geliebten Person hinsichtlich ihrer sexuellen Liebe, der Treue, des Besitzes verknüpft“. Bemerkenswert ist auch die Erklärung Wilhelm *Stekels*, welcher in dem Buche „*Onanie und Homosexualität*“ (bei Urban und Schwarzenberg, Berlin 1917) sagt: „Die Eifersucht ist die Projektion der eigenen Unzulänglichkeiten auf die Umgebung. Sie ist ein atavistisches Auf-flackern eines brutalen Ichgefühles, wie es nur dem auf seinen Besitzstand beharren-

den Urmenschen eigen war. Alle Kinder sind eifersüchtig. Die Eifersucht führt uns zu den Quellen des menschlichen Trieblebens zurück.“ Eine der kürzesten, gleichwohl aber tiefsten Deutungen der Eifersucht rührt aber von dem Philosophen *Descartes* her; er sagte: „Eifersucht ist die Furcht, einen geliebten Gegenstand zu verlieren.“ Der geliebte Mensch soll keinem anderen Wesen Liebe erweisen und auch von keinem andern Liebe empfangen. Daher erstreckt sich die Eifersucht auch auf beide Personen, das geliebte Wesen und ihren Liebhaber, bald mehr auf die eine, bald mehr auf die andere Person, meist auf beide.

Nicht allein über das eigentliche Wesen der Eifersucht, ihren Wert und Unwert, sondern auch über den Umfang des Begriffes Eifersucht ist viel gestritten worden. Während manche das Wort Eifersucht nur in Beziehung zum Geschlechtlichen gebrauchen, unterscheiden andere (so neuerdings L. von *Wiese*) eine geschlechtliche und außergeschlechtliche Eifersucht, ferner eine männliche und eine weibliche, eine primitive, soziale und vergeistigte, schließlich eine normale und eine krankhafte Eifersucht. Die primitive Eifersucht wird dabei als ein Nachklang der bei vielen Tieren vorkommenden Kämpfe der Männchen um die Weibchen zur Brunstzeit aufgefaßt, ein Ausdruck der Rivalität, wobei Kraft und Geschicklichkeit entscheidet, der Sieger nun aber argwöhnisch darüber wachen muß, daß ihm die Liebesbeute nicht wieder entrissen wird. Als soziale Eifersucht hat man diejenige bezeichnet, die sich an die Vorstellung eines Besitzrechtes des Mannes an der Frau knüpft, eine namentlich im Zusammenhang mit der monogamen Ehe bei vielen Völkern auftretende weit verbreitete Anschauung. Die Liebeseifersucht wird von L. von *Wiese* im wesentlichen zu den edleren Gefühlsäußerungen der Sexualität gerechnet, da sie teils dem Wunsch der Liebe nach Gegenliebe entspringt, teils dem peinigenden Gedanken, daß die geliebte Person für die sinnliche Befriedigung eines anderen, der ihrer nicht wert ist, zu gut sei. Im Tatsächlichen ist es aber kein Unterschied, ob nun der, auf den man eifersüchtig ist, edle, echte oder unedle und unechte Gefühle in sich birgt.

Forel lehnt jede berechnete Eifersucht ab und nennt sie eine brutale tierische Dummheit, die „stammesgeschichtlich auf dem Kampf um den Besitz des Weibes fußt, zu einer Zeit, wo alles nur mit roher Gewalt herging“. Er unterscheidet die *atavistisch ererbte* und die *pathologische Eifersucht*, die sich besonders bei Trunksucht ausbildet. Es erregte weit über die Fachkreise hinaus mit Recht großes Aufsehen, als *Forel* sich in der „Sexuellen Frage“ mit solcher Schärfe gegen jede Form der Eifersucht wandte und zu ihrer Überwindung feinsinnige philosophische Überlegungen anstellte.

So schrieb er unter anderm: „Die schlimmste und leider am tiefsten wurzelnde, von unseren Tierahnen geerbte Ausstrahlung oder besser gesagt Kontrastreaktion der sexuellen Liebe ist die Eifersucht... Sie ist ein Erbstück der Tiere und der Barbarei, dies möchte ich allen Helden zurufen, die unter dem Titel ‚beleidigte Ehre‘ für ihre Berechtigung eintreten und sie auf ein hohes Piedestal stellen. Ein untreuer Mann ist einem Weibe

zehnmal eher als ein eifersüchtiger Mann zu wünschen . . . Die Blüten, die die männliche Eifersucht in der Geschichte der menschlichen Ehe getrieben hat, sind geradezu unglaublich. Ich erwähne nur die mit einem Schlosse versehenen, in Altertummuseen heute noch befindlichen eisernen Gurten, mit welchen im Mittelalter in den Krieg ziehende Ritter ihre Frauen bekleideten, um ihre Eifersucht zu beruhigen. Viele wilde Völker bestrafen nicht etwa nur den Ehebruch des Weibes, sondern schon Unterredungen und Annäherungen zwischen derselben und einem fremden Manne mit schweren Strafen, nicht selten mit dem Tode. Die Eifersucht wandelt die Ehe in eine Hölle um. Sie steigert sich beim Manne oft in krankhafter Weise bis zur vollendeten Verrücktheit und zeigt überhaupt manche Übergänge zu jener geistigen Erkrankung, wie sie ferner eine ganz gewöhnliche Folge des Alkoholismus ist. Dann wird aber das Leben des betreffenden Weibes zu einer unaufhörlichen Marter. Beständige Verdächtigungen, Kränkungen, Roheiten, Beschimpfungen, Drohungen oder Mißhandlungen bis sogar zur Tötung sind je nach den Fällen die Folgen dieser abscheulichen Leidenschaft. In mäßigerer, normaler Form ist die Eifersucht schon schlimm genug, indem Argwohn und Mißtrauen schon in kleinsten Dosen die Liebe vergiften. Man spricht oft, wie gesagt, von berechtigter Eifersucht. Ich behaupte aber, daß es überhaupt keine berechnigte, sondern nur eine atavistisch ererbte oder eine pathologische Eifersucht gibt, denn diese Leidenschaft ist nichts als eine brutale tierische Dummheit. Ein vernünftiger Mann, der den begründeten Verdacht schöpft, daß seine Frau ihm untreu sei, hat freilich das Recht, durch entsprechende Maßnahmen sich über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit seines Verdachtes in aller Stille Gewißheit zu verschaffen. Doch was hat es für einen Sinn, dabei eifersüchtig zu sein? Stellt sich der Verdacht als unrichtig heraus, so hat er durch ein eifersüchtiges Gebaren seine Frau bloß unnütz gekränkt und unglücklich gemacht. Ist er richtig, so sind nur zwei Ausgänge möglich: entweder handelt es sich um einen, vielleicht von einem anderen Manne suggerierten Liebesrausch einer sonst guten Frau, die darüber vielleicht unglücklich ist, wieder auf guten Weg gebracht werden kann und dann unbedingt Verzeihung verdient; oder es handelt sich um ein wirkliches Erlöschensein aller Liebe oder um eine unwürdige, charakterlose Betrügerin, dann ist die Eifersucht erst recht nicht am Platze, sondern eine gelassene Ehescheidung . . . Man hört oft über eine Frau oder einen Mann urteilen, sie seien 'zu wenig eifersüchtig', weil sie den sexuellen Neigungen ihrer Eehälfte gegenüber zu nachsichtig seien. Beruht eine solche Nachsicht auf zynischer Gleichgültigkeit oder gar auf Geldinteressen, so ist nicht der Mangel an Eifersucht, sondern der ethische Defekt zu tadeln. Beruht sie aber auf vernünftiger Liebe, so ist sie hoch zu achten und zu loben."

Man kann bei der Eifersucht zwei Gruppen von Geschlechtshandlungen unterscheiden, die, welche der Steigerung der Eifersucht bis zum Höhepunkt der Eifersuchtsspannung dienen, und solche, die in diesem Höhepunkt zur Entspannung führen. Die erstgenannten Handlungen nehmen den weitaus größeren Raum ein, sie sind gewöhnlich durch das Bestreben geleitet, den Gegenstand der Eifersucht mit großem Argwohn zu beobachten. Mit dem mißtrauischen Blick fängt es an, dann folgen quälendes Ausfragen nach dem Aufenthalt und den Besorgungen während der Abwesenheit, Ausspionieren, wobei der größte Scharfsinn zum Erfinden immer neuer Methoden aufgewandt wird; unvorhergesehene Rückkehr von einer wirklichen oder vorgetäuschten Reise, unbemerktes Nachgehen auf den Wegen, Aushorchen anderer Personen gehören zu den üblichsten und übelsten Gepflogenheiten der Eifersüchtigen.

Die Detektivbüros haben keine besseren Kunden als eifersüchtige Männer und Frauen. Viele leben geradezu von ihnen. Hierzu kommt die ergänzende, oft geradezu im Vordergrund stehende Phantasietätigkeit; das Urteil ist im höchsten Maße eingeengt, weil der Eifersüchtige bei seinen Beobachtungen den Grund zur Eifersucht vorwegnimmt und alles andere ihm unterordnet. Der unscheinbarste Blick auf andere, das harmloseste Gespräch wird, durch die Brille der Eifersucht gesehen, zum sichersten Verräter. *Birnbaum* schreibt: „So wie der Ängstliche überall Gefahren und Verfolger, der Mißtrauische überall Schlechtgesinnte und absichtliche Schädigungen wittert, so sieht der zur Eifersucht Geneigte allenthalben Liebhaber und Verführer, sexuell verdächtige Zeichen und Merkmale sexueller Untreue, wie sie ihm sein krankhaftes Gefühlsleben vorspiegelt: ‚Wenn die Lieb’ ist eifersüchtig, so bekommt sie hundert Augen, doch es sind nicht zwei darunter, die gradaus zu sehen taugen.‘ (W. Müller.) Hat er aber erst irgend einen Verdacht, an den er sich anklammern kann, sei er auch zunächst noch so vage – und solch ein Verdacht kann bei derartiger Veranlagung nicht ausbleiben –, dann sucht er instinktiv nach Bestätigung, Begründung, Sicherung seiner Anschauung, und die findet er nur allzuleicht, weil er eben stets und ständig geneigt ist, alles im Lichte seiner Eifersucht zu sehen, alles im Sinne seiner Eifersucht zu deuten.“

Dies Verfahren bewirkt nun allerdings in vielen Fällen, daß die Liebe des anderen tatsächlich erkaltet, und darin findet wiederum die Eifersucht neue Nahrung. Auf der einen Seite stehen Fälle, in denen die Eifersucht sich an eine tatsächliche Untreue des Partners anschließt, auf der anderen Seite stehen die nicht minder zahlreichen, in denen es sich um reinen Eifersuchtswahn handelt ohne tatsächliche Unterlage, dazwischen aber steht die große Mehrzahl aller Eifersüchtigen, bei denen sich Wirklichkeit und Phantasie kritiklos vermischen, wo in der ersten Veranlassung zur Eifersucht ein Körnchen Wahrheit enthalten war, dessen Wichtigkeit zu dem Umfang der nachfolgenden Kette von Eifersuchtsregungen und -handlungen in keinem Verhältnis steht.

Ist die Selbststeigerung der Eifersucht auf einem Höhepunkt angelangt, so trägt die lösende Entspannungshandlung zumeist einen explosiven Charakter. Wie bei allen Sexualhandlungen sind zwar auch hier oft Teilentspannungen in Form der sich wiederholenden „Eifersuchtsszenen“ vorhanden. In harmloseren Fällen kann es dabei bleiben und schließlich die Eifersucht von selbst aufhören. Bei der schweren Form der Eifersucht, sei sie durch tiefe Leidenschaft bei Untreue oder durch weitgehende Wahnbildung gekennzeichnet, kommt es sehr häufig zu Gewalttaten im Augenblick der Entladung. Nicht selten beendet der Eifersuchtskranke seine verheerende Leidenschaft durch doppelte Vernichtung: Er tötet den Gegenstand seiner Eifersucht und vollendet durch Selbstmord seine eigene Qual. Um solche Sexualkatastrophen zu verhüten, gibt es eigentlich nur einen Schutz, die Trennung. Vor allem im ehelichen Eifersuchtszwiespalt ist dies oft die einzige Lösung; wie viele

Ehetragödien, von denen man fast täglich in der Zeitung lesen kann, hätten durch rechtzeitige Trennung vermieden werden können!

Untersucht man Menschen, die sich durch Neigung zur Eifersucht auszeichnen, auf ihren Charakter hin, so ist in fast allen Fällen als allgemeinsten Grundzug ihres Wesens ein leidenschaftliches Temperament festzustellen. Das allein macht allerdings noch keine Eifersucht, sondern es kommt eine besondere Bereitschaft dieses Temperaments zur Energiestauung und inneren Verkrampfung hinzu. Dieser Zustand äußert sich zunächst gewöhnlich darin, daß jemand seine sexuellen Energien so fest an einen einzigen Menschen bindet, daß er nicht leicht von ihm wieder loskommt, selbst wenn infolge mangelnder Gegenliebe keine Möglichkeit besteht, diese sexuelle Bindung zu harmonischer Vereinigung zu führen. Ein Mensch, welcher nur leidenschaftlich, aber sonst innerlich frei ist, wird, wenn er die Aussichtslosigkeit seiner Neigung erkennt, schließlich doch bereit sein, seine Gefühle auf ein anderes Wesen zu übertragen.

Man irrt sich, wenn man glaubt, es sei dies nur eine Frage der Neigungstiefe. Zwei Menschen können sehr tief empfinden, aber der eine neigt zu krampfhafter Festhaltung, der andere nicht. Wenn wir also finden, daß bei Eifersüchtigen in besonderem Maße Leidenschaftlichkeit und Bereitschaft zur Verkrampfung vorliegt, so läßt sich doch mit großer Regelmäßigkeit noch ein drittes Merkmal im Charakter feststellen, nämlich ein starker Selbstschätzungstrieb. Wir unterscheiden hier den Selbstschätzungstrieb vom gewöhnlichen Selbstbewußtsein; denn das Selbstbewußtsein steht gerade in diesen Fällen in einem schmerzlich empfundenen Gegensatz zum Selbstschätzungstrieb. Treffend läßt sich dieser Zusammenhang an dem klassischen Eifersuchtsdrama „Othello“ zeigen: Othello, der Mohr von Venedig, liebt die weiße Desdemona. Er trägt in sich ein ungeheuer leidenschaftliches Temperament mit der Neigung zur krampfhaften Übertragung, die durch keine Macht der Welt dazu gebracht werden könnte, sich von ihrem Objekt zu lösen. Auf dem Boden dieser unebenen, auf die Spitze getriebenen Seelenverfassung gedeiht hervorragend die alte Minderwertigkeitsidee des Negers gegenüber dem Weißen. Das tatsächliche Selbstbewußtsein wird vom Mißtrauen erschüttert, der Selbstschätzungstrieb, das Bedürfnis nach Erfüllung des Selbstbewußtseins wächst ins Maßlose. *Diese Spannung zwischen Geltungsbedürfnis einerseits und Minderwertigkeitsgefühl andererseits auf dem Boden starker, verkrampfter Leidenschaftlichkeit ist für den Typus des „Othello“ und damit für die Mehrzahl der Eifersüchtigen charakteristisch.* Ein Zufall, ein geschickter Betrug des Jago, der den Schein der Untreue durch ein verlorenes Taschentuch erweckt, genügt zur katastrophalen Entladung der Energiespannung. Die Bestätigung seines nagenden Verdachts, er, der Neger, könne bei der weißen Frau keinen Erfolg haben, belastet seinen Selbstschätzungstrieb über die erträgliche Grenze. Die Ursache der Spannung zwischen Selbstbewußtsein und Geltungsbedürfnis kann natürlich sehr verschieden sein. Alle körperlichen Gebrechen und geistigen Fehler kommen da in Betracht, alle Arten von Ver-

kümmern und Disharmonien, wie große Altersunterschiede oder sonstige Gegensätze.

Eine besondere Form dieser Unterwertigkeits-Eifersucht ist die, welche sich im Zusammenhang mit Impotenz ausbildet. Oft geht eine organische Schädigung durch Mißbrauch von Alkohol oder anderen Rauschgiften vorher, von denen wir früher sagten, daß sie zwar das Geschlechtsbedürfnis steigern, zugleich aber das Geschlechtsvermögen herabsetzen. Die Wut über die eigene Schwäche führt dann oft zu ausgesprochenem Eifersuchtswahn und zu schweren Gewaltakten. Hier tritt auch am deutlichsten der Charakter der Eifersuchtshandlungen als Ersatzhandlungen für die normale Sexualspannung zutage. Wie der Impotente, so findet auch der unglücklich Liebende in der Eifersuchtsszene einen Spannungsausweg, der seine unerwiderte Leidenschaft von dem einmal gewählten Objekt nicht mehr loslösen kann. Bei diesem Eifersüchtigen kann man zwar von einem Eifersuchtswahn nicht sprechen. Psychologisch macht es aber wenig aus, ob die Vorstellung von der Untreue des andern den Tatsachen entspricht oder nicht, wesentlich ist nur, daß der Eifersüchtige eben daran glaubt.

Aus obigen Ausführungen geht hervor, daß wir die Eifersucht *nicht* für eine wertvolle, ethisch hochstehende Sexualerregung halten; wir halten es daher auch für erstrebenswert, diese Gemütsregung weitmöglichst zu bekämpfen. Gewiß versagen im akuten Anfall meist alle theoretischen Erklärungen und sachlichen Klarstellungen durch Dritte. Um so mehr aber sollte der Mensch über das Wesen der Eifersucht nachdenken, ehe er ihr anheimfällt. Außer dem oben angeführten Gedankengang von *Forel* haben wir im Einzelfall gute Erfolge gesehen, wenn jemand sich über die soeben geschilderte psychologische Grundlage seiner Eifersucht klar wird. Mit dieser Erkenntnis läßt sich die Einsicht verbinden, daß es im Grunde töricht ist, eine nicht vorhandene Liebesempfindung durch Eifersucht erzwingen zu wollen. Grade der Stolz (aus dessen Gekränktheit die Eifersucht entspringt) sollte es einem Menschen verbieten, seine besten Gefühle immer wieder dorthin zu tragen, wo sie nicht erwidert und verstanden werden; der Hinweis auf das entwürdigende Gebaren der Eifersüchtigen mag daneben beitragen, im Laufe der Zeit die eifersüchtige Gemütsregung zu überwinden.

Da ich in meiner Sexualpraxis viele eifersüchtige Frauen und Männer kennen gelernt habe, die mich in ihrer Seelenpein um Rat angingen, seien noch zwei weitere Erfahrungstatsachen kurz mitgeteilt. Es ist mir oft gelungen, Eifersüchtige von dem Irrtum zu befreien, sie hätten etwas verloren, was sie in Wirklichkeit noch besaßen. Greifen wir eines der gewöhnlichsten Beispiele heraus. Ein verheirateter Mann hat eine heimliche Geliebte, oder, was nicht ganz so häufig, aber auch häufig genug vorkommt (nach den Grundsätzen der doppelten Moral allerdings ungleich schwerer beurteilt und geahndet wird), eine Frau „betrügt“ (wie man zu sagen pflegt) ihren Mann. Eines Tages erfährt die Gattin oder der Gatte davon. Von Empörung, Verzweiflung und Eifersucht gepackt, zerbrechen sie die Ehe, die anscheinend schon

vorher zerbrochen war. Da hilft kein Zureden, im Gegenteil, der Widerspruch festigt den Entschluß. Ich habe aber sehr viele Frauen und Männer gesehen, die später auf das bitterste bereut haben, daß sie nicht „ein Auge zudrückten“ und ihre Eifersucht bemeistern konnten. Das sind einfache Lebenserfahrungen, die ganz unabhängig sind von allen sonstigen Erwägungen über den „heiligen Stand“ der Ehe.

Ich erinnere mich einer feinen, stillen Frau, bei der ich folgendes erlebte: Sie war für längere Zeit nach Übersee gereist zum Besuch ihrer dort lebenden kranken Mutter. Als sie heimkam, erfuhr sie, daß die seit langem im Hause tätige „Stütze“ schwanger war. Anfangs hatte sie kein Arg, bis sie bald nach der Niederkunft des Mädchens den üblichen anonymen Brief erhielt, dem sie entnahm, daß der Vater des Kindes ihres Hausmädchens auch der Vater ihrer eigenen Kinder war. Diese Schmach schien ihr unerträglich. Mit ihren beiden Kindern, einem Sohn von 15 und einer Tochter von 13 Jahren, denen sie in der Aufregung nicht verbarg, was ihr Vater „für einer“ war, verließ sie bei Nacht und Nebel das Haus, um niemals wieder dorthin zurückzukehren. Der Mann, der sehr an seiner Frau hing, war zu jedem Entgegenkommen bereit, sie aber blieb unerbittlich und würdigte den Ehebrecher keines Blickes, keines Wortes. In entsagender Einsamkeit widmete sie sich ganz der Erziehung ihrer Kinder. Wenn diese aber von ihren Besuchen aus der schön eingerichteten großen Wohnung ihres Vaters, der sich nach einigen Jahren wieder verheiratet hatte und eine ausgedehnte lebhaftige Geselligkeit pflegte, heimkehrten in die bescheidene Stube der Mutter und ihr Bericht erstatteten, war der Ausdruck ihrer Augen zwar verständnisvoll, aber zugleich auch etwas vorwurfsvoll, und oft hat mir später die Mutter erzählt, wie sehr sie es bereue, daß sie damals, als ihr Mann sie durch mich bitten ließ, zurückzukehren, meinen Rat nicht befolgt habe. Hier kann ich manchen Anwälten den Vorwurf nicht ersparen, daß sie oft nur allzu bereit sind, Ehescheidungen durchzuführen. Als erfahrener Sexualpsychologe stelle ich fest:

Liebe und Untreue schließen sich nicht aus.

Geschlechtstrieb und Liebe sind nicht dasselbe — wohl oft äußerlich, aber nicht innerlich. Es kann jemand sogar gleichzeitig monogam und polygam sein. Die Gefühle, die ein Mann seiner Frau entgegenbringt, der Mutter seiner Kinder und treuen Kameradin, sind und bleiben andere als die, welche er für eine Geliebte hegt. *Man sollte aber nur auf gleichartige, nicht auf andersartige Empfindungen eifersüchtig sein.* Das mag lax klingen, aber nur für jemanden, der die Verhältnisse, wie sie tatsächlich sind, nicht kennt.

Und hier noch ein Letztes zum Thema Eifersucht, was für die unglückliche Liebe auch im allgemeinen gilt. Man vertraue der Zeit. Die Zeit ist der beste Arzt. Als ich vor vielen Jahren wieder einmal den verzweiflungsvollen Schrei eines Menschen erhielt, der mir seine Geschlechtsnot klagte und schrieb, er sei, wenn sich nicht sein Schicksal binnen kurzem ändere, fest entschlossen, seinem Leben ein Ende zu bereiten, telegraphierte ich: „Nicht Leben nehmen, Brief folgt.“ Nach Absendung

dieses Telegramms tauchten mir wegen seiner im ersten Eifer niedergeschriebenen Fassung Bedenken auf, die erst schwanden, als ich zu meiner Freude erfuhr, daß es gerade durch seine einprägsame suggestive Kürze nicht ohne Wirkung geblieben war. Ähnliches könnte man allen denen zurufen, die wie *Goethes* Werther meinen, sie könnten die Eifersuchtsqualen nicht überleben, sie müßten an ihnen zugrunde gehen; ich habe viele Männer und Frauen kennen gelernt, die glaubten, die entsetzlichen Leiden der Sehnsucht und Eifersucht nicht ertragen zu können, und sie haben sie doch ertragen und waren später froh, daß sie sie ertragen haben.

Wenn wir die Unmenge der Sexualhandlungen überblicken, von der zarten Werbung, dem schüchternen Antrag bis zum stürmischen Begehren und zur letzten Erfüllung, so bieten Grad und Art der Entspannung uns ein äußerst mannigfaltiges Bild. Es gewinnt sehr an Klarheit, wenn man an die allmähliche Entwicklung denkt, welche die Sexualhandlungen im Zusammenhang mit der allgemeinen Höherentwicklung der Lebewesen von den einzelligen Urtieren über die ganze Tierreihe bis zu den Menschen genommen haben.

Bei den niedersten Lebewesen sehen wir den einfachsten Vorgang. Die ganze Sexualhandlung besteht darin, daß zwei Partner ohne Umschweife auf ein Endziel, die Vereinigung zum Zwecke gegenseitiger Stoffdurchdringung, lossteuern. Mit der Ausbildung besonderer Geschlechtsorgane in der Tierwelt wird der Vorgang der Vereinigung dann zwar verwickelter, aber im ganzen strebt die Handlung doch unmittelbar dem Endziel der Paarung entgegen. Erst bei den Insekten taucht das eigentliche Liebesspiel auf, eine Fülle von unzweifelhaft geschlechtlichen Handlungen, die nicht sofort zur letzten Entspannung führen, sondern diese erst vorbereiten, indem sie die Spannung durch Reizerhöhung steigern. Die Natur beginnt dieses lustbetonte Spiel zu fördern, indem sie Formen schafft, die durch reiche Ausstattung anreizend auf die Sinne wirken. Man denke an die Farben und Klänge der Vogelwelt. Die Pracht der körperseelischen Ausdrucksform wird zum Antrieb für ein immer bunteres Liebesspiel; im Wettstreit um den Besitz des anziehendsten Wesens wird auf der einen Seite der Wunsch, anzulocken, auf der anderen Seite der Drang zur Eroberung geweckt. Auch Sprödigkeit findet sich im Tierreich schon genau wie beim Menschen, nur etwas einfacher in der Form und daher durchsichtiger als Mittel zum Zweck.

Im Grunde besteht der Unterschied zwischen den Sexualhandlungen des Menschen und denen der Tiere nur im Fortfall verstandesmäßiger Hemmungen beim Tier. Die Handlungen sind beim Tiere unmittelbarer der Ausdruck innerer Antriebe, während der Mensch in seinem Tun weitgehend von Überlegungen beeinflusst wird, und zwar nicht nur in der Weise, daß seine Handlungen auf jeder Stufe des Treppenreflexes gehemmt werden können, also nur ein Teil der ruhenden Kraft in bewegliche umgesetzt wird, sondern der Einfluß der Hemmungen vermag auch den Inhalt der Handlungen weitgehend von den ursprünglichen Antrieben abzulenken.

In diesem Zusammenhang sei nochmals kurz daran erinnert, wie oft es vorkommt, daß sich verschmähte und verdrängte Liebe in Haß verwandelt; dieser Haß kann seinen Ausdruck in Triebhandlungen finden, bei denen das Ziel die Zerstörung ist, die, wenn auch nicht unmittelbar, so doch ursprünglich von der Kraft der Sexualspannung ausgelöst werden. Das Zurückweisen der Liebesneigung wirkt hier zunächst als Hemmung auf den freien Ablauf der Sexualhandlungen. Dann sind verschiedene Auswege möglich: Entweder das Ziel der Sexualentspannung, die Vereinigung, wird mit Gewalt erzwungen, oder der Trieb weicht dem Widerstand aus und sucht sich unbekümmert ein anderes Objekt, das sich willfähriger zeigt (beim Tier herrschen diese beiden Möglichkeiten), oder es sitzt die Neigung zu dem Gegenstand der Liebe so tief, daß sie sich nicht aus eigener Kraft davon loslösen kann, während andererseits einem gewaltsamen Besitzergreifen, der Vergewaltigung, verstandes- und gefühlsmäßige Hemmungen entgegenstehen. In diesem Falle bleibt nichts anderes übrig, als daß die Kraft der Sexualspannung ihre Richtung ändert und in anderer Weise ihre Entladung sucht und findet. Der Weg zur Entspannung durch harmonische Vereinigung ist versperrt. Ein häufiger Ausweg dieses Zwiespalts ist der, daß sich die Energie der Liebe in eine Energie des Hasses verwandelt; in manchen Fällen aber, wo der Weg zum Haß mit dem gegebenen Charakter des Menschen nicht vereinbar ist, kehrt sich die Kraft gegen die eigene Person, und Selbstvernichtung wird der verzweifelte Ausdruck einer in der harmonischen Bahn gehemmten Sexualentspannung.

Wenn wir uns nunmehr im Gange unserer Darstellungen den einzelnen Sexualhandlungen etwas näher zuwenden, so heben sich unter ihnen fünf einander folgende Abschnitte deutlicher ab:

1. *Die Sexualeuse*
2. *Der Flirt*
3. *Die Werbung*
4. *Das Liebesspiel*
5. *Die Paarung.*

Die Sexualeuse kann zum Flirt führen, muß es aber nicht, ebenso der Flirt zur Werbung, die Werbung zum Liebesspiel und das Liebesspiel zur Paarung.

Unter Paarung verstehen wir den Geschlechtsverkehr im engeren Sinne, der in der Sexualentspannung oder -entladung seinen Abschluß findet. Auch der diesem Ausdruck zugrunde liegende Vergleich hat eine wissenschaftliche Berechtigung; es ist daher bedauerlich, daß das Wort durch seinen besonders in unwissenschaftlichen Werken beliebten Gebrauch erheblich in seinem Ansehen gelitten hat; tatsächlich ist aber sowohl die männliche als die weibliche Körperseele vor der im orgastischen Taumel erfolgenden Abstoßung von Sexualstoffen wie „geladen“ mit erogenen Substanzen und Spannungen, so daß man sehr wohl von „Entladung“ sprechen kann und diesen bezeichnenden Ausdruck unbedenklich in den wissenschaftlichen Sprachgebrauch übernehmen sollte.

Die fünf genannten Abschnitte gehen unmerklich ineinander über. Beispielsweise wird es oftmals kaum möglich sein, das Liebesspiel von den ihm voran-

gehenden Handlungen abzugrenzen, die noch in das Gebiet der Werbehandlungen fallen; letztere werden auch oft Verführung genannt, ein Begriff, mit dessen Anwendung man recht vorsichtig umgehen sollte. Ebenso schwierig wie nach der einen ist es aber auch oft nach der anderen Seite, von gewissen Geschlechtshandlungen zu sagen, ob man sie noch als Liebesspiel oder Liebespräliminarien (= Vorbereitungen) ansehen darf, oder ob sie bereits als Sexualakte aufzufassen sind.

Es sei hier nur an das

H a l b j u n g f e r n t u m

erinnert, deren zahlreichen Vertreterinnen der französische Schriftsteller Marcel *Préost* wohl zuerst die Bezeichnung „demi-vierges“ gab. Es sind jene weiblichen Personen, die in den höheren Ständen verhältnismäßig häufiger anzutreffen sind als in den niederen, welche alle Sexualhandlungen an sich vornehmen lassen, außer dem eigentlichen Koitus. E. *Lilienthal* nennt „Demi-vierge oder Halbjungfrau das zwar seelisch, aber nicht physisch deflorierte (= entjungferte) Mädchen der guten Gesellschaft“.

Soll man sie, weil sie ihren Körper „vor dem Äußersten sichern“, für keuscher und züchtiger halten als die Mädchen, bei denen es zum wirklichen Geschlechtsverkehr gekommen ist? Wir werden dazu um so weniger Anlaß haben, wenn wir die Beweggründe kennen, welche für die Halbjungfern ausschlaggebend sind; diese Gründe liegen, wie in jeder sexualen Frage, teils im Biologischen, teils im Soziologischen. Der biologische Grund ist die Tatsache, daß der erste regelmäßige Geschlechtsverkehr bei der Frau zum Unterschied vom Manne eine körperliche Veränderung bewirkt, die, so gering sie an und für sich ist, doch schwer ins Gewicht fällt. Die mehr soziologischen Gründe hängen mit der Furcht der Frauen vor unerwünschter Schwangerschaft zusammen, mit der Besorgnis, daß ihr guter Ruf leiden könne und vor allem ihr Wert als Ehefrau erheblich sinkt, wenn sie mit bereits zerstörtem Hymen in die Ehe treten. Darum ist das Halbjungferntum auch dort am verbreitetsten, wo Gesetz und Gesellschaft – wie es früher allgemeine Sitte war und noch jetzt vielfach im Orient gebräuchlich ist – die Männer ermächtigt, die Frau nach Hause zu schicken und eine Ehe für ungültig erklären zu lassen, bei der es sich in der Brautnacht herausstellt, „daß das Tor bereits offen steht, durch das der Gatte als erster einzutreten gedachte“. Einer der besten Kenner der weiblichen Geschlechtsseele, der alte Marienbader Arzt *Kisch*, Verfasser des Buches „Die sexuelle Untreue der Frau“ (Verlag Marcus und Weber, Bonn), mit dem diese Fragen zu erörtern mir stets besonders anregend war, schreibt einmal: „Die Dirne gibt sich des Vorteils wegen hin, die Halbjungfrau versagt die volle Hingabe des Vorteils wegen.“ Wesentlich anders zu bewerten ist freilich die Keuschheit aus Klugheit, die ein Mädchen selbst ihrem Bräutigam gegenüber bewahrt, fühlend, wie schwer sich hingeben und sich vergeben zu trennen sind. Nicht nur für den männlichen Don-Juan- und Eroberertypus, sondern auch für den schlichten Liebhaber geht mit dem Vollbesitz des Mädchens einer ihrer

Hauptreize verloren. Die Bindung wird keineswegs, wie viele Mädchen irrtümlich annehmen, durch den eigentlichen Geschlechtsverkehr stärker, vielmehr oft ganz im Gegenteil schwächer, und es gibt Männer genug, welche die Verpflichtung, die das Weib dem Verkehr entleihen zu können glaubt, nicht verspüren und ihrer Wege gehen, wenn sie das „Letzte“ gehabt und genossen haben.

Leichtere Geschlechtshandlungen, wie das Hinwenden der Augen nach anziehenden Menschen, verlaufen vielfach als triebhafter Drang unterhalb der Schwelle des Bewußtseins, und mehr noch verbirgt sich das Suchen der Liebe selbst in seinen ersten Ansätzen oft im Unerkannten. So werden viele junge Leute, wenn sie nach Abschluß der Schulzeit den Wanderstab ergreifen, um die Welt kennen zu lernen, sicherlich nicht daran denken, daß sie Liebe suchen. Aber allein die Tatsache, daß in dieser Zeit des Wanderns und Reisens sich fast stets das Liebesabenteuer einstellt, spricht dafür, wie sehr die stärker werdende erotische Spannung zum mindesten als ein wesentlicher Kraftquell für den Drang ins Weite mitwirkt.

Bevor wir uns den einzelnen Geschlechtshandlungen zuwenden, sei der Vollständigkeit halber noch einer Einteilung des Geschlechtstriebes gedacht, die vor einigen Jahrzehnten Albert Moll in die Sexualwissenschaft (oder, wie er im Titel seines Handbuchs im Gegensatz zu Bloch sagt, in die „Sexualwissenschaften“) einführte. Trotzdem Forel sie in seiner „Sexuellen Frage“ mit Stillschweigen übergeht und sie auch sonst mehr Zustimmung in Laien als in Ärztekreisen gefunden hat, wollen wir diese Einteilung erwähnen, weil sie zugleich ein Beispiel ist für die Richtigkeit des Ausspruches, der gerade auf sexualwissenschaftlichem Gebiet vielfache Bestätigung gefunden hat, der Worte *Mephistos* in der Schülerszene im „Faust“:

Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten läßt sich trefflich streiten.

Moll hat den Geschlechtstrieb in zwei Teile zerlegt, deren ersten er Kontraktions-trieb nannte, was Annäherungstrieb bedeutet, hergeleitet von *contractare* (= in Berührung kommen). Dies ist eine völlig überflüssige Abgrenzung, da die Annäherung im Wesen jedes Triebes schlechthin liegt; es wäre genau dasselbe, als wenn man von dem Nahrungstrieb einen besonderen Trieb absondern wollte, der darin besteht, daß sich jemand dem Orte nähert, an dem er seinen Hunger oder Durst stillen kann. Den zweiten Teil des Geschlechtstriebes bezeichnet Moll als Detumeszenztrieb (= Abschwellungstrieb, abgeleitet von *detumescere* = abschwellen). Havelock Ellis suchte diesen Teil des Geschlechtstriebes dadurch zu retten, daß er ihm den Tumescenztrieb oder Anschwellungstrieb voransetzte; doch will mir scheinen, daß, wer sich über das Wesen der sexuellen Vorgänge im klaren ist, der allmählich zunehmenden Spannung, die im Zustande der Hochspannung nach einer Entspannung verlangt, der Unterscheidung Molls weder theoretische noch praktische Bedeutung zuerkennen kann; denn sie wird in keiner Weise dem Charakter des Geschlechtstriebes als Sexualreflex gerecht, der sich bei beiden Geschlechtern staffelweise auf und ab bewegenden Lustkurve. Ebenso wenig berücksichtigt sie, daß die Vorgänge an den Genitalien, so bedeutsam sie an sich sind, doch nur eine der vielen Kreislaufveränderungen sind, die als Begleiterscheinungen des Geschlechtstriebes auftreten: dem erhöhten Blutdruck, der Pulsbeschleunigung sowie den mit dieser Zirkulationsveränderung eng verknüpften Änderungen in der Atmung, in den inneren Drüsenabsonderungen, im ganzen Nervensystem.

Wir beginnen die Darstellung eigentlicher Geschlechtshandlungen mit einer kurzen Schilderung der

Sexualauslese.

Vielfach wird von Männern und Frauen Klage geführt, daß ihnen die Liebeswahl Schwierigkeiten bereite; „sie fänden niemand“. Und in der Tat scheint es zunächst, als ob es die anderen Lebewesen, Pflanzen und Tiere, bei denen es zwei getrennte Geschlechter gibt, in dieser Hinsicht leichter haben. Es scheint aber nur so. Denn in Wirklichkeit läßt sich leicht der Nachweis erbringen, daß alle Orte, an denen sich Menschen begegnen, ausnahmslos auch der Liebeswahl dienen. Es wäre müßige Arbeit, alle Stätten aufzuzählen, die hier in Betracht kommen. Ob in Geschäftshäusern, Fabriken und Büros, ob in Restaurants, Hotelhallen oder Sanatorien – Thomas Mann hat im „Zauberberg“ hierfür ein gutes Beispiel gegeben –, ob in den Wartezimmern von Beamten, Anwälten und Ärzten oder den Wartesälen der Bahnhöfe, ob im Konzert, Theater oder in der Kirche, überall suchen und finden sich die Augen von Personen, die nach Menschen ihrer erotischen Geschmacksrichtung Umschau halten. Nicht nur im Ball- und Spielsaal, auch im Hörsaal, ja selbst im Gerichtssaal fahnden die Sinnesorgane unwillkürlich nach liebenswerten Personen. Sogar bei Leichenbegängnissen ist es nichts Ungewöhnliches, daß in der Atmosphäre des Leids und Mitleids die ersten Blicke einer sich zur Liebe steigernden Sympathie gewechselt werden. In allen Badeorten der Welt, auf allen Sportplätzen, auf dem Eise wie auf dem Rasen fliegen sich die Herzen zu. Immer neue Möglichkeiten werden erdacht und frühere Unmöglichkeiten der Annäherung – man denke, welche Verbreitung in den letzten Jahren das gemeinsame Baden der Geschlechter in den „Familienbädern“ gefunden hat – beseitigt. Keine Gesellschaft, keine Volksversammlung, kein Verein, in dem nicht zarte Beziehungen angebahnt werden. Viele Menschen sind gerade für die feinsten Anknüpfungen am empfänglichsten. So schrieb jemand: „In dem ganz leisen Gruß, den mir ein räumlich entfernter Mensch durch Senken der Augenlider über sein freundlich auf mich gerichtetes Auge sendet, niemandem merklich als nur ihm und mir, der den Blick in gleicher Weise verständnisvoll erwidert, liegt für mich ein Hauptreiz des Lebens.“

Die Absicht, dem sich nach kurzer Zeit immer einstellenden Sexualfluidum einen Riegel vorzuschieben, war eine der Ursachen, viele Organisationen nur einem Geschlecht zugänglich zu machen. Beispielsweise gründete man von diesem Gesichtspunkt aus in England die „Klubs“, während man es den Frauen überließ, eigene Zusammenkünfte – „Kränzchen“ – zu bilden. Bei dieser Trennung der Geschlechter bedachte man allerdings nicht, daß auch zwischen Personen des gleichen Geschlechts erotische Wellen schwingen können. Begann doch beispielsweise die Schicksalstragödie, die zur Vernichtung eines der größten neuzeitlichen Dichter führte, das homosexuelle Drama Oskar Wildes, in einem jener vornehmen Londoner Klubs, zur deren geheiligten Hallen nur Männer nach strengster Auswahl Zutritt haben.

Die hier genannten Vermittlungsstätten für geschlechtliche Beziehungen aller Art werden an Bedeutung aber weit von einer anderen übertroffen, die unausgesetzt erotische Spannungen erzeugt und löst: von der Straße. Uralt sind namentlich die in fast allen Städten an bestimmten Stellen zu bestimmten Stunden (besonders in der Dämmerstunde) vorhandenen „Liebespromenaden“. Platzmusik steigert gelegentlich die Erotik. Der Korso, auf dem die männliche und weibliche Jugend im heutigen Rom um den Mittelpunkt der Piazza Colonna und der Piazza Venezia flaniert und flirtet, ist nur wenige Minuten von den Stellen entfernt, auf dem sie vor zwei Jahrtausenden unter Cäsar und Augustus, auf dem Forum Romanum und Kapitol, um die gleiche Stunde das gleiche tat. So wandelbar die äußere Erscheinung nach Zeit und Ort, im inneren Kern hat sie sich nicht gewandelt und ist unwandelbar. Wer durch die unsichtbaren Larven der Gesichter und die Hüllen der Gewänder hindurchschauen kann, findet auch immer wieder die verwandten Sexualtypen heraus, ob sich das Treiben auf der Rambla von Barcelona, der Calverstraat von Amsterdam, auf dem Berliner „Tauentzien“ oder den Pariser Boulevards abwickelt. Nicht nur die käufliche Liebe hat ihren Strich.

Besonders eigenartig wirkt es, wie sich in manchen Städten die Flanierstraßen nach Nationalitäten scheiden. In der Tschechoslowakei – Prag und Brünn –, aber auch in anderen Ländern, kann man solches beobachten; da lustwandeln auf der einen Straße die tschechischen Damen und Herren, aber nur bis zu einem Punkt, den sie nicht überschreiten, denn hier beginnt die Promenade (oder wie sie es nennen, der „Abé“) für die deutschen Fräulein und Männlein. Nur selten verirrt sich ein tschechischer Jüngling auf den deutschen, ein deutsches Mädchen auf den tschechischen Strich – was sie allerdings nicht hindert, sich zu andern Zeiten und an andern Orten gelegentlich doch ein Stelldichein zu geben. Denn die Liebe ist so wenig völkisch wie Luft und Licht. Menschenforscher können auf den nach Nationalitäten geordneten Strichen Studien machen, was in den Menschen das von der Natur Gegebene und von der Kultur Hinzugefügte ist. Was den Menschen gemeinsam ist, fällt in das Bereich des Natürlichen, was sie trennt, ist das Künstliche. Die Liebe, welche am meisten die Menschen eint, ist das Natürlichste.

Dann und wann strömen die öffentlichen Plätze, Parks und Anlagen mehr erotischen Odem aus als zu gewöhnlichen Zeiten. Das ist vor allem bei großen Volksfesten der Fall. Wer in Goethes „Italienischer Reise“ die klassische Schilderung vom römischen Karneval las, wer noch mit eigenen Augen den Karneval von Venedig und Köln in voller Blüte sah oder an dem jetzt noch so lebhaften Faschingstreiben von Nizza teilnahm, wer das Leben und Treiben auf der Oktoberwiese von München oder Vogelwiese von Dresden, auf der Leipziger Messe oder den großen Weltausstellungen sah, wer die Jahrmärkte und Schützenfeste kleiner Städte oder die Kirmesse auf dem Lande studierte oder die vielen tausende Veranstaltungen ähnlicher Art, kann nicht im Zweifel sein, wie stark unter der bald etwas dünneren, bald etwas dickeren Oberfläche patriotischer, religiöser, beruflicher oder geschäftlicher Zwecke die erotischen Unterströmungen hin und her laufen. Jeder Vorwurf, den hier eine

Partei oder Gruppe einer anderen macht — etwa der Bund der Landwirte einem gewerkschaftlichen Kongreß oder eine fachwissenschaftliche einer sportlichen Tagung und umgekehrt, ist eitel Heuchelei. Wo die Masse sich ballt, gerät das Geschlecht in Wallung, — das läßt sich nun einmal nicht ändern.

Es ist gewiß befremdlich, daß im Liebesleben trotz alledem eine beträchtliche Anzahl von Männern und Frauen leer ausgehen, daß die erotische Sehnsucht vieler ohne Widerhall bleibt. An mangelnder Gelegenheit, wie manche behaupten, kann es schwerlich liegen. Dazu ist

der Riesenliebesmarkt des Lebens,

auf dem selbst der kleinsten Teilanziehung entsprochen wird, zu gewaltig, dazu tragen selbst diejenigen, die sich mit Worten über ihn entrüsten, immer noch durch sich selbst zu seiner Ausdehnung bei. Es müssen also andere Ursachen als mangelnde Möglichkeiten maßgebend sein. Da findet man denn bald heraus, daß es kaum jemals die mutigen, frischen Menschen sind, die nicht an das Ziel ihrer Wünsche gelangen, sondern daß die scheuen, ungeschickten, unsicheren, gehemmten, befangenen Männer und Frauen nicht den Weg zu sich und daher auch nicht zu anderen finden. Aber auch für sie ist gesorgt. Denn für diese vom Schicksal benachteiligten Unselbständigen tritt

das sexuelle Vermittlungswesen

ein, dessen Beanstandung und Verfolgung wiederum eine der vielen Ungereimtheiten und Ungerechtigkeiten ist, die das ganze Geschlechtsleben der Menschen durchsetzen. Denen, die in weitestem Ausmaß Sexualbeziehungen aller Art fördern, unter Ausnützung aller erdenklichen, triebsteigernden, hemmungsmindernden, die Sinne umnebelnden Mittel (wie einschmeichelnder Musik, betäubender Rauschstoffe, ausgeklügelter Beleuchtungseffekte, mit Vorträgen, die zwar zweideutig genannt, aber ganz eindeutig empfunden werden), den vielen tausenden Besitzern von Animierkneipen, Bars, Tanzsälen, Kabaretten, von allen nur erdenklichen Vergnügungsstätten geschieht nichts, und warum sollte ihnen auch etwas geschehen, da sie keines Menschen Rechte verletzen, es ihnen freistellen, ihre Veranstaltungen zu besuchen und im allgemeinen mehr die Freuden als die Leiden der andern mehren; wie ungerecht, ja wie unmenschlich ist es aber gegenüber dieser ungeheuren Ausbeutung und Ausschachtung der menschlichen Sexualität, einige beliebige Personen herauszugreifen, die, wie es im Gesetze heißt, der Unzucht Vorschub leisten — Unzucht bedeutet hier wieder soviel wie Geschlechtsverkehr —, etwa die armen Zimmervermieterinnen, und sie zu bestrafen, weil sie Liebespaaren einen Unterschlupf gewährten, die nicht die Mittel besaßen, sich eine eigene Wohnung zu halten oder in einem vornehmen Hotel zwei getrennte Zimmer zu nehmen.

Hier tritt uns in der sexuellen Schreckenskammer das Wort:

K u p p e l e i

entgegen. Zunächst bedeutete Kuppelei auch nichts anderes als Paarung, Bindung, denn copulare, kopulieren, woher das Wort stammt, heißt zusammenbringen und wird in diesem Sinne in der Botanik und Zoologie auch jetzt noch viel verwandt (vergleiche auch das französische couple = Paar). Das Sexualstrafrecht wendet es allerdings in ganz anderer Bedeutung an. Und auch hier Widerspruch über Widerspruch. Der Staat duldet die Prostitution, überwacht und schützt sie, wer aber eine Prostituierte bei sich beherbergt, wird wegen Kuppelei bestraft. Nicht unrichtig bemerkt demgegenüber der berühmte Rechtslehrer Wolfgang *Mittermaier* (in *Marcuses Sexuallexikon*): „Man mag nun zur Prostitution stehen, wie man will, so wird nicht wegzuleugnen sein, daß wir sie heute dulden und nur möglichst unschädlich machen müssen. Dann muß man es auch dulden, daß Prostituierte irgendwo wohnen, und wird das einfache Vermieten an Prostituierte (oder mehrere gleichzeitig) nicht verbieten dürfen, selbst wenn es zu einem höheren Preise geschieht als an andere, da die Prostituierte sicher dem Vermieter durch ihr Leben besondere Unannehmlichkeiten bereitet.“ Wenn man sich darüber klar wird, wie sehr das ganze Leben, um mich des theologisch-kriminalistischen Sexualjargons zu bedienen, „der Unzucht Vorschub leistet“, so wirkt die Herausnahme und Kennzeichnung der Kuppelei als einer Straftat nichts weniger als überzeugend, wie sie denn auch als Verbrechen den meisten Staaten im Altertum völlig unbekannt war und auch jetzt noch vielen Staaten unbekannt ist.

Das deutsche Gesetzbuch wie das anderer Länder bezeichnet als Kuppelei: „die vorsätzliche Vermittelung und Beförderung der Unzucht“. Als Unzucht im Sinne des Kuppeleiparagraphen hat man jede Art der Geschlechtsbefriedigung außerhalb der Ehe anzusehen, auch den Beischlaf zwischen Verlobten, das sogenannte „Konkubinat“ (von con = zusammen und cubitus = Lager), ja (nach *Mittermaier*) genau genommen sogar die Selbstbefleckung. Die Kuppelei gilt als strafbares Vergehen, wenn sie gewohnheitsmäßig oder aus Eigennutz durch Verschaffung und Gewährung von Gelegenheit der Unzucht Vorschub leistet, und wird mit Gefängnis bis zu fünf Jahren bestraft (§ 180 RStGB.). Als Verbrechen der schweren Kuppelei wird sie nach § 181 RStGB. bestraft, wenn hinterlistige Kunstgriffe dabei angewandt werden oder wenn der Schuldige zu der verkuppelten Person in dem Verhältnis eines Ehemannes zur Ehefrau steht oder von Eltern zu Kindern, von Vormündern, Geistlichen, Lehrern, Erziehern zu ihren, wenn auch erwachsenen Pflegebefohlenen. Die Bestimmungen des § 181 werden auch auf den Mädchenhandel angewandt, d. h. auf die Verlockung einer Frauensperson zur Auswanderung unter dem – ihr verschwiegenen – Zwecke, sie gewerbsmäßiger Unzucht zuzuführen. Hierüber näheres im Kapitel: Prostitution.

Mit gutem Grunde hat schon vor Jahren Dr. Kurt *Hiller* darauf hingewiesen, daß in dem Kuppeleiparagraphen der einzige Fall im Reichsstrafgesetzbuch vorliegt, in dem die Beihilfe zu einer Handlung (nämlich dem gewöhnlichen Beischlaf), die selbst kein Verbrechen ist, unter Strafe gestellt wird. Man hat sich auch, und zwar selbst in Zeiten

schlimmster Wohnungsnot, nicht gescheut, in Fällen von dieser Bestimmung Gebrauch zu machen, deren Strafverfolgung man nicht nur als widersinnig, sondern als höchst grausam bezeichnen muß, so wenn eine Kriegerswitwe wegen Kuppelei bestraft wurde, die es geduldet oder, richtiger gesagt, nicht verhindert hatte, daß ihre 24jährige Tochter mit ihrem Bräutigam in der Küche einen Geschlechtsverkehr vollzogen hatte, während sie sich im Nebenzimmer, dem einzigen noch vorhandenen Raum, aufhielt. Eine Nachbarin, mit der sie in Streit geraten war, hatte die Frau angezeigt, die in einem natürlichen Rechts- und Muttergefühl die Tat nicht in Abrede gestellt hatte und nun bestraft wurde.

In einem anderen Fall hatte ich mich während des Krieges gutachtlich zu äußern. Er betraf eine Dame der Gesellschaft. Nachdem ihr Vater, ein höherer Offizier, und ihre beiden Brüder, junge Fähnriche, gefallen waren, hatte sie versucht, sich auf eigene Füße zu stellen, indem sie ein Fremdenheim im Berliner Westen gründete. Zu ihren Gästen gehörte auch eine ältere Künstlerin, die bei ihr mit einer Freundin, einer verheirateten Frau, Wohnung nahm. Der auswärts lebende Gatte dieser Frau erstattete Anzeige gegen seine Frau und ihre Freundin, von denen er durch ein anonymes Schreiben erfuhr, daß sie gemeinsam in einem Bette geschlafen hatten und annahm, daß ihre Beziehungen geschlechtlicher Natur seien; außerdem zeigte er aber auch die Offizierswitwe als Inhaberin der Pension an, weil diese dem unzünftigen Verkehr Vorschub geleistet habe. Gegen die beiden Frauen konnte nicht eingeschritten werden, weil der § 175 sich nur auf Männer erstreckt (auch er stellt in dieser Hinsicht im Strafgesetzbuch ein Unikum [= einzigartige Erscheinung] dar); dagegen wurde gegen die Pensionsinhaberin ein Verfahren aus § 180 (Kuppelei) eröffnet. Als der Polizeibeamte ihr diese Mitteilung machte und sie zur Vernehmung lud, geriet die Dame in solche Aufregung, daß sie einen Selbstmordversuch unternahm. Angeschossen wurde sie in ein Krankenhaus verbracht und wiederhergestellt, mußte sich aber kurz nach ihrer Entlassung tatsächlich vor Gericht wegen der ihr zur Last gelegten „Beförderung der Unzucht“ verantworten. Sie erhielt eine Woche Gefängnis, die dann in eine Geldstrafe umgewandelt wurde. In solchen Fällen begreift man den Sinn des Satzes von *Cicero*:

Summum ius, summa injuria

Höchstes Recht kann höchstes Unrecht sein.

Man hat sich nun zwar neuerdings bemüht, den Kuppeleiparagraphen etwas zu mildern, nachdem man sich wohl selbst überzeugt hat, daß man mit den Verschärfungen des Gesetzes, die vor etwa dreißig Jahren ihren Namen von dem Zuhälter *Heinze* erhielten, beträchtlich über das Ziel hinausgeschossen hatte. Im neuen Entwurf heißt es, daß wegen Kuppelei nicht mehr derjenige bestraft wird, der zwischen Verlobten, die ihm anvertraut sind, den Beischlaf duldet, also die Mutter, die den Beischlaf des Verlobten mit ihrer Tochter zuläßt. Nur dann soll sie bestraft werden, wenn sie aus Eigennutz handelt. Auch bei der Wohnungskuppelei soll in Zukunft Bestrafung nur dann erfolgen, wenn diese in gewinnsüchtiger Absicht erfolgt, die

Vermieterin oder Wohnungsinhaberin also mit Rücksicht auf die Gewährung des Zimmers eine höhere Miete fordert, als ohne diese üblich ist. Meines Erachtens sollte auch hier der Begriff des Verbrechens nicht von der Höhe einer frei vereinbarten Summe, sondern vor allen Dingen davon abhängig sein, ob Eingriffe in die freie Willensbestimmung eines Menschen vorliegen. Von diesem Gesichtspunkte wäre beispielsweise die Verkuppelung von Kindern — die leider nicht zu den Seltenheiten gehört — unter Strafe zu stellen, außerdem die Beihilfe zu allen anderen Sexualhandlungen, die wirkliche Verbrechen, also Eingriffe in den freien Sexualwillen erwachsener Menschen, darstellen. Alles darüber hinaus ist vom Übel und leistet nur wirklichen Untaten, wie Erpressungen, dagegen der Unzucht im Sinne von Geschlechtsverkehr nur in so untergeordnetem Grade Vorschub, daß dies gegenüber anderweitiger Gelegenheitsmacherei kaum in Frage kommt.

Man sollte endlich auch das Wort Kuppelei von dem Schmutz befreien, mit dem es eine liebesfeindliche Weltanschauung beworfen hat. Das erste Gebot jeder Sexualvermittlung, die unvoreingenommen betrachtet nichts weniger als ein Verbrechen darstellt, ist, daß jeglicher Zwang vermieden und der freien Liebeswahl in keiner Weise Gewalt angetan wird. Geldliche Verfehlungen, die hinzukommen, wie Übervorteilung und Betrug, sollten nach den herrschenden Gesetzen bestraft werden, wobei man sich allerdings davor hüten mußte, nach einem der wahrsten Sprichworte zu verfahren, nach dem immer wieder die kleinen Diebe gehängt werden, während die großen, die Großunternehmer, die klüger als die Gesetzgeber sind, frei ausgehen. Immer noch wird die Dummheit höher bestraft als die Bosheit.

Man kann wirklich nicht behaupten, daß es bisher geglückt ist, die fünf G: Geld, Geschlecht, Gesetz, Gesellschaft und Gerechtigkeit in ein Verhältnis zueinander zu bringen, daß die sexuelle Frage als gelöst erachtet werden kann. Bestimmungen wie der Kuppeleiparagraph bringen sie jedenfalls ihrer Lösung nicht um Haaresbreite näher, sondern verwickeln und verwirren die Geschlechtsfragen nur noch mehr, die von Natur ebenso einfach waren, als sie sich durch die Kultur nichts weniger als einfach gestaltet haben.

Es gibt übrigens eine beträchtliche Anzahl Menschen, namentlich unter dem weiblichen Geschlecht, bei denen eine förmliche Kuppelsucht besteht: Typus Marthe Schwerdtlein in *Goethes „Faust“*. Erich Wulffen in „Das Weib als Sexualverbrecherin“ (verlegt bei Langenscheidt, Berlin) versteigt sich sogar zu folgender Behauptung: „Dem Weibe ist mit seiner Veranlagung von der Natur ein kupplerischer Zug mitgegeben worden. Er scheint mit dem Mutterinstinkt zusammenzuhängen, sofern die Mutter besorgt ist, ihre mannbar gewordenen Töchter zu verheiraten und für die Zukunft sicherzustellen.“ Diesen Kupplerinnen von Natur bereitet nichts ein größeres Vergnügen, als Liebschaften zu vermitteln und Ehen zu stiften. Sie sehen es „als ein gottgefälliges Werk an“, Mädchen unter die Haube zu bringen, und sind gewöhnlich der Meinung, daß Junggesellen und Hagestolze nur aus Bequemlichkeit nicht heiraten. Eine dieser Frauen pflegte ihre Auseinandersetzungen, nachdem sie

den ledigen Männern alle Vorzüge des Ehe- und Familienlebens in beredter und überschwenglicher Weise geschildert hatte, mit den Worten zu schließen: „Und außerdem sehe ich auch gar nicht ein, weshalb gerade Sie es besser haben sollen als andere.“

Auf höherer Warte stehend ließe sich nun wohl an und für sich kaum viel gegen solche mittlere Tätigkeit einwenden, im Gegenteil verdient ein tüchtiger Ehe- stifter sogar Anerkennung, nur besteht eine Gefahr, die nicht unterschätzt werden darf, in einem allzustarken Zureden, durch das Männer und Frauen fast wider ihren Willen in Ehen gedrängt werden, die sie bald wieder bereuen. Die freie Liebeswahl darf keine Beeinträchtigung erfahren, und nichts ist verfehlter, als aus Gutmütigkeit zu heiraten.

Wir wollen hier als

Beispiel einer Gutmütigkeits-*ehe*,

die nicht auf sexueller Affinität (= Annäherung) beruht, eine Schilderung der Ehe des großen russischen Tonkünstlers Peter *Tschaikowskij* geben, der dem weiblichen Geschlecht gegenüber negativ, dem männlichen gegenüber positiv eingestellt war. Diese Schilderung kann kurz sein, da die Ehe selbst nur sehr kurz war. Wir folgen hier den Mitteilungen, welche vor einiger Zeit (März 1926) die von Dr. Felix *Günther* redigierten Berliner „Blätter der Philharmonie“ (Jahrgang III, Nr. 26, mit H. F. gezeichnet) brachten: *Tschaikowskij*s Biographen, voran sein Bruder Modeste, wissen nichts weiter als die Tatsache mitzuteilen, daß sich Peter Iljitsch im Jahre 1877 mit Antonia Iwanowna *Miljukowa* verheiratete, daß die Ehe nach wenigen Wochen gelöst wurde und *Tschaikowskij* nach einem furchtbaren Nervenanstrengung von seinem Bruder nach Florenz gebracht wurde. Seine Frau hat er niemals wiedergesehen. Modeste scheint selbst, wie er zugibt, über die Gründe dieser kurzen und unglücklichen Ehe ungenügend unterrichtet gewesen zu sein, und dieser Abschnitt in *Tschaikowskij*s Leben wäre wohl für immer ungeklärt geblieben, wenn nicht ein Zeitgenosse, der unlängst verstorbene russische Musikkritiker Nikolai Dmitriewitsch *Kaschkin*, ein vertrauter Freund des Meisters, noch kurz vor seinem Tode in seinen „Erinnerungen an P. I. *Tschaikowskij*“ sich über die unglückliche Ehe des Freundes ausgesprochen hätte oder, richtiger, das aufgezeichnet hätte, was ihm *Tschaikowskij* selbst darüber mitgeteilt hat.

Im Jahre 1877 wurde nach Schluß der Sommerferien am Moskauer Konservatorium, wo auch *Tschaikowskij* als Lehrer wirkte, bekannt, daß er sich verheiratet habe. Niemand glaubte diesem Gerücht, da man gerade von Peter Iljitsch derartige Überraschungen am allerwenigsten erwartete. Jedoch es bestätigte sich. Äußerst befremdend wirkte die Verheimlichung der ganzen Angelegenheit; seinen besten Freunden hatte *Tschaikowskij* nicht nur seine in Moskau vollzogene Trauung, sondern überhaupt seine Anwesenheit verheimlicht. Auffallend war auch sein Benehmen, nachdem er seine Tätigkeit im Konservatorium wieder aufgenommen hatte. Er sprach kaum mit den Freunden, war nervös, dann wieder von krankhafter Lustigkeit, wie um seinen erregten Zustand zu verbergen. Eines Tages teilte er *Rubinstein* mit, daß ihn eine Depesche nach Petersburg rufe, er müsse sofort abreisen. Er reiste, und einige Tage später verbreitete sich in Moskau die Nachricht, daß Peter Iljitsch einen besorgniserregenden Nervenanstrengung erlitten habe. Der Bruder reiste zu ihm, und bald erfuhr man die merkwürdige Forderung des Arztes, des seinerzeit berühmten Nervenarztes *Balinskij*, daß er dem Meister einen Aufenthalt im Ausland verordnet und verlangt habe, daß sich *Tschaikowskij* sofort für immer von

seiner Frau trennen müsse. Die Gattin widersetzte sich diesem Verlangen nicht; die Ehe wurde getrennt, und mit einem schweren Mißklang endete diese tragische Episode.

Erst zehn Jahre später hat *Tschaikowskij*, dessen Ruhm sich inzwischen über die ganze Welt verbreitet hatte, dem Freunde *Kaschkin* in einer Frühlingsdämmerstunde, da ihm das Herz überging, die Geschichte seiner Ehe erzählt, die dieser mit *Tschaikowskij*s Worten aufgezeichnet hat. Danach erhielt Peter Iljitsch im Frühjahr 1877 einen langen, von *A. Miljukowa* unterzeichneten Brief mit einer Liebeserklärung. Sie erwähnte, daß sie vor einigen Jahren Schülerin des Moskauer Konservatoriums gewesen sei und schon damals *Tschaikowskij* geliebt habe. Der Meister konnte sich ihrer nicht erinnern und legte dem Schreiben keinen besonderen Wert bei, um so weniger, da ihn eine neue Oper, „Eugen Onegin“, völlig in Bann hielt, so daß er die ganze Angelegenheit bald vergessen hatte. Vor allem die sogenannte „Briefszene“ (kalte Abweisung eines Liebesbriefes) in „Onegin“ hatte ihn mit aller Macht gefesselt, so daß er ohne eigentlichen Text, nur nach *Puschkins* Dichtung die Musik der Briefszene niederschrieb, gewissermaßen aus einem unwiderstehlichen Trieb heraus. Er erinnerte sich der Angelegenheit des Fräuleins *Miljukowa* erst, als er nach einiger Zeit einen zweiten Brief erhielt. Und dieser Brief sollte sein Verhängnis werden.

Es erscheint sehr möglich, daß *Tschaikowskij*, hätte er nicht gerade an „Eugen Onegin“ gearbeitet und sich derart in die Gestalt und Seele Tatjanas vertieft, daß sie für ihn lebendig geworden war, die Angelegenheit vollkommen kühl behandelt hätte. So aber, durch dieses unglückliche und merkwürdige Zusammentreffen, sollte eine tragische Geschichte daraus entstehen. „Ich liebte Tatjana“, erzählte *Tschaikowskij*, „und haßte Onegin. Als ich den zweiten Brief von Iwanowna erhielt, überfiel mich ein Gefühl der Scham, und ich empfand mein Verhalten ihr gegenüber empörend. Sie beklagte sich über mein Schweigen auf ihren ersten Brief und deutete an, daß sie, würde ich wiederum schweigen, entschlossen sei, sich das Leben zu nehmen. In meinem Kopfe verband sich das alles mit dem Schicksal Tatjanas, mir war, als handelte ich noch nichtswürdiger als Onegin, ich war entrüstet über mein Benehmen einem Mädchen gegenüber, das mich liebte. Da dem Brief ihre Adresse beigegeben war, begab ich mich sofort zu ihr, und so begann meine Bekanntschaft mit Iwanowna.“

Tschaikowskij erklärte Iwanowna offen, daß er keine Neigung für sie hege und niemals hegen werde, trotzdem war er einer Heirat nicht abgeneigt, allerdings unter der Bedingung, daß niemand davon erfahre, solange die Heirat nicht vollzogen sei. Iwanowna willigte ein. „Ich war wie im Fieber“, berichtete *Tschaikowskij*. „Ganz gefangen genommen von meiner Oper, verhielt ich mich allem übrigen gegenüber wie bewußtlos oder nur halb bewußt. Ich war ganz durchdrungen davon, daß niemand von meinen Beziehungen zu Iwanowna und den geplanten Absichten erfahren dürfe, da, wenn ihr (die Freunde) davon erfahren hätten, ich nicht hätte so handeln können, wie ich wollte. Trotzdem mich diese Gedanken nicht so sehr aufregten, störten sie mich doch beim Komponieren, und ich beschloß, diese Frage für allemal zu erledigen. *Ich ging eines Abends zu Iwanowna und sagte ihr, daß ich sie nicht liebe und sicherlich niemals lieben werde, wenn sie mich jedoch trotzdem heiraten wolle, so sei ich dazu bereit.* Sie willigte sofort ein, und unsere Hochzeit war eine beschlossene Sache.“

Nach einiger Zeit der Trennung fand in Moskau in ganz kleinem Kreis die Hochzeit statt. Von Bedeutung ist, daß, wie *Tschaikowskij* selbst gesteht, die Tragödie seiner Ehe im gleichen Augenblick nach vollzogener Trauung begann, als der Geistliche das Paar aufforderte, sich einen Kuß zu geben. „Ich kam mir“, erzählte er „während der ganzen Feierlichkeit *wie ein unbeteiligter Zuschauer* vor, bis nach deren Beendigung der Geistliche uns aufforderte, uns einen Kuß zu geben. Da war mir's, als erhielte ich einen schmerz-

zenden Schlag aufs Herz, und mich ergriff plötzlich solch eine Aufregung, daß ich, wie ich glaube, in Tränen ausbrach. Doch bemühte ich mich, meine Bewegung zu bekämpfen und ruhig zu erscheinen. Am selben Abend reisten wir nach Petersburg ab, wo wir meine Verwandten und Bekannten besuchten. Schon in diesen Tagen wurde mir die ganze Tragweite des Geschehenen klar und die *Hoffnungslosigkeit meiner Lage*, aus der ich keinen Ausweg sah. Ich bemühte mich redlich, ein guter Ehemann zu sein, aber ich fand bald, daß das meine Kraft überstieg. Schon in den ersten Tagen unserer Ehe überzeugte ich mich davon, daß zwischen uns gar keine Interessengemeinschaft bestand, daß Iwanowna alles das, worin und wofür ich lebte, völlig fremd war, obgleich sie sich bemühte, mich zu verstehen . . . Meine Lage wurde so unerträglich, daß ich unter dem Vorgeben, in den Kaukasus zu reisen, um Bäder zu nehmen, die Flucht ergriff.“

Tschaikowskij reiste zu seiner Schwester und erholte sich so weit, daß er sogar seine Arbeit wieder aufnehmen konnte, aber nach Moskau zur Gattin zurückgekehrt, erkannte er bald die Unmöglichkeit, gegen die ihm unerträglichen Zustände anzukämpfen. Den Gedanken eines Selbstmordes verwarf er aus Rücksicht auf seine Angehörigen, aber er ging daran, sich auf eine „gewisse natürliche Weise aus der Welt zu schaffen“, wozu er einen Versuch tatsächlich unternahm. Um sich eine tödliche Erkältung zuzuziehen, stellte er sich eines Abends bis zur Brust in das eiskalte Wasser des Moskautromes, doch überwand seine Gesundheit dieses mörderische Bad. Darüber im klaren, daß er unter diesen Umständen nicht weiter existieren könne, schrieb er seinem Bruder Anatol, ihm von Petersburg aus zu depeeschieren, daß seine Anwesenheit dort dringend nötig sei, ein Wunsch, der ihm erfüllt wurde. Er reiste nach Petersburg und brach dort völlig zusammen. Es war das Ende seiner Ehe, beinahe wäre es auch das Ende seines geistigen Lebens gewesen.

Es währte lange, bis *Tschaikowskij* nach diesen Erlebnissen, die sich in seine empfindsame Künstlerseele viel tiefer einfraßen, sein Gleichgewicht wieder erhielt. Er erlebte in Italien fürchterliche Gemütszustände, bis er, nach Rußland zurückgekehrt und meist auf dem Lande lebend, in seinem Schaffen Frieden und Befriedigung fand. *Kaschkin* vermutet, daß er der einzige Mensch gewesen sei, zu dem Peter Iljitsch über die schrecklichste Episode seines Lebens gesprochen hat.

Die Bemakelung der Sexualvermittlung erstreckt sich keineswegs nur auf den illegitimen (= unrechtmäßigen), sondern auch auf den legitimen (von *lex* = Gesetz hergeleiteten, also recht- oder gesetzmäßigen) Sexualverkehr, also auch auf

die Ehevermittlung.

Dies geht u. a. daraus hervor, daß nach § 656 des Bürgerlichen Gesetzbuches Forderungen von Heiratsvermittlern nicht eingeklagt werden können, weil die ihnen gegebenen Versprechen rechtsunwirksam sind; bis zu einem gewissen Grade findet diese Anschauung auch darin ihren Ausdruck, daß sozialistische Zeitungen im Gegensatz zu bürgerlichen Blättern Heiratsgesuche als unmoralisch nicht annehmen.

Der bekannte Hamburger Sexualjurist Dr. Fritz *Dehnow* teilt mir auf meine Anfrage hierzu folgendes mit: „§ 656 BGB. lautet: ‚Durch das Versprechen eines Lohnes für den Nachweis der Gelegenheit zur Eingehung einer Ehe oder für die Vermittelung des Zustandekommens einer Ehe wird eine Verbindlichkeit nicht begründet. Das auf Grund des Versprechens Geleistete kann deshalb nicht zurückgefordert werden, weil eine Verbindlichkeit nicht bestanden hat.‘ Solche Rechtsverhältnisse, bei denen der Vertrag ausdrück-

lich vom Gesetz als unwirksam erklärt wird, das auf Grund des Vertrages Geleistete jedoch nicht als ‚ungerechtfertigte Bereicherung‘ zurückgefordert werden kann, heißen von altersher ‚Naturalobligationen‘. Es ist einer von den vielen unzulänglichen Gedanken, die wir noch aus dem römischen Recht beibehalten haben. Der Name kommt daher, daß man sich vorstellte, es bestehe zwar keine rechtliche Verbindlichkeit, jedoch eine ‚natürliche‘. Theoretisch sind diese Rechtsverhältnisse nichts anderes als nichtige Verträge. Solche Naturalobligationen, wie sie zum Beispiel auch bei Spiel und Wette vorliegen, sind stets etwas Halbes. Da man die Ehemakler ebenso konzessioniert und besteuert wie andere Makler auch, so liegt kein Grund vor, sie in ihrem Gebührenanspruch zu benachteiligen. Ihren Gewinn davon abhängig zu machen, daß der Ehekandidat schon vorher zahlt und nicht erst zur Zahlung nachträglich angehalten werden muß, ist keine glückliche und keine recht vernünftige Idee. Es scheint mir nicht ethisch, daß das Gesetz jemanden unterstützt, der dem Ehemakler eine Summe erst versprochen hat und dann nicht zahlen will. Bei der Revision des Bürgerlichen Gesetzbuches, die früher oder später kommen muß, würde ich unbedingt dafür sein, daß § 656 als eine Ausnahmebestimmung, die durch kein erhebliches praktisches Bedürfnis erfordert wird, fällt.“

Daß die Heiratsvermittler sich keines guten Rufes erfreuen, mag vielfach gerechtfertigt sein, doch möge man bedenken, daß die wenig angenehmen Praktiken, deren sie sich bedienen, nicht ohne weiteres als Ursache dafür anzusehen sind, sondern daß gerade die üble Beurteilung ihres Gewerbes ein Grund ist, daß vielfach unlautere Elemente mit lockeren Grundsätzen sich einem Beruf zuwenden, der zwar nach § 35 der Reichsgewerbeordnung als Gewerbe anerkannt ist und der Anzeigepflicht unterliegt, gleichwohl aber nicht rechtlich als vollwertig angesehen wird.

Die hier in Betracht kommenden Vermittlungen sind teils mehr persönlicher, teils mehr unpersönlicher Natur. Der Heiratsvermittler vertritt die eine, die Heiratsanzeige die andere Form. Nicht selten gehen beide ineinander über. So erwähnt *Werner* in seiner Schrift über die Heiratsannonce, daß auf eine Anzeige in einer Berliner Zeitung einmal zwanzig Angebote von sogenannten „Schadchen“ einliefen.

Ursprünglich verstand man darunter nur jüdische Heiratsvermittler, doch ist in neuerer Zeit dieser Name auch von anderen angenommen. Das Wort „Schadchen“ gehört dem dem Hebräischen engverwandten aramäischen Dialekt an, von dem Stammwort Schēdach שְׂדָחַ welches eigentlich „besänftigen“, als „angenehm hinstellen“, „gut zureden“ heißt, im besonderen Sinne „zur Heirat zureden“, „eine Ehe vermitteln“. Das Verbum „schēdach“ kommt bereits im Talmud vor, das Substantiv „Schadchen“ aber erst in den letzten Jahrhunderten. Im Talmud wird berichtet, daß zur Zeit des Tempels in Jerusalem an den Festen Reigentänze stattfanden und bei dieser Gelegenheit die Jünglinge um die Mädchen freiten. Allmählich wich diese ursprüngliche Sitte. Da aber das erste Gebot der Bibel lautet: „Seid fruchtbar und mehret euch“, so bezeichnet es der Talmud als eine der obersten Pflichten der Eltern, für die Verheiratung ihrer Kinder zu sorgen. Der Talmud erwähnt dabei ausdrücklich, man solle bei der Wahl der Frau nicht auf Geld und Vermögen, sondern auf gute Familie und Abstammung von „gelehrten Männern“ Wert legen. Erst im späteren Mittelalter, als die Juden in kleinen Dörfern und Städten verstreut lebten und

weniger Gelegenheit zu Zusammenkünften mit anderen Familien hatten (da sie kein Zentrum, wie den Tempel, der dreimal im Jahre alle Juden in Jerusalem versammelte, besaßen), zudem die Trennung der Geschlechter so streng war, daß Jünglinge und Mädchen einander niemals ansprechen durften, entstand der berufsmäßige hin und her reisende Heiratsvermittler, dem dann später der mehr geschäftsmäßige, wie er der jetzigen Sitte entspricht, folgte.

Man kann von einer Bewährtheit dieser Einrichtung insofern sprechen, als noch heute überall im Osten, aber auch bei den sehr frommen westeuropäischen Familien eine so große Zurückhaltung zwischen den jungen Männern und Mädchen Vorschrift ist, daß eine Vermittlung oft kaum zu entbehren ist. In diesen Kreisen wird auch behauptet, daß wenn der „Schadchen“ seine Vermittlung auf „Zusammenpassen der Familien“, gleiches „Niveau“, Bildung und Frömmigkeit stützt, er durchaus geeignet sei, die besten Grundlagen für eine gute Ehe zu schaffen.

Daß die Grundsätze von geschäftsmäßigen Heiratsvermittlern, von denen viele eigene Büros unterhalten, selten von sexualbiologischen Gedanken getragen werden und auch sonst mancherlei zu wünschen übrig lassen, zeigte ein Aufsatz von Robert *Saudek*, der im Jahre 1910 unter dem Titel „Die Kunst der Ehestiftung“ erschien. Der Verfasser hatte eine Reihe von Vermittlern eingehend befragt und gab bemerkenswerte Aufschlüsse über ihre „Wertberechnung“ der Bewerbungseigenschaften für die den Ehekandidaten zugewilligten „Ansprüche“. Als Werterhöhung führte *Saudek* beispielsweise den Titel eines Reserveoffiziers, eine zu erwartende Erbschaft an, als Wertverminderung kleine körperliche Fehler, eine nicht makellose Vergangenheit, vor allem ein uneheliches Kind. Er gibt unter anderen folgende Antworten einer Heiratsvermittlerin wörtlich an: „Ein Erbonkel hat selbstverständlich einen Zuschlag zur Folge wie die Qualifikation zum Reserveoffizier, und aktive Offiziere werden je nach dem Standort ihrer Garnison eingeschätzt. Wer in Deutz dient, hat mehr zu beanspruchen als ein im Osten des Reiches stationierter Kamerad, ein Majoratsherr mehr als einer, den nur die Adelsbezeichnung ‚von‘ von der Masse der Alltagsmenschen unterscheidet.“ „Ich erkundigte mich,“ fährt *Saudek* fort, „was ein Arzt wert ist.“ „Ärzte sind nicht sehr beliebt,“ lautete die Antwort. „Eine Frau will ihren Mann für sich haben. Wenn man im Theater sitzt, will man nicht, daß der Mann zu Patienten geholt wird.“ . . . „Und Rechtsanwälte?“ Ein Lächeln gleitet über ihr Gesicht. „Oh, Rechtsanwälte sind sehr gesucht. Wenn einer schon Praxis hat und selbst dreißigtausend verdient, kann er eine halbe Million Mitgift bekommen.“ Dabei berechnete sie im Geiste schon die Prozente dieser Riesensumme. „Sie dürfen aber nicht vergessen, daß es bei einer Partie immer auf Einzelheiten ankommt. Rechtsanwälte sind zwar riesig gesucht, aber sie dürfen nicht in Strafsachen verteidigen; die Schwiegerväter haben es nicht gern, wenn ihr Schwiegersohn Diebe und Lumpen verteidigt.“ „Und Künstler?“ „Mit Künstlern ist das sehr irregulär. Das sind zu nervöse Ehegatten.“ . . . „Also bleiben Offiziere der bestgesuchte Artikel?“ . . . „Aber natürlich,“ versicherte sie mir und begreift nicht, daß ich das nicht selbstverständlich finde. „Offiziere erreichen die höchsten Beträge. Natürlich kriegen Infanteristen weniger als Kavalleristen.“ Beachtenswert sind auch die Enthüllungen, die in dem gleichen Aufsatz über die Verheimlichung von Ehevermittlungen gegeben werden. So kommen häufig Damen hinter dem Rücken ihrer Eltern zu den Vermittlern, weil sie jemanden heiraten sollen, der ihnen nicht gefällt, und sich nun selbst jemanden suchen wollen, den sie den Eltern als Mann ihrer Wahl und ihrer Liebe vorstellen können; noch häufiger kommt es vor, daß die jungen Damen nicht merken sollen, daß es sich um

eine „gemachte“ Partie handelt. Hier findet das Versteckspiel etwa in der Form statt, daß der Schwiegervater den bestimmten Herrn „zufällig“ im Opernhaus trifft und ihn seiner Tochter als Bekannten vorstellt, den er auf einer Gesellschaft kennen gelernt hat. Ahnungslos geht sie in die Falle. Liest man diese Schilderungen *Saudeks* und hört mündlich ähnliche, so gewinnt die Anekdote von jenem schwärmerischen Herrn an Wahrscheinlichkeit, der in ein Heiratsbüro mit den Worten eintritt: „Ich möchte mich verheiraten, aber aus Liebe,“ und von einem Angestellten die Antwort erhält: „Ach bitte, Liebe ist eine Treppe höher.“

Die Zahl der Ehevermittlungsstellen ist eine recht beträchtliche. So sind allein in Stuttgart 36 behördlich genehmigte Ehevermittlungsstellen tätig. Dabei sind die Kosten nicht unbeträchtlich. Denn nicht selten wird außer einer Vorschußleistung zur Bestreitung der Auslagen des Vermittlers vom Manne die ehrenwörtliche Zusicherung verlangt, daß er sofort nach Auszahlung der Mitgift der Frau ein bis drei Prozent an den Vermittler bezahlt. Nicht selten werden auch von beiden Seiten Prozente gefordert.

Wesentlich billiger stellt sich

die Heiratsanzeige,

die schon aus diesem Grunde zur Anknüpfung viel verbreiteter ist als die Heiratsvermittlung. Für mich hat es immer etwas Ergreifendes, in diesem Teil der Zeitungen zu sehen, wie unendlich viele Menschen auf diesem Umwege ein Glück suchen, das ihnen auf einem viel natürlicheren Wege zu finden versagt geblieben ist. Viktor *Mataja* führt in dem ausgezeichneten Vortrag, den er am 27. April 1920 in der „Deutsch-Österreichischen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik“ zu Wien unter dem Titel „Heiratsvermittlung und Heiratsanzeige“ (in Druck erschienen bei Duncker & Humblot, München und Leipzig 1920) hielt, an, daß das Heiratsinserat zuerst in England aufgetreten sei. Dort gab am Ende des 17. Jahrhunderts ein Mann, *Houghton*, in London ein Blatt für allerlei Ankündigungen heraus „Collection for Improvement of Husbandry and Trade“; in der Nummer dieser Zeitung vom 19. Juli 1695 finden sich nun die ersten Heiratsgesuche, die von zwei Männern herrühren. Das Verfahren erregte zunächst Bedenken, so daß *Houghton* sich veranlaßt sah, Aufklärungen zu geben: es handele sich um ihm bekanntgegebene Wünsche, die er durch Heranziehung von Gegenangeboten im Wege öffentlicher Bekanntmachungen zu befriedigen strebe.

Nach einer Zeitungsnotiz soll das erste Heiratsgesuch in Deutschland am 23. März 1792 in dem „Hamburgischen Unparteiischen Korrespondenten“ erschienen sein. Es umfaßt nicht weniger als 180 Druckzeilen. Auch hier tritt bereits ein Gesichtspunkt hervor, der bei allen Formen privater Ehevermittlung eine nur allzu große Rolle spielt: der Wunsch nach einer bestimmten Mitgift. Der Heiratskandidat verlangt ganz genaue Angaben darüber, wobei er an verschiedene Gesellschaftsschichten nicht die gleichen Ansprüche stellen möchte. Er stellt für die nicht von ihm erkorenen Mädchen eine Anzahl würdiger Freunde in Aussicht. Dieses wortreiche Heiratsinserat schließt mit einem Satze, dem man später vielfach wiederbegegnet: „Unfrankierte Briefe werden nicht angenommen.“

Nach *Mataja* taucht das Heiratsgesuch aber bereits bedeutend früher in Deutschland auf, und zwar in einem Frankfurter Blatte. Hier sucht im Jahre 1738 ein „honettes Frauenzimmer“ zur „Ausmachung“ einer Erbschaft einen guten Doktor oder Advokaten, den zu ehelichen es sich erbietet, wenn er sich die Sache wohl angelegen sein läßt. Seither ist die Zahl der Heiratsanzeigen in unseren Tagesblättern ganz außerordentlich stark angewachsen. Joachim *Werner* zählte bereits mehrere Jahre vor dem Kriege in einer Woche in nur 12 deutschsprachigen Tagesblättern 1302 Heiratsanzeigen, darunter 727 von Männern, 457 von Frauen, 111 Angebote von Vermittlern, 7 gesuchte Vermittler. Von

den 727 Männern hatten 602 einen Beruf genannt; 70 fielen auf Angehörige akademischer Berufe, stark vertreten sind Beamte, die überwiegende Anzahl aber sind Kaufleute und Geschäftsinhaber; nur 50 entfallen auf den Arbeiterstand. In einer großen norddeutschen Tageszeitung fanden sich an einem Sonntabend 99 Heiratsanzeigen; viele von ihnen trugen den Vermerk „ernst gemeint“, „streng reell“; häufig heißt es: „Vermögen erwünscht“, fast ebenso oft: „Vermögen vorhanden“, in einem Inserat bot sich eine junge „ansehnliche“ Witwe mit hunderttausend Mark „an“, fast hätte ich geschrieben „feil“.

Über den Erfolg der Heiratsanzeigen liegen einige Statistiken vor; so ergab eine Nachforschung *Werners*, daß den Tiefstand an Antworten ein Graf, der zwecks Heirat die Bekanntschaft vermögender Familien, und ein Schlosser aufwies, der ein hübsches Mädchen dienenden Standes suchte. Der erstere empfing kein unmittelbares Angebot, sondern nur Vermittlerzuschriften, der letztere 6 Briefe von Bewerberinnen mit voller Adresse, ein Zeichen ihrer Aufrichtigkeit. In der Mitte steht ein Mädchen, das hübsch, aber unvermögend ist, und eine Neigungsheirat wünscht. Sie erhielt 45 Bewerbungen ohne Vermittlerangebote. Ferner eine Köchin mit kleiner Ersparnis, die 72 Bewerbungen, darunter 56 mit voller Adresse, verzeichnen konnte. Den größten Erfolg hatte ein Mädchen mit 100000 Mark in bar und kleinem körperlichen Fehler, nämlich 158 Bewerber, hiervon 115 mit voller Adresse, und außerdem eine Menge Vermittlungsangebote. Die Zahlen sind bezeichnend dafür, wie die Anzeigen von den Vermittlern und Bewerberinnen bewertet werden. Bedeutend größeren Erfolg hatten zwei Inserate aufzuweisen, über die vor einiger Zeit Dr. Adolf *Lewenstein* in einem Vortrage der „Berliner Psychologischen Gesellschaft“ berichtete. Er ließ in zwei großen Berliner Tageszeitungen verschieden gefärbte Inserate erscheinen, indem er sich in die Rolle eines ernsthaften Heiratskandidaten hineinversetzte. Das eine Inserat lautete: „Nicht eine, sondern die Frau wird gesucht, die sich heraushebt aus dem Tritsch-Tratsch ihrer Umgebung. Eine Einsame soll es sein. Nur diejenigen, die in geistiger und seelischer Harmonie echte Kameradschaft herbeisehnen, werden gebeten.“ Auf diese Annonce gingen 236 Antworten ein von einsamen Mädchen und Frauen, die sich nach einem gleichgestimmten Wesen sehnten. Oft klangen in den Antworten bitter ernste, weltschmerzliche Töne herein. Das zweite Inserat hatte mehr einen Einschlag von heiterer Ironie, es hieß: „Soll ich, oder soll ich nicht – nämlich heiraten? 26 Jahre alt, akademisch gebildet, fesch, möchte ich diese Frage an das Schicksal, an alle urfidelen Mädels richten, die imstande sind, mich von meiner Heiratsenergielosigkeit zu erlösen. Ein lachendes Menschenkind soll es sein, welches sich mit allen Fasern nach einem trauten Beisammensein sehnt. Jung, hübsch, kerngesund Bedingung.“ Dieses Mal belief sich die Zahl der Antwortgeberinnen auf 242, alle jung, hübsch und kerngesund. Nicht weniger als 47 betonten, daß sie Töchter höherer preussischer Beamten seien. Viele erbaten sich die Antwort wegen der Eltern postlagernd. Fast alle drangen auf möglichst rasche Erledigung. Auf eine Anzeige, in der einer meiner Patienten, von Beruf Kaufmann, 36 Jahre alt, eine „liebvolle Lebensgefährtin von recht schlanker Figur“ gesucht hatte, waren 192 Meldungen von Mädchen und Frauen im Alter von 17 bis 52 Jahren eingelaufen.

Eine Mittelstellung zwischen der Heiratsanzeige und der Vermittlung nehmen die Heiratszeitungen ein. Schon aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts wird ein solches Blatt aus Deutschland genannt mit dem Titel „Allgemeiner Heiratstempel“. In neuerer Zeit hat sich ihre Zahl und ihre Verbreitung erheblich vermehrt. Es dürften zur Zeit in Deutschland etwa ein Dutzend solcher Heiratszeitungen erscheinen. Der in ihnen eingeschlagene Weg ist gewöhnlich der folgende: Die Bewerber geben Anzeigen auf, welche von dem Herausgeber der Zeitung mit Nummern bezeichnet werden und in eine Herren- und Damenliste eingeteilt werden. Diese werden an die Abonnenten verschickt, welche

nun unter der Decknummer einen Briefwechsel beginnen mit ihnen geeignet erscheinenden Partnerinnen. Die Korrespondenz vermittelt die Leitung der Zeitung. Von den Herausgebern wird betont, daß der größte Teil der Bewerber einen Partner findet. Ich habe in meiner Praxis mehrere Ehepaare kennen gelernt, die mir mitteilten, daß sie sich auf diesem Wege gefunden haben. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß die erzielten Erfolge in der Tat nicht als ungünstig bezeichnet werden können, daß vielmehr der hier betretene Weg oft zum erwünschten Ziel führt und als Anbahnung vieles für sich hat, wenn man die großen Schwierigkeiten berücksichtigt, die gegenwärtig für beide Geschlechter bestehen, den geeigneten Partner zu finden, zu prüfen und zu wählen.

Überschaut man diesen regen Verkehr auf dem Heiratsmarkt, so muß man sich eigentlich wundern, daß man nicht bereits eher auf den Gedanken einer amtlichen Ehevermittlungsstelle gekommen ist, um einem starken menschlichen Bedürfnis Rechnung zu tragen. Bisher haben sich nur wenig Stimmen für eine staatliche Heiratsvermittlung erhoben. Ich nenne C. H. *Thewalt*, der (im „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“, II. Band, 6. Heft) dafür eintritt, daß in jeder Provinz staatliche Nachweise für Heiratswillige eingerichtet werden. Er fordert, daß, wer die Hilfe einer solchen Stelle in Anspruch nimmt, sich der Prüfung seiner Gesundheit durch einen Arzt und seines Vermögens durch einen Notar unterzieht. Vertrauenspersonen sollen außerdem Auskünfte über die Familie einholen. *Thewalt* verfolgt „rassenhygienische“ Zwecke und hofft, daß durch die von ihm befürworteten Einrichtungen die ohne solche Rücksichten arbeitenden gewerbsmäßigen Heiratsvermittlungen zurückgedrängt werden können. Um einen gesunden und auskömmlich gestellten Nachwuchs zu sichern, wünscht er, daß Bewerber zurückgewiesen werden, die erblich belastet sind oder selbst an erblicher Krankheit leiden.

Geht *Thewalt* in seinen Forderungen entschieden zu weit, so kann dieses von Prof. Robert *Stigler* in Wien nicht behauptet werden, der sich gleichfalls für Einrichtung einer staatlichen Ehevermittlungsstelle einsetzt. Nach einem Aufsatz, den er in der „Wiener Medizinischen Wochenschrift“ (1918, Nr. 31) veröffentlicht hat, sollten in allen großen Städten Eheförderungsstellen gegründet werden. Sie sollen Listen der Bewerberinnen führen mit Angabe der wichtigsten Personalien, wie Alter, Herkunft, Bildungsgrad, Vermögensverhältnisse, und ihrer Ansprüche betreffs der Charaktereigenschaften, der Gesinnung und der Bestrebungen des erwünschten Gatten; ein ärztliches Zeugnis, für dessen Abgabe aber keine Verpflichtung bestände, wäre erwünscht. Der Mann, der sich meldet, macht gleichfalls dieselben Angaben über seine Person und erhält Einblick in die Liste der Bewerberinnen. Glaubt er eine passende Braut gefunden zu haben, so teilt er dies dem Amtsleiter mit. Dieser tritt hierauf mit der Geworbenen in Verbindung und macht sie mit den Personalien und dem Lichtbild des Bewerbers bekannt, dessen Name auf Wunsch geheim bleibt. Gefällt der Freier der geworbenen Frau, so vermittelt die Eheförderungsstelle zunächst ohne Namensnennung den Briefwechsel und nimmt schließlich die Vorstellung der Partner vor. Entsprechen diese bei näherer Bekanntschaft sich nicht, so stehen ihnen weitere Bewerbungen auf gleichem Wege zur Verfügung. An der Spitze solcher Ehever-

mittlungsämter sollen nach *Stigler* ältere Herren von Bildung und Takt stehen. Ich glaube, daß Frauen ebenso geeignet wären, daß aber die wesentlichste Voraussetzung für die leitenden Persönlichkeiten neben dem ernstlichen Streben, menschliches Glück zu mehren, eine gründliche Kenntnis der Sexualwissenschaft sein sollte.

Es entspricht dieser Vorschlag ungefähr dem Gedanken, für den seit dem Kriege an verschiedenen Stellen Prof. Philalethes *Kuhn* (Dresden) eingetreten ist („Eheförderung und Rassenhygiene in den Kolonien“ in „Monatsschrift für öffentliche Gesundheitspflege“, 1919; „Die Zukunft unserer Rasse“, dieselbe Zeitschrift, 1921; vorher „Zeitschrift für Sexualwissenschaft“, 1919). Er schreibt: „Es ist eine allgemeine Pflicht, gesunden Volksgenossen Gelegenheit zur Ehe zu verschaffen;“ besonders weist er auf den amtlichen Heiratsnachweis hin, der seitens der Kriegsfürsorge der Stadt Magdeburg auf Anregung des Leiters, des Kaufmanns Benno *Basch*, ins Leben gerufen wurde. Diese Einrichtung wurde in immer steigendem Maße nicht nur von den Kriegswitwen und Kriegsbeschädigten, für die sie ursprünglich bestimmt war, in Anspruch genommen, sondern auch von zahlreichen anderen jungen Mädchen und Männern; bedauerlicherweise mußte der Magistrat der Stadt Magdeburg sich entschließen, die Einrichtung wegen der zunehmenden Kosten wieder aufzugeben, nicht wegen des geringen, sondern wegen des allzu reichlichen Gebrauchs, der von ihr gemacht wurde.

Auch in andern Ländern, wie in Frankreich 1916 durch den Akademiker Eugen *Brieux*, wurde die Einrichtung einer staatlichen Ehevermittlung befürwortet. Andere, wie Prof. *Löwenfeld* in München, der 1913 in der „Neuen Generation“ einen Artikel über ehrenamtliche Vermittlung in Eheangelegenheiten veröffentlicht hat, und auch *Mataja* sind der Meinung, daß die Zeit für solche Ehevermittlungsstellen noch nicht gekommen sei; sie meinen, man solle die Angelegenheit lieber der privaten Fürsorge überlassen. Es scheint mir aber, daß ihre Gründe nicht stichhaltig und vor allen Dingen nicht frei von den Vorurteilen sind, die auf dem ganzen Sexualgebiet wie Unkraut wuchern. *Ich selbst bin zu der Überzeugung gekommen, daß staatliche Eheämter für Eheberatung und Ehevermittlung in Verbindung mit verwandten Aufgaben, wie Vermittlung von Annahmen an Kindes Statt, so viel für sich haben, daß sie schon jetzt als eine Forderung der Zeit angesehen werden müssen.*

Neuerdings ist in die Reihe der Befürworter dieses Gedankens auch Fritz *Dehnow* getreten. In einem Aufsatz „Gemeinnützige Ehevermittlung“ stellt er die Gründe, die nach seiner Überzeugung und Meinung für eine amtliche Ehevermittlungsstelle sprechen, wie folgt zusammen:

1. Sie würde eine praktikable Maßnahme gegenüber der übermäßig verbreiteten Ehelosigkeit sein;
2. sie würde Frühehen erleichtern und
3. auf Hebung der Geburtenzahl hinwirken;
4. sie würde dadurch, daß sie die gesundheitliche und moralische Eignung der Ehebewerber in den Vordergrund stellt und das pekuniäre Moment hintansetzt,

die Heiratsaussichten der Vollwertigen relativ erhöhen, die der Minderwertigen relativ verringern und dadurch im Sinne einer günstigen Fortpflanzungsauslese wirken;

5. sie würde durch solches Verfahren die öffentliche Urteilsweise in Dingen der Gattenwahl günstig beeinflussen;

6. sie würde dahin mitwirken, daß der Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Verlobung zu einer allgemeinen Sitte wird;

7. sie würde der gewerbsmäßigen Ehevermittlung und den Heiratsinseraten den Boden abgraben; das Ehevermittlungswesen, das nun einmal vorhanden ist und auch vorläufig nicht abgeschafft werden wird, würde von seiner heute wenig erfreulichen Stufe auf ein höheres Niveau gehoben werden.

Völlig stimme ich auch mit den Sätzen überein, mit denen *Dehnow* seine bemerkenswerten Ausführungen schließt: „Eine Verantwortung wird gegenüber jedem, der die amtliche Ehevermittlung in Anspruch nimmt, und gegenüber seinen Eltern von vornherein abzulehnen sein. Einzelheiten des Verfahrens werden kein Hindernis bilden können, wenn man den Grundgedanken erst einmal als wichtig erkennt. Von den zuständigen Stellen im Reiche und in den Ländern sollte der Gedanke der öffentlichen gemeinnützigen Ehevermittlung geprüft und, wenn er sich als richtig erweist, nicht allzulange dilatorisch (= aufschiebend) behandelt werden.“

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß Heiratsanzeigen nicht selten auch von Heiratschwindlern aufgegeben oder beantwortet werden, um Frauen zu betrügerischen Zwecken oder zur Ausführung noch schlimmerer Verbrechen ins Garn zu locken.

Das krasseste Beispiel, welches wir in dieser Hinsicht mit erlebten, war wohl das des französischen Blaubarts *Landru*, dessen entsetzliche Untaten Hans *Hyan* in dem Buch „Tiermenschen“ (Verlag von Singer in Leipzig, 1924) geschildert hat. *Landru* war ursprünglich für den geistlichen Beruf bestimmt, brachte es aber nur zum Unterdiakon, um dann zum Militär zu gehen. Nach seinem Abgang wurde er Heiratsschwindler größten Stils. Die Zeitungsannonce, die er in regelmäßiger Wiederholung aufgab, lautete recht harmlos: „Herr von 45, ohne Anhang, aber in geachteter Lebensstellung, mit selbständiger Wohnung, möchte eine Dame mit Vermögen ehelichen.“ Da er über seine Liebschaften Buch führte, konnten ihm nicht weniger als 283 „Bräute“ nachgerechnet werden, die er im Laufe der Jahre durch die „Rattenfängermelodie“ seiner Inserate an sich gelockt hatte. Die Anklage, deren Richtigkeit er hartnäckig bestritt, noch als der Staatsanwalt und der Geistliche mit dem Henker Daibler in seine Zelle kamen, um ihn zum Schaffot zu führen, ging dahin, daß er bis zum Jahre 1919 mindestens elf dieser Frauen geheiratet und getötet hat, um in den Besitz ihrer Erbschaft zu gelangen.

Wegen der Möglichkeit eines mehr oder minder starken Mißbrauchs nun aber die Heiratsannoncen in Grund und Boden zu verdammen, wie es etwa *Swierczewski* tut, wenn er (in „Wider Schmutz und Schwindel im Inseratenwesen“, Leipzig 1907) meint, daß Heiratsanzeigen aus jedem anständigen Blatt verbannt werden sollten, heißt denn doch das Kind mit dem Bade ausschütten, wie mir auch *Bloch* zu weit zu gehen scheint, wenn er im „Sexualleben unserer Zeit“ schreibt: „Die Mehrzahl der

Heiratsannoncen verfolgen pekuniäre oder unlautere Zwecke und gehören zu den sogenannten „Unsittlichkeitsannoncen“.

Andrerseits kann nicht bestritten werden, daß das Zeitungswesen nicht nur der Vermittlung ehelicher und normaler Geschlechtsbeziehungen, sondern auch außer-ehelicher und nicht normaler in viel höherem Grade dient, als man es gewöhnlich weiß und ahnt. Es würde den Raum unseres Buches weit überschreiten, wenn wir auf alle Formen und Arten der kleinen und größeren Anzeigen hinweisen würden, unter deren Deckmantel sich geschlechtliche Wünsche und Angebote verbergen.

Bloch erwähnt in dieser Hinsicht unter anderen die Gruppe der Darlehensannoncen (Beispiel: „Junge Dame bittet älteren Herrn in vorübergehender Notlage um ein Darlehen“), die Briefwechselannoncen („Junger, gebildeter Mann sucht anregenden Briefwechsel mit junger Dame“), die Verabredungsannoncen, die den ebenfalls zum großen Teil erotischen Zwecken dienenden „postlagernden Briefverkehr“ ersetzen oder auf ihn verweisen. Sehr viele Inserate sind nur denen verständlich, für die sie bestimmt sind. So annoncierte ein Schuhfetischist: „Junger Gutsbesitzer kauft für besondere Sammlung elegante Schuhe, getragen von hochgestellten Schauspielerinnen und fürstlichen Damen“; ein Masochist gab das folgende Inserat auf: „Ersehne Neigungsehe mit großer Dame, Vollfigur. Bin 38, sehr gutmütig. Lagerkarte.“

Eine reichsgerichtliche Entscheidung (vom 5. Mai 1914) hat eigens hervorgehoben, daß auch solche verschleierte Ankündigungen zur Herbeiführung unzüchtigen Verkehrs strafrechtlich nach den Bestimmungen über die Verbreitung unzüchtiger Schriften verfolgt werden können; „dieser Zweck“, so heißt es in der erwähnten Entscheidung, „braucht nicht ausdrücklich angegeben zu werden; es genügt, wenn er angedeutet ist. Auch braucht er nicht für jedermann erkennbar zu sein; es genügt, wenn Leute von einer gewissen Lebenserfahrung, insbesondere die Kreise, an die sich die Anzeige richtet, hier diejenigen Personen, die für einen unzüchtigen Verkehr Interesse haben, aus dem Inhalt der Anzeige deren Zweck erkennen.“

Ähnlich verfährt der Januar 1925 erschienene „Ämtliche Entwurf eines Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuchs“, wenn er im § 271 Abs. 2 denjenigen bestrafen will, der öffentlich eine Ankündigung erläßt, die bestimmt ist, „unzüchtigen Verkehr herbeizuführen“. Der Gedanke, daß ein Organ der Staatsanwaltschaft in den Tageszeitungen in engherziger Weise sämtliche Heiratsangebote und Annäherungsbemühungen auf ihren „unzüchtigen“ Charakter hin untersucht, scheint mir von vornherein eine ganz ungerechtfertigte Belästigung des Publikums zu sein. Ist der nichteheliche Geschlechtsverkehr strafrechtlich erlaubt (er ist es selbst nach diesem Entwurf), dann müssen auch Annoncen, die ihn herbeiführen und im wesentlichen nur das Kennenlernen fördern sollen, erlaubt sein. (Vergleiche hierzu den „Gegenentwurf“ des „Deutschen Kartells für Reform des Sexualstrafrechts“.)

Wir wollen aus dem großen Material, welches uns auch auf diesem Sondergebiet zur Verfügung steht, als Beispiel nur eine Zusammenstellung von Fraueninseraten geben, die zweifellos zum größten Teil die Anbahnung gleichgeschlechtlicher Beziehungen bezwecken; sie sind in kurzer Zeit einer einzigen süddeutschen Zeitung entnommen.

Junge Pariserin

wünscht mit nur älterer, feiner, wohlhabender Dame in freundschaftlichen Verkehr zu treten. Briefe u. „Paris“ 14801 bef. die Expd. |;

Freundin!

Junges, hübsches, elegantes Fräulein, hier fremd, wünscht die Bekanntschaft einer gleichen Dame zum Besuch des Bal paré. Briefe unter „Nelly“ Nr. 15134 bef. die Exp. |

Freundin.

Temperamentvolles lebenslustiges Fräulein, unabhängig, sucht gleichgesinn' feine Dame, am liebst. verheiratet od. Witwe, als liebe intime Freundin. Anonymes verboten. Off. unter L 2616 bef. d. Exp. |

Anschluß.

Geb. j. Dame, hier fremd, sucht Freundin. Offerten unter D. 2669 befördert die Expedition. |

Dame

aus besten Kreisen, sympath. Ersch., w. Korrespondenz mit nur vornehm., gutsit., ält. Persönlichk. Off. unter G. N. 2703 bef. die Exp. :.

Fräulein,

25 J., einfach, gebild., unabhängig, jedoch sehr heiteren Gemüts, sucht ebensolche Freundin für freie Sonntage u. Vergnügen. Gefl., nichtanonyme Offerten unter „B. B. 3018“ befördert die Expedition. :.

Jg. alleinst. Fräulein.

temper. u. lebensl., würde sich freuen, idealveranlagte, moderndenkende Dame (eot. verh.) als liebe Freundin kennen zu lernen. Zuschrift von Herren Papierkorb.

Briefe erbeten unter „Einsam“ 44383 an die Expedition. *

Junge, gemüß. Frau,

über viel freie Zeit verfügend, sucht passenden Anschluß an feingeb. Dame z. Besuche v. Theater u. Konzerten. Gefl. Off. u. H. S. 44803 an die E.

Alleinsteh. temperamentvoll.

Fräulein,

Ende der 20er Jahre, sucht modern denkende, lebenslustige Dame als liebe Freundin zwecks freundschaftl. Verkehrs u. Besuchs von Theat. u. Offerten unter J. W. 44771 befördert die Expedition.

Frau f. int. ält., verm. Freundin, f. beh. freund. Verh. Br. unt. J. 333987 bef. die Expedition. :.

Junge Dame,

elegante Erscheinung, sucht freundschaftlichen Verkehr mit ebensolcher. Briefe bitte u. R. 331372 a. d. E.

Vornehme, junge Dame, verh., f. Anschluß an nur f. gebildete Dame mit austr. l. Wesen. Diskret. juges. Briefe unter A. H. Veterinärpostlagernd. 331629.

La troisième

gesucht in Gestalt eleg. freidenk. Dame von symp. Äußerer u. traulichem Verkehr von ungleichem Paar gleicher Sinnesart. Pekuniäre Interessen ausgeschlossen, Herrenbriefe Papierkorb. Gefl. Detailbriefe unter L. 7067 bef. die Exp. |'(3-3

Intelligentes Fräulein,

hie u. lebenslustig, mit gemüthlich. Heim, wünscht ideal., doch freidenk. Dame kennen zu lernen behufs gemeinsamer Verbringung der Abende. Briefe erbeten unter E. B. *373236 an die Exp. (.

Heiteres, temperamentvolles Fräulein sucht intime, liebe

Freundin,

eine feine Dame. Herrenbriefe und Anonymes Papierkorb. Offert. unt. R. 189819 bef. die Exp. :.

Junge, alleinstehende Frau

f. freundschaftl. Verkehr mit ebensolcher. Br. u. A. G. 331260 b. d. E.

Dame aus den besten Kreisen, unglücklich verheiratet, wünscht eine moderne junge Dame als

liebe Freundin

u. Gesellschafterin kennen z. lernen. Nur Damen ohne Anschluß werden gebet., zu schreiben u. „Trost 4994“ an die Expedition.

D a m e ,

alleinstehend, Ende der 30er, hübsche Erscheinung, sucht Anschluß an solide, vorurteilsfreie, lebenslustige Dame behufs freundschaftl. Verkehrs. Offerten unter „A. 3271“ befördert die Expedition. :.

Vermögende Dame

sucht liebevolle Freundin. Tunlichst nichtanonyme Briefe u. B. R. 40062 befördert die Expedition. (.

Bessere Dame

in guten Verhältnissen sucht gleichgesinnte Freundin. Briefe u. J. L. 335628 an die Expd.

Junge, gebildete Frau

sucht freundschaftlichen Verkehr mit ebensolcher. Briefe u. B. W. 335621 befördert die Expedition.

Anschluss

sucht gebild., hübsche junge Dame, elegante Erscheinung, lebh. Temperaments, vielseit. Interesse, an gleichgesinnte, wenn auch ält., unabhäng. Dame behufs intimen, freundschaftl. Verkehrs. Anonymes u. Herrenbriefe Papierkorb. Briefe u. „Sylvia“ 324429 an die Expd.

Anschluß sucht

besseres, sehr solides Fräulein, in den 20er Jahren, an alleinstehende, feine, unabhängige, wenn auch ält. Dame. Briefe unter „Aufsichtig 334912“ an die Expedition. (2/1

Ein Fräulein

sucht innigen Anschluß an ebensolches, um die langen Winterabende gemeinsam zu verbringen. Off. unt. F. 335987 an die Exp.

Geb., hübsche, junge Dame

sucht vertrauteste, liebste Freundin, die ihr momentan etwas behilflich wäre. Offerten unter A. H. 96206 befördert die Expedition. |

Alleinsteh., feines Fräulein

wünscht sich f., bessere Dame als lb. Freundin. Herrenbr. Papierkorb. Off. unt. B. 102353 bef. die Exp. :.

Dame, hier alleinstehend, sucht nette Freundin. Herrenbriefe Papierkorb. Ausführliche Offerten unt. L. E. 8271 bef. die Exp. :.

Junge, unabhäng. Dame mit eig. Wohnung, eleg. Erscheinung, sucht freundschaftlichen Verkehr mit ebensolcher. Briefe unt. E. R. 339206 befördert die Expd. :.

Anschluß

sucht vornehme Dame an liebe Freundin zwecks Theaterbesuch u. Br. u. „Sappho“ Postamt 22 lag. !.

Gebild., junge Dame, temper. u. hübsch, sucht unabhäng., gleiche Dame zu herz., intimer Freundin. Br. unt. F. 329862 bef. die Expd. :.

Besseres Fräulein

sucht Anschluß an ebensolches beh. liebeo. intimen Verkehrs. Offerten unter J. 304148 bef. die Expd. |

Bessere Dame,

in angenehm. Verhältnissen lebend, sucht Anschluß an ebensolche. Offert. unter S. 323833 bef. die Exp. :.

Bessere Frau,

des Alleinstehens müde, sucht herz., intime Freundin. Off. unt. „Glückl. Stunden 330636“ bef. die Exp. :.

Verh. j. Dame sucht ältere auf. Freundin z. intimen Verkehr. Off. unter B. A. 7302 bef. d. Exp. |

An die unvermittelte und vermittelte Geschlechtsauslese schließt sich meist

der Flirt

an. Er stellt bereits die Äußerung einer getroffenen Wahl dar. Wir sollten das englische Fremdwort Flirt in die deutsche Sprache übernehmen, denn wir besitzen tatsächlich keinen Ausdruck, der das, was wir unter Flirt verstehen, mit gleicher Schärfe und Klarheit wiedergibt. Wohl besaß die ältere deutsche Sprache einige Worte, die ursprünglich ungefähr dasselbe meinten, was wir jetzt unter Flirten verstehen, wie buhlen und werben. Buhlen aber, dessen Ursinn sich noch verhältnismäßig am meisten in Nebenbuhler erhalten hat, eignete sich allmählich den Beiklang und Mißton an, den die asketische Weltanschauung in so viele Begriffe legte, so daß dem Ausdruck selbst im übertragenen Sinn heute etwas Hinterhältiges anhaftet, etwa in der Redewendung: um jemandes Gunst buhlen. Werben aber hat, wie umwerben und bewerben, seinen Sinn zum mindesten für den Menschen insofern verengert, als es meist nur dann angewandt wird, wenn man annimmt, daß dem Werben ein Erwerben folgt. Dieser Sinn ist in Flirten nicht enthalten. Dieses ist mehr ein Tasten, Fahnden, Suchen, Anfragen, Hofmachen oder „Cour“ machen (Cour = Hof) und Sondieren, dem auf der anderen Seite ein Gewähren, Locken, Antworten, Zieren und Provozieren (= reizen) entspricht. Im Wesen des Flirtes liegt vor allem die Galanterie des Mannes und Koketterie des Weibes.

Auch der Begriff Liebesspiel, womit man Flirt nicht selten übersetzt, geht weiter als dieser, indem dabei meist bereits an vorbereitende Sexualhandlungen gedacht wird, die unmittelbar zu einer Sexualentspannung führen oder führen können. Darum vollzieht sich der Flirt im allgemeinen auch mehr in, das Liebesspiel mehr unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Naturgemäß sind aber die Grenzen zwischen Flirt und Liebesspiel sehr fließend und oftmals kaum zu bestimmen, beispielsweise beim Kuß, von dessen Druckstärke und Länge in Verbindung mit der „Ansprechbarkeit“ der Empfindungsnerven des Senders und Empfängers es abhängt, inwieweit er erotisch oder unerotisch zu bewerten und noch dem Flirt zuzurechnen ist oder bereits in das Gebiet ausgesprochener Geschlechtshandlungen fällt.

In Deutschland tauchte das Wort Flirt erst im Jahre 1890 auf, verbreitete sich aber wie die Ableitung flirten alsbald mit großer Geschwindigkeit und Beständigkeit. Während die großen Wörterbücher der deutschen Sprache von *Grimm* (1862) und *Daniel Sanders* (1865) den Ausdruck noch nicht anführen, finden wir ihn bereits bei *Weigand* (1906) vor, wo er als „Courmacherei“ oder „Liebelei“ erklärt wird. Es scheint mir sehr wohl möglich, daß das alte deutsche Wort „flirren“, das etwas Ähnliches bedeutet wie flimmern („es flirrt ihm vor den Augen“) und sich auch noch bei mehreren unserer nachklassischen Dichter, wie Graf *Platen*, findet, dem englischen „flirt“ zugrunde liegt. (Auch die in manchen Gegenden für oberflächliches Tun gebräuchlichen Ausdrücke flittrig und flattrig sind begrifflich und vielleicht auch sprachlich dem Flirten verwandt.) Flirt würde sich demnach zur Liebe verhalten wie Flimmern zur Flamme.

Forel, der den Begriff des Flirts in einem der ausgezeichnetsten Abschnitte seines sexuellen Hauptwerks behandelte, gibt folgende Erklärung: „Der heutige Begriff des Flirtes gehört unbedingt zum direkten Geschlechtstrieb als formenreiche Skala seines Ausdruckes beim Manne wie beim Weibe. Wenn ich mich kurz ausdrücken soll, so besteht der Flirt in allen Äußerungen des Geschlechtstriebes eines Individuums den anderen Individuen gegenüber, die bei ihm jenen Trieb erregen, mit Ausnahme des eigentlichen Beischlafes. Der Flirt kann mehr oder weniger unbewußt geschehen.“ Und weiter: „Der Flirt besteht also in irgendeiner Betätigung, die geeignet ist, sowohl den eigenen Erotismus zu verraten, als denjenigen des andern oder der anderen anzuregen.“ Wenn *Forel* dann freilich hinzufügt: „Es gibt ein gutes, altes, populäres deutsches Wort für die gewöhnliche Art des ‚Flirtens‘, das ist das Wort ‚poussieren‘,“ so können wir auch dieser Gleichstellung wohl beistimmen, nur daß unseres Erachtens der Ausdruck „poussieren“ nicht dem deutschen, sondern dem französischen Sprachschatz entstammt.

In seinen Darlegungen faßt *Forel* den Begriff des Flirts weiter, als wir es tun und vorschlagen, indem er alle Liebkosungen und Umarmungen hinzurechnet, bei denen es „ohne Entblößung zum vollen Orgasmus venericus“ kommt.

Dieser Ausdruck besagt in freier Übersetzung „geschlechtlicher Höchstausch“; „venericus“, hergeleitet von der Liebesgöttin Venus, wird hier ganz richtig in seinem eigentlichen Sinn angewandt, denn die Gleichsetzung von venerisch mit geschlechtskrank und Venerie mit Geschlechtskrankheit ist ein offenbar erst von der asketischen Richtung später aufgebraachter Mißbrauch, eine Begriffsfälschung, wie wir sie schon so häufig der antierotischen Richtung nachweisen und vorhalten mußten. „Orgasmus“ hängt mit *ὄργαω* zusammen, was gewöhnlich mit „strotzen“ übersetzt wird; es bedeutet eine strotzende Fülle, ein Höchstmaß der Wallung und Spannung, das eine Steigerung nicht mehr zuläßt, sondern nur eine mit stärkster Lust verbundene Entspannung.

Ohne zu verkennen, daß die Übergänge zwischen Flirt und den sich anschließenden Geschlechtshandlungen vielfach nichts weniger als scharf sind, scheint es uns richtiger, ihn nicht allzusehr zu verallgemeinern, sondern nur auf jene tausendfältigen Äußerungen zu beschränken, die, mit verliebten Blicken und Reden und leisen, scheinbar unbeabsichtigten Berührungen der oberen und unteren Gliedmaßen beginnend, das unbegrenzte Gebiet aller jener feineren und gröberen Ausdrucksformen umfassen, durch die jemand dem anderen seine erotische Zuneigung merken lassen will. Bald sind diese Formen mehr kühn und dreist, stürmisch, herausfordernd, bald mehr plump, taktlos, mit schlüpfrigen Anspielungen oder gar zotig gemein (dies besonders oft unter dem Einfluß des Alkohols), bald sind sie mehr anmutig, vornehm, zurückhaltend, erfüllt von verbindlicher Aufmerksamkeit, Geist, Humor und Neckerei (ein hübsches deutsches Sprichwort sagt: „Was sich liebt, das neckt sich“). Es sind aber die gleichen Empfindungen, Vorstellungen und Strebungen, die den so mannigfach abgestuften Flirtäußerungen zugrunde liegen, dem Fensterln urwüchsiger Bauernburschen und den Fensterpromenaden und Serenaden, die alle entzückten Romeos der Welt allen schwärmerischen Julias der Welt darbringen.

Da es nicht möglich ist, alle Ausdrucksformen zu behandeln, die im Flirt, in der Umwerbung und im Liebesspiel in die Erscheinung treten, wollen wir hier hauptsächlich nur auf drei der verbreitetsten etwas näher eingehen, auf:

Sprache, Schrift und Tanz.

Sicherlich ist die Sprache eines der wichtigsten Ausdrucksmittel der Liebe. Ihrer Laute bedient sich der Mann, der dem Weibe seine Liebe „erklärt“, das Weib, das dem Manne seine Liebe „gesteht“, der Mann, der um die Hand des Weibes anhält, das Weib, das dem Manne ihr „Jawort“ gibt. Ob nicht die Sprache überhaupt dem Liebesbegehren im weiteren Sinne ihren Ursprung verdankt? Die ersten unartikulierten Laute, die das Kind lallt, sind Ausdrücke zärtlichen Verlangens, ein Rufen nach der Quelle und Quellenträgerin – Mamma nennt es beides – die es liebt, weil sein Leib aus beiden Behagen schöpft.

Wir dürfen annehmen, daß auch die Tiere bereits sprachenähnliche Verständigungsmittel besitzen, durch die sie einander ihre Liebe gestehen können. Ob sich die Tiere Liebesbriefe schreiben können, wie *Zell* annimmt, der solche in den Zeichen erblickt, die sie mit ihren Nägeln, Krallen und Tatzen in die Baumrinden ritzen (unwillkürlich denkt man dabei an das vielgesungene Lied von *Heine-Schubert*: „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein“), scheint mir fraglich, daß sie sich mündlich die Liebe erklären können, sicher.

Das bekannteste akustische Liebesphänomen ist der Gesang der männlichen Singvögel, dem hier tatsächlich die Bedeutung sowohl einer Liebes„erklärung“ als auch einer Liebes„erregung“ zukommt; so ist die Arie des verliebten Nachtigallenmännchens, die in der Dunkelheit einer Maiennacht gesungen wird, ein akustisches Seitenstück zu dem optischen Phänomen des im Tageslicht radschlagenden Pfauenmännchens. Abgesehen von einigen Gesellschaftsvögeln und unseren Hauskatzen, bei denen sowohl Kater als Katze während der Paarungszeit an der Orchestrierung der berühmten „Katzenmusik“ teilnehmen, ist die Liebes„sprache“ bei den meisten Tieren auf den männlichen Partner beschränkt, weshalb auch die zur Stimmerzeugung dienenden Organe (z. B. die genau so wie beim Menschen stärkere Ausbildung des Kehlkopfes der Säugetiere und Vögel, die Schallblasen der männlichen Frösche und Schallgruben der Grillen) bei den Weibchen schwächer oder gar nicht entwickelt sind. Andererseits geben aber auch weibliche Tiere gelegentlich ganz bestimmte Töne von sich, das Wiehern der „rossigen“ Stute oder das Brüllen der „rindernden“ Kuh hat eine ganz besondere Klangfärbung, die jedem erfahrenen Tierzüchter die eingetretene Brunst anzeigt.

Aber nicht nur in der Liebeserregung und Liebeserklärung erschöpft sich die Bedeutung der sexuellen Lautäußerung; sie dient bei den männlichen Laufvögeln (Beispiel: Krähen des Hahnes) und den Säugetieren auch noch der Anlockung und Herausforderung der Rivalen. Es sei daran erinnert, wie der brünstige Hirsch, umgeben von seinen Hirschkühen, im nächtlichen Herbstwalde sein Röhren vernehmen läßt, das von den anderen Hirschen des Reviers von weit her beantwortet wird, um oft genug einen blutigen Zweikampf einzuleiten.

Für den Sexualpsychologen sind die Laute der Liebe in vieler Hinsicht beachtenswert. Mit zutreffender Bildhaftigkeit sagt das Sinnwort: „Wes das Herz voll ist, des

fließt der Mund über.“ Das gesprochene Wort wirkt schon als Ausflußkanal für Gefühlsregungen, als Ventil für erotische Triebkräfte entlastend. Das „Sichaussprechen“ dient der inneren Erleichterung, nicht nur im Sinne der Klärung, nicht nur zur Beseitigung mehr oder weniger berechtigter Zweifel, sondern auch als Abfuhr aufgespeicherter Energien. Wer liebt und sich nicht aussprechen kann, ist zu bedauern.

Ferner wird die Sprache der Liebe durch die Absicht gelenkt, dem geliebten Partner liebenswert zu erscheinen, von dem Streben beeinflusst, in ihm Gegenliebe zu erwecken. Damit trifft für die Liebessprache in verstärktem Maße das zu, was für sexuelle Ausdrucksformen überhaupt gilt: Ihr Ausdruckswert ist entsprechend dem Wesen der Liebesempfindung zwar besonders stark, wird aber andererseits unwillkürlich durch die Wunschvorstellung beeinträchtigt, in bestimmter Weise auf den andern zu wirken.

Der Mensch kann nicht nur mit dem Munde und der Feder die Unwahrheit sagen, sondern mit seinem ganzen Wesen, mit seiner Kleidung, Wohnung und mit jeder seiner Handlungen; alle seine Ausdrucksformen können in viel höheren Graden, als es bei irgendeinem anderen Lebewesen möglich ist, dazu benützt werden, das Sein durch den Schein zu verdecken zur Aufrechterhaltung einer mehr oder minder erzwungenen Lebenslüge. Daß diese Täuschungen durch Worte und Taten auf keinem Gebiet so verbreitet sind wie auf dem geschlechtlichen, fällt nicht zu Lasten der Geschlechtlichkeit als solcher, sondern beruht auf der bisher so mangelhaften Lösung des Sexualproblems.

Zuverlässiger als der Zwiespruch ist

das sexuelle Selbstgespräch.

Hier greift keine beabsichtigte Wirkung ein; die gefühlsmäßigen Antriebe lenken allein den sprachlichen Ausdruck. Wäre das Selbstgespräch nicht seiner Natur nach nur in den seltensten Fällen der psychologischen Beobachtung und Erforschung durch einen andern zugänglich, man würde es bei seiner unbeeinflussten reinen Ausdruckskraft als den wertvollsten Berichterstatter des Seelenlebens schätzen können. Im Liebes- und Geschlechtsleben spielt das Selbstgespräch eine erhebliche Rolle; namentlich solche Menschen, die nach außen starke Hemmungen zu überwinden haben, sei es auf Grund eigener Schüchternheit, sei es durch die Erfüllungsunmöglichkeit oder Erfolglosigkeit ihrer Wünsche, pflegen ihrem bedrängten Innern durch Selbstgespräche ausgiebig Erleichterung zu verschaffen.

Die Erscheinung des Sprechens im Traume, die sich bei leicht erregbaren Menschen häufig findet, läßt sich als ein im Schlafe fortgesetztes Selbstgespräch auffassen. Aus Mitteilungen über Selbstgespräche schlafender Personen läßt sich der Schluß ziehen, daß es sich bei diesem „lauten Denken“ um eine ähnliche Art von Ersatzbefriedigung handelt, wie sie dem Traum als einer im Schlaf erlebten Erfüllung überhaupt zukommt. Man wird es daher nicht als abwegig ansehen dürfen, wenn in einem Ehescheidungsprozeß, der vor einiger Zeit in Frankreich vorkam, der Ehemann als

hauptsächlichen Scheidungsgrund den Tatbestand angab, daß seine Frau allnächtlich im Schlaf den Vornamen eines ihm unbekannten Mannes ausrief.

Wenn man sich die Grundtatsache vor Augen hält, wie sehr die Erotik eine Steigerung des gefühlsmäßigen Lebens bedeutet, so kann es nicht wundernehmen, daß die Liebe zu allen Zeiten in der Sprache des Künstlers, in der Dichtung, den breitesten Raum einnimmt; sie ist das Grund- und Leitmotiv für die handelnde Dichtung, das „Drama“, sie bildet in der „Lyrik“ (dem „Lied“) den Inhalt einer ganzen Gattung poetischer Schöpfungen, und auch im „Epos“ (dem Heldengedicht) ist sie von den Zeiten der Odyssee und der Nibelungen bis heute der mehr oder weniger deutlich hervortretende Mittelpunkt, ebenso wie sie in allen Romanen und Novellen, Balladen und Romanzen, Fabeln und Sagen der Völker von jeher das Kernstück war.

Unendlich viel größer als die Zahl der bekannten ist die der unbekannten Dichter. Wenn es heißt, daß jeder Mensch, der ein empfängliches Gemüt besitzt, einmal in jungen Jahren gedichtet hat, so dürften die meisten dieser Dichtungen psychologisch die Bedeutung poetischer Selbstgespräche über das Liebesleben haben, gleichviel ob sie sich an eine bestimmte Person wenden oder nicht. Besonders „die schöne Zeit der jungen Liebe“ zeichnet sich durch lyrische Fruchtbarkeit aus. In allen Liebesgedichten Jugendlicher wird überschwenglich die seelische Seite der Erotik als Ideal verherrlicht, und wenn das so verachtete körperliche Triebleben schließlich doch mit Naturnotwendigkeit durchbricht, macht die Ernüchterung sich oft um so grausamer geltend. Oft genug vermag sich das Bewußtsein dann in der Erinnerung an „die vernichteten Ideale“ nicht mehr zu einer harmonischen Bejahung des körperseelischen Liebeslebens aufzuschwingen. Würde sich bereits die Schwärmerei der ersten Liebe auf eine tiefere Erkenntnis der wunderbaren körperseelischen Harmonie im Liebesleben gründen können, so würde das sittliche Empfinden im Menschen mehr befestigt werden, und es würden bedeutend weniger Frauen und Männer durch Überwertung der seelischen Werte der Liebe als hoherhaben bei gleichzeitiger Unterwertung körperlicher Regungen als unrein, unedel und häßlich einer vernichtenden Enttäuschung ihrer Ideale ausgeliefert sein.

Die Dichtung spiegelt diesen tragischen Konflikt vielfach wider. Ein gutes Beispiel ist die Tannhäusersage in der musikalisch-dramatischen Darstellung Richard *Wagners*. Der Kampf zwischen körperlicher und seelischer Liebe ist ja überhaupt in der Kunst *Wagners* das Hauptproblem. Es führt schließlich in „Parsifal“ zur verneinenden Entsagung der körperlichen Liebe. In besonders greller Beleuchtung tritt dieser Gegensatz bei dem Sängerwettstreit auf der Wartburg zutage. In diesem Wettkampf geht es darum, wer am schönsten die Liebe besingt. Von den Gesängen und Gegengesängen seien das Lied Wolfram von *Eschenbachs* und das Venuslied *Tannhäusers* gegenübergestellt. Wolfram von *Eschenbach* beginnt mit den Worten:

„Und sieh, mir zeigt sich ein Wunderbrunnen,
In den mein Geist voll hohen Staunens blickt;
Aus ihm er schöpft gnadenreiche Wonnen,
Durch die mein Herz er namenlos erquickt.“

*Und nimmer möcht' ich diesen Bronnen trüben,
Berühren nicht den Quell mit freblem Mut,
In Anbetung möcht' ich mich opfernd üben,
Vergießen froh mein letztes Herzensblut!
Ihr Edlen mögt in diesen Worten lesen,
Wie ich erkenn' der Liebe reinstes Wesen.**

Tannhäuser aber beschließt den Wettgesang in großer Erregung mit den Versen:

*„Dir, Göttin der Liebe, soll mein Lied ertönen,
Gesungen laut sei jetzt dein Preis von mir!
Dein süßer Reiz ist Quelle alles Schönen,
Und jedes holde Wunder stammt von dir!
Wer dich mit Glut in seine Arme geschlossen,
Was Liebe ist, kennt der, nur der allein.
Armselige, die ihr Liebe nie genossen,
Zieht hin, zieht in den Berg der Venus ein!“*

In diesem Auftritt werden die Worte Wolframs, welche die entsagende Liebe verherrlichen, von den Umstehenden sehr beifällig aufgenommen, während Tannhäusers Lied auf die Liebesgöttin Venus, deren Freuden er gekostet hat, größtes Entsetzen auslöst und ihm beinahe das Leben kostet. Vergleicht man die Sprache in beiden Liebesliedern, so ist von symbolischer Bedeutung der breit umschreibende Sprachstil in Wolframs Lied im Vergleich zu den wesentlich einfacheren und klareren Sätzen Tannhäusers. Wolframs Lied ist ein Beispiel für die im Gefühlvollen ganz aufgehende Liebespoesie, wie sie besonders im vergangenen Jahrhundert überreich gepflegt wurde, während Tannhäusers Lied in seiner Erregung und Enthemmung unwillkürlich die Dinge deutlicher beim Namen nennt und dabei einen der sonstigen Wagnerschen Liebeslyrik ungewohnten einfachen Stil findet.

Gerade für den sprachlichen Ausdruck der Liebe ist das Gesamtwerk Richard Wagners überaus lehrreich. Die Kunstkritik ist ja über ein Werk wie die Textdichtung Wagners zu „Tristan und Isolde“ sehr geteilter Ansicht. Sieht man aber vom rein Künstlerischen ab und betrachtet diese Dichtung als Ausdruck der Liebesempfindung, so kann darüber kein Zweifel sein, daß hier das gesteigerte Gefühlsleben am unmittelbarsten und stärksten in Worte geformt ist. Die seelische Grundlage zu dieser großen Liebesdichtung soll die tiefe Neigung gegeben haben, die der so ungemein empfindsame Wagner zu der feinsinnigen Mathilde Wesendonk gefaßt hatte. Der Erfüllung dieser Neigung standen innere und äußere Widerstände im Wege, somit war es ganz natürlich, daß Wagner seine Neigung dichterisch und musikalisch in „Tristan und Isolde“ zum Erlebnis formte, um sich dadurch innerlich zu befreien. Sehr bezeichnend sind in dieser Oper die in der höchsten Liebeserregung vielfach gebrauchten Wortsteigerungen; so begrüßen sich die einander sehn- süchtig Erwartenden:

*„Fühl' ich dich wirklich?
Seh' ich dich selber?
Dies deine Augen?
Dies dein Mund?
Hier deine Hand?
Hier dein Herz?
Ohne Gleiche!
Überreiche!
Überselig!
Ewig, ewig!“*

Wie sich durch die Wirkung des Liebestrankes die Gefühle zwischen Tristan und Isolde in leidenschaftlichste Zuneigung wandeln, schildern beide ihre Liebe mit folgenden Worten:

„Wie sich die Herzen
Wogend erheben!
Wie alle Sinne
Wonnig erbeben!
Sehnender Minne
Schwellendes Blühen!
Schmachtender Liebe
Seliges Glühen!
Jäh in der Brust
Jauchzende Lust.
Isolde! Tristan!
Welten entronnen,
Du mir gewonnen!
Du mir einzig bewußt,
Höchste Liebeslust!“

Gleichviel, wie eine nüchterne Kritik diesem Gefühlsüberschwang gegenübersteht, der Rauschcharakter einer starken Liebesleidenschaft tritt hier ganz unmittelbar zutage. In ähnlicher Exaltation (= Gefühlssteigerung) sind häufig gerade die Liebesgedichte gehalten, welche sich an eine bestimmte Person und nicht an ein breiteres Publikum richten, dort, wo eben nur das Empfinden die Worte eingibt und nicht Rücksicht auf das Urteil der Öffentlichkeit den Ausdruck hemmt. Die Liebeserklärung des schlichter fühlenden Menschen pflegt freilich nicht eine solche Sprache zu reden. Ob aber jemand seine Gefühle durch ein schlichtes „Ich hab' dich lieb“ oder durch weitschweifende Beteuerungen ausdrückt, das ist im wesentlichen eine Frage seiner Temperamentsanlage und läßt keinen maßgeblichen Schluß auf die Tiefe der Neigung zu. Dies freilich zeigt die sexualpsychologische Erfahrung, daß oft Menschen, die wenig sprechen, tiefer empfinden als solche, die viele Worte machen. Und vielleicht ist die Verbindung, bei der zwei Menschen vor einem Dritten, der sie „traut“ und damit einander anvertraut, nur das eine kleine Wort „ja“ zu sagen haben, gerade wegen dieser Einfachheit des sprachlichen Ausdruckes von besonders tiefgehender Wirksamkeit.

Der Natürlichkeit der Liebe pflegt die Natürlichkeit und Unmittelbarkeit des Ausdruckes zu entsprechen. Aus diesem Grunde habe ich es mir immer nur schwer vorstellen können, daß jemand einen Liebeschwur in Esperanto oder einer andern künstlichen „Weltsprache“ leistet, sowenig ich mir einen echten Liebesbrief in Stenographie, ja kaum mit der Schreibmaschine geschrieben denken kann. Doch mögen begeisterte Anhänger des Esperanto und Ido und der verschiedenen stenographischen Systeme dies für eine veraltete Anschauung halten und darüber anderer Ansicht sein.

Ursprünglicher fast noch als das Wort ist

die Musik als sexuelles Ausdrucksmittel.

Wagners Bestreben war es, Text und Musik als Gefühlsausdruck in ein unzertrennliches Eins zu verschmelzen; deshalb hat er sich bei Schöpfung seiner Tongemälde auch kaum je eines fremden Textdichters bedient. Wie es aber viele Dichter gibt, die nur auf das Wort Wert legen, ohne an die begleitende Melodie zu denken, die dann nicht selten später ein sich einfühlender Komponist hinzufügt — man denke nur an die herrlichen

Vertonungen *Goethescher* Liebesgedichte wie *Mignon* —, so gibt es viele Tonkünstler, die in „Liedern ohne Worte“, in Symphonien und Harmonien ohne Text das, was sie empfinden, zum Ausdruck bringen. Es gibt wohl keine Sprache, die schwerer zu erlernen und zu verstehen ist, als die Sprache der Töne; wer sie aber beherrscht, hat ein viel inhaltsreicheres Leben als der, der sie nur als Geräusch wahrnimmt. Als wir unser Institut für Sexualwissenschaft einweihen, wirkten auf viele von uns tiefer als die langen gedankenvollen Reden die wenigen Minuten, in denen ein Geigenkünstler die Stimmung und Bestimmung des Hauses im Vortrag von *Kreislers* „Liebesleid“ und „Liebesfreud“ wiedergab.

Wir haben an anderer Stelle dieses Kapitels bereits auf die Geschlechtspersönlichkeit Peter *Tschaikowskij* verwiesen; hier möge es nochmals kurz geschehen, um an einem Beispiel zu erläutern, wie ein großer Künstler aus dem meist unbewußten Sehnen der positiven und negativen Komponenten seines Sexual-Ichs schöpft und schafft. In der großen Biographie, die der jüngere Bruder des Komponisten, Modest *Tschaikowskij* (er suchte mich nach Veröffentlichung meiner ersten Schrift über das sexuelle Problem „Sappho und Sokrates“ selbst einmal in Charlottenburg auf), verfaßt hat, findet sich ein Brief *Tschaikowskij*s an Frau von *Meck*. Es heißt hier unter anderem:

„Wie soll man alle jene unbestimmten Gefühle, welche einen während der Komposition eines Instrumentalwerks ohne besonderen Namen erfüllen, wiedergeben? Das ist ein rein lyrischer Vorgang. *Das ist die musikalische Beichte der Seele, in der sich viel Stoff angesammelt hat und nun in Töne ausfließt, ähnlich, wie ein lyrischer Dichter sich in Versen ausspricht. Der Unterschied liegt nur darin, daß die Musik unvergleichlich reichere Mittel besitzt und eine feinere Sprache ist für den Ausdruck der tausendfältig verschiedenen Momente einer Seelenstimmung.*“

Am stärksten dürfte dieser seelische Ausdruck in der berühmtesten und wohl auch bedeutendsten von *Tschaikowskij*s Symphonien, der sechsten, mitgewirkt haben. Diese — auch die „Pathetische“ genannt — ist vielleicht in ihrer ergreifenden Melodik erst dann recht zu verstehen, wenn wir daran denken, wie *Tschaikowskij* infolge seiner Veranlagung im Grunde immer ein einsamer Mensch geblieben ist. Ist es nicht, als ob in dem zarten Gegen Thema des ersten Satzes die tiefe Sehnsucht nach Liebesglück herausklingt?



Aber zum Schluß bleibt nur die schmerzzerfüllte Resignation eines Einsamen:

Andante giusto



Wenige Tage nach Vollendung dieser Komposition starb *Tschaikowskij* an der Cholera. Seine Freunde behaupteten, er habe sich ihrer Ansteckungsgefahr absichtlich ausgesetzt.

Dieses Beispiel lehrt in vortrefflicher Weise, wie das ganze Seelen- und Sexualleben eines Komponisten in seiner Tondichtung (meist unbewußt) mitschwingt. Daß die gleiche Resonanz (= Widerhall) bei der Wiedergabe in der Seele des Musizierenden ausgelöst werden kann (wie meisterhaft pflegen beispielsweise gerade deshalb uralte Sänger die Gestalten *Tschaikowskij*s zu verkörpern) und ebenso in der Seele der Hörer, um so stärker, je mehr sie verwandten Gefühlsregungen zugänglich sind — liegt auf der Hand. Zwar werden die erotischen Gefühle nie *allein* und scharf umschrieben in einem Musikwerk zum Ausdruck kommen, aber sie werden in besonders reichem Maße *mitwirken* in dem Schaffen des Künstlers, da ihre Ausdrucksmöglichkeiten so mannigfaltig und unbegrenzt sind wie in keiner anderen Kunstgattung. Freilich zeigt sich auch hier, wie sehr die Art des Ausdruckes durch den Wechsel der Zeiten mitbestimmt wird. Im 17. und 18. Jahrhundert wird der erotische Ausdruck der Musik noch stark begrenzt durch die strenge musikalische Form; das musikalische Thema hat einen ausdrucksbetonten Stimmungsgehalt, seine Durchführung aber wird von der allgemein verpflichtenden Form beherrscht. Die Instrumentierung ist dafür von einer ganz bewußten Erotik geleitet, die gerade in der größeren Einfachheit einen reineren Stimmungsausdruck hervorruft; gab es doch in dem alten Streichorchester *Bachs* und *Händels* noch die „Viola d'Amore“, eine Bratsche, die durch mitschwingende Metallsaiten in der zweiten Stimmlage eine besondere erotische Wirkung von mehr ernst getragenen, oft fast melancholischem Charakter hervorbrachte. Im 19. Jahrhundert löst sich die klassische Form in der Musik fortschreitend auf, und im selben Maße wird die freiere und mannigfaltigere Kompositionstechnik in den Dienst einer möglichst naturgetreuen musikalischen Schilderung der — besonders erotischen — Gefühle gestellt.

Bei *Beethoven* findet sich noch starker Ausdrucksgehalt in strenger musikalischer Form, bei *Schubert* aber schwindet die Form zugunsten einer mehr sinnlich vielseitig ausdrucksvollen Melodik. Bei den sogenannten Romantikern (*Schumann* — *Mendelssohn*) wird das Streben nach musikalischer Schilderung von Gefühlen immer bewußter, und zwar — im Gegensatz zu dem mehr melodiösen *Schubert* — durch stärkere Betonung der komplizierten Harmonie neben der Melodie (*Schumann*). Nicht nur die vertonten Liebeslieder haben ihren Ausdruck sozusagen konzentrierter Erotik, sondern auch die Konzert- und Kammermusik betont in der romantischen Zeit immer stärker das reale Gefühlsleben, zum Beispiel *Tschaikowskij*s Symphonien oder *Berlioz'* „Phantastische Symphonie“, die

ein Liebesschicksal schildert. *Berlioz* leitet schon über zu der um die Jahrhundertwende besonders beliebten „Programm Musik“, das heißt Konzertstücke, in denen möglichst laut- und naturgetreu einzelne Empfindungen und Handlungen geschildert werden. Die früheren Werke von Richard *Strauß* („Alpensymphonie“) sind hierfür sehr bezeichnend, aber auch bereits jedes Musikdrama *Wagners* hat sein eigenes „Liebesmotiv“, wobei allerdings eine innere Verwandtschaft der „Liebesmotive“ unverkennbar ist.

Außer dem melodischen und harmonischen Ausdruck des Erotischen in der Musik steht für sich eine ganze Gattung von Musikstücken, in denen der *Rhythmus* Träger des erotisch beschwingten Ausdruckes ist: die Tanzmusik. Im 18. Jahrhundert, dem Zeitalter des Menuetts und der Gavotte, wird auch die Tanzmusik von einer ausdrucksvollen, aber strengen Form beherrscht. Die romantische Zeit des vorigen Jahrhunderts schuf den Walzer mit seiner viel unmittelbarer wirkenden Gefühls-erotik, die neuste Zeit brachte wiederum in der Jazzmusik rhythmische Ausdruckskräfte mit dem Grundzug einer weniger sentimental schmachtenden als mehr leidenschaftlich fordernden Erotik.

Neben dem *gesprochenen* und vertonten Wort nimmt das *geschriebene* den breitesten Raum im Ausdruck der Liebe ein. Dabei ist es nicht ohne Belang, ob jemand das gesprochene oder geschriebene Wort in seinem Liebesausdruck vorzieht.

Der Liebesbrief

ist nicht nur als ein Ersatz bei der Unmöglichkeit mündlicher Aussprache infolge räumlicher Trennung aufzufassen, sondern viele Liebende schreiben selbst bei ausgiebiger Gelegenheit zum mündlichen Verkehr regelmäßig, um sich oft sogar noch nach längerer persönlicher Unterhaltung beim Verabschieden einen Brief in die Hand zu drücken. Diese Eigentümlichkeit hat mehrere Ursachen: einmal haben viele Menschen die Fähigkeit, sich schriftlich klarer auszudrücken, während sie in der Unterhaltung sich schwerer sammeln und mitteilen können; sie pflegen dann auch sonst im Leben wichtige Verhandlungen lieber schriftlich als mündlich zu führen. Daneben aber ist in Betracht zu ziehen, daß für viele Menschen der schriftliche Ausdruck der Gefühle einen höheren Entspannungswert hat als der mündliche. Vielfach fällt auch der Umstand ins Gewicht, daß die Phantasie beim Schreiben ein freieres Spiel hat; während in der persönlichen Unterhaltung immer eine Rücksichtnahme und ein Eingehen auf die Worte des Partners notwendig ist, kann der Schreiber eines Liebesbriefes seine Gedanken und Gefühle schweifen lassen, ohne sich auf eine Antwort einstellen zu müssen. Oft klafft zwischen dem mündlichen und schriftlichen Ausdruck einer Persönlichkeit eine seltsame Verschiedenheit, und nicht selten ist die Frage aufzuwerfen, ob der mündliche oder schriftliche Mensch mehr seine wahre Wesenheit verrät. Mir zeigte die Erfahrung, daß die größte Gehemmtheit meist mehr im Reden als im Schreiben vorhanden ist, doch kommt auch das Umgekehrte vor und scheint mir die Ergänzung beider Ausdrucksformen für die richtige Beurteilung einer Persönlichkeit ein unerläßliches Erfordernis.

Den erotischen Selbstgesprächen entsprechen als Schreibwerke in erster Linie die Tagebücher. Sie bilden eine Fundgrube für die Sexualwissenschaft, es sei, um nur einige wenige Beispiele herauszugreifen, an die „Konfessionen“ (= Bekenntnisse) des heiligen *Augustin* und J. J. *Rousseau* erinnert, an *Goethes* „Dichtung und Wahrheit“ und an die Tagebücher *Platens*, dessen erschütterndes Selbstbekenntnis wir diesem Kapitel als Motto voransetzten. Gewiß müssen alle Autobiographien (= Beschreibungen des eigenen Lebens) mit kritischem Auge betrachtet werden, denn manche der Verfasser schmücken ihr sexuelles Erleben und Empfinden phantastisch aus und verschleiern Wesentliches, doch enthalten diese Dokumente selbst unter Berücksichtigung dieses Umstandes noch genug des Bemerkenswerten.

Wie die Aufzeichnungen sind auch die Zeichnungen zu bewerten, die vielfach zum Zwecke eigener Geschlechterregung verfertigt werden.

Viele, welche ihre Verfasser dauernd für sich behalten, fallen geradezu in das ipsatorische Gebiet. Wiederholt erhielten wir solche „Selbstbezeichnungen“, die Angehörige zu ihrer größten Überraschung im Schreibtisch eines teuren Verstorbenen gefunden hatten (dem sie „so etwas niemals zugetraut hätten“). Vor einigen Jahren erlitt ein finnischer Gelehrter in seinem Arbeitszimmer einen Schlaganfall, während er mit bunten Farben Beischlafakte zeichnete, von denen man dann Tausende mit großer Kunstfertigkeit hergestellt in seinen Schubfächern fand. Der Mann galt zu Lebzeiten so sehr als ein Muster keuscher Zurückhaltung, daß niemand in seiner Nähe sexuelle Fragen zu berühren wagte; er hatte auf einem Zettel, der auf einer seiner Zeichenmappen lag, geschrieben, daß er sich während seines ganzen Lebens nie einer anderen Geschlechtsbetätigung als der Selbstbefriedigung im Anblick dieser von ihm entworfenen Zeichnungen hingegeben habe.

Auch viele anonyme Briefschreiberinnen und Briefschreiber fallen in das Gebiet schriftlicher Sexualentspannung. In einem Falle, den ich zu begutachten hatte, waren von einem Mann aus besten Ständen an vornehme Damen Zettel gesandt worden, auf denen folgende Worte standen: „Empfehle mich Frauen, deren Mann krank ist oder verreist sowie ledigen Damen – garantiert ohne Folgen.“ Ein anderer Fall wurde von meinem Freunde, dem früheren Kriminalkommissar Dr. *Kopp*, aufgeklärt. In einem kleinen Ort in der Nähe Magdeburgs hatten zahlreiche Einwohner und Einwohnerinnen anonyme Briefe höchst verfänglichen Inhalts erhalten; vor allem waren solche Zuschriften in großer Anzahl einem jungen Mädchen zugegangen, das schließlich auch die Anzeige erstattete. Alle Bemühungen, den Täter zu ermitteln, schienen aussichtslos, bis es schließlich Dr. *Kopp* mit großer Geschicklichkeit gelang, den Nachweis zu erbringen, daß die Dame, welche die größte Anzahl der erotischen Schmähbriege empfangen hatte, selbst die Verfasserin der anonymen Briefe war – es handelte sich um einen Fall von Erotographomanie auf hysterischer Grundlage. Der sensationellste Fall, der sich zu meinen Lebzeiten auf diesem Gebiet ereignete, war der des Zeremonienmeisters Leberrecht von *Koße*, der im Jahre 1894 die große Reihe der Hofskandale einleitete, welche auf die Regierung *Wilhelms* II. ein so seltsames Schlaglicht warfen. Damals liefen bei zahlreichen Personen der Berliner Hofgesell-

schaft anonyme Zuschriften ein, in denen ihnen und anderen sexuelle Verfehlungen mit gesucht unanständigen Worten nachgesagt wurden. Man zählte bereits mehr als 200 Briefe, als eines Tages der zweite Zeremonienmeister Baron von *Schrader* den ersten Zeremonienmeister von *Koße* beim Kaiser als Täter verdächtigte. Der Kaiser, der ihm vorher sehr gewogen war, ließ ihn darauf, als er nichtsahnend in bester Stimmung vom Landgut seiner Mutter in das Schloß zurückkehrte, verhaften. Löschblätter, die man in seinem Amtszimmer gefunden hatte, sollten seine Schuld beweisen. Drei Vierteljahre später wurde er freigesprochen.

Emil *Ludwig*, der in dem Kapitel „Kabalen“ seines Buches „Wilhelm II.“ auch diesen Vorfall in unser Gedächtnis zurückruft, schließt seine Schilderung mit den Sätzen: „Seinen König hat er nie wieder gesehen, nur seinen Hauptfeind, den Baron von *Schrader*, im Duell totgeschossen. Aber sein Leben und Glück, Ruf und Freiheit seiner Familie waren zerstört, der Name entehrt, bis nach Sibirien und Kapstadt galt *Koße* für das deutsche Sinnbild frivoler Verleumdung. Auch in dieser Affäre saß der Schuldige unerkant im Nebenzimmer. Es war, nach *Waldersee*, ein Verwandter des Kaisers.“ Auch General von *Schönaich* nennt in seinen Memoiren „Mein Damaskus“ (Berlin 1926, im Verlag der Neuen Gesellschaft) als Schreiberin der erotographomanischen „*Koße-Briefe*“ eine „dem Kaiserhause sehr nahe verwandte Dame“. Besonders sei, wer sich für diesen in kulturhistorischer wie sexualpsychologischer Beziehung so merkwürdigen Fall interessiert, auf die ausführliche Schilderung und Beurteilung verwiesen, welche über ihn im Jahre 1896 der ausgezeichnete Berliner Verteidiger Fritz *Friedmann* in französischer Sprache erscheinen ließ (bei Paul Ollendorf in Paris unter dem Titel „L'empereur Guillaume II et la Révolution par en haut. L'affaire *Koße*“, par Fritz *Friedmann*, docteur en droit et ex-défenseur du maitre des cérémonies de *Koße*).

Die extremsten Fälle sexueller Schreibwut sind von G. *Merzbach* als Pornographomanie (von *πόρνος* = unzüchtig, *γράφειν* = schreiben und *μανία* = Raserei oder Sucht), von *Bloch* als Erotographomanie bezeichnet worden. Der Inhalt solcher Schriftstücke entspricht nur in ganz seltenen Fällen der Wahrheit, gelegentlich liegt wohl irgendein Anhaltspunkt vor, an den die Ausführungen der Schreiber anknüpfen, aber meist ist der Kern so entstellt gesehen und das Anschließende so übertrieben, kraus und wirr, daß solche Schreibereien als unglaubliche Gebilde einer erotisch erregten Phantasie, oft sogar schlechthin als Lügengewebe anzusehen sind, trotz der oft vorhandenen Gutgläubigkeit der Schreiber.

Bloch erblickt auch in der Erotographomanie (wie *Garnier* in der Zoophilie) nur eine besondere Abart der Onanie, während die Fälle, die ich von dieser Störung beobachten konnte, mir durchweg einen hypererotischen Eindruck von meist exhibitionistischer Färbung machten. Diese Geschlechtsabirrung zu kennen, ist darum von Wichtigkeit, weil Unwissende in solchen schriftlichen Ergüssen nicht selten Beweisstücke erster Ordnung sehen. Infolgedessen sind die aus Hypererotismus (= gesteigerter Erotik) hervorgegangenen Aufzeichnungen ihrem Verfasser schon oft zum Verhängnis geworden, indem man ihre späteren Beteuerungen, der Inhalt ihrer Briefe und Tagebücher beruhe auf freier Erfindung, für unglaublich hielt.

Einer der von mir beobachteten hierhergehörenden Fälle betraf einen Bildhauer von hohen künstlerischen Fähigkeiten, der sich unmittelbar, nachdem er auf Grund derartiger Selbstbekenntnisse verurteilt war, das Leben nahm. Die Richter waren nicht davon zu überzeugen, daß es sich bei seinen schriftlichen „Bekenntnissen“ und „Geständnissen“ in Wirklichkeit nur um sexuelle Phantasiegebilde handelte. Die Briefe, welche zur Anklage führten, waren von der Wirtin, bei der der Künstler wohnte, in seiner Rocktasche gefunden, gelesen und der Polizei übergeben worden. Der Schreiber schilderte ausführlich strafbare Handlungen, die er mit Kadetten, die er namhaft machte, vorgenommen haben wollte; sie erreichten nach der bestimmten Versicherung des Angeschuldigten niemals ihre Adressaten, auch bekundeten die als Zeugen geladenen Kadetten, daß der Angeklagte nur leichte Liebkosungen, keineswegs aber die von ihm beschriebenen Akte an ihnen ausgeübt habe; auf Antrag des Staatsanwalts wurde aber ihre Vereidigung wegen Verdachts der Mitschuld abgelehnt.

Orte, an denen sich die erotische Schreib- und Zeichnungswut ganz besonders stark breit macht, sind die Bedürfnisanstalten. Die Gewohnheit, an diesen Stätten seinen geheimsten erotischen (und auch politischen) Gesinnungen Ausdruck zu verleihen, ist uralte. Es gibt kein Land in der Welt, in dem man nicht diesen primitiven Erzeugnissen begegnete, die (abgesehen von dem künstlerischen Wert, der ihnen gelegentlich innewohnt) tiefe Einblicke in sonst dicht verhüllte seelische Regungen gestatten und daher für den unbefangenen Forscher ein nicht zu unterschätzendes Material darstellen. Es ist hier auch die Tatsache zu vermerken, daß es Personen gibt, bei denen dieser Drang, Wände mit phallischen und andern sexuellen Symbolen zu versehen, mit einer fast unbezähmbaren Heftigkeit auftritt.

Neben diesen Formen ipsatorischer und anonymer Erotographomanie gibt es noch eine weitere Form, die wohl die häufigste ist. Sie besteht in der Sucht, bestimmte Personen mit Briefen zu überschütten oder, wie man auch wohl nicht unpassend sagt, zu „bombardieren“, Schriftstücke, in denen glühende Liebeserklärungen mit schweren Vorwürfen und Beschimpfungen, Ausbrüche von Liebesraserei mit ebenso starken Ausbrüchen von Liebeshafß wechseln. Drei bis vier Briefe von acht und mehr Seiten an einem Tage sind hierbei keine Seltenheiten, häufig werden sie, um den Eindruck, den sie auf den Empfänger machen sollen, zu verschärfen, durch Eilboten und „eingeschrieben“ geschickt, was aber vielfach eine gegenteilige Wirkung erzielt. Vor mehreren Jahren übergab mir einmal ein Künstler, dem ich bei der Befreiung von einer Erotographomanin behilflich sein sollte, ein Paket von mehr als fünfhundert Eilbotenbriefen, von denen er nicht einen einzigen geöffnet hatte. Die Erregung, in der solche Briefe als Abfuhr überschüssiger Gefühlsenergien geschrieben sind, ist meist schon an der Handschrift kenntlich: hastig hingeworfene Buchstaben von überdurchschnittlicher Größe; die rechtsgerichtete Bewegung der Schriftzüge ist sehr betont, der Neigungswinkel meist nach rechts sehr spitz; viele Worte und Sätze mehrfach unterstrichen.

Von den vielen Beispielen erotischer Schreibwut, die ich im Laufe der Jahre kennen zu lernen Gelegenheit hatte, will ich nur einen Fall kurz erwähnen. Er spielte in dem Prozeß gegen das Freundinnenpaar *Klein* und *Nebbe* eine Rolle, der vor einigen Jahren

in Berlin Aufsehen erregte. Diese beiden Frauen, die unter der Anklage des Giftmordes bzw. Giftmordversuches an ihren Ehemännern standen, boten dem Sexualpsychologen viel Lehrreiches. Beide hatten jung und ohne Neigung geheiratet, „um versorgt zu sein“. In der Ehe fühlten sie sich von ihren Männern, als diese von ihren ehelichen Rechten Gebrauch machen wollten, in hohem Grade abgestoßen und angewidert. Die Verweigerung des Geschlechtsverkehrs war für die Männer, welche ihre Frauen sehr liebten, eine sehr große Enttäuschung; erst versuchten sie den Beischlaf zu erzwingen, dann liefen sie in die Kneipe und ergaben sich dem Trunke, wodurch alsbald die beiden Ehen aufs schwerste zerrüttet wurden. In dieser Zeit lernten sich die Ehepaare im Gasthof kennen, und die Frauen schlossen nun eine Freundschaft miteinander, die sehr bald zu einem leidenschaftlichen homosexuellen Liebesverhältnis wurde. Je brutaler die Männer ihre Frauen behandelten, um so tiefer setzte sich bei den Frauen der Haß gegen ihre Ehemänner und die Liebe zueinander fest. Sie faßten den Plan, ihre Männer mit Gift umzubringen, um von ihnen frei zu werden, dann zusammenzuziehen und „nur füreinander zu leben“. Die Klein setzte den Plan in die Tat um, gab ihrem Manne täglich Arsenik in das Essen und erreichte, daß er im Laufe einiger Wochen zugrunde ging. Als der Verdacht auf Giftmord aufkam, wurde bei der Klein Haussuchung gehalten. *Man förderte aus einer Matraße ca. 600 Liebesbriefe zutage*, welche die Klein und Nebbe im Laufe von fünf Monaten geschrieben hatten (also täglich durchschnittlich vier Liebesbriefe), trotzdem sich die Freundinnen fast täglich gesprochen hatten. In den Briefen fand sich die ganze Verschwörung ausführlich besprochen, täglich war genau geschildert, wie das Gift auf den Mann wirkte, abwechselnd mit Liebesbeteuerungen und dem Ausdruck der Freude, daß man nun bald am Ziel sei; so schreibt die *Klein* an die *Nebbe*: „Lieb! wollen es doch durchsetzen, daß wir zum Frühjahr zusammen glücklich werden, der Haß wird von Tag zu Tag größer und die Liebe zu Dir, mein Lieb, gar nicht zu beschreiben . . .“. „Er (der Ehemann Klein) fühlt sich so schlecht, was ich ihm zuletzt gab, hat er doch in sich behalten, das geht ihm im Körper herum und läßt ihn nicht auf die Beine kommen . . ., wenn das Schwein doch nur kreperte . . .“. „Wenn ich es mit Klein geschafft habe, dann werde ich Dir wohl genug bewiesen haben, daß ich es nur um Deinetwegen, mein Lieb, durchgesetzt habe . . .“. Unmittelbar nach dem Tode des Mannes schreibt sie: „Vor allem muß ich Dir heute die freudige Mitteilung machen, daß Klein für immer eingeschlafen ist. Vor den Leuten tue ich sehr besorgt, aber im Innern freue ich mich sehr, mein Lieb, nun werde ich Dir den richtigen Beweis geliefert haben, daß ich nur Deinetwegen aufs Ganze gegangen war.“

Dieser extreme Fall, der in Karl *Bessers* Arbeit: „Der Prozeß der Giftmischerinnen“ („Geschlecht und Gesellschaft“, XI. Jahrgang, Heft 12) und in Alfred *Döblins* Buch: „Die beiden Freundinnen und ihr Giftmord“ (aus der Serie „Außenseiter der Gesellschaft“, Verlag Die Schmiede, Berlin) scharfsinnige Bearbeiter gefunden hat, sollte eine Warnung für alle normalen Männer sein, sich mit homosexuellen Frauen einzulassen (aber auch für alle normalen Frauen, homosexuelle Männer zu ehelichen). Zugleich ist er ein beredtes Beispiel vom Ausleben einer heftigen Sexualleidenschaft in Niederschriften, in denen sich Liebe und Haß, Grausamkeit und Schadenfreude in einer Weise widerspiegeln, wie sie die Phantasie keines Dichters vollendeter schildern könnte. Bezeichnend ist auch, daß die Klein sich von ihren Briefen nicht trennen konnte, trotz des gefährlichen Inhalts; es zeigt, wie sehr Liebe nicht nur im Handeln, sondern auch im Unterlassen die Überlegung zu trüben vermag.

Wie eine bescheidene Pflanze nimmt sich gegenüber diesen wildwuchernden Gewächsen einer überspannten Erotik oder erotischen Überspannung der einfache Liebesbrief aus. In der Literatur hat er einerseits durch den bekannten „Liebesbriefsteller“ einen zweifelhaften Ruhm erlangt, andererseits ist aber die Zahl der künstlerisch wertvollen Liebesbriefsammlungen eine sehr große. Diese Liebesbriefsammlungen und die ihnen verwandten Romane in Briefform sind zu gewissen Zeiten geradezu Mode gewesen; so besonders nachdem der klassische Briefroman *Goethes*, „*Werthers Leiden*“, im Anfang des 18. Jahrhunderts so viele Menschen erschütterte. Die Weltliteratur bewahrt eine sehr große Anzahl von Liebesbriefen auf, die hervorragende Männer mit Frauen gewechselt haben; sie geben uns Einblicke in die erotische Gefühlswelt des Menschengeschlechts, aber nur wenige sind in ihrer schlichten Schönheit so rührend wie die, in denen *Abälard* und *Heloise* schon im 12. Jahrhundert (um mich der Worte ihres trefflichen Herausgebers *W. Fred* – im Inselverlag 1911 – zu bedienen) „die erotischen Kräfte ihrer Naturen auf ihre Art ausströmen ließen“. Es gibt hierzu in der umfangreichen Briefliteratur der verschiedenen Völker vielleicht nur ein einziges Seitenstück: die vor kurzem erschienenen Briefe *Friedrichs* des Großen an seinen vormaligen Kammerdiener *Fredersdorf*, „herausgegeben und erschlossen von Johannes *Richter*“ (Verlagsanstalt Hermann Klemm, Berlin-Grünwald, 1926). Inwieweit hier ein bewußter oder unbewußter Eros die Feder *Friedrichs* führte, möge freilich angesichts der Schwierigkeit, Strittigkeit und Wichtigkeit dieser Frage hier unerörtert bleiben.

Die geschlechtlichen Ausdrucksformen, von denen bisher die Rede war, umfassen im wesentlichen die Muskulatur der oberen und mittleren Körperteile – bei den sprachlichen Liebesäußerungen die im Kopf und Hals gelegenen Organe der Sprach- und Stimmbildung, bei den schriftlichen die oberen Gliedmaßen. Bei dem dritten Beispiel der im Dienste der Geschlechtsannäherung stehenden Motorik (= Bewegtheit), dem Tanz, sind es vor allem die Beine, in die der von den Sinnen in die Seele gleitende Sexualstrom weiterläuft.

Jede Ausdrucksform hat neben ihrem allgemeinen ihr ganz persönliches Gepräge. Wie der Graphologe (von *γράφειν* = schreiben) aus der Schrift, so könnte ein geübter Choreologe (von *χορεία* = Tanz) aus dem Gang und den Tanzbewegungen jedes einzelnen Menschen weitgehende Rückschlüsse auf seinen Individualcharakter ziehen.

Um die hohe Bedeutung, welche der Tanz für das menschliche Liebesleben besitzt, den Lesern meiner „Geschlechtskunde“ klarzulegen, will ich im folgenden die wesentlichsten Stücke meines Vortrages wiedergeben, den ich auf dem Kongreß der Genossenschaft deutscher Tanzlehrer in Berlin am 6. April 1926 gehalten habe. Das mir gestellte Thema lautete:

Tanz und Sexualität.

Ich führte aus: Was Tanz ist, wissen wir alle; was er bedeutet, soll uns heute beschäftigen. Weniger scharf umgrenzt steht vor Ihnen der Begriff der Sexualität. Wir

übersetzen ihn am besten mit Geschlechtlichkeit. Erotik und Liebe besagen im Grunde dasselbe wie Geschlechtlichkeit und Sexualität, nur der gewohnheitsmäßige Gebrauch unterscheidet sie voneinander: Geschlechtlichkeit heißt bei den Naturforschern Sexualität, bei den Philosophen Erotik, bei den Dichtern Liebe. Es ist nötig, dies einleitend festzulegen, da sich viele falsche und schiefe Beurteilungen aus dem verschiedenen Verständnis der Worte erklären. So sagen manche: Gewiß, mit Liebe hat der Tanz etwas zu tun, auch noch mit Erotik, aber nicht mit Sexualität. Einige sind sogar sehr böse, wenn man Tanz und Geschlechtlichkeit in einem Atemzuge nennt. So sieht Frank Thieß darin eine „heimliche Beleidigung der Tanzkunst“, eine „lächerliche Unterstellung“, und *Traber-Amiel* spricht im gleichen Sinne von einer Verleumdung der Menschheit. Andere Schriftsteller sind vollkommen entgegengesetzter Meinung. So schreibt der Kulturhistoriker Eduard Fuchs in seiner „Illustrierten Sittengeschichte“ („Vom Mittelalter bis zur Gegenwart“; „drei Hauptbände“ und „drei Ergänzungsbände“ bei Albert Langen in München): „Der Tanz war und ist niemals etwas anderes als stilisierte Rhythmik, umgesetzte Erotik, Buhlen, Werben, Weigern, Versprechen und Erfüllen“, und Dr. *Leonhard* bemerkt in seiner vortrefflichen Arbeit über: „Die Entstehung und Geschichte des Tanzes“ (Geschlecht und Gesellschaft 5. Bd., S. 111): „Der Tanz des Menschen ist wie der des Tieres ein Requisit der Liebeswerbung“, und (S. 167): „Der Tanz dient wie in seinem Ursprung so auch heute noch dem Anreiz zur Liebe. Dem Geschlechtstriebe entsprungen, ist er ein Vorarbeiter zu dessen Erfüllung.“

Wer hat da recht? Man hat sich zu verschiedenen Zeiten in vielen Ländern bemüht, dem Tanz Einhalt zu tun. Man hat immer wieder gegen den „Tanzteufel“ gewettert. Es ist aber nie und nirgends gelungen, ihn zu unterdrücken. Wo es vorübergehend geschah, wie während des Weltkrieges, setzte unmittelbar nach den Verboten eine um so größere Tanzlust ein, als wollte man schleunigst das Versäumte nachholen. Man hat dann wohl, wie es in den letzten Jahren geschah, von „Tanzwut“ und „Tanzsucht“, von „Tanzepidemie“ und „Tanzpsychose“ gesprochen, ohne sich bewußt zu werden, daß es sich im letzten Grunde doch nur um einen Ausdruck verstärkter Lebensbejahung handelt im Gegensatz zu dem überstandenen Krieg und Tod, als den stärksten Formen der Lebensvernichtung und Lebensverneinung. Wir brauchen dabei nicht so weit zu gehen wie ein Schriftsteller, bei dem ich las, daß das unbewußt treibende Motiv der Tanzmanie bei uns nach dem Kriege ein erhöhter Zeugungswille sei, um den Verlust von zwei Millionen deutscher Männer wieder wettzumachen. Aber daß wir in der rhythmischen Körperbewegung des Tanzes eine der natürlichsten, unmittelbarsten Lebensäußerungen der Körperseele erblicken dürfen, steht außer Zweifel. Der Tanz ist der Ausdruck eines urwüchsigen, gesunden Dranges, überströmender Lebensfreude, zugleich die Gestaltung des eigenen Körpers zum Kunstwerk. Wenn Kunst Rhythmus ist, so ist der Tanz die körperseelische Urkunst, an die sich die andern, wie Musik, Bildnerei, Poesie, angeschlossen haben.

Man hat bisher kein Volk auf der Erde gefunden, dem der Tanz fremd ist, und auch zeitlich ist er, soweit die Überlieferung zurückreicht, nachweisbar. Dabei kommt es nicht darauf an, ob die Begleitung der Körperbewegungen mit gleichmäßigem Händeklatschen, monotonem Gesang, Schlagen zweier Hölzer aufeinander (die „Kastagnetten“ sind auch nichts anderes) geschieht, ob mit Schlagen auf dem Gong, der Trommel oder dem Tamburin, ob mit bloßem Aufstampfen der Beine oder mit den einschmeichelnden Weisen eines *Lanner*, *Strauß* und *Offenbach* oder mit der modernen Jazzmusik, in der so vielfach Anklänge an die Rhythmen wilder Völkerschaften wiederkehren. Man kann fast sagen, die Tanzmusik führt vom Gong zum Gong.

In der ziemlich umfangreichen Tanzliteratur ist die Frage aufgeworfen und ernsthaft erörtert, wie der Tanz entstanden sei, wann, wie und von wem er erfunden sei. Einige meinen, die ursprünglichste Form der Tänze wären die Kriegs- und Siegestänze gewesen, Freudentänze um den erschlagenen Feind oder Trauertänze. Andere haben die Ansicht vertreten, daß die Tanzbewegungen sich in Verbindung mit den rhythmischen Tönen entwickelt hätten, mit denen die Männer schwere körperliche Arbeiten begleiten, um sie sich zu erleichtern; wieder andere sind derselben Meinung wie *Traber-Amiel*, der schreibt: „Die ältesten ursprünglichen Tänze waren religiöse, also solche, vermittle derer der Mensch zu seinem Gott sprach.“ Die Tempeltänze, die heiligen Tänze, „der fromme Tanz“ (wie der Titel von Klaus *Manns* Jugendroman heißt) seien allmählich zu den profanen und erotischen „herabgesunken“. Man weist in diesem Zusammenhang, ohne sich an die Verwandtschaft religiöser und sexueller Verzückerung zu erinnern, auf die religiösen Tanzepidemien hin, die es im Mittelalter gegeben hat, wie die Sankt-Veits- und Johannistänze, die sich in manchen Gegenden, beispielsweise in der Rhein- und Moselgegend, zeitweise „wie eine Plage“ verbreiteten. Alt und jung wurden dann von der Schwarmgeisterei ergriffen, und zu Hunderten zogen Männer und Frauen von Ort zu Ort und tanzten auf Landstraßen und Märkten mit krampfartigen Zuckungen und Schüttelungen, bis ihnen der Schaum vor den Mund trat und sie wie ohnmächtig niedersanken.

Ich selbst habe noch vor dem Kriege die neuerdings unterdrückten tanzenden Derwische in der Türkei zu sehen Gelegenheit gehabt, die sich wild in immer schnellerem Wirbel drehten, johlend und schreiend, bis sie fast besinnungslos zu Boden fielen. Mit der wahren ursprünglichen Natur des Tanzes haben diese Exzesse wenig zu tun. Was sie mit dem natürlichen Tanz verbindet, ist nur die Ekstase, der Rausch.

Daß der Tanz von vornherein eine bestimmte Idee verkörpern wollte, wird einem Naturforscher, dem nicht auch hier unbewußte asketische Prüderie das Urteil beeinträchtigt, kaum einleuchtend sein, sehr viel wahrscheinlicher ist, daß der darstellende Tanz, wie die Tanzpantomime erst eine spätere Entwicklungsstufe ist, wobei gewisse Verdrängungen eine nicht untergeordnete Rolle spielen. Dies geht auch daraus hervor, daß es zunächst meist Unlustaffekte, wie Sehnsucht, Angst, Verlangen, Verzweiflung, Schreck, Grauen, Zorn, Schmerz, Trauer waren, die der darstellende Tanz zum Ausdruck brachte, ja vielfach jetzt noch bringt. Es ist durchaus fraglich, ob die geballte Form rhythmischer Körpergymnastik, wie sie uns gegenwärtig vielfach als Tanz auf der Bühne vorgeführt wird, nach der Urwesenheit des Tanzes noch diese Bezeichnung verdient.

Unseres Erachtens liegt der Ursprung des Tanzes wesentlich näher, als diejenigen annehmen, die ihn auf religiöse, kultische, kriegerische oder sonstige ideelle Gründe zurückführen wollen. Er hat sich unmittelbar aus dem Schritt entwickelt,

als natürliche Steigerung des Rhythmus und Taktes, der dem Marsch des Menschen ohnehin innewohnt. Diese rhythmische Bewegung erfährt durch zwei Umstände eine Förderung, einmal durch taktmäßige Begleitung: Jedermann weiß, wie sehr die einfachsten Melodien, Wanderlieder oder Marschmusik dem Menschen in die Glieder fahren und seine Bewegungen erleichtern, und zweitens durch die Lust am Leben überhaupt, von der beschwingt sich der Mensch gehoben fühlt und vor Freude hüpf.

Von diesem Emporschnellen der Körperseele bis zum Spitzentanz des Weibes und Sprungtanz des Mannes führt ein weiter, aber gerader Weg. Man kann sagen: Wer erregt ist, regt sich. Das Wort von *Groß*: „Es ist eine Qual, innerlich erregt äußerlich regungslos zu bleiben, und es ist eine Wonne, dem inneren Drange durch äußere Bewegung Luft zu machen“, ist für die Ableitung des Tanzes aus der menschlichen Sexualität sehr wesentlich.

Betrachten wir den Tanz als erotisches Phänomen genauer, so können wir nach verschiedenen Gesichtspunkten Unterscheidungen treffen. Zunächst stehen sich der eingeschlechtliche und der zweigeschlechtliche Tanz gegenüber. Dann unterscheiden wir

- a) die Reigentänze,
- b) die Einzeltänze,
- c) den Paartanz,

und dementsprechend die Tanzgruppe, den Solotänzer (und die Solotänzerin) und das Tanzpaar. Eine weitere Einteilung sind szenische Tänze und Gesellschaftstänze. Die szenischen Tänze wurden schon in ältesten Zeiten auf einer Bühne, im Theater oder bei Gastmälern aufgeführt; die Gesellschaftstänze in unserm Sinne waren dagegen im Altertum überhaupt noch nicht bekannt, sie entwickelten sich erst im Mittelalter (zunächst auf Kirmessen und im Karneval) als die Form des Tanzes, an der beide Geschlechter gleichmäßig teilnahmen, um weniger zur Unterhaltung der Zuschauer als vor allem zu ihrem eigenen Vergnügen paarweise zu tanzen.

Auf älteren pompejanischen Wandgemälden und etrusischen Vasen finden wir nur den Einzeltanz oder den eines sich an den Händen berührenden Paares dargestellt. Alte Überlieferungen, die sich im Dunkel der Vergangenheit verlieren, sprechen aber dafür, daß der Gruppentanz, und zwar der eingeschlechtliche, dieser Tanzweise vorausging. Auch heute noch ist er bei vielen Völkern vorherrschend.

An bestimmten Tagen des Jahres, namentlich zu Ostern, lebt er sich aus. Ich erinnere mich, wie ich ihn einst selbst in der Nähe der bulgarischen Hauptstadt Sofia an einem Osterfeste beobachten konnte. Ein Mann legt seinen gestreckten Arm über die Schulter des andern, einige wenige beginnen sich beim Gesang einfacher Melodien im Takte zu drehen, sie bewegen sich schneller und schneller, ein Körper nach dem andern schiebt sich zwischen die Tanzenden ein. Immer wilder und erregter wird die Bewegung, viele Dutzende Male wird der gleiche Text wiederholt, immer länger wird die Reihe, bis allmählich der Kreis zu groß wird und der Tanz sich verlangsamt. Dann bricht man ab,

geht auseinander, um nach einigen Minuten aufs neue eine Reihe zu bilden. Hie und da tanzt einer aus der Reihe, was eigentlich nicht sein soll, aber es wird ihm verziehen, wenn Rhythmik, Gestik und Mimik ihn vor den andern auszeichnen.

Diese Form, die ich hier sah, ist die schon in der Bibel erwähnte uralte Horra, die auch heute noch in Palästina am Passahfest getanzt wird wie vor Tausenden von Jahren. Reisende und Missionare haben gesagt: „Nichts Erotisches haftet der Horra an. Sie enthält nichts als Freude an der Bewegung und Kraft.“ Dies ist aber ein Irrtum, denn diese Gewährsmänner übersehen eins: die Zuschauer, die nämlich meist erregter sind als die Tänzer selbst; dies gilt nicht nur für die Tänze der Naturvölker, sondern ebenso für die Besucher der kunstvollen Ballette und der modernen Revue-tänze unserer Tage, in denen sich vor allem (beispielsweise beim Anblick der *Tiller-*, *Hoffmann-* und unzähligen anderen „girls“) der Beinfetischismus auslebt.

Schon Havelock *Ellis* schreibt: „Nicht nur das Tanzen selbst ist aufregend, sondern auch das bloße Zuschauen, und selbst bei den Wilden haben die Tänze ein Publikum, das sich beinahe ebenso leidenschaftlich erregt wie die Tänzer selbst.“ Und *E. Große* sagt in seinen „Anfängen der Kunst“ (Freiburg und Leipzig 1894, S. 215): „Am intensivsten und unmittelbarsten werden die Freuden natürlich von den Tänzern selbst empfunden. Allein die Lustgefühle, welche in den Darstellern flammen, strahlen auch auf die Zuschauer über; und außerdem haben die letzteren einen Genuß, welcher den ersteren versagt ist. Der Tänzer kann sich weder selbst noch seine Genossen betrachten; er kann sich nicht an dem Anblick der regelmäßigen Einzel- und Massenbewegungen erfreuen wie der Zuschauer. Der Tänzer fühlt den Tanz, aber er sieht ihn nicht, der Zuschauer fühlt den Tanz nicht, aber er sieht ihn. Auf der andern Seite wiederum wird der Tänzer durch das Bewußtsein entschädigt, daß er das Wohlgefallen und die Bewunderung seines Publikums auf sich zieht. Auf diese Weise geraten beide in eine leidenschaftliche Erregung. Sie berauschen sich in den Tönen und Bewegungen, die Begeisterung steigt immer mehr und schwillt am Ende zu einer wahren Wut, die nicht selten gewalttätig ausbricht.“ Bei überempfindlichen Personen werden durch das bloße Zuschauen Sexualempfindungen, ja Orgasmen ausgelöst (wie es ähnlich nach mir gewordenen Berichten nicht ganz selten auch beim Anblick ringender und boxender Kraftmenschen vorkommt). Zugleich entsteht aber auch aus der inneren Abwehr solcher Empfindungen eine Gegeneinstellung, die als Entrüstung, Ärgernis, Verfolgung zutage tritt.

Man kann in der Tat feststellen, daß die erotischen Empfindungen bei den Gruppen- und Einzeltänzern oft weniger ausgesprochen sind als bei den Zuschauern. Ein gutes Beispiel bieten dafür die Bauchtänze, die, wie mir eine Ärztin mitteilte, die lange in Gegenden lebte, in denen Bauchtänze Volkssitte sind, in ihrer Heimat keineswegs obszön (= unzünftig) empfunden werden. Meine Gewährsmännin schilderte mir die „prominenten“ (= hervorragenden) Bauchtänzerinnen als häufig geradezu keusche Persönlichkeiten, und auch die erotischen Gefühle, die sie in den Zuschauern auslösen, sind keineswegs von solcher Besonderheit und Stärke, daß sie die wiederholt

befürworteten und erlassenen Verbote des Bauchtanzes (so erst 1926 in einer Berliner Revue) sexualpsychologisch gerechtfertigt erscheinen lassen.

Ich selbst hatte Gelegenheit, den Einzeltanz und Bühnentanz in einigen ihrer weltberühmten Pflanzstätten zu studieren: in Moskau und Leningrad sowie in Andalusien, in Granada, Cordoba und vor allem Sevilla. Schon vor zweitausend Jahren wurden die spanischen Tanzmädchen bei den Römern geschätzt und — „geschmäh“t, wie aus Satiren *Juvenals* und Epigrammen *Martials* hervorgeht; namentlich die Tänzerinnen aus Gades, dem heutigen Cadix, waren berühmt. So schreibt *Martial* (Lib. V 78): „Lüsterne Dirnen aus dem zuchtlosen Gades werden die geilen Lenden immer von neuem wippen lassen in feilem Erzittern.“

Der Satz „Wer den Künstler will verstehn, muß in des Künstlers Lande gehn“, gilt auch von der Tanzkunst. Der spanische Tanz kann ganz nur an seiner Quelle erfaßt werden, dort, wo die Tänzerin oder der Tänzer sich und ihre Umgebung, begleitet von Kastagnetten, Händeklatschen und Olé-Rufen, immer stärker begeistern. Sehr richtig schreibt Eduard Foertsch in einem Artikel über die spanischen Tänzerinnen (im „Querschnitt“, Jahrgang 6, Heft 4): „Feuerblicke, Leidenschaft, Sinnlichkeit — — das ist das Bild, das man sich im Auslande von einer spanischen Tänzerin macht; zum großen Teil auch mit Recht: denn der spanische Tanz, nach innerem Wesen und Ausdrucksform, läßt sich vom Erotischen nicht trennen. Vielleicht noch im Geben, aber nicht im Nehmen . . . Die anfeuernden begeisterten Rufe der Zuschauer lassen darüber keinen Zweifel zu. Die meisten der Tänze von Paaren und Gruppen veranschaulichen wohl auch das Werben des Mannes um das Weib, die im Tanz ihre Reize offenbart und sich nach verführerischem Spiel ergibt. Wenn jetzt eine Schöne auf der Bühne tanzt, ist an Stelle des fehlenden männlichen Partners das Publikum getreten; und jedem der Besucher ist es anheimgestellt, sich auszumalen, daß ihm persönliches Locken und Fliehen und Hingeben zugedacht sei.“ Welcher Abstand zwischen dem spanischen und russischen Volks- und Bühnentanz und doch in wie inniger Verschmelzung bei beiden Musik und Plastik!

Um das wahre Wesen des Tanzes zu erkennen, muß man nicht nur bis zu den Naturvölkern hinabsteigen, sondern noch weiter zum Tanz der Tiere. Otto J. Bierbaums Tanzlied: „Der lustige Ehemann“, das mit den Worten schließt: „Ich dreh' mich wie ein Pfau“, trifft den Kernpunkt der Erscheinung: *die Lust, sich zur Schau zu stellen, der die Schaulust entspricht*. Über den Tanz der Tiere als Sexualhandlung zum Zwecke der Werbung und Lockung besteht eine ziemlich umfangreiche Literatur. Mein alter Freund Wilhelm Bölsche hat im dritten Bande seines „Liebeslebens in der Natur“ viel Feines darüber gesagt, auch Büchner in „Liebe und Liebesleben in der Tierwelt“ und Groß in den „Spielen der Tiere“. Schon früher äußerte sich über die Tanzvorführungen der Tiere im Liebesspiel Darwin und neuerdings Max von Boehn in seinem Buch „Der Tanz“. Alle sind sich darüber einig, daß auch bei den Tieren vielfach Tänze vorkommen. Gehen und Laufen wird in gesteigerter Erregung bei ihnen wie beim Menschen zum Hüpfen und Springen, zugleich entstehen taktmäßige Formen, Figuren und Reihen von oft erstaunlicher Kompliziertheit (= Verwicklung). Meist sind die Männchen derwerbende, die Weibchen der umworbene Teil. Das Männchen umhüpft und umkreist das Weibchen und sucht es durch schöne Bewegungen zu kirren, das Weibchen dreht sich und duckt sich, weicht zurück und ergibt sich.

Die Mücken tanzen in Schwärmen, die Bienen, Falter und Schmetterlinge führen sexuelle Freudentänze auf, die Schwalben und andere Zugvögel — „die Kraniche des Ibykus“ — bieten Fluchtänze dar von einer Ordnung und Regelmäßigkeit, die höchst bewunderungswürdig sind. Der Tauber umtanzt das Täubchen, die Kibitze zeigen regelrechte Kontertänze zu vierten (Quadrillen), das Füllen tanzt auf der Weide, und die Lämmlein vollführen förmliche Grotesktänze. Die tanzartigen Bewegungen der japanischen Tanzmäuse und Tanzratten sind bekannt. Havelock *Ellis* führt Beispiele von Spinnen-, Motten- und Schneckentänzen an. Und sein Landsmann, der hervorragende englische Naturforscher Alfred Russel *Wallace*, schreibt: „Zur Paarungszeit ist das männliche Tier in einem Zustand der Aufregung und voll von überquellender Energie. Selbst schmucklose Vögel schlagen mit den Flügeln oder spreizen sie, sträuben ihre Schwanz- oder Kopffedern empor und machen auf diese Weise der nervösen Erregung, mit welcher sie überladen sind, Luft.“ In einer alten zoologischen Zeitschrift („Zoologist“ XV, 1857, S. 672) heißt es: „Der verliebte Hund führt Bewegungen aus, die etwas Tanzartiges haben, besonders jener stelzbeinige Gang, den er auch dem Nebenbuhler gegenüber annimmt, jenes Aufstellen des Schwanzes, jenes Aufwerfen und Aufrechttragen des Kopfes gehört hierher.“

Kein Zweifel also, die Tiere tanzen. Ja wenn man es sich genau überlegt: ist nicht die Art, wie die Samenzellen das Ei umschwärmen, wie die schlanken Männchenkeime die runden Weibchenkeime umkreisen, ein Bewegungs- und Umwerbungs-spiel, das sehr wohl als tiefste Wurzel des Tanzes überhaupt gelten kann? Wer unbefangenen Auges, aber nachdenklich dem Gesellschaftstanz in einer Tanzgesellschaft zuschaut, kann nicht im Zweifel sein, daß der Tanz ein Liebesspiel in des Wortes ureigenster Bedeutung ist. Es wird „Liebe gespielt“. Die Ähnlichkeit ist so groß, daß man sich sogar im Tanz und der Liebe der gleichen Redewendungen bedient. Die Aufforderung zum Tanz stellt die Werbung dar, „er“ hält um ihre Hand an, die „sie“ ihm reicht, oder „er bekommt einen Korb“. Man sagt von einem Mädchen, „es bleibt sitzen“, wenn es nicht zur Hochzeit, aber auch, wenn es nicht zum Tanz geholt wird, ja in der Sprache mancher Naturvölker (zum Beispiel der nordamerikanischen Indianer) gibt es für Tanz und Geschlechtsverkehr nur ein einziges Wort („watche“). Auch der Ballstaat und Hochzeitsstaat sind verwandt: die Damen in hellen, die Herren in dunkeln Gewändern mit bezeichnenden Ausschnitten, bei den Damen oben, bei den Herren unten; befindet sich doch unter den vielen Kleidungsstücken, an denen Kirchenbehörden verschiedentlich Ärgernis nahmen, auch „der unzüchtig ausgeschnittene Frack“.

Mit dem erotischen Charakter des Tanzes stimmt überein, daß es meist jüngere, unverheiratete Mädchen und Männer sind, die sich ihm mit Leidenschaft hingeben. Der Tanz von Männern untereinander ist hauptsächlich dort verpönt, wo Gesetze vorhanden sind, die unserem § 175 entsprechen. Für natürlich empfindende Menschen hat es immer etwas leicht Gekünsteltes, wenn verheiratete Leute oder Personen, die schon ergraut sind, sich dem Tanze widmen — es sei denn, es handelt sich um sogenannte „Pflichttänze“, etwa „Fackeltänze“, wie sie die preußischen Minister — es ist noch gar nicht so lange her —

gelegentlich bei Hofe aufführten, oder gar um solche, die in das Gebiet gesundheitlicher Leibesübungen fallen. Verordneten doch im Sommer 1925 in Marienbad tatsächlich einige Ärzte ihren korpulenten (= beleibten) Patienten „täglich sechs Stunden Tanz“ als Entfettungskur, und man konnte demzufolge dort Paare erblicken, die mit einem Gesamtgewicht von fünf bis sechs Zentnern vormittags von 10 bis 12, nachmittags von 4 bis 6 und abends von 9 bis 11 ihre Tanzkur jeden Tag vorschriftsmäßig durchführten. In der Entwicklungslinie einer edlen Tanzkunst liegen solche Auswüchse, zu denen ich auch die „Rekordtänze“ zähle, nicht.

Höchstwahrscheinlich sind unsere modernen Tänze, bei denen der Herr sich mit der Dame, die er im Arme hält, im Kreise dreht, eigentlich nur als der Abschluß eines Liebesspiels aufzufassen, bei dem die vorangehenden Werbe- und Abwehrtouren allmählich aus Ungeduld und Bequemlichkeit fortgelassen wurden; so erwähnt schon *Schaller* („Das Spiel und die Spiele“, Weimar 1861, S. 219), daß der Walzer ursprünglich der Schluß eines komplizierten Tanzes gewesen sei, der „den Roman der Liebe, das Finden, das Fliehen, das scherzende Schmollen und Meiden und zuletzt den Jubel der Hochzeit darstellt“.

In der erotischen Geschichte des Tanzes bildet der Walzer (ursprünglich „Deutscher“ genannt) einen der bemerkenswertesten Einschnitte. Hier tanzte man zum ersten Male überhaupt nicht mehr einander gegenüber, sondern von vornherein in fester Umschlingung der Körper, also nicht mehr miteinander, wie in der Gavotte und im graziösen Menuett, sondern aneinander. Daraus erklärt sich die grenzenlose Empörung, die Europa ergriff, als sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Walzer mehr und mehr verbreitete.

Goethe lernte ihn als Straßburger Student, um ihn in „Werthers Leiden“ zu beschreiben („Lotte und Werther umschweben sich wie zwei Sphären“). *August Bürger* reimte Walzen auf Balzen, einer seiner Zeitgenossen nannte den Walzer „den Würger von Keuschheit und Moral“ und ein anderer „den Alliierten der Schwindsucht und des Todes“. Ein sehr bezeichnendes Gedicht aus damaliger Zeit aber, das den Dichter von *Rohr* zum Verfasser hat, beginnt mit den Worten:

„Was erblick' ich? Dieses wilde Schwingen,
Wo sich Mann und Mädchen dicht umschlingen,
Das, das wäre deutscher, deutscher Tanz?
Deutsches Volk! Gewöhnt an Edeltaten,
Groß im Kriege, groß in Lanzensaaten,
Deutsches Volk! Oh, dich verkenn' ich ganz.“

Nach längeren poetischen Zornausbrüchen ähnlicher Art schließt das als Zeitdokument bemerkenswerte Gedicht mit den Versen:

„Aber deutscher Mädchen sanfte Herzen,
Hoch sonst klopfend aus der Unschuld Scherzen,
Wie? Sie beben nicht mit scheuem Blick
Vor der wilden Walzer dichten Reihen,
Die des Tanzes Grazie entweihen,
Vor den wüsten Orgien zurück! —
Ach! Des Tanzes Muse steht von ferne,
Sie, die muntre Tänzer Reihn so gerne,
Gerne holde Tänzerinnen sieht;

Schweigend steht sie, und in düstren Blicken
Trüben Mißmut kehret sie den Rücken
Diesen wilden Tänzen und – entflieht.

Möchte sie doch bald uns wiederkehren,
Möchten wir auf ihre Stimme hören,
Die, indem sie flieht, uns noch ertönt:
Dann erst, wenn *bei sanften Reihentänzen*
Euch die Grazien mit Rosen kränzen,
Dann erst ist Terpsichore versöhnt!*

Wie weit diese „sittliche Entrüstung“ ging, lehrt auch folgendes: Als am 24. Dezember 1794 die beiden Prinzessinnenbräute von Mecklenburg, die spätere Königin Luise und ihre Schwester, den Walzer vorzuführen wagten auf einem Hofball im Berliner Schloß, war zwar der König entzückt, die Königin aber so entsetzt, daß sie ein Verbot des Walzers für den Berliner Hof durchsetzte, das bis zum Ende des Kaiserreichs fort dauerte.

Hier sei noch kurz ein er Auffassung gegenübergetreten, der man bei fast allen Völkern als Ausdruck völkischer Überhebung begegnet, es seien wohl die eigenen „bodenständigen“ Tänze züchtig, naiv und graziös, die fremden unzüchtig, raffiniert und ungraziös. Auch im neuen Rußland fand ich diese Anschauung vertreten. Gewiß ist der Tanz eine Volkskunst, aber es ist Selbsttäuschung, in dieser Hinsicht einen Unterschied zu machen zwischen dem ungarischen Tschardas und dem argentinischen Tango, der polnischen Mazurka und dem amerikanischen Charleston, zwischen dem französischen Cancan und dem bayrischen Schuhplattler mit seinem Emporschwingen der Mädchen, das um so gelungener gilt, je tiefer man unter die in die Höhe gewirbelten Röcke schauen kann.

Von solchen äußerlichen Volksunterschieden hängt der Begriff des Unzüchtigen im Tanz nicht ab, sondern davon, *inwieweit sein eigentliches Wesen als Liebesspiel gewahrt bleibt*; aus dem Symbol soll kein Surrogat, aus der Traum-, Wunsch- und Phantasievorstellung keine Erfüllung, aus der Zeremonie keine Orgie werden. Geschieht dies dennoch, dann ist es so, als ob man eine herrliche Blume, anstatt sich ihrer Zartheit und Schönheit, ihres Duftes und ihres Anblickes zu erfreuen, knickt und zerpflückt. Dies sagt nicht ein „Sittlichkeitsapostel“ und „Moralist“, sondern ein „Sexualforscher“ und „Sexualhygieniker“, und als solcher füge ich noch dieses hinzu: Der Tanz ist ein natürlicher Rauschzustand, eine natürliche Beseligung, da sind künstliche Rauschmittel (wie alkoholische Getränke) keinesfalls am Platze, die sich nur zu oft als Störer und Zerstörer seiner Wesenheit erwiesen haben. Einige Tanztheoretiker neuerer Zeit haben die Zukunft des Tanzes davon abhängig machen wollen, ob er sich mehr nach der sportlichen oder erotischen Seite entwickelt. Ich bin der Meinung, daß beide Entwicklungsmöglichkeiten sehr wohl nebeneinander hergehen können: das „energische Auftreten“ einer Mary Wigman schließt die zierliche Anmut einer Pavlova im „sterbenden Schwan“ und eines Nijinski im „Tod der Rose“ keineswegs aus, und auch die rhythmische Gymnastik im Sinne der Eurhythmie (von *εὖ* = schön und *ῥυθμός* = Takt) mit ihren unzähligen Schulen

(Laban, Loheland usw.) sowie der ideelle Tanz mit seinen unendlichen Ausdrucksmöglichkeiten und die Pflege des modernen Gesellschaftstanzes können sehr wohl nebeneinander bestehen.

Das Thema „Tanz und Sexualität“ ist mit dem, was ich hier anführte, keineswegs erschöpft, so ließe sich vieles über die engen Beziehungen zwischen Tanz und Prostitution sagen, die uralt sind — welche Gelegenheit wäre auch wohl für die Schau- stellung und damit Feilbietung des menschlichen Körpers bequemer als der Tanz? — und von jeher mit Recht erheblich dazu beitrugen, das Ansehen des Tanzes zu schmälern. Und auch über das Nackte im Tanz ließe sich in diesem Zusammenhange vieles anführen, von der Zeit, als noch das „fleischfarbene Trikot“, das mehr Erotik entfesselte als entfernte, unverbrüchliches Gesetz war, bis zu den Tagen, an denen unter einer Flut von Beschimpfungen die Barfußtänzerin Isadora Duncan zunächst die Füße entblößte. Wer hätte wohl damals, sowohl unter den Befürwortern dieses kühnen Schrittes (zu denen auch ich gehörte) als unter den Gegnern, annehmen können, daß ein Menschenalter später das fleischfarbene Trikot schon in der gleichen Rumpelkammer mit der Krinoline, dem Korsett und vielen anderen veralteten Bekleidungsstücken hängen und eine nach Millionen zählende Menschenmenge in der Rückkehr zum Nackten (im Sinne des hellenischen γυμνός = nackt und γυμναστικός = Körperübungen betreffend) in Gymnastik und Tanz nicht mehr „Unmoralisches“, sondern etwas Reines, Edles und Urgesundes, nicht Ungesundes erblicken würden.

Es ist nicht möglich, alle diese Einzelheiten zu erschöpfen, daher will ich meine Betrachtungen über Tanz und Sexualität mit einigen zusammenfassenden Leitsätzen schließen:

1. *Der Tanz soll dem Verkehr der Geschlechter, nicht dem Geschlechtsverkehr dienen.*
2. *Es werden mehr Ehen im Tanzsaal als im Himmel geschlossen; daher steckt in der Verfolgung des „Tanzteufels“ durch die „Gottesdiener“ viel unbe- wußter Konkurrenzneid.*
3. *Man soll nicht jemanden heiraten, mit dem man nicht gerne tanzt.*
4. *Der Tanz ist die natürlichste, älteste, freieste und seinem wahren Wesen nach edelste und gesundeste Form der Körperkultur.*
5. *Tanzverbote sind Eingriffe in menschliche Ur- und Naturrechte. Der Staat ist keine Gouvernante.*
6. *Wer am Tanz Ärgernis nimmt, ärgert sich mehr über sich als über andere.*
7. *Der Solotanz sagt: Ich, — der Gruppentanz: Wir, — der Paartanz: Du.*
8. *In einem noch fehlenden Buch über die Naturgeschichte (Biologie und Psychologie) des Tanzes sollte auch dem Nichttänzer ein Kapitel gewidmet sein. Meist zeigt sein Liebesleben Abweichungen von der Norm.*
9. *Tanz soll ein Suchen, keine Sucht sein.*

10. *Den Unterschied zwischen dem unverbesserlichen Pessimismus Schopenhauers und dem unverwüstlichen Optimismus Nietzsches kennzeichnet am besten der Zarathustraspruch Nietzsches: „Verloren sei der Tag, wo nicht einmal getanzt wurde!“*

11. *Der Tanz ist eine Huldigung der Seele für den Leib, die Liebe und das Leben.*

Bei allen Sexualhandlungen, und zwar sowohl bei denen, welche wir bereits besprochen haben, als bei denen, welchen wir nun unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen, ist von hohem Belang

die sexuelle Wechselseitigkeit.

Flirt, Umwerbung, Liebesspiel, alle Zärtlichkeiten, die keinen Widerhall finden, verflüchtigen sich ins Leere und rufen daher auch im Liebenden ein Gefühl der Leere, die höchst negative Unlustempfindung einer unerfüllten Sehnsucht, hervor. So wirkt „die kalte Frau“ auf viele Männer geradezu gorgonenhaft (= abschreckend; die drei Gorgonen: *Medusa*, *Euryale* und *Stheino* galten in der griechischen Mythologie als weibliche Schreckgespenster). Ihre Unempfindlichkeit hat schon unendlich oft in sonst glückliche Ehen einen beiderseitigen Zustand von Reizbarkeit gebracht, der Eheglück und Menschenglück vollkommen in ihr Gegenteil verwandelte. Je stärker die Liebe und die Liebesbezeugungen sind, um so mehr gilt es – von Ausnahmen abgesehen – als Regel, daß zum mindesten die Hoffnung besteht, daß die Zielstrebigkeit auch an das erstrebte Ziel gelangt.

In gewisser Beziehung kann alles, was dem Verkehr der Geschlechter dient, als vorbereitende Handlung für den Geschlechtsverkehr angesehen werden. Es gibt in der Tat auch Menschen, die das ganze Leben als eine Art coitus interruptus (= unterbrochener Geschlechtsverkehr) empfinden, es gibt aber auch verfeinerte Naturen – und sie bilden erfreulicherweise die große Mehrzahl –, die schon in leichteren Formen der Geschlechtsbeziehungen ihr Genüge finden, oft ohne sich dessen bewußt zu werden, daß die freudig gehobene Stimmung, die sich ihrer bemächtigt, wenn sie im Kreise sie-erotisch anziehender Menschen, in der Umgebung ihrer Fetische weilen, bereits ein Geschlechtsphänomen ist. Hüten wir uns dabei vor Übertreibungen, die vor allem darin bestehen, in jeder Handlung eine mehr oder weniger bewußte Geschlechtshandlung zu erblicken. Wenn es beispielsweise in einer psychoanalytischen Studie über *Lenaus* Liebesleben heißt: daß *Lenau* „in Violine, Gitarre und Harfe die Mutter erblickte, im Spielen auf diesen Instrumenten einen Geschlechtsakt“, so sehe ich in solchen Annahmen Verstiegheiten, mit denen ich nicht mitgehen kann.

In vielen Fällen geht der sexuelle Treppenreflex über die ersten Stufen weiter hinaus, steigert sich vom Blick der Augen zum Nachgehen, zum Plaudern, zum Streicheln der Haut und Haare, vom Kuß (den *Bölsche* als Übergang zwischen Distanzliebe und Mischliebe bezeichnet) zur Umarmung, zu allen erdenklichen Liebkosungen,

um schließlich in der körperlich-seelisch-geschlechtlichen Vereinigung des Koitus zu enden. Wir halten es für unsere Pflicht, auch

über den Koitus

in der „Geschlechtskunde“ das Wichtigste zu sagen, wohl bewußt, daß es sich hier um ein besonders heikles Gebiet handelt. Es ist einfach nicht wahr, wenn in einigen verwandten Lehrbüchern steht, „der Mechanismus des Beischlafs kann als bekannt vorausgesetzt werden“. Der oben (Seite 156) abgedruckte Brief und viele Zuschriften und vor allem viele mündliche Fragen beweisen das Gegenteil. Wir möchten sogar auf Grund unserer Erfahrung behaupten, daß die Unkenntnis der Technik des Koitus, die Überschätzung seiner Schwierigkeiten, beispielsweise während der Defloration, nicht ganz wenige Männer und Frauen vom Eingehen einer Ehe, vom normalen Geschlechtsverkehr überhaupt abhält. Herrscht doch über viele Einzelfragen, wie etwa die einzunehmende Stellung beim Koitus, seine naturgemäße Dauer und Häufigkeit sogar unter den Fachleuten noch nicht einmal Einigkeit, ja selbst die Frage in dem Briefe des obigen Ingenieurs, ob und welche Bewegungen gemacht werden müssen, ist nicht so naiv, wie sie vielen zunächst erscheinen dürfte; gibt es doch eine Begattungsmethode, die man als

„K a r e z z a“

oder *Zugaßents* Entdeckung bezeichnet, die darin besteht, daß der Mann lediglich sein Organ in das Weib einführt und darin möglichst lange ohne Bewegungen liegen läßt. Diese Methode wird besonders von der amerikanischen Frauenärztin Dr. Alice *Stockham* in Chicago (in ihrem Buch „Die Reformehe“, das ein Seitenstück ist zu *Buttenstedts* später zu besprechender „Glücksehe“) empfohlen, aber auch von unserem holländischen Freunde *Rütgers* in seinem Buch „Das Sexualleben in seiner biologischen Bedeutung“ (bei R. A. Giesecke, Dresden). Da es hierbei vielfach nicht zum Erguß kommt, auch nicht dazu kommen soll, hat man diese „Übung“ auch als Vorbeugungsmittel der Empfängnis herangezogen, doch scheint sie mir als solche höchst unzuverlässig zu sein; dies geht auch daraus hervor, daß *Rütgers* den Rat erteilt, „bei diesem anhaltenden Schwelgen in Wollust namentlich während der Verlobungszeit sicherheitshalber ein Präservativ anzuwenden“.

Über das Verfahren selbst urteilt *Rütgers*: „Die Karezzamethode ist auch wissenschaftlich deshalb so wichtig, weil sie den Beweis liefert, daß auch dann, wenn die Frau gar keinen abrupten (= jähen) Gipfelpunkt ihrer Ekstase erlebt, die Begattung dennoch als etwas höchst Entzückendes von ihr empfunden werden kann.“ Alice *Stockham* selbst schreibt, daß die, „welche die neue Form des Geschlechtsverkehrs“ ausüben, versichern, daß sie davon den höchsten Genuß, der überhaupt möglich ist, haben, keinen Kraftverlust erleiden und den Befruchtungsvorgang mit absoluter Sicherheit beherrschen können. Neuerdings hat die englische Ärztin Frau Dr. *Stopes* sich über „Karezza“ in ihrem Buche „Das Liebesleben in der Ehe“ (bei O. Füssli in Zürich, 1925) wie folgt geäußert: „Während in den meisten Ehen der Mann sich Zwang auferlegen muß, um sich dem weniger häufig auftretenden Verlangen des Weibes anzupassen, gibt es auch solche Ehen, in denen der

Mann so wenig sexuell veranlagt ist, daß er ohne Schädigung seiner Gesundheit nur selten den Liebesakt ausüben kann. Ist ein solcher Mann mit einer Frau vermählt, die ein ungewöhnlich sinnliches Temperament ererbt hat, so wird er entweder durch so viele Vereinigungen leiden oder durch ihre Verweigerung die Frau leidend machen. Solchen Eheleuten mag die Methode, welche Dr. A. *Stockham* in ihrem jetzt vergriffenen Buche „Karezza“ empfohlen hat, Gesundheit und die ersehnte Beruhigung bringen; dem Manne wird dadurch die Lebenskraft erhalten, der Frau ein Gefühl der Befriedigung und Nervenentspannung verschafft, deren sie bedarf.* Dazu macht die Verfasserin (auf Seite 165) folgende Anmerkung: „Karezza ist im wesentlichen eine vom Manne ausgeübte Zurückhaltung der Ejakulation. Wenn die beiderseitige Leidenschaft geweckt ist, soll in der Liebesumarmung der Mann nicht durch Bewegungen und ähnliches mehr die Erregung steigern, sondern versuchen, körperlich und geistig vollkommen zur Ruhe zu kommen. Das kann geschehen durch Unterlassung jeder körperlichen Bewegung und durch Konzentrierung der Gedanken auf die geistige Persönlichkeit der Geliebten. Meiner Meinung nach dürfte der kräftige, phantasiearme Durchschnittsengländer aus einer solchen Vereinigung wenig Befriedigung schöpfen; hingegen mögen künstlerisch veranlagte, sehr sensitive Menschen mit einer mittleren oder geringeren Vitalität diese Methode mit Erfolg versuchen. Ich habe von manchen Ehepaaren gehört, daß sowohl der Mann wie die Frau dabei eine sehr wohltuende Beruhigung ihrer Nerven und eine Steigerung des romantischen Liebesglücks gefunden haben. Extreme Vorkämpfer dieser Richtung gehen so weit, unter allen Umständen die Ejakulation zu verhindern; andere üben sie nur aus, um die Zeiträume zwischen den Ejakulationen zu verlängern. Diejenigen, welche vom Manne eine solche Selbstbeherrschung fordern, behaupten, daß es in der Macht des Mannes liege, durch seinen Willen und die Kraft seines Denkens eine Funktion in seine Gewalt zu bekommen, die bisher immer als rein körperlich und fast als unwillkürlich betrachtet wurde. Doch haben, wie man hört, ganze Gemeinschaften diese Methode mit Erfolg und ohne Schädigung ihrer Gesundheit geübt; immerhin weiß ich nur von wenigen Engländern, die sie versucht haben. Von manchen religiösen Personen und Gemeinschaften wird sie als die höchste Form der Selbstbeherrschung betrachtet.“

Ich möchte meinen, daß die Unterdrückung der Koitusbewegungen beim Koitus nicht nur an das Nervensystem des Durchschnittsengländers, sondern des Durchschnittsmenschen überhaupt Anforderungen stellt, die auf die Dauer nicht erfüllt werden können, wenigstens nicht, ohne daß mit dem Eintreten sexueller Neurasthenie gerechnet werden muß. Die Karezza dürfte sich in dieser Hinsicht kaum wesentlich von dem „coitus interruptus“ unterscheiden, von dem weiter unten die Rede sein wird.

Daß keineswegs die Wortführer aller Kulturvölker der Beschreibung des Koitus so weit aus dem Wege gingen wie die unserer Zeit, beweist das Schrifttum der Vergangenheit, wie die „Ars amandi“ *Vergils* und der indische „Kamasutram“ des *Vatsyayana*. Hier findet sich eine bis ins einzelne gehende Schilderung der Koitusarten, von denen der indische Verfasser nicht weniger als vierundsechzig beschreibt, um dann seine Übersicht mit den Worten zu schließen: „Soweit nur reicht das Gebiet der Lehrbücher, als die Menschen nur mäßige Erregung spüren, wenn aber das Rad der Wollust in Gang gekommen ist, dann gibt es kein Lehrbuch und keine Reihenfolge mehr.“

Im allgemeinen ist es Sitte, daß der Mensch den Koitus innerhalb seiner Behausung und hier im Bett („Ehe“-Bett) vollzieht. Bei Ausdrücken wie Beiwohnung,

Beischlaf schwingt diese Vorstellung im Unterbewußten mit. Doch gibt es nicht wenige Menschen, die sich anderer Stätten bedienen (die aufzuzählen überflüssig scheint), sei es entgegen ihrer Neigung aus dem Zwang der Verhältnisse oder aus Neigung; dies sind auch solche, die aus einem gewissen Naturgefühl heraus (vielleicht atavistischen Ursprungs) den Koitus im Freien vorziehen (schon mancher zog sich deshalb eine Verurteilung „wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses“ zu). Wir kennen sogar ganze Volksstämme, bei denen es noch gegenwärtig gebräuchlich ist, sich zur Vollziehung des Geschlechtsverkehrs aus der Hütte in den Wald zu begeben; so gilt es nach der uralten Sitte der Alfuren – der Ureinwohner von Celebes und den Molukken – noch heute als schwere Verunreinigung der Hütte, wenn in ihr und nicht im Walde oder auf dem Felde die geschlechtliche Vereinigung vorgenommen wird.

Im Gegensatz zu diesen Naturvölkern sehen die meisten Kulturvölker jeden außerhalb des Ehebetts vorgenommenen Koitus als verwerflich an. Sprachlich erkennen wir dies deutlich an dem Ursprung verächtlicher Bezeichnungen für illegitime (= ungesetzmäßige, das heißt nicht in gesetzmäßiger Ehe erzeugte) Kinder, wie „Bankert“, was ein nicht im Bett, sondern auf einer Bank, und „Bastard“ von *bastum* = Sattel, was ein nicht daheim, sondern ein unterwegs vom Sattel aus erzeugtes Kind bedeutet.

An dieser Stelle möge auch eindringlich darauf hingewiesen werden, daß die Eltern nicht im Beisein ihrer kleinen Kinder den Koitus vollziehen sollen. Bei den vielfach so ungünstigen Wohnungsverhältnissen ist es ja in weiten Kreisen der Bevölkerung üblich, daß die Eltern mit den Kindern das Schlafzimmer teilen. Wenn die Kinder dann zu schlafen scheinen, tragen die meisten Eltern kein Bedenken, den Geschlechtsakt auszuüben. Sie denken, bis zu fünf Jahren hätte das Kind noch kein Verständnis und keine Einsicht in das Geschlechtsleben und würde nicht darauf achten, was die Eltern miteinander tun. Solche Überlegungen lassen den Wunsch als Vater des Gedankens erkennen, entsprechen aber nicht den Tatsachen. Gerade weil die Kinder nicht verstehen, was bei den Eltern vorgeht, sind sie besonders darauf bedacht, das Nichtverstandene eingehend zu verfolgen und in ihrer Phantasie mit den unsinnigsten Erklärungen zu versehen (etwa, der Vater unterdrücke gewaltsam die Mutter). Das Kind hat dabei gewöhnlich schon so viel gelernt, daß es möglichst viel beobachten kann, wenn es sich selbst recht ruhig verhält und schlafend stellt. Außerdem ist die Aufmerksamkeit der Eltern zwar vielleicht noch im Anfang der Beischlafshandlung mit auf das Kind gerichtet, dagegen nicht mehr in dem Höhepunkt des Aktes. Da die Eltern im gegebenen Falle nicht einmal bloß ausnahmsweise, sondern gewohnheitsmäßig im Beisein der Kinder den Koitus zu vollziehen pflegen, so wird die Wahrscheinlichkeit, daß das Kind gelegentlich darauf aufmerksam wird, zur Gewißheit. Sind die Kinder aber erst einmal darauf aufmerksam geworden, so verstehen sie es gut, ihrer angeregten Neugier zur Befriedigung zu verhelfen, um so mehr, wenn sie wahrnehmen, daß sie das, was die Eltern tun, eigentlich nicht sehen sollen. Es kommt vor, daß solche Kinder sich sträuben und schreien, wenn sie in einem andern Zimmer schlafen sollen und sich erst beruhigen lassen, wenn ihnen wieder gestattet wird, im Zimmer der Eltern zu schlafen. Man glaube nur nicht, daß die bloße Angst vor dem Alleinsein die Ursache ist, wenn ein Kind durchaus in das elterliche Schlafzimmer will, sondern meist spricht eine starke Neugier für das mit, was die Eltern im Schlafzimmer zu tun pflegen. Derartige Kinder, die meist eine früh erwachende, aber noch unklare Sexualität haben,

neigen auch sonst dazu, durch angsterfüllte Szenen das zu erzwingen, was man ihnen versagen will. In dem Material unserer Fragebogen findet sich sehr häufig die Angabe, daß die erste sexuelle Wahrnehmung „der Beischlaf der Eltern“ gewesen sei. Eine besondere Bedeutung messen *Freud* und seine Schule diesem Kindheitserlebnis bei. Die Beobachtung des elterlichen Beischlafes wird als grundsätzlich bedeutungsvoll für das Erwachen der kindlichen Sexualität gehalten und daher

„Urszene“

genannt. Diese Urszene soll nach der psychoanalytischen Auffassung die früher geschilderte Ödipus-Situation einleiten, die Sachlage, bei der das Kind in seiner bereits vorhandenen Sexualität zu den Eltern Stellung nimmt: der Knabe will nach dieser Auffassung den Vater beseitigen, um selbst die Mutter zu besitzen, das Mädchen umgekehrt. Das Ankämpfen gegen diese Triebregungen wird als erste große Verdrängungstätigkeit angesehen, die für die weitere Sexualentwicklung des Kindes von entscheidender Bedeutung sei, und aus der der „Ödipus-Komplex“ hervorgeht. Auch für die Erklärung der von der Freudschen Schule als „Kastrationskomplex“ bezeichneten Minderwertigkeits- und Verschuldungsgefühle in körperlicher, seelischer, geschlechtlicher oder auch bloß materieller Hinsicht hat man die Urszene herangezogen — die penislose Mutter sei gewissermaßen kastriert, aber auch der Vater werde es durch den Koitus, bei dem sein Organ im Leibe der Mutter verschwindet. Wir sehen in diesen Erklärungen viel Gemachtes, Gekünsteltes und vor allem Unbewiesenes, wollen aber nicht verkennen, daß die kindliche Phantasie durch die Beobachtung des elterlichen Geschlechtsverkehrs oft in abenteuerliche und nicht unbedenkliche Bahnen gelenkt wird, und daß dadurch in vielen Fällen ein früheres Erwachen der Sexualität, als für die Entwicklung gut ist, hervorgerufen wird. Die Ursachen tauchen unter, aber die Folgen erhalten sich im Seelenleben.

Wie im Urzustand ist auch jetzt noch bei den meisten Naturvölkern die Nacktheit im Geschlechtsverkehr die Regel, die aber auch von vielen auf höherer Kulturstufe stehenden Völkern und Menschen noch jetzt (und nicht mit Unrecht) als natürlicher und reiner angesehen wird. Dagegen wird es selbst dem vorurteilsfreiesten Menschen kaum noch verständlich sein, daß ein so intimer Akt wie der Koitus einst ohne Scheu öffentlich ausgeübt wurde. Nach *Herodot* verbargen viele Völker des Altertums in Afrika, Indien, im Kaukasus den Geschlechtsverkehr nicht, sondern koitierten wie die Tiere in jeder Gesellschaft. Von dem bekannten Nomadenvolk der Massageten erzählt *Herodot*: „So oft einem Manne nach einem Weibe gelüftet, hängt er seinen Köcher vorn an den Wagen und wohnt dem Weibe unbesorgt bei. Der Beischlaf wird offen ausgeübt.“ Auch in der Bibel findet sich der öffentliche Beischlaf erwähnt, als *Absalon* mit den Kebsweibern (Nebenfrauen) des Königs *David* vor allem Volk auf dem Dach seines Hauses den Geschlechtsakt vornimmt, um damit die Übernahme der Herrschaft über sie auszudrücken. Noch in dem ersten christlichen Jahrhundert übte die Sekte der Adamiter den Geschlechtsverkehr bei Tage und öffentlich aus, „da, was im Dunkeln recht wäre, im Hellen nicht unrecht sein dürfte“. Dasselbe wird auch von der Sekte der Turlupins im vierzehnten Jahrhundert in Frankreich berichtet. Hierher gehört auch die noch im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts weit verbreitete Sitte des öffentlichen Beilagers bei fürstlichen und später auch bei bürger-

lichen Hochzeiten, von dem ein mehrfach (zuerst wohl von Eduard *Fuchs*) veröffentlichter Kupferstich von *Picart* (entstanden um das Jahr 1720) eine anschauliche Vorstellung gibt.

Bevor wir uns nun der Beschreibung des Koitus im einzelnen zuwenden, auch noch über ihn einige sprachliche Vorbemerkungen. Wir bezeichnen in unserm Buche den Geschlechtsverkehr fast durchgängig als „Koitus“ und würden es für gut befinden, wenn dieser internationale, auch jetzt schon in Laienkreisen viel gebrauchte Ausdruck mit seinen Ableitungen (wie „koitieren“) die synonymen (= dasselbe meinenden) Wortbildungen wie congressus, Kohabitation, concubitus, Kopulation, Konjugation, Beischlaf, Beiwohnung, Beilager, Begattung usw.) allmählich aus der Literatur verdrängen würde. Koitus setzt sich zusammen aus con = zusammen und ire = gehen, bedürfte also zur genauen Begriffsbestimmung eigentlich noch des Zusatzes sexualis, und legt durch die Verwendung von ire = gehen sogar die Vermutung nahe, daß es sich ursprünglich auf einen Geschlechtsverkehr bezieht, der nicht in wagerecht liegender, sondern in aufrechter Stellung vorgenommen wurde. Doch hat der kurze, prägnante, fast schon überall eingeführte Ausdruck vor anderen selteneren und unbestimmteren so viel voraus, daß sein Gebrauch als lateinisches Fremdwort für das, was jetzt allgemein darunter verstanden wird, dem internationalen Sprachschatz einverleibt werden sollte. Von congressus (congregere = zusammenkommen), was dasselbe wie coitus besagt, sollte man schon mit Rücksicht auf die Zusammenkünfte, die denselben Namen führen – die Kongresse – absehen. Kohabitation von cohabitare = zusammenwohnen und concubitus von concumbere = zusammenliegen („Konkubine“) entsprechen dem deutschen „Beiwohnung“ und „Beilager“; sie drücken damit zwar etwas Wesentliches aus, nach dem jetzigen Sprachgebrauch aber doch nicht das, worauf es begrifflich ankommt. Am meisten spräche noch für den Ausdruck Kopulation = Paarung (von copulare = vereinigen), und wir hätten auch gegen ihn nichts einzuwenden, es sei denn, man stieße sich daran, daß man ihn bisher fast nur in der Zoologie und Botanik findet, um (wie Konjugation – von conjungere = verbinden) die geschlechtliche Vereinigung von Tieren (und Pflanzen) zu bezeichnen. Unrichtig angewandt wird vielfach der Terminus (= Begriffsbestimmung, eigentlich Umgrenzung, von *τέρμα* = Ende, Grenze) „copula“, was in der Zoologie nicht die Verbindung, sondern das Verbindungsprodukt zweier Keime bedeutet.

Zunächst einiges über die Körperhaltung beim Koitus. Hier ist vor allem daran zu erinnern, daß die Menschen die einzigen Geschöpfe sind, die den Koitus Leib an Leib vollziehen. Es dürfte kaum zweifelhaft sein, daß diese Sonderstellung, die der Mensch im doppelten Sinne des Wortes beim Koitus einnimmt, mit seiner aufrechten Haltung zusammenhängt. Er fühlt sich durch die Vorderseite der ihn anziehenden Person gereizt und sucht aus dieser unmittelbaren Reizquelle durch wechselseitige Berührungen der erogenen Zonen, Umschlingungen und immer stärkere Liebkosungen des begehrten Körpers Lust zu schöpfen. Dieser Geschlechtsverkehr mit der Frontalseite („Front“ = Vorderseite leitet sich vom lat. frons = Stirn ab) wird von den meisten Menschen als so selbstverständlich empfunden, daß er nicht nur im Verkehr zwischen Personen verschiedenen, sondern auch zwischen denen gleichen Geschlechts entgegen allen volkstümlich-abergläubischen Vorstellungen bei weitem die Regel ist; selbst von fetten, ungeschickten und verängstigten Personen, die mit dieser Form technisch oft schwer zu Rande kommen, wird der Frontalkoitus instinktiv als die *natürlichste* Form empfunden.

Eine andere Frage ist freilich, ob er dies tatsächlich ist, zum mindesten immer war. Wenig will es besagen, daß, wie die Völkerkunde berichtet, auch gegenwärtig noch manche Naturvölker, beispielsweise die Eskimos, den Geschlechtsakt „nach Art der Vierfüßer das Weib besteigend“ vollziehen. Von untergeordneter Bedeutung scheint mir auch, daß eine vor mehreren hunderttausend Jahren angefertigte Koituszeichnung, die man auf einem Kalksteinblock in der französischen Dordogne gefunden hat – bisher der älteste und einzige Fund dieser Art aus der vorgeschichtlichen Menschheitsepoche –, eine Darstellung zeigt, die wesentlich von der jetzt üblichen Verkehrsform abweicht. Man sieht hier einen Mann auf dem Boden liegen, über dessen Geschlechtsorgan ein Weib hockt. Nichts spricht dafür, daß die Menschen damals im allgemeinen so koitiert haben, es kann sich sehr wohl um die Einzeldarstellung einer Koitus-Abart gehandelt haben, wie sie auch jetzt noch gelegentlich, namentlich von männlich gearteten Frauen vorgenommen wird: die Inkubusstellung einer Frau, der auf männlicher Seite die Sukkubusstellung entspricht.

Beachtenswerter, wenn auch keineswegs durchschlagend, sind die Hinweise auf die Tierwelt. Im Gegensatz zum Menschen verkehren fast alle Säugetiere in der Weise, daß der männliche Partner den weiblichen von rückwärts besteigt und, sobald er Halt gewonnen hat, sein Membrum (= Glied) in die bei dieser Stellung äußerst bequem zugängliche, sichtbare und meist etwas klaffende Vagina einführt. Es wird nun von einigen behauptet und mit Gründen belegt, die eine gewisse Berechtigung zu haben scheinen, daß diese Form „ritu bestiarum“ oder „modo pecudum“ (= nach Art der Tiere) auch für den Menschen die natürlichere Form sei und dem genitalen und allgemeinen Körperbau beider Geschlechter am besten entspräche.

Einige Zeit vor dem Kriege erschien in recht gelehrtem Gewande die Schrift eines Arztes namens Ernst Klotz, „Das Welträtsel Mensch in alter und neuer Forschung“ (jetzt bei R. A. Giesecke in Dresden), der viele Beweise dafür beizubringen suchte, daß die Menschen „falsch koitieren“, sogar die Länge der weiblichen Haare, an denen sich die Männer ursprünglich festgehalten hätten, wurde „herangezogen“. Klotz geht in seinen Darlegungen von der Anschauung aus, daß auch die aufrechte Haltung des Menschen eigentlich naturwidrig und organwidrig sei. Die entsprechende und natürliche Gangart, meint er, sei nicht die aufrechte zweifüßige, sondern die wagerechte vierfüßige; diese Auffassung wird von ihm teils mit anatomischen Hinweisen auf die grundsätzliche Gleichartigkeit der Organbildung bei Menschen und Vierfüßlern begründet – er glaubt, daß viele krankhafte Störungen innerer Organe, besonders der Lunge und der Verdauungsorgane, namentlich die häufigen Senkungsbeschwerden mit der „falschen aufrechten Haltung“ zusammenhängen – teils sieht er auch in normalen Vorgängen einen Beweis für seine Idee; so ließe die Gewohnheit des Armependelns beim Gehen, wobei sich Arme und Beine zueinander in dem gleichen Rhythmus bewegen wie die vier Beine beim Gang des Vierfüßlers, noch jetzt die eigentliche naturgegebene tierische Gangart des Menschen erkennen. Aus diesem Gedankengang kommt Klotz nun auch zu der Ansicht, daß für den Geschlechtsverkehr des Menschen die tierische Verkehrsart ebenfalls die natürlichere, zweckmäßigere und günstigere sei. Er empfiehlt dem Menschen geradezu, den Koitus nach Art der Tiere vorzunehmen, indem der weibliche Partner Hockstellung einnimmt, den Rücken nach oben gerichtet, den Körper auf Arme und Knie gestützt, während der männliche Partner die

Frau von oben und hinten umfassen und so – seinen Leib an ihrem Rücken – das Glied von hinten her zwischen den Beinen in die Vagina einführen soll. Als weitere Begründung führt er für seine Annahme an, daß nur auf diese Weise das Glied genau in der Richtung der Scheidenachse eingeführt werden kann, und die Gebärmutter mit ihrer Achse genau in der Verlängerung der Scheidenachse zu liegen käme, so daß der Samenstrahl so am unmittelbarsten den Muttermund treffen kann. *Kloß* glaubt sogar, daß auch vom eugenischen Standpunkt die von ihm vorgeschlagene Koitusform den Vorzug verdiene, weil bei ihr eine Befruchtung durch hochwertige Samenzellen wahrscheinlicher wäre, als wenn durch die Samenausstoßung in ungünstiger Lage die meisten Samenzellen gar nicht den Weg in die Gebärmutter finden. Er behauptet auch, daß die jetzt so häufigen Lageveränderungen (Senkungen, Knickungen) der weiblichen Fortpflanzungsorgane bei dieser Verkehrsart seltener auftreten würden.

Sicherlich enthalten die *Klotz*schen Ausführungen viele Übertreibungen und Unmöglichkeiten, vor allem wird es, selbst bei noch so geistvoller und tiefer Begründung niemals gelingen, die Menschen nach der zweibeinigen Kulturentwicklung vieler hunderttausend Jahre wieder zur Vierbeinigkeit zurückzuführen. Dennoch ist aber auch in dieser Theorie wie in den meisten ein kleines Körnchen Wahrheit verborgen, wenn auch hier nur entwicklungsgeschichtlich; aber selbst wenn wir uns auf den entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt stellen, wer möchte behaupten, daß der Embryo der natürlichste Zustand des Menschen sei, weil es der ist, von dem der Mensch in seiner Entwicklung seinen Ausgang nahm? Andererseits lehrt die Spezialpraxis, daß es Männer in nicht geringer Zahl gibt, die instinktiv dem Coitus a tergo (= vom Rücken her) vor der üblichen Form den Vorzug geben, wobei meist unbewußt fetischistische Regungen – oft bis zur Stärke von Zwangsvorstellungen – im Spiele sind.

Hiervon abgesehen aber gelingt es auch vielen Menschen (und dies scheint uns bei Erörterung dieser Frage das wichtigste zu sein) noch am leichtesten, auf diese Weise einen beiderseits befriedigenden Koitus zu erzielen. Ich habe wiederholt Ehepaaren, die verzweifelt zu mir kamen, weil sie nicht mit dem Koitus zurechtkommen konnten, geraten, zunächst in dieser Stellung die Defloration vorzunehmen und mit diesem Vorschlage Erfolge erzielt. Im Widerstreit zwischen falscher Scham und ehelichem Glück sollte die Entscheidung nicht schwer fallen.

Nicht einverstanden kann ich mich damit erklären, daß von einigen dem Coitus a tergo während der Schwangerschaft das Wort geredet wird, in der ersten Hälfte als der die Frucht in ihrer Entwicklung am wenigsten störenden, in der zweiten Hälfte als der bequemer Form. Ich verweise in dieser Beziehung auf das, was an anderer Stelle über den Koitus mit Schwangeren gesagt werden soll – auch die Empfehlung dieser Verkehrsweise mit Frauen, die sich während der Ehe als „invers“ (= gleichgeschlechtlich veranlagt) herausstellen, dürfte schwerlich das Ziel erreichen, den seelisch bedingten Widerstand zu brechen, dagegen hat sich der Tergalkoitus bei Fettsucht des Mannes und des Weibes, bei leichteren Unterleibsstörungen der Frau, auch bei Neigung zum Vaginismus (= Scheidenkrampf) oft als guter Ausweg bewährt

und sollte auch bei anderen Fällen, in denen aus körperlichen und seelischen Gründen die gewöhnliche Verkehrsart Schwierigkeiten bereitet, selbst bei Ejaculatio praecox (= vorzeitiger Samenerguß) nicht unversucht bleiben.

Sachlich völlig unbegründet sind jedenfalls die Bedenken und Verbote, die man von theologischer Seite gegen diese „tierische“ Form des Koitus als Sünde erhoben hat. So findet sich in *Craissons* „De rebus venereis ad usum confessoriorum“ (= Über Geschlechtsfragen zum Gebrauch für Beichtväter) folgende Stelle: „Situs naturalis est ut mulier sit succuba et vir incubus, hic enim modus aptior est effusioni seminis virilis et receptioni in vas femineum ad prolem procreandum. Unde si coitus aliter fiat, nempe sedendo, stando, de latere, vel praepostere (more pecudum) vel si vir sit succubus et mulier incubus, innaturalis est . . . quandoque, ait S. Thomas, *sine peccato* esse potest quando dispositio corporis alium modum non patitur“ (zu deutsch: Die natürliche Lage ist die, daß der Mann oben und die Frau unten liegt; dies ist auch die passendste Form für den Erguß des männlichen Samens und seine Aufnahme in das Gefäß des Weibes zur Hervorbringung von Nachkommenschaft. Wenn der Koitus anders vorgenommen wird, sei es im Sitzen, im Stehen von der Seite, von hinten (nach Art der Tiere) oder so, daß sich die Frau oben und der Mann unten befindet, so ist dies unnatürlich . . . und kann, wie der Heilige Thomas sagt, nur dann „sine peccato“ (ohne daß es sündhaft ist) geschehen, wenn der körperliche Zustand („dispositio corporis“) eine andere Form nicht gestattet. Dieses letzte einschränkende „wenn nicht“ zeigt, daß die Kirche auch hier ein Toleranztürchen offen läßt.

Einen Beweis, warum selbst unter den die Fortpflanzung ermöglichenden Formen des Geschlechtsverkehrs die eine Form sündhaft sein soll, die andere nicht, bleibt die Moraltheologie schuldig. Es scheint uns, als ob auch in dieser wie in den meisten sexualwissenschaftlichen Fragen *Mohammed* vernünftiger und menschlicher urteilt als die christlichen Moraltheologen, wenn er nämlich in der zweiten Sure des Korans (Vers 223) den Satz oder richtiger die Satzung prägt: „*Die Weiber sind Euer Acker, kommet in Euren Acker, von wannen Ihr wollt.*“ *Mohammed* wandte sich bei dieser Gelegenheit auch gegen den also schon damals vorhandenen Glauben, daß durch den tergalen Verkehr klügere und schönere Kinder entstünden als durch den frontalen. Wie weit diese Anschauung, die wir in der Neuzeit bei *Kloß* wiederfanden, bereits in älteren Zeiten Anhänger hatte, geht daraus hervor, daß ihrer auch bereits im Talmud zustimmend Erwähnung geschieht.

Von den Grundformen des Koitus, die wir in der „Sexualpathologie“ kurz als Coitus superior – inferior – anterior – posterior (= von oben, unten, vorne und hinten) bezeichneten, ist bereits über die zweite und vierte Form das Wesentlichste gesagt, über die dritte, gleichfalls „sündhafte“ Form sei noch kurz bemerkt, daß sie entweder von der Seite liegend „de latere“, wie es in der Moraltheologie heißt, vorgenommen und als solche nur eine geringe Abweichung von der ersten, von oben stattfindenden Ausführungsart darstellt, oder aber „in statione“ (= im Stehen). Im allgemeinen geschieht letzteres mehr „der Not gehorchend als dem eigenen Triebe“,

vereinzelt sind jedoch auch Individuen anzutreffen, die hierfür eine besondere Liebhaberei haben. Am häufigsten wird diese Koitusform von niederen Prostituierten im Freien vorgenommen, einmal weil sie den geringsten Aufwand von Ort und Zeit verlangt; dann aber auch, weil sich nicht ohne Berechtigung die Prostituierte im Freien, wo sie Hilfe rufen kann, verhältnismäßig weniger gefährdet fühlt als in ihrer Behausung. Es sei bemerkt, daß die gewohnheitsmäßige häufige Ausführung des Verkehrs in anstrengender Stellung und ohne folgende Ruhelage an das Nervensystem beider Geschlechter stärkere Anforderungen stellt als der in Rückenlage vollzogene Geschlechtsverkehr.

Die wesentliche Voraussetzung bei jeder der vier genannten Koitusformen ist sowohl im Hinblick auf die geschlechtliche Befriedigung als auch vom eugenischen Zeugungsstandpunkt aus die Einführung des männlichen Gliedes in die weibliche Scheide. Diese beiden Organe verhalten sich zueinander wie eine Ausstülpung zur Einstülpung, wie das Negativ einer Mantelform zum Positiv eines Mantelkerns.

Die Erregungsstellen des durch den Koitus bewirkten Lustgefühls sind beim Manne ziemlich eng umschrieben, es ist die glans (= Eichel) mit ihren sehr empfindlichen Tastkörperchen sowie die Kranzfurche, welche die Eichel gegen den Schaft des Gliedes absetzt, ferner die Unterseite des Gliedes, namentlich die Gegend, an die sich die Vorhaut mit dem Vorhautbändchen heftet. Beim Weibe verteilt sich die Erregung des Lustgefühls auf ein viel weiteres Gebiet. Mittelpunkt und Ort stärkster Erregung ist die Klitoris (= Kitzler), deren zarte Haut mit ähnlichen Tastkörperchen ausgestattet ist wie die Eichel des Penis. Ferner aber geht das Lustgefühl auch von dem benachbarten Scheidenausgang aus, insbesondere den kleinen Schamlippen, der gesamten Schleimhaut der Scheide und auch noch vom Muttermund der Gebärmutter. Man kann zutreffend die Lusterregung bei Mann und Weib mit einer elektrischen Entladung vergleichen, bei der die Entladung am positiven (männlichen) Pol von einem Punkt ausgeht, am negativen (weiblichen) Pol jedoch sich auf eine Fläche verteilt.

Hervorgerufen wird nun das wechselseitig ansteigende Lustgefühl beim Koitus durch reibende rhythmische Bewegungen des Gliedes in der Scheide. Die Scheide, die durch den von den Schleimdrüsen im Gebärmutterhals und von den Bartholinischen Drüsen abgeschiedenen Saft schlüpfrig erhalten wird, bietet durch die zahlreichen Falten, welche in der vorderen und hinteren Faltenreihe der Schleimhaut stark entwickelt sind, einen Reibungswiderstand. Durch diesen sowie durch die Berührung mit dem Kitzler, der wie der Penis erigiert ist, werden die Tastkörperchen des männlichen Organs gereizt. Bei der Frau dürften außer diesem Reibungsreiz noch Muskelzusammenziehungen des Muttermundes sowie zuckende Bewegungen des hinteren Teiles der Scheide luststeigernd mitwirken, welche dadurch entstehen, daß das der Scheidenwand eng anliegende Glied gegen das Scheideninnere luftdicht abschließt und bei der nach auswärts gerichteten Hin- und Herbewegung eine Saugwirkung entfaltet, wodurch das hintere Scheidengewölbe und der Muttermund rhyth-

misch den Bewegungen des Gliedes folgen. Dadurch wird auch erreicht, daß der Muttermund während des Koitus in größtmöglicher Nähe der männlichen Harnröhrenmündung an der Spitze der Eichel bleibt, so daß das männliche und weibliche Kanalsystem unmittelbar ineinanderübergehen und der Samenstrahl bei der Ejakulation mit großer Wahrscheinlichkeit direkt auf die Muttermundsöffnung trifft, falls nicht etwa zur Verhütung der Empfängnis eine künstliche Trennungswand zwischen dem Aus- und Einflußrohr errichtet wurde (sei es auf weiblicher Seite durch ein Okklusivpessar = Schutzkappe, vom lat. *occludere* = verschließen und dem griech. *πεσσός*, was eigentlich einen länglich runden Stein im Brettspiel bedeutet, sei es auf männlicher durch ein Präservativ, vom lat. *praeservare* = verhüten).

In den meisten Fällen findet eine ganz direkte Berührung der Eichelspitze mit dem Muttermund statt. Mit zunehmender Erregung werden die Koitusbewegungen heftiger und schneller, und mit Eintritt des Orgasmus wird die Samenflüssigkeit durch die Ejakulation in das Innere der Scheide gegen den Muttermund hin ausgespritzt. Die Samenzellen dringen dabei gleich so tief in den Gebärmutterkanal ein, daß die Ausspülungen, die ihnen von vielen Frauen zur Verhütung der Empfängnis nachgeschickt werden, ihnen meist nichts anhaben können, da diese kaum jemals über das Scheidengewölbe und die eingezogene Öffnung des Muttermundes hinausgehen.

Es ist für die Empfängnis zwar nicht unbedingt erforderlich, aber doch recht förderlich, wenn beim Weibe die Höhe der Erregung noch vorhält, während der Mann ejakuliert oder wenn dieser Höhepunkt gleichzeitig mit oder kurz nach der Ejakulation des Mannes eintritt, denn mit dem weiblichen Orgasmus setzen die schnappenden Bewegungen des Muttermundes ein, welche einerseits den Kristellerschen Schleimpfropf, der bis dahin die Muttermundsöffnung verschloß, ausstoßen, andererseits möglichst viel Samenflüssigkeit in den Muttermund ansaugen. J. Beck beobachtete dieses Muskelspiel der Gebärmutter bei einer Frau mit Uterusvorfall. In der Geschlechtererregung schnappte der Muttermund fünf- bis sechsmal auf und zu. Auch an brünstigen Hündinnen wurde ähnliches festgestellt: ein Öffnen des Muttermundes, zugleich ein Herabsteigen der Scheidenportion in die Scheide, dabei ein Herauspressen von Schleim und dann ein Zurückziehen der Mündung. Die Schleimabsonderung der Drüsen des Gebärmutterhalses sorgt auch dafür, daß der Halskanal schlüpfrig und leicht durchgängig gemacht wird. Man weiß ferner, daß die Vermischung der Samenflüssigkeit mit dem Schleim der Mutterhalsdrüsen eine anregende Wirkung auf die Bewegung der Samenzellen ausübt.

Der größere Teil der Samenflüssigkeit gelangt freilich nicht in die Gebärmutter, denn selbst wenn die Entleerung unmittelbar am Muttermund stattfindet, ist dieser viel zu schmal, um die ganze Menge aufnehmen zu können. Bei den Millionen Samenzellen, die mit der Ejakulation ausgestoßen werden, fällt das auch nicht weiter ins Gewicht. Es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß jede Samenzelle, die nicht in die Gebärmutter dringt, ihren Zweck verfehlt hat. Die verschwenderische Fülle, mit der die Natur Keimzellen hervorbringt, ist unbegrenzt. Die zurückbleibende Flüssig-

keitsmenge bleibt eine Weile in dem ziemlich geräumigen hinteren Scheidenteil, fließt dann größtenteils nach außen, während ein kleiner Teil noch nachträglich in den Muttermund eindringt, und ein noch kleinerer, aber auch nicht unwesentlicher Teil von der Schleimhautwandung der Scheide resorbiert (= aufgesogen) wird. Dieser Teil mischt sich ebenso wie die Reste der von der Gebärmutter Schleimhaut aufgesogenen Samenflüssigkeit mit den Gewebs- und Blutsäften des Weibes, von wo aus der männliche Sexualstoff auf die weibliche Körperseele eine sehr wohltätige Wirkung zu entfalten scheint. Es sind bereits wiederholt Versuche angestellt worden, diese Substanzen im Blute weiblicher Tiere chemisch nachzuweisen, wie einige behaupten, mit, wie andere dagegen annehmen, ohne Ergebnis.

Der Vorgang des Orgasmus hängt in nicht geringem Grade von der richtigen Reizerzeugung durch die Reibungen des Gliedes innerhalb der Scheide ab; je vollständiger das Organ in die Scheide paßt, ohne daß dabei Gewalt anzuwenden nötig ist, um so günstiger ist die Aussicht auf die harmonische Lusterzeugung. Ist das Glied zu groß für die Scheide, ein nicht gerade häufiges, aber immerhin doch beachtliches Vorkommnis, so wird das Lustgefühl alsbald von schmerzhaften Empfindungen übertönt. Wir wiesen früher schon darauf hin, daß hier oft übertriebene Angstvorstellungen „vor dem Ungetüm“, wie eine meiner Patientinnen das Organ ihres Mannes benannte, mitwirken. Groteske Phallusvorstellungen namentlich aus der Antike haben nicht wenig zur Steigerung solcher Besorgnis beigetragen. Ist das Mißverhältnis von Glied und Scheide nicht sehr groß, so pflegen die anfänglichen Beschwerden durch Dehnung der Scheidenwände sehr bald abzunehmen und schließlich ganz zu verschwinden. Man darf vor Wiederholungen des Versuchs in solchen Fällen nicht zurückschrecken. Findet eine Geburt statt, so ist die Scheide dadurch meist so erweitert, daß auch bei höheren Graden früherer Größenverschiedenheit das Hindernis beseitigt wurde; aber gerade in den Fällen der Diskongruenz (= Mißverhältnis der Geschlechtsorgane) kommt es oft nicht zur Schwangerschaft und Geburt, weil die Organe der Frau durch Entwicklungshemmung kindlich zurückgeblieben sind oder der fehlende Orgasmus eine Befruchtung verhindert, zumal dann, wenn nach ein- oder mehrmaliger Schmerzhaftigkeit des Verkehrs die Frau schließlich den Akt mit Angst statt mit Lust vollzieht. Wenn man bei der Klage über Schmerzen beim Verkehr an die Möglichkeit nicht zusammenpassender Organe denkt, muß der Arzt sich allerdings erst vergewissern, ob nicht, wie es gelegentlich vorkommt, bei jungen, unerfahrenen Eheleuten die Unkenntnis der mit dem Durchbruch des Jungfernhäutchens ganz normalerweise verknüpften Empfindungen beim ersten Verkehr die Ursache der Klagen war.

Auch im übrigen nehmen unter den Ursachen, welche auf den Koitus störend einwirken, solche Vorkommnisse einen breiten Raum ein, die durch Unerfahrenheit oder Ungeschicklichkeit, nicht selten auch durch Rücksichtslosigkeit des einen Partners oder beider gekennzeichnet sind. So ist es wiederholt vorgekommen, daß die tieferliegende Afteröffnung mit der Scheidenöffnung verwechselt wurde, aber auch die Harnröhre, die sich dicht oberhalb der Scheidenöffnung zwischen den Schamlippen befindet, wird mitunter verkannt, wenn sie in ihrem Endteil ungewöhnlich weit ist. Ein solcher Irrtum ist allerdings durch Überlegung und Besichtigung ziemlich leicht zu berichtigen, man muß aber bedenken, daß Aufregung, die Furcht, sich lächerlich zu machen, und vor allem falsche Scham sich hier nicht selten jedem ruhigen Nachdenken oder Nachsehen hemmend und sperrend entgegenstellen.

Ich komme hier zu einem Punkte, den ich bisher in keiner sexualwissenschaftlichen Veröffentlichung erörtert finde, dessen Besprechung mir aber in einem praktischen Lehrbuch der Geschlechtskunde unerläßlich erscheint. Soll die Frau dem Manne bei der Einführung des Organs behilflich sein? Ich möchte diese Frage unbedingt bejahen. Bei vielen Lebewesen erfolgt der Geschlechtsverkehr unter einer gewissen Vorkontrolle des Auges. Beim Menschen sind die weiblichen Geschlechtsorgane im Verkehr gewöhnlich dem Blick entzogen; der Mann ist bei dem Finden der Eingangsöffnung im wesentlichen auf im Dunkeln tastende Bewegungen seines Organs angewiesen. Daß es oft hier bei allzu stürmischem Vorgehen leicht zu Verwechslungen und Verletzungen, bei allzu ängstlichem Beginnen leicht zu Fehlschlägen kommen kann, liegt nahe. Die Frau aber kennt ganz genau den Weg, den der Mann einschlagen will und muß, und es ist eine völlig unrichtige, aber um so verbreitetere Ansicht (wiederum geboren aus der asketischen Lebens- und Weltanschauung), daß ein „anständiges Mädchen aus gutem Hause“ im Geschlechtsakt sich recht zurückhaltend benehmen und vor allen Dingen ihre Hände vom Organ des Mannes fernhalten soll. Diese Schamhaftigkeit ist falsche Scham. Ich habe mich nicht gescheut, jungen Eheleuten, die nicht mit dem Geschlechtsverkehr zurechtkommen konnten, zu raten, daß die Frau, wenn auch nicht die führende, so doch die einführende Rolle übernehmen soll, und auch hierdurch vielen helfen können.

In das gleiche Gebiet von Zurückhaltung oder Mitwirkung der Frau im Geschlechtsverkehr fällt auch die oft gestellte Frage, ob sie während des Koitus ruhig liegen oder durch Bewegungen den Bewegungen des Mannes entgegenkommen soll. Die meisten Mitteilungen lauten dahin, daß eine vollständige bewegungslose Passivität der Frau (wie sie vielfach als „schicklich“ gilt) für den Mann eine größere Anstrengung und ein geringeres Lustgefühl mit sich bringt als eine in bestimmten Grenzen gehaltene Beteiligung im Sinne von Mitbewegungen. Naturgemäß dürfen diese Gegenbewegungen nicht in demselben Maße wie beim Manne erfolgen, wodurch leicht die Reibung des Gliedes in der Scheide aufgehoben würde. Es wird auch kaum dazu kommen, denn die gewöhnliche gegenseitige Lagerung gibt dem Manne von selbst eine viel größere Bewegungsfreiheit. Eine Frau, die sich ohne krampfhaft-einstellung von ihren Gefühlen leiten läßt, pflegt mit zunehmender Erregung unwillkürlich auch leichte Mitbewegungen zu machen, wie ja auch sogar die inneren Organe des Weibes, besonders der Muttermund und die Gebärmutter, im Orgasmus eine unwillkürliche Bewegung erkennen lassen.

Als wichtige Vorbedingung für das gute Gelingen des Koitus muß jedenfalls eine natürliche Gelöstheit bezeichnet werden, die jede erzwungene krampfhaft-einstellung oder Unbeweglichkeit (bei der die Frau „wie ein Brett“ liegt) vermeidet. Wenn sich beim ersten Geschlechtsakt auch noch einige unregelmäßige Stockungen einstellen, ähnlich wie etwa beim ersten Schwimmversuch, so pflegt dies nach dem Gesetz der Übung von selbst im Laufe der Zeit fortzufallen. Der Koitus bietet dann das Bild einer rhythmischen Arbeitsleistung, bei der der ganze Körper beteiligt ist,

teils in Muskelbewegungen, teils in bloßer Muskelspannung. Wahrscheinlich sind alle Muskeln an dieser allgemeinen körperlichen Durcharbeitung beteiligt, was nicht nur für das subjektive Wohlgefühl, sondern auch für das objektive Wohlbefinden des Menschen von Belang ist. Die Tatsache, daß Männer und Frauen, welche regelmäßigen Verkehr pflegen, auch sonst in ihrer Haltung und ihren Bewegungen sicherer, gewandter und abgerundeter zu sein pflegen als solche, die in ihren besten Jahren den Verkehr entbehren müssen, dürfte damit im Zusammenhang stehen.

Hinsichtlich der Lagerung der Frau beim Koitus ist mehrfach empfohlen worden, daß das Becken sich gegenüber dem Unterleib in etwas erhöhter Lage befinden soll; der Mann könnte so in den weiblichen Körper wesentlich leichter eindringen, als wenn der Scheideneingang tief nach unten gelagert ist. Dieser Annahme ist eine Berechtigung nicht abzusprechen, und wenn die Frau durch geschicktes Unterschieben eines Kissens unter das Gesäß so verfährt, ist nichts dagegen einzuwenden. Freilich muß dies taktvoll geschehen, denn alle Vorbereitungen, die den natürlichen Vorgang gar zu sehr mit künstlichen Hilfsmitteln umgeben, können auf die Libido und Potenz fein empfindender Männer und Frauen störend einwirken. Wesentlicher noch als die richtige Beckenlage ist es, daß die Frau im Akt selbst, namentlich beim Einführen des Organs die Beine nicht zusammenpreßt, sondern auseinanderspreizt. Nur so kann sie den Scheideneingang in eine für die Einführung geeignete Lage bringen. Der Mann seinerseits soll nicht mit der ganzen Last seines Körpers auf den weiblichen Körper drücken, sondern unter Zuhilfenahme der Arme und Knie als Stützpunkte leicht und elastisch federnd den weiblichen Körper umfassen.

Nach meiner Überzeugung und Erfahrung halte ich es für äußerst schwierig, ja nahezu für unmöglich, daß ein Mann mit einem Weibe den Verkehr ausübt, das ihm nicht zu Willen ist, es sei denn, die Frau befindet sich im vollkommen betäubten Zustand – und auch dann hat es große Schwierigkeiten – oder der Mann bedient sich anderer Personen, die ihm bei der Gewaltanwendung Hilfe leisteten. Für die Beurteilung von Notzuchtsfällen ist dies wesentlich. Die Frau hat so viele Mittel, sich zur Wehr zu setzen, sie kann schreien, stoßen, mit den Armen und Beinen um sich schlagen und vor allem die Scheide zusammendrücken, daß eine wirkliche Vergewaltigung ein viel selteneres Vorkommnis darstellen dürfte, als gewöhnlich angenommen wird. Ich habe mich wenigstens in zahlreichen derartigen Fällen, in denen ich vor Gericht als Sachverständiger tätig war, des Eindrucks nicht erwehren können, daß oft infolge von Übertreibungen und Entstellungen der Frauen Männer wegen Notzucht schwere Freiheitsstrafen erlitten, die sich in Wirklichkeit höchstens eine tätliche Beleidigung oder Nötigung oder starke Aufdringlichkeit zuschulden kommen ließen.

Der Notzuchtsparagraph des geltenden deutschen Reichsstrafgesetzbuchs lautet: § 177. Mit Zuchthaus wird bestraft, wer mit Gewalt oder durch Drohung mit gegenwärtiger Gefahr für Leib und Leben eine Frauensperson zur Duldung des außerehelichen Beischlafs nötigt,

oder wer eine Frauensperson zum außerehelichen Beischlaf mißbraucht, nachdem er sie zu diesem Zwecke in einen willenlosen oder bewußtlosen Zustand versetzt hat. Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter einem Jahr ein.

Neben dem willkürlichen spielt der unwillkürliche Scheidenverschluß als geschlechtliches Verkehrshindernis eine sehr beachtliche Rolle; es ist dies der bereits früher eingehend geschilderte „Vaginismus“.

Wie sich dieser im Eheleben auswirkt, möge das folgende Schreiben zeigen, das ich (ein Beispiel von vielen) zufällig an dem Tage, an dem ich dies niederschrieb, erhielt; es lautet: „Ich stehe im 27., meine Frau im 24. Jahre, und sind wir jetzt zwei Jahre verheiratet. Bisher ist es mir noch nicht ein einziges Mal vergönnt gewesen, mit meiner Frau Verkehr pflegen zu können. Die verschiedensten Annäherungsversuche, wie größte Zärtlichkeit, Belehrung, List, Gewalt, auch Alkoholrausch, haben stets damit geendet, daß sie die Beine zusammenpreßte. Meines sowohl wie ihres Erachtens ist dies als Folge einer zu großen Ängstlichkeit anzusehen. Es ist bei den verschiedenartigsten Untersuchungen bisher noch keinem Arzt geglückt, sie zum Stillhalten zu bewegen. In der ersten Zeit meiner Ehe ließ ich es mir nicht verdrießen, beinahe täglich den Versuch des Verkehrs zu unternehmen. Das fortwährende Widerstandentgegensetzen hat mich nun aber so zermürbt, daß ich nur noch in letzter Zeit im Monat ein- bis zweimal den Mut aufbrachte, eine Annäherung zu versuchen, die aber immer mit demselben Resultate endete. Es ist furchtbar, wenn man seine Frau liebt und sie die Liebe erwidert, den Geschlechtsverkehr, welcher doch die Krone der Liebe ist, entbehren zu müssen. Dabei wünscht sich meine Frau sowohl wie ich ein Kind, aber trotzdem ist alles Zureden vergebens. Es ist leicht möglich, daß die Furcht des Verkehrs von der Erziehung der schon verstorbenen Mutter herrührt, die vor der Ehe mit meiner Frau, während unserer langen Brautzeit, letztere immerfort mit den schwersten Strafen bedrohte, wenn sie vor der Hochzeit mit mir verkehren würde. Sie tat dies, weil ihre ältere Tochter mit einem unehelichen Kinde sitzen blieb. Was sollen wir nun in unserer verzweifelten Lage tun?“

Fast ebenso gefürchtet wie der Scheidenkrampf ist von geschlechtskundigen Männern die Kälte der Frau, die weibliche Frigidität. Um sie zu verstehen und zu beheben, ist es nötig, zuvor einiges über

die Lustkurven des Mannes und Weibes

im Geschlechtsverkehr zu sagen. Sie verlaufen bei beiden Geschlechtern verschieden. Der Anstieg sowohl wie der Abstieg der Lust ist beim Manne steiler als bei der Frau, während die Lustkurve bei ihr langsamer hinauf- und herabsteigt als bei ihm. Man hat das Aussehen der männlichen Lustkurve mit dem Phallus des Mannes, das der weiblichen mit der weiblichen Brust verglichen.

Beide Lustkurven lassen sich in vier Abschnitte zerlegen. Die neuerdings vorgeschlagene Einteilung der Kurven des männlichen und weiblichen Geschlechtsempfindens in nicht weniger als acht Abschnitte geht nach meiner Meinung, die sich mit der von P. *Fürbringer* deckt, zu weit. Der erste Abschnitt ist der Lustanstieg durch die Reizung der Gefühlsnervenenden namentlich der erogenen Zonen außerhalb der Geschlechtsorgane. Er ist bei beiden Geschlechtern von etwa gleicher Breite und Höhe. Der zweite Abschnitt umfaßt die Luststeigerung während der geschlecht-

lichen Bereitschaft, die beiderseitig durch stärkere Blutfüllung der Geschlechtsorgane, vor allem des männlichen Gliedes und des weiblichen Kitlers gekennzeichnet ist. Während dieses Abschnittes findet eine oft nicht unerhebliche glasige Absonderung der Schleimdrüsen statt, beim Manne vor allem aus der Vorsteherdrüse und den Cowperschen Drüsen, beim Weibe aus den Bartholinischen Drüsen. Dieser Abschnitt pflegt hinsichtlich seiner Länge bei beiden Geschlechtern auch nur geringe Verschiedenheiten aufzuweisen; seine Dauer ist mehr individuell bedingt, je nach der erotischen Erregung, Reizbarkeit und der ansprechenden, also entsprechenden Beschaffenheit des Partners.

Dann folgt der dritte Abschnitt, in welchem durch unmittelbare Reizung der Wollustkörperchen an den Genitalien die Lusthöhe erklommen wird, und zwar erfolgt hier die Steigerung beim Manne rascher und jäher als beim Weibe, bei dem die Erregung allmählicher den Höhepunkt erklimmt. Der Abfall im vierten Abschnitt zeigt beim Manne einen steileren Abfall, während beim Weibe die Nachempfindungen langsamer abklingen. Der Abfall beim Manne geht nicht selten unter die Lusthöhe herab, die vorhanden war, bevor er sich dem Weibe näherte. Diese Verstimmung und Niedergeschlagenheit (über die ich am Schluß dieses Kapitels noch einiges sagen möchte) scheint auch in Fällen vorhanden zu sein, bei denen keine eigentliche Sexualhypochondrie, etwa Bedenken über „Kraftvergeudung“ und „Samenverschwendung“, vorliegen.

Es gibt Frauen, welche unter dieser Übellaunigkeit des Mannes nach dem Geschlechtsverkehr, der Ablehnung weiterer Zärtlichkeiten, ja dem oft geradezu abstoßenden und rücksichtslosen Benehmen des Mannes sehr leiden und es kränkend empfinden, was um so begreiflicher ist, als bei ihnen ein Herabsinken des Lustabfalls unter die Anfangshöhe kaum vorkommt. Sie pflegen im Gegenteil nach dem Verkehr in guter Stimmung zu sein und zu um so lebhafteren Unterhaltungen zu neigen, je stärker der Mann das Bedürfnis hat, sich nach der Sexualerregung auszuruhen, die ja keineswegs nur eine örtliche war, sondern seine ganze Körperseele erfaßt hatte.

Wesentlich unangenehmer als diese mangelnde Übereinstimmung ist jedoch die, welche dann gegeben ist, wenn beim Manne der orgastische Abschluß allzu rasch eintritt, der dritte Abschnitt seiner Erregung also schon in den zweiten oder gar in den ersten Abschnitt der weiblichen Lustkurve fällt. Häufig bleibt in solchen Fällen die völlige Lusterfüllung beim Weibe gänzlich aus. Der Anspannung folgt keine Entspannung, sondern nur eine Abspannung, der Anregung keine befreiende und befriedigende Abregung, und es bleibt ein Zustand reizbarer Nervenschwäche zurück, dessen häufige Wiederholung das nervöse Gesamtfinden des Weibes schwer zu beeinträchtigen geeignet ist. Es gibt eine große Anzahl Frauen, die trotz heftigen Geschlechtstriebes und regelmäßigen Geschlechtsverkehrs während ihres ganzen Lebens niemals ein wirkliches Wollustgefühl kennen gelernt haben. Sie können „nicht begreifen, was die Menschen an dieser eigentlich doch höchst unsauberen Sache“

finden. Mit Recht hat schon der amerikanische Arzt *Hammond* darauf hingewiesen, daß der Arzt, der in solchen Fällen ehelicher Unstimmigkeit helfen will, sich zunächst an den Mann wenden muß; denn die häufigste Ursache dieser scheinbaren Kälte der Frau ist die, daß der Mann im Sexualverkehr schon den Höhepunkt überschritten hat, während sich die Frau noch in gespannter Erwartung befindet. In körperlicher und seelischer Erschlaffung liegt er da, während sich die Frau weder befreit noch befriedigt fühlt — er satt, sie hungrig.

Auf die Länge der Zeit fühlt sich aber auch der Mann bei solchem Verkehr unbefriedigt. Denn eine der häufigsten Klagen, welche einem in der Sexualpraxis und Eheberatung stehenden Arzte vorgetragen werden, ist die über

die Gefühlskälte der Frau.

Da sich der Ehemann in solchen Fällen schließlich meist anderweitig schadlos zu halten sucht, ist die Frigidität auch eine der häufigsten Ursachen unglücklicher Ehen. Nach meiner Erfahrung entstehen sogar die meisten Fälle von Ehebruch aus dieser Sachlage, die eine besonders traurige Seite hat, wenn — was ich oft beobachten konnte — der Gatte seiner Frau die Zuneigung unvermindert bewahrt. Auch hinter der sich „unverstanden“ fühlenden Frau verbirgt sich oft diese Empfindungsschwäche.

Der hervorragendste Forscher auf diesem Gebiet ist Sanitätsrat Dr. *Otto Adler* in Berlin; sein grundlegendes Werk: „Die mangelhafte (nicht ‚mangelnde‘, wie oft fälschlich zitiert wird) Geschlechtsempfindung des Weibes“ (vierte Auflage 1924, bei Kornfeld, Berlin) gehört zu den klassischen Monographien der älteren Sexualliteratur. Er schätzt die Zahl der frigiden Frauen auf 10 Prozent, „höchstwahrscheinlich sei sie jedoch bedeutend höher: 20, 30, ja vielleicht gar bis 40 Prozent!“ Ebenfalls auf 40 Prozent kommt *Guttzeit* in seinem Werk: „30 Jahre Praxis“, in dem er schreibt: „Von zehn Weibern empfinden vier gar nichts in coitu und üben denselben selbst ohne alles angenehme Gefühl bei der Friktion (= Reibung) aus und ohne eine Ahnung vom Hochgenuß der Ejakulation zu haben.“ Eine noch höhere Zahl gibt *Debrunner* an; in den „Berichten und Erfahrungen aus dem Gebiet der Gynäkologie und Geburtshilfe“ sagt er: „Bei über 50 Prozent unserer Frauen der Ostschweiz ist von einer eigentlichen Libido nicht zu sprechen. Häufig habe ich nach dieser Richtung hin Gelegenheit gehabt, anamnestische (= aus dem Vorleben stammende, von ἀνάμνησις = Erinnerung) Angaben zu sammeln, und ich kann versichern, daß über die Hälfte unserer Frauen eine Libido sexualis (= Geschlechtslust) nicht kennen. Sie verhalten sich bei der Kohabitation ganz passiv.“ Auch *W. Stekel* nimmt unter den Frauen 50 Prozent frigider Naturen an.

Mir scheinen diese Schätzungen — denn um solche handelt es sich letzten Endes doch — reichlich hoch gegriffen. Sollten sie aber zutreffen oder auch nur zur Hälfte stimmen, so bleibt die entscheidende Frage, ob tatsächlich in der Mehrzahl dieser Fälle eine wirkliche absolute Frigidität vorliegt, oder nur eine relative, welche durch besondere Nebenumstände hervorgerufen ist, unter denen der vorzeitige

Samenerguß des Mannes an erster Stelle steht. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß nicht auch beim Weibe eine vollkommene Unempfindlichkeit vorkommt, dermaßen, daß sie weder von der Frau selbst noch von jemand sonst überwunden werden kann. Beispielsweise besteht bei völligem Geschlechtsdrüsenausfall des Weibes und dem damit verbundenen gänzlichen Mangel sexueller Inkrete (also des Gynāzins) fast stets völlige Erregungsunmöglichkeit. Aber diese Fälle sind ganz außerordentlich selten. Häufiger schon kommt mangelhafte Geschlechtsempfindung bei körperseelischer Zurückgebliebenheit des Weibes infolge des im ersten Bande geschilderten Infantilismus vor oder bei Wachstumsstörungen und Kretinismus, die auf Mängel in der Schilddrüsentätigkeit beruhen. Von verschiedenen Autoren (O. Adler u. a.) wird der Selbstbefriedigung sowohl für die Triebschwäche als auch für die Empfindungsschwäche als Ursache eine große Bedeutung zuerkannt. Meines Erachtens liegt hier aber ziemlich häufig eine Verwechslung von Ursache und Wirkung vor. Denn sehr häufig greifen „kalte“ Frauen zur Ipsation, weil sie durch den Geschlechtsverkehr mit dem Manne wohl etwas gereizt, aber nicht befriedigt werden.

Bei weitem häufiger ist es, daß die Kälte des Weibes darauf zurückzuführen ist, daß der Mann, der mit ihm verkehrt, keine Empfindungen bei ihm auszulösen vermag. Oft ist dies sicherlich dadurch bedingt, daß der Mann, mit dem die Frau verkehrt, nicht ihrem Sexualempfinden entspricht. Dies ist auch der einfache Grund, weshalb Prostituierte in dem geschäftsmäßigen Verkehr mit ihren „Freiern“ nur ganz selten zum Orgasmus kommen, der im Koitus mit ihren „Liebsten“ (den Zuhältern) keineswegs ausbleibt. Es gehört dies gewissermaßen zu ihrem Beruf, und sie haben die von ihrem Standpunkt aus wohl verständliche Vorstellung, daß der empfindungslose Verkauf ihres Körpers ihnen weniger zur Unehre gereiche als die Hingabe in einem Verkehr, der für sie selbst mit Lustempfindungen verknüpft ist. O. Effertz vertritt in seinem 1894 in Neuyork erschienenen Buch: „Über Neurasthenia sexualis“ sogar die Ansicht, „daß von vornherein kalte Frauen öfters Prostituierte werden als geschlechtlich lebhafter veranlagte, und es in ihrem Berufe weiter bringen als diese, weil sie weniger mit dem Herzen als nur mit den Gedanken bei der Arbeit seien“.

Eine andere keineswegs seltene Ursache der Kälte der Frau ist, daß sie nicht zu einem bestimmten Manne, sondern zum Manne überhaupt keine Neigung verspürt. Das nächstliegende Beispiel hierfür ist die gleichgeschlechtliche Frau, welche im Verkehr mit ihrer Freundin zu starken Wollustempfindungen gelangt, die ein Mann bei ihr niemals erzielen kann. Alles dies beweist, daß es im Geschlechtsverkehr eben nicht nur auf die Verbindung der Geschlechtsorgane, sondern auf eine Verbindung der beiden Körperseelen ankommt, und nichts ist unrichtiger als die unbewußt auch von den Vertretern der asketischen Weltanschauung geförderte Auffassung, die sich etwa in dem Satz ausdrücken läßt: Weib ist Weib, und Mann ist Mann, oder noch schärfer: Vagina ist Vagina, und Phallus ist Phallus — als käme es nur auf das Geschlecht und die Geschlechtsorgane, nicht auf den Menschen an.

Der ausgezeichnete schwedische Sexualforscher Anton *Nyström* vertritt in seinem Werke „Sexualleben und Gesundheit“ (bei Österheld in Berlin 1902 erschienen) sogar die auch nach meiner Überzeugung nicht unbegründete Ansicht, daß „die Religion oft in einem ursächlichen Verhältnis zur Frigidität steht“. Die Lehre vom „Töten des Fleisches“, meint er, übe einen stark hemmenden Einfluß auf das geschlechtliche Leben aus, durch das vielfach die Geschlechtsorgane in einen schlafähnlichen Zustand versetzt würden, welcher sie mehr oder weniger gefühllos mache und bisweilen sogar ihre Atrophie (= Schwund, Abnahme, von α = un und $\tau\rho\acute{\epsilon}\phi\omega$ = ernähren) herbeiführe. Auch durch hypochondrische Angstvorstellung vor Ansteckung, Schwangerschaft und dergleichen kann die Frigidität entstehen. O. *Adler* führt auch den Glauben mancher Frauen, sie könnten durch Unterdrücken des Lustgefühls eine Schwängerung verhindern, als Ursache für die schließlich unbeabsichtigte Empfindungsschwäche an. Die Vorstellung, daß durch Gefühlskälte die Empfängnis ausbleibe, ist aber nur zum Teil richtig: die Empfängnisfähigkeit wird herabgesetzt, nicht aufgehoben.

Die für die weibliche Geschlechtsempfindung so bedeutsame vorzeitige Beendigung der männlichen Lustkurve,

der vorzeitige Samenerguß

(oder die „Ejaculatio praecox“), ist ein ebenso verbreitetes wie schwer zu beseitigendes Übel. Über die Ursache ist man sich noch wenig im klaren. Französische Forscher haben behauptet, daß es sich um einen entzündlichen Zustand im hinteren Teil der Harnröhre handelt, in den die Samenkanälchen münden. Eine hierdurch bewirkte Überempfindlichkeit und erhöhte Reizbarkeit sei der Grund des vorzeitigen Ergusses. Es spricht aber ebensoviel dafür, daß es sich bei dieser Rötung und Schwellung im hinteren Harnröhrenteil nicht sowohl um die Ursache als um eine Begleiterscheinung dieser Verkehrsstörung handelt. So sehr ich der Meinung bin, daß der Selbstbefriedigung vieles zugeschoben wird, woran sie völlig unschuldig ist, so habe ich mich doch nicht dem Eindruck entziehen können, daß der vorzeitige Erguß besonders häufig bei Personen auftritt, die der Ipsation in ungewöhnlich starkem Grade ergeben waren, und daß hier nicht nur ein zeitlicher, sondern ein ursächlicher Zusammenhang vorliegt. Diesen Zusammenhang mit Sicherheit zu erweisen, bin ich allerdings nicht in der Lage, und sicherlich kann man die „Ejaculatio praecox“ auch bei Männern beobachten, die verhältnismäßig wenig Ipsation getrieben haben.

In der Hauptsache dürfte es sich bei diesem Leiden um eine Erscheinungsform der Sexualneurasthenie handeln, einer reizbaren Nervenschwäche, die von einem ungeordneten Geschlechtsleben ausgegangen ist und sich hauptsächlich auf die Geschlechtsnerven erstreckt. Im allgemeinen ist der Ursprung dieser für beide Teile lästigen Störung nicht geklärt, und ebenso unklar wie die Ursache, ebenso schwierig ist auch die Behandlung der Ejaculatio praecox. Sie muß stets zugleich eine allgemeine und eine örtliche, eine körperliche und eine seelische sein und in dem gleichen

Maße darauf ausgehen, die Reizbarkeit zu mindern wie die Schwäche zu beheben. Es steht uns hier eine ganze Anzahl von Heilmitteln zur Verfügung, deren Aufzählung im einzelnen zu weit führen würde und auch zwecklos erscheint, weil sich die Wahl des Mittels durchaus nach der Eigenart des Falles und der Persönlichkeit zu richten hat. Auch der Grad der Ejaculatio praecox ist ein verschiedener. Es gibt Fälle, in denen der Erguß bereits eintritt, wenn sich das Glied der weiblichen Scham nähert, andere, bei denen die unerwünschte Entspannung unmittelbar mit der Einführung zusammenfällt, und wieder andere, in denen sie nach ganz wenigen — zwei bis drei — Stößen erfolgt. In den höchsten Graden dieser reizbaren Schwäche tritt der vorzeitige Erguß sogar schon bei zufälligen Berührungen im Menschengedränge oder womöglich gar beim bloßen Anblick oder bei der Vorstellung anziehender Persönlichkeiten auf.

Es ist ein weit verbreiteter Irrtum, anzunehmen, daß die Ejaculatio praecox der Ausdruck eines besonders heftig gesteigerten Geschlechtstriebes (sogenannter „Geilheit“ oder „Sinnlichkeit“) sei, im Gegenteil, nicht Stärke, sondern Schwäche der nervösen Bahnen, welche die Geschlechtsorgane versorgen,

die sexuelle Neurasthenie

ist es, welche die Grundlage dieser Funktionsstörung bildet. Diese tritt gewöhnlich als Teilerscheinung einer allgemeinen reizbaren Nervenschwäche auf, die zum großen Teil auf einer ererbten konstitutionellen Minderwertigkeit des Zentralnervensystems beruht.

Das jetzt soviel gebrauchte Wort Neurasthenie (von *νεῦρον* = Nerv und *ἀσθένεια* = Kraftlosigkeit) rührt ebenso wie der Begriff von dem New Yorker Arzt *Beard* (1840–83) her. Vorher faßte man die gleichen Erscheinungen unter der mehr laienhaften Marke „Nervosität“ zusammen. Als Hauptzeichen der Neurasthenie (die in einer guten deutschen Übertragung auch „reizbare Nervenschwäche“ genannt wird) gibt *Beard* an: 1. gesteigerte Erregbarkeit (Neigung zu Zornesausbrüchen, Angstanfällen), 2. erhöhte Ermüdbarkeit (meist mit Ideenflucht, Willensschwäche), 3. hypochondrische Zwangs- und Wahnvorstellungen, 4. Schlafstörungen, 5. Nervenschmerzen ohne eigentliche anatomische Grundlage, namentlich Kopf- und Rückenschmerzen, 6. Bewegungsstörungen, oft mit Schwindelgefühl, 7. Reizbarkeit des Herzens und der Blutgefäße (Herzklopfen — „Herzneurose“ —, leichtes Erröten und Erblassen, Wallungen) und endlich 8. nervöse Organstörungen, vor allem Magen-Darmsymptome. Der „sexuellen“ Neurasthenie, bei der zu diesen körperseelischen Erscheinungen allgemeiner Natur entsprechende reizbare Schwächezustände auf geschlechtlichem Gebiet treten, widmete *Beard* eine besondere Schrift, die aber erst nach seinem Tode ein anderer amerikanischer Nervenarzt, *Rockwell*, herausgab.

Zusammenfassend kann man sagen, daß das Wesen der Neurasthenie eine vermehrte Reflexerregbarkeit ist; es besteht eine förmliche *Kurzschlußbereitschaft*. Daß sich auf dieser Grundlage auch besonders gern die Ejaculatio praecox entwickelt,

hängt sicherlich damit zusammen, daß der Geschlechtsverkehr bei den meisten Menschen mit einer seelischen Spannung verbunden ist, welche den ohnehin abnorm leicht erregbaren Reflexapparat noch schneller in Bewegung setzt. Die gespannte Erwartung, wobei unversehens der Gedanke: „Werde ich die Probe bestehen?“ zu einem Angstgefühl wird, allerlei andere Befürchtungen, nicht zuletzt auch die sexuelle Geheimnistuerei, die aus dem Geschlechtsverkehr ein überwertiges Erlebnis macht, fallen bei dem explosiven Verlauf des Koitus schwer ins Gewicht.

Wenn ich auch bei dem sexuellen Neurastheniker wie bei dem Neurastheniker überhaupt eine angeborene neuropathische Veranlagung sehr wohl anerkenne, so kann ich doch nur in begrenztem Maße *Eulenburg* und *Lewandowsky* zustimmen, von denen der erstere gesagt hat: „Man wird in den meisten Fällen nicht Neurastheniker, sondern ist es“, während letzterer bemerkte: „Man wird hysterisch geboren, man wird es nicht“ (in „Die Hysterie“, bei Springer, Berlin 1914, S. 122). Ich habe demgegenüber bereits in meiner „Sexualpathologie“ folgendes angeführt und es dort mit überzeugenden, tieftragischen Beispielen belegt: „Gewiß ist die neuropathische Disposition auch für die leichte oder weniger leichte Entstehung der Sexualneurosen von hohem Belang. Doch sieht man zweifelsohne auch Menschen mit sehr stabilem, gut verankertem Nervensystem gerade durch schädigende Einflüsse, die von der Sexualsphäre ihren Ausgang nehmen, zermürbt werden. Vor allem scheint beim Weibe auch das festeste Nervensystem zu erliegen, wenn ihm die normale (entsprechende) Sexualbetätigung dauernd vorenthalten wird; ja, es will mich fast bedünken, als ob eine Frau um so eher und stärker der Hysterie anheimfällt, je gesünder ihre Konstitution von Hause aus war und je stärker sie nach der Erfüllung ihrer natürlichen Bestimmung Verlangen trug.“ Unter den neun Hauptgründen, welche ich dort für die Entstehung der sexuellen Neurasthenie anführte:

- a) Sexualabstinenz,
- b) ein nicht adäquater Sexualverkehr,
- c) „unglückliche Liebe“,
- d) der Coitus interruptus und prolongatus,
- e) Ejaculatio praecox,
- f) die Ipsation,
- g) Geschlechtskrankheiten, vor allem Tripper,
- h) geschlechtliche Unmäßigkeit,
- i) sexuelle Traumen (von τραῦμα = Verletzung, worunter eigenartige Angriffe auf die Geschlechtspersönlichkeit zu verstehen sind, welche sich meist plötzlich und gegen den Willen des Betroffenen ereignen),

nimmt die Ejaculatio praecox insofern eine Sonderstellung ein, als sie einerseits eine Folgeerscheinung, andererseits aber wiederum ein die sexuelle Neurasthenie sehr förderndes Moment ist.

Oft ist mir im Zusammenhang mit dem vorzeitigen Erguß die naheliegende Frage vorgelegt worden, wie lange wohl

die Dauer eines normalen Koitus

wäre. Die Zeit, die er währt, ist bei den verschiedenen Lebewesen ganz außerordentlich verschieden.

Es gibt Tiere, bei denen der Erguß mit einem raschen einmaligen Zustoßen blitzschnell vor sich geht, und andere, bei denen ihm rhythmische Bewegungen vorausgehen, die mehr als eine Viertelstunde währen. Auch beim Menschen ist die Zeitdauer eine verschiedene. Wenn mehrere Akte während einer Nacht erfolgen, was vom sexualhygienischen Standpunkt nicht ratsam ist, so pflegt sich die Zeitdauer mit jedem Akte zu verlängern. Die durchschnittliche Zeit eines menschlichen Koitus im eigentlichen Sinne, die Dauer also des dritten Abschnitts der Lustkurve vom Beginn der Immission (= Einführung) bis zu dem im Höhepunkt der Ekstase erfolgenden Erguß, dürfte auf drei Minuten zu bemessen sein. Doch wird man eine Dauer von fünf, ja selbst von zehn Minuten nicht als abnormal bezeichnen können, aber auch nicht eine Dauer von ein bis zwei Minuten. Dagegen würde ich eine kürzere oder längere Dauer als ein nicht mehr normales (der Behandlung bedürftiges) Verhalten ansehen.

Vielfach besteht das Bestreben, den Lustgewinn dadurch zu vermehren, daß der Akt nach Möglichkeit verlängert, der End- und Gipfelpunkt möglichst weit hinausgeschoben wird. Dieser „Coitus prolongatus“ (= verlängerter Koitus) kann an das Nervensystem, wenn er übertrieben wird, recht erhebliche Anforderungen stellen. In noch höherem Grade ist dies bei dem „Coitus interruptus“ der Fall, der zur Verhütung der Empfängnis noch immer vielfach geübt wird, sei es in Form gänzlicher Unterbrechung vor Eintritt des Orgasmus, oder in der gebräuchlicheren Art und Weise des „Zurückziehens“ oder „Fraudierens“ (von *fraus* = Betrug), bei der der Mann nicht den Samenerguß als solchen vermeidet, sondern sich nur „in acht nimmt“, so daß der Erguß nicht intravaginal (= innerhalb der Scheide), sondern durch geschicktes Abpassen des entscheidenden Momentes extravaginal (= außerhalb der Scheide) erfolgt — nach dem I. Buch Mosis (Kapitel 38) das Verfahren, welches Judas Sohn *Onan* anwandte, wenn „er einging zu Thamar, seines Bruders Weib“.

Dieses Verhalten erfordert eine scharfe Aufmerksamkeit und geistige Anspannung, von der man wohl nicht ohne Grund angenommen hat, daß sie schon als solche das Zentralnervensystem angreift. Immerhin ist die letzterwähnte Form des extravaginalen Ergusses noch entspannender als die gänzliche Unterbrechung des Aktes bei völliger Vermeidung der Ejakulation. Man hat über den schädlichen Einfluß des Coitus interruptus viel hin und her gestritten, und auch jetzt gibt es viele Ärzte, die ihn für alle möglichen körperlichen und seelischen Sexualleiden verantwortlich machen, von schweren Formen der Sexualneurose mit Angst- und Zwangszuständen bis zu entzündlichen Erscheinungen am Samenhügel, der dann wiederum

eine Ursache des vorzeitigen Ergusses sein soll. Ich erinnere mich aus den Anfängen der Sexualwissenschaft, wie namentlich der Wiesbadener Arzt Dr. *Damm* die Folgen des Coitus interruptus nicht schwarz genug malen konnte; ich hörte von diesem Kollegen wohlgemeinte Vorträge, durch die er angeblich durch den Coitus interruptus als solchen entstandene Angst durch Schildern seiner Folgen bis ins Ungemessene steigerte. Andere Sexualforscher, zu denen namentlich auch die erfahrenen Berliner Spezialisten *Fürbringer* und *Posner* gehören, halten diese Schilderungen nicht nur für weit übertrieben, sondern glauben, daß der Beweis einer organischen Schädigung des Rückenmarks, der Entstehung entzündlicher Prozesse in der hinteren Harnröhre oder an den Schleimhäuten der weiblichen Unterleibsorgane keineswegs erbracht sei, und man höchstens stärkere oder schwächere Grade sexueller Neurasthenie als Folgen des Coitus interruptus annehmen könne. Auch ich neige auf Grund meiner Erfahrung dieser Ansicht zu, ohne damit der Anwendung des Coitus interruptus das Wort zu reden, auf dessen Bedeutung als Schutzmittel ich noch im Kapitel „Geburtenregelung“ zurückkommen werde.

Neben diesen willkürlichen kennen wir auch noch eine ganze Reihe unwillkürlicher Abweichungen vom normalen Koitusverlauf, unter denen ich hier nur eine der seltsamsten Formen erwähnen will, die darin besteht, daß jemand wohl in der Lage ist, den Koitus mit Libido und Potenz zu vollziehen, ohne aber dabei zum Orgasmus und zur Ejakulation gelangen zu können. Aber auch diese und andere Störungen der Potenz möchte ich nicht an dieser Stelle erörtern, sondern dort, wo ich mich im Zusammenhang sowohl über die gradweisen Abweichungen sexueller Trieb- und Betätigungsstärke (Hypererotismus und Impotenz) als über die artweisen, die sich auf die Triebrichtung und Betätigungsform beziehen, äußern will.

Hier möchte ich, nachdem ich über die zeitliche Vermehrung und Verminderung der Geschlechtslust im Koitus das Wichtigste gesagt habe, noch einiges über ihre Zu- und Abnahme durch örtliche Anwendungen bemerken. Schon der berühmte französische Chirurg *Ambroise Paré* (1517–1590) gab den Männern besondere Anweisungen, wie sie durch bestimmte Manipulationen die Bereitschaft der Frauen zum und ihre Erregung während des Koitus steigern könnten: „car aucunes femmes ne sont pas si promptes à ce jeu que les hommes“ (= „denn die Frauen sind nicht so bereit zum Liebesspiel wie die Männer“); noch bekannter ist der Ratschlag geworden, den der holländische Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia, van *Swieten* (1700–1772), gab, als ihr Gemahl, Kaiser Franz, sich über die Kälte und Kinderlosigkeit seiner Gattin beschwerte: „Seine Majestät“, meinte er, „müssen Ihre Majestät vorher mehr mit dero Fingerspitzen bearbeiten“ (wörtlich „titillare“ = kitzeln). Es wird berichtet, daß der Erfolg (sie schenkte ihm 16 Kinder) die Richtigkeit dieses Rats bestätigte. Seither ist der gleiche Rat bald in mehr volkstümlicher, bald in wissenschaftlicher Form als

Reizung der extragenitalen Erogenzonen

zur Beseitigung der Frigidität und Herbeiführung eines körperlichen und seelisch

befriedigenden Verkehrs unendlich vielen Eheleuten erteilt worden, und ich zweifle nicht, daß er sich auch oft als nützlich erwiesen hat — keineswegs aber in so allgemeiner Weise, wie einige anzunehmen scheinen. Denn die Voraussetzung des Erfolges ist, daß die beiden Partner körperseelisch aufeinander abgestimmt sind. Ist dies nicht der Fall, besteht keine innere Sympathie, so kann leicht auch das Gegenteil bewirkt werden. Die Berührung der feinen Tastkörperchen durch die nicht adäquate Haut und Schleimhaut einer anderen Person erzeugt dann sogar oft ein recht beträchtliches Mißbehagen; so befindet sich gegenwärtig eine Frau in unserer Behandlung, bei der eine Gänsehaut am ganzen Körper auftritt, sobald sich ihr der Ehegatte zärtlich nähert. Ihre Gesinnung für ihn war immer nur eine rein geistig freundschaftliche; schon während der Verlobungszeit spürte sie bei seinen Küssen und Umarmungen diesen „dégout“ (Widerwillen), „nahm sich aber zusammen“, nachdem ihre Mutter und der Hausarzt, denen sie sich anvertraute, gemeint hatten, in der Ehe würde „sich schon alles finden, da würde das alles ganz anders sein“. Es stellte sich aber, wie so oft, diese optimistische Voraussage als Täuschung heraus, der eine bittere Enttäuschung beiderseits folgte. Es erscheint sehr fraglich, ob es unserer im wesentlichen psychischen Behandlung (unterstützt durch Organotherapie) in diesem Falle gelingen wird, diesen Zustand sexueller Berührungsfurcht zu beheben, der, wenn er sich nicht beseitigen läßt, die Ehe auf die Dauer unhaltbar machen würde.

Bei den meisten Menschen, die sich erotisch zueinander hingezogen fühlen, besteht eine instinktive Neigung, die erogenen Zonen, deren örtliche Verteilung wir bereits beschrieben haben, miteinander in Kontakt (= Berührung) zu bringen, sei es die identischen (= miteinander übereinstimmenden) Oberflächen, Hand in Hand, Lippe auf Lippe, lingua an lingua (Zunge an Zunge), oder sei es die nicht korrespondierenden Reizstellen.

Vielfach richtet sich die Kontakttendenz der hier befindlichen feinen Tastkörperchen vor allem auf die Genitalzone. In dieses Gebiet fallen vor allem die „Digitationen“ (= Berührungen mit den Fingerspitzen) und der genitale Lambitus (= Berührungen mit der Zungenspitze). Diese als „wüste Verirrungen des Sexualtriebes“ abzutun, wie es selbst ein sonst so toleranter (= duldsamer) Forscher wie *Forel* tut, scheint mir nicht angebracht. Solange sie als Vorspiel des Koitus angewandt werden, wird man sie wohl oder übel zu den zahlreichen präludierenden (= einleitenden) zum Koitus und zur Höchstekstase drängenden Sexualhandlungen rechnen müssen; man wird es der Eigenart der einzelnen überlassen müssen, wie weit sie mit dieser Reizung gehen, wobei nicht zu verkennen ist, daß hier bei dem Ausübenden oft fast zwangsmäßige, zum mindesten stark instinktive (= triebhafte) Antriebe vorliegen.

Anders liegt es freilich, wenn diese extragenitale Betätigung als Ersatz des Koitus bis zur völligen Entspannung — der Ejakulation — fortgesetzt wird. Auch dann erscheint zwar nicht die geläufige Bezeichnung „abscheuliche Perversität“ angebracht, immerhin liegt dann eine abnormale Sexuallösung vor, deren letzte Begründung sich

allerdings erst entschleiert, wenn man Gelegenheit hat, tiefer in das Wesen der Geschlechtspersönlichkeiten einzudringen, die zu solchen Handlungen neigen. So zeigen Männer und Frauen, die sich ausschließlich durch Digitationen entspannen, sei es durch solche, die sie aktiv vornehmen oder passiv an sich vornehmen lassen, meist infantile Züge, während der genitale Lambitus, vor dem wohl die meisten Menschen einen besonders heftigen Widerwillen haben, in seinen verschiedenen Abarten wie cunnilingus, penilingus, anilingus (= Reibung von Vagina, Penis und After mit der Zunge) fast stets von Personen geübt wird, die hypererotisch sind oder sexuell hörig: „Masochisten“ nach der älteren sexualwissenschaftlichen Nomenklatur (= Namengebung). Erst vor kurzem hatte ich Gelegenheit, ein kinderloses Ehepaar zu sehen, das in langjähriger Ehe niemals den Vollakt ausgeführt hatte, sondern sich lediglich mit beiderseits vorgenommenen Digitationen befriedigt hatte. Einen eigentlichen Grund für diese Betätigungsform wußten beide nicht anzugeben. Scheu vor Schwangerschaft schien nicht vorzuliegen, dagegen zeigte der Mann wie die Frau ein sehr kindhaftes Wesen.

Wesentlich kommt es bei der Beurteilung solcher Akte darauf an, mit wem sie vorgenommen werden. *Wirkliche erotische Zuneigung, starke Liebesleidenschaft läßt jede Sexualhandlung in anderem Lichte erscheinen als bloße Geschlechtslust ohne seelische Bindung.* Hiervon hängt es auch ab, ob man in solchen Handlungen ganz im allgemeinen (wie Forel) Abarten der Ipsation sieht oder sie wie die Alten zu den zahllosen „Figurae Veneris“ (wörtlich „Formen der Liebesgöttin Venus“, jedenfalls eine poetischere Ausdrucksweise als die das gleiche meinende neuzeitliche Bezeichnung „Touren“) rechnet, auf die im einzelnen einzugehen hier weder möglich noch nötig ist, von denen gerechterweise aber gesagt werden muß, daß es sich bei ihnen weder um von jedem beliebig wählbare Willkürakte handelt, noch um Obszönitäten (= Unanständigkeiten) schlechthin, sondern um Ausdrucksformen psychisch bedingter Sonderzustände – ganz abgesehen von den Fällen, in denen man es mit instinktwidrig ausgeführten Manipulationen (= Handlungen, von manus, die Hand; daß auch unser vielgebrauchtes Wort „handeln“ mit Hand zusammenhängt, wird meist übersehen) zu tun hat, beispielsweise im Verkehr mit den vorerwähnten Halbjungfrauen, deren Hauptziel ist, zwar nicht ihre seelische, aber ihre körperliche Jungfräulichkeit, kurz ihr Hymen bis zur Brautnacht dem rechtmäßigen Deflorator (= Entjungferer) aufzuheben.

Geht schon aus der extragenitalen Beteiligung der Empfindungssphäre beim Koitus mit aller Deutlichkeit hervor, daß wir hier einen Vorgang vor uns haben, der, weit davon entfernt, ein örtlicher zu sein, den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, so tritt dies noch viel augenfälliger in die Erscheinung, wenn man die motorische Seite des Geschlechtsaktes einer Betrachtung unterzieht. Nicht nur die Vasomotoren (= Gefäßnerven), sondern das gesamte motorische Nervensystem, sowohl das, welches die glatte, als das, welches die gestreifte Muskulatur versieht, damit auch sämtliche von ihnen versorgten Organe sowie der ganze äußere Bewegungsapparat

werden erschüttert und in Mitleidenschaft gezogen: der Blutkreislauf wird beschleunigt, die Schlagadern pochen, das venöse Blut staut sich durch Muskelkontraktion (= Zusammenziehung), dadurch erhöht sich die allgemeine Körperwärme, die Augen röten sich, blicken stier und unstet, soweit sich nicht die Augenlider schließen (was das häufigere ist), um in gesteigerter Empfindlichkeit der Berührung mit dem Licht zu entgehen. Die Atmung ist bald keuchend, bald aussetzend, bei manchen zieht sich der Kehlkopf krampfhaft zusammen, so daß unartikulierte Laute mit unregelmäßiger Ausstoßung von Luft hervorgebracht werden, bald vermengt mit zusammenhanglosen, unverständlichen Worten, bald mit Ausrufen und Zitate, die mehr oder weniger passend aus der Erregung zu erklären sind. Die Bewegung der Glieder ist meist sehr ungeordnet, zuweilen strecken sich die Arme und Beine, dann wieder sind sie wie erstarrt, manchmal fast wie von Krämpfen befallen, oder es finden eigenartige Schüttelungen des Kopfes und der Gliedmaßen statt. Die Kiefer pressen sich bei einigen aufeinander, infolgedessen knirschen die Zähne, und gar nicht selten kommt es vor, daß

das erotische Delirium

(= von de lira, aus der geraden Linie) sich zu solcher Höhe erhebt, daß im phrenetischen (= rasend oder toll von *φρεν*, was gleichzeitig Seele und Zwerchfell bedeutet) Wollustkrampf der eine Partner den andern fest zusammendrückt, kneift, beißt und ihm dadurch heftige Schmerzen bereitet. Von eigentlichem Sadismus kann man in so hoch gesteigerten Exzitationen (= Erregungen) nicht reden, es handelt sich auch nicht, wie *Kisch* annimmt, dabei um einen „pathologischen Zustand“, sondern nur um stärkere oder schwächere Grade orgastischer Lust.

Die Ansichten, worauf diese Allgemeinbeteiligung des Organismus am Orgasmus beruht, sind verschieden. Manche nehmen eine chemische Reizung der Gehirnzentren für die daselbst entspringenden Bewegungs-, Herzbeschleunigungs- und Gefäßnerven durch die Rauschstoffe an (Andrin und Gynäzin), welche bei der geschlechtlichen Erregung aus den Keimdrüsen und vielleicht auch aus anderen Drüsen an das Blut abgegeben werden, andere schätzen die motorische Unruhe, Blutdrucksteigerung und Pulsbeschleunigung nicht anders ein als ähnliche Erscheinungen, die bei angestrenzter Muskularbeit vorkommen, so daß dann die Muskelerregung selbst Ursache der Bewegungsveränderungen wäre. Letztere Erklärung scheint mir jedoch das ganze Erscheinungsbild nicht ausreichend zu erklären. Für die besondere Einwirkung chemischer erotischer Reizstoffe spricht die Tatsache des Rauschzustandes, in dem sich die Partner während des Koitus zweifellos befinden. Die Überlegung und die Herrschaft über sich selbst ist erheblich herabgesetzt, man kann im Verlauf der ansteigenden Lustkurve und vor allem während des Höchststadiums geradezu von einer Einengung des Bewußtseins sprechen. Die Zuckungen und der Gesichtsausdruck mit leichten Augenverdrehungen und Sprachstörungen machen den Eindruck von Entrücktheit und

Verzücktheit, wie man sie sonst nur in ausgesprochenen Dämmerzuständen beobachtet.

Der Direktor der Dorpater Universitätsklinik, Professor Dr. L. M. *Pusepp*, hat in der im Auftrage unseres Instituts für Sexualwissenschaft von Dr. A. *Weil* herausgegebenen Sammlung der auf der „I. Internationalen Tagung für Sexualreform auf sexualwissenschaftlicher Grundlage in Berlin“ gehaltenen Vorträge (erschieden 1922 bei Püttmann in Stuttgart) eine Arbeit veröffentlicht: „*Der Blutkreislauf im Gehirn beim Koitus*“, in der er auf Grund seiner an Hunden und Hündinnen vorgenommenen Versuche zu folgenden Schlüssen gelangt:

1. Beim Koitus beobachtet man eine bedeutende Erhöhung des allgemeinen Blutdruckes.
2. Es wird eine bedeutende Hyperämie (= verstärkte Durchblutung) des Gehirns beobachtet.
3. Der ganze Geschlechtsakt wird charakterisiert durch ein schnelles Wechseln von Kontraktion und Erweiterung der Gefäße des Gehirns und durch Fallen und Steigen des allgemeinen Blutdrucks, abhängig von verschiedenen Momenten dieses Aktes.
4. Die größte Erweiterung der Zerebralf Gefäße und die stärkste Hyperämie wird bei Hündinnen beobachtet gleich nach dem Einführen des Penis und bei Hunden während der Ejakulation.
5. Nach Beendigung des Koitus bemerkt man ein bedeutendes Fallen des allgemeinen Blutdruckes, allgemeine Erschlaffung des Tieres und eine weniger — als vorher — ausgesprochene Hyperämie des Gehirns.
6. Bei Onanie sind alle Veränderungen im Blutdruck weniger intensiv, jedoch erreichen sie auch hohe Zahlen.
7. Wie es scheint, spielen die Reizung der höheren Sinnesorgane und die psychischen Momente eine große Rolle bei der Erhöhung des Blutdruckes und bei der Gefäßveränderung.

Wiederholt sind Fälle vorgekommen, bei denen die geschlechtliche Erregung während des Koitus einen so hohen Grad erreichte, daß sie eine Herzlähmung herbeiführte. Es gibt bei mehreren asiatischen Völkern Sprichwörter, die den Wunsch der Männer ausdrücken, daß sie an demselben Orte sterben möchten, an dem sie geboren wurden. Dabei schwebt ihnen die gleiche Vorstellung vor, die auch einer Bezeichnung zugrunde liegt, die in der Sexualliteratur Eingang gefunden hat, sie lautet:

L a m o r t d o u c e (= d e r s ü ß e T o d).

Darunter versteht man den Tod in oder unmittelbar nach dem Geschlechtsverkehr. Zuerst veröffentlichte unter diesem Titel der österreichische, in Ägypten lebende Arzt Dr. *Lipa-Bey* (in der „Ärztlichen Rundschau“ von 1909, Nr. 38) einen Aufsatz, in dem er mehrere Fälle von Tod im sexuellen Affekt schilderte. Seither sind noch eine ganze Reihe ähnlicher Fälle veröffentlicht, die sowohl Männer als Frauen betreffen; sie stellen (worauf schon 1896 Prof. *Gumprecht* in einem Aufsatz der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ — S. 384 — hinwies) von den wirklich vorgekommenen nur einen ganz kleinen Bruchteil dar, denn so verschwindend selten dieses Ereignis im Verhältnis zu der Zahl der Geschlechtsakte ist, so ist es immerhin doch häufiger, als nach der Zahl der bekanntgewordenen Sterbefälle angenommen wird.

Begreiflicherweise ist die Umgebung bestrebt, daß von dem peinlichen Vorfall nichts in die Öffentlichkeit dringt, zumal wenn es sich um einen illegalen Verkehr handelt; so ereignete es sich zu unserer Zeit, daß im Abstand weniger Jahre zwei europäische Regierungshäupter den „süßen Tod“ erlitten, ein französischer Präsident, der in den Armen seiner Geliebten verstarb, und ein skandinavischer König, der in einem Hamburger Bordell zusammenbrach, von den Prostituierten hinausgetragen und auf eine Bordschwelle gesetzt wurde, wo man den unbekannten Toten auffand, von dem niemand ahnte, daß es ein König war — ein packendes Beispiel, wie sehr für den Tod und die Liebe alle Menschen gleich sind. Schon aus dem Altertum werden ähnliche Ereignisse berichtet, so erwähnt *Lefmann* (in der „Geschichte des alten Indiens“, Berlin 1890), daß *Pându* in der Umarmung seiner Gattin *Mâdoî* verstarb. In einer Moskauer Badeanstalt erfuhr ich folgenden Vorfall: Es befinden sich dort außer den großen Hallen für Dampf- und Wasserbäder bequem eingerichtete Badestuben, die für zwei Personen eingerichtet sind, keineswegs aber nur von Ehepaaren besucht werden. Daher kann man in den Straßen, die zu den Bädern führen, viele Weiber sehen, die dort herumstehen, um von Männern mitgenommen zu werden. In eine dieser Badestuben kam vor einiger Zeit ein jüngerer Mann mit einer Frau, die wesentlich älter war als er selbst und dem Badepersonal durch ihr stark geschminktes Gesicht auffiel. Etwa nach einer halben Stunde verließ der Mann die Badestube, und man nahm an, daß die Frau ihm alsbald folgen würde. Als dies nicht geschah, öffnete man die Zelle und fand die noch bekleidete Frau tot in einer Stellung, die deutlich erkennen ließ, daß mit ihr ein Geschlechtsverkehr stattgefunden hatte, Zeichen irgendeiner Gewaltanwendung oder eines gewaltsamen Todes lagen nicht vor. Aus den Papieren, welche die Verstorbene bei sich trug, ging hervor, daß es sich um eine Prinzessin X handelte, die vermutlich durch die gesellschaftliche Umwälzung zu dem traurigen Gewerbe gekommen war, in dessen Ausübung sie nun ihr Ende fand. Es gelang nicht, den Mann zu ermitteln, mit dem sie in die Badeanstalt gekommen war.

Praktisch sind solche Fälle insofern nicht ohne Bedeutung, als begreiflicherweise fast stets der Verdacht auftaucht, daß ein Verbrechen dabei im Spiele ist, zumal die Partner, wenn sie plötzlich die Person, mit der sie eben noch geschlechtlich verkehrten, neben sich tot liegen sehen, meist den Kopf verlieren, fortlaufen oder die Leiche (ganz oder zerstückelt) beiseite schaffen. So war ich einmal Gutachter in einem Fall, in dem mehrere Schiffer angeklagt waren, in der Kajüte eines Flußdampfers ein Mädchen, von dem übrigens niemals festgestellt wurde, wer sie war, getötet zu haben. Sie hatten den Körper der Toten in einen Sack gebunden und in die Spree geworfen. Es wurde Lustmord angenommen. Die Verhandlung ergab jedoch auch hier die größere Wahrscheinlichkeit eines unvorhergesehenen Unglücksfalls; das Mädchen war herzleidend und war anscheinend durch die nacheinander erfolgten Geschlechtsakte so stark mitgenommen, daß sie von einer Herzlähmung betroffen wurde, als ihr ein sehr robuster und brutaler Schiffer, dem sie nicht ohne weiteres zu Willen

war, den Mund zudrückte. Er wurde auf Grund seines Geständnisses wegen fahrlässiger Tötung bestraft.

In den meisten Fällen, in denen der Tod während des Geschlechtsverkehrs erfolgt, liegt Arteriosklerose (= Blutgefäßverkalkung) oder Endokarditis (= Herzinnebenhautentzündung) vor; die heftigen Schwankungen der Blutfülle und der erhöhte Blutdruck führen ein Platzen der rigiden (= starren) Arterienwandungen mit Bluterguß im Gehirn herbei, die „Apoplexie“ (= Schlagfluß, von ἀποπλῆσσω, niederschlagen oder betäuben), oder es kommt zu einer „Embolie“ (von ἐμβάλλω, hineinwerfen), entstanden durch ein Losreißen und Fortschleudern an den Gefäßwandungen sitzender Blutgerinnsel infolge gesteigerten Blutdrucks. Tuberkulose haben aus gleichen Anlässen – Platzen erkrankter Blutgefäße in der Lunge durch Blutwallungen während des Koitus, nach dem sie oft ein besonders heftiges Verlangen haben – nicht selten einen Blutsturz („Hämoptoe“) erlitten.

Fälle, in denen ein natürlicher Tod während des Koitus beide Liebespartner ereilte, sind meines Wissens bisher nicht beobachtet worden, dagegen liegen einige Berichte vor, nach denen äußere Gewalt (wie Blitzschlag) einem Liebespaar im Geschlechtsakt einen gemeinsamen Tod bereitete; am berühmtesten ist in dieser Hinsicht das im Museum von Pompeji aufbewahrte Liebespaar, das in Koitusstellung aus den Lavamassen ausgegraben wurde, in der es mehr als tausend Jahre zuvor beim Ausbruch des Vesuvs verschüttet wurde.

Es wäre nicht richtig, wenn man die Todesfälle im Koitus diesem als solchen zu Lasten legen wollte, sie zeigen nur, daß wohl ein gesunder, nicht immer aber ein durch Gefäßerkrankung veränderter Körper einer geschlechtlichen Durchschnittserregung gewachsen ist.

Hier taucht nun noch die Frage auf, ob und welche schädlichen Nebenwirkungen der Koitus überhaupt hat. Von den Geschlechtskrankheiten sehen wir dabei ab; sie werden uns noch an anderer Stelle (im Zusammenhang mit dem Prostitutionsproblem) beschäftigen – auch von den seelischen Schäden wollen wir hier nicht sprechen, die dadurch entstehen, daß zwei Menschen, die sich nicht geschlechtlich zueinander hingezogen fühlen, dennoch miteinander geschlechtlich verkehren, oder dadurch, daß nur der eine Teil, nicht auch der andere zu einer geschlechtlichen Entspannung gelangt. Wir haben das Wesentlichste bereits darüber gesagt. Auch sind dies alles Folgen, die man nicht dem Koitus an sich zuschreiben darf, sondern nur einem Verkehr, der mit den Gesetzen sexueller Hygiene im Widerspruch steht.

Hier forschen wir nur nach der Schädlichkeit, die der Geschlechtsverkehr als solcher für einen gesunden, geschlechtsreifen Menschen hat. Da ist zu antworten, daß der Koitus nur dann schadet, wenn er im Übermaß vollzogen wird. Der sehr erfahrene Freiburger Frauenarzt *Hegar* beschreibt diese Schädigung wie folgt: „Die zu häufige Ausübung des Kohabitationsaktes, welche auch in der Ehe stattfindet, führt zu Blutarmut, schlechter Ernährung, Muskelschwäche, geistiger und nervöser Erschöpfung. Jugendliche und gesunde Individuen können sich nach kurzer Dauer

der Exzesse rasch wieder erholen, wie man dies bei jung verheirateten Eheleuten sieht. Kränkliche und ältere Personen werden in viel höherem Grade mitgenommen, erholen sich nur langsam oder gar nicht mehr. Lange fortgesetzte Ausschweifungen zerrütten schließlich auch die stärksten Naturen.“ Dies gilt sowohl für das weibliche als für das männliche Geschlecht. Die weitere Frage ist nun: Was ist auf diesem Gebiet als mäßig, was als unmäßig anzusehen? Mit anderen Worten:

Wie häufig darf der Koitus vollzogen werden?

Auf Erfahrungen im Tierreich kann in dieser Hinsicht nicht zurückgegriffen werden. Hier kommen alle nur erdenklichen Verschiedenheiten vor; von den Lebewesen, namentlich Insekten, die in ihrem Leben nur ein einziges Mal den Geschlechtsakt vollziehen, um nach diesem Höhepunkt, in dem sie einem neuen Geschlecht das Leben „schenkten“, dieser Hochzeit im eigentlichsten Wortsinn, ihr Eigenleben zu beenden, bis zu den Hühnervögeln, die in ganz kurzen Abständen zu ungezählten Malen das Treten der Hennen wiederholen. Die Vorgänge im Tierreich dürfen um so weniger maßgebend sein, als man mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen muß, daß bei dem Menschen selbst im Laufe seiner nach vielen hunderttausend Jahren zählenden Entwicklung durch die Kultur Veränderungen stattgefunden haben, so weittragend, daß heute kaum noch die Möglichkeit besteht, das Naturgegebene von dem zu unterscheiden, was Sitte und Gewohnheit hinzutaten.

Nach *Virey* („Das Weib“, Leipzig 1827) ist die Gleichmäßigkeit des menschlichen Geschlechtstriebes auf „überflüssige kräftige Nahrung“ zurückzuführen sowie auf die aufrechte Stellung des Menschen, die in innigem Zusammenhang steht mit der Entwicklung des Gehirns. Als dritten Grund gibt er die immerwährende Annäherung beider Geschlechter durch das gesellige Leben an; dies sei ohne unser Zutun eine Quelle ständiger Liebesbegehrnisse. Auch *Darwin* ist der Meinung, daß die periodische Brunst den Menschen durch die andauernde bessere Ernährung verloren gegangen ist. Er gibt an, daß die Periodizität des Geschlechtstriebes bei Naturvölkern in Form einer Steigerung beim Weibe zu bestimmten Jahreszeiten deutlicher ausgeprägt ist als beim Manne. Nur das menschliche Weib habe eine eigentliche Menstruation. Die sogenannte Menstruation der Affenweibchen beschränke sich nur auf eine periodische Anschwellung der äußeren Genitalien. Monatliche Perioden mit Blutungen sind nirgends im Tierreich beobachtet worden.

Im wesentlichen werden es drei Gesichtspunkte sein, die wir zu berücksichtigen haben, wenn wir in der so oft aufgeworfenen Frage der Koitushäufigkeit ein sachliches Urteil abgeben wollen; wir werden die Möglichkeit, die Bedürftigkeit und die Zuträglichkeit zu prüfen haben. Nach der vorhandenen Verkehrsmöglichkeit können wir uns nicht richten. Sie ist bei der Frau nahezu unbegrenzt und auch beim Manne so groß, daß der Mensch, der so oft koitieren wollte, als er vermag, das erlaubte Maß dessen weit überschreiten würde, was seinem körperseelischen Zustand kömmlich ist. *Efferth* hat in seiner obenerwähnten Arbeit eine Berechnung aufgestellt, nach welcher es ein Mann während der ganzen Zeit seiner Potenz durchschnittlich

auf 5000 Samenergüsse bringt. Die Rechnung (100 Ejakulationen im Jahr mal 50, etwa von Beginn der Ipsationszeit bis zum 65. bis 70. Jahr) dürfte für viele stimmen.

Wie ist es nun mit dem Bedürfnis? Es richtet sich nach der Triebstärke, und diese schwankt, wie schon früher dargelegt, in weitesten Grenzen. In erster Linie ist es die Konstitution, die nicht nur für die Triebrichtung, sondern auch für die Triebstärke maßgebend ist, hinzu kommt der Einfluß der Lebensführung, und auch von der Gewohnheit und Gelegenheit und davon, inwieweit der Liebespartner der Triebrichtung entspricht, hängt viel ab – und ebenso von der Zeit; in den Flitterwochen, Ferien und Feiertagen regt sich das Bedürfnis stärker als am „grauen Alltag“. *Goethes* individualistische Formel:

„Eines schickt sich nicht für alle!“

bedeutet im geschlechtlichen Leben nicht weniger als *Lichtenbergs*:

„In jedem Menschen ist etwas von allen.“

Wenn *Luther* den oft angeführten Rat eines zweimaligen Koitus in der Woche tatsächlich erteilt haben sollte mit dem Zusatz: „Es schadet weder mir noch dir“ – so hätte ich an diesem Ausspruch vor allem seine Verallgemeinerung zu bemängeln. *Was für einen Martin Luther paßt, ist dadurch noch nicht für alle seine Augustinerbrüder zur Regel geworden.* Die Antworten auf die in unseren Fragebogen gestellte Frage nach der Verkehrshäufigkeit schwanken zwischen sechsmal im Leben und sechsmal am Tage.

Von dem Übermaß, das wir als Hypererotismus (= Übergeschlechtlichkeit) bezeichnen, bis zu dem entgegengesetzten Extrem, dem sexuellen Unvermögen (der Impotenz), führt eine sehr lange Leiter mit unendlich vielen Stufen. Das Bedürfnis nach dem Geschlechtsverkehr hängt wesentlich, wenn auch keineswegs völlig von der Stufe ab, auf der die Triebstärke steht. Sehr unrichtig sind die Schlüsse, die man im Volke vielfach von der Stärke und Schwäche des Triebes auf die allgemeine Kraft und Schwäche des Menschen zieht. In weitverbreiteten Wortbildungen wie „Manneskraft“ und „Mannesschwäche“ schwingt diese Anschauung deutlich mit.

Demgegenüber muß betont werden, daß jemand in körperlicher Hinsicht ein Riese und in sexueller ein Zwerg sein kann und umgekehrt. Vollends kann jemand geistig auf der Höhe und geschlechtlich wenig leistungsfähig sein, wie sich auf der anderen Seite auch oft ein starker Geschlechtstrieb und bedeutende Potenz mit Geistesgaben vergesellschaftet vorfindet, die eher unter als über dem Durchschnitt stehen. In dieser Richtung sind alle Werturteile Vorurteile.

Wie die Bedürftigkeit, so ist auch die Zuträglichkeit im Geschlechtsverkehr keine feste, für alle gültige Norm, sondern eine Eigenschaft von ganz persönlichem Gepräge. Sicherlich gibt es viele Menschen, denen ein täglicher Koitus nicht nur möglich ist, sondern die ihn viele Jahre ohne merklichen Schaden für ihre Gesundheit ausüben; mir wurde dies von manchem Ehepaar versichert, das nicht nur einen äußerst sittsamen und ehrsamen, sondern auch gesunden Eindruck machte. Gleichwohl bin ich überzeugt, daß diese Zahl für die übergroße Mehrzahl der Menschen ein Übermaß

darstellt, geschweige denn, daß ein mehrmaliger Verkehr innerhalb eines Zeitraumes von 24 Stunden als zuträglich für die menschliche Körperseele angesehen werden kann. Eher schon würde für viele Konstitutionen jeder zweite oder dritte Tag als Regel in Frage kommen können, was (in Europa und Amerika) für die meisten Ehen auch der Durchschnitt zu sein scheint.

Ich möchte unter Zugrundelegung von Möglichkeit, Bedürftigkeit und Zuträglichkeit nach allem, was ich in meiner langjährigen Sexualpraxis an Männern und Frauen innerhalb und außerhalb der Ehe beobachtet habe, *den siebentägigen Entspannungsrhythmus* für den Geschlechtstrieb als das von Natur und Kultur gegebene Normalmaß erachten. Ich bin mir wohl bewußt, daß ich in diesem Punkte vielem Widerspruch begegnen werde, sowohl von denen, die dieses Maß für zu gering, als von denen, die es für zu hoch ansehen. Es soll auch nur eine Durchschnittsziffer sein, gestützt auf sehr reichliche Lebenserfahrung, die ich an Personen verschiedenen Geschlechts, Alters und Standes gewann, unter denen sich allerdings viele befanden, die aus äußeren und inneren Gründen teils dieses Maß weit überschritten, teils weit darunter blieben.

Ein wichtiger Maßstab, vielleicht sogar der wichtigste, ob das im Geschlechtsverkehr innegehaltene Maß für jemanden das entsprechende war, ist das subjektive Wohlbefinden post coitum:

die sexuelle Reaktion und Toleranz.

Dies bezieht sich nicht nur auf den Zustand unmittelbar nach dem Verkehr, auch nicht nur „auf das Wohlbefinden beider Beteiligten am nächsten Tage“ (*Fürbringer*), sondern auf das sexualharmonische Gefühl des Menschen, seine geschlechtliche Ausgeglichenheit im allgemeinen. Man kann die Frage, ob ein bestimmtes Verhalten einem bestimmten Menschen im Geschlechtsverkehr angemessen ist, so banal es anscheinend klingt, am zutreffendsten dahin beantworten: „Ja, wenn es ihm bekommt; nein, wenn es ihm nicht bekommt; ja, wenn er sich danach wohlfühlt; nein, wenn er sich danach nicht wohlfühlt.“

Allerdings gilt die auf hygienischem und medizinischem Gebiet stets so schwierige Entscheidung, ob „danach“ auch „deswegen“ bedeutet, auf diesem Gebiet in besonders hohem Grade, weil sexuelle Überlieferungen, Vorstellungen, Autosuggestionen, Bedenken und Skrupel verschiedenster Art die Wirkung, Nachwirkung und Nebenwirkung nicht so eindeutig hervortreten lassen, als es bei ganz unvoreingenommener Beurteilung des Eigenbefindens der Fall sein würde.

Das normale Gefühl nach vollzogenem Geschlechtsverkehr ist das, welches in dem Worte „Befriedigung“ einen recht entsprechenden Ausdruck gefunden hat. Mann und Weib sind befriedigt, wenn der geschlechtliche Drang, ihre Erregung, Unruhe und Spannung sich im Orgasmus gelöst haben und, nachdem die Höchstlust beim Manne schneller, beim Weibe langsamer abgeklungen ist, ein die Entspannung vollendender Zustand einer angenehmen Erschlaffung und behaglichen Mattigkeit

eingetreten ist, der vielfach dann in einen erquickenden Schlummer übergeht. Ich bin mit meinem Freunde Hermann *Rohleder* der Meinung, daß der bereits früher (I. 297) angeführte Ausspruch des *Galen*: *Triste est omne animal post coitum, praeter mulierem gallumque* (traurig ist jedes lebende Wesen nach dem Koitus außer dem Weibe und dem Hahn), soweit sein Inhalt für den Mann tatsächlich zutrifft, kein natürliches Verhalten darstellt und darstellen kann. Die natürliche Empfindung post coitum ist vielmehr ein Gefühl der Erleichterung, wunschloser, lebensfroher Zufriedenheit. Fast immer läßt sich in den Fällen, wo über Gemütsverstimmung, Übelkeit und sonstige Unlustgefühle nach dem Verkehr geklagt wird, nachweisen, daß diesen Beschwerden eine nervöse reizbare Schwäche der Klagenden zugrunde liegt, oder daß die Sexualhandlung aus irgendeiner Ursache nicht zu einer völligen Entspannung geführt hat.

Zu der Häufigkeit dieses unbefriedigten Zustandes trägt viel die unzureichende Lösung sexueller Fragen in der Gegenwart bei. Der harmonischen Entspannung können Vorstellungen hemmend im Wege stehen, die als sogenannte Gewissensbisse, sei es mit, sei es ohne Berechtigung, verstimmend wirken. Mechanische Störungen, wie schwache Erektion, frühzeitiger Erguß, Gefühlskälte der Frau, können ähnliche Folgen haben, auch gewisse absichtliche Störungen, wie die Bemühungen, die gefürchtete Befruchtung zu verhindern.

Alle diese Dinge beeinflussen den sexuellen Reizablauf im ungünstigen Sinne, meist ohne daß der Mensch sich der störenden Ursache als solcher bewußt wird, und bringen den Energiewechsel im Geschlechts- und Seelenleben in erhebliche Unordnung; die nachteilige Wirkung ist eine ganz ähnliche wie bei der Selbstbefriedigung, wo es auch an einer harmonischen Entspannung der ganzen Körperseele fehlt. Diese aber ist es, welche der Verkehr der Geschlechter und der Geschlechtsverkehr herbeiführen soll in gefühlsmäßiger (am besten unausgesprochener) Übereinstimmung und Ergänzung zweier Menschen, die sich in Liebe suchen und ergänzen. Dieser Akkord ist auch die unerläßliche Grundlage einer glücklichen Ehe.

Aus der geschlechtlichen Harmonie zweier Körperseelen, wie sie auch immer in der unendlich großen Zahl von Verbindungsmöglichkeiten zweier Menschen entstanden sein mag, erwächst dann jenes wundersame Glücksgefühl, das selbst einen Dichter wie *Esaías Tegnér*, den Verfasser der „*Frithjofsage*“ und *Bischof von Wexiö* (1782 – 1846), zu den Worten begeisterte:

„O Liebe! Erd' und Himmels Sonne!
Du Atemzug der Seligkeit!
Von Gott gesandt zu Lust und Freud,
Im Kampf ums Dasein Licht und Wonne!
Du Herz im Busen der Natur,
Du Trost für den, der Schmerz erfuhr!“

XVI. KAPITEL

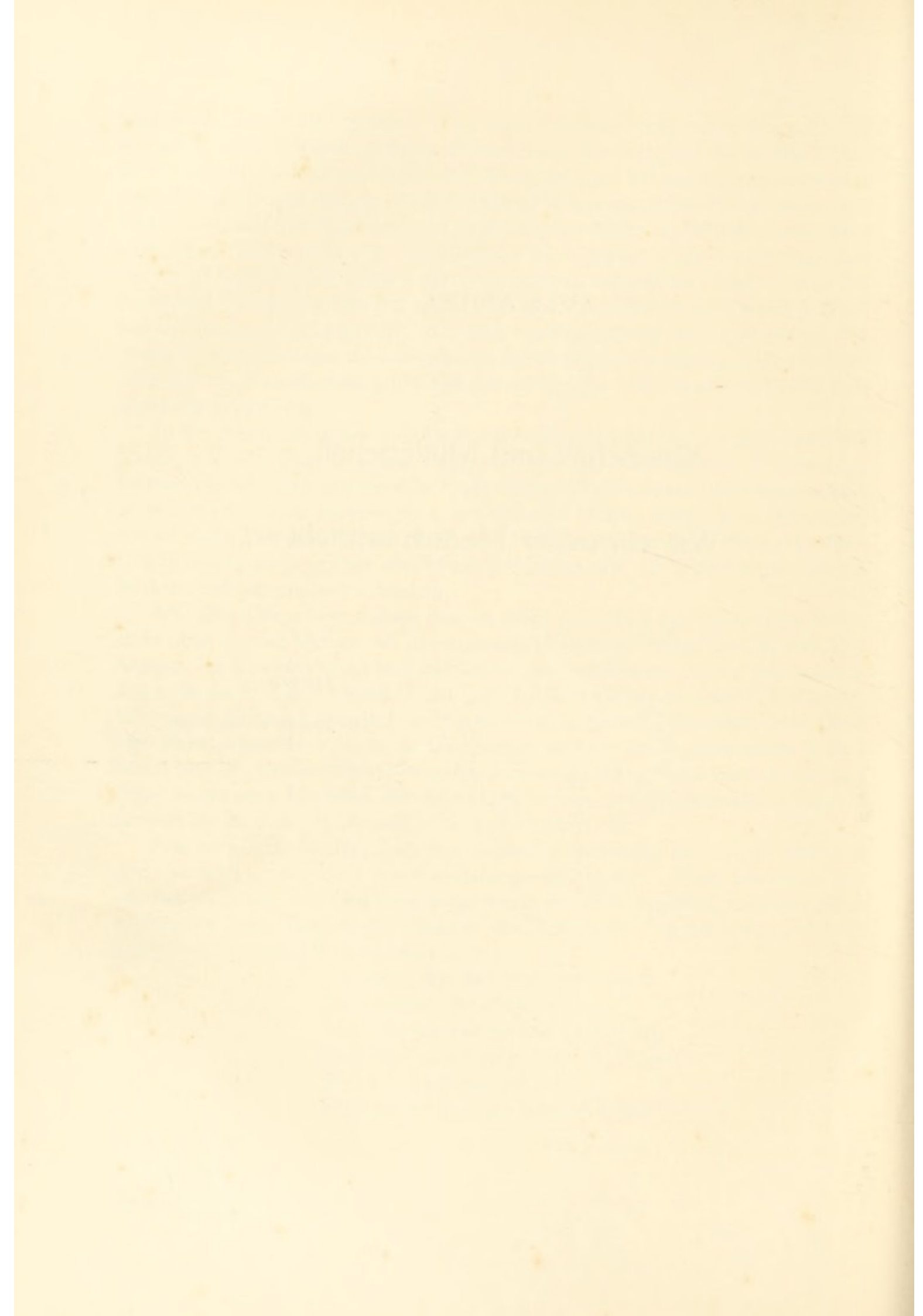
Vaterschaft und Mutterschaft

Wie ein neuer Mensch entsteht

Motto:

Der Mensch ist eitel Zufall.

Solon bei Herodot, I. 32.



Wie das Leben die Liebe, so bringt die Liebe das Leben hervor – nicht nur in Form der Zeugung neuer Lebewesen, sondern in dem viel umfassenderen Sinne jeder Zeugung, jeder Erzeugung neuer Werte, ja jedweder Produktivität (von *producere* = hervorbringen). Die Entstehung eines neuen Menschen ist ohne Zweifel eine der wichtigsten, für den Bestand der Menschheit sicherlich die wichtigste Liebesfolge, doch geht die lebendige, schöpferische Kraft der Liebe weit über diesen Einzelfall hinaus. Im letzten Grunde ist Leben und Lieben eins; wer nicht liebt, ist das, was *Tolstoi* einmal einen „lebenden Leichnam“ nannte.

In diesem Kapitel soll uns nun allerdings nur der Sonderfall beschäftigen, der sich unmittelbar an das im letzten Abschnitt Geschilderte, an den Geschlechtsverkehr anschließt. Wir wollen jetzt den werdenden Menschen

von der Zeugung bis zur Säugung

begleiten. Da müssen wir zuvörderst zwischen dem letzten und diesem Kapitel einen Trennungsstrich ziehen, der nicht übersehen werden darf. Alle bisherigen Geschlechtshandlungen waren mehr oder weniger willkürliche; wohl bestand in der Liebeswahl eine im Wesen der Geschlechtspersönlichkeiten begründete Gebundenheit, aber die sexuelle Betätigung war fast bis zum letzten inneren Hemmungen zugänglich. Was nun, nach dem Abklingen des Orgasmus erfolgt, ist dem Willen, ja zunächst sogar dem Bewußtsein des Mannes und Weibes entzogen, höchstens ein Wünschen oder Nichtwünschen kommt noch in Frage. Wir sind versucht, an das Wort Mephistos im „Faust“ zu erinnern:

Das Erste steht uns frei,
Beim Zweiten sind wir Knechte.

Die Tatsache, daß das Kind in seiner körperseelischen Wesenheit zwar zu gleichen Teilen von Vater und Mutter abstammt, daß sich aber wie bei allen Säugetieren, so auch beim Menschen sein eigentlicher Ursprung und seine Entwicklung durch die Vereinigung der Samen- und Eizelle im Mutterleibe und nicht im Vaterleibe vollzieht, führt zu einer eigenartigen, hochwichtigen Folge: Von dem Augenblick an, wo die männlichen Samenzellen durch den Verkehr in das weibliche Geschlechtsorgan eingedrungen sind, ist der Vater für das werdende Kind biologisch bedeutungslos. Seine Bedeutung ist von jetzt ab nur noch eine soziologische (= gesellschaftliche), indem er für den „materiellen“ Unterhalt des Kindes bis zu seiner Selbständigkeit sorgt – oder auch nicht sorgt. Seltsam, daß selbst in diesem „Materiellen“ der Vater eine mütterliche Aufgabe erfüllt; materiell leitet sich von *mater* = Mutter ab, *Materie* bedeutet etwas stofflich Urwüchsiges und Grundlegendes, so wie es der Mutterboden ist.

Rein biologisch betrachtet entwickelt sich das Kind im Mutterleibe nach der Samenablegung ohne Zutun des Vaters; ja, es kann der Fall eintreten, daß der Vater des Kindes vor seiner Zeugung stirbt — daß er nicht die Geburt seines Kindes erlebt, war namentlich im Kriege ein alltägliches Ereignis — dann nämlich, wenn die innere Befruchtung erst einige Tage nach der Begattung (Besamung) eintritt und der Vater gerade in diesen Tagen vom Tode ereilt wird, vielleicht sogar, wie wir es beschrieben, im oder kurz nach dem Geschlechtsakt einen tödlichen Schlaganfall erleidet. Die Lebensmöglichkeit eines Kindes wird dadurch nicht im geringsten betroffen, sowenig wie das eines Insektenkindleins, dessen Vater im Moment der Zeugung sein Eigenleben zu beschließen pflegt.

Es kommt ja leider auch oft genug vor, daß der Vater alsbald nach der Zeugung auf und davon geht und die Mutter mit ihrem werdenden Kind allein läßt. Ich erlebte sogar mehrfach Fälle, in denen Mütter „in gekränkter Unschuld“ oder aus „verletztem Stolz“ den Erzeuger ihrer Kinder nie wissen ließen, daß sie von ihm ein Kind empfangen und geboren hatten. Ein Fall ist mir besonders lebhaft in Erinnerung geblieben. Ein älteres Fräulein aus gutbürgerlich preußischer Beamtenfamilie, die viele Kinder und geringe Mittel besaß, ging auf die Anzeige in einer für solche Inserate bekannten Wochenschrift in das vornehme Haus eines englischen Landadligen als deutsche Erzieherin. Es währte nicht lange, da hatte es der Sohn und Erbe des großen Besitzes, ein junger Lord von zwanzig Jahren, so weitgebracht, daß sich ihm die deutsche Bonne, von seinen Nachstellungen geschmeichelt, ergab, ohne die verhängnisvolle Bedeutung des Schrittes zu ahnen, zu dem sie sich in unbestimmter, unbefriedigter Sehnsucht bereit fand. Als sie bald darauf ein ihr unerklärliches Unbehagen verspürte, vertraute sie sich einer Londoner Ärztin an; von ihr erfuhr sie, daß sie Mutter eines Kindes werden würde. Am Tage nach dieser Entdeckung verschwand sie ohne ein Wort des Abschieds oder der Erklärung aus ihrer Stellung, wurde auf einem Schiffe Stewardess und kam nach Athen, wo sie einen Knaben zur Welt brachte. Drei Wochen nach seiner Geburt kehrte sie nach Deutschland zurück und arbeitete hier von früh bis spät für das „heimliche“ Kind (auch ihre Eltern erfuhren nie von seiner Existenz), das sie in Griechenland beließ. Das tat sie siebzehn Jahre, dann sah sie ihn zum erstenmal in Berlin wieder. Die Ähnlichkeit mit seinem ihr verhaßten Vater erschreckte sie. Damals suchte sie mich auf, weil sie ihn für „erblich belastet“ hielt. Es war merkwürdig, zu beobachten, wie Mutter und Sohn sich zueinander verhielten, als sie sich nun persönlich kennen lernten. Bei beiden bestand anfangs ein sehr starkes Gefühl der Fremdheit, das die Mutter allmählich, der Sohn nie überwand.

Über die soziale Bedeutung der Unehelichkeit wird in anderem Zusammenhang ausführlicher zu sprechen sein. Hier sei nur die Frage erörtert, ob es möglich ist, aus dem naturgesetzlichen Verlauf des Fortpflanzungsvorganges heraus die Vaterschaft eines bestimmten Mannes an einem bestimmten Kinde festzustellen. Da der Vater auf den Lebensprozeß des Kindes nach erfolgter Begattung keinen unmittelbaren Einfluß mehr hat, ist es klar, daß eine positive Feststellung der Vaterschaft sich nur auf Zusammenhänge stützen kann, welche bereits durch die väterliche *Keimzelle* in das kindliche Leben mitgebracht werden. Alle Gesichtspunkte, welche unter den Begriff der Vererbung fallen, können hier von Bedeutung sein. So sehr wir aber zu der Annahme berechtigt sind, daß die Persönlichkeit des Kindes zur Hälfte durch

die in den Chromosomen der Samenzelle enthaltenen väterlichen Erbstoffe eindeutig bestimmt ist, die Einzelanalyse dieser väterlichen Erbelemente in einem Kinde scheitert an unserer noch so lückenhaften Kenntnis der Vererbungsvorgänge. Denn wenn wir auch schon in mancher Hinsicht über die Gesetze der Heredität (= Vererbung) ganz gut unterrichtet sind, so fehlt uns doch gerade die zweifelsfreie Antwort auf die wichtigste Frage: Von welchen Vorfahren stammen die einzelnen Erbeigenschaften? Deshalb ist es nicht möglich, die Vaterschaft mit völliger Sicherheit objektiv festzustellen. Prägt sich das väterliche Erbteil bei einem Kinde gerade in äußerlich auffallender Weise in der Ähnlichkeit der Körperformen, besonders der Gesichtsbildung aus, so gewinnt bei vorhandener Ungewißheit die Vaterschaft zwar an Wahrscheinlichkeit, wird aber nicht sicher. Es könnte beispielsweise die Frage auftauchen, ob nicht der Bruder oder sogar der Sohn des vermuteten Vaters der wirkliche Vater ist, denn man findet sehr häufig, daß die Kinder einem Blutsverwandten ihres Vaters äußerlich ähnlicher sehen als dem Vater selbst. In Schillers „Don Carlos“ findet sich im vierten Akt jener kurze Auftritt, der diese Zweifel anschaulich wiedergibt. Der König sitzt in einem Sessel, neben ihm die junge Infantin Clara Eugenia; dann heißt es:

„König (nach einem tiefen Schweigen): Nein! das ist dennoch meine Tochter — Wie kann die Natur mit solcher Wahrheit lügen?

Dies blaue Auge ist ja mein! Find' ich

In jedem dieser Züge mich nicht wieder?

Kind meiner Liebe, ja, du bist's. Ich drücke

Dich an mein Herz — du bist mein Blut. (Er stützt und hält inne.)

Mein Blut!

Was kann ich Schlimmres fürchten? Meine Züge,

Sind sie die seinigen nicht auch?

(Er hat das Medaillon in die Hand genommen und sieht wechselweise auf das Bild und in einen gegenüberstehenden Spiegel — endlich wirft er es zur Erde, steht schnell auf und drückt die Infantin von sich.)

Weg, weg!

In diesem Abgrund geh' ich unter.“

Bei der großen praktischen Bedeutung, welche die Vaterschaftsbestimmung besitzt, ist es nicht verwunderlich, daß man immer wieder versucht hat, Methoden ausfindig zu machen, die eine objektiv einwandfreie Klärung der geheimnisvollen Zusammenhänge ermöglichen. Auf dem Grundgedanken der Erbähnlichkeit beruht die erste der exakten Vergleichsmethoden, welche in den letzten Jahren besondere Beachtung gefunden hat. Wir berührten schon an anderer Stelle die Tatsache, daß man mit vollkommener Sicherheit an den Papillarlinien der Fingerspitzen die Identität einer Person festzustellen imstande ist. Dieses Verfahren, die sogenannte Daktyloskopie, ist ein unentbehrliches Hilfsmittel unserer modernen Polizeiwissenschaft geworden; das zeigte erst kürzlich eindringlich der Fall des durch seinen Mordprozeß

und das nach seiner Begnadigung von ihm verfaßte Buch „Mein Prozeß“ (Ullstein, Berlin 1925) bekannt gewordenen Rechtsanwalts Karl *Hau*. In der Villa d'Este in Tivoli bei Rom hatte sich ein unbekannter Herr erschossen; über seine Person fehlten alle Anhaltspunkte. Da nahm man seinen Fingerabdruck und telegraphierte ihn an die Polizeibehörden der europäischen Hauptstädte. Als bald traf aus Wien die Antwort ein, es müsse Rechtsanwalt *Hau* sein, und er war es. In den skandinavischen Ländern hatte man nun schon seit längerer Zeit den Gedanken erwogen, ob nicht die Papillarlinien eines Kindes mit denen seines Vaters oder seiner Mutter gesetzliche Übereinstimmungen erkennen ließen, auf die sich dann der Nachweis der Vaterschaft und Mutterschaft stützen ließe. Eine Gleichheit der Fingerabdrücke von Eltern und Kindern kommt zwar nicht in Betracht, wie sich jeder auch durch Augenschein leicht überzeugen kann, die Frage ist vielmehr nur die, ob sich hinsichtlich der *Ähnlichkeit* irgendwelche sicheren Anhaltspunkte ergeben. Solche Untersuchungen wurden angestellt von der norwegischen Professorin Dr. Cristine *Bonnevie* und dem dänischen Daktyloskopen *Bucky*. Das Ergebnis scheint mir nach den bisher vorliegenden Berichten kein eindeutiges zu sein, womit natürlich nichts gegen die grundsätzliche Möglichkeit gesagt ist, daß solche gesetzlichen Zusammenhänge nicht noch einmal aufgedeckt werden können.

Vorläufig müssen wir es aber zum mindesten als verfrüht bezeichnen, wenn in Alimentationsprozessen, wie es von dänischen Gerichten mitgeteilt wird, bereits daktyloskopische Vergleiche als Beweismittel zur Feststellung der Vaterschaft herangezogen werden. Befunde, welche vielfach an Zwillingen gemacht wurden, sprechen sogar sehr gegen einen derartigen Zusammenhang: So hat man bei Zwillingen aus einem Ei, die sich häufig einander so ähnlich sind, daß sie kaum voneinander unterschieden werden können und die auch immer gleiches Geschlecht haben, dennoch stets verschieden gezeichnete Papillarlinien gefunden, und in einem der äußerst selten vorkommenden Fälle von eineiigen Drillingen, den der Rotterdamer Polizeinspektor *Tas* eingehend daktyloskopisch untersuchte, zeigte sich, daß die Fingerabdrücke der sich sonst völlig gleichenden Drillinge — es waren drei Mädchen — ganz verschiedenen Typen angehörten: der Abdruck von Lucia zeigte Spiralforn, der Margaretas Schlingenform, während der von Hendrika eine Mischung von Schlingen- und Spiralforn aufwies.

Wir können daher nur den Ausführungen beipflichten, mit denen sich vor einiger Zeit ein ungenannter Schriftsteller gegen *Bucky* wandte; er meinte: „Die Linien an den Fingern der Menschen zeigen eine derart feine und regelmäßige Zeichnung, variieren an Eigenart in solchem Maß, daß alle Mitglieder der Menschheit genau unterschieden werden können. Axiom (= Lehrsatz) der Daktyloskopie ist: Es hat noch nie zwei völlig gleiche Fingerabdrücke gegeben und wird auch nie welche geben. So kann beim Feststellen der Vaterschaft der „Identität“ (= völlige Übereinstimmung) keine Rolle zufallen. Bliebe die Ähnlichkeit. Die Papillarlinien lassen stets ein gewisses Regelmäß erkennen. Es gibt bogenförmige, schlingenförmige, einer Uhrfeder vergleichbare, andere wieder, die aus der Verbindung zweier Schlingen oder einer Schlinge und einer Spirale bestehen. Finger-

abdrücke zeigen ausschließlich diese Formen. Äußerst selten ist, daß ein Fingerabdruck eine Abart obiger Formen darstellt. Das daktyloskopische System *Gaston-Henry* kennt nur neun Fingerabdruckvarianten. Von diesen bildet allein die Schlingenzeichnung 65% der Gesamterscheinungen, so daß unter den 1821 Millionen Bewohnern der Erde bei 1183,6 Millionen die Schlingenform zu finden ist. Bei „Ähnlichkeit“ ließe sich die Vaterschaft demnach von jedem zweiten Mann geradezu behaupten. Eine „Familienähnlichkeit“ aber, auf die sich *Bucky* und seine Anhänger berufen, gibt es nicht.“

Aussichtsvoller, aber vorderhand auch noch nicht viel sicherer als die daktyloskopische Vergleichsmethode ist

die vergleichende Blutreaktion,

welche man neuerdings von verschiedenen Seiten und in sehr verschiedener Weise empfohlen hat. Man hofft so direkt die „Bluts-Verwandtschaft“ feststellen zu können, und da es ja den Gerichtschemikern bereits seit langem geläufig ist, selbst noch bei alten Blutflecken durch bestimmte Reaktionen zu ermitteln, ob diese von Menschen- oder Tierblut stammen, dürfte es wohl auch nur eine Frage der verfeinerten Technik und damit eine Frage der Zeit sein, daß man aus zwei menschlichen Blutproben den Grad der Blutsverwandtschaft bestimmen kann. Daß es bislang aber noch nicht gelungen ist, dieses Problem mit vollkommener Zuverlässigkeit zu lösen, geht deutlich aus den Angriffen hervor, mit denen sich die Entdecker der einen Methode gegen die der anderen wenden. Darum erscheint uns ebenso übereilt wie die vorher erwähnten dänischen Entscheidungen eine vor kurzem (6. 5. 1926) von einem Berliner Gericht aus gleichem Anlaß gefällte, die wörtlich lautet:

„Beschuß in Sachen H. gegen R.

1. Zwecks Feststellung, ob die Klägerin offenbar nicht von dem Zeugen L. erzeugt sein kann, soll eine Blutuntersuchung der Klägerin („Klägerin“ ist das neugeborene Kind, um dessen Vaterermittelung es sich handelt. Der Verf.) ihrer Mutter, des Beklagten und des Zeugen L. vorgenommen und anschließend ein schriftliches Gutachten des gerichtlichen Sachverständigen über das Ergebnis der Untersuchung eingeholt werden.

2. Die Beweisaufnahme wird davon abhängig gemacht, daß die Klägerin binnen zwei Wochen das Einverständnis der Zeugen H. und L. beibringt“

Unter den Tieren, einschließlich den Haustieren, ist es, wenn wir von den Fällen künstlicher Züchtung absehen, die Regel, daß man nur die Mutter, aber nicht den Vater der Jungen kennt. Die einzige natürliche Ausnahme bilden die in „Einehe“ lebenden Tiere, die man besonders bei verschiedenen Vogelarten beobachtet hat; wenn man, streng genommen, auch hier nur von einer Wahrscheinlichkeit der Vaterschaft sprechen kann, so darf aus diesen Erscheinungen in der Tierwelt immerhin der Schluß gezogen werden, daß für die Sicherstellung der Vaterschaft die Ehe eine verhältnismäßig größere Gewähr bietet als außereheliche Beziehungen.

Das Gesetz hat sich über alle diese Schwierigkeiten dadurch hinwegzuhelfen gesucht, daß es kurz und bündig erklärt: „Für alle in der Ehe geborenen Kinder gilt der eingetragene Ehemann als Vater.“

In der Dichtkunst ist das Vaterschaftsproblem mehrfach Gegenstand künstlerischer Bearbeitung geworden. Am ergreifendsten hat *Strindberg* die tragische Seite dieses Problems in seinem Drama „Vater“ geschildert. Der Zweifel an der Vaterschaft wird hier zu einer fesselnden Wahnidee; der „Vater“, dem seine geliebte Tochter das einzige auf der Welt geblieben ist, wird von der Zwangsidee befallen, daß eigentlich kein Vater genau wissen könne, ob das geliebte Kind wirklich sein Fleisch und Blut ist. In naturgetreuer Wiedergabe der Entwicklung einer Zwangsidee – diese naturgetreue Schilderung lag *Strindberg*, der selbst zu Zwangsvorstellungen neigte – wird der Gedanke: dieses Kind könnte vielleicht gar nicht mein Kind sein, zu der Überzeugung: es ist ja gar nicht mein Kind; und der Vater, der sich so des letzten Haltes in der Welt beraubt sieht, verfällt darüber in geistige Umnachtung.

Wie uralt auch auf Kindesseite solche Zweifel sind, lehrt uns die Stelle aus *Homers* „Odyssee“ (I. 216/17), an der es heißt:

„Meine Mutter, die sagt's, er sei mein Vater; doch selber

Weiß ich's nicht; denn von selbst weiß niemand, wer ihn gezeuget.“

In der Weltgeschichte spielt die Unbestimmbarkeit des Vaters gleichfalls eine erhebliche Rolle. Es sei, um nur ein einziges Beispiel zu geben, Kaiser Paul von Rußland (geb. 1754, Zar 1796, ermordet 1801) erwähnt. Er war der Sohn Katharinas der Großen (geb. 1729 in Stettin, Zarin 1762, gestorben 1796), der er auf den Thron folgte. Von ihm stammen in unmittelbarer Reihenfolge die drei Alexander und beiden Nikolaus ab, mit denen die dreihundertjährige Geschichte der *Romanows* ihren blutigen Abschluß fand. In den Kreisen der russischen Gesellschaft war es alte Überlieferung, daß Katharinas offizieller Gemahl, der kurz nach seiner Thronbesteigung (1762) ermordete Schwächling Peter III., dessen sexuelle Impotenz ein ebenso offenes Geheimnis war wie seine geistige, wohl nominell (= dem Namen nach), aber nicht in Wirklichkeit der Vater Kaiser Pauls war, daß als solcher vielmehr nur einer ihrer vielen schönen kräftigen Günstlinge in Frage kam, deren sie von Sergius *Soltikow* und Stanislaus *Poniatowski* bis zu Gregor *Potemkin* nicht weniger als dreizehn „verbraucht“ haben soll.

Den äußeren Umständen nach lassen sich verschiedene Fälle von zweifelhafter Vaterschaft unterscheiden, solche, in denen die Mutter den eigentlichen Vater des Kindes kennt, aber verheimlicht und solche, in denen die Mutter selbst über die Vaterschaft des Kindes im unklaren ist. Im ersten Falle handelt es sich entweder darum, daß von einer Mutter für ein uneheliches Kind ein anderer als der wirkliche Vater benannt wird, meistens weil sie die Zukunft ihres Kindes zu verbessern hofft (ich habe mich in einer ganzen Reihe solcher Fälle über die von einer Frau bekundete, von dem angegebenen Mann aber entschieden bestrittene Zeugungsfähigkeit gutachtlich äußern müssen), oder es liegt so, daß ein in der Ehe geborenes Kind nicht vom Ehegatten, sondern aus einem außerehelichen Verkehr mit einem anderen Manne stammt.

Zahlreiche Scherze, die man sich im Volke erzählt, weisen auf die Häufigkeit solcher Vorkommnisse hin — von dem Vater, der sein Kind „unverwandt“ ansieht, und dem Pfarrer, der den Spruch: „Dank dem Herrn, der über uns wohnt“, bei der Taufe so eigenartig betont, bis zu der falschen Akzentuierung (= Betonung) der Worte, mit denen in *Schillers* Drama „Die Räuber“ Franz Moor seinen Vater anredet: „Bist du auch wohl mein Vater?“, den Ton auf *Vater* anstatt auf *wohl* setzend.

Unser deutsches Gesetz (§ 1717 BGB.) macht die — unterhaltspflichtige — Vaterschaft davon abhängig, wer der Mutter innerhalb der Empfängniszeit — als solche gilt der von der Entbindung zurückgerechnete 181. bis 302. Tag einschließlich — beigewohnt hat. Doch wird der Anspruch der Mutter hinfällig, wenn nachgewiesen werden kann — eine Beweisführung, die in der Gerichtssprache kurz „die Einrede“ heißt —, daß in dieser Zeit noch einer oder mehrere andere mit der Mutter im Geschlechtsverkehr standen. In der sehr weit gesteckten Empfängniszeit sowie in dem einschränkenden Nachsatz (der sogenannten „exceptio plurium“, zu ergänzen „cumbentium“, das heißt: „dem Einwand, daß mehrere Personen der Kindesmutter beigewohnt haben“) kommt die ganze Schwierigkeit der Vaterschaftsbestimmung zum Ausdruck.

Mir sind Fehlurteile bekannt geworden, die so weit gingen, daß Männer zur Zahlung von Alimenten verurteilt wurden, die überhaupt nicht mit der Kindesmutter (die Gegenteiliges behauptete) im Geschlechtsverkehr gestanden hatten, ja völlig beischlafs- und zeugungsunfähig waren. Aber auch daß sich jemand fälschlich selbst der Vaterschaft beziehtigt (auch wider besseres Wissen), kommt gelegentlich vor. Einer der seltsamsten Fälle, in denen ich als Gutachter zugezogen wurde, war der folgende: Zwei gleichgeschlechtlich gerichtete Frauen lebten zusammen; beide liebten sich sehr, die eine war von sehr männlichem Wesen, kleidete sich seit langem als Mann, hatte (seit dem Kriege) einen männlichen Beruf (Briefträger) und besaß auch die Erlaubnis, einen geschlechtsneutralen Vornamen zu führen. Eines Tages wurde die mehr weiblich veranlagte Freundin schwanger. Auf dringliches Vorhalten der Freundin blieb sie fest dabei, daß jeder anderweitige Verkehr ausgeschlossen sei. Als sie nun niederkam, ging die in Männerkleidern lebende Frau zum Standesamt, meldete sich als den Kindesvater an und übernahm auch im vollsten Umfange die Vaterschaftspflichten. Einige Jahre später entstand ein Streit zwischen dem angeblichen Vater des Kindes und dem Bruder der Frau. Nachdem der eine den andern wegen eines Eigentumsvergehens angezeigt hatte, erstattete dieser eine Betrugsanzeige: dadurch begangen, daß er, der überhaupt kein Mann sei, sich bei der Behörde als Vater ausgegeben habe. Ich wurde gutachtlich vernommen und mußte bekunden, daß tatsächlich die körperlichen Voraussetzungen der Vaterschaft bei dem Angeschuldigten nicht nachweisbar waren; er, sie oder es hatte vielmehr regelmäßige Menstruationen wie auch alle sonstigen körperlichen Zeichen der Weiblichkeit. Männliche Fortpflanzungswerkzeuge fehlten völlig, so daß, wenn auch männliche Geschlechtscharaktere seelisch in hohem Maße vorhanden waren, die Vaterschaft objektiv nicht angenommen werden konnte. Dagegen lag bei dem über das Geschlechtsleben völlig unaufgeklärten Angeschuldigten sehr wohl die Möglichkeit vor, daß subjektiv bei ihm die Überzeugung seiner Vaterschaft bestanden habe.

Die Gesetzgebung ist in dieser so bedeutsamen Frage in den verschiedenen Ländern verschiedene Wege gegangen. So galt bis zum Jahre 1912 in Frankreich die

Bestimmung des Napoleonischen „code civil“ (Art. 340): „La recherche de la paternité est interdite“ (= das Nachforschen nach der Vaterschaft ist untersagt). Der Beweggrund zu dieser inhumanen (= unmenschlichen) Bestimmung, die im Gegensatz steht zu vielen Fortschritten, durch die sich im übrigen die Sexualgesetzgebung Napoleons I. auszeichnet, soll in erster Linie ein bevölkerungspolitischer gewesen sein: Hebung der Geburtenziffer; doch dürfte wohl die Tatsache, daß sich die Vaterschaft in den wenigsten Fällen mit Sicherheit feststellen läßt, bei dieser Bestimmung unterstützend mitgewirkt haben.

In erfreulichem Widerspruch zu dem früheren französischen steht das norwegische Gesetz vom Jahre 1915. Dieses Gesetz trennt die Klage auf Feststellung der Vaterschaft von der Unterhaltsklage, indem es zwar bei der Feststellung der Vaterschaft die „exceptio plurium“ bestehen läßt, letztere jedoch bei der Unterhaltspflicht aufhebt und alle die zu gleichen Teilen unterhaltspflichtig macht, die nach dem Zeitabstand zwischen Verkehr und Geburt Vater sein könnten. Wenn also die Mutter eines unehelichen Kindes in der Empfängniszeit mit zehn verschiedenen Männern Verkehr gehabt hat, so wird zwar keiner als der tatsächliche Vater angesehen, alle zehn aber müssen den Unterhalt des Kindes bestreiten, während es bei uns in diesem Falle keiner von ihnen braucht. Die neue russische Gesetzgebung hat diesen Begriff der

K o l l e k t i v v ä t e r

gleichfalls übernommen. Sämtliche Männer, die mit einem Mädchen in der Empfängniszeit verkehrt haben, teilen sich in die Pflichten der Vaterschaft.

Die Unsicherheit der Vaterschaft ist um so tragischer, wenn man berücksichtigt, daß der Anteil des Vaters an der körperseelischen Gestaltung des Kindes ebenso groß, ja vielleicht nach Meinung einiger noch größer als der der Mutter ist. Die klassischen Worte, die der griechische Dichter *Äschylos* in seinen „Eumeniden“ Apollo in den Mund legt: „Die Mutter ist nicht die Erzeugerin ihres Kindes, sondern sie ist die Ernährerin des neugesäeten Sprößlings. Der Vater zeugt, und sie bewahrt wie die Gastfreundin dem Gaste die Frucht, wenn nicht der arge Zufall sie zerstört“, sind noch keineswegs widerlegt. Ich selbst habe auf Grund eigener Beobachtungen in der Praxis den Eindruck gewonnen, daß die Masse der Erbinheiten, welche durch den männlichen und weiblichen Zellkern mit der Befruchtung auf ein Kind (gleichviel welchen Geschlechtes) übergeht, ungefähr gleich groß sein dürfte und nur die Mischung der beiderseitigen Erbkomponenten in jedem einzelnen Fall verschieden ist.

Besteht alles in allem die alte Formel der Römer: „pater semper incertus“ (= der Vater ist stets unsicher) trotz Blutprobe und anderen Methoden auch heute noch zu Recht, und bleibt uns füglich nichts anderes übrig, als zu erklären: „Vaterschaft ist Vertrauenssache“, so bewegen wir uns bei der Feststellung der Mutterschaft auf „Mutterboden“, das will besagen auf festerem Grunde. Durch diese Sicherheit wird mancher Schmerz in schwerer Stunde aufgewogen, und wer Väter kennengelernt hat, die gern die Wehen der Geburt um der Gewißheit willen in den Kauf ge-

nommen hätten, wird die strahlende Glückseligkeit verstehen, mit der in *Strindbergs* „Vater“ Laura mitten in der Katastrophe, in der ihr Gatte, der arme Rittmeister, seine Zweifelsucht und Eifersucht mit der Zwangsjacke und dem Tode bezahlt, Berta an sich reißt und ausruft: „Mein Kind! mein eigenes Kind!“ Hinsichtlich der Vererbungsmerkmale verhält es sich zwar ebenso, wie wir es vorher bei der Vaterschaft ausführten: aus den Erbgleichheiten zwischen Mutter und Kind ließe sich eine zweifelhafte Mutterschaft nicht entscheiden. Namentlich ist selbst auf die „sprechendste“ Ähnlichkeit kein unbedingter Verlaß. Aber die weitgehende körperliche Bindung des Kindes an die Mutter in der Zeit seines Werdens, sein Heranreifen im Mutterleib, die Niederkunft, bringen es mit sich, daß ein Zweifel an der Mutterschaft zu den größten Seltenheiten gehört. Die einzigen Fälle, welche die Frage nach der Mutterschaft zuweilen unlöslich machen, sind

die Kindesaussetzung und die Kindesunterschiebung.

Erstere, eine ausnahmslos soziologisch bedingte Erscheinung — ihr klassischer Vertreter ist *Moses*, der im Schilf des Nils ausgesetzt, von einer Tochter Pharaos aufgefundene und erzogene Gesetzgeber der Juden —, wollen wir später (bei Besprechung der „Findlinge“) erörtern. Die Kindesunterschiebung hat aber auch eine biologische Bedeutung; sie findet sich schon bei den Tieren nicht selten in dem Sinne, daß ein neugeborenes Kind mit oder ohne Wissen der Mutter mit einem fremden vertauscht wird, das dann die Mutter wie ihr eigenes nährt. Erinnerung sei auch an die Gewohnheit des Kuckucks, seine Eier in fremde Nester zu legen und von anderen Vögeln ausbrüten zu lassen, an das Ausbrüten von Enteneiern durch Hennen oder an die Aufzucht von jungen Löwen durch eine Hündin, wie sie erst kürzlich wieder im Berliner Zoologischen Garten zu sehen war.

Diese Vorgänge lehren gleichzeitig, daß der Mutterinstinkt nicht unbedingt an sein natürliches Objekt gebunden ist, wie ja in ähnlicher Weise auch bei vielen Frauen, welche nicht die Möglichkeit haben, ihre Muttergefühle einem eigenen Kinde zu schenken, eine Übertragung der mütterlichen Neigungen auf andere, an Kindes Statt angenommene, „adoptierte“, wie auch zur Pflege anvertraute kranke oder gesunde Kinder vorkommt. Von dem, was man in rührenden Erzählungen „die Stimme des Blutes“ genannt hat, ist im Leben selbst wenig zu spüren. Nicht nur kein Vater, sondern auch keine Mutter, und zwar weder eine Tier- noch eine Menschenmutter würden ein Kind, das sie niemals mit ihren Sinnesorganen wahrgenommen haben, als ihr „Fleisch und Blut“ erkennen können.

Gewiß wirkt sich die Mutterliebe beim eigenen Kinde am natürlichsten aus, aber im Tatsächlichen reicht ihre Wärme, Güte und Sorge ausstrahlende Kraft weit darüber hinaus. Wenn wir früher im Kapitel „Fetischismus“ eingehend die Tierliebe vieler alleinstehender Frauen erwähnten, so sei hier kurz darauf hingewiesen, daß selbst dabei die Beweggründe häufig genug in das Gebiet der unbefriedigten Mutterinstinkte hinüberreichen.

In alten Sagen findet sich zuweilen die Erzählung von Tieren, die sich ausgesetzter Kinder erbarmten und ihnen die Brust boten. So sollen bekanntlich *Romulus* und *Remus*, die Gründer der Stadt Rom, von einer Wölfin gesäugt worden sein. Wenn auch in der Literatur solche Berichte immer wiederkehren — man denke nur an Gustav Meyrinks reizende Tiergroteske „Der Löwe Alois“, der von Schafen großgezogen wurde, oder an die von Millionen Lesern aller Länder „verschlungene“ Geschichte von „Tarzan unter den Affen“ —, so muß demgegenüber doch einmal erklärt werden, daß es wissenschaftlich verbürgte Fälle, in denen menschliche Kinder von Säugetierweibchen großgezogen wurden, nicht gibt, so unendlich oft es auch mittelbar durch die dem Kinde dargereichte Tiermilch geschieht.

Es zeigt sich, daß die „untergeschobenen Kinder“ in der Tierwelt mit denen des fremden Muttertieres immer eine weitgehende Verwandtschaft haben, darum ist es wohl verständlich, daß eine Mutterhündin an Löwensäuglingen Ammendienste verrichtet, während aus diesem Grunde das gleiche Verhalten einer Wölfin oder eines anderen Tieres Menschen gegenüber sehr viel unwahrscheinlicher ist. Das hübsche Bild, durch dessen einprägsame Unterschrift man in Sowjetrußland die Mütter gemahnt, ihre Kinder selbst zu stillen: ein Kälbchen liegt neben einem Kindchen, zu dem es spricht: „Warum trinkst du die Milch meiner Mutter? Du hast doch selbst eine!“ hat zwar einen tiefen, aber doch nur symbolischen Sinn.

Die umstrittene Mutterschaft

hat auch ihr Spiegelbild in der Weltliteratur gefunden, meist allerdings in Verbindung mit Kindesraub. Knüpft doch das als Ausdruck höchster Weisheit und Gerechtigkeit gepriesene salomonische Urteil (1. Könige 3, 16–28) an einen solchen Vorgang an.

Der Bericht, an dessen knapper und *namenloser* Schilderung — was früher der Pranger war, ist für die Angeschuldigten von heute die Presse — sich mancher Gerichtsberichterstatter ein Beispiel nehmen könnte, lautet in der Übersetzung *Luthers*:

16. Zu der Zeit kamen zwei Huren zum Könige und traten vor ihn.

17. Und das eine Weib sprach: „Ach, mein Herr, ich und dies Weib wohneten in Einem Hause, und ich gebar bei ihr im Hause.

18. Und über drei Tage, da ich geboren hatte, gebar sie auch. Und wir waren bei einander, daß kein Fremder mit uns war im Hause, ohne wir beide.

19. Und dieses Weibes Sohn starb in der Nacht; denn sie hatte ihn im Schlaf erdrückt.

20. Und sie stund in der Nacht auf und nahm meinen Sohn von meiner Seite, da deine Magd schlief, und legte ihn an ihren Arm, und ihren toten Sohn legte sie an meinen Arm.

21. Und da ich des Morgens aufstund, meinen Sohn zu säugen, siehe, da war er tot. Aber am Morgen sah ich ihn genau an, und siehe, es war nicht mein Sohn, den ich geboren hatte.“

22. Das andere Weib sprach: „Nicht also; mein Sohn lebt, und dein Sohn ist tot.“ Jene aber sprach: „Nicht also; dein Sohn ist tot, und mein Sohn lebt.“ Und redeten also vor dem Könige.

23. Und der König sprach: „Diese spricht: „Mein Sohn lebt, und dein Sohn ist tot;“ jene spricht: „Nicht also; dein Sohn ist tot, und mein Sohn lebt.““

24. Und der König sprach: „Holst mir ein Schwert her!“ Und da das Schwert vor den König gebracht ward,

25. sprach der König: „Teilet das lebendige Kind in zwei Teile, und gebt dieser die Hälfte und jener die Hälfte.“

26. Da sprach das Weib, des Sohn lebete, zum Könige (denn ihr mütterlich Herz entbrannte über ihren Sohn): „Ach, mein Herr, gebt ihr das Kind lebendig und tötet es nicht!“ Jene aber sprach: „Es sei weder mein noch dein, laßt es teilen.“

27. Da antwortete der König und sprach: „Gebt dieser das Kind lebendig und tötet's nicht; die ist seine Mutter.“

Ein ähnliches Vorkommnis ist auch im „Kreidekreis“, den *Klabund* der chinesischen Geschlechts- und Gesellschaftsordnung entnahm, in poetischer Sinnfälligkeit dargestellt.

Als hier der Kaiser den strittigen Knaben in den Kreidekreis legen läßt und spricht:

„Und nun, ihr beiden Frauen,
Versucht, den Knaben aus dem Kreis zu ziehen
Zu gleicher Zeit. Die eine packe ihn am linken,
Die andere am rechten Arm. Es ist gewiß,
Die rechte Mutter wird die rechte Kraft besitzen,
Den Knaben aus dem Kreis zu sich zu ziehn.“

faßt *Heitang* nur den Knaben sanft an, während Frau *Ma* ihn brutal zu sich herüberzieht. Nach dem Grunde ihres Verhaltens gefragt, erwidert *Heitang*: „... ich vermag es nicht. Ich habe dieses Kind unter meinem Herzen getragen neun Monate. Neun Monate hab' ich mit ihm gelebt, neun Monate länger als andere Menschen... Wenn ich mein Kind nur dadurch bekommen kann, daß ich ihm die Ärmel ausreiße, so soll nur jene, die nie die Schmerzen einer Mutter um ihr Kind gespürt hat, es aus dem Kreis ziehen.“ Da spricht ihr der Kaiser das Kind zu.

Unter den Fällen von Kindesunterschiebung, die ich kennen lernte, war der bei weitem lehrreichste der gegen die Gräfin *Isabella Krwilecka* vom Jahre 1903. Ich möchte ihn unter den nahezu zweitausend Kriminalfällen, denen ich in meinem Leben als Sachverständiger oder Zuhörer beiwohnte (neben denen gegen den Fürsten *Philipp Eulenburg* wegen Meineids, den Apotheker *Heiser* wegen Abtreibung, den Rennfahrer *Breuer* in Trier, den Kaufmann *Herkmanns* in Genf und den Studenten *Meon* in Darmstadt wegen Raubmordes sowie den bereits kurz gestreiften gegen die Giftmischerinnen *Klein* und *Nebbe* in Berlin und den Menschenschlächter *Haarmann* in Hannover) als den psychologisch und forensisch (= gerichtsmedizinisch, von forum = Markt, der früheren Gerichtsstätte) merkwürdigsten bezeichnen.

Der § 169 des RStG., auf den die Anklage sich stützte, hat folgenden Wortlaut: „Wer ein Kind unterschleibt oder vorsätzlich verwechselt oder wer auf andere Weise den Personenstand eines anderen vorsätzlich verändert oder unterdrückt, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren und, wenn die Handlung in gewinnsüchtiger Absicht begangen wurde, mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bestraft.“

In der modernen Memoirenliteratur hat dieser Kriminalfall zwei ausgezeichnete Bearbeiter gefunden, von denen der eine so sehr von der Schuld wie der andere von der Unschuld der Angeklagten überzeugt ist. Der eine Bearbeiter ist der einstige Berliner

Kriminalinspektor Hans von *Tresckow* (in „Von Fürsten und anderen Sterblichen“, Erinnerungen eines Kriminalkommissars, bei Fontane & Co., Berlin 1922), der andere Maximilian *Harden*, der ihn im dritten Band seiner „Köpfe“ (der den Untertitel „Prozesse“ führt, im Verlag Erich Reiß, Berlin, 18. Aufl. 1923) ausführlich schildert. Wir folgen der knappen Sacherschilderung *Tresckows*: „In der Provinz Posen lebten zwei adlige Familien, die miteinander verwandt waren: der Graf *Wesierski-Kwilecki* in Wroblewo und die Grafen *Kwilecki* in Opporowo und Kwiltzsch. Letztere waren Vater und Sohn, von denen ersterer Miezeslaw, letzterer Hektor hieß. Die genannten Güter waren Majorate, und im Falle die eine Linie, ohne männliche Erben zu hinterlassen, ausstarb, so erbte die andere Linie. Der Besitzer von Wroblewo, Graf *Zbigniew*, der mit der Gräfin *Isabella Bninska* verheiratet war, hatte nur Töchter gehabt, und da die Gattin schon über fünfzig Jahre alt war, so schien ein weiterer Kindersegen ausgeschlossen. Da das gräfliche Paar sehr üppig gelebt hatte und die schöne, 14000 Morgen große Herrschaft nur schlecht bewirtschaftet war, so konnte es nicht ausbleiben, daß große Schulden gemacht worden waren, und daß der Gerichtsvollzieher im gräflichen Schlosse ein so häufiger Gast war, daß er von der gräflichen Familie und Dienerschaft Onkel genannt wurde. Graf *Zbigniew* war ein alter Herr und Lebemann, dessen Ableben in nicht allzuferner Zeit zu erwarten war. Nach seinem Tode wäre der Besitz sofort an die andere Linie übergegangen, und die Witwe mit ihren Töchtern wäre mittellos zurückgeblieben. Ganz anders hätte die Familie dastanden, wenn ein Sohn vorhanden gewesen wäre. Der schon im Schwinden begriffene Kredit hätte sich gehoben, und die Gräfin *Isabella* wäre nach dem Tode ihres Mannes als Vormünderin ihres minderjährigen Sohnes Besitzerin von Wroblewo geblieben.

So lagen die Verhältnisse, als in der Provinz das Gerücht verbreitet wurde, die Gräfin *Isabella* befände sich in anderen Umständen. Dieses Gerücht erfuhren auch die Verwandten in Opporowo und Kwiltzsch, Vater und Sohn, die sich als sichere Anwärter auf die Herrschaft Wroblewo fühlten. Zunächst hielten sie einen Familienrat ab, in dem beschlossen wurde, an das gräfliche Paar einen Brief zu schreiben, in dem damit gedroht wurde, die Echtheit des zu erwartenden Kindes gerichtlich anzufechten, falls nicht durch Zuziehung von einwandfreien Zeugen dafür gesorgt werden würde, daß jeder Zweifel ausgeschlossen sei. Dieser Brief verursachte, wie sich denken läßt, in Wroblewo größte Entrüstung, und die eine Tochter ließ sich zu der Redensart hinreißen: „Ich rate dir, Mutter, auf dem Wilhelmsplatz in Posen die Entbindung vorzunehmen, sonst werden die Verwandten sie dir nicht glauben! . . .“

Die Gräfin handelte aber ganz anders. Sie reiste einige Wochen, bevor die Entbindung stattfinden sollte, nach Berlin und mietete dort eine möblierte Wohnung in der Königin-Augusta-Straße. Auf die Frage, warum sie nicht in Wroblewo geblieben sei, wo ihr alter Hausarzt Dr. *Rosinski*, der ihr auch bei der Geburt der andern Kinder beigegeben, zu Hilfe gerufen werden könnte, erwiderte sie, in Berlin seien bessere Ärzte vorhanden, und sie fürchte sich in ihren vorgerückten Jahren vor der Entbindung. Dieser Einwand ließ sich hören, und es wäre jeder Zweifel zerstreut worden, wenn sie wirklich eine bekannte ärztliche Autorität zugezogen hätte. Dieses geschah aber nicht; auch eine Berliner Hebamme wurde nicht gerufen, sondern eine Hebamme aus Warschau. Diese war zur Zeit des Prozesses bereits verstorben und konnte somit als Zeugin nicht in Betracht kommen.

Nach der Geburt des Kindes wurde zwar der Hausarzt Dr. *Rosinski* aus Posen zur Gräfin nach Berlin berufen, aber sie ließ sich nicht von ihm untersuchen, da sie sich angeblich ganz wohl fühlte; auch duldet sie nicht, daß das Kind, welches eingebunden im Steckkissen lag und schlief, vom Arzt untersucht wurde (man hätte an dem Vorhandensein und der Beschaffenheit des Nabelschnurrestes erkennen können, ob das Kind unter oder über eine Woche alt war).

Die Agnaten (= die männlichen Blutsverwandten männlicherseits; das deutsche Recht unterscheidet sie von den ‚Kognaten‘, den weiblichen oder von weiblicher Seite abstammenden Verwandten) Graf Miezeslaw und Hektor hatten beim Gericht in Posen eine Zivilklage eingereicht, in der sie die Identität des angeblich in Berlin geborenen Knaben anzweifelten. Diese Klage war zu ihren Ungunsten entschieden worden. Sie nahmen daher einen Kaufmann *Hedelski* als Detektiv an und beauftragten ihn, Material dafür zu beschaffen, daß der Knabe nicht von der Gräfin geboren, sondern untergeschoben sei. *Hedelski* hat jahrelang im Solde der beiden Grafen gearbeitet und eine Menge Material zusammengetragen. Dieses wurde der Staatsanwaltschaft unterbreitet, die das gräfliche Paar in Untersuchungshaft nehmen ließ, da sie eine Verdunkelung des Tatbestandes befürchtete, wenn sie es auf freiem Fuße belassen würde. Es wurde Anklage wegen Kindesunterschlebung erhoben, und die Verhandlung fand vor dem Schwurgericht statt . . .

Die Hauptbelastungszeugin, die *Hedelski* ermittelt hatte, war ein Dienstmädchen in Wroblewo, Hedwig *Andruczewska*. Diese bekundete, daß ihre bereits verstorbene Mutter, die im gräflichen Hause eine Vertrauensstellung eingenommen, ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt habe, sie wäre einige Wochen vor der Niederkunft der Gräfin in ihrem und des Grafen Auftrage nach Krakau gefahren, um dort einen neugeborenen Knaben zu besorgen, der von brünettem Aussehen sein sollte. Dieses Kind habe sie auch gefunden und von einer unverehelichten Dienstmagd *Parzka*, die vorehelich mit einem Hauptmann verkehrt und später einen Weichensteller namens *Meyer* geheiratet habe, für ein paar hundert Gulden gekauft und durch eine Vertrauensperson nach Berlin geschickt. Auf dem Schlesischen Bahnhof sei das Kind von einer Dame in Empfang genommen und in einer Droschke fortgebracht worden.

Diese Bekundung wäre für das gräfliche Paar vernichtend gewesen, wenn die Zeugin *Andruczewska* einen besseren Eindruck gemacht hätte. Sie war aber eine nervöse und zerfahrene Person, so daß es der Gräfin und der geschickt einsetzenden Befragung des Verteidigers, Justizrat *Wronker*, gelang, die Zeugin als unglaubwürdig und hysterisch hinzustellen. Die Frau *Meyer*, die inzwischen noch andere Kinder geboren hatte, war auch als Zeugin erschienen, und sie bestätigte, daß sie ein Kind vor ihrer Verheiratung an eine ältere, ihr unbekannte Frau verkauft habe, die ihr versprochen habe, daß für das Kind sehr gut gesorgt werden würde.“

Die Gegenüberstellung des jungen Grafen, des Prozeßkindes, wie er bei der Verhandlung genannt wurde, mit einem Sohn der Frau *Meyer*, den sie nach Berlin mitgebracht hatte, war sehr interessant. Um letzteren etwas vorteilhafter erscheinen zu lassen, hatte die Staatsanwaltschaft ihm ein gleiches weißes Mäntelchen machen lassen, wie es der junge Graf trug. Trotzdem war der Unterschied zwischen den Kindern ein sehr großer. Der eine Knabe hatte aristokratischen, der andere bäuerischen Typ; auch nackend wurden die Kinder den Geschworenen und mehreren als Sachverständigen geladenen Ärzten vorgestellt. Auch hier konnte man einen deutlichen Gegensatz zwischen beiden Kindern feststellen. Das eine Kind schlank und feingliedrig, das andere plump, mit einem dicken Kartoffelbauch. Diese Gegenüberstellung wirkte besonders auf die Geschworenen. Ihnen hatte es der hübsche, aristokratisch aussehende Junge angetan. In der Unterhaltung mit ihnen während der Pausen in dem wochenlang dauernden Prozeß äußerten sie wiederholt zu Tresckow, dessen Schilderung wir folgen, es wäre doch ein Jammer, wenn dieser hübsche Junge in eine Weichenstellerhütte gebracht werden und *Meyer* heißen sollte. Die beiden Grafen *Kwilecki* hätten ja selbst große Güter, so daß sie dem Jungen Wroblewo wohl gönnen könnten. Auf Tresckow hatte der Unterschied in der Körperbildung keinen so großen Eindruck gemacht, denn er sagte sich: das eine Kind ist von frühester Jugend an auf das beste genährt und gepflegt worden, während das andere nur Brot und Kar-

toffeln als Nahrung erhalten hat, und bei dieser Verschiedenheit der Lebensweise muß auch die körperliche Entwicklung eine ganz verschiedene sein.

Die Zeugen, besonders das Hausgesinde aus Wroblewo, hatten die Gräfin nur wenig belastet. Fast alle hatten bekundet, daß die Gräfin auf sie den Eindruck gemacht habe, daß sie sich in gesegneten Umständen befunden habe. Das gleiche bekundete auch der Holzhändler *Kantorowicz*, der in der fraglichen Zeit wiederholt in Geschäften in Wroblewo vorgesprochen und auch am gräflichen Tisch teilgenommen hatte. Die Gegenseite hatte demgegenüber geltend gemacht, sie habe sich in Paris einen aufblähbaren Gummibauch besorgt.

Die angeklagten Ehegatten hatten sich in der Verhandlung sehr tapfer gehalten, und jeder mußte besonders die Gräfin, die um ihre Ehre und ihr Kind kämpfte, wegen ihrer Geistesgegenwart, die sie auch in den kritischsten Augenblicken nicht verließ, bewundern. Das Ehepaar hatte vor dem Prozeß schlecht miteinander gelebt, und der Graf hatte es mit der ehelichen Treue nicht genau genommen. Als der Präsident des Schwurgerichts ihm dieses mit einer gewissen moralischen Entrüstung vorgehalten und gefragt hatte: 'Sie sollen mehrmals mit anderen Frauen Verhältnisse unterhalten haben', gab der alte Kavalier die verwunderte Antwort: 'Warum soll ich nicht Verhältnisse gehabt haben?'

Ebenso verwahrte er sich sehr energisch gegen den Vorwurf, daß er als Oberhaupt der Familie nicht dafür gesorgt habe, daß bei der Entbindung ein Arzt zugezogen worden sei, mit den Worten: 'Bin ich nicht Oberhaupt — ist Gräfin.' Die feindlichen Verwandten des angeklagten Paares waren ganz anders geartete Leute. Graf Miezieslaw wie Graf Hektor lebten mit ihren Frauen in guter Ehe und bewirtschafteten ihre Güter musterhaft. Trotzdem gehörten die Sympathien des Publikums, das den Prozeß wie ein aufregendes Schauspiel genoß, nicht ihnen, sondern den Angeklagten. So erklärte es sich, daß, als der Obmann der Geschworenen das 'Nichtschuldig' verkündete, die Zuschauer lebhaften Beifall klatschten.*

Aus *Hardens* ausführlichem Bericht wollen wir nur zwei sexualpsychologisch bedeutsame Stellen wiedergeben. Zunächst die — 'ein Stoff für Tolstoi', meint *Harden* —, in der der Vater seinen beiden 'natürlichen' Kindern gegenübergestellt wird, die er im Gerichtssaal zum ersten Male sieht. Sie bilden eine wertvolle Ergänzung zu dem, was ich vorher über die Vaterschaft bemerkte. 'Der Hauptmann war aus Krakau als Zeuge geladen worden; er sollte aussagen, ob er in dem Kinde sein Fleisch und Blut erkenne. Zwischen den zwei Knaben stand er vor dem Schwurgericht; rechts der kleine Graf, links der rachitische Junge, den der edle Bahnwärter Meyer, als er Cäcilie Parzka geheiratet hatte, an Kindes Statt annahm. Prüfend haftet das Auge des Zeugen auf dem Kümmerling und schweift dann ein bißchen scheu nach der rechten Seite hinüber. Spannung im Saal. Wird die Stimme des Herzens jetzt sprechen? Kurze Pause. Leis hebt der Zeuge die Achseln, schüttelt sacht den Kopf, 'unmöglich'; er kann nichts sagen. Cäcilie war sein Liebchen und hat zwei Knaben geboren; für den ersten hat er Alimente geliefert, für den zweiten nicht. Den hat das Mädchen bald nach der Geburt an vornehme Leute weggegeben, und der Vater hatte keinen Grund, dreinzureden. Niemals hat der Herr Kompagniechef die Kinder gesehen; woher soll er also wissen, ob der hübsche Knirps zur Rechten sein Sohn ist? Die Spannung löst sich. Ein Schaudern huscht durch die Reihen; 'der Menschheit bester Teil'. Ein Getuschel. Das *θαυμάζειν* (= Staunen), in dem Plato den Anfang aller Weisheit sah.*

Von den Sachverständigen glaubten *Störmer* und *Dührssen* nicht an die Entbindung, während der alte Straßburger Frauenarzt *Freund* sagte: 'Hier fehlt jede Grundlage für ein Gutachten, denn wir haben hier nur gehört, nicht gesehen, was vor sieben Jahren geschah; das Gehörte aber liefert jedenfalls nicht den geringsten positiven Beweis gegen die Schwangerschaft und Geburt.* Als 'die dem Psychologen wichtigste Gestalt dieser

Tragikomödie“ bezeichnet *Harden* Frau *Cäcilie Meyer-Parzka*, die zwar nicht mit Bestimmtheit behaupten kann, daß der am 30. Januar 1897 auf dem Berliner Standesamt als Joseph Stanislaus Adolf Graf *Kwilecki* angemeldete und später von dem päpstlichen Hausprälaten und Stiftspropst Ludwig von *Jazdzewski* getaufte Knabe „ihr Sohn sei, aber es glaubt“. Sie hat das Kind, das sie ihrem Buhlen gebar, verkauft, sich nie mehr darum gekümmert und das Muttergefühl erst entdeckt, als wieder Geld zu verdienen war. Jetzt ist sie gekommen, „um es aus dem Glanz eines Grafenschlosses in die häßliche Bahnwärterhütte zu holen“.

Sollten sich nicht vielleicht die Geschworenen im Kwileckaprozeß bei dem Freispruch der Gräfin von denselben Empfindungen und Erwägungen haben leiten lassen wie König Salomo in der Bibel und der Kaiser von China im „Kreidekreis“? Sie alle konnten sich nicht entschließen, eine Frau als Mutter anzuerkennen, die es übers Herz brachte, daß ihrem angeblichen Kinde Leid widerfuhr.

So scharf sich das Ende der Schwangerschaft — die Entbindung — als einprägsamstes Ereignis in das Bewußtsein und Leben des Weibes und seiner Umgebung einhämmt, so unscharf ist ihr Beginn. Die Frage: „Befinde ich mich in gesegneten Umständen?“, „Bin ich guter Hoffnung?“ ist bei dem verheirateten Weibe die immer wieder aufs neue auftretende Zweifelsfrage; mit gespannter Erwartung, vielfach aber auch mit Angst sieht sie jeder Periode entgegen, und die Mehrzahl atmet erleichtert auf, wenn die ersten Blutflecken wieder erscheinen. Ist dies schon in der Ehe der Fall, wieviel mehr noch bei der Frau, die außerehelichen Verkehr pflegt.

Schon mancher Frau ist diese Furcht zum Verräter geworden. Ein Fall, der in der Berliner Gesellschaft einiges Aufsehen erregte, ereignete sich vor einigen Jahren. Die Gattin eines angesehenen Schriftstellers weilte in einem böhmischen Bade; sie war ein geistig hochstehendes, aber etwas zerfahrenes Menschenkind. Eines Tages schrieb sie zwei Briefe, einen an ihren Mann, den andern an ihren Geliebten. Dieser begann mit den Worten: „Gott sei Dank! Seit heute früh bin ich unwohl!“ In ihrer Zerstreuung verwechselte sie die Umschläge. Als der Ehemann den Beginn des nicht für ihn bestimmten Briefes las, dessen Inhalt sich unmöglich auf ihn beziehen konnte, fand er seinen Verdacht bestätigt und reichte die Ehescheidungsklage wegen Ehebruchs und ehewidrigen Verhaltens ein. Nicht nur die eigene Ehe, sondern auch die des Freundes sprengte der verwechselte Brief der zerstreuten, verängstigten Frau.

Wie weit die Besorgnis, schwanger zu sein, gehen kann, zeigen am deutlichsten die

Fälle eingebildeter Schwangerschaft.

Hier ist man wirklich oft berechtigt, zu sagen, daß der Vater des Kindes der Gedanke, seine Mutter die Sehnsucht, nicht selten allerdings auch die Furcht ist. Wohl jeder beschäftigte Arzt kennt die Frauen, die bangen Herzens in seine Sprechstunde kommen, um Gewißheit zu haben, ob sie „verfallen“ sind; noch häufiger als zu Ärzten begeben sie sich zu Hebammen und Laien, die in den Zeitungen „Rat und Hilfe“ anbieten, und es finden sich viele, die ihre Besorgnis ausnützen, indem sie

ihnen allerlei Kräuter, Pulver, Pillen, Ausspülungen oder Bäder verordnen gegen „Blutstockungen“, die in Wirklichkeit überhaupt nicht vorhanden sind.

Bei manchen Frauen ist das Vorstellungsvermögen so ausgebildet, daß sich im Glauben an ihre Schwangerschaft alle Erscheinungen einstellen, von denen sie wissen, daß sie bei Schwangeren häufig sind, wie Erbrechen, eigenartige Gelüste, Auftreibung des Leibes (durch Gase), Schwellung der Brüste; sogar Absonderung von Milch ist beobachtet worden. Namentlich im Beginn der Wechseljahre, wenn die Periode an und für sich aufhört, dabei der Leib oft durch Verfettung stärker wird, meist ohne, hie und da aber auch durch Tumoren (= Geschwulstbildungen, vom lat. *tumeo* = anschwellen), wie Eierstockszysten oder Gebärmuttermyomen (= Muskelgeschwülste, vom griech. *μῦς* oder lat. *mus* = Maus, davon *musculus* = Muskel, wörtlich also wegen seiner Form und Beweglichkeit = Mäuschen) stellen sich bei alternden Frauen nicht selten Vorstellungen ein, sie seien in andern Umständen, wobei im Unterbewußtsein bisweilen das Bestreben mitschwingt, dem Manne zu zeigen, daß sie „noch lange nicht verblüht“ sind.

Bei hysterischen Frauen nimmt die eingebildete Schwangerschaft (die man übrigens auch im Tierreich beobachtet hat) nicht selten geradezu groteske Formen an. So kannte ich die kinderlose Frau eines Arztes, die mehrmals im Jahre nicht nur ihren Mann, sondern auch die ganze Nachbarschaft dadurch alarmierte, daß sie Kinderwäsche vorbereitete und so viel Aufhebens machte, daß sie allmählich zum Gespött der Leute wurde. Es gibt aber auch Fälle sehr viel ernsterer Natur, wie das folgende Beispiel veranschaulichen mag: Ein Mädchen von 16 Jahren aus gutbürgerlicher Familie (außer im Klimakterium kommen die eingebildeten Schwangerschaften am häufigsten in den Pubertätsjahren vor) bekommt plötzlich eine Schwellung des Leibes. Sie hegte tatsächlich eine stille, aber tiefe Backfischliebe zu einem Gymnasiasten, den sie in der Tanzstunde kennengelernt hatte. Außer einzelnen heimlichen Umarmungen und Liebkosungen in den Parkanlagen der kleinen Stadt war zwar nichts vorgefallen, aber in ihrer völligen Unwissenheit über geschlechtliche Dinge glaubt sie, die Schwellung des Leibes sei tatsächlich die Folge ihrer heimlichen Liebe. Sie trägt infolgedessen ein gedrücktes, schuldbewußtes Wesen zur Schau. Die Eltern bemerken eines Tages die körperliche Veränderung bei ihrer Tochter, machen sich nun auch Gedanken über ihr scheues Wesen und befragen das Mädchen, welches ihnen unter heftigem Schluchzen dann auch seine vermeintliche Schuld eingesteht. Der Vater gerät dermaßen außer sich, daß er in höchster Erregung über diese Familienschande der Tochter die Türe weist. Sie stürzt sich in höchster Verzweiflung ins Wasser und ertrinkt. Die vorgenommene Sektion ergibt, daß von einer Schwangerschaft nicht das geringste vorhanden war, sondern daß es sich um eine Eierstocksgeschwulst handelte, die operativ hätte beseitigt werden können. Ähnliche Fälle werden sich wiederholen, solange die Menschen nicht lernen, natürliche Dinge natürlich zu betrachten und die Liebe zum Menschen über die Liebe zu ihren Vorurteilen zu setzen.

Ein lehrreiches Beispiel von eingebildeter Schwangerschaft führt der Wiener Arzt Dr. R. Hofstätter in einem Vortrage an (den er im März 1926 im Akademischen Verein für medizinische Psychologie in Wien hielt, veröffentlicht in Adlers „Internationaler Zeitschrift für Individualpsychologie“, 6. Jahrgang, Nr. 4): „Es handelte sich um eine 23 jährige Frau, die eigentlich immer gesund war. Seit vier Jahren ist sie steril (= unfruchtbar) verheiratet. Im August 1913 blieb die Periode plötzlich aus. Angeblich Beginn einer Gravidität. Die Dame hat nur einmal erbrochen, nahm rasch an Körpergewicht zu. Im Oktober durch vier Tage eine besonders heftige Blutung. Eine Hebamme konstatierte Schwangerschaft mit drohendem Abortus und nahm Vorschuß auf Entbindung. Seither keine Blutungen, keine Störungen des Allgemeinbefindens, bedeutende Körperzunahme, erschwertes Gehen, Wachstum der Brüste. Später wird über Kindesbewegungen berichtet. Patientin war überglücklich, zog Umstandskleidung an, bekam immer mehr und mehr das Aussehen einer hochschwangeren Frau mit typischem Gang und entsprechender Physiognomie. Im Hause war alles für die Geburt hergerichtet worden. Am 16. April 1914 kommt Patientin mit der Frage, wann denn eigentlich die Geburt zu erwarten sei, und warum sie keine Kindesbewegungen mehr spüre. Ich fand nach mühevoller Überwindung des Bauchdeckenwiderstandes, hinter vielem Fett und Meteorismus, einen ganz kleinen anteflektierten, gut beweglichen Uterus. Das äußere Genitale bot durchaus nicht die Zeichen einer bestehenden Gravidität am Ende der Zeit. Sonst aber war das Bild eigentlich vollständig. Striae (= Streifen) am Bauch und den Oberschenkeln, starke Pigmentierung der „linea alba“ (= helle Linie an der Stelle, an der in der Mitte des Bauchs die Bauchmuskeln zusammenstoßen), typisches Chloasma im Gesicht, die Nase plump und prominent (= hervorragend), das Kinn dick und stark vorspringend, die Zunge schwer. Die Brüste waren bedeutend gewachsen. Die Warzenhöfe waren viel pigmentreicher, als dies bei der blonden Frau zu erwarten war, auf Druck entleerte sich reichlich wässerige, leicht getrübbte Flüssigkeit.“

„Als ich den Irrtum der Frau erkannte,“ berichtet Dr. Hofstätter, „traute ich mich nicht, ihr dies sofort mitzuteilen. Ich zeigte sie noch dem damals an der Poliklinik arbeitenden Professor Ludwig von *Frankl-Hodwart*. Außer einem leichten Hyperthyreoidismus (= Schwellung der Schilddrüse) war an der Frau neurologisch gar nichts Besonderes zu finden, vor allem keine Zeichen einer Hysterie. Mit möglichster Schonung suchten wir der Frau zu beweisen, daß sie nicht gravid sei. Endlich glaubte sie uns und ging weinend nach Hause. Wir baten sie, am nächsten Tage wiederzukommen, da wir sie noch mehreren Ärzten zeigen wollten und außerdem photographische Aufnahmen vorhatten. Nun kam aber die zweite Überraschung für uns, denn nach zwei Tagen kam die Frau wieder, war aber nicht wiederzuerkennen, weil die am Körper früher sichtbaren Schwangerschaftszeichen fast gänzlich geschwunden waren. Nach zehn Tagen war außer einer mittelstarken Fettsucht und sehr geringem Hyperthyreoidismus bei der Frau nichts mehr von dem früheren Bilde zu sehen. Ein derartig rasches Schwinden von Schwangerschaftssymptomen habe ich nach Geburten nie gesehen.“ Der Kollege fügt noch hinzu, daß sich das Ehepaar in diesem Falle sehnlichst ein Kind wünschte und der Gatte (25 Jahre älter als die Frau, wohlhabend, Diabetiker = Zuckerkranker] und schwerer Neurastheniker) deshalb außerordentlich starken Geschlechtsverkehr ausübte. Da er noch dazu an Ejaculatio praecox litt, war die Frau sehr heruntergekommen. Ihre Menstruationsblutungen waren sehr stark, bis die Periode plötzlich ausblieb. Darauf nahm die Vorstellung bei beiden Eheleuten, daß nun endlich die ersehnte Schwangerschaft eingetreten sei, so feste Gestalt an.

Solche Fälle zeigen, wie stark im Weibe der Wunsch nach Befruchtung in unbewußten Empfindungen lebt und webt, und wenn auch *Nietzsches* Wort: „Alles beim Weibe ist ein Rätsel, und alles am Weibe hat eine Lösung: sie heißt Schwangerschaft“

wie so viele *Nietzsche*-Sätze keine so allgemeine Gültigkeit hat, als seine knappe und scharfe Form vermuten läßt, so trifft doch dies zu, daß viele Frauen mit der Empfängnis erst das empfangen, was ihrer inneren Verworrenheit Lösung und Erlösung ist.

Bevor wir nun darauf eingehen, wie sich die eingebildete von der wirklichen Schwangerschaft unterscheidet, mit anderen Worten, die Schwangerschaftszeichen einer Betrachtung unterziehen, müssen wir zunächst noch den Vorgang schildern, der ihre Grundlage bildet:

Das Wunder der Zeugung.

Wie geht die Empfängnis vor sich? Wie geschieht die Befruchtung, die Erschaffung des Menschen, die sich im Schoße der Frau ohne ihr Wissen und Wollen vollzieht?

Durch den Geschlechtsverkehr hat der Mann seine Samenzellen im Scheidengrunde des Weibes deponiert (= abgelagert), in Freiheit gesetzt. Sie sind „flügge“ geworden und handeln von nun ab selbständig. Als freie Wesen begeben sie sich auf die Wanderschaft, um ein weibliches Ei zu erhaschen — aber auch hier heißt es mit Matthäus: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt“, und mit Mephisto: „Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben“, denn nicht blindlings rennen sie auf ihr Ziel los, sondern irgendeine magische Kraft strahlt von dem Ei aus und lenkt sie. Sie bewegen sich, von einem unsichtbaren Steuer gelenkt, als würden sie von der Eizelle magnetisch angezogen — so wie sich ein Element, ein Atom, ein Molekül mit einem anderen vereint, um mit ihm eine „Verbindung“, ein neues Ganzes zu bilden. Ist es eine feine Ausdünstung, die das Ei ausscheidet und die der Same spürt, um, von ihr berauscht, sich in ihm zu versenken, völlig einzutauchen in das belebende Element, sind es Sirenenklänge, die die Samenzelle unentrinnbar locken, oder mechanische Wellen, auf denen sie gleitet? *Haeckel* hat von einem Chemotropismus (von *χημικός* = chemisch und *τροπος* = Wendung) gesprochen, der in den dunklen Gängen von Scheide, Uterus und Eileiter das Wunderwerk der Geschlechtsanziehung vollbringt; dann dürfte es so sein, daß das Gynäzin des Eies und das Andrin im Samen aufeinander eine Anziehungskraft ausüben und die brunstgeruchartige Wirkung des Eies Anlaß ist zu dem Wettlauf, den die Samenzellen beginnen, sobald sie vom Manne in die anlockende Atmosphäre (von *ἀτμός* = Dunst, Atem und *σφαῖρα* = Kreis, also Dunstkreis) befördert sind. Die „Auserwählten“, die Sieger in diesem Wettlauf, sind die Samenzellen, die durch irgendeine Eigenschaft, die sie vor den andern auszeichnet, Geschwindigkeit, Geschicklichkeit, Kraft oder Rücksichtslosigkeit, in diesem Kampf ums Dasein zuerst ans Ziel gelangen, alle andern „scheiden aus“.

Man hat berechnet, daß die Durchschnittsgeschwindigkeit, mit der sich eine Samenzelle im Fahrwasser der weiblichen Absonderungen fortbewegt, zwei bis drei Millimeter in der Minute beträgt. Hiernach würde sie vom Muttermund zum Eileiter zwei Stunden gebrauchen. Falls also dort bereits eine Eizelle auf eine Samenzelle wartet, würde frühestens zwei Stunden nach der Begattung eine Befruchtung erfolgen können. Man darf annehmen, daß diese Begegnung, die wir Empfängnis

nennen, besonders häufig im Schlafe vorkommt, wenn der Akt vor Beginn der Nachtruhe stattfand.

Da sich nun aber die Samenzellen unter den für sie günstigen Lebensbedingungen in den weiblichen Organen gut und gern drei Wochen in unverminderter Frische erhalten, so ist eine Empfängnis auch noch zwei und drei Wochen nach dem vollzogenen Geschlechtsakt möglich, nämlich dann, wenn die in der Gebärmutter zu den Eileitern vordringenden und dort verweilenden Samenzellen gerade keine Eizelle finden und die nächste Eiabstoßung, welche zwei bis drei Wochen später erfolgt, abwarten. Wenn wir uns aus der früheren Beschreibung von Ovulation (= Eiabstoßung) und Menstruation daran erinnern, daß das Absterben eines nicht befruchteten Eies die auf eine Ovulation nach ein bis zwei Wochen folgende blutige Abstoßung hervorruft, so ergibt sich hieraus, daß ein im prämenstruellen (prae = vor) Abschnitt — das heißt drei bis sieben Tage vor der nächsten fälligen Menstruation — stattgehabter Verkehr innerhalb weniger Stunden zur Empfängnis führen kann, weil die eindringenden Samenzellen in dieser Zeit leicht auf eine wartende Eizelle stoßen, in deren Leib sich eine von ihnen einbohrt. Gelangen die Samenzellen aber durch einen Geschlechtsverkehr gegen Ende oder kurz nach der Menstruation ins Innere des Weibes, nachdem aus ihrem Körper gerade ein Ei abgestoßen wurde, so können sie erst das mit der nächsten Ovulation sich lösende Ei befruchten. Dieser Zeitraum zwischen Besamung des Weibes und Befruchtung des Eies wird naturgemäß um so kürzer, je später nach der letzten Menstruation der Verkehr stattfindet.

Aus dieser Überlegung geht eines klar hervor: *es gibt keinen Tag in der Zeitperiode zwischen zwei Ovulationen oder Menstruationen, an dem nicht ein Geschlechtsakt zur Empfängnis führen könnte*; entweder warten die Eizellen auf die Samenzellen oder die Samenzellen auf die Eizellen. Die immer wieder auftauchende Meinung, daß zu bestimmten Zeiten — insbesondere während oder kurz nach der Menstruation — die Begattung nicht zur Schwangerschaft führen könne, ist als Irrtum abzulehnen.

Noch vor dreißig Jahren glaubte man fast allgemein, daß einer der bequemsten und zuverlässigsten Wege, die Schwangerschaft zu verhüten, der Geschlechtsverkehr innerhalb der beiden Wochen sei, die in der Mitte zwischen dem Ende der einen und dem Beginn der anderen Periode liegen: im achtundzwanzigtägigen Rhythmus also der siebte bis zwanzigste Tag. Auch in meiner Praxis gab ich in den ersten Jahren kinderreichen Frauen, deren Familien ich hausärztlich versorgte, wenn sie mich nach Vorbeugungsmitteln fragten, diesen Rat. Nachdem ich aber von einigen Eltern etwas vorwurfsvoll eines Besseren belehrt war, pflegte ich, wenn ich gefragt wurde, welches die sicherste Verkehrszeit sei, um keine Kinder zu bekommen, scherzhaft zu erwidern: „Vierzehn Tage nach der letzten und vierzehn Tage vor der nächsten Periode.“

Eine gewisse Wahrscheinlichkeit besteht ja immerhin, daß ein Koitus, der kurz nach dem Absterben des letzten Eies erfolgt, häufiger ohne Folgen bleibt als der in der Zeit der Ovulation vorgenommene. Eine Sicherheit aber gibt es dabei nicht.

Es ist auch nicht möglich, den Termin der Abstoßung und des Absterbens einer losgelösten Eizelle genau zu bestimmen, die sich unbemerkt vom Weibe im Weibe vollziehen. Menstruation und Absterben der unbefruchteten Eizelle stehen zwar in einem ursächlichen und zeitlichen Zusammenhang, erfolgen aber nicht gleichzeitig, sondern in einem unbestimmten, nicht stets gleichen Abstand voneinander. Da es also nicht möglich ist, den Termin der tatsächlichen Befruchtung genau festzustellen, kommt auch in die ganze Berechnung der Schwangerschaft und der Niederkunft eine gewisse Unsicherheit, die es nur gestattet, ungefähre Termine zu errechnen.

Der einzige einigermaßen zuverlässige Anhaltspunkt für die Bestimmung von

A n f a n g , D a u e r u n d E n d e d e r S c h w a n g e r s c h a f t

ist das Ausbleiben der Menstruation. Daher ist es seit langem üblich geworden, den Tag des Beginns der letzten regelmäßigen Menstruation der Vorausberechnung der Geburt zugrunde zu legen. Im Durchschnitt pflegt nun die Entbindung 280 Tage nach diesem Termin zu erfolgen, wobei man der einfacheren Rechnung halber gewöhnlich so verfährt: *vom ersten Tage der letzten regelrechten Blutung drei Monate (90 bis 92 Tage) zurück und ein Jahr und sieben Tage hinzugerechnet, ergibt den voraussichtlichen Geburtstermin.* Wenn also eine Frau beispielsweise am 3. Oktober 1926 zum letztenmal in die regelmäßige Menstruation kam, so würde sie den Geburtstermin berechnen: drei Monate zurück = 3. Juli 1926, ein Jahr und sieben Tage hinzu = 10. Juli 1927; an diesem Tage etwa hätte sie die Geburt zu erwarten, das sind 280 Tage nach dem 3. Oktober 1926. Der so errechnete Entbindungstermin hat freilich nur die Bedeutung eines mittleren Wertes. In Wirklichkeit schwankt der Termin einer normalen Geburt um ein bis zwei Wochen, gelegentlich sogar um drei bis vier Wochen, so daß es also nicht als ungewöhnlich anzusehen wäre, wenn die Frau, deren Niederkunft man für den 10. Juli 1927 angenommen hatte, schon am 1. Juli oder erst am 20. Juli gebären würde. Die tatsächliche Befruchtung geschieht ja immer erst nach dem der Berechnung zugrunde gelegten Termin der letzten Periode, und zwar einige Tage bis drei Wochen nachher; ist es also — was man nicht wissen kann — erst drei Wochen nach der letzten Blutung zur Befruchtung gekommen, so würde die Geburt wahrscheinlich etwa acht bis vierzehn Tage nach dem errechneten Termin vor sich gehen.

Aus der gleichen Überlegung geht auch hervor, daß es den Tatsachen nicht völlig entspricht, wenn man kurzweg sagt, die Dauer der menschlichen Schwangerschaft betrage 280 Tage. Sie dürfte wahrscheinlich sogar ein bis zwei Wochen kürzer sein, denn wenn der mittlere Geburtstermin 280 Tage nach dem Beginn der letzten Menstruation liegt und die Befruchtung immer erst *nach* der letzten Menstruation vor sich geht, so muß die Durchschnittsdauer der Schwangerschaft weniger als 280 Tage betragen.

Bei der Häufigkeit, mit der sich in der Schwangerschaftsberechnung Irrtümer ereignen, möchten wir es nicht unterlassen, auch die „Geschlechtskunde“ mit einem „Schwangerschaftskalender“ zu versehen, aus dem nach den dargelegten Gesichtspunkten leicht der jeweilige Entbindungstermin entnommen werden kann.

Erster Tag der letzten Menstruation		Ungefährer Entbindungstag		Erster Tag der letzten Menstruation		Ungefährer Entbindungstag	
Januar	1. 2.	Oktober	8. 9.	April	1. 2.	Januar	6. 7.
	3. 4.		10. 11.		3. 4.		8. 9.
	5. 6.		12. 13.		5. 6.		10. 11.
	7. 8.		14. 15.		7. 8.		12. 13.
	9. 10.		16. 17.		9. 10.		14. 15.
	11. 12.		18. 19.		11. 12.		16. 17.
	13. 14.		20. 21.		13. 14.		18. 19.
	15. 16.		22. 23.		15. 16.		20. 21.
	17. 18.		24. 25.		17. 18.		22. 23.
	19. 20.		26. 27.		19. 20.		24. 25.
	21. 22.		28. 29.		21. 22.		26. 27.
	23. 24.		30. 31.		23. 24.		28. 29.
	25. 26.	November	1. 2.	Mai	25. 26.		30. 31.
	27. 28.		3. 4.		27. 28.	Februar	1. 2.
	29. 30.		5. 6.		29. 30.		3. 4.
	31.		7.		1. 2.		5. 6.
Februar	1. 2.		8. 9.		3. 4.		7. 8.
	3. 4.		10. 11.		5. 6.		9. 10.
	5. 6.		12. 13.		7. 8.		11. 12.
	7. 8.		14. 15.		9. 10.		13. 14.
	9. 10.		16. 17.		11. 12.		15. 16.
	11. 12.		18. 19.		13. 14.		17. 18.
	13. 14.		20. 21.		15. 16.		19. 20.
	15. 16.		22. 23.		17. 18.		21. 22.
	17. 18.		24. 25.		19. 20.		23. 24.
	19. 20.		26. 27.		21. 22.		25. 26.
	21. 22.		28. 29.		23. 24.	März	27. 28.
	23. 24.	Dezember	30. 1./XII.		25. 26.		1. 2.
	25. 26.		2. 3.		27. 28.		3. 4.
	27. 28.		4. 5.		29. 30.		5. 6.
März	1. 2.		6. 7.	Juni	31.		7.
	3. 4.		8. 9.		1. 2.		8. 9.
	5. 6.		10. 11.		3. 4.		10. 11.
	7. 8.		12. 13.		5. 6.		12. 13.
	9. 10.		14. 15.		7. 8.		14. 15.
	11. 12.		16. 17.		9. 10.		16. 17.
	13. 14.		18. 19.		11. 12.		18. 19.
	15. 16.		20. 21.		13. 14.		20. 21.
	17. 18.		22. 23.		15. 16.		22. 23.
	19. 20.		24. 25.		17. 18.		24. 25.
	21. 22.		26. 27.		19. 20.		26. 27.
	23. 24.		28. 29.		21. 22.		28. 29.
	25. 26.		30. 31.		23. 24.	April	30. 31.
	27. 28.	Januar	1. 2.		25. 26.		1. 2.
	29. 30.		3. 4.		27. 28.		3. 4.
	31.		5.		29. 30.		5. 6.

Erster Tag der letzten Menstruation		Ungefährer Entbindungstag		Erster Tag der letzten Menstruation		Ungefährer Entbindungstag	
Juli	1. 2.	April	7. 8.	Oktober	1. 2.	Juli	8. 9.
	3. 4.		9. 10.		3. 4.		10. 11.
	5. 6.		11. 12.		5. 6.		12. 13.
	7. 8.		13. 14.		7. 8.		14. 15.
	9. 10.		15. 16.		9. 10.		16. 17.
	11. 12.		17. 18.		11. 12.		18. 19.
	13. 14.		19. 20.		13. 14.		20. 21.
	15. 16.		21. 22.		15. 16.		22. 23.
	17. 18.		23. 24.		17. 18.		24. 25.
	19. 20.		25. 26.		19. 20.		26. 27.
	21. 22.		27. 28.		21. 22.		28. 29.
	23. 24.		29. 30.		23. 24.		30. 31.
	25. 26.	Mai	1. 2.		25. 26.	August	1. 2.
	27. 28.		3. 4.		27. 28.		3. 4.
	29. 30.		5. 6.		29. 30.		5. 6.
	31.		7. 8.		31.		7.
August	1. 2.	Juni	9. 10.	November	1. 2.	September	8. 9.
	3. 4.		11. 12.		3. 4.		10. 11.
	5. 6.		13. 14.		5. 6.		12. 13.
	7. 8.		15. 16.		7. 8.		14. 15.
	9. 10.		17. 18.		9. 10.		16. 17.
	11. 12.		19. 20.		11. 12.		18. 19.
	13. 14.		21. 22.		13. 14.		20. 21.
	15. 16.		23. 24.		15. 16.		22. 23.
	17. 18.		25. 26.		17. 18.		24. 25.
	19. 20.		27. 28.		19. 20.		26. 27.
	21. 22.		29. 30.		21. 22.		28. 29.
	23. 24.		31.		23. 24.		30. 31.
	25. 26.		1. 2.		25. 26.		1. 2.
	27. 28.		3. 4.		27. 28.		3. 4.
	29. 30.		5. 6.		29. 30.		5. 6.
September	31.		7.	Dezember	1. 2.		7. 8.
	1. 2.	Juli	8. 9.		3. 4.		9. 10.
	3. 4.		10. 11.		5. 6.		11. 12.
	5. 6.		12. 13.		7. 8.		13. 14.
	7. 8.		14. 15.		9. 10.		15. 16.
	9. 10.		16. 17.		11. 12.		17. 18.
	11. 12.		18. 19.		13. 14.		19. 20.
	13. 14.		20. 21.		15. 16.		21. 22.
	15. 16.		22. 23.		17. 18.		23. 24.
	17. 18.		24. 25.		19. 20.		25. 26.
	19. 20.		26. 27.		21. 22.		27. 28.
	21. 22.		28. 29.		23. 24.		29. 30.
	23. 24.		30. 1./VII.		25. 26.	Oktober	1. 2.
	25. 26.		2. 3.		27. 28.		3. 4.
	27. 28.		4. 5.		29. 30.		5. 6.
	29. 30.		6. 7.		31.		7.

Kommen schon innerhalb der normalen Schwangerschaftsdauer beträchtliche individuelle Schwankungen vor, so können gesundheitliche Störungen verschiedenster Art Dauer und Verlauf der Schwangerschaft noch viel unregelmäßiger gestalten, wobei es allerdings viel häufiger ist, daß die Geburt frühzeitiger erfolgt, als daß sie überfällig wird. Während eine Schwangerschaft von 300 Tagen zu den größten Seltenheiten gehört, gibt es für die Fälle frühzeitig beendeter Schwangerschaft, den sogenannten Abortus (vom lat. ab = weg und ortus = Geburt), keine untere Grenze. Eine solche läßt sich nur hinsichtlich der Lebensfähigkeit zu früh geborener Kinder aufstellen: man unterscheidet da die *Frühgeburt*, das heißt die Geburt überhaupt noch lebensfähiger Kinder, von der *Fehlgeburt*, bei der das Kind noch nicht so weit herangereift ist, daß es selbständig weiterleben kann. Dank den modernen Pflegeeinrichtungen in den Kinderkliniken ist die untere Grenze für die Lebensfähigkeit und Lebenserhaltung Neugeborener etwa bei einer Schwangerschaftsdauer von 190 Tagen gegeben, so daß man gegenwärtig bis zum Ende des sechsten Monats von einer Fehlgeburt, vom Beginn des siebten ab von einer Frühgeburt zu sprechen pflegt. Von den natürlichen und künstlichen Gründen der Fehl- und Frühgeburten sei in dem später zu behandelnden Abschnitt der „Geburtenregelung“ die Rede.

An welcher Stelle des weiblichen Körpers findet die Befruchtung statt? Wir sind darauf angewiesen, uns in dieser Frage, wie bei der Beurteilung der einzelnen Befruchtungsvorgänge überhaupt, im wesentlichen auf Tierbeobachtungen zu stützen. Wir wissen über die einzelnen Befruchtungsvorgänge bei den verschiedenen Tieren viel besser Bescheid als bei uns. Man kann bei dem Menschen nicht so weitgehende, mit Operationen verbundene Eingriffe vornehmen, wie sie im Innern des Körpers notwendig sind, um mit eigenen Augen diese tiefsten Geheimnisse der Natur zu entschleiern. Es ist schon wundersam genug, daß es uns bei den Tieren geglückt ist, und wenn auch die bei den höheren Säugetieren angestellten Untersuchungen nur mit gewissen Vorbehalten auf die mutmaßlichen Vorgänge im menschlichen Körper übertragen werden können, so hat sich doch gerade in dieser Hinsicht die Tierforschung als überaus aufschlußreich erwiesen.

Bei den Säugetieren hat man nun beobachtet, daß die Befruchtung im Eileiter stattfindet, und zwar an einer Erweiterung des Kanals, die dem Eierstock etwas näher liegt als der Gebärmutter. Das Ei pflegt nach dem Eisprung zunächst in dieser ampullenförmigen Ausbuchtung des Eileiters haltzumachen und wandert erst nach der Befruchtung in die Gebärmutter ein. Zufällige Befunde, die man bei Frauen gemacht hat, welche kurz nach der Befruchtung an Unfällen oder aus irgendwelchen anderen Ursachen gestorben waren, sprechen dafür, daß es sich auch beim Menschen so abspielt.

Man kann bei der Wanderung des weiblichen Eies drei Abschnitte unterscheiden. Zuerst wandert es vom Eierstock zur Ampulle. Dort macht es eine Weile halt, um Samen zu empfangen. Nach einiger Zeit wandert es, gleichviel ob befruchtet oder

unbefruchtet, weiter zum Gebärmuttergrund. Das unbefruchtete Ei tritt von dort alsbald den dritten Teil der Wanderung nach außen an, das befruchtete aber nistet sich im Gebärmuttergrund ein, um dort nach neunmonatiger Entwicklung denselben Weg anzutreten. *Bei der Menstruation wird die Frau von einem unbefruchteten, bei der Geburt von einem befruchteten Ei entbunden.*

Der lebendige Befruchtungsvorgang selbst konnte noch nicht beim Menschen beobachtet werden. Es hat überhaupt wegen der schwierigen Zugänglichkeit dieses Prozesses für das menschliche Auge sehr lange gedauert, bis man sich über die Zeugung genaue Vorstellungen machen konnte. Zuerst gelang es Oskar Hertwig (im Jahre 1875), die Befruchtung eines Seeigeleies zu beobachten; dabei kam ihm der Umstand zugute, daß einmal der Seeigel zu den Tieren gehört, bei denen die Befruchtung nicht im Innern des Muttertieres, sondern durch die Vereinigung frei im Wasser schwimmender Ei- und Samenzellen vor sich geht, dann aber auch, daß das Seeigelei von großer Durchsichtigkeit ist. Der Holländer van Beneden konnte den gleichen Befruchtungsvorgang später auch noch beim Pferdespulwurm beobachten, bei dem die Zellvereinigung nicht im Eileiter, sondern in der Gebärmutter stattfindet. Hertwig gibt folgende

Beschreibung des Befruchtungsvorgangs,

die wir hier wörtlich wiedergeben wollen, weil sie zu den klassischen Dokumenten der Sexualliteratur gehört:

„Wenn in einem Tropfen Meerwasser auf dem Objektträger beiderlei Geschlechtsprodukte zusammengebracht werden, so setzen sich sofort viele Samenfäden an die Gallerthülle eines Eies an; von diesen befruchtet aber normalerweise *nur ein einziger*, und zwar derjenige, welcher sich durch die pendelnden Bewegungen seines Fadens der Eioberfläche genähert hat. Wo er mit der Spitze seines Kopfes an diese stößt, erhebt das hyaline (von *υαλος* = durchsichtig, glasig, unser ‚hell‘) Protoplasma, welches die Eirinde bildet, sich zu einem kleinen Höcker, dem *Empfängnishügel*. Hier bohrt sich der Kopf, getrieben von den pendelnden Bewegungen des Fadens, in das Ei hinein. Gleichzeitig löst sich während des Einbohrens des Samenfadens eine feine Membran (= dünnes Häutchen, von *membrana*, Hülle, mit der die Glieder = *membra* überzogen sind) von der ganzen Oberfläche des Dotters, vom Empfängnishügel beginnend, ringsum ab und wird durch einen immer größer werdenden Zwischenraum getrennt. Der Zwischenraum entsteht wahrscheinlich dadurch, daß sich infolge der Befruchtung das Eioplasma zusammenzieht und Flüssigkeit nach außen preßt. Für den Befruchtungsakt hat die Entstehung einer Dotterhaut insofern eine große Bedeutung, als sie ein Eindringen anderer männlicher Elemente unmöglich macht. Von den andern in der Gallerthülle hin und her schwingenden Samenfäden gelangt jetzt kein einziger mehr in das befruchtete Ei hinein.

Der äußeren Kopulation der beiden Zellen schließen sich Vorgänge im Innern

des Dotters an, welche als *innerer Befruchtungsakt* zusammengefaßt werden können. Der Faden hört auf zu schlagen und entzieht sich bald der Wahrnehmung, der Kopf aber dringt langsam weiter in den Dotter hinein und schwillt dabei durch Aufnahme von Flüssigkeit allmählich zu einem kleinen Bläschen an, das man kurzweg als Samenkern bezeichnen kann, denn ein wesentlicher Bestandteil ist das Chromatin (= färbbarer Stoff des Zellkerns, von *χρῶμα* = Farbe) des Samenfadenkopfes. Unmittelbar vor ihm, an seiner nach der Eimitte zu gerichteten Seite, ist noch ein viel kleineres Körperchen, welches sich außerordentlich schwer sichtbar machen läßt, nachgewiesen worden. Auf die Stelle, wo es im Ei liegt, wird die Aufmerksamkeit des Beobachters am meisten dadurch gelenkt, daß sich der Dotter in radiären (= strahlig, von dem in neuerer Zeit seit Entdeckung des Elementes 'Radium' durch Frau Curie 1898 und dem Gebrauch der Abkürzung 'Radio' für drahtlose Strahlung im Rundfunkverkehr so viel benutzten lateinischen Stammwort 'radius' = Strahl, Stab, Speiche, das sich auch schon in unserem alten 'Rad' findet) Bahnen anzuordnen beginnt und eine allmählich immer schärfer ausgeprägte und auf immer größere Entfernung hin ausgedehnte Strahlungsfigur (einen Stern) bildet. Das Körperchen leitet sich von dem Mittelstück des Samenfadens ab und hat, wie von Boveri zuerst klargestellt worden ist, beim Befruchtungsprozeß die Aufgabe zu erfüllen, die beiden Zentrosomen (= Zentralkörperchen von *κέντρον*, lat. centrum = Stich, Punkt, dann Mittelpunkt eines Kreises und *σῶμα* = Körper) für die erste Teilspindel des Eies zu liefern. Es kann daher als Zentrosoma des Samenkerns oder Spermazentrum bezeichnet werden. Daß es bald nach der Befruchtung von der Oberfläche des Eies weiter entfernt ist als der Samenkern, erklärt sich daraus, daß unmittelbar, nachdem der Samenfaden sich mit seiner Spitze in die Eirinde eingebohrte hat, sich sein Kopf und Mittelstück zu drehen beginnen; infolgedessen kommt das Mittelstück oder das Spermazentrosom mehr nach dem Mittelpunkt des Eies zu liegen.

Jetzt beginnt ein interessantes Phänomen das Auge des Beobachters zu fesseln. Ei- und Samenkern ziehen sich gleichsam gegenseitig an und wandern mit wachsender Geschwindigkeit durch den Dotter einander entgegen; der Samenkern, dem seine Strahlung und das in ihm eingeschlossene Zentralkörperchen stets voranschreiten, verändert rascher seinen Ort, langsamer der Eikern. Bald treffen sich beide in der Mitte des Eies und werden hier zunächst von einem körnchenfreien Protoplasmahof und nach außen von diesem von einer gemeinsamen Strahlung eingeschlossen (Sonnenstadium und Areola von Fol). Im Laufe von zwanzig Minuten verschmelzen darauf Ei- und Samenkern untereinander zum einfachen Keim- oder Furchungskern; erst legen sie sich dicht aneinander, platten sich an der Berührungsfläche gegenseitig ab und verlieren dann ihre Abgrenzung gegeneinander unter Bildung eines gemeinsamen Kernraumes. In diesem ist die vom Samenfaden abstammende Substanz noch längere Zeit als

eine abgesonderte, in Farbstoffen sich dunkler imbibierende (= tränkende) Chromatinmasse zu erkennen. Gleich nach der Vereinigung der beiden Kerne beginnt sich das in ihrer unmittelbaren Nähe liegende Spermazentrosom in die Länge zu strecken und sich in zwei kleinste Körperchen zu teilen, welche auseinander rücken und, eingehüllt in je eine Protoplasmastrahlung, zu den Zentrosomen der sich jetzt ausbildenden Kernteilungsfigur werden.“ (Aus O. Hertwig: „Elemente der Entwicklungslehre“, S. 26–28).

Wir wollen nun eine möglichst knappe und klare Übersicht der Entwicklungsvorgänge bis zur Geburt geben, deren völliges Verständnis allerdings kaum ohne Abbildungen möglich ist (die denn auch in dem in Aussicht genommenen Bilderatlas der „Geschlechtskunde“ erscheinen sollen). Wenn wir zunächst noch einmal Hertwigs Beobachtungen kurz zusammenfassen, so vollzieht sich also der eigentliche Befruchtungsakt in der Weise, daß eine Samenzelle in den sich ihr vorwölbenden Empfängnishügel der Eizelle eindringt und sich dann augenblicklich von der Oberfläche der Eizelle ein Häutchen löst, das als undurchdringliche Kapsel jedes weitere Eindringen anderer Samenzellen verhindert. Die befruchtende Samenzelle verliert im Innern der Eizelle ihren Geißelfaden, der als Ruderorgan nun überflüssig geworden ist; er verschmilzt mit dem Dotterplasma der Eizelle und wird damit wieder das, was er war, bevor er sich einst im Hoden aus der ruhenden in die bewegliche Samenzelle wandelte. Das Mittelstück der Samenzelle wird zu einem in seiner Wirkung höchst eigenartigen Zentrum, von dem der Antrieb zur Zellteilung ausgeht. Der Kopf der Samenzelle wird zum Samenkern (auch „männlicher Vorkern“ genannt) der befruchteten Eizelle; er vereinigt sich alsbald mit dem ursprünglichen Eikern (der während dieses Vorganges auch „weiblicher“ Vorkern heißt) zum Keimkern. Mit diesem ist dann der Grundstein zum Aufbau eines neuen Lebewesens gelegt.

Diese Vorgänge, welche zunächst nur beim Seeigel genau beobachtet wurden, wiederholen sich, soweit bisher festgestellt werden konnte, im großen und ganzen bei allen getrenntgeschlechtlichen Tieren, und wir haben allen Grund, anzunehmen, daß es so auch beim Menschen ist; denn die Bestandteile des Befruchtungsprozesses – die Ei- und Samenzelle – haben dieselbe Form und Bewegungsweise beim Menschen wie beim Seeigel und allen übrigen zweigeschlechtlichen Tieren, sofern sie einzeln für sich beobachtet werden. Schon darum erscheint es höchst unwahrscheinlich, daß der Vorgang ihrer Verschmelzung sich beim Menschen von anderen Ei- und Samenträgern unterscheiden soll. Verschieden sind – und dies freilich in größtem Maße – die Erbeinheiten, welche in den Farbkörpern des Keimkernes enthalten sind. Davon Näheres bei Besprechung der Vererbungsgesetze.

Die weitere Entwicklung des befruchteten Eies ist zunächst auch noch beim Menschen und bei den Säugetieren ganz ähnlich wie bei den wirbellosen Tieren. Die vorher ganz untätige Eizelle entfaltet sehr rasch nach der Befruchtung unter dem aussprossenden und damit anspornenden Einfluß des Zentralkörperchens (des

früheren Mittelstücks der Samenzelle) eine lebhafte Tätigkeit der Zellteilung. Der Vorgang der ersten Teilungen der befruchteten Eizelle wird auch Furchung genannt. Dieser von den französischen Forschern *Dumas* und *Prépost* eingeführte Ausdruck geht auf eine heute widerlegte Auffassung zurück: *Dumas* und *Prépost* sahen nämlich, daß die Eizelle bald nach der Befruchtung ihr Aussehen verändert; sie schien ihnen in immer stärkerem Grade wie von Furchen durchzogen, die ihre Oberfläche in regelmäßige Abschnitte teilten. Heute ist es nun längst erwiesen, daß diese vermeintlichen Furchen nichts weiter sind als die Abgrenzungslinien, an denen sich die Teilstücke, welche aus der befruchteten Eizelle durch Teilung entstanden sind, an der Oberfläche mit ihren Zellwänden berühren. Wir nennen die Furchung daher nach dem Vorschlag *Hertwigs* besser

die Zellteilung.

Diese geht so vor sich, daß sich zunächst das Zentralkörperchen in zwei Teile teilt. Diese beiden Hälften wandern auseinander, so daß sie innerhalb der Eizelle wie zwei Pole einander gegenüberstehen. Zwischen beiden Körperchen liegt genau in der Mitte der Keimkern. Dann ordnen sich die Protoplasmastrahlen zwischen den beiden Zentralkörperchen so an, daß sie eine Spindel bilden; die mittleren Strahlen der Spindel scheinen dabei durch den Keimkern hindurchzugehen. Im Keimkern selbst stellen sich die Chromosomen (= Farbkörperchen, siehe Bd. I S. 432) alsbald förmlich in Paradenstellung auf, und zwar dergestalt, daß sie mit den Spindelstrahlen in genau symmetrischer Anordnung parallel laufen. Nun teilt sich zunächst jedes einzelne Chromosom, zuletzt dann der ganze Keimkern in je zwei gleiche Teile; dabei steht die Teilungsebene genau senkrecht zur Spindelachse, die beiden Tochterkerne wandern nach der Richtung der beiden Polkörperchen, wie nunmehr die polar angeordneten Zentralkörperchen genannt werden, auseinander, und jetzt erst schnürt sich der übrige Zelleib in der Mitte zwischen den geteilten Gebilden durch. Mit diesem, wie wir sahen, ziemlich verwickelten Zellteilungsprozeß ist die zweite Stufe in der Menschwerdung nach der ersten, als welche wir die Befruchtung ansehen, beendet. Die Zellteilung wird auch Karyokinese (von *κάρυον* = [Nuß]kern und *κινέω* = bewegen, vgl. „Kino“) genannt, während man für die einzelnen Kernteilungsfiguren vielfach die Bezeichnung Mitosen (von *μῖτος* = Faden) findet.

In genau derselben Weise wie die erste finden nun alle folgenden Zellteilungen statt, wobei jede Teilungsebene immer senkrecht zu der Ebene der letzt vorausgegangenen Teilung steht. Da die Zellen sich zunächst sehr gleichmäßig teilen, so wird durch jede Teilung immer das Doppelte der vorhandenen Zellenzahl geschaffen; nach der ersten Teilung sind es 2, nach der zweiten 4, nach der dritten 8, nach der vierten 16, dann 32, 64, 128, 256, 512 und 1024 Zellen. Dabei werden die Zellen mit jeder Teilung um die Hälfte kleiner, so daß die Größe der Zellkugel dieselbe bleibt wie die Größe der ursprünglichen Eizelle. Nach den ersten Zellteilungen

ähnelt der Keim in seinem Aussehen einer Himbeere oder Maulbeere; daher bezeichnet man dieses Entwicklungsstadium des Keimes auch als

die Morula

(verkleinerte Form von *morus* = Maulbeere; der Name soll wegen der Zusammensetzung aus lauter gleichen Stückchen mit griechisch *μέρος* = Teil zusammenhängen). Das nächste Entwicklungsstadium besteht darin, daß sich im Mittelpunkt des Keimes eine Höhlung bildet, um den sich die sich immer weiter teilenden Zellen als Zellwand schichten. Es bildet sich

die Keimblase oder Blastula

(von *βλαστός* = Keim). Erst jetzt beginnt der Keim als Ganzes an Umfang zuzunehmen, während die einzelnen Zellen durch weitere Teilung immer kleiner werden. Die äußere Oberfläche der im Innern mit Flüssigkeit gefüllten Zellkugel wird durch Dehnung ganz glatt; jede Zelle hat dieselbe Form.

Im folgenden Entwicklungsstadium verändert sich die Gleichmäßigkeit der Zellteilung, es beginnt das „Prinzip des ungleichen Wachstums“, wie der Anatom W. His (1831–1904) es genannt hat: An einzelnen Stellen der Keimblase bilden sich in bestimmter Anordnung Gebiete stärkeren oder schwächeren Wachstums. Dadurch entstehen Einbuchtungen und Buckel an der Oberfläche. Eine besonders tiefe Einbuchtung entsteht dadurch, daß sich die Wand der Keimblase an einem Pol einstülpt (als ob man einen Kindergummiball eindellt), bis die erst gegenüberliegenden Kugelflächen aneinanderzuliegen kommen. Die Blase wird so eine Art Becher mit doppelter Wand:

die Gastrula

(= Becherlarve oder Darm-larve, von *γαστήρ* = Magen). Eine solche Gastrula waren wir alle am achten Tage nach unserer Entstehung.

Dadurch, daß sich dieses glockenförmige Gebilde nach unten zu nun wieder bis auf eine kleine Öffnung schließt, ist gewissermaßen eine Zellschicht ins Innere versenkt; man unterscheidet diese als das innere Keimblatt (auch Entoderm oder Entoblast, von *εντός* = innen und *δερμα* = Haut bzw. *βλαστάνω* = sprossen) von der äußeren Zellschicht, die äußeres Keimblatt oder Ektoderm oder Ektoblast (von *εκτός* = außen) genannt wird. Auf die Bildung des äußeren und inneren Keimblattes folgt die der beiden mittleren Keimblätter: des Mesoderms (von *μέσος* = mitten), welche durch eine linke und rechte Ausstülpung des inneren Keimblattes gegen das äußere Keimblatt zu entstehen. Die mittleren Keimblätter liegen also zwischen den beiden anderen. Aus dem inneren Keimblatt entsteht der Urdarm, die erste Anlage des Darmrohres; es bilden sich aus ihm alle Organe des Verdauungsganges, von der Mundhöhle bis zum After, die Schleimhaut der Speiseröhre, des Magens und des Darmes mit allen Anhangsorganen, die sich, wie Speichel-

drüsen, Leber, Milz, Bauchspeicheldrüse, aus dem Uterus ausbuchen; auch die Atmungsorgane gehen auf diese Art aus dem inneren Keimblatt hervor. Die mittleren Keimblätter liefern die gesamte Muskulatur sowie die Harn- und Geschlechtsorgane. Das äußere Keimblatt entwickelt die äußere Haut mit Haaren, Nägeln, Talgdrüsen, Schweißdrüsen und Milchdrüsen sowie – durch Einstülpung und Einwandung einzelner Zellgruppen – die Sinnesorgane und das Zentralnervensystem (Gehirn und Rückenmark). Man hat das Entoderm daher auch „Darmdrüsenblatt“ genannt, während man das Ektoderm nach dem, was allmählich aus seinen Zellen wird, auch als „Hautsinnesblatt“ bezeichnet hat. Zwischen diesen vier Keimblättern, dem eigentlichen organbildenden Zellgewebe, entwickelt sich ein Zwischengewebe „Mesenchym“ (oder Zwischenblatt, von μέσος = mitten und ἐγχέω = hineingießen), aus dem die Bindegewebe des Körpers, einerseits die Stützsubstanz (Bindegewebe, Knorpel, Knochen), andererseits das allen Organen durch die Zufuhr der Nährstoffe und die Abfuhr der Abfallstoffe verbundene Blutsystem (Blut, Blutgefäße, Herz), hervorgehen.

Die ersten Entwicklungsvorgänge im befruchteten Ei gehen noch im Eileiter vor sich, erst während der Gastrulation (= Gastrulabildung), durchschnittlich acht bis zehn Tage nach der Verbindung der Samen- und Eizelle, begibt sich das befruchtete Ei auf die Wanderschaft, um aus dem verhältnismäßig engen Tubenkanal in den viel weiteren Uterus zu gelangen, wo ihm für seine Weiterentwicklung ein ungleich größerer Spielraum zu Gebote steht. Wir nennen es von jetzt ab kurz die „Frucht“ oder „Leibesfrucht“ oder den „Embryo“ (= „das keimende Leben“, vom griechischen ἐν = innen und βρῦω = wachsen, keimen) oder auch den „Fötus“, abgekürzt den „Föt“ (abgeleitet vom lateinischen foveo = wärmen, ausbrüten, nach andern vom griechischen φύω = lateinisch feo = zeugen; dementsprechend findet man auch die Schreibweise „Fetus“ = der Gezeugte).

Genau genommen tritt das befruchtete Ei die Wanderung aus dem Eileiter allerdings nicht ganz selbständig an, sondern es geht schon etwas ganz Ähnliches vor sich wie später bei der Entbindung. Das größer werdende Gebilde übt einen Reiz auf die umgebenden Wandungen aus, die sich zusammenziehen und durch wurmförmige Bewegungen das Ei nach der Gebärmutter schleudern, wobei die kleinen Flimmerhärchen insofern Hilfe leisten, als sie, durch das vorrückende Ei zu Boden gesenkt, sich elastisch aufrichten und so das Ei fortbewegen, ohne daß es sich unterwegs wieder an die Schleimhäute festsetzt. Ganz ausnahmsweise kommt dies allerdings doch vor, nämlich dann, wenn durch entzündliche Vorgänge (beispielsweise nach Tubenripper oder durch infantile Mißbildungen) der flimmerhaarbesetzte Schleimhautteppich des Eileiters Schaden gelitten hat oder gar Verwachsungen stattgefunden haben, die den Weg versperren. Dann entwickelt sich das Ei noch einige Wochen, ja manchmal sogar zwei bis drei Monate in der Tube weiter, und es kommt zu der gefürchteten, bereits früher erwähnten Tubenschwangerschaft, die im günstigsten Falle damit endet, daß die apfel- bis faustgroße Frucht doch noch nach der Gebärmutter durchbricht und von dort unter wehenartigen Muskelzusammenziehungen nach außen gelangt, im

ungleich schlimmeren darin ihren Abschluß findet, daß die Tubenwandung eines Tages infolge des gesteigerten Innendrucks platzt, wie man gewöhnlich sagt, „perforiert“ (= durchbrochen, von *perforo* = durchbohren) wird und unter Verblutungs- und raschen Verfallserscheinungen das Weib zugrunde geht.

Dies ist nun allerdings ein äußerst seltenes Ereignis, verglichen mit dem gewöhnlichen und normalen Verlauf, der sich wie folgt abspielt: Unbemerkt und ungestört wandert das befruchtete Ei von der Eileiterampulle bis zur Gebärmutterpforte des Eileiters, die es passiert. Auf diesem Wege hat sich um die Frucht eine feste Hülle gebildet, die Lederhaut, die, weil sie zottenartige Auswüchse hat, auch Zottenhaut genannt wird, in der Fachsprache auch kurz Chorion (auch Korium geschrieben, vom lat. *corium*, dem franz. *cuir* = Leder) heißt. Sobald nun das zottige, einige Millimeter große Ei die Gebärmutterhöhle erreicht hat, sinkt es kraft seiner Schwere alsbald in den Gebärmuttergrund ein, wodurch dort eine winzige (etwa $\frac{1}{10}$ mm betragende) Vertiefung (wenn man will, kann man auch Verletzung sagen) entsteht.

In der Gebärmutter selbst sind inzwischen alle Vorbereitungen für eine wohliche Aufnahme des Eies getroffen. Solche Vorkehrungen trifft ja, wie wir sahen, der weibliche Körper alle achtundzwanzig Tage, aber meist war es nicht der Mühe wert; nun aber ist der große Augenblick gekommen, in dem die Fürsorge der Natur überreichlich belohnt wird. Nicht ein absterbendes Ei, sondern eine wirkliche Menschenfrucht ist erschienen, die nun möglichst rasch und dicht an den mütterlichen Stoffwechsel angeschlossen werden soll. Dieser hochwichtige Vorgang heißt

die Nidation oder Nestbildung

(vom lat. *nidus* = Nest). Wie schwer es ist, hier beim Menschen unmittelbare Feststellungen zu machen, geht daraus hervor, daß die Untersuchung eines Menschenkeims, der sich gerade in der Gebärmutterschleimhaut einzunisten begann – ein bis dahin in seinen Einzelheiten recht unklarer Vorgang – dem Forscher *Peters* nur dadurch gelang, daß er die Gebärmutter einer jungen Frau untersuchen konnte, die wenige Tage, nachdem die erwartete Menstruation ausgeblieben war, Selbstmord verübt hatte aus Verzweiflung über die erfolgte Schwängerung. Es liegt auf der Hand, daß nur solche außergewöhnlichen Umstände bei der Frau eine Beobachtung der Vorgänge in den ersten Tagen der Schwangerschaft gestatten.

Was geht nun in der Gebärmutter vor sich, nachdem sich in ihrer weichen Schleimhautwand der kleine Menschenkeim so warm eingebettet und so wohlich angesiedelt hat wie ein kleines Vögelchen im Nest? Da bilden sich zuerst um ihn herum die schützenden Eihäute, die teils von der Frucht selbst, teils von der Gebärmutterschleimhaut ihren Ausgang nehmen. Von dem Ektoderm entspringt und stülpt sich nach oben über den Rücken der Frucht die innerste Fruchthülle, die den alten Namen Amnion oder Schafhaut (von *ἀμνός* = Lamm) führt, weil man sie beim Opfern trächtiger Schafe erstmalig beobachtet hat. Von einigen aber wird Amnion

auch mit Wasserhaut übersetzt und von amnis (= Fluß) abgeleitet, weil diese Haut in das Innere hinein eine helle Flüssigkeit absondert: das *Fruchtwasser*, in dem der Embryo anfangs wie ein kleines Fischchen schwimmt, vorübergehend auch wie ein Fisch mit angelegten, aber später wieder verwachsenden Kiemenspalten atmet, bevor für andere Formen des Gasaustausches (Plazentaratmung, Lungenatmung) die Vorkehrungen getroffen sind.

Dicht dem Amnion angeschmiegt liegt die zweite Fruchthaut: das Chorion. Anfangs, als es gleichmäßig das ganze Ei umhüllte, nannte man es Chorion primitivum (= das erste, ursprüngliche, einfache). Nun aber in der Gebärmutter zerfällt es in zwei Teile: dort, wo es in die Gebärmutterhöhlung hineinragt, wird es glatt, weil sich durch die Dehnung von innen die Zotten zurückbilden und verstreichen; es heißt nunmehr Chorion laeve (von laevis = glatt); dort aber, wo es der Gebärmutter Schleimhaut aufliegt, wuchern die Zotten um so stärker und bohren sich tief wie Saugpfropfen in den Muttergrund hinein. Dieser Teil wird nunmehr Chorion frondosum (von frondes = Laub, wörtlich also belaubtes Chorion) genannt. An dieser Stelle findet auf der gegenüberliegenden Seite des Mutterbodens eine nicht weniger rege Entwicklung statt, und es entsteht so das Organ, in dem sich die Blutgefäße des Keims und der Mutter begegnen und ihre Stoffe und Gase austauschen:

der Mutterkuchen oder die Plazenta

(vom griech. *πλάζ*, dem lat. *placenta*, was einen flachen breiten Kuchen, „Fladen“, bedeutet). Der mütterliche Hauptanteil der Plazenta stammt von der dritten Fruchthaut, die der mütterliche Körper selbst über Amnion und Chorion breitet.

Man nennt sie die „Decidua“ (wörtlich die Hinfällige), weil es die mit der Geburt abfallende Haut der Gebärmutter ist. Auch sie zerfällt in drei Teile: die *Decidua vera* (von *verus* = wahr oder echt), welche eine Verstärkung der eigentlichen Uterusschleimhaut ist, die *Decidua reflexa* (= die umgebogene, von *reflecto* = zurücklenken), welche der Teil ist, der sich von der *vera* aus um die bereits vorhandene Fruchthülle herumschlägt — diese beiden Teile verwachsen mit der zunehmenden Ausdehnung der Fruchtblase schließlich miteinander —, und die *Decidua serotina* (eigentlich die späte, weil man früher glaubte, daß sie zuletzt entstehe), jetzt meist *Decidua basalis* (von *βάσις* = Grundlage) genannt, die den Bezirk der Gebärmutter Schleimhaut umfaßt, auf welcher sich das Ei angesetzt hat. Die äußerste Zellschicht der Chorionzotten hat die Fähigkeit, Schleimhautgewebe aufzulösen. Daher werden große Bezirke der *Decidua basalis* oder Grundschicht von den wurzelartig eindringenden und sich verzweigenden Zotten aufgelöst, und schließlich ragen die Zotten frei in große Bluträume der Grundschicht hinein.

Nur vereinzelt bleiben einige Stränge und Bindegewebe vor der gewebssauflösenden Kraft erhalten und teilen die ganze Plazenta in einzelne Bezirke: die *Kotyledonen* (von *κοτύλη* = Pfanne oder Lappen). Jeder solche Bezirk entspricht dem Verzweigungsgebiet eines Hauptastes der Nabelschnurgefäße. Durch diese bis zur feinsten

Auffaserung gehende Verzweigung der Gefäßzotten wird erreicht, daß die Oberfläche, welche dem Stoffaustausch zwischen mütterlichem und kindlichem Blute dient, sich gewaltig vergrößert. Die Zottengefäße endigen sämtlich ohne Ausnahme blind in den Bluträumen der Deciduagrundschicht. Es findet daher kein direkter Übergang von mütterlichem Blut in die kindlichen Blutgefäße statt, sondern letztere werden nur vom mütterlichen Blute im Bereich der feinsten Zottenverzweigungen umspült und bleiben immer durch ihre Wand vom Blute der Mutter getrennt. Diese trennende Wand hat die Eigenschaft einer halbdurchlässigen Membran (*membrana* = Haut), das heißt, sie läßt gewisse Stoffe — ähnlich wie ein Filter — hindurchdringen, andere Stoffe aber nicht. Alle Nährstoffe, welche das Kind zu seinem Aufbau braucht, insbesondere der Sauerstoff, gehen durch die Zottenwand aus dem mütterlichen in das kindliche Blut über (nicht aber zum Beispiel die roten und weißen Blutkörperchen). Ebenso werden aber auch die Abbaustoffe des Kindes, insbesondere die Kohlensäure, durch die Zottenwand hindurch an das mütterliche Blut abgegeben.

Diese Kehrseite des Stoffaustausches ruft unter Umständen Störungen der Schwangerschaft hervor. Da die Mutter nicht nur die Abbaustoffe ihres eigenen Stoffwechsels, sondern auch die des Kindes zu verarbeiten und zu ersetzen hat, so kann bei einer in der Anlage vorhandenen oder erworbenen Minderwertigkeit des mütterlichen Stoffwechselapparates das Gleichgewicht im Hinwegschaffen der Abbaustoffe und Heranschaffen der Aufbaustoffe empfindlich in Unordnung geraten. Die Leistungsfähigkeit eines solchen minderwertigen Stoffwechselapparates zeigt sich den zunehmenden Ansprüchen einer Schwangerschaft dann nicht mehr gewachsen. Es tritt eine Überladung des Blutes mit Abbaustoffen ein, welche anfangen, giftig zu wirken. Das erste Zeichen ist gewöhnlich ein zunehmender Eiweißgehalt des Harns, der auf eine Nierenreizung deutet. In leichten Fällen bleibt es dabei, in schweren Fällen treten als heftigere Vergiftungserscheinungen Krämpfe und Bewußtseinsstörungen ein:

die Eklampsie

(von *ἐκλάμπω* = aufblitzen). Je weiter die Schwangerschaft fortschreitet, um so häufiger werden die Anfälle, welche den epileptischen sehr ähnlich sehen; es wird die schleunige Einleitung einer Frühgeburt notwendig, denn sobald diese geschehen, hören die eklampischen Krämpfe sofort auf, und die Frau erholt sich rasch. Andernfalls besteht die Gefahr des Todes an Herzschwäche infolge der gehäuften Anfälle oder infolge der schweren Vergiftung unter dem Bilde eines Koma (*τὸ κῶμα* heißt Schlafsucht oder tiefe Bewußtlosigkeit) oder einer Urämie (= Harnstoffvergiftung des Blutes, von *οὖρον* = Harn und *αἷμα* = Blut). Diese schweren Fälle ereignen sich glücklicherweise selten; zwischen ihnen und den leichten, kaum bemerkten Nierenstörungen gibt es alle Übergangsformen. In den meisten Fällen ist eine entsprechende (eiweißarme, d. h. fleischlose, gemüse- und obstreiche) Ernährung imstande, über den kritischen Zustand hinwegzuhelfen, ohne daß es der Einleitung einer Frühgeburt bedarf. Häufig ist diese Störung nur bei der ersten Schwangerschaft zu beobachten und verliert sich durch Anpassung des mütterlichen Organismus bei weiteren Schwangerschaften. Auch hat es den Anschein, daß die Ursache lediglich dem Kinde zuzuschreiben ist in der Weise, daß die in ihrer Beschaffenheit von einem väterlichen Erbfaktor abhängigen kindlichen Eiweißstoffe auf das mütterliche Blut als giftige Fremdkörper einwirken. Einige Beobachtungen, nach denen eine Frau nur nach der Empfängnis von

einem bestimmten Mann so schwere Stoffwechselstörungen und Krämpfe in der Schwangerschaft bekam, sprechen dafür.

Mit der Plazentarbildung ist der Anschluß der Frucht an den mütterlichen Blutkreislauf erfolgt. Im Anfang nämlich wird die Frucht (ähnlich wie ein Hühnerei) aus einem Dottersack (oder Dotterbläschen) ernährt, das sich neben der Stelle, an der sich später der Nabel befindet, aus dem Urdarm „ausgebuchtet“ hat. Diese Einrichtung bildet sich später zurück zugunsten der eigentlichen Nabelschnur, ist aber als ganz kleines Bläschen meist noch bei der Geburt neben dem Ansatz der Nabelschnur nachweisbar. Diese kommt dadurch zustande, daß (in der Mitte zwischen dem unteren Ende des Brustbeins und dem oberen der Schoßfuge) an derselben Stelle, an der sich später

der Nabel

(althochdeutsch nabulo, verwandt mit griech. *δουραλός*, in dem *ἀμφι* = ambi = empor steckt) befindet, sich neben dem Dottersack noch eine andere Ausbuchtung aus dem Hinterdarm wurstförmig hervorwölbt:

die Allantois

(von *ἀλλας* = Wurst und *εἶδος* = Gestalt). Bei dotterreichen Tieren dient dieser Harnsack während der ganzen Entwicklungszeit zur Aufnahme der Ausscheidungsstoffe des embryonalen Stoffwechsels. Bei menschlichen Früchten hat die Allantois diese Aufgabe nur während des kurzen Stadiums der Dotterernährung. Ist der Dotter verbraucht, so wird der Harnsack zu einem schmalen Schlauch, der sich mit seinem blinden Ende in der Schleimhaut der Gebärmutter verankert, und auf dessen Oberfläche Blutgefäße aus dem Embryonalleib in die Gebärmutterwand hineinwachsen. Aus dem Harnsack geht also

die Nabelschnur

hervor, welche die Verbindung zwischen der Mutter und dem Embryo, genauer der mütterlichen Plazenta und dem kindlichen Blutkreislauf, herstellt. Die Nabelschnur ist außen von einer Fortsetzung der Amnionhülle bedeckt; in ihrem Innern befinden sich außer den Resten der Allantois, vor allem eingebettet in der Whartonschen Sulze (genannt nach ihrem Entdecker, dem Londoner Anatomen Thomas Wharton, 1610–73), die Blutgefäße, welche von der Mutter zum Kind und vom Kinde zur Mutter verlaufen.

Zum besonderen Verständnis für die Lebensvorgänge des Kindes im Mutterleib, die in vieler Hinsicht so völlig verschieden sind von denen nach der Geburt, wollen wir noch kurz ein zusammenhängendes Bild des embryonalen Blutkreislaufs geben: Der geborene Mensch atmet in der Lunge, der ungeborene Mensch atmet in der Plazenta; die Lungen sind zwar schon vorgebildet, aber noch außer Tätigkeit, völlig luftleer und in sich zusammengefalet. An diesem Unterschied läßt sich in vielen Fällen von Kindstötung erkennen, ob die Behauptung der Mutter, ihr Kind sei tot zur Welt gekommen, der Wahrheit

entspricht. Eine Lunge, die noch nicht geatmet hat, sinkt im Wasser unter, eine, deren Blasen schon von Luft erfüllt sind, schwimmt oben. In den Plazentarzotten nimmt das kindliche Blut Sauerstoff aus dem Blut der Mutter auf. Das sauerstoffhaltige Blut sammelt sich in der Nabelvene (Vene heißt jedes Blutgefäß, in dem der Blutstrom zum Herzen fließt, Arterie jedes Blutgefäß, welches das Blut vom Herzen fortleitet). Dieses zieht durch die Nabelschnur und durch den Nabel in den Leib des Embryo ein, steigt in ihm senkrecht empor und sendet einige Äste in die Leber von deren Unterfläche aus. Die Leber bekommt also das frische Blut eher als alle anderen kindlichen Organe, selbst eher als das Herz; daher ist sie auch im Gegensatz zu allen übrigen Organen außerordentlich stark entwickelt; ihre Aufgabe besteht im Embryonalleben vor allem darin, die roten Blutkörperchen zu bilden. Nach der Geburt stellt sie diese Tätigkeit bald ein und überläßt sie dem Knochenmark und der Milz. Hinter der Leber mündet die Nabelvene in die untere Hohlvene, welche außerdem das gesamte Blut aus der unteren Körperhälfte sammelt und zum Herzen leitet (aus der oberen Körperhälfte gelangt das Blut durch die obere Hohlvene in das Herz). Vom Herzen strömt es durch die Aorta, die große Schlagader, in den Körper. Dicht unterhalb der Teilung der absteigenden Aorta in die beiden Weichenarterien entspringt aus letzteren je eine Nabelarterie, welche über die Harnblase hinweg zur vorderen Bauchwand und an dieser aufwärts zum Nabel zieht. Die beiden Nabelarterien treten in die Nabelschnur und ziehen, spiralig um die Hohlvene gewunden, zur Plazenta und bringen kohlensäurehaltiges Blut, das bereits im kindlichen Körper kreiste, heran. Nach dem Austausch der Kohlensäure gegen den frischen Sauerstoff in der Plazenta beginnt der Kreislauf von neuem.

Wie die Entwicklung der Frucht im Mutterleibe vor sich geht, ist in den letzten Jahrzehnten mit Hilfe der in ständiger Verbesserung (Schleif-, Färbe- und Beleuchtungsmethoden) begriffenen Mikroskopierkunst eifrig und eingehend erforscht worden. Standen den Forschern doch nicht nur tierische, sondern auch menschliche Embryonen infolge der großen Häufigkeit von Fehl- und Frühgeburten aus jeder der vierzig Wochen von der Befruchtung bis zur Geburt mehr als reichlich zur Verfügung. Die Wissenschaft, die sich mit der Entwicklungsgeschichte des Individuums bis zu seiner Geburt beschäftigt, heißt

die Embryologie

oder Ontogenie (von $\tau\acute{o}\ \delta\upsilon\nu$ = das Wesen und $\gamma\acute{\iota}\gamma\nu\omicron\mu\alpha\iota$ = entstehen), ihre Begründer und Vertreter: Embryologen, zu deren bedeutendsten neben den Gebrüdern Oskar Hertwig in Berlin (1849–1922) und Richard Hertwig in München (geb. 1850), August Weismann in Freiburg (1834–1914) und Ernst Haeckel in Jena (1834–1919) auch meine beiden persönlichen Lehrer in diesem Fach: Albert von Kölliker in Würzburg (1817–1905) und Karl Wilhelm von Kupffer in München (1829–1903), zwei prächtige Gelehrte, gehörten. Wer sich für die menschliche Entwicklungsgeschichte besonders interessiert, sei auf ihre Schriften verwiesen, von denen namentlich die von Goetheschem Geist erfüllten mutigen Werke Haeckels („Natürliche Schöpfungsgeschichte“, 1868; „Anthropogenie“, 1874; „Kunstformen in der Natur“, 1899 bis 1904; „Die Welträtsel“, 1899; „Gott-Natur, Theophysis“, 1914), trotz mancher Überlastung mit überflüssigen Fremdwörtern, allgemein verständlich und äußerst lehrreich sind.

Innerhalb unserer „Geschlechtskunde“ ist es nicht durchführbar, sich allzuweit auf das entwicklungsgeschichtliche Grenzgebiet der Sexualwissenschaft zu begeben – so überaus verlockend auch die Aufgabe wäre, wenigstens in den Hauptzügen zu schildern, wie sich aus der ersten vereinigten Ei-Samenzelle allmählich das Wunderwerk gestaltet, das uns bei seiner Geburt als Kind die Ärmchen entgegenstreckt – ein Lebewesen, ausgestattet mit einem nur ihm allein eigenen körperseelischen Anlagekapital, mit dem es nach der Geburt seinen Aufstieg bis zur Lebenshöhe langsam fortsetzt, um dann wieder absteigend einer allmählichen Rückbildung von Körper – Seele – Geschlecht zu unterliegen.

Nur die vier hauptsächlichsten Grundregeln, nach denen sich

das Kind im Mutterleibe

formt, seien hier kurz erwähnt. Sie sind letztlich sehr einfach und heißen:

- a) Zellteilung,
- b) Ebenmäßigkeit,
- c) Arbeitsteilung,
- d) Ein- und Ausbuchtung.

Von der Zellteilung, durch welche sich der Mensch zu einer Zellgenossenschaft (einem „Zellstaat“) entwickelt, war bereits früher die Rede. Sie entspricht außerhalb des Körpers im wesentlichen dem, was wir bei den Organismen, die nur aus einer einzigen Zelle bestehen, Fortpflanzung nennen. Ein scharfer biologischer Unterschied ist zwischen Wachsen und Fortpflanzen nicht vorhanden. Hier wie dort findet die Ernährung aus der Umgebung statt. Wie die Einzeller aus dem Wasser, so ernähren sich die einzelnen Körperzellen aus dem Blut, in dem sie sich aufhalten. In beiden Fällen findet ein Stoffwechsel statt: die einverleibte Nahrung wandelt sich in nach außen wirkende Kräfte und Säfte, Wärme und Arbeit um. Die Zahl der Zellgenossen, aus denen sich ein mehrzelliges Lebewesen, vor allem auch der Mensch durch Fortpflanzungsteilung entwickelt, ist fast unvorstellbar groß. Setzt sich doch allein die Lunge aus 1800 Millionen Lungenbläschen zusammen, von denen jedes viele hunderttausend Zellen hat. Kein Mensch würde lange genug leben, um alle Zellen zählen zu können, aus denen sich sein Körper zusammensetzt.

Allerdings brauchte er nur die Zellen der einen Körperhälfte zu zählen und diese dann zu verdoppeln. Denn nach dem Urgesetz der geteilten und sich immer wieder teilenden befruchteten Eizelle setzt sich der Mensch ja aus zwei Hälften zusammen, der rechten und der linken, die anfänglich ganz gleich sind und sich auch später nur durch gewisse Umlagerungen ändern. Das ist

das Gesetz der Ebenmäßigkeit

oder Symmetrie (von *σύμμετρος* = abgemessen, ebenmäßig). Am besten ist seine Auswirkung an der äußeren Körperform erkenntlich. Denken wir uns den Körper in der Mitte durchgesägt, so würden wir äußerlich zwei nahezu gleiche Teile vor uns

haben. Alle Organe sind entweder – wie Augen, Ohren, Arme, Beine, Brüste, große und kleine Schamlippen – doppelt oder bestehen – wie Mund, Nase, Hals, Rumpf, Glied und Hodensack – aus zwei gleichen ursprünglich getrennten Hälften, die zuletzt in der Mitte verschmolzen sind. Diese äußere und innere Symmetrie ist praktisch höchst bedeutungsvoll, indem bei Erkrankungen, Verletzungen und Verlusten die eine Seite für die andere eintreten kann. Wenn eine Niere, eine Brustdrüse, ein Eierstock, ein Hode außer Tätigkeit tritt, vergrößert sich das entgegengesetzte Organ der andern Seite und verrichtet seine Arbeit mit. Man spricht dann von „Vikariieren“ (lat. vicarius, von vicis = Wechsel, heißt Stellvertreter).

In einem gewissen Widerspruch mit dem Gesetz der Ebenmäßigkeit des Körpers steht die bei der übergroßen Mehrzahl der Menschen vorhandene stärkere Ausbildung der rechten Körperseite, die Rechtshändigkeit, der in einer geringen Anzahl von Fällen, deren Prozentsatz schwankt (*Stier* hält 30% aller Kinder für „links orientiert“, einige Statistiken berechnen 4,6, andere zirka 10% „Linkser“), eine stärkere Linksbetonung gegenübersteht, die vor allem in linkshändiger Betätigung in die Erscheinung tritt, sich aber keineswegs darauf beschränkt. So findet man bei schärferer Beobachtung gewöhnlich bei Linkshändern auch die linke Körperseite, vor allem die linke Gesichtshälfte ein wenig größer als die rechte (sogar links bessere Zähne) und auch sonst sowohl im Äußern wie im Innern allerlei Zeichen, die auf eine Zurückgebliebenheit der rechten Körperhälfte hindeuten.

Im Beginn des Lebens weist allerdings noch nichts auf das Überwiegen der einen oder anderen Körperhälfte hin, wenn auch neuerdings angegeben wird, daß bei genauer Untersuchung sich bereits beim Neugeborenen die Knochen des rechten Armes stärker entwickelt zeigen als die der linken Seite. Das ganz kleine Kind gebraucht seine beiden Hände und Arme in völlig gleichmäßiger Weise. Einen Gegenstand, den man ihm hinreichend reicht, ergreift es zunächst mit beiden Händen, später langt es ebenso oft mit der rechten wie mit der linken Hand danach. Erst allmählich bilden sich die Zeichen der Rechts- oder Linkshändigkeit heraus. Dr. Alice *Friedmann* gibt in ihrer lesenswerten Arbeit über „Biologie und Psychologie der Linkshändigkeit“ (erschienen in Alfred *Adlers* „Internationaler Zeitschrift für Individualpsychologie“, 4. Jahrg., Nr. 5) an, daß man bei Säuglingen schon im Spiel mit der Wiegendecke die Bevorzugung einer Hand erkennen könne. Sie selbst beobachtete ein linkshändiges Kind, welches, wenige Wochen alt, vor dem Einschlafen immer mit dem linken Arm den Polsterzipfel über die Augen schob. Nach *Baldwin* entwickelt sich die Einhändigkeit im sechsten bis siebenten Monat nach der Geburt.

Zutreffend bemerkt Dr. Albert *Neuburger* in einem Artikel „Linkshändigkeit, ein noch ungelöstes Problem“ (in der „Deutschen Ärzte-Zeitung“ Nr. 15, 1926): „In früheren Zeiten begann damit für die Linkshänder nicht selten eine Leidenszeit. Man erachtete den ständigen Gebrauch der linken statt der rechten Hand als eine schlechte Angewohnheit, die bekämpft werden mußte. Unverständige Eltern glaubten hier mit Prügeln etwas ausrichten zu können, oder sie banden die linke Hand in Tücher ein, um von ihrer Benutzung abzuhalten. Auch schnallte man den linken Arm am Körper fest, und was dergleichen Quälereien mehr waren, von denen man heutzutage glücklicherweise immer mehr abkommt. Immer mehr ringt sich die Erkenntnis durch, daß die Linkshändigkeit auf natürlicher Veranlagung beruht, und daß mit Gewaltmaßregeln nichts durchzusetzen ist.“ Eine völlig befriedigende Deutung ihrer Entstehung liegt allerdings noch nicht vor. Einige wollen in der Rechtshändigkeit eine durch „Zuchtwahl“ (davon später) erworbene Schutteinrichtung erkennen, in dem Sinne, daß im Urzustand die Rechte die Waffe erhob, während die Linke das Herz vor dem Angriff schützte, eine Aufgabenteilung, die notwendig wurde, als der Mensch

sich zum aufrechten Gang erhob. Doch zeigt sich bei den wilden Völkerschaften, die jetzt noch in Südamerika, Australien und Afrika hausen, nichts, was auf eine größere Verbreitung der Linkshändigkeit schließen ließe. Die Rechte ist dort genau so Arbeitshand wie bei uns. Nur von den Fidschi-Insulanern (die für sehr geschickt gelten) berichtet ein Korrespondent der Londoner „Times“, daß unter ihnen Linkshändigkeit häufiger sei als Rechtshändigkeit.

Von manchen Gelehrten wird die überwiegende Rechtshändigkeit ebenfalls mit der Lage des Herzens auf der linken Körperseite in Zusammenhang gebracht, jedoch mehr mit der dadurch bedingten Eigenartigkeit des Blutkreislaufs, denn die Blutgefäße sind infolgedessen so angeordnet, daß die Schlagader, welche zum rechten Arm führt, wesentlich gerader verläuft als die linke. Sie liegt rechts mehr in der Stromrichtung des aus dem Herzen kommenden Blutes, wodurch rechts eine bessere Blutversorgung des Arms vermittelt wird. Andererseits ist die linke Gehirnhälfte, welche die Nervenleitungen überkreuz zur rechten Körperhälfte aussendet (der Rechtshändigkeit entspricht, wie Beobachtungen an Apoplektikern [= Personen, die eine Apoplexie = Hirnschlag = Hirnblutung erlitten] mit rechtsseitiger Lähmung zeigen, Linkshirnnigkeit), etwas besser versorgt als die rechte Hirnhälfte; die linke große Halsschlagader entspringt nämlich unmittelbar aus der Aorta, die rechte mittelbar. Besonders im Embryonalstadium ist das von Bedeutung, da eine ausgleichende Blutverbindung zwischen der linken und rechten Hirnhälfte noch nicht besteht. Der Zusammenhang wäre dann so zu verstehen, daß zunächst infolge besserer Blutversorgung der linken Gehirnhälfte die zur rechten Körperseite ziehenden Nerven mehr ausgebildet werden, wozu dann noch die bessere Blutversorgung des rechten Armes hinzutritt.

Bei Linkshändern müßte demnach in erster Linie eine abweichende Blutbewegung vorliegen, die nicht die linke, sondern die rechte Gehirnhälfte besser mit Blut versorgt. *Jedenfalls ist bei Linkshändern die rechte Hirnhälfte besser entwickelt.* Es ist möglich, daß damit größere Geschicklichkeit und stärkere künstlerische Begabung im Zusammenhang stehen, die vielfach Linksern nachgesagt wird. Führt doch Wilhelm Fließ in seinem groß angelegten Werk „Ablauf des Lebens“ (bei Deuticke in Leipzig und Wien 1906) in der Liste berühmter Linkshänder unter anderen von großen Malern keine geringeren als *Leonardo, Menzel, Lenbach* an, dazu die Bildhauer *Michelangelo* und *Begas*, von Dichtern *Goethe, Heine, Andersen* und *Björnson*, von Komponisten *Beethoven* und *Schumann*, außerdem *Napoleon I.* und *Nießche*. Fließ hat auch eine geistvolle Theorie aufgestellt über Beziehungen, die er zwischen der bisymmetrischen und bisexuellen Anlage des Menschen annimmt; danach soll Linkshändigkeit bei Menschen mit einer stärkeren Ausbildung weiblicher Eigenschaften verbunden sein, während bei Rechtshändern die Männlichkeit überwiegt. Damit stimmt allerdings nicht recht überein, daß nach neueren Statistiken das männliche Geschlecht mehr Linkser aufzuweisen hat als das weibliche, nach manchen sogar doppelt soviel. Da Fließ behauptet, daß sich unter den Homosexuellen viele Linkshänder befänden, habe ich vor Jahren bereits auch nach dieser Richtung hin mein Material statistisch durchforscht. Als ausgesprochen rechtshändig bezeichnen sich unter Homosexuellen 87 0/0, als linkshändig 7 0/0, während 6 0/0 angeben, links- und rechts, händig beziehungsweise bei einzelnen Beschäftigungen links zu sein. Nach einer gleichzeitig in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ veröffentlichten Arbeit über die Häufigkeit der Linkshänder im deutschen Heere waren 1909 „unter 266270 untersuchten Leuten 10292 Linkshänder, das heißt 4 vom Hundert“. Demnach scheinen allerdings unter den Homosexuellen etwa doppelt soviel Linkshänder vorzukommen als unter den Heterosexuellen. Ist das Geheimnis der Linkshändigkeit, wie wir sehen, auch noch nicht gelöst, so steht doch schon soviel fest, daß es sich auch hier nicht um eine „schlechte Angewohnheit“

handelt, wie man früher meist meinte, sondern um eine angeborene konstitutionelle Besonderheit, von der es wahrscheinlich ist, daß sie ebenso wie andere körperseelische Merkmale an die *Mendelschen* Vererbungsgesetze gebunden ist.

Mit der Zellteilung eng verbunden ist die Arbeitsteilung. Die einzelligen Lebewesen bestehen aus einem einheitlichen Körper, dessen zähflüssiges Plasma sowohl reizempfindsam, eindrucksfähig, als auch zielstrebsam, ausdrucksfähig ist, indem es durch Fortsätze, die es aus seiner Schleimmasse aussendet, „reflektorische“ Bewegungen ausführt. Auch die Fortpflanzung besorgt ein solcher Einzeller ohne besondere Organe als Ganzes für sich (oft allerdings, nachdem er sich vorher mit einem gleichen Einzeller verschmolzen hat), indem er sich teilt und beide Stücke sich trennen. Jedes Stück lebt verjüngt weiter, um sich nach einiger Zeit wieder genau so wie der gemeinsame Vorgänger zu teilen. Von einem Geschlecht oder Geschlechtsunterschied kann hier nicht die Rede sein. Die ganze Zelle ist Geschlechtszelle.

Je höher nun aber ein Wesen in der Entwicklung emporsteigt, um so mehr teilen sich die Zellen nicht nur in der Zahl, sondern auch in ihren Aufgaben. Ganz allmählich wird der Reflexmechanismus immer verwickelter, ohne jedoch sein eigentliches Wesen: „Führung — Strebung“ grundsätzlich zu ändern. Anfangs findet man auch noch bei Mehrzellern (Polypen, Korallen) einfache Neuromuskelzellen; reizt man die eine Oberfläche, so zuckt an der andern ein beweglicher Muskelfaden zusammen. Dann finden wir (bei den Nesseltieren) ein zweizelliges Reflexorgan, eine äußere Sinneszelle ist durch einen feinen Sinnesfaden mit einer Muskelzelle verbunden. Auf der dritten Stufe, bei den meisten wirbellosen Tieren, sehen wir drei Reflexzellen, eine Seelenzelle schiebt sich als Sitz unbewußter Vorstellungen zwischen die beiden andern ein. Weiter (bei den Wirbeltieren) kommt es zu einem vierzelligen Reflexorgan; zwischen die Sinnes- und Muskelzellen schaltet sich eine sensible (Empfindungs-) und eine motorische (Bewegungs-) Zelle ein.

Indem sich unendlich viele solcher Reflexbögen verbinden und immer neue Seelenzellen einschalten — in der menschlichen Hirnrinde sind es viele, viele Milliarden —, entsteht der in seinen Einzelementen so fabelhaft winzige, in seiner Wirkungsweise hingegen so riesenhaft große Empfindungs-, Vorstellungs- und Willensapparat, der den Menschen einerseits so hoch über alle Wesen hebt, ihm andererseits jedoch so viel zu schaffen macht, um mit sich und der Welt „ins reine zu kommen“. Wie man unter den Bürgern eines Staatswesens einen Nährstand, Wehrstand, Verkehrsstand, Lehrstand, Zehrstand (= Rentner) und noch viele andere Stände unterscheidet, genau so im Wesen eines menschlichen Zellenstaats. Einige, wie die Zellen des Magens und des Darms, dienen der Ernährung; andere, wie die Blutkörperchen in den Verkehrsadern der Blutgefäße, dem Verkehr; wieder andere, wie die Muskelzellen, der Abwehr, und wieder andere, wie die Keimzellen, der Fortpflanzung. So verteilen sie unter sich die unendlich vielen Aufgaben, die ein niederes Lebewesen in so einfacher und ein höheres Lebewesen in so mannigfacher Weise erfüllt. Die Keimzellen nehmen dabei insofern eine Sonderstellung ein, als sie sich in

Keimstöcke separieren (= absondern), wo sie sich teilen und an die Außenwelt streben. Bei den Samenzellen steht dabei die Fortpflanzungsteilung der Teilung selbständig lebender Einzeller nicht an Massenhaftigkeit nach; bringt doch der Durchschnittsmensch in seinem Leben nicht weniger als 340 Milliarden Samenzellen hervor.

Die letzte Regel in der Entwicklung ist die der Einstülpung und Ausstülpung. Durch Einstülpung des äußeren Keimblattes entsteht beispielsweise der Mund, durch Ausstülpung die Nase, durch Einstülpung des inneren Keimblattes beispielsweise die Leber, durch Ausstülpung die Darmzotten. Auch der ganze Genitalapparat entsteht mit seinen teils paarigen, teils aus zwei gleichen Hälften bestehenden Organen durch ein eigenartiges Spiel von Ein- und Ausbuchtungen der Keimblätter. Namentlich in der ersten Hälfte der Schwangerschaft ist die ganze Entwicklung von einem fortwährenden Auf und Ab, einer wellenförmigen Bewegung beherrscht, bei der sich aus anfänglich ziemlich unförmigen Körpern nach und nach ein immer menschenähnlicheres Wesen entwickelt.

Jede Art durchläuft dabei im Mutterleibe alle unter ihm stehenden Tierstufen. Schon den ersten Forschern, die sich mit Embryologie beschäftigten, wie Karl Ernst von *Baer* (1792–1876), dem Entdecker des Menscheneies, fiel es auf, daß die Embryonen von Amphibien und Fischen, Reptilien, Vögeln und Säugetieren in den ersten Stadien einander so ähnlich sehen, daß man sie kaum voneinander unterscheiden kann.

Die Stelle findet sich in Karl Ernst von *Baers* „Entwicklungsgeschichte der Tiere“ (Teil I, S. 221) und lautet: „Die Embryonen der Säugetiere, Vögel, Eidechsen und Schlangen, wahrscheinlich auch der Schildkröten, sind in frühen Zuständen einander ungemein ähnlich, im ganzen sowie in der Entwicklung der einzelnen Teile; so ähnlich, daß man oft die Embryonen nur nach der Größe unterscheiden kann. Ich besitze zwei kleine Embryonen in Weingeist, für die ich versäumt habe die Namen zu notieren, und ich bin jetzt durchaus nicht imstande, die Klasse zu bestimmen, der sie angehören. Es können Eidechsen, kleine Vögel oder ganz junge Säugetiere sein; so übereinstimmend ist Kopf- und Rumpfbildung in diesen Tieren.“

Wenn wir die Früchte eines Menschen, eines Frosches, eines Pferdes und eines Huhnes genau betrachten, so erkennen wir bald, daß sie während des Embryonal-lebens in vieler Hinsicht eine Übereinstimmung aufweisen, die die Größe ihrer späteren Verschiedenheit nicht im entferntesten vermuten läßt. Namentlich tritt dies in Einzelheiten hervor: die kunstfertige Hand und der Fuß des Menschen, die Pranken der Schildkröte, die Klauen des Vogels, der Pferdehuf und was es sonst noch für Bewegungsorgane geben mag, alle entstehen aus demselben Stummel. Je jünger die Embryonen sind, desto mehr gleichen sie einander. Der Mensch beginnt sein Dasein als Einzeller, gleicht dann in den verschiedenen geschilderten Entwicklungsstufen als Morula, Blastula und Gastrula den niedersten Mehrzellern im Tierreich, nimmt, wenn die beiden Keimblätter der Gastrula sich trennen, ein wurmförmiges Aussehen an mit Kopfende und Schwanzende, Rückenkrümmung und Bauchhöhlung, bekommt dann etwas Fischartiges und entwickelt sich allmählich zu einem reptilartigen Ge-

schöpf, von dem dann Formen, die tiefer stehenden Säugetieren gleichen, abstammen; dann wird sein Skelett und Körperbau immer mehr höheren Vierfüßlern ähnlich, bis er zu einer Stufe gelangt, in der er dem Affenembryo am nächsten steht. Das ist der Ursprung und dürften entwicklungsgeschichtlich auch die Urahnen des Menschengeschlechts sein. Diese sich in gedrängter Kürze wiederholende Stammesgeschichte in der Entwicklung jeder Art – „Ontogenie gleich abgekürzter Phylogenie“ – ist

das biogenetische Grundgesetz Haeckels,

von ihm selbst Palingenese (von *πάλιν* = wieder) genannt.

Die Entdeckung dieses Gesetzes bedeutet eine naturwissenschaftliche Großtat ersten Ranges, die etwa in der Fassung:

„Jede Entwicklung ist Wiederholung“,

ähnlich wie die Relativitätstheorie *Einsteins*, weit über das engere Gebiet hinaus, auf das sich das Gesetz zunächst bezog, Gültigkeit beansprucht.

Das biogenetische Grundgesetz findet auch in der chemischen Untersuchung der Embryonen Bestätigung; so zeigen sich die Früchte anfangs am kochsalzreichsten und werden um so kochsalzärmer, je mehr sie sich der Geburt nähern. *Bunge* folgert daraus, daß die Urheimat aller Wirbeltiere das Meer sei.

Haeckel sieht in seinen Feststellungen eine Hauptstütze der *Darwinschen* Abstammungslehre, und seine Gegner haben sich über nichts so empört (seine Embryonenbilder erklärten sie wegen belangloser Ungenauigkeiten für „Fälschungen“) – wie über diesen Standpunkt, den sie in die kurze Formel zusammenfaßten: *Darwin* und *Haeckel* hätten gesagt, „der Mensch stamme vom Affen ab“. Nun, in dieser Form ist dies weder von *Darwin* noch von *Haeckel* jemals behauptet worden. Die betreffende Stelle bei *Darwin* lautet wörtlich: „Wir haben Anhaltspunkte für die Abstammung des Menschen von einem höheren Säugetier, und zwar von einem Säugetier, das in gleicher Weise wie mit den Menschen in Blutsverwandtschaft steht zum Affengeschlecht.“

Diese Auffassung war keineswegs etwas so Neues und Ungeheuerliches, denn schon lange vor *Darwin* hatte der große schwedische Naturforscher und Arzt *Karl Linné* (1707 – 1778) den Menschen mit den Affen (und – den Fledermäusen) in seinem System der Natur unter die „Primaten“ (von *primus* = der erste) vereinigt, ohne daß jemand daran Anstoß genommen oder vermutet hätte, der Mensch solle mit dieser Gruppeneinteilung auf das Niveau der Tiere herabgedrückt werden. In der Tat weichen ja auch die vier menschenähnlichen Affengattungen: Orang, Gorilla, Schimpanse und Gibbon in höherem Grade körperlich untereinander als vom Urwaldmenschen ab, wie ja auch wohl in seelischer Hinsicht der Abstand vom höchstorganisierten Gorilla zu dem niedersten Wilden (den Anthropophagen = Menschenfressern, von *άνθρωπος* = Mensch und *φαγεῖν* = essen) geringer sein dürfte als zwischen den Menschenfressern und den Geisteshelden, denen wir die Meisterwerke der Kunst, Wissenschaft und Technik verdanken. Wer (wie der Verfasser) Gelegenheit hatte, letzten Winter in Berlin den Gorilla John Daniel II kennen zu lernen,

der in Begleitung einer englischen Dame in einem Hotel Unter den Linden wohnte, von wo er jeden Morgen im Auto zum Zoologischen Garten fuhr, um sich den Menschen vorzustellen (vielleicht sah er sich die Menschen mit ähnlichen Gefühlen und Gedanken an, wie diese ihn), kann kaum anderer Ansicht sein. Thomas Henry *Huxley*, der die sorgfältigsten anatomischen Vergleichsuntersuchungen zwischen Affen und Menschen anstellte, kommt zu dem Schluß: „Die anatomischen Verschiedenheiten, die den Menschen vom Gorilla und Schimpansen trennen, sind nicht so groß wie die, welche den Gorilla von den niederen Affen trennen.“

Professor *Friedenthal* in Berlin wies nach, daß das Haar der Menschenaffen dem der Menschen mehr ähnelt als dem der niederen Affen und, was besonders interessant ist, daß auch das Ungeziefer, das bei den höheren Affen vorkommt, mit den menschlichen Parasiten übereinstimmt und nicht mit den bei niederen Affen vorhandenen. Auch die Methode von *Uhlenhuth*, welche ermöglichte, das Blut verschiedener Tiere voneinander zu unterscheiden, bestätigte die biologische Verwandtschaft zwischen Mensch und Menschenaffe. In neuerer Zeit hat man sowohl in Deutschland als auch in Frankreich (Versuche *Voronoffs*) und in Rußland (*Iwanoff*) daran gedacht, durch künstliche Übertragung menschlicher Samenzellen auf Affenweibchen diese biologische Verwandtschaft noch weiter zu erhärten. Ich kann auf diese Versuche keinen so hohen Wert legen. Fallen sie positiv aus, so würden sie nur etwas beweisen, was schon bewiesen ist; sollten sie aber negativ verlaufen, so würden sie keineswegs als Gegenbeweise verwertbar sein, da es auch zwischen nahen Verwandten im Tier- und Pflanzenreich vielfach nicht zu Vermischungen und Befruchtungen der Keimzellen kommt.

Denen aber, die sich gar zu sehr gekränkt fühlen über die ihnen „zugemutete“ Affenverwandtschaft, möchte ich die Worte ins Stammbuch schreiben, mit denen zu dieser Frage der größte (und auch tiefste) deutsche Humorist Wilhelm *Busch* Stellung genommen hat. In seiner „Kritik des Herzens“ heißt es:

„Sie stritten sich beim Wein herum,
Was das nun wieder wäre;
Das mit dem *Darwin* wär' gar zu dumm
Und wider die menschliche Ehre.
Sie tranken manchen Humpen aus,
Sie stolperten aus den Türen,
Sie grunzten vernehmlich und kamen nach Haus
Gekrochen auf allen vieren.“

Es ist auch nicht recht einzusehen, warum gerade die Entwicklungslehre *Darwins* (dessen Gebeine beiläufig bemerkt in der vornehmsten Kirche Englands, in der Westminsterabtei in London, beigesetzt sind) besonders irreligiös sein soll; mit der biblischen Schöpfungsgeschichte steht allerdings die biologische im Widerspruch, mit der Religion als solcher aber ebensowenig wie die Entwicklung einer Raupe zum Schmetterling, eines Hühnereies zum Hühnchen, eines befruchteten Menscheneies zum Goethe. Darum war auch das Schlagwort „Gott oder Gorilla“, mit dem im Juli 1925 in dem kleinen Städtchen Dayton im Staate Tennessee der Prozeß gegen den dreiundzwanzigjährigen Gymnasiallehrer John *Scopes* geführt wurde, welcher sich gegen das Gesetz jenes Staates vergangen hatte, das bei Androhung von Gefängnis oder Geldstrafe verbietet, „die *Darwinsche* Evolutionstheorie in öffentlichen Schulen zu lehren“, nicht glücklich gewählt; eher hätte man schon den alten Titel der Schrift von Professor Adolf *Dodel* in Lugano wählen können, die auf mich selbst, als ich sie als Schüler las, von entscheidender Wirkung war: *Moses oder Darwin?*

Wir wollen nun noch eine kurze Übersicht geben, wie rein äußerlich betrachtet die Entwicklung der Frucht in den einzelnen Monaten voranschreitet, wobei wir den Schwangerschaftsmonat aus praktischen Gründen mit je 28 Tagen ansetzen, demnach also für die Schwangerschaft nicht 9, sondern 10 Monate rechnen. Es gibt vier Anhaltspunkte, nach denen wir das Alter der Frucht und die Zeit der bereits verflossenen und noch bevorstehenden Schwangerschaftsdauer feststellen können:

- a) die Länge der Frucht,
- b) ihr Gewicht,
- c) das Wachstum des Mutterleibes,
- d) die Veränderung der Organe.

Das Wachstum des Kindes ist verhältnismäßig am schnellsten in den ersten Monaten. Wenn der Embryo am Ende des ersten Monats durchschnittlich 1 cm lang ist, so ist er am Ende des zweiten Monats 4 cm lang, er ist also im zweiten Monat um das Dreifache seiner Länge gewachsen. Im neunten Monat dagegen wächst er nur um den zehnten Teil seiner Körperlänge, nämlich von 40 bis 44 cm. Die Angaben über die Größe und mehr noch über das Gewicht sind in den Lehrbüchern der Geburtshilfe erstaunlich verschieden, offenbar weil sie auch tatsächlich stark schwanken. Wir können uns nur an Durchschnittszahlen halten und richten uns am besten hinsichtlich der Länge nach der *Haaseschen* Formel, die leicht so zu merken ist, daß sich bis zum fünften Monat die Zahl des Monats mit sich selbst und vom sechsten Monat ab mit fünf multipliziert. Danach ist

am Ende des ersten Monats die Frucht $1 \times 1 = 1$ cm lang

"	"	"	zweiten	"	"	"	$2 \times 2 = 4$	"	"
"	"	"	dritten	"	"	"	$3 \times 3 = 9$	"	"
"	"	"	vierten	"	"	"	$4 \times 4 = 16$	"	"
"	"	"	fünften	"	"	"	$5 \times 5 = 25$	"	"
"	"	"	sechsten	"	"	"	$5 \times 6 = 30$	"	"
"	"	"	siebten	"	"	"	$5 \times 7 = 35$	"	"
"	"	"	achten	"	"	"	$5 \times 8 = 40$	"	"
"	"	"	neunten	"	"	"	$5 \times 9 = 45$	"	"

Im zehnten Monat wird die Frucht $5 \times 10 = 50$ " "

Am Ende des ersten Monats ist die Frucht etwa $2\frac{1}{2}$ g schwer

"	"	"	zweiten	"	"	"	"	4	"	"
"	"	"	dritten	"	"	"	"	20	"	"
"	"	"	vierten	"	"	"	"	120	"	"
"	"	"	fünften	"	"	"	"	250	"	"
"	"	"	sechsten	"	"	"	"	650	"	"
"	"	"	siebten	"	"	"	"	1200	"	"
"	"	"	achten	"	"	"	"	1800	"	"
"	"	"	neunten	"	"	"	"	2500	"	"

Im zehnten Monat wird die " " 3500 " "

Die Gewichtszahlen bewegen sich in weitem Spielraum, so daß beispielsweise im vierten Monat von einigen nur 50 Gramm, von anderen dagegen 150 Gramm als Durchschnittsgewicht angeführt werden und am Ende der Schwangerschaft 1 bis 2 Pfund mehr oder weniger sehr häufig sind.

Wichtig ist die Frage nach Form und Umfang der schwangeren Gebärmutter in den verschiedenen Monaten bei äußerer Betrachtung und Betastung. Im Laufe des *ersten* Monats erleidet die Gebärmutter keine äußerlich feststellbare Veränderung. Am Ende des *zweiten* Monats hat sie die Größe eines Gänseeies; von außen wird sie erst gegen Ende des *dritten* Monats bei Eindrücken der entspannten Bauchdecken deutlich fühlbar und hat dann die Größe eines Kindskopfes. Im *vierten* Monat ist die Größenzunahme derartig, daß die Gebärmutter aus dem kleinen Becken hervorragt und mit ihrem oberen Rande 2 bis 3 Querfinger über der Schambeinfuge getastet werden kann; sie ist am Ende des vierten Monats mannskopfgroß; gegen Ende des *fünften* Monats wölbt sich der Leib deutlich hervor, die Gebärmutter reicht bis zur Mitte zwischen Schoßfuge und Nabel der Frau. Ende des *sechsten* Monats steht der Uterus mit dem oberen Rande fast genau in der Höhe des Nabels, Ende des *siebten* Monats 2 bis 3 Querfinger über dem Nabel. Die Vorwölbung des Leibes hat schwach angedeutete Eiform mit senkrecht zur Beckenebene stehender Achse. Je nach der Lage des kindlichen Rückens kann die Wölbung auf der linken oder rechten Bauchseite etwas stärker sein. Bei nicht zu starkem Fettpolster und gutem Tastsinne lassen sich einzelne kindliche Teile durch die Bauchdecken hindurch fühlen und danach in ihrer Lage ungefähr bestimmen. Ende des *achten* Monats reicht die Gebärmutter bis eine Handbreit über den Nabel hinauf, und am Ende des neunten Monats trägt die Mutter das Kind unmittelbar „unter ihrem Herzen“; es reicht bis zur Herzgrube (genauer bis zum Schwertfortsatz des Brustbeins und seitlich an die Rippenbogen). Der Leib hat jetzt seinen größten Umfang erreicht und ist fast kugelförmig geworden (daher in niederen Volkskreisen die folkloristische Bezeichnung „Kürbis“ für Schwangerschaft). Dabei ist der Innendruck infolge der zunehmenden Ausdehnung immer stärker geworden. Er ist schließlich gegen Ende des *neunten* Monats so bedeutend, daß sich um diese Zeit der untere, bei der Geburt vorangehende Teil der Frucht, der Kopf des Kindes, nach unten in das kleine Becken senkt. Infolgedessen begibt sich auch die ganze Gebärmutter etwas abwärts und steht kurz vor der Geburt wieder in gleicher Höhe wie am Ende des achten Monats, also etwa handbreit über dem Nabel, wobei die äußere Form des Leibes eine spitzere Kugelform annimmt, da sich die Fruchtachse etwas nach vorn neigt.

Die normale Lage des Kindes

ist die Geradlage mit dem Kopf nach unten, die Achse des kindlichen steht also in der Achse des mütterlichen Körpers, nur liegt der Rücken seitlich ein wenig nach vorn, am häufigsten auf der linken Seite der Mutter. Die Beine sind in den Knien und Hüftgelenken gebeugt und ganz dicht an den Leib gezogen, die Arme sind eng

über der Brust verschränkt, und der Kopf ist tief auf die Brust gebeugt. Der Embryo nimmt dadurch Eiform an und beansprucht in dieser kauern den Stellung den denkbar kleinsten Raum im Verhältnis zu seiner tatsächlichen Größe. Sein oberer Pol wird vom Steiß, der untere Pol vom Kopf gebildet: dies ist die sogenannte „Kopflage“, und zwar bei der Beugestellung des Kopfes die „Hinterhauptslage“, weil das Hinterhaupt am tiefsten steht. 96,5% aller Kindslagen sind Kopflagen, darunter wieder 95% Hinterhauptslagen. Diese sind für die Geburt am günstigsten und als die normale Lage aufzufassen. In 1–1,5% ist der Kopf nicht so stark gebeugt, sondern mehr oder weniger gestreckt, und es entstehen dann „Vorderhauptslage“, „Gesichtslage“ oder „Stirnlagen“, je nach dem Teil des kindlichen Schädels, welcher am tiefsten steht. In 2% der Fälle liegt nicht der Kopf, sondern der Steiß unten: „Steißlage“. Der Rest entfällt auf die „Fußlagen“, bei denen ein oder beide Füße zuerst geboren werden, und auf die „Querlagen“, bei denen der längste Durchmesser des Kindes quer zum längsten Durchmesser des mütterlichen Leibes steht. Diese glücklicherweise seltenen Querlagen sind meist schon äußerlich zu erkennen an der querovalen, mehr in die Breite gehenden Form des schwangeren Leibes, bei geringerer Ausdehnung nach oben.

Wie verändert sich nun die Frucht selbst in den einzelnen Monaten? Auch darüber einige wenige Bemerkungen:

Am *Beginn* der Schwangerschaft von bläschenförmiger Gestalt, erscheint sie am Ende des *ersten* Monats bereits würmchenartig gestreckt. Von Armen und Beinen ist anfangs noch nichts wahrzunehmen, doch deutet sich vom einundzwanzigsten Tage ab ihre Anlage durch eine leichte Hervorwölbung an; auch der Mund ist in Bildung begriffen, ebenso die Leber, die Lungen, Hirn und Herz. Von den Sinnesorganen fangen Augen, Ohren und die Nasengrube an, sich zu entwickeln. Geschlechtssteile sind noch nicht wahrnehmbar, geschweige denn Geschlechtsunterschiede. Der Embryo besitzt wie andere Säugetiere hinten ein deutliches Schwänzchen.

Im *zweiten* Monat bilden sich Zehen, Finger und Ohrmuscheln aus. Im Unterkiefer beginnt die Knorpelbildung, ebenso im Schlüsselbein, in den Rippen und Wirbelkörpern. Die Augen erscheinen als schwarze Punkte, Nasenlöcher und Ohren als Grübchen, der Mund als weiter Spalt. Arme und Beine sind kurze, flossenartige Stümpfe. Der Kopf nimmt die Hälfte des Embryos ein. Das Schwänzchen hat seine größte Länge erreicht, um sich nunmehr (fast immer) zurückzubilden.

Im *dritten* Monat schreitet die Knorpelbildung fort. Die Anlage der Plazenta ist fertig, die von ihr abgehende Nabelschnur ist etwa 7 cm lang. Während das Schwänzchen sich ganz zurückgebildet hat (nur ganz ausnahmsweise findet es sich noch bei der Geburt), bricht der After durch. Die Geschlechtsunterschiede entwickeln sich.

Im *vierten* Monat ist nun schon das männliche und weibliche Geschlecht deutlich voneinander zu unterscheiden. Die Plazenta hat etwa ein Gewicht von 80 Gramm und der Nabelstrang eine Länge von 19 cm. Der Kopf bedeckt sich mit einem dünnen Haarflaum. In den Extremitäten treten zuckende Bewegungen auf.

Im *fünften* Monat wird die Plazenta 180 Gramm schwer, die Nabelschnur etwa 31 cm lang. Den Kopf und den ganzen Körper bedecken Wollhaare. Darüber befindet sich ein schmieriger Belag, die sogenannte Vernix caseosa (= käsige Schmiere). Die Augenlider öffnen sich, die Bewegungen werden etwas lebhafter. In der zwanzigsten Woche, genau in der Hälfte der Schwangerschaft, spürt die Frau zum erstenmal das, was sie als „das Leben“ bezeichnet. Damit ist jeder Zweifel, der etwa vorher noch an der Schwangerschaft bestand, beseitigt. Dieser Zeitpunkt eignet sich auch gut zur nochmaligen Nachrechnung des Geburtstermins, denn zwanzig Wochen nach der ersten spürbaren Kindsbewegung, fast auf den Tag, erblickt das Kind das Licht der Welt. Um diese Zeit werden auch die kindlichen Herztöne durch die mütterlichen Bauchdecken hindurch dem aufliegenden Ohre eines Untersuchers hörbar.

Im *sechsten* Monat wird das Gesicht fettreicher. Die Haut des Körpers ist stark gerunzelt, mit einem dichten Haarfell — auch einem Überrest aus tierischer Vergangenheit — versehen. Der prickelnde Reiz, der sich zeitweise schon im vierten und fünften Monat in den Brüsten der Mutter bemerkbar machte, nimmt zu; die Brüste schwellen an.

Siebter Monat: Die Runzeln gleichen sich durch Fetteinlagerung aus. Die Augen sind geöffnet, die Hoden beginnen nach unten zu wandern und befinden sich im Leistenkanal. Die Frucht nimmt jetzt die geschilderte Lage und Haltung ein, mit der sie sich dem ovalen Raum des Uterus in so vollkommener Weise anpaßt.

Achter Monat: Fett und Behaarung sind am Körper reichlich entwickelt; das feine Wollhaar im Gesicht verschwindet allmählich. Die Nägel sind mit Rändern versehen. Die Hornhaut des Auges wird durchsichtig. Ein Hode ist bereits im Hodensack angelangt, der andere noch auf der Wanderschaft. Je weiter die Schwangerschaft voranschreitet und sich ihrem Ende nähert, um so stärker wird die körperseelische Bindung der Mutter an das Kind. Frauen, die ernstlich den Gedanken erwogen hatten, sich ihrer Leibesfrucht zu entledigen, erzählten mir, daß sie anderen Sinnes wurden, als sie die ersten Kindsbewegungen spürten.

Im *neunten* und *zehnten* Monat reift der Embryo aus. Die Frage, ob ein Kind bei der Geburt ausgereift ist, wird nach den Zeichen der Fruchtreife entschieden.

Trotzdem diese kaum zu verkennen sind, kommen hier nicht selten Irrtümer vor, da die Frauen sich häufig in der Dauer der Schwangerschaft verrechnen. Mancher „ausgetragene“ Junge läuft als „Siebenmonatskind“ durchs Leben. Die meisten „Siebenmonatskinder“ kommen im ersten Ehejahr zur Welt (statt neun sieben Monate nach der Hochzeit und erhalten im Volke von hämischen Nachbarinnen dann nicht selten Spottnamen wie „Thusnelda“, was hochdeutsch „zu schnell da“ bedeutet, oder „Frieda“ = „früh da“).

Wie groß die Zahl der zwar in der Ehe geborenen, aber vor der Ehe gezeugten Kinder ist, ging aus einer Ermittlung hervor, die im Jahre 1908 das sächsische statistische Landesamt anstellte. Auf 100 Lebendgeburten fielen innerhalb der ersten sieben Monate des ersten Ehejahres bei den in der Landwirtschaft Beschäftigten 67,8 Kinder; in der Industrie 67,3; in Handel und Verkehr 67,8; bei den Dienstboten 52,4; bei den in der Industrie Angestellten 50,7; bei den selbständigen Landwirten und Pächtern 40,5; bei den Fabrikanten 33,0; bei den Handwerksmeistern 37,6; bei den Gastwirten und selbständigen

Kaufleuten 38,9; bei den unteren Beamten im Staats- und Kommunaldienst 41; bei den Ärzten, Rechtsanwälten und selbständigen Künstlern 30,2 und bei den höheren Beamten, Geistlichen, Offizieren 14,9 Kinder. Man hat daraus gefolgert, daß in einem beträchtlichen Bruchteil der Fälle die Deflorierung (= Entjungferung) bereits im Brautstand beziehungsweise bereits vor Eingehung der Ehe stattfindet. Es scheint hiernach, als ob doch nicht alle Menschen den Rat befolgen, welchen ein bekannter Askeseprediger unserer Zeit, Pastor *Modersohn*, einem Fragesteller in seinem Wochenblatt (Nr. 26, 1926) erteilt; er antwortet ihm dort: „Sie müssen die Sache an der Wurzel anfassen, Sie müssen frei werden von der fleischlichen Lust. Wir werden frei, wenn wir auf den Glauben an die Erlösung eingehen, die am Kreuz von Golgatha vollbracht ist . . . Sie müssen es lernen, mit Zinzendorf zu sagen:

Und wenn mich böse Lust anfißt,

Dann dank' ich Gott: Ich *muß* ja nicht!

Ich sprech' zum Zorn, zur Lust, zum Geiz:

Dafür hing ja mein Herr am Kreuz.

Ich empfehle Ihnen, daß Sie mit Ihrer Braut einen *schriftlichen* Vertrag machen, in dem Sie schreiben: „Ich verpflichte mich mit Gottes Hilfe, meiner Braut nie in unreiner Weise zu nahen, sie weder mit Worten noch mit Werken zu beflecken. Sollte ich mein Versprechen nicht halten wollen, so bitte ich meine Braut, unter allen Umständen fest zu bleiben und mir diesen schriftlichen Vertrag vorzuhalten.“ Eine unbewachte Stunde kann das ganze Leben verderben. Darum bitten Sie den Herrn, daß er Sie vor dieser Stunde bewahren möge. Dieses schriftliche Versprechen, das Ihre Braut bei Ihren Besuchen immer bei sich haben muß, kann dabei wesentlich helfen. Wenn Sie in Gefahr sind, muß Ihre Braut um so fester stehen. Bitten Sie, daß sie ja nicht nachgibt, auch wenn Sie sie selber darum bitten und anflehen. Wenn Sie in Gegenwart Ihrer Braut so sehr mit der Versuchung zu tun haben, dann hüten Sie sich, zu viel und zu lange mit ihr allein zu sein. Ziehen Sie die Gardinen nicht zu am Fenster!“

Wir kehren zu den

Reifezeichen

zurück; wir verstehen unter ihnen eine ganze Reihe von Merkmalen, von denen zwar nicht das Vorhandensein jedes einzelnen notwendig ist, um ein Kind für ausgereift zu erklären; wohl aber müssen sie wenigstens in der Mehrzahl feststellbar sein. Die durchschnittliche Körperlänge des Neugeborenen soll 45–51 cm betragen, und zwar bei beiden Geschlechtern gleichmäßig; das Gewicht 3–3½ kg (3000–3600 Gramm), ist aber sehr schwankend. Kinder von vier Pfund, aber auch von zehn Pfund und mehr sind keine Seltenheit. Der größte Kopfumfang – vom Kinn zum Hinterhauptsbein gemessen – beträgt 35 cm. Die Haut ist mehr rötlich (rosa) als weiß. Die Nägel sollen an den Zehen mit den Zehenspitzen abschneiden, während sie an den Fingern etwas die Fingerkuppen überragen. Ein wichtiges Reifezeichen bei Knaben ist der vollendete Abstieg der Hoden in den Hodensack. In der Harnblase befindet sich Harn, in der Gallenblase Galle und im Darm ein geruchloser schwärzlicher Inhalt, der wegen seiner Farbe Kindspech oder Mekonium (von *μήκων* = Mohn, Opium) genannt wird. Die Behaarung weist gewöhnlich noch Reste der in der Embryonalzeit gebildeten Wollhaare auf; doch können die Wollhärchen auch schon ganz verschwunden sein. Nur das Kopfhaar ist schon stärker entwickelt

und zwei bis drei Zentimeter lang. Die Nasen- und Ohrknorpel sollen ausgebildet sein.

Die Knochen sind in der embryonalen Lage zunächst nur als Knorpel vorgebildet, ihre Verknöcherung beginnt aus dem Innern des einzelnen Knorpels heraus (von den sogenannten Knochenkernen aus) im siebenten Monat. Die Verknöcherung ist bei einem geburtsreifen Kind bereits gut vorgeschritten, aber doch nur soweit, daß die Glieder noch in weitgehendem Maße biegsam und gegeneinander beweglich sind, um sich bei der Geburt dem engen Geburtskanal anzupassen. Das gilt insbesondere für die Wirbelsäule und für den Schädel. Die Schädelknochen, welche sich späterhin mit ihren zackenreichen Rändern fest ineinanderfügen und den Schädel zu einem starrwandigen Hohlkörper machen, sind beim geburtsreifen Embryo nur zum Teil verknöchert und werden durch breite, derbe Bänder zusammengehalten. An solchen Stellen, wo mehrere Schädelknochen im Winkel zusammentreffen, finden sich breite Stellen von einer elastischen Bandmasse,

die Fontanellen

(von fons, eigentlich = kleine Quelle; der seltsame Name soll von der künstlichen Ableitungsquelle herrühren, welche die alten Chirurgen durch Erzeugen von Geschwüren mittels Ätzen, Brennen oder Einfügung von Fremdkörpern mit Vorliebe an der Stelle anzulegen pflegten, an der die Pfeilnaht auf die Stirnnaht stößt). Die wichtigste ist die große Stirnfontanelle, welche sich über der Stirn an der Stelle befindet, wo vier Knochen, nämlich linkes und rechtes Stirnbein sowie linkes und rechtes Scheitelbein, zusammentreffen. Bei der Betastung fühlt man die große Fontanelle als ein eindrückbares Feld am Schädel, von dem sternenförmig vier Rillen, die entsprechenden vier Knochenverbindungen, ausgehen. Eine zweite Fontanelle, die kleine genannt, befindet sich am Hinterhaupt und wird von drei Knochen begrenzt: dem linken und rechten Scheitelbein und dem unpaaren Hinterhauptsbein. Durch die Betastung der Fontanellen stellt man vor der Geburt die genaue Lage des Kindes fest. Ist zum Beispiel die kleine Fontanelle deutlich fühlbar, die große aber nicht, so handelt es sich um eine Hinterhauptslage. Bei der Geburt selbst erleichtert die bewegliche Verbindung der Schädelknochen untereinander das Hindurchtreten des Kopfes außerordentlich dadurch, daß der Kopf sich durch Verschieben der Knochen gegeneinander in seiner Form dem Geburtskanal gut anpaßt.

Wir legten dar, daß von irgendeinem Unterschied des Geschlechts im Anfang der Fruchtentwicklung nicht das geringste zu bemerken ist. Selbst das schärfste Mikroskop vermag im ersten und zweiten Monat nichts dergleichen wahrzunehmen.

Es wurde auch bereits im ersten Bande geschildert, wie sich dann aus der Einheit heraus im dritten und vierten Monat immer deutlicher die männlichen und weiblichen Geschlechtscharaktere abheben. Die allgemeinen Entwicklungsgesetze, von denen in diesem Kapitel die Rede war: Zellteilung – paarige Ebenmäßigkeit, Arbeits-

teilung — Ein- und Ausstülpung, sind auch für die Bildung der Geschlechtsorgane maßgebend. Durch Ausstülpung erhebt sich der Geschlechtshöcker. Auf seiner Unterseite senkt sich ein Spalt ein, der nach unten zur Kloake zieht: die Geschlechtsfurche; neben ihren Rändern wölben sich die flachen Geschlechtswülste empor. Allmählich zeigen sich an dieser zunächst einheitlichen Anlage die Verschiedenheiten zwischen männlichen und weiblichen Früchten. Beim Weibe sind die Veränderungen geringfügig. Aus dem Geschlechtshöcker wird die kleine Klitoris, die Geschlechtsfurche vertieft sich zur Scheide, und aus den Geschlechtswülsten werden die Schamlippen. Beim Manne sind die Veränderungen stärker. Der Geschlechtshöcker wächst sich zum männlichen Gliede aus, die Geschlechtswülste zeigen ebenfalls ein stärkeres Wachstum, legen sich aneinander, wachsen zusammen und bilden den Hodenbehälter, in den von innen die Keimdrüsen hineinwandern. Ebenso nähern sich wieder die Ränder der Geschlechtsfurche und schließen sich an der Unterfläche des Geschlechtshöckers dicht aneinander, wodurch der feine Kanal entsteht, der später als Harnröhre so wichtige Aufgaben erfüllt.

Hier tritt uns nun eine Frage entgegen, die seit Jahrhunderten immer wieder erörtert worden ist und auch in der Neuzeit viele gelehrte und nichtgelehrte Männer und Frauen beschäftigt hat: die Frage nämlich, von welchen Einflüssen es abhängt, daß einmal ein Knabe, das andere Mal ein Mädchen geboren wird, und ob es dem Menschen möglich ist, willkürlich das eine oder das andere Geschlecht zu erzeugen. Bereits im siebzehnten Jahrhundert zählte man 262 Theorien über

die willkürliche Knaben- oder Mädchenzeugung, und seither hat die Anzahl der Theorien über diesen Gegenstand sich mindestens verdoppelt, wenn nicht gar verdreifacht. Fraglos verfolgen viele dieser „Theoretiker“ sehr „praktische“ Ziele; daraus geht aber gerade hervor, wie vielen Menschen tatsächlich darum zu tun ist, „nach Wunsch und Wahl einen Knaben oder ein Mädchen zu erhalten“, und daß die Beschränktheit der Massen immer noch das Kapital ist, das sich am besten verzinst. In einer unserer Dokumentenmappen findet sich der folgende Brief, den ein Herr auf seine Verlobungsanzeige erhielt:

„Sehr geehrter Herr!

Aller Menschen Wunsch geht dahin, in der Ehe einen Sohn zu erhalten. Senden Sie mir Tag, Monat und Jahr der Geburt Ihrer Fräulein Braut, deren Mutter und der Ihrigen, so werde ich Ihnen gegen Voreinsendung von zwanzig Mark mitteilen, wie es ohne Lebensänderung in Ihrer Macht steht, diesen Wunsch in Erfüllung gehen zu lassen. Nur die Zeit der Hochzeitstage ist hier maßgebend. Bei Beantwortung bitte obige Nummer anzugeben, wegen eventueller Unleserlichkeit des Namens.

Ergebenst . . ., Baurat.“

Der Empfänger dieses Briefes fühlte sich vor allem dadurch beleidigt, daß der „Knabenspezialist“ ihm diese Offerte bereits bei der Verlobung und nicht erst nach

der Hochzeit gesandt hatte. Aber selbst wenn es nach der Vermählung geschieht, sind wir der Meinung, daß ein solches Vorgehen nicht gebilligt werden kann, zumal es nach unserer Überzeugung eine wirklich sichere Methode der künstlichen Geschlechtsbeeinflussung überhaupt nicht gibt, ja nach allem, was wir von der natürlichen Entstehung des Geschlechts wissen, nicht geben kann. Dies geht nicht nur aus der Unzahl der Lehren hervor, die alle mit großer Bestimmtheit verkündet werden und dementsprechend auch alle Anhänger gefunden haben, sondern auch daraus, daß die meisten Theorien sich heftig befehden und in scharfem Gegensatz zueinander stehen.

Schon über die Rolle, welche die männliche und weibliche Keimzelle bei der Geschlechtsbestimmung spielt, ist man sich nicht einig. Eine Reihe von Gelehrten, zu denen in unserer Zeit vor allem *Virchow*, *Oehlhausen* und *Halban* gehörten, nehmen an, daß das Geschlecht des Kindes bereits vor der Befruchtung im Ei festgelegt sei. Es gäbe männliche, weibliche und zwittrige Eier, und die Samenzellen hätten im wesentlichen nur die Aufgabe, die Zellteilung anzuregen. Schon *Hippokrates* hatte der Meinung Ausdruck gegeben, daß der rechte Eierstock die Knabeneier, der linke die Mädcheneier beherberge, und empfahl deshalb bestimmte Lagerungen beim Koitus, je nachdem man sich einen Knaben oder ein Mädchen wünsche. Diese Annahme von *Hippokrates* ist aber längst durch die Beobachtungen an Frauen widerlegt, denen ein Eierstock wegen Erkrankung entfernt werden mußte. Sie gebaren Knaben, auch wenn sie nur noch den linken Eierstock besaßen, und Mädchen, wenn dieser ihnen operativ entfernt war. Neue Forscher haben mit guten Gründen einen gegenteiligen Standpunkt verteidigt, zwar auch, daß das Geschlecht bereits vor der Befruchtung bestimmt sei, aber nicht durch die Eizellen, sondern durch männliche, weibliche und hermaphroditische Samenzellen.

Ein ähnliches Aufsehen wie in unseren Tagen die *Schenksche* „Entdeckung“ erregte in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Zeugungslehre, welche seltsamerweise ein Küster in Hildesheim namens J. Ch. *Henke* aufgefunden zu haben glaubte. Durch sorgsame Beobachtung meinte er folgendes ergründet zu haben: „Der rechte Hoden hat nur männliche, der linke nur weibliche Keime, der rechte Eierstock nur männliche, der linke nur weibliche Eizellen. Der Samen aus dem rechten Hoden kann nur Eier aus dem rechten, der aus dem linken nur solche aus dem linken Eierstock befruchten. Während des geschlechtlichen Verkehrs ergießt jedesmal nur ein Hode seinen Zeugungsstoff, und zwar derjenige, der sich in dem Augenblick der höchsten Erregung am weitesten in die Höhe zieht.“ Als *Henke* diese Entdeckungen öffentlich vortrug, wandte sich die medizinische Welt seiner Zeit mit großer Empörung gegen diesen Laien, der solches zu behaupten wagte: „er sei unzurechnungsfähig und gehöre ins Tollhaus“. Seine Versuche nachzuprüfen hielt man des ärztlichen Standes für unwürdig. Schließlich fanden sich aber doch zwei Ärzte, die sich mit *Henkes* Entdeckung beschäftigten, und beide stellten sich im wesentlichen auf seinen Standpunkt. Der eine war der französische Arzt J. A. *Millot*, der im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts eine Arbeit erscheinen ließ, in der er erklärte: „Je nach der Lage korrespondiere das männliche Organ mit dem rechten und linken Eierstock der Frau, und davon hänge die Entwicklung des Geschlechtes ab.“ Der andere war ein russischer Arzt, Dr. *Seligsohn* in Moskau, welcher in der Schrift „Willkürliche Zeugung von Knabe

oder Mädchen* (München 1895) auf Grund seiner Nachprüfungen zu folgendem Ergebnis gelangte: „Beim geschlechtlichen Verkehr ergießt sich jedesmal nur der Zeugungsstoff eines Hodens, und zwar desjenigen, der sich am weitesten in die Höhe zieht. Darauf aber ist die Lage der Ehegatten zueinander von wesentlichem Einfluß. Wer nur Knaben oder nur Mädchen hat, müßte mithin die bei dem Vorgange bisher übliche Lage wechseln, um ein Kind anderen Geschlechts zu bekommen. Fand der Ausgang des Verkehrs bisher von rechts statt, so müsse er jetzt von links aus geschehen und umgekehrt.“

Den Präformisten (von *praeformo* = vorher bilden), die davon überzeugt sind, das Geschlecht des Menschen sei bereits vor der Befruchtung festgelegt – sie zerfallen in die Ovulisten (oder Ovaristen) und die Spermatisten (oder Animalkulisten), je nachdem sie in der Ei- oder Samenzelle den Geschlechtsträger erblicken –, stehen nun die Asexualisten gegenüber, welche die Lehrmeinung vertreten, daß weder das Ei noch der Same ein Geschlecht besitzt. Sie gehen davon aus, daß die befruchtete Eizelle so geschlechtslos sei, wie sie uns erscheint, daß ihr die Möglichkeit innewohne, sich nach beiden Richtungen zu entwickeln, und die schließliche Geschlechtsentscheidung von äußeren Einflüssen abhängig sei. Die Anhänger dieser Anschauung stützen sich vor allen Dingen auf Züchtungsversuche bei Pflanzen und Tieren. In der Tat hat man beispielsweise bei Melonen und Gurken gefunden, daß man männliche Blüten in Wärme, Licht und bei Trockenheit erzielen kann, während weibliche im Schatten, bei Feuchtigkeit und stärkerer Düngung zur Entwicklung gelangen. Bei Rindern wurde zur willkürlichen Geschlechterherstellung folgendes Verfahren erprobt: Soll ein Stierkalb geworfen werden, füttert man die Kuh drei Wochen vor der Befruchtung mit Kraftfutter auf bestem Weideland, während man den Stier auf schlechtes Weideland bringt und mangelhaft ernährt. Das entgegengesetzte Verfahren bringt ein Kuhkalb hervor. Ähnliche Ergebnisse will man in verschiedenen Züchtungsanstalten, beispielsweise in Schäfereien und auch bei Laboratoriumsversuchen, beispielsweise an Fröschen erzielt haben. In Pferdegestüten soll die Erfahrung gezeigt haben, daß, wenn kräftige Beschälhengste nach Anstrengung in den Nachmittagsstunden decken, Hengstfohlen fallen, daß dagegen Stutenfohlen überwiegen, wenn sie frisch und ausgeruht am Morgen decken. Nach dem Königsberger Physiologen *Landois* spielt auch bei den Insekten die Ernährung eine hervorragende Rolle für die Bildung des Geschlechts. Er gibt an, daß, wenn die Keime reichlich genährt werden, sich vorwiegend Weibchen entwickeln.

Von ähnlichen Gesichtspunkten wie die Tier- und Pflanzenzüchter bei der Hervorbringung männlicher oder weiblicher Nachkommen ging der Professor an der Universität Wien und Vorstand des dortigen Instituts für Embryologie, Dr. Leopold *Schenk*, aus, dessen Veröffentlichung „Einfluß auf das Geschlechtsverhältnis“ (2. Auflage 1898 in Magdeburg) um die Jahrhundertwende die Presse der ganzen Welt in Bewegung setzte. *Schenk* ging davon aus, daß zuckerkrankte Frauen angeblich fast nur Mädchen zur Welt bringen, und schloß daraus, daß die Wahrscheinlichkeit der Mädchengeburten zunehme mit der reichlicheren Darreichung von Zucker und zuckerbildenden Stoffen, daß dagegen bei gänzlichem Ausschluß von Zucker, nur geringer

vegetabilischer (= pflanzlicher) Nahrung und Bevorzugung stickstoffhaltiger Eiweißkörper die werdende Frucht sich derart beeinflussen ließe, daß sie ein Knabe würde. Daher empfahl er, zwei Monate vor und zwei Monate nach der Befruchtung den Frauen überwiegend Fleisch, Fisch und Eier darzureichen, wenn man einen männlichen, dagegen während der gleichen Zeit fast nur mehlhaltige Kost zu geben, wenn man einen weiblichen Nachkommen wünsche. Zum Beweise seiner Theorie führte er unter anderem seine eigenen Söhne an, die nach diesem Rezepte erzielt worden seien. Wäre die *Schenksche* Theorie richtig, dann müßten in Vegetarierfamilien die Mädchen überwiegen, ebenso bei den großen asiatischen Völkern, die sich fast nur von Reis und andern Vegetabilien ernähren, dann müßten auch Zwillinge stets das gleiche Geschlecht haben. Dies ist aber keineswegs der Fall. Auch die *Schenksche* Meinung, daß, also umgekehrt wie beim Rindvieh, schlecht ernährte Mütter mehr eine männliche, gut ernährte Mütter mehr eine weibliche Nachkommenschaft hervorbringen, hält genauer Nachprüfung nicht stand.

Schenk selbst teilt mit, daß er die Anregung für seine Forschung auf diesem Gebiet durch eine Schrift empfangen habe, welche im Jahre 1863 Prof. M. *Thury* in Genf über das Gesetz der Geschlechterzeugung bei Pflanzen, Tieren und Menschen veröffentlicht hat. *Thury* legte das Hauptgewicht in seiner Lehre über die Entstehung des Geschlechts bei den Tieren auf die Beschaffenheit des Eies zur Zeit, wo es zur Befruchtung gelangt. Ist das Ei in einem Stadium der Reife, welches als vorgeschritten bezeichnet werden kann, so habe man nach einer stattgehabten Befruchtung ein männliches Individuum zu erwarten. Hat dagegen das Ei bis zur erfolgten Befruchtung einen minderen Grad der Reife erlangt, so soll sich aus demselben „kein so kräftiges und vollendetes Individuum der Rasse, wie ein Männchen, entwickeln können, und man erhält konstant (= regelmäßig) aus einem solchen Ei ein weibliches Individuum.“

Übrigens wird schon im Talmud (Traktat Nidda) an der Stelle, an der auseinandergesetzt wird, daß an der Neuentstehung eines Menschen beide Geschlechter beteiligt sind, wobei dem Vater die Schaffung der Knochen, Adern und Nägel, der Mutter das Fleisch, die Haut und die Haare zufielen, gelehrt, daß das Geschlecht des Kindes von der Ernährung der Mutter abhängig sei.

Verschiedene Forscher haben sich zu der etwas mysteriösen Auffassung bekannt, das Geschlecht der Leibesfrucht sei das Ergebnis eines Kampfes, der zwischen dem männlichen und weiblichen Teil der Eltern stattfindet. Schon im Altertum hieß es, daß der zur Zeit des Verkehrs gesündere, kräftigere Partner sein Geschlecht vererbe. Man führte darauf die angebliche Tatsache zurück, daß das erste Kind meist ein Knabe sei, weil bei der jungverheirateten Frau anfänglich die Schmerzen überwögen oder wenigstens das Lustgefühl nicht in dem Maße vorhanden sei wie beim Manne. Auch hier stehen wieder neuere Autoren im völligen Gegensatz zu den älteren, indem sie annehmen, daß der stärkere Teil während des Verkehrs das entgegengesetzte Geschlecht erzeuge. Danach würde aus dem eben angegebenen Grunde das erste Kind fast immer ein Mädchen sein. Aber beides trifft nicht zu, und auch die Behauptung, daß schwindsüchtige Männer infolge ihrer körperlichen Schwächung

trotz gesteigertem Geschlechtstrieb mehr Knaben als Mädchen erzeugen, hält objektiver Nachprüfung nicht stand.

Von anderer Seite wiederum wurde der Altersunterschied der Ehegatten für das Geschlecht des Kindes als entscheidend angesehen; wenn der Mann bedeutend älter sei als die Frau, überwögen die Knaben, während der Mädchenüberschuß zunehme, in je höherem Maße die Frau der ältere Teil sei. *Hofacker* gibt (nach *Schönenberger-Siegert*: „Das Geschlechtsleben und seine Verirrungen“ bei Wilhelm Möller, Berlin) folgende Zahlen an:

Vater 9 – 12 Jahre älter als Mutter	143,7	Knaben auf 100 Mädchen
„ 6 – 9 „ „ „ „	124,7	„ „ 100 „
„ 4 – 6 „ „ „ „	108,9	„ „ 100 „
„ ebenso alt wie	93,3	„ „ 100 „
„ jünger als	90,1	„ „ 100 „

Von anderer Seite hat diese Statistik nicht bestätigt werden können.

Manche haben angenommen, daß die Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs eine Rolle spiele; je seltener der Verkehr stattfände, um so mehr Knaben, je häufiger, um so mehr Mädchen würden geboren. Vielfach ist auch das Temperament herangezogen worden. Von leidenschaftlichen und mageren Vätern sollen mehr Knaben, von phlegmatischen und korpulenten (= beleibten) mehr Mädchen abstammen. Wieder andere haben dem Klima und der Jahreszeit eine Bedeutung zugelegt. Es ist behauptet worden, daß im Sommer mehr Knaben, im Winter mehr Mädchen das Licht der Welt erblicken; auch mit der Höhe über dem Meeresspiegel würde der Knabenüberschuß größer. Die Astrologen haben natürlich den Gestirnen, einige dem Mond, wieder andere der Sonne eine Bedeutung für das Geschlecht zugeschrieben; schon *Plinius* wollte beobachtet haben, daß bei den spanischen Schafen, wenn der Nordwind weht, Männchen, bei Südwind dagegen Weibchen empfangen werden. Doch ist dies alles mehr Glauben und Fabel als zweifelsfreie Wissenschaft.

Immer wieder sind neue Gedanken ausgebrütet worden, um das Problem der willkürlichen Geschlechtsbestimmung zu lösen, ohne daß dabei die alten in einer Versenkung verschwanden. So finde ich in zwei der letzterschienenen Veröffentlichungen zu diesem vielerörterten Sexualproblem das eine Mal in Übereinstimmung mit der modernen Organstofftherapie empfohlen, sich zwecks Knabenerzielung während der Schwangerschaft männlichen, zwecks Mädchenerzeugung weiblichen Preßsaft aus frischen tierischen Geschlechtsdrüsen einspritzen zu lassen, während der Verfasser einer anderen Schrift neben gewissen von ihm hergestellten „patentamtlich geschützten Komplexmitteln“ den Rat gibt, „den Beischlaf bei Vollmond vorzunehmen, wenn es ein Junge, und bei Neumond, wenn es ein Mädchen werden soll“. Er fügt hinzu: „So habe ich hunderte Male das gewünschte Geschlecht erzielt.“ Also geschrieben im Jahre 1926!

Natürlich hat man auch die Röntgenstrahlen für die Geschlechtsbeeinflussung mobil gemacht. Daß eine intensive Bestrahlung (vor der aber wegen schädlicher

Nebenwirkungen zu warnen ist, falls sie nicht mit äußerster Vorsicht von einem Fachmann erster Ordnung vorgenommen wird) bei Menschen und Tieren die Geschlechtsdrüsen unfruchtbar macht, wußte man schon seit längerer Zeit. Neuerdings bestrahlte nun Professor *Hill* in London eine Reihe von Mäusen mit Röntgenstrahlen, die aber sehr schwach genommen wurden, um die Geschlechtsdrüsen nicht abzutöten. Nur die männlichen Mäuse wurden zehn Minuten lang der Bestrahlung ausgesetzt und dann mit unbestrahlten weiblichen Mäusen zusammengebracht. Es wird berichtet, daß in diesen Fällen fast nur männliche Junge zur Welt kamen. Wurden aber die bestrahlten Mäuse erst eine Woche nach der Behandlung mit den Weibchen gepaart, so trat das Gegenteil ein, und die weibliche Nachkommenschaft überwog. Bei noch längerem Warten nach der Bestrahlung ergab sich wieder ein normales Verhältnis von männlichen zu weiblichen Jungen. *Hill* beabsichtigt, seine Versuche bei höherstehenden Säugetieren fortzusetzen.

Es kann bei der überragenden Stellung, welche alle Formen seelischer Behandlung und Beeinflussung (beispielsweise das Besprechen und Versehen) seit Urzeiten im Volksglauben (meist Volksaberglauben) einnehmen, nicht ausbleiben, daß man auch psychische Methoden herangezogen hat, um mit Hilfe der Vorstellungs- und Einbildungskraft auf das Geschlecht des Kindes zu wirken. Ja, es nimmt eigentlich wunder, daß man den Frauen nicht auch schon geraten hat, sie sollten nach *Coué* mehrmals täglich einige Stunden litaneiartig wiederholen: „Ich bringe einen Knaben zur Welt, ich bekomme einen Knaben, was ich unter dem Herzen trage, wird ganz bestimmt ein Junge.“ Dr. *Bergmann* äußert sich in seiner Schrift „Die willkürliche Zeugung von Knaben oder Mädchen“ (Leipzig 1901) wie folgt: „Das Bewußtsein der Gatten sei während des Geschlechtsverkehrs von einer bestimmten Vorstellung beherrscht; den Mann nehme der Gedanke an das Weib völlig gefangen, während sich das Bewußtsein der Frau im Geschlechtsakt auf das Bild des geliebten Mannes einenge. Diese Vorstellung wirke auf den Gipfel der Erregung so stark, daß der Aufbau der Frucht in eine bestimmte Richtung gedrängt werde. Wenn die Vorstellungskraft des Mannes die stärkere gewesen sei, somit das Bild Weib das ausgeprägtere, so wirke dies auf den Fruchtkern derart, daß ein Mädchen entstehe. Überwiege die Vorstellungskraft der Frau, so siege das Bild Mann, und es entstehe ein Knabe.“ Auf einer Berliner Bühne wird zurzeit ein Schauspiel gegeben („Kampf in der Brautnacht“; eine sexuelle Begebenheit von Ulrich *Wendt*), dessen tragischer Konflikt auf folgendem Vorgang fußt: Eine Frau wünscht sich in der Hochzeitsnacht einen Knaben, ihr Gatte eine Tochter; als Folge erscheint ein homosexueller Sohn, für dessen Schicksal — unglückliche Ehe, die mit Selbstmord endet, als seine Frau und sein Freund sich in Liebe zusammenfinden — der Arzt des Stückes den Eltern die Schuld beimißt. Es ist richtig, daß vielfach bei gleichgeschlechtlich gerichteten Männern und Frauen die Meinung herrscht, sie seien „so“ geworden, weil ihre Mütter sich ein Kind gewünscht haben, das dem ihnen entgegengesetzten Geschlecht angehörte. Deshalb fühlten sie seelisch „anders“. Wohl können wir Ulrich

Wendt beipflichten, wenn er seinen Arzt dafür eintreten läßt, daß der Geschlechtsverkehr „wunschlos“ erfolgen soll – dennoch muß aber einmal ausdrücklich betont werden, daß zwar eine (entfernte) Möglichkeit besteht, daß die Macht des Gedankens auf das Geschlecht der Frucht wirken kann, von einer erwiesenen oder auch nur wahrscheinlichen Tatsache aber nicht die Rede sein kann. Vermutungen (mögen sie auch noch so geistvoll und scharfsinnig sein) sollte man nie als Wahrheiten verkünden. Immerhin sei in diesem Zusammenhang an den Ausspruch eines nichts weniger als okkulten (= übersinnlichen) Naturforschers erinnert, den *Burdachs* im zweiten Bande seiner Physiologie. Hier sagt er: „Der Fötus nimmt an den Vorstellungen der Mutter teil, etwa wie die Somnambule an denen des Hypnotismus.“

Die neuesten wissenschaftlichen Geschlechtstheorien haben wieder einen Zusammenhang zwischen dem Zeitpunkt des Verkehrs und der Entstehung des Geschlechts auffinden wollen. Der Grundgedanke ist dabei der, daß das Alter der Eizelle, gemessen an der Zeit, welche nach der Menstruation verfloß, für die Geschlechtsbestimmung ausschlaggebend sei. So hat in der Kriegszeit *W. Siegel* in Freiburg aufsehenerregende Untersuchungen an sogenannten „Urlaubskindern“ angestellt, nämlich an solchen Kindern, deren Zeugungstermin sich ziemlich genau feststellen ließ, weil sie von ihren im Felde befindlichen Vätern nur während einer kurzen Urlaubszeit gezeugt sein konnten. *Siegel* glaubt dabei herausgefunden zu haben, daß bei Befruchtungen innerhalb neun Tagen nach Menstruationsbeginn zu 90% Knaben entstehen, bei Zeugungen zwischen dem zehnten und vierzehnten Tage nach der Menstruation 50% Knaben und 50% Mädchen, während zwischen dem fünfzehnten und zweiundzwanzigsten Tage 90% Mädchen entstehen sollen. Da der Beginn der Menstruation gleichbedeutend ist mit dem Termin des Abgangs eines unbefruchteten Eies, so wird also in den ersten neun Tagen nach diesem Termin das nächste Ei in einem sehr jungen Stadium, fast sofort nach dem Eisprung befruchtet (dann sollen also 90% Knaben daraus entstehen); in den Tagen, welche zur Entstehung von 90% Mädchen führen sollen, trifft die Befruchtung jedoch auf Eizellen im älteren Stadium, die kurz vor dem Abgang durch die nächste Menstruation stehen. Hiernach würde also das Alter der Eizelle im Augenblick der Befruchtung entscheidend sein. Es fehlt auch hier nicht an gegenteiligen Ansichten, die gerade den umgekehrten oder überhaupt keinen Zusammenhang für gegeben halten und den *Siegelschen* Untersuchungen Fehlerquellen nachzuweisen suchen.

Überschauen wir die Unmenge der Geschlechtsentstehungstheorien (von der wir hier nur einen kleinen Auszug gegeben haben), so erkennt man, daß wir von dem Ziel, willkürlich einen Knaben oder ein Mädchen hervorzurufen, nach wie vor weit entfernt sind, ja uns immer mehr entfernt haben, je genauer wir die Geschlechtsbildung als solche erforschten. Dies ist auch die Meinung eines der berühmtesten Vererbungsforscher unserer Tage, *Correns*, der er 1912 in seinem Vortrag über Geschlechtsbestimmung auf der Naturforscherversammlung in Münster Ausdruck gegeben hat.

Das Schlußergebnis, zu dem ich auf diesem Gebiet gelange, in dem die Theorien kein Ende zu nehmen scheinen (so vertrat erst neulich wieder in der Zeitschrift „Natur und Kultur“ jemand ernstlich die Meinung, daß „die Geschlechtsbildung des Kindes mit der Gehirngröße des Elternpaares zusammenhänge“, „falls der Mann das verhältnismäßig größere Gehirn besitzt, werden Töchter geboren, wogegen, wenn die Frau größergehirnig ist, Söhne zu erwarten sind“), deckt sich im wesentlichen mit der Ansicht des Schweizer Kollegen Dr. Paul Hüssy (Privatdozenten an der Universität Basel), welche er in seinem vortrefflichen Buch: „Die Schwangerschaft in ihren Beziehungen zu den anderen Gebieten der Medizin und ihre biologischen Probleme“ (bei Enke, Stuttgart, 1923) äußert: „Es gibt zweierlei Samenzellen, von denen die eine Sorte männliche, die andere weibliche Früchte liefert. Die Verteilung der geschlechtsbestimmenden Anlagen auf die Spermatozoen ist ein Fall von *Mendelscher* Spaltung (Lenz). Durch diese Erkenntnis ist den phantastischen Rezepten zur willkürlichen Geschlechtsbestimmung jeder Boden entzogen.“

Noch gilt für die Frage der willkürlichen Geschlechtsbestimmung das *Goethesche* Wort:

„Geheimnisvoll am lichten Tag
läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben“,

und wir möchten hinzufügen: es ist gut so; denn wenn man auch wohl dem zustimmen kann, was Friedrich *Roberts* (in seinem Buch: „Die Entstehung des Menschen“; neue Lehre von der Vorausbestimmung des Geschlechts, 4. Auflage, 1914 bei Leichter, Berlin) schreibt: „Wie ehemals die Kinder das höchste Glück der Eltern gewesen sind, so wird es auch bleiben, wenn das Gesetz für die Vorausbestimmung des Geschlechts verallgemeinert worden ist, und die Eltern nach ihrem Wunsch und Willen mitbestimmen können, ob ihnen ein Knabe oder ein Mädchen werden soll,“ so muß man doch fragen: „Wohin wäre wohl die Menschheit als Ganzes gelangt, und wohin würde sie gelangen, wenn wir die Kunst tatsächlich verständen, der Weisheit der Natur in dieser Hinsicht ins Handwerk zu pfuschen, wenn wir in die Lage kämen, das so tief in der Natur begründete mannweibliche Gleichgewicht zu durchkreuzen oder gar zu zerstören?“

Denn daß diese Gefahr besteht, erkennen wir, wenn wir verfolgen, aus welchen Gründen sich die Eltern ein Kind bestimmten Geschlechts wünschen, und welches Geschlecht sie bevorzugen. Es wird nämlich fast niemals gefragt, wie ein Mädchen, sondern meist nur, wie ein Knabe zu erzielen sei. Das schlimme alte Vorurteil:

„Nur ein Mädchen“,

das man namentlich bei den orientalischen Völkern weit verbreitet findet, ist auch bei den westeuropäischen noch keineswegs erloschen.

In manchen Ländern war es dem Manne gestattet, nicht nur ein kinderloses Weib nach einiger Zeit der Ehe wieder nach Hause zu schicken, sondern auch die Frau, welche keinen männlichen Erben gebär (als ob an beidem, Kinderlosigkeit

und Knabenlosigkeit, nicht auch der Ehemann „schuld“ haben könnte!). In einem Reisebericht aus Griechenland, den Kurt Rösner im Jahre 1926 in einer Berliner Zeitung veröffentlichte, fand ich folgende Stelle: „Schon die Geburt einer Tochter wird mit geringerer Freude begrüßt. Kommt man zufallswise in eine echt griechische Familie, in der soeben ein neuer Erdenbürger zur Welt kam, und man erkundigt sich danach, ob es ein Junge oder ein Mädchen ist, so wird der Vater im letzteren Falle sicher antworten: ‚Entschuldigen Sie vielmals, es ist ein Mädchen‘.“ Hierher gehört auch die oft angeführte Verschiedenheit jener Stelle in dem alten Morgengebet der Juden, an der die Frauen Gott danken, daß er sie nach seinem Willen geschaffen habe, während der Mann betet: „Gott, ich danke dir, daß ich nicht als Weib geboren bin“ (welcher Zwiespalt für solche Männer, die zugleich fromm und weiblich empfindend sind!). Gelehrte des Judentums versichern mir allerdings, daß man hier nicht, wie häufig angenommen wird, an eine mindere oder höhere Einstellung des einen oder anderen Geschlechtes denken dürfe, sondern an jene geschlechtliche Belastung des Weibes (durch die Beschwerden der Menstruation, Schwangerschaft, Geburt), die der Professor an der Universität Leningrad A. W. *Nemilow* im Titel seines vor kurzem (1925, bei Oskar Engel in Berlin) erschienenen Buches (übersetzt von Alexandra Ramm und Dr. med. Böenheim) „die biologische Tragödie der Frau“ genannt hat.

Wer jedoch das ältere Schrifttum durchmustert, wird immer wieder auf Stellen stoßen, aus denen bald ganz deutlich, bald mehr versteckt unterbewußt die Vorstellung spricht, ein Knabe sei von seiner Geburt ab höher zu bewerten als ein Mädchen; so heißt es im dritten Buch Mosis 12, 2–6: „Wenn ein Weib empfängt und gebiert ein Knäblein, so soll sie 7 Tage unrein sein . . und sie soll daheim bleiben 33 Tage im Blut ihrer Reinigung . . gebiert sie aber ein Mägdlein, so soll sie 2 Wochen unrein sein und soll 66 Tage daheim bleiben im Blut ihrer Reinigung.“ *Hippokrates* nahm an, daß männliche Embryonen im Mutterleib schon vom 30. Tage nach der Empfängnis ab leben, weibliche aber erst vom 42., und *Shakespeare* trägt dem alten Volksglauben von der weiblichen Minderwertigkeit dadurch Rechnung, daß er sagt: „Geht ein Mann trunken zu Bett, dann erzeugt er eine Tochter.“

Die Überschätzung männlicher Geburten drückt sich auch in der Sprache aus. In vielen Sprachen wird für Mann und Mensch die gleiche Bezeichnung gebraucht: beispielsweise bedeutet im Englischen „man“ und im Französischen „l'homme“ beides, und auch unser deutsches „Mensch“ ist aus dem Eigenschaftswort „männisch“ entstanden (das aus Mann gebildet ist, wie „weibisch“ aus Weib und „kindisch“ aus Kind). Sogar die Fürwörter „man“ und französisch „on“ bedeuten eigentlich „Mann“ und „homme“; „man sagt“ und „on dit“ heißt also: der Mann sagt, die Frau hat nichts zu sagen. So führen vielfach auch bereits Kind und Knabe den gleichen Namen; so bedeutet das lateinische puer Kind und zugleich Knabe (das Mädchen heißt puella), was besonders deutlich in Ableitungen hervortritt wie puerpera = Wöchnerin (von puer = Knabe – Kind und pario = gebären). Selbst der neuerdings aufgetauchte, wenig schöne Ausdruck „Puerikultur“ für vorgeburtliche Erziehung hat sich von dieser traditionellen (= überlieferten) Auffassung nicht freigemacht.

Höher stand die altindische Weisheit, die (nach Atharvaveda 10, 8, 27) für jeden Menschen die Worte bereit hielt:

Du bist das Weib, du bist der Mann,
Das Mädchen und der Knabe.

Von einem Gewährsmann, der über das Thema „Knabe oder Mädchen“ Bücher verfaßte und viele Vorträge hielt, wurde mir versichert, daß in neun Zehnteln aller an ihn gerichteten Briefe der Wunsch nach Knabengeburt wiederkehre; selbst bei denen, die sich wissenschaftlich mit diesem Problem beschäftigen, scheint der gleiche Wunsch eine Rolle zu spielen. So schreibt die gelehrte Verfasserin einer der letzten Schriften über diese Frage („sex at choice“ = „Geschlecht nach Wunsch“; eine Anleitung für Eltern, übersetzt von Franza *Feilbogen*, erschienen 1926 bei Orell Füßli in Zürich), Cicely *Erskine*, die Gattin von James Monteith *Erskine* (der aus „dem alten historischen Adel Schottlands“ stammt und, wie die Übersetzerin hervorhebt, „im englischen Parlament den vielleicht vornehmsten und einflußreichsten Wahlkreis Großbritanniens: Westminster, St. George's Division, vertritt“) in der Einleitung ihres Buches von sich selbst: „Fünf Kinder wurden mir lebendig und gesund geboren: ein Mädchen und vier Knaben, genau so, wie ich es gewünscht hatte.“ Ihre Theorie ist übrigens eine Kombination mehrerer alter; außer einer bestimmten Lagerung empfiehlt sie zwecks Knabenzeugung den Geschlechtsverkehr zwei Wochen vor, für Mädchenzeugung die Wochen nach der Periode.

Vielfach sind bei Knabenwünschen Vererbungsinteressen (man erinnert sich des oben geschilderten Falles Kwiecki) oder dynastische (Dynastie = Herrschergeschlecht) Beweggründe maßgebend. So beschäftigten sich vor einigen Jahrzehnten sehr viele Menschen mit dieser Frage und boten ihre Rezepte und Ratschläge an, weil es dem letzten russischen Zaren Nikolaus II. „beim besten Willen“ nicht gelingen wollte, einen männlichen Thronerben zu zeugen. Im Gegensatz zu seinem deutschen Vetter Wilhelm II., dessen Gattin ihm hintereinander eine Serie von sechs Knaben geschenkt hatte, hatte ihm die Zarin „nur“ vier Mädchen geboren, bis sie endlich (angeblich nach der *Schenkschen* Theorie) den „Zarewitsch“ (= Thronerben) hervorbrachte.

Die Vorurteile gegen Mädchen beschränken sich aber keineswegs nur auf höhere Volksschichten, sondern gehen in fast alle Kreise hinein. Wäre es aber nicht wirklich viel richtiger und besser, wenn man sich statt mit der Frage „Knabe oder Mädchen“ mit dem Problem beschäftigte: Wie bringen wir lebensfähige, gesunde und glückliche Menschen hervor?

Die Natur selbst verfuhr in der Geschlechterverteilung ganz außerordentlich weise. Eine Statistik über

die Sexualproportion

(proportio = Ebenmaß), die bereits vor mehr als fünfzig Jahren in halb Europa aufgenommen wurde, ergab, daß fast überall auf 106 Knaben 100 Mädchen geboren werden, und daß dieser geringe Knabenüberschuß (der angeblich auf dem durch-

schnittlich höheren Alter des Vaters beruht) sich dadurch ausgleicht, daß im ersten Lebensjahr mehr Knaben als Mädchen an Lebensschwäche zugrunde gehen, so daß die Zahl der einjährigen Kinder beiderlei Geschlechts nahezu die gleiche ist. Dieses Sexualverhältnis (auch Sexualrelation genannt) weist in den verschiedenen Ländern nur geringe Schwankungen auf. Hier und da zeigt es ganz besonders verblüffende Ziffern. So ereignete es sich im Kreise Lüchow in Hannover bei der letzten Volkszählung (1924), daß am Zählungstage 15065 männliche genau 15065 weiblichen Einwohnern gegenüberstanden. Diese Übereinstimmung in der Zahl männlicher und weiblicher Geburten und Menschen kann unmöglich ein Zufall, sondern muß unbedingt ein Naturgesetz sein, das vorläufig allerdings zu den geheimnisvollsten gehört, die wir kennen.

Eine so weitgehende Regelmäßigkeit in der Geschlechterverteilung wäre nicht möglich, wenn so schwankende Nebensächlichkeiten und Zufälligkeiten wie die Lage beider Partner im Geschlechtsakt, ihr Alter, die Mondphasen oder der Zeitpunkt des Verkehrs von ausschlaggebender Bedeutung für die Entstehung des männlichen und weiblichen Geschlechts wären. Der Umstand, daß die unendlich vielen Zeugungstheorien nie und nirgends eine sichtliche Verschiebung in dem Zahlenverhältnis der Geschlechter herbeigeführt haben, beweist vielleicht besser als alles andere ihre Unzuverlässigkeit.

Das Geheimnis der Geschlechterverteilung

wird noch dadurch erhöht, daß man, wenn man die lange Zahlenreihe des statistischen Reichsamts durch mehrere Jahre nachprüft, feststellen kann, daß, wenn in einigen Jahren ein etwas größerer Knabenreichtum bei den Geburten vorhanden war, dieser kurz darauf durch einen größeren Mädchenreichtum ausgeglichen wird, und daß — was vielleicht das seltsamste ist —, wenn, wie wir es in so furchtbarer Weise erlebten, ein Krieg große Lücken innerhalb der männlichen Bevölkerung gerissen hat, unmittelbar nach dem Kriege die Knabengeburten zuzunehmen pflegen. So steigerte sich der Reichsdurchschnitt in Deutschland nach dem Kriege von 106 bis zu 107,3 Knaben auf 100 Mädchengeburten, ja in einigen Gegenden, beispielsweise in Hamburg, bis auf 110,1 Knaben zu 100 Mädchen.

Das gleiche Naturwunder der Geschlechtergleichheit hat man auch bei den Tieren nachweisen können. Bei manchen Tierarten kommt es dem Verhältnis 1:1 ganz nahe. In England wurden einmal 25560 einander folgende Geburten von Rennpferden gezählt, hiervon waren

12763 männlich,

12797 weiblich.

Bei Windspielen ergaben sich unter 6898 Geburten

3605 männliche,

3293 weibliche.

Bei 8965 Geburten von Schafen fand man

4407 männliche,

4558 weibliche.

Beim Menschen geht die Regelmäßigkeit so weit, daß nicht nur immer wieder ungefähr die gleiche Anzahl Knaben und Mädchen geboren werden, sondern unter ihnen auch ungefähr derselbe Prozentsatz zwischengeschlechtlicher Varianten, die, wenn sie unbeirrt von geschlechtlichen und gesetzlichen Anschauungen ihrem inneren Gesetze folgen würden, für die weitere Fortpflanzung ausfielen. Es stimmt damit vollkommen überein, daß wir auch für homosexuelle Männer und Frauen überall die gleichen Verhältniszahlen fanden (1 auf 50).

Wir dürfen wohl annehmen, daß für die sexuelle Erbgelmäßigkeit das *Mendelsche* Gesetz (auf das wir noch weiter unten eingehen) von Bedeutung ist. Im einzelnen aber liegt hier noch vieles im Dunkeln verborgen, was der menschliche Geist ans Licht ziehen muß und wird. Eins aber lehren diese Betrachtungen mit aller Klarheit, daß die Menschheit, als Ganzes betrachtet, in viel höherem Grade ein einheitlicher Organismus ist, als wir anzunehmen geneigt sind, wenn wir erleben, wie sich die einzelnen Menschen und Völker im Massenhaß, Klassenhaß und Rassenhaß befeinden und vernichten.

Wie die einzelnen Zellen den Zellenstaat Mensch, so bilden die einzelnen Menschen die menschliche Gesellschaft. Wie das Einzelwesen aus zwei ungefähr gleichen Hälften besteht, so setzt sich die Menschheit in dem gleichen biogenetischen Aufbau aus zwei Hälften, der männlichen und weiblichen, zusammen. Dabei wird die Selbständigkeit des einzelnen Menschen vielfach überschätzt; wie dieser schon das Ergebnis einer Vielheit, die Gesamtheit unendlich vieler kleiner Organismen ist, von denen jeder ein nicht geringes Eigenleben führt, sich nährt, wächst, Arbeit leistet, Säfte herstellt, absondert und sich fortpflanzt – genau so besteht zwischen der körperseelischen Persönlichkeit jedes Menschen und der Gesamtheit aller Menschen, der Menschheit, eine Wechselbeziehung von höchst verwickelter Wirksamkeit. Selbst *Goethe*, der als Einzelwesen gewiß eine sehr hoch differenzierte Persönlichkeit war, hat einmal in seinen Gesprächen mit *Eckermann* bemerkt: „Alles, was ich geschrieben habe, ist die Leistung der Menschheit, die auf mich einwirkte“, und an anderer Stelle:

„Müset im Naturbetrachten
Immer eins wie alles achten!“

Je tiefer wir uns in das Verhältnis des Ich zum All und des All zum Ich versenken, um so deutlicher erkennen wir, daß ebensowenig wie das Ganze einem seiner Teile, der einzelne der Allgemeinheit geopfert werden sollte. Die Gesamtheit aller Lebewesen – und dies gilt nicht nur für die Menschheit, sondern für alle Tiere, Pflanzen und Naturkörper, kurz für das ganze „Universum“, das ja geradezu seinen Namen von der Zusammenfassung des Gegensätzlichen (unus = eins, versus = entgegen) erhalten hat – ist eine endlose Plasmamasse, die, in vorübergehende Erscheinungen von unendlicher Mannigfaltigkeit gebannt, im Grunde doch eine lebendige Einheit von ungeheurer Ausdehnung ist.

Ob nicht in seiner Weise Thomas von *Aquino*, der schon 1323 vom Papste heilig gesprochen *Doctor angelicus* und Schüler des *Albertus Magnus*, zu dessen *Summa philosophiae naturalis* er sich bekannte, Ähnliches meinte, als er im Bestreben, die herrschende Philosophie des *Aristoteles* mit den strengen und starren Dogmen der Kirche zu versöhnen, lehrte: Alles ist von Gott nach *einem einheitlichen* Plan erschaffen, jedem lebenden Wesen ist der Stempel Gottes („seine Spur“) eingedrückt?!

Wie sehr der Begriff der Gesamtheit, der Gesellschaft, des Staates als Einheit in der Vielheit in unterbewußten Vorstellungen schwingt, zeigt die Übertragung von Bezeichnungen, wie Körper, Haupt, Glieder, Zellen und anderen, die eigentlich nur für die einzelne Person gelten, auf das Ganze: wir sprechen vom *Staatswesen* und *Staatskörper*, von dem Oberhaupt, den Gliedern und Zellen des Staates. Auch von einer Artseele und Massenseele hat man gesprochen und mit Recht. Schon in einer großen Versammlung, im Theater, bei irgendeiner Schausstellung kann man sie beobachten, etwa wenn die Menge in Begeisterung Beifall klatscht, oder wenn sie auf das, was sie hört oder sieht, mit gespannter Erwartung, mit Heiterkeit oder Traurigkeit, mit fanatischem Jubel oder panischem Schrecken reagiert. Dann ist aus den tausend oder hunderttausend Einzelwesen plötzlich die von einem Gefühl beseelte einmütige Masse geworden. Namentlich im Kriege haben wir ja diesen Vorgang erlebt. War es aber nicht, wenn wir es genau und sachlich betrachten, schließlich sogar das gleiche, was über die Sperrgrenzen hinaus alle Völker gemeinsam erfüllte, der gleiche Schrecken, dieselbe Furcht, die sie allesamt in putativer (= vermeintlicher) Notwehr handeln ließ? Daher auch jetzt noch der Streit über die Kriegsschuldfrage, der nie zu lösen sein wird, weil jeder von der Schuld des andern überzeugt war.

Ich habe diesen Gedanken in meinen kleinen Schriften „Warum hassen uns die Völker?“ und „Kriegspsychologisches“ (Verlag Marcus & Weber, Bonn, 1915 und 1916), vor allem aber in dem kurz nach dem Kriege (im Verlag der Arbeitsgemeinschaft für staatsbürgerliche und wirtschaftliche Bildung, Berlin) erschienenen Vortrag „Was eint und trennt das Menschengeschlecht?“ des näheren ausgeführt. Dort heißt es: „Wie einfach ist im Grunde das, was das Leben lebenswert macht, das Wichtige und Nötige, in dessen Erstreben alle einander vollkommen gleich sind! Wie geringfügig erscheint, verglichen mit den allen gemeinsamen Lebensbedürfnissen nach Speise und Trank, nach Gesundheit und Liebe, nach Arbeit und Erholung, ob jemand englisch oder deutsch spricht, ob er an einen einzigen oder einen dreieinigen Gott glaubt! Der Lebensforscher und Arzt, der Leib und Seele des Menschen durchdringt, muß in Erwägung und Würdigung dieser Tatsachen sagen, daß die Menschen, alles in allem genommen, trotz individueller Verschiedenheiten zu 99⁰/₀ einander gleich, höchstens zu 1⁰/₀ voneinander verschieden sind. Um dieses einen Prozentes willen verlohnt es sich wirklich nicht, einander zu beschimpfen und zu vernichten. Hinzu kommt, daß Leid und Freude bei allen Menschen gleiche Wirkungen auslösen. In nichts unterscheidet sich eine trauernde Franzosenmutter von einer deutschen, die ihren Sohn beweint, die gleiche Heimatsehnsucht wühlt in den Herzen gefangener Russen und Deutschen, dieselbe Freude erfüllt sie beim Wiedersehen ihrer Frauen und Freunde.“

Wir berühren hier von der biologischen Seite aus das große Menschheitsproblem, welches gerade in unserer Zeit wieder nach dem ungeheuren Erlebnis des Weltkrieges die Völker und Menschen bewegt, die Frage: Was schuldet der eine allen, und was sind alle dem einen schuldig? die Frage: Welches ist das richtige Verhältnis zwischen Mensch und Menge, zwischen der Unterordnung des einen und der

Einordnung aller als zusammengehörige Teile eines einheitlichen Gesellschaftskörpers?

Noch ist der Kampf aller gegen alle nicht ausgekämpft, auch nicht der Kampf der Geschlechter, noch herrschen, wohin wir schauen, zwischen Mensch und Mensch und Mann und Weib Hader und Haß, Mißverstand, Mißgunst und Mißhelligkeiten; und dennoch, wer von der Wahrheit der Weltgesetze durchdrungen ist, kann nicht im Zweifel sein, daß das All und wir, wir und das All, demselben Urquell entsprossen in unseren so verschiedenen Vergänglichkeitsformen, von demselben Streben nach Vervollkommenung erfüllt sind.

Darum kann auch der naturwissenschaftlich denkende Mensch das goldene Zeitalter, das Paradies, nicht mehr wie die alten Mythen an den Beginn, sondern muß es an das Ende der Entwicklung setzen. Trotz aller Enttäuschungen durchdringt uns die Zukunftszuversicht, daß der bessere Teil der Menschheitsgeschichte noch vor uns liegt. Der Menschheitsstaat, in dem sich jedes Geschlecht, jede Nation, jeder Mensch nach seiner Art entfalten kann (so wie auch jetzt die Stämme innerhalb eines Landes im Norden und Süden, Osten und Westen ihre oft so verschiedenen Gebräuche wahren), ist nicht unmöglicher als vieles, dessen Verwirklichung wir erlebten, nicht unwahrscheinlicher als vieles, was wahr ist und wurde. Darum schloß ich den Vortrag „Was eint und trennt?“ mit den Sätzen: „Noch häufen sich unschuldige Opfer in unabsehbaren Mengen, und nichts bleibt uns übrig, als zu hoffen, daß der Zeitpunkt nicht mehr allzufern ist, an dem menschliche Weisheit über menschlichen Unverstand und Haß, der Geist über das Schwert den Sieg errungen hat, der Tag, an dem endlich das Gleichgewicht hergestellt ist zwischen Natur und Kultur, zwischen der Welt in uns und der Welt außer uns, zwischen Mensch und Menschheit. Nichts spricht gegen, alles für den Menschheitsstaat.“

Wir bekennen uns in diesem Sinne zu der Ansicht des Dichters Graf Adolf von Schack (1815–94), der er in den Worten Ausdruck verleiht:

„Aufwärts führt der Menschheit Gang,
Ob sich der Weg auch krümmt und windet,
Ja, wenn er auch jahrhundertlang
In dunkle Abgrundtiefen schwindet,
Nach oben wieder reißt ihn doch der Drang!“

Dieser Drang nach oben heißt: Vereinigung, Vereinheitlichung, gewaltlose Verbindung von Ordnung und Freiheit, des Gesetzes der Trägheit mit dem der Tätigkeit, Verschmelzung des Aktiven und Passiven, des Positiven und Negativen, Versöhnung zwischen denen, die führen und folgen, die leiten und leiden. Diese freie Überwindung alles Gegensätzlichen ist möglich, wenn wir den Weg gefunden haben und beschreiten, der uns an dieses Endziel bringt.

Auf dem Wegweiser zu diesem Ziele stehen die Worte:

Liebet die Liebe!

1870
The first of the year was a very dry one, and the crops were much injured. The weather was very hot, and the crops were much injured. The weather was very hot, and the crops were much injured. The weather was very hot, and the crops were much injured.

The second of the year was a very wet one, and the crops were much injured. The weather was very cold, and the crops were much injured. The weather was very cold, and the crops were much injured. The weather was very cold, and the crops were much injured.

The third of the year was a very dry one, and the crops were much injured. The weather was very hot, and the crops were much injured. The weather was very hot, and the crops were much injured. The weather was very hot, and the crops were much injured.

The fourth of the year was a very wet one, and the crops were much injured. The weather was very cold, and the crops were much injured. The weather was very cold, and the crops were much injured. The weather was very cold, and the crops were much injured.

The fifth of the year was a very dry one, and the crops were much injured. The weather was very hot, and the crops were much injured. The weather was very hot, and the crops were much injured. The weather was very hot, and the crops were much injured.

The sixth of the year was a very wet one, and the crops were much injured. The weather was very cold, and the crops were much injured. The weather was very cold, and the crops were much injured. The weather was very cold, and the crops were much injured.

XVII. KAPITEL

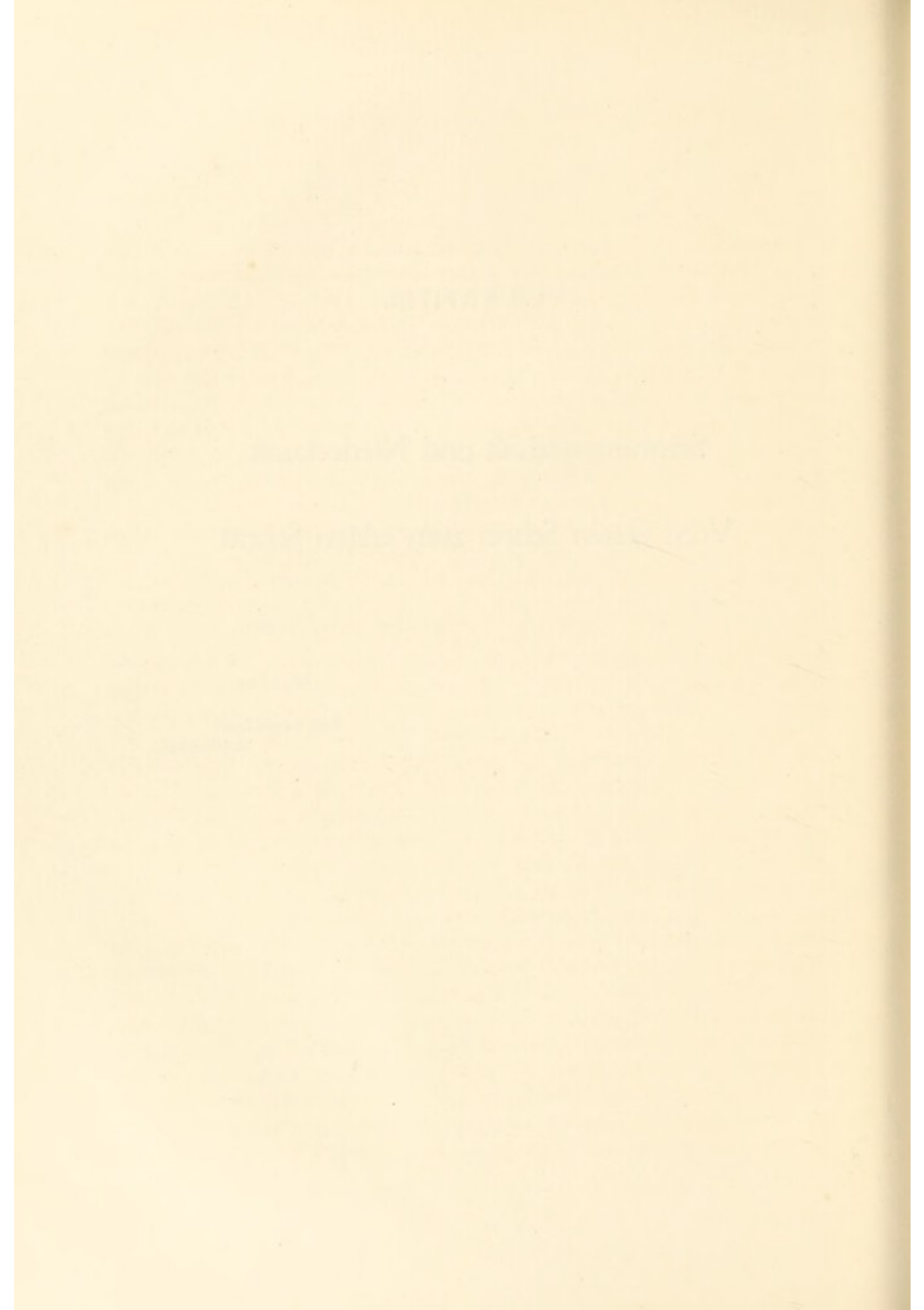
Schwangerschaft und Niederkunft

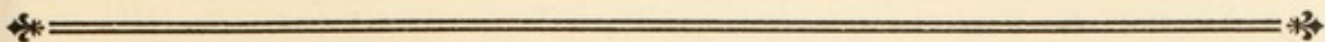
Vom ersten Schrei zum ersten Schritt

Motto:

Last werde Lust!

M. Hirschfeld.





In der Mitte zwischen Zelle und Menschheit befindet sich der Mensch, im Mittelpunkt des Menschen körperlich sein Geschlecht und seelisch seine Geschlechtlichkeit. Dies ist der Ausgang aller unserer Betrachtungen, zugleich aber auch der Punkt, zu dem wir mit dem Ariadnefaden, den uns die Sexualforschung in die Hand gegeben hat, immer wieder zurückkehren müssen, um ein einheitliches Bild von dem zu entwerfen, was das Geschlecht für den Menschen und die Menschheit bedeutet.

Wir hörten, wie der Mensch entstand, und überflogen den weiten Raum, in den er zwischen Zelle und Menschheit gestellt ist; wir besprachen aber noch nicht, woran die Frau merkt, daß in ihrem Schoße ein neuer Menschheitssproß der Zukunft entgegenreift, noch nicht, wie sie sich körperlich und seelisch verhalten soll, wenn sie es annimmt oder wahrnimmt, noch nicht, wie sie das Kind zur Welt bringt und es hegen und pflegen soll, bis es die ersten Stufen der Hilflosigkeit (die beim Menschen viel größer und länger sind als bei irgendeinem andern Geschöpf) durchmessen hat.

Zunächst das Wissensnötigste über

die Schwangerschaftszeichen.

Nach altem geburtshilflichem Gebrauch werden sie in sichere, wahrscheinliche und unsichere eingeteilt. Die sicheren Schwangerschaftszeichen sind solche, die vom Kinde selbst ausgehen; vor allem sind es die Kindesbewegungen, die der Frau untrügliche Kunde von dem in ihrem Inneren keimenden Leben geben. Durch Betasten der Bauchdecken, wenn die Frau sie nicht zu hart anspannt, sondern locker läßt, kann man die kindlichen Teile deutlich als solche unterscheiden, und sogar für das Auge sind bei längerer genauer Beobachtung kindliche Bewegungen an der vorgewölbten Bauchwand zu erkennen. Etwa um die gleiche Zeit, in der die Frau „Leben spürt“ (wie der alte Ausdruck für Kindesbewegungen lautet), werden auch die kindlichen Herztöne hörbar; sie sind zwar schon vorher vorhanden, aber erst jetzt so stark, daß sie durch das den Schall gut fortleitende Fruchtwasser vernehmbar werden. Es ist ratsam, daß die Hebamme oder ein Arzt die Herztöne, welche vom kindlichen Herzen ausgehen, von Zeit zu Zeit an der Bauchdecke abhören. Das embryonale Herz schlägt durchschnittlich einhundertvierzigmal in der Minute, also fast doppelt so oft wie das eines Erwachsenen. Schwankungen von einhundertzwanzig bis einhundertsechzig Schlägen machen nichts aus; größere Schwankungen aber erfordern Beachtung, da sie eine lebensbedrohende Störung des Kindes vermuten lassen. Auch das Strömungsgeräusch des Blutes in den Nabelschnurgefäßen ist als leises Rauschen dem Ohr mittels eines Hörrohres vernehmbar.

Die beiden genannten Schwangerschaftszeichen (Kindesbewegungen und Herz-

töne) stellen die Tatsache einer sich im Mutterleibe entwickelnden Frucht außer Zweifel, haben aber den Nachteil, daß sie erst bemerkbar sind, wenn das Kind bereits eine beträchtliche Größe erreicht hat, nämlich im Verlauf des fünften Schwangerschaftsmonats. Sehr viel früher erscheinen die wahrscheinlichen Schwangerschaftszeichen, die „wahrscheinlich“ heißen, weil sie zwar sehr oft bei Schwangeren, aber auch ohne Schwangerschaft vorkommen. Es sind zum Teil solche, die nicht so sehr im Wesen der Schwangerschaft selbst liegen als auf ihrer Wirkung beruhen, wie die Anschwellung des Leibes und der Brüste, Verfärbungen und Schwellungen an den Genitalien. Solche Merkmale können aber auch aus anderen Ursachen hervorgehen, beispielsweise aus Geschwülsten, die den Umfang und die Schwere eines schwangeren Uterus haben und wie diese auf die Umgebung und den Blutkreislauf wirken. Selbst der erfahrene Arzt ist da gelegentlich Täuschungen unterlegen, und erst recht ist der Laie Irrtümern ausgesetzt. Tritt eine Geschwulstbildung (beispielsweise, was gar nicht so selten ist, eine Eierstockszyste) bei einer Frau schon im jugendlichen Alter auf, so taucht fast immer der Verdacht der Schwangerschaft auf, und bei der starken Verfemung, die auf unehelicher Befruchtung noch heute ruht, ist hierdurch schon vielen Mädchen bitter unrecht geschehen. (Im Mittelalter, in dem man über Zysten und Myome noch sehr wenig wußte, wurde manche Klosterfrau aus diesem Anlaß getötet. Ich führte bereits oben bei Erwähnung der eingebildeten Schwangerschaft ein Beispiel an, aus dem hervorgeht, daß auch noch heute gelegentlich Mädchen unter ähnlichen Umständen in den Tod getrieben werden.)

Das bekannteste und bemerkenswerteste unter den wahrscheinlichen Schwangerschaftszeichen ist

das Ausbleiben der Regel.

Das Auftreten der Menstruation kann im allgemeinen als Beweis einer nicht eingetretenen Schwangerschaft gelten. Wenn jedoch eine Befruchtung stattgefunden hat, hören fast immer alle weiteren Menstruationen auf, da nunmehr alles Blut für die Nestbildung und den Embryo verwandt wird. Dieser Zustand, der Amenorrhöe (von α = nicht, $\mu\eta\nu$ = Monat und $\rho\acute{\epsilon}\omega$ = fließen) genannt wird, kann aber auch andere Ursachen haben. Normalerweise fehlen die Menses (= das Monatliche, vom lat. mensis, Monat) im Kindesalter vor der Pubertät, während der Schwangerschaft, meist auch während der Stillzeit und im Alter, wenn nach den Wechseljahren die Eierstocksdrüsen ihre Tätigkeit eingestellt haben. Außer diesen normalen gibt es aber auch krankhafte Ursachen für die Amenorrhöe. Konstitutionell bedingt ist sie bei den früher beschriebenen geschlechtlichen Entwicklungsstörungen, welche den ganzen Geschlechtsapparat auf einer kindlichen Stufe stehen lassen, so daß er überhaupt nicht oder nur zu einer mangelhaften Erfüllung seiner Aufgaben gelangt. Scheinbare Amenorrhöe kann durch Verschuß der Scheidenöffnung infolge eines nicht mit einer Öffnung versehenen Jungfernhäutchens entstehen. Das Blut kann dann nicht nach außen gelangen, sondern staut sich hinter dem undurchlässigen Häutchen und verur-

sacht eine allmählich immer mehr zunehmende Blutgeschwulst im Scheidenschlauch und in der Gebärmutterhöhle. Die sich mehrenden Beschwerden führen bald zu einer Entdeckung dieses Übels, das durch einen kleinen Eingriff leicht beseitigt werden kann.

Des ferneren können Veränderungen in der Zusammensetzung des Blutes, wie sie bei Zuckerkrankheit, Chlorose (= Bleichsucht, von *χλωρός* = grünlich) und anderen Stoffwechselstörungen vorkommen, Amenorrhöe erzeugen, und ähnlich wirkt auch der reichlichere Genuß von Rauschgiften. Seitdem das weibliche Geschlecht dem Genuß des Rauchens huldigt, hat man nicht selten Gelegenheit, passionierte Raucherinnen sich in der Sprechstunde über das Ausbleiben der Menstruation beklagen zu hören. Eine Enthaltung von dieser Leidenschaft pflegt in den meisten Fällen zu bewirken, daß sich die Menstruation wieder einstellt. Ebenso verhält es sich mit den Kokablättern (dem Kokain), in deren Schutz seit dem Kriege so viele nervös unruhige Frauen fliehen, um durch scheinbare Ruhe ruiniert zu werden. Wie leicht Unterernährung Menstruationsausfall zur Folge hat, konnten wir in Deutschland im Kriege feststellen. Nicht gering ist die Zahl der Frauen, bei denen ein aus dem Gleichgewicht gebrachtes Nervensystem die Ursache für Unregelmäßigkeiten und auch völliges Ausbleiben der Periode ist. Hochgradige Erregungen (beispielsweise in der Brautnacht oder durch den Tod des Gatten), schwere Verstimmungen, namentlich aber ernstere seelische Leiden auf hysterischer Grundlage oder melancholische Anwandlungen, bei denen die körperlichen Funktionen allgemein herabgesetzt sind, können die Menstruation zeitweise zum Schwinden bringen.

Aus diesem allem ist ersichtlich, daß, wenn nach einem stattgehabten Geschlechtsverkehr die nächste Blutung ausfällt, die Schwangerschaft wohl wahrscheinlich ist, wenn die Periode sonst immer regelmäßig vorhanden war und andere Gründe für das Ausbleiben fehlen, daß aber ein ganz sicherer Beweis der Schwangerschaft damit nicht erbracht ist. Ebenso ist aber auch umgekehrt zu sagen, daß der Eintritt der nächsten Periode eine Schwangerschaft nicht mit Bestimmtheit ausschließt. Es gibt nicht wenig Frauen — besonders solche, deren Menstruation vor der Befruchtung immer sehr stark war —, die auch nach Beginn der Schwangerschaft noch ein-, zwei- oder dreimal mehr oder weniger Blut während der Menstruationszeit verlieren. Eine öftere Periode während der Schwangerschaft gehört allerdings zu den größten Seltenheiten.

Unter den weiteren wahrscheinlichen Schwangerschaftszeichen ist die „wahrscheinlichste“ die von außen tastbare, von Monat zu Monat in „vorschriftsmäßiger“ Weise zunehmende Vergrößerung des Uterus. Aber auch hier sind, wie wir sahen, Verwechslungen möglich. Im Zusammenhang damit steht ein anderes Anzeichen, dessen Feststellung allerdings schon etwas mehr Sachkenntnis voraussetzt. Die Gebärmutter wird nämlich nicht nur durch die wachsende Frucht gedehnt, sondern sie beginnt auch in jedem ihrer einzelnen Bestandteile selbständig zu wachsen; die Muskelzellen werden größer und länger, das Bindegewebe und vor allem die Blutgefäße wuchern. Dadurch wird bereits im Beginn der Schwangerschaft eine weichere, teigige Beschaffenheit der ganzen Gebärmutterwand und insbesondere des Halses und

Muttermundeshervorgerufen und fühlbar. Doch sei davor gewarnt, zur Prüfung dieses Zustandes (wie es gelegentlich Personen tun, die etwas davon läuten hörten) ohne Vorbereitung einfach mit dem Finger in die Scheide zu fahren und den Muttermund abzutasten. Die stärkere Durchblutung dieser Teile bedingt eine erhöhte Empfindlichkeit gegen Bakterien, wie sie vielfach die Scheide bevölkern, und es kann eine leichte Verletzung mit dem Fingernagel zu einer schweren Blutvergiftung führen.

Nicht nur das obere Scheidengewölbe, sondern auch der übrige Teil der Scheide beginnt sich unter dem Einfluß der veränderten Durchblutungsverhältnisse leicht bläulich zu verfärben und polsterartig zu schwellen. Die Blutfüllung ist im ganzen Genitalbereich vermehrt, der Blutstrom verlangsamt. Besonders stark pflegt sich der Einfluß dieser venösen Stauung an der Ausmündung der Harnröhre zu zeigen.

Schließlich ist auch das Verhalten der Brüste ein leicht sichtbares, wenn auch nicht ganz sicheres Merkmal der Schwangerschaft. Schon im zweiten Monat zeigt sich in den Brüsten das Wirken hormonaler Wachstumsreize. Durch starke Vermehrung der bis dahin nur schwach entwickelten Milchdrüsenzellen schwellen die Brüste; die äußere Haut wird dadurch sehr gespannt und zeigt von der Brustwarze strahlig ausgehende eingezogene Fältchen und fein durchschimmernde Äderchen. In der Umgebung der Brustwarze findet eine intensive Bildung von braunem Pigment aus sich zersetzendem Blutfarbstoff statt, es entsteht ein großer „Warzenhof“. Besonders wichtig ist es, wenn die so veränderte Brustwarze im zweiten bis dritten Monat auf Druck kleine weißgraue Tröpfchen von sich gibt, die Vormilch oder das Kolostrum (hängt mit *κόλον* = Nahrung zusammen) genannt werden. Diese Erscheinung findet sich fast nur bei Schwangerschaft. Doch werden auch diese Merkmale natürlich in dem Falle unsicher, wenn die Frau kurz vor der vermuteten Schwangerschaft gestillt hat.

Wie um die Brustwarze herum, bilden sich bei vielen schwangeren Frauen auch an andern Stellen der Haut bräunlich-gelbliche Verfärbungen, so in der Mittellinie der Bauchdecke und im Gesicht, und dort namentlich auf der Stirn und Nase. Es ist das sogenannte Chloasma (von *χλόα* = junges Grün) der Schwangeren, das aber auch ebenso oft fehlen wie aus anderen Gründen auftreten kann.

Zu den unsicheren Schwangerschaftszeichen gehören gerade diejenigen, welche sich einer besonderen Volkstümlichkeit erfreuen. Wie viele Frauen haben sich nicht schon umsonst schwere Gedanken gemacht, weil sie in Kopfschmerzen, Schwindel und Ohnmachtsanfällen, Übelkeiten, Mangel an Appetit, Erbrechen am Morgen oder den seltsamen Gelüsten, von denen sie gehört hatten (wie Heißhunger auf Saures, Scharfes, Kreide usw.), Zeichen eingetretener Schwangerschaft sahen. Jeder etwas empfindsamen, suggestierbaren (= beeinflussbaren) Frau kann es nun aber passieren, daß sich gerade in der Erwartung solcher Erscheinungen prompt die ganze Reihe dieser Erscheinungen einstellt, ohne daß Schwangerschaft vorliegt. Richtig ist freilich, daß bei den meisten Schwangeren im Anfang der Gravidität (= Schwangerschaft, von *gravidus* = beschwert) Erbrechen vorkommt; auch andere leichte Störungen des

Allgemeinbefindens auf körperlichem und seelischem Gebiet gehören so oft zu dem Bilde der Schwangerschaft, daß sie geradezu als Schwangerschaftszeichen angesprochen werden können. Wenn sie aber auch selten bei Schwangerschaft fehlen, so finden sie sich doch so vielfach außerhalb der Schwangerschaft, daß man auf sie allein niemals nur eine wahrscheinliche Schwangerschaftsdiagnose stützen kann.

Es ist beachtenswert, daß gewisse Erscheinungen, wie Erbrechen, die an und für sich ohne Zweifel doch nicht als normal oder gesund gelten können, in Verbindung mit der Schwangerschaft geradezu als normal angesehen werden. Manche haben daraus den Schluß ziehen wollen, daß der Vorgang der Schwangerschaft ein Ausnahmezustand im Körper sei, der in seinen Wirkungen einem krankhaften Zustande gleichkäme. Es trifft nun zwar fraglos zu, daß während der Schwangerschaft alle körperlichen und seelischen Funktionen unter anderen Bedingungen verlaufen als sonst; die wesentlichste Veränderung ist dabei wohl die, daß die schwangere Frau, welche einen großen Teil ihrer Kräfte und Nährstoffe für das in ihrem Leibe heranwachsende Kind hergibt, selbst eine gewisse Einbuße erleidet. Alle Ansprüche, welche von außen an sie herantreten, alle Schädigungen, denen sie im täglichen Leben ausgesetzt ist, wirken tiefer auf sie ein und stellen an ihre Schutz- und Abwehrkräfte höhere Anforderungen. Gleichwohl erscheint es unberechtigt, die leichteren oder schwereren Störungen der Schwangerschaft auf diese selbst zurückzuführen. Sie beruhen vielmehr im wesentlichen auf einem unhygienischen Verhalten während der Schwangerschaft oder rühren davon her, daß die Konstitution der Frau als solche eine mangelhafte ist.

Zweifellos gibt es Frauen, denen weder die Schwangerschaft noch die Niederkunft etwas ausmacht; im Gegenteil, bei sehr vielen werden Körper und Seele bestens beeinflußt und blühen auf. Andere aber werden körperlich und seelisch hochgradig davon mitgenommen. Ich erinnere mich einer „feinen Dame“, zu der mein Vater, als sie wegen ihrer Schwangerschaftsbeschwerden unausgesetzt seinen ärztlichen Rat in Anspruch nahm, sagte: „Eine Bauersfrau würde die Beschwerden, die Sie haben, überhaupt nicht merken.“

Es ist nicht möglich, hier auf alle

Schwangerschaftsstörungen

einzugehen; einige der wichtigsten, wie die durch Kohlensäurevergiftungen entstehenden Krämpfe und Betäubungen, haben wir bereits im vorigen Kapitel bei Besprechung des Plazentakreislaufs gewürdigt. An dieser Stelle seien nur noch zwei, und zwar eine der häufigsten körperlichen und eine der wichtigsten seelischen Begleiterscheinungen erwähnt: die geschwollenen Beine und die Schwangerschaftspsychosen. Erstere beruhen auf mechanischen, letztere auf chemischen Einflüssen. Es wird behauptet, daß drei Viertel aller schwangeren Frauen in unseren Breiten an „Kindsadern“, vor allem an den oft sehr ausgedehnten Krampfadern an den Unterschenkeln leiden, die oft nach Jahren zu den lästigen und schmerzhaften Unterschenkelgeschwüren führen,

die im Volksmunde „offene Füße“, in der Fachsprache Varizen (von varix = Blutaderknoten) oder ulcus cruris (von ulcus = ἔλκος = Geschwür und crus = Schenkel) genannt werden. Ob dieser Prozentsatz stimmt, entzieht sich meiner Kenntnis, jedenfalls sind sie aber so verbreitet, daß sich in vielen Städten eigene „Beinspezialisten“ niedergelassen haben, für die diese Schwangerschaftsfolge eine einträgliche Erwerbsquelle geworden ist.

Die seelischen Schwangerschaftsstörungen bieten ein ungemein vielseitiges Bild. Außer den — vorwiegend nervösen — Verdauungsstörungen, vor allem dem Erbrechen (das hier wohl ebenso wie bei Seekrankheit auf einer Vagusneurose beruht), den Kopfschmerzen und Schwindelanfällen, haben besonders die psychischen Veränderungen eine große Bedeutung. Die Stimmungsschwankungen können sich bis zu ausgesprochenen Melancholien (von μέλας = schwarz und χόλος = Galle, weil früher auf schwarz gewordene Galle zurückgeführt) mit Wahnideen und Selbstmordversuchen steigern, wobei die Schwere der Depression (= Niedergedrücktheit) nicht im Verhältnis zur angegebenen Ursache steht. Dämmerzustände häufen sich bei Personen, welche hierfür eine Anlage haben, in der Schwangerschaft.

Oft kommt es in solchen Dämmerzuständen, bei denen das Bewußtsein nicht völlig ausgeschaltet ist, zu unverständlichen Handlungen: Davonlaufen, zwecklosen Diebstählen, sogar Gewalttaten auf wahnhafter Grundlage. Ebenso wie wir es früher von der Menstruationszeit berichteten, ist der Zusammenhang zwischen weiblicher Kriminalität und Schwangerschaft ein sehr inniger. Besonders ist darauf hinzuweisen, daß die seelische Verfassung bei Zeugenaussagen Schwangerer zu berücksichtigen ist. In meiner „Sexualität und Kriminalität“ führe ich als Beispiel einer Schwangerschaftspsychose einen historischen Fall an, der seinerzeit viel Aufsehen erregte, weil er eine hochgestellte Persönlichkeit betraf, die ohne ihr damaliges Vorgehen kurz darauf einen Königsthron bestiegen hätte. Wir meinen den Fall der einstigen Kronprinzessin von Sachsen, *Luise von Toskana*. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß hier die durch Schwangerschaft veränderte Psyche bei dem verhängnisvollen Entschluß, mit dem Lehrer ihrer Kinder einer ihr unangenehmen Umgebung zu entfliehen, eine nicht zu unterschätzende Rolle spielte. Wie hier, werden wir meist finden, daß seitens der Ehemänner und vollends bei ihren Verwandten nur eine geringe Neigung besteht, diesem ursächlichen Zusammenhang für das Empfindungsleben und die ihm entspringenden „unüberlegten“ Handlungen die Bedeutung zuzuerkennen, die ihm tatsächlich zukommt.

Alle Schwangerschaftsstörungen können einen bedrohlichen Charakter annehmen; selbst bei dem „unstillbaren Erbrechen Schwangerer“, der „Hyperemesis (von ὑπερμεῖω = sich übermäßig übergeben) gravidarum“, kann es vorkommen, daß die Frau an Unterernährung und Vergiftung durch Überladung des Blutes mit Abbaustoffen zugrunde geht. Noch größer ist die Gefahr bei Blutungen während der Schwangerschaft, wie sie namentlich vorkommen, wenn die Plazenta sich nicht an der richtigen Stelle im Grunde der Gebärmutter gebildet hat, sondern in der Nähe des inneren Muttermundes (man spricht dann von einer Placenta praevia (von prae = vor, via = Weg, Ausweg), den sie ganz oder teilweise (Placenta praevia „centralis“ = mitten oder „lateralis“ = seitlich) bedeckt.

Alle Schwangerschaftsstörungen, deren Harmlosigkeit nicht auf der Hand liegt, lassen es höchst ratsam erscheinen, daß sich die Frau in eine Klinik (von κλινη = Bett) begibt, in der alle Maßnahmen viel besser und leichter getroffen werden können als im Privathaushalt. Die traditionelle (= überlieferte) Furcht vor der Entbindungsanstalt, verbunden mit der Scheu vor dem „Verlassen der eigenen Häuslichkeit“, ist gerade bei Schwangeren noch sehr verbreitet und hat zur Folge, daß viele Zwischenfälle, die sich durch rechtzeitige Überführung in die Klinik noch hätten zum Guten wenden können, bei mangelhafter Behandlungsmöglichkeit im Hause tödlich verlaufen. Schon aus Sorge für das Kind sollte jede Schwangere die nicht mehr begründete Abneigung überwinden und sich nicht scheuen, bei jedem ernsteren Zwischenfall in der Schwangerschaft, der stets eine doppelte Gefahr – für die Mutter und das Kind – mit sich bringt, eine mit allen modernen Hilfsmitteln eingerichtete Klinik aufzusuchen, wie dies auch später bei der Niederkunft das geeignetste Verfahren ist. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß es zu den sozialen Aufgaben – oder sagen wir lieber Pflichten – eines modernen Staates gehört, in dieser Hinsicht nicht zu sparen. Eine gesunde Nachkommenschaft ist sein wertvollstes Gut (wertvoller als eine zahlreiche), und zu den Mitteln, die dieses gewährleisten, gehört die denkbar beste unentgeltliche Fürsorge für Schwangere, Gebärende, Wöchnerinnen und Stillende.

Wie viel in dieser Beziehung immer noch zu wünschen übrigbleibt, lehrt das Ende 1925 erschienene „Handbuch der Mutter-, Säuglings- und Kleinkinderfürsorge“ von Professor Dr. F. Rott. Danach findet man jetzt noch in Preußen 17 Kreise ohne jede Einrichtung für Mutter- und Säuglingsschutz, die Mehrzahl davon liegen nicht etwa im Osten, sondern in den westlichen Provinzen Hannover und Hessen-Nassau. In Bayern sind sogar 37 Bezirksämter ohne jede Fürsorge, in Württemberg 5 Kreise und 6 Oberämter. In erfreulichem Gegensatz hierzu befindet sich Sachsen. Hier hat man es mit verhältnismäßig geringen Mitteln ohne Inanspruchnahme privater Wohltätigkeit erreicht, daß das ganze Land mit einem engmaschigen Netz von Fürsorgestellen für Mutter und Kind überzogen ist.

Angesichts der *Ungewißheit* anfänglicher und des verhältnismäßig späten Auftretens *sicherer* Schwangerschaftssymptome (σύμπτωμα = Anzeichen, eigentlich das Zusammenfallen) lag es nahe, daß man bei der Bedeutung, welche die Tatsache der Schwangerschaft sowohl für Tierzüchter als auch für die ehelichen und außerehelichen Beziehungen des Menschen hat, schon oft darüber nachgedacht hat, ob sich nicht rein objektive Methoden auffinden ließen, die es gestatteten, „über den Kopf der Mutter hinweg“ festzustellen, ob eine Schwangerschaft vorliegt, und womöglich gar, ob sich ein weibliches oder männliches Kind im Mutterleibe entwickelt.

In früheren Zeiten erging man sich auch hier in allerlei Vermutungen, die auf mehr oder minder abergläubischen Vorstellungen beruhten, bei denen es nur immer wieder seltsam berührt, mit welcher Bestimmtheit ihre Zuverlässigkeit gerühmt wurde. Auch jetzt noch durchlaufen von Zeit zu Zeit hierhergehörige Mitteilungen die Fach- und Tagespresse. So wurde in England im Beginn dieses Jahrhunderts von einem Mechaniker A. Williams ein Apparat erfunden und angekündigt, der es ermöglichen sollte, nicht nur die Trächtigkeit, sondern auch das Geschlecht eines jeden Lebewesens, selbst des Keimes im Ei der Henne, vor der Geburt festzustellen. In den „Dokumenten des Fort-

schritts" (1910, Nr. 4) fand ich folgende Schilderung: „Der Apparat besteht aus einem Pendel, an dessen Ende sich ein Stück magnetisiertes Eisen befindet, an dem wieder ein Stückchen Holundermark aufgehängt ist. Das Ganze befindet sich in einem mit Kupfer beschlagenen Holzkasten. Der Erfinder hat nun dargetan, daß, wenn man den Apparat in eine bestimmte Stellung über das der Untersuchung unterworfenen Lebewesen halte, das Holundermark durch eine ganz bestimmte Art der Bewegung einen männlichen Keim oder ein männliches Wesen, durch eine bestimmte andere Bewegung ein weibliches Wesen anzeige. Die bezüglichen Versuche wurden von unserem Mitarbeiter Herrn W. T. *Stead* in Gegenwart von Sir Alfred *Turner* und anderen hervorragenden Persönlichkeiten der englischen Wissenschaft ausgeführt. Man stellte nacheinander mehrere Versuche mit Personen verschiedenen Geschlechts an, ferner auch mit Kaninchen und Hunden, die in Körben eingeschlossen waren, mit Eiern usw., und in keinem Falle ging der Apparat irre. Seine Anwendung kann eine überaus bedeutende werden.“ Nachprüfungen in unvoreingenommenen wissenschaftlichen Kreisen entsprechen jedoch so wenig diesen Ankündigungen, daß man allen Grund hat, diesem Apparat (wie dem „siderischen“ [von *σίδηρος* = Eisen] Pendel überhaupt, dem er im wesentlichen entspricht) mit größter Vorsicht zu begegnen.

Wirklichen Anspruch, ernst genommen zu werden, haben auf diesem Gebiet eigentlich erst die Arbeiten, welche von dem Hallenser Physiologen Emil *Abderhalden* ausgingen. Dieser ließ im Jahre 1912 eine Schrift erscheinen: „Abwehrfermente des tierischen Organismus“, welche die Grundlage bildet des als

Abderhaldens Schwangerschaftsreaktion

bezeichneten, mit großen Hoffnungen aufgenommenen Dialysierverfahrens zur Erkennung der Schwangerschaft aus dem Blute. Unter Dialyse (von *διαλύω* = trennen) versteht man die Trennung löslicher Körper (sogenannter Kristalloide) von unlöslichen (sogenannten Kolloiden) auf Grund der Eigenschaft ersterer, durch poröse (= durchlässige) Scheidewände (wie tierische Membran, Pergamentpapier) leicht und schnell zu diffundieren (von *diffundo* = hindurchdringen). *Abderhaldens* Verfahren, das in der Folgezeit verschiedene Abänderungen erfahren hat, beruht in seinem Kern – der auch allen verwandten Methoden zugrunde liegt – auf einer bestimmten Blutreaktion. Die Blutflüssigkeit jedes Menschen ist von einer nur ihr eigenen, chemisch sehr komplizierten Beschaffenheit. Sie bildet Abwehrstoffe, die, sowie das Blut mit fremdem Blut in Berührung kommt, die Eiweißstoffe des fremden Blutes chemisch angreifen und zum Zerfall bringen. Das Abwehrferment „baut“ fremdes Organeiweiß „ab“, so daß Spaltungsprodukte frei werden. Das Blut des Kindes, das aus den Zellen der Frucht entstanden ist, wirkt nun nach *Abderhalden* auf das mütterliche Blut wie fremdes Blut, da es ja auch väterliche Bestandteile enthält. Durch die plazentaren Gefäßwände hindurch bringt es im mütterlichen Blute Eiweißstoffe zum Zerfall, die dann durch das Dialysierverfahren chemisch nachgewiesen werden. Es gelang *Abderhalden*, diese Spaltungsprodukte im Blutstrom erkenntlich zu machen und dadurch die Schwangerschaft zu diagnostizieren (*διάγνωσις* = Unterscheidung, Erkennung).

Von verschiedenen Seiten wurde eingewandt, daß die Reaktion nicht unbe-

dingt zuverlässig ist; manche Autoren sprechen ihr sogar jede Bedeutung ab und bestreiten auch die theoretischen Grundlagen. Sie berufen sich vor allem darauf, daß man die gleiche Blutreaktion auch bei Krebserkrankungen und Entzündungsprozessen findet. Auch glaubte man schon 1913 in Irrenanstalten gefunden zu haben, daß auch bei gewissen Formen von Geisteskrankheiten *Abderhaldens* Reaktion vorkommt. 1914 erfuhr diese Methode eine wesentliche Verbesserung dadurch, daß es Paul *Hirsch* in Jena gelang, statt des umständlichen und daher für den Allgemeingebrauch kaum in Frage kommenden Dialysierverfahrens eine optische Methode herauszubringen, die es gestattete, im Blute Schwangerer abgebaute Spaltprodukte durch „Interferenzstreifen“ (Interferenz, von inter = zwischen und fero = tragen, bedeutet in der Physik die gegenseitige Beeinflussung von Wellen verschiedener Länge) zu erkennen, die durch geeignete Lichtquellen und optische Linsen im Serum sichtbar gemacht werden können.

Während des Krieges ruhten diese schwierigen Untersuchungen, bis es 1924 ebenfalls zwei Hallenser Forschern, nämlich den dort an der *Sellheimschen* Frauenklinik arbeitenden Herren *Lüttge* und von *Mertj*, gelang, eine solche Vereinfachung des *Abderhaldenschen* Verfahrens zu erzielen, daß es eine einfache Reagenzglasprobe wurde. Das Wesentliche dabei war, daß sie einen Weg fanden, die Spaltprodukte mit Alkohol zu fällen.

„Anfangs“ – wir folgen hier der Schilderung von Dr. Walter *Sauer* in der ausgezeichneten Berliner Zeitschrift „Medizet“ (Medizinische Zeitschrift für Gebildete. Schriftleitung Dr. Georg *Zehden*, Verlag Hans Pusch, Berlin) – „benützten die beiden Forscher ihre Methode auch nur zum Nachweis der Schwangerschaft, griffen dann aber die älteren Tatsachen vom Abbau von Hodengewebe auf und untersuchten das ganze geburtshilfliche Material der Hallenser Klinik auf Abbau von Hoden-, Eierstock- und Mutterkuchengewebe. Es stellte sich dabei heraus, daß ein Hodenabbau nur bei männlichen, ein solcher von Eierstock nur bei weiblichen Früchten auftrat, während Mutterkuchengewebe in beiden Fällen als Ausdruck der vorliegenden Schwangerschaft abgebaut wird. Im Gegensatz zu dem Nachweis der Schwangerschaft, der bereits vierzehn Tage nach Eintritt derselben möglich ist, ist eine Bestimmung des Geschlechtes erst nach vier Monaten möglich, da zu der Zeit erst die Differenzierung des Geschlechtes eintritt. Schon in der ersten Veröffentlichung konnten die Verfasser von etwa neunundneunzig Prozent richtiger Voraussagung des Geschlechtes berichten. Nachprüfung des Verfahrens an der Berliner Frauenklinik ergab an einem viel kleineren Material neunzig Prozent Treffer. . . Das Verfahren zeigte in der Hand des geübten Untersuchers schon ausgezeichnete Erfolge, und so konnte vor kurzem in einer neuen Arbeit aus der Hallenser Klinik mitgeteilt werden, daß die Alkoholfällungsmethode die Grenze der absoluten Sicherheit erreicht habe. . . Gleichzeitig veröffentlichten *Lüttge*, von *Mertj* und *Berger* eine noch einfachere Methode als die Alkoholfällungsmethode, mit deren Hilfe der Nachweis von Schwangerschaft, Junge oder Mädchen innerhalb dreißig Minuten ohne besondere Apparate und Hilfsmittel möglich ist. Doch liegen darüber noch keine anderweitigen Bestätigungen vor.“

Verdienen auch die Bemühungen, die man sich gegeben hat, das Geschlecht des Kindes vor der Geburt zu erkennen, und deren Ergebnisse theoretisch und praktisch eine höhere Einschätzung als die, welche auf die willkürliche Geschlechtsbestimmung

gerichtet sind, so erscheint uns doch ihr rein wissenschaftlicher Wert höher als ihr praktischer Nutzen. Gewiß ist es verständlich, daß die Eltern neugierig sind, ob sie einen Sohn oder eine Tochter bekommen werden. Ich meine aber, sie sollten ihre Neugier bezähmen, sich ganz ruhig überraschen lassen und alles mögliche tun, damit ein gesundes Kind, gleichviel welchen Geschlechts, geboren werde.

Wir nähern uns hier einem Schlagwort, dem man in letzter Zeit häufig in der Literatur begegnet (sogar als Untertitel eines Vortrags über „Gedankenmacht und Geburt“ las ich es kürzlich in Süddeutschland an einer Anschlagssäule), es lautet:

Vorgeburtliche Erziehung.

Bisher ist dies ein recht unklarer Begriff. Sicherlich hat sowohl die Wesenheit der Mutter als die des Vaters auf die des Kindes bereits vor der Geburt einen sehr erheblichen Einfluß. Diese Einwirkung liegt aber mehr auf dem eugenischen Vererbungsgebiet, erschöpft sich also in der Hauptsache bereits in dem, was die Eltern den Kindern mit ihren Keimzellen geben. Ist mit der Befruchtung die Vereinigung beider Erbmassen erst einmal erfolgt, dann kommt ein direkter vorgeburtlicher Einfluß des Vaters auf das Kind kaum noch in Frage, und auch die Einwirkung, die der mütterliche Organismus auf den in der Entwicklung befindlichen kindlichen ausübt, ist hinsichtlich ihrer körperseelischen Eigenart nicht so groß, wie vielfach angenommen wird. Denn das Blut, mit dem die Mutter das Kind ernährt, unterscheidet sich als Träger seines Aufbaues und Stoffwechsels in nichts von der Milch, die sie ihm später aus der Brust darreicht; es ist die von ihr selbst aufgenommene und verarbeitete Nahrung, mit der sie das Kind im Mutterleibe und an der Mutterbrust mittelbar füttert, so wie sie es später unmittelbar aus dem Speisegefäß tut. Daher ist auch die noch vielfach vorhandene Abneigung, ein Kind durch eine Amme nähren zu lassen (falls es die Mutter selbst nicht kann), weil das Kind mit der Ammenmilch allerlei schlechte Eigenschaften einsaugen könne, ein — Ammenmärchen. Man könnte mit gleichem Recht fürchten, daß ein Säugling mit der ihm dargereichten Milch von Kühen, Ziegen und Eselinnen deren Eigenschaften „einsauge“.

Die Hygiene der schwangeren Frau

möchte ich mit dem Satz einleiten: „Alles, was während der Schwangerschaft zum Wohle des Weibes geschieht, kommt auch seinem Kinde zugute.“ Hinzufügen möchte ich aber sogleich als zweitwichtigsten Leitsatz: „Die Schwangerschaft an sich ist keine Krankheit, sondern im Leben des Weibes ein ganz natürlicher, gesundheitsförderlicher, Körper und Seele meist günstig beeinflussender Zustand, dem man nicht gerecht wird, wenn man ihn als ‚biologische Tragödie‘ bezeichnet.“ Rein biologisch genommen ist die Gravidität sogar natürlicher und gesünder als der blutige Abgang eines unbefruchteten Eies samt Nest, den man Menstruation nennt. Wir betonen nochmals, daß, wenn eine Schwangere erkrankt, nicht die Schwangerschaft als solche daran „schuld“ hat, sondern eine unhygienische Lebensweise der Schwangeren oder aber ein

bereits vor der Befruchtung vorhandenes Leiden, das durch die Veränderungen, welche die Schwangerschaft in der Blutbeschaffenheit oder im Blutkreislauf hervorruft, in ungünstiger Weise beeinflusst wird. Dies gilt vor allem für die Tuberkulose und Syphilis, aber auch für Herzleiden und einige andere chronische Leiden, besonders auch für eine angeborene neuropathische und psychopathische Disposition. Alle diese Grundleiden bedürfen einer sorgsamten Behandlung vor und sorgfältiger Berücksichtigung in der Schwangerschaft, und falls sie für die Mutter einen lebensbedrohenden Charakter annehmen, gestatten auch die zur Zeit herrschenden Gesetze (vorausgesetzt, daß zwei Ärzte diese Gefahr bestätigen) in den meisten Ländern eine künstliche „Beendigung“ (das hier gewöhnlich angewandte Wort „Unterbrechung“ ist ein Sprachschneider, da die Schwangerschaft nicht unterbrochen, sondern vorzeitig beseitigt wird) des schwangeren Zustandes.

Wenn wir nun hier über die Lebensweise gesunder Schwangerer die wichtigsten Vorschriften zusammenstellen wollen, tritt uns zunächst eine bedeutsame Frage entgegen: Wie ist der

Geschlechtsverkehr schwangerer und stillender Frauen zu beurteilen?

Da stoßen wir wieder einmal auf einen recht bemerkenswerten Unterschied zwischen Menschen und Tieren. Die meisten Tiere haben nämlich eine ganz sichere Empfindung dafür, wann sie trächtig sind. Dies bringen die Weibchen vor allem dadurch zum Ausdruck, daß sie nach der Empfängnis den Männchen den Zutritt zu ihrem Körper verweigern. Im allgemeinen begehrt auch das männliche Tier das weibliche überhaupt nicht mehr, sobald es „gefangen“ hat, denn die Geschlechtsdrüsen hören dann sofort mit ihrer inneren und äußeren Absonderung auf, womit auch das stärkste Anlockungsmittel fortfällt, das das Weibchen für das Männchen besitzt: der Brunstgeruch. Das Weibchen „riegelt sich ab“. Man hat behauptet, daß auch beim menschlichen Weibe das Verlangen nach dem Geschlechtsverkehr mit seiner Befruchtung instinktiv aufhöre und die trotzdem stattfindende Fortsetzung des Verkehrs eine Entartungserscheinung sei. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß sich im Anfange der Schwangerschaft sehr viele Frauen überhaupt ihres Zustandes nicht bewußt werden, wenigstens nicht bis zur ersten ausbleibenden Periode. Es fehlt ihnen also der Trächtigkeitsinstinkt der Tiere. Oft allerdings stellt sich unmittelbar nach der Befruchtung beim Weibe ein Gefühl von Unbehagen ein, das bei weiterem Geschlechtsverkehr zuzunehmen pflegt, während es (dies gilt namentlich auch oft für das Erbrechen der Schwangeren) verschwindet, wenn der Mann die Frau „in Ruhe läßt“.

Die ersten Erfahrungen hierüber sammelte ich in den Jahren 1894–1906, als ich in Magdeburg und Charlottenburg als Arzt der damals in Verbindung mit den Krankenkassen begründeten Hausarztkassen eine umfangreiche Familienpraxis ausübte. In jener Zeit kamen mir vielfach schon die Fragen und Klagen zu Gehör, die ich dann 15 Jahre

später in der Eheberatungsstelle unseres „Instituts für Sexualwissenschaft“ wieder vernahm, Äußerungen, die sich auf den „Mißbrauch“ des Weibes durch den Mann während der Schwangerschaft und Stillzeit bezogen. Namentlich ist mir eine dreißigjährige Mutter von vier Kindern in Erinnerung geblieben, die sich bereits eine Woche nach der Entbindung zu mir schleppte, um sich mir unter krampfhaftem Schluchzen anzuvertrauen. Sie wisse sich keinen Rat mehr, ihr Mann habe nicht nur den täglichen Verkehr mit ihr bis zum Tage der Entbindung fortgesetzt, sondern sei schon am zweiten Tage nach der Niederkunft wieder zu ihr gekommen; dies könne doch unmöglich richtig sein, sie sei ganz verzweifelt darüber. Als ich dem Manne das Bedenkliche, ja Gefährliche seines Verhaltens vorhielt, erwiderte er kurz und bündig, dann müsse er eben zu einer anderen Frau gehen. Daß dieser Fall nicht vereinzelt dasteht, zeigen mir nicht nur weitere eigene Mitteilungen, die ich im Laufe der Zeit erhielt, sondern auch die Zuschriften, welche mein Kollege Dr. F. *Landmann* auf seine von so idealer Gesinnung getragene Schrift: „Reine Mutterschaft, Beiträge zur geschlechtlichen Aufklärung und zur Versittlichung des ehelichen Lebens“ (5. Auflage, im Greifenverlag zu Rudolstadt, Thür.) erhielt, in der er dieses Sexualproblem mit größter Sorgsamkeit (zog er doch nicht weniger als 400 Quellenwerke zu Rate) vom historischen, biologischen und ethischen Gesichtspunkt untersuchte und würdigte. Da schrieb ihm beispielsweise eine Hebamme: „Kurz und einfach, aber in Wahrheit und aus Erfahrung teile ich mit: Ich bin nun 29 Jahre Hebamme, hatte in Friedenszeit jährlich 80 bis 90 Geburten, wovon viele Totgeburten waren. Mehr als ein Drittel der Frauen hatten Fehl- und Frühgeburten, und von diesen jammerten mir 25 bis 30 weinenden Auges vor, daß sie im Ehestand die reinsten Märtyrerinnen, die geschundensten, gequältesten Wesen seien, die es auf der Welt gibt. Die meisten sagen, in den zwanziger Jahren achtet man es weniger, bis zu den letzten Monaten der Schwangerschaft dem Manne dienen zu müssen; aber in den dreißiger und vierziger Jahren ist es wirklich nicht mehr auszuhalten vor Müdigkeit und Unwohlsein infolge des erzwungenen Geschlechtsverkehrs untertags, und bei Nacht drei- bis viermal. ‚Hebamme‘, sagte eine Frau, ‚gibt es denn da gar kein Mittel? *Gibt es doch einen Tierschuß, warum keinen Frauenschuß?* Ich sterbe diesmal gern, wenn ich dann erlöst bin und es gar keine Hilfe dagegen gibt . . . Als er das viertemal kam in einer Nacht (der letzten Woche vor der Geburt) und ich mit Tränen bat, ich könnte es nicht mehr ertragen, er solle nur des Kindes wegen mich verschonen, was bekam ich für Antworten? ‚Hättest nicht heiraten sollen, wenn du kein Weib bist, wärest besser eine Klosterfrau geworden; — wenn du nicht willst, dann gehe ich zu einer . . .; — du magst mich nicht mehr, vielleicht willst du einen anderen; — ich geh’ ins Wirtshaus und trink’ mir einen Rausch an; was darauf folgt, wirst du erfahren.“

Im Anschluß an diesen erschütternden Bericht will ich noch zwei weitere Stimmen von Frauen anführen, die mir in dieser Frage maßgeblicher erscheinen als die von Männern, selbst wenn sie Bischöfe sind, von denen einer (zitiert nach *Landmann* S. 86) jüngst in einem Hirtenbriefe schrieb: „Das Weib ist bei Vermeidung schwerer Todsünde verpflichtet, seinem Manne zu Diensten zu stehen, wenn er es ernstlich abverlangt. Während der Schwangerschaft ist der körperliche Umgang nicht sündhaft.“ Die Ärztin Frau Dr. Emanuele *Meyer* äußert sich in ihrer Aufklärungsschrift „Vom Mädchen zur Frau“ (Stuttgart, bei Strecker & Schröder): „Man wende nicht ein, viele Frauen seien nach der Empfängnis noch geschlechtlich erregt — nachweisbar ist es bei den wenigsten der Fall, und bei diesen sind es vorübergehende örtliche Reize, zusammenhängend mit der Erstbildung der Frucht im inneren Geschlechtsapparat, oder Reizzustände, hervorgerufen durch Mißbrauch seitens des Mannes, nie aber Zeugungstrieb. Die Mehrzahl der Frauen, wohl alle normal veranlagten, haben zu dieser Zeit nicht nur jede Aufgelegtheit und Lust zum Akte selbst dem geliebtesten Manne gegenüber verloren, sondern auch meist jedes geschlechtliche Empfinden

beim Verkehr selbst; deutlicher kann die Natur nicht reden. Wo sich die Gattin dennoch dem Wunsche des Mannes fügt, da ist es ‚dem Frieden zuliebe‘, und weil die Ahnungslose glaubt, des Mannes Angaben über die Unbezähmbarkeit des Triebes seien wahr.“ Und in der Zeitschrift „Ethische Kultur“ (1909) schreibt Frau *Wäldin-Kobe*: „Nicht nur um unser selbst, sondern auch um unserer Kinder willen müssen wir uns in der Ehe geschlechtliche Beherrschung auferlegen. Denn sobald eine Blüte befruchtet ist, schließt sich der Teil, in dem die Frucht sich bildet, und die äußeren Geschlechtsteile sterben ab. Auch der Tier- und Menschenleib schließt sich während der Fruchtreife gegen jede weitere Befruchtung ab. Das Tierweib duldet keine Annäherung des Männchens während der Schwangerschaft. Und das Menschenweib, in dessen Schoß ein noch viel köstlicherer Same dem Licht entgegenreift, sollte nicht noch viel mehr Sorge tragen für die ungestörte Entwicklung!?“ Daß die dem Naturzustand näherstehenden Völker in dieser Hinsicht wie in vieler mit dem Leben der anderen Geschöpfe einen engeren Zusammenhang bewahrt haben, zeigt eine Mitteilung, die sich in *Tolstois* Buch „Die sexuelle Frage“ findet; hier berichtet er, „daß in patriarchalischen russischen Bauernfamilien noch zu seiner Zeit eine Fortsetzung des Geschlechtsverkehrs nach der Empfängnis nicht üblich gewesen sei“.

Auch hier können wir der christlichen Kirche nicht den Vorwurf ersparen, daß sie, wie in so vielen Sexualfragen, auch in dieser versagt hat, daß sie nichts tat, um das Weib aus sexueller Knechtschaft zu befreien – bedrohte doch das von der Kirche gebildete kanonische (*κανών* = Maßstab) Recht das schwangere Weib mit Strafen und Rechtsnachteilen, wenn es sich dem Manne, dem es untertan und gehorsam zu sein bei der Heirat gelobt hatte, nicht auch in dieser Hinsicht willig (was hier ebensoviel bedeutet wie willenlos) unterwarf.

Man kann es wohl verstehen, daß die Kirche sich gerade in der Frage des Geschlechtsverkehrs Schwangerer in fast unentwirrbare Widersprüche verwickelt hat; stellt man sich nämlich folgerichtig auf den Standpunkt der christlichen Askese, nach der nur der Geschlechtsakt, welcher im Dienste der Fortpflanzung steht, nicht aber der, welcher ausschließlich Lustzwecken dient, Berechtigung hat, so mußte der Koinus, welcher während der Schwangerschaft vorgenommen wird, unbedingt verworfen werden, da, wenn eine Frau bereits empfangen hat und nun ein Kind austrägt, der nach asketischer Lehre einzigen Aufgabe und Bedeutung des Geschlechtsverkehrs Genüge geschehen ist. In Wirklichkeit standen aber gerade hier die sexuelle Theorie und Praxis in scharfem Gegensatz zueinander. Wurde doch vielfach sogar nach eingetretener Befruchtung besonders häufig geschlechtlich verkehrt, weil „es ja nun doch nicht mehr schaden kann“. Man fühlte auch wohl, daß es eine ziemlich starke Zumutung war, von dem Ehemann zu verlangen, daß er seiner jungen Ehefrau, der wenige Wochen nach der Hochzeit die Periode ausgeblieben war, nun in der ganzen Zeit, in welcher sie in ihrem Schoße und an ihrer Brust ein Kind aufzieht, also etwa ein Jahr und ein halbes, fernbleiben soll. Denn solange schließt unter normalen Verhältnissen die Natur eine weitere Empfängnis aus. Daher verfiel man auf den Ausweg, daß der Verkehr mit einer Schwangeren zwar wie jeder andere, welcher ohne die Absicht der Zeugung vorgenommen werde, „eine schändliche Handlung“, jedoch „eine läßliche Sünde“ (keine „Todsünde“) sei.

Vor die Wahl zwischen die drei Möglichkeiten gestellt: entweder Verkehr mit der schwangeren Ehefrau oder gänzliche Enthaltung vom Verkehr auf der Höhe männlicher Geschlechtskraft oder Verkehr mit einer anderen, entschloß sich also die asketische Richtung schließlich für erstere. Die größte kirchliche Autorität auf diesem Gebiet, der schon erwähnte *Liguori*, ging sogar so weit, den Geschlechtsverkehr auch während der Menstruation, ja sogar während des Wochenbetts zu erlauben; dem Ehemann sei ganz im allgemeinen das Recht zuzubilligen, den Beischlaf als eine ihm zukommende Leistung vom Weibe zu fordern. Man befand sich dabei sogar in der angenehmen Lage, sich auf *Aristoteles* berufen zu können, der von den Kirchenvätern neben *Plato* stets als einer der größten Gelehrten des Altertums geschätzt wurde. Dieser hatte nämlich im Gegensatz zu *Hippokrates*, der gemeint hatte, es sei besser, den Geschlechtsverkehr während der Schwangerschaft zu vermeiden, den Standpunkt vertreten, zur Erleichterung der Geburt sei der Beischlaf namentlich in der zweiten Hälfte der Schwangerschaft anzuraten, weil dadurch die Geburtswege erweitert und für den Durchtritt des Kindes besser vorbereitet würden.

Da aber immerhin die Grundlehre von dem ausschließlichen Fortpflanzungszweck des Geschlechtsverkehrs durch die Zulässigkeit des Koitus mit einer bereits befruchteten Frau erschüttert schien, behob der berühmte Staats- und Kirchenrechtslehrer Johann Jakob Moser die letzten Bedenken, indem er (in seinem Buch „Christliche Bedenken“, 1760) sich dahin aussprach, „daß die Geschlechtsorgane nicht nur zur Fortpflanzung, sondern auch zur Bezeugung von Freundschaft und Zuneigung und zum Austausch zärtlicher Gefühle bestimmt seien“. „Da nun Gott“, folgert Moser, „die Natur des Menschen also geordnet hat, daß durch diese Freundschaftsbezeugung, wenn darin nicht unmäßig verfahren wird, dem andern Endzweck der Ehe, nämlich der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts, nichts entgeht, so halte ich auch dafür, daß, wenn schon durch die Schwangerschaft der eine Endzweck der ehelichen Beiwohnung erreicht ist und also vorderhand wegfällt, trotzdem der andere, nämlich die dadurch geschehende Unterhaltung der ehelichen Freundschaft, noch daneben Platz finde und dem Willen Gottes damit nicht entgegengehandelt werde.“

Ähnliche Auffassungen finden sich in einer Schrift, die unter dem für die damalige Zeit recht bezeichnenden Titel: „Magister Christoph Richters, Pfarrers zu Hirschfeld, schriftmäßiges Bedencken über die Frage: Ob ein Ehe-Mann seinem Ehe-Weibe, wenn sie bereits schwangers Leibes ist, mit gutem Gewissen auch noch ferner ehelich beywohnen möge“, im Jahre 1702 erschienen war. Hier heißt es in der Einleitung: „So viel getraue ich sowohl aus der Heiligen Schrift als auch durch andere unbewegliche Gründe zu behaupten: daß nemlich ein Ehe-Mann seinem schwangeren Weibe mit gutem Gewissen fernerweit ehelich beywohnen könne, wenn sie sich derer böser Lüste durch keine andere zulässige Mittel sonst erwehren können; und zwar findet meine dißfalls führende Meynung daher einen guten Grund, weil in der ganzen Heiligen Schrift, die doch unseres Glaubens und Lebens alleinige Richtschnur und Regul ist, gleichwohl kein einiges Verbot zu finden ist, daß ein Ehe-Mann seinem Weibe bey ihrem schwangeren Zustande nicht ferner solle ehelich beywohnen, daher auch kein einiger Mensch Macht haben kan, dasjenige aus selbsteigenem Gutdüncken zur Sünde zu machen, was doch Gott selbst in seinem Worte nicht dafür erkläret hat.“ In Wirklichkeit durchbricht diese Toleranz (= Duldsamkeit) nicht nur die sonst von kirchlicher Seite überall vertretene Anschauung von dem alleinigen Fortpflanzungszweck des Geschlechtsverkehrs, sondern steht auch in einem gewissen Widerspruch zu der Legende vom Sündenfall. Denn dieser Mythos, der sich in verblüffender Übereinstimmung bei Völkern und Religionen findet, die anscheinend nicht in geringster Berührung miteinander standen, besagt nach theologischer Auffassung letzten

Endes, daß der Mensch dadurch in Sünde – die „Erbsünde“ – verfiel, daß er den Geschlechtsakt nicht mehr ausschließlich zur Geschlechterhaltung, sondern zu eigener Geschlechtslust vollzog.

Die sexuelle Grundregel der christlichen Kirche, daß nur der im Dienste der Fortpflanzung stehende Geschlechtsverkehr sittlich gerechtfertigt und zulässig sei, wird von ihr selbst wieder aufgehoben, indem sie den Geschlechtsverkehr mit Frauen, die bereits empfangen haben, zuläßt. Die Kirche kann diesen Widerspruch mit sich nicht überbrücken, da sie sonst das zweite Fundament (= Grundlage) ihrer Sexualethik: unlösliche Einehe als ausschließliche Stätte des Geschlechtsverkehrs, erheblich erschüttern würde. Wenn wir die Stimmen vergleichen, die sich im Laufe der Jahrhunderte fast in gleicher Anzahl für und gegen den Geschlechtsverkehr während der Schwangerschaft ausgesprochen haben, so können wir eine bemerkenswerte Feststellung machen, nämlich die, daß die Fürsprecher fast ausnahmslos Kreisen angehören, denen die Einehe als unverbrüchliches Gesetz gilt, während man die Gegner dieses Verkehrs fast nur bei Völkern und Religionen findet, bei denen die Polygamie (= Vielweiberei) Sitte ist. Es seien auch hier einige Gewährsmänner gegenüber den vorher genannten kurz erwähnt: *Mohammed*, der indische Arzt *Susruta* und der persische Religionsstifter *Zoroaster*. Im Koran verbietet *Mohammed* den Gläubigen streng den Geschlechtsverkehr mit einer schwangeren oder stillenden Frau; den gleichen Rat erteilt der indische Arzt *Susruta* den Indern, wobei er bemerkt, das Weib zeige nach der Empfängnis einen Widerwillen gegen die Fortsetzung des ehelichen Verkehrs. Ganz besonders streng dachte aber in dieser Hinsicht *Zoroaster*, *Nietzsche's* Zarathustra; im *Vendidad*, dem zweiten Buche der Heiligen Schrift der Perser, finden wir den Geschlechtsverkehr während der Menstruation mit dreißig Rutenhieben und den Beischlaf in der Schwangerschaft mit einer noch viel schwereren Sühne belegt: der Mann nämlich, der im Bewußtsein seiner Straffälligkeit ein Weib dazu verleitet, wird mit zweitausend Rutenhieben bedroht – ungerechnet zahlreiche Nebenstrafen. Je näher der Entbindung das Vergehen begangen wird, um so höher steigt die Strafe – „bis zum ewigen Höllenfeuer“. Nach und nach haben sich zwar auch in Persien diese Gesetze gemildert, aber noch heute ist den Persern der Geschlechtsverkehr mit einer Schwangeren für die Zeit vom zehnten Tage des fünften Schwangerschaftsmonats bis zur Geburt des Kindes streng untersagt.

Aus neuerer Zeit sind namentlich zwei Schriften über diesen Gegenstand zu nennen. Die eine ist die bereits im Jahre 1837 von einem bisher unbekannt gebliebenen bayrischen Arzt unter dem Schriftstellernamen Dr. med. *Rosch* herausgegebene Abhandlung: „Die Grundursache der meisten chronischen Krankheiten, besonders der beständigen Leiden des weiblichen Geschlechts. Zur Beförderung des Familienglücks.“ Diese Schrift, schon beim Erscheinen wenig beachtet, war gänzlich in Vergessenheit geraten, als sie in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu neuem Leben erweckt wurde. Damals legte mir eines Tages der Berliner Justizrat

Lothar *Volkmar*, welcher sich viel mit Fragen einer naturgemäßen Lebens- und Heilweise beschäftigte, einige ihm übersandte vergilbte Blätter vor, die auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht hatten, mit der Bitte um Prüfung und Äußerung, ob ich sie einer Neuherausgabe für wert hielte. Sie schienen es mir schon um der idealen Gesinnung willen, die aus ihnen sprach. Seither ist das kleine Buch in etwa 100 000 Exemplaren abgesetzt worden. *Rosch*, der seiner Schrift die Worte voransetzte: „Nicht ein tausendjähriges Alter macht einen Irrtum zur Wahrheit; nicht der Wahn einer ganzen Welt kann zeugen gegen sie!“ sieht in dem Koitus während der Schwangerschaft „nichts mehr und nichts weniger, als was wir unter dem Namen der Onanie verstehen“. Seine Arbeit gipfelt in dem Satz: „Ist die Befruchtung erfolgt, dann ist beim Weibe der Naturzweck erfüllt, und jede weitere Einstürmung ist nicht nur zwecklos, sondern verderblich. Das Weib hört nun auf, genußfähig zu sein und von dem Beischlaf die frühere Empfindung zu haben, zum schlagenden Beweise, daß die Natur ihm den weiteren Genuß verbietet. Beim Manne ist das anders. Aber ihm stehen die Gesetze der Einehe im Wege, und um diesen Übelstand auszugleichen, setzte man die ehelichen Pflichten fest und verurteilte den Mann wie das Weib zu unnatürlichem, naturwidrigem Beginnen.“

Durch *Rosch* empfing auch *Landmann* die Anregung zu seiner bereits erwähnten Arbeit „Reine Mutterschaft“. Er gelangte auf Grund seiner eingehenden Forschungen zu den gleichen Schlüssen wie *Rosch*, die er dahin zusammenfaßt: „Es ist daher vom naturwissenschaftlichen und gesundheitlichen Standpunkt aus nicht zu viel gesagt, wenn man den der schwangeren, säugenden und alternden Frau abge- nötigten Geschlechtsverkehr als einen Frevel wider die Gesetze des Lebens, als einen Faustschlag ins Angesicht der Natur, als einen rohen Eingriff in die lebenswichtigsten Verrichtungen des weiblichen Körpers und zugleich als eine der wichtigsten Ursachen der Frauenkrankheiten und der geschlechtlichen Frühreife der Jugend bezeichnet. Nur *eine* Entschuldigung gibt es hier für den Mann: daß er bisher nicht gewußt hat, was er tat.“

Ganz besonders scharf wandte sich gegen den Geschlechtsverkehr mit Schwangeren auch der berühmte Münchener Chirurg Joh. Nepomuk von *Nußbaum* (1809 – 1890), dessen edle Gestalt wohl jedem, der das Glück hatte, sein Schüler zu sein, lebendig geblieben ist; er schrieb darüber: „Der Mißbrauch der Frau selbst zu den Zeiten ihrer Unantastbarkeit ist gleichbedeutend mit gemeiner Notzucht.“ Schließlich möge auch nicht unerwähnt bleiben, was die psychoanalytische Pädagogin in Wien Frau *Hug-Helmuth* in der Studie „Aus dem Seelenleben eines Kindes“ bemerkt, die sich hauptsächlich auf Beobachtungen an ihrem Neffen stützt, von dem sie später so grausam ermordet wurde: „Hinter dem Volksglauben, daß Kinder besonders erotischer Natur seien, deren Mütter während der Schwangerschaft den Sexualverkehr bis nahe zur Entbindung fortgesetzt haben, steckt mehr als bloßer Aberglaube. Nicht nur durch psychische Vererbung mag in ihnen eine starke Sexualität begründet sein, sondern auch rein physisch infolge der Erschütterungen der Gebärmutter, die

in dem kindlichen Organismus noch vor der vollständigen Reife primitivste Muskel- und Hautempfindungen ausgelöst haben.“

Es läßt sich nun allerdings gegen das Gebot völliger Unterlassung des Geschlechtsverkehrs während der Schwangerschaft und Stillzeit im Hinblick auf das Naturgesetz der gleiche Einwand geltend machen, den wir schon bei verschiedenen anderen Gelegenheiten erheben mußten, nämlich der, daß sich die Lebensverhältnisse und Lebensbedürfnisse für den zivilisierten Menschen nach und nach so von Grund auf umgestaltet haben, daß die Gesetze der Natur- und Urmenschen für Männer und Frauen unserer Zeit nicht mehr in allem und jedem maßgeblich sein können, wobei es nichts verschlägt, ob man in dieser oder jener Erscheinung einen Entartungsabstieg oder einen Kulturaufstieg, einen Fortschritt oder einen Rückschritt erblicken will.

Namentlich durch die Gewinnung des auch heute noch keinem anderen Wesen als uns Menschen zur freien Verfügung stehenden Feuers haben sich die Männer und Frauen weit über ihre Tierbrüder und -schwestern erhoben; vor allem haben durch die Eroberung der Herdflamme die beiden im Menschen selbst lodernden Flammen, der Hunger und die Liebe, die durchgreifendste Änderung erfahren. Denn durch das Feuer konnten sich die Menschen in künstlich erwärmten und erleuchteten Räumen von dem Wechsel der Jahreszeiten und des Klimas körperlich, seelisch und geschlechtlich unabhängig machen, konnten sich eine Unmenge von ihnen sonst nicht zugänglichen Nahrungsmitteln erschließen und sich Gegenstände herstellen, die ihnen grenzenlose Möglichkeiten schufen. Zweifellos war mit dem Prometheusgeschenk des Feuers (der Name Prometheus leitet sich von der altindischen Bezeichnung des Feuerbohrers, *pramantha*, ab und wurde erst nachträglich zu der von *Äschylos* bis *Goethe* so viel bedichteten Gestalt personifiziert) auch eine erhebliche Gefahr der Verweichlichung verbunden, und als Kehrseite der Kultur hat das Feuer dem Menschen vieles verschlechtert, was im Naturzustand schlichter, echter, reiner und besser war.

Wie weitgehend die Domestikation (= Zähmung freilebender Tiere zu Haustieren, von *domus* = Haus) einen Wandel im Geschlechtlichen herbeiführte, mögen wenige Beispiele erhärten. Bei allen in Freiheit lebenden Naturwesen wird der Zeitpunkt der Brunst und der an sie geknüpften Paarung rückwirkend nach der für die Geburt besten Jahreszeit bestimmt, sie kommen also zur Welt, wenn für ihre Ernährung in der Natur am besten gesorgt werden kann, und die Befruchtung erfolgt in dem vor dieser Zeit liegenden Trächtigkeitsabstand. Beim Menschen hat sich dies durch die Kochkunst, durch die seine Nahrungsquellen dauernd fließen, völlig verändert. Und noch anderweitig tritt diese geschlechtliche Unabhängigkeit von der Brunstzeit hervor. Nicht mehr durch das Witterungsorgan der Nase schnüffelt sich der Mensch wie die meisten Tiere an das ihn durch seinen Duft in ganz bestimmten Perioden lockende Weibchen heran, vielmehr verkümmern seine Riechzellen auf Kosten des weitausschauenden Auges, das ihn, den erhobenen Hauptes einherschreitenden Menschen, in der Liebeswahl leitet. Gewiß hat der Ruf: „Zurück zur Natur!“ auch im Liebes- und

Geschlechtsleben viel Berechtigung; es fragt sich für den domestizierten (= gezähmten) Menschen nur: Was ist Natur? und vor allem, wenn wir uns ganz im klaren sind, was die Natur will, wie und inwieweit ist ihre Zurückgewinnung möglich, angesichts der festen Verkettungen, mit denen der einzelne Mensch an vorhandene Geschlechts- und Gesellschaftsformen und -normen gefesselt ist, wie Prometheus an den Felsen – weil er der Gottheit das Feuer für den Menschen raubte? Was insbesondere die hier vom Natur- oder Kulturstandpunkt behandelte Frage des Geschlechtsverkehrs während der Schwangerschaft anlangt, so sollte eines jedenfalls zurückerobert werden: „Befreiung von der Unfreiheit“, mit anderen Worten: Ist der Begriff der ehelichen Pflicht ohnehin schon mit der freien Verfügung eines Menschen über sich unvereinbar, so vor allem für das Weib im schwangeren Zustand. In diesem muß es vollkommen seinem Empfinden und Ermessen überlassen bleiben, ob, wann und wie oft es dem Manne den Geschlechtsakt gestattet. Vor allem muß sich bei Mann und Weib aber auch hier der Sexualwille auf Sexualwissen, auf biologische und nicht auf theologische Begriffe stützen.

Wie hinsichtlich des Geschlechtsverkehrs mit Schwangeren zwischen Geschlechtswissenschaft und Geschlechtsglauben, so klappt in einer anderen, vielumstrittenen Frage der Schwangerschaftshygiene zwischen Sexualforschung und Aberglauben ein Gegensatz. Wir meinen

das Versehen der Schwangeren.

Es ist erstaunlich, wie sich die Vorstellung davon in grauen Vorzeiten bei fast allen Völkern entwickelt hat, die anscheinend nie miteinander in Berührung gekommen sind, und wie stark sie noch heute fortbesteht. Viele Vortragsfragen zeigten es mir; selbst Philosophen, wie Otto *Weininger*, glaubten an das Versehen. Der Frauenarzt Gerhard von *Welsenburg* widmete ihm sogar ein größeres Werk: „Das Versehen der Frauen in Vergangenheit und Gegenwart“ (Leipzig 1899), in dem er sich unter vielen anderen auch auf den berühmtesten Frauenarzt des Altertums, *Soranus* aus Ephesus, beruft, der (um 120 n. Chr.) schrieb: „Wunderbarerweise hat auch der Zustand der Seele Einfluß auf die Gestaltung der Seele des Empfangenen. So wurden solche, die im Augenblick des Beischlafs Affen sahen, mit affenähnlichen Wesen schwanger.“

Wir würden gegen diesen Glauben oder Aberglauben weniger einzuwenden haben – daß der wesentlichste Unterschied zwischen Glauben und Aberglauben die örtliche und zeitliche Anerkennung ist, lehrt die so vielgestaltige Religionsgeschichte der Menschheit mit Sicherheit –, wenn er sich nur harmlos auswirken würde. Es gibt aber noch gegenwärtig eine ganze Menge von Frauen, die namentlich in der zweiten Hälfte der Schwangerschaft nicht das Haus verlassen in der Befürchtung, es könnte ihnen auf der Straße ein solches Versehen begegnen. So meiden sie Luft und Licht und damit das Ozon (Abart des Sauerstoffs, von ὄζω = riechen), die sowohl für sie selbst als für das werdende Kind von höchster Wichtigkeit sind.

Wird ein Kind mit einem Feuermal geboren, einer Mißbildung, die auf Störungen der Blutgefäßentwicklung in der Haut beruht, so kann man ganz sicher sein, daß alsbald das Gerede auftaucht, es sei dadurch entstanden, daß eine Frau während der Schwangerschaft durch eine Feuersbrunst erschreckt sei oder zu lange in ein Feuer geschaut habe; hat ein Kind verzerrte Züge, so wurde die Mutter durch den Anblick einer Kröte in Schrecken versetzt. Eine örtlich begrenzte Haarstelle auf der Haut ist durch den Anblick einer Maus oder Ratte entstanden. Früher, als man allen Mißbildungen und Mißgeburten noch sehr unwissend gegenüberstand, war dieser Glaube wohl noch begreiflich, aber nicht mehr jetzt, wo wir genau darüber unterrichtet sind, auf welchen Entwicklungsstörungen solche Fehler beruhen. Keine Tierklasse zeigt so viele Mißbildungen wie die Insekten. Soll man auch bei ihnen ein Versehen annehmen? *Wie oft erleben Schwangere ein Feuer oder erblicken Ratten und Mäuse oder eine verstümmelte Statue oder einen Krüppel, ohne daß bei dem Kinde irgendeine Mißbildung auftritt.* Mit feiner Ironie geißelt Dr. Paul (in seinem Buch „Die Frau“) diese scheinbar nicht auszurottenden Trugschlüsse. „Die lebhaftere Frauenphantasie läßt das weibliche Geschlecht auf der Suche nach Gründen niemals im Stich! So erinnert sich denn die Frau ganz genau, wenn zum Beispiel die Mißbildung eine Hasenscharte ist, daß einmal bei einem einsamen Spaziergange ein plötzlich am Wege aufspringender Hase ihr einen gewaltigen Schreck eingejagt habe, der ihr sofort in den Unterleib gefahren sei, und dadurch sei, so führt sie aus, die Gestaltung ihrer Frucht verändert, die ‚Hasenscharte‘ hervorgerufen. Das alles klingt so glaubhaft, so wahrscheinlich und so natürlich, daß es selbst dem Unverständigsten einleuchten muß, daß das arme Häslein am ganzen Unglücke schuld ist.“

Wissenschaftlich konnte bisher noch kein Fall nachgewiesen werden, weder auf empirischem (= durch Erfahrung gewonnen, von *ἐμπειρία* = Erfahrung; *πειρα* heißt Probe) noch auf experimentellem (= durch Versuche von *experio* = ausprobieren) Wege, in dem eine Mißbildung oder ein Muttermal oder ein fehlerhafter Bau des Kindes durch äußere Eindrücke entstanden war. Es soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß sich gelegentlich auch in Gelehrtenkreisen Stimmen erhoben haben, die sich in dieser Frage nicht ohne weiteres ablehnend äußerten, sondern zu vorsichtiger Abwägung mahnten.

So schrieb in „Nature“ (1895, S. 389 f.) ein Naturforscher von so hervorragendem Scharf- und Spürsinn wie der Engländer Alfred Russel Wallace (sein Medaillonbild befindet sich neben dem Darwins und Galtons in der Londoner Westminsterabtei) folgendes: „Der Volksglaube, daß durch psychische Einwirkungen auf die schwangere Frau auch ihr Kind körperlich beeinflusst werden kann, zum Beispiel durch Erzeugung von Muttermalen und anderen noch bedenklicheren Mißbildungen, wird mangels seiner Bekräftigung durch glaubwürdige Tatsachen angezweifelt und wird auch aus Gründen der Theorie von den Physiologen verworfen. Die rein geistigen Wirkungen, welche durch geistige Beeinflussung der Mutter vor der Geburt bei dem Kinde eintreten können, sind meines Wissens überhaupt noch nicht speziell studiert worden. Unsere Unwissenheit bezüglich der Ursachen des individuellen Charakters oder zum mindesten bezüglich der vollständigen Reihe der Ursachen, die den Charakter entscheidend bestimmen, ist so groß, daß eine solche Übertragung geistiger Einflüsse kaum als unmöglich oder auch nur sehr unwahrscheinlich wird bezeichnet werden können. Es ist dies eine jener offenen Fragen, bezüglich deren unser Geist stets bereit sein sollte, alles verfügbare Beweismaterial zur Kenntnis zu nehmen und zu erörtern; und sollte sich bei ernster Prüfung ein bestimmtes Ergebnis als wahrscheinlich herausstellen, dann müßte man nach Bestätigungen auf dem Wege der Beobachtung oder des Experiments suchen, was vielleicht nicht so schwer ist, wie es aussieht.“

Ähnlichen Vorstellungsquellen wie der Glaube an das Versehen der Schwangeren entspringt eine ebenso alte Volkssitte, die gewissermaßen dem Versehen entgegenwirken sollte. Sie besteht darin, die Räume der Schwangeren mit lebhaften Farben und Bildern freudigen Inhalts zu versehen. Bei den verschiedensten Völkern, bei den alten Griechen, Ägyptern und Juden sowohl wie bei den wildesten Völkerschaften herrschte die Ansicht, man solle schwangeren Frauen nicht nur häßliche und schreckliche Dinge fernhalten, sondern den Anblick schöner Dinge, schöner Menschen und schöner Landschaften vermitteln. *Lessing* sagt im „Laokoon“: „Erzeugten (bei den Alten) schöne Menschen schöne Bildsäulen, so wirkten diese hinwiederum auf jene zurück, und der Staat hatte schönen Bildsäulen schöne Menschen zu verdanken. Bei uns scheint sich die zarte Einbildungskraft der Mütter nur in Ungeheuern zu äußern.“ Den vornehmen Frauen der Spartaner und Athener pflegte man, wenn sie schwanger waren, die Statue eines Narzissos, eines Ganymed oder Antinous an das Lager zu stellen oder, wenn sie sich ein Mädchen wünschten, das Standbild einer Venus oder Juno, auf das ihr Auge fiel, wenn sie erwachten. Schöne Dienerinnen mit wohlgefälligen Gesichtern und Gestalten wurden ausgesucht und von weit hergeholt, um die werdende Mutter zu pflegen. Oft traf man Helleninnen in schwangerem Zustand vor den Marmorbildsäulen des Apollo und der Aphrodite an. Auch in der Gegenwart kann man noch oft Schwangere in Museen finden (besonders in südlichen Ländern kommt es vor, aber auch in der Eremitage in Leningrad beobachtete ich sie), die sich lange in die Betrachtung schöner Bildwerke versenken, in der Hoffnung, daß ihr Kind dadurch ebenfalls schöne, ebenmäßige Züge bekommen werde.

In einem (1709 zu Paris) erschienenen Lehrgedicht des Claudius *Quilletus*: „*Callipaedia seu de pulchris prolis habenda ratione poema didacticon*“ (Kallipädie – von *καλός* = schön und *παῖς* = Kind – oder ein Lehrgedicht über die Methode, eine schöne Nachkommenschaft zu erzielen) heißt es:

„Nicht mögst, Schwangere du, den traurigen Sorgen dich widmen,
Nicht der Melancholie dunklen Schatten dich weihen.
Hüte das Auge vor häßlichem Blick und greulichem Monstrum!
Schöner Bilder Gestalt und edler Statuen Formen
Mögen zur freundlichen Ruh' laden den heiteren Blick.“

Trotzdem wir auch hier keine sicheren Anhaltspunkte haben, ob wirklich eine solche unmittelbare Beeinflussung stattfinden kann, und es nach allem, was wir bisher theoretisch wissen, auch nicht gerade wahrscheinlich ist, sollte man Frauen, die sich während der Schwangerschaft einem Schönheits- und Farbenkult hingeben, doch gewähren lassen. Abgesehen davon, daß es natürlich nichts schaden kann, ist eine tiefere Bedeutung angenehm empfundener Eindrücke vielleicht doch insofern nicht von der Hand zu weisen, als diese Art Gedankentätigkeit einen wohlthätigen, harmonisierenden Einfluß auf das Seelenleben der Mutter selbst ausübt; dies wiederum ist für den ungestörten Verlauf ihrer körperlichen Tätigkeiten vorteilhaft, denn man sieht ja, wie bei dauernd melancholischen Zuständen auch die körperlichen Funktionen darniederliegen.

Das Denken wirkt auf das Nervensystem und das Nervensystem auf den Körper. Die gerade in der Gegenwart wieder soviel betonte Heilkraft der Autosuggestion beruht letzten Endes auf solchen Zusammenhängen, und es ist durchaus anzunehmen, daß die zielbewußte Pflege guter Gedanken überhaupt einen fördernden Einfluß auf Stoffwechsel und Wachstum des Kindes ausübt. Und wird das Kind infolgedessen auch nicht gerade die Züge einer Venus von Milo oder eines Apoll von Belvedere annehmen, und teilen wir auch nicht den Standpunkt von Frau Klara *Ebert-Stockinger*, welche in ihrem gehaltvollen Werke „Mutterschaft“ („eine Weihgabe“, erschienen 1919 bei Strecker & Schröder in Stuttgart) in bezug auf die hellenischen Sitten schrieb: „Es ist nicht zu verwundern, daß solche Mütter schöne Kinder gebären. Wie mancher herrliche Jüngling in Hellas, wie manche göttergleiche Jungfrau verdanken ihre edle, majestätische oder graziöse Schönheit dem Kultus, dem sich ihre Mutter hingab“, so soll doch nicht in Abrede gestellt werden, daß, wenn die Frau gut gestimmt und fröhlich ist, die Wahrscheinlichkeit eines körperlich und seelisch gerade geratenen Kindes größer ist, als wenn sie schwermütigen, trüben Gedanken nachhängt oder von Sorgen und Aufregungen gequält ist, wie dies leider so häufig der Fall ist. Namentlich auf eheliche Harmonie während der Schwangerschaft ist größter Wert zu legen.

Außer dem Versehen und der Kallipädie knüpfen sich an Schwangerschaft, Niederkunft und Wochenbett auch sonst noch eine Unmenge uralter mysteriöser (= geheimnisvoller und übersinnlicher) Vorstellungen, die heute noch keineswegs überall einer naturwissenschaftlichen Erkenntnis Platz gemacht haben. Es ist unmöglich, auch nur die häufigsten aufzuzählen, trotzdem manche unter ihnen keineswegs unbedenklich sind; so scheuen sich noch jetzt Schwangere in manchen Gegenden, zu baden, weil dann die Kinder mit Wasserköpfen oder blind zur Welt kommen sollen. Diese Gegenden liegen nicht etwa in dem sogenannten dunklen Erdteil Afrika, sondern mitten in unserem lieben Vaterlande (Thüringen, Rheinland). Ja, im „hellen“ Berlin kann man gelegentlich hören, daß eine Frau, die geboren hat, ihren Mann erst wieder sehen soll, wenn vorher fünf Frauen bei ihr waren. Selbstverständlich muß sie hierorts wie anderswo im Interesse ihrer selbst und des zu erwartenden Kindes alles meiden, was mit der Zahl dreizehn zusammenhängt. Dieser Aberglaube ist so verbreitet, daß selbst die Behörden sich verpflichtet fühlen, ihm Rechnung zu tragen. So lassen die meisten Entbindungsanstalten und Hospitäler, ebenso wie die Mehrzahl der Hotels, die Nummer dreizehn als Zimmerbezeichnung fort, weil sie bei Besetzung solcher Räume erfahrungsgemäß auf Schwierigkeiten stoßen. Der Ursprung dieses tiefeingewurzelten Aberglaubens wird in dem Abendmahl gesucht, bei dem Christus vor der Kreuzigung mit den zwölf Jüngern zu Tische saß. Seitdem gilt dreizehn als Unglückszahl, selbst bei denen, die weder der christlichen noch überhaupt einer Religion angehören.

Es liegt im Wesen des Glaubens und Aberglaubens namentlich auf sexuellem Gebiet, daß er noch üppig weiter gedeiht, selbst wenn die Vorstellungswurzeln, aus denen er emporschoß, längst im Dunkel vergraben, der Erinnerung entschwunden sind. Gegen die „Tradition“ (= Überlieferung, ein Begriff, der mit Trägheit oder „Volksempfinden“ fast gleichbedeutend ist) hat die folgerichtige Überlegung stets einen schweren Stand.

Von Kräutern, welche die Geburt erleichtern und die Wehenschmerzen beseitigen sollen, erfreuen sich Thymian, Kümmel und vor allem die Alraunewurzel eines ebenso ehrwürdigen wie unbegründeten Ansehens. Allerdings müssen sie möglichst am Johannis-

tage gepflückt sein. Eine besonders leichte Geburt hat die Frau, die während der Schwangerschaft einen Schimmel aus ihrer Schürze Hafer fressen läßt. Wenn sie aber einer trächtigen Stute zu nahe kommt, wird die Geburt schwer. Seit einigen Jahren wird mit sehr pomphafter Reklame ein Extrakt der „Götterwurzel“ = „Radix Jovis“ (von radix = Wurzel und Jovis = des Jupiter) unter dem abgekürzten Namen „Rad-Jo“ angepriesen; es wird garantiert, daß, wenn die Frau sechs Wochen vor der Niederkunft davon des Morgens und vor der Nacht ein kleines Likörgläschen voll nimmt, sie „getrost und absolut ruhig einer leichten und schnellen Entbindung entgegensetzen darf“. Nicht so sehr der Umfang als die Art der Reklame legen die Vermutung nahe, daß auch bei der Götterwurzel als Geburtserleichterungsmittel metaphysische (= übernatürliche) Vorstellungen eine Rolle spielen. So heißt es wörtlich in einer der in vielen Millionen verbreiteten Flugschriften: „Eine solche Mutterschaft ist heilig und stellt das Weib, die Bildnerin, neben Gott den Schöpfer, und ihr Abbild finden wir in jener heiligen Mutterschaft Mariens verkörpert, welche alle guten Katholiken verehren: viele zweifellos in blindem, unwissendem Glauben, während andere mit ihres Geistes Auge des Glorienscheines Bedeutung erkennen, der auf der Stirn der jungfräulichen Mutter ruht. Ein gleicher Glorienschein umgibt die Häupter aller wahren, treuen, reinen Mütter und zeigt, daß sie würdig sind, zu sitzen auf den Stufen des göttlichen Thrones. Gott schenkte uns die Gotteswurzel Radix Jovis; aus dieser wird Rad-Jo hergestellt.“ Trotzdem die angesehensten ärztlichen Zeitschriften ihre Stimmen gegen dieses Mittel erhoben haben, soll, wie man uns versichert, der Verbrauch von Rad-Jo ein ganz enormer sein, ein Beweis mehr, wie sehr noch in den natürlichsten Lebensfragen der Hang zum Mystischen stärker ist als der Sinn für eine schlichte, einfache, natürliche Lebensauffassung und Lebensführung.

Wie vor seelischen soll die schwangere Frau auch nach Möglichkeit vor körperlichen Erschütterungen geschützt sein. Es ist zwar auch hier nicht so einfach, die Grenzen zwischen Maß und Übermaß, Anstrengungen und Überanstrengungen zu ziehen. Einer übermäßigen körperlichen Schonung, wie sie namentlich in den sogenannten besseren Ständen früher vielfach angewandt wurde, bei der die Frau den größten Teil der Schwangerschaft auf dem Diwan verbrachte, bedarf es nicht, aber zweifellos kommt häufiger, besonders in den niederen Schichten, das Gegenteil vor; die Unterschrift, die ich unter einer Bildertafel in der Moskauer Ausstellung für Mutter und Kind der Frau Vera Lebedeva las: „Der Landmann schont die trächtige Stute und die trächtige Kuh, aber nicht seine schwangere Frau. Bauer, befreie sie während dieser Zeit von der schweren Arbeit und veranlasse sie, nichts Schweres zu heben, das schadet ihr und dem Kinde,“ hat auch für andere Länder als Rußland und andere Stände als den Bauernstand Berechtigung. Sicherlich kann und soll eine schwangere Frau die gewohnte Hausarbeit verrichten, aber man wolle sie davor bewahren, daß sie auch während dieser Zeit durch Fabrik- und andere körperliche Arbeit mitverdienen soll; das ist eines Kulturstaates unwürdig.

Die Forderungen, welche vor kurzem der Deutsche Textilarbeiterverband – in der Textilindustrie sind zwei Drittel weibliche und ein Drittel männliche Arbeitskräfte beschäftigt – zugunsten seiner schwangeren Mitglieder aufstellte, stellen ein Mindestmaß dar. Sie lauten: „1. Verbot der Erwerbsarbeit der schwangeren Personen für die letzten drei Monate der Schwangerschaft. 2. Ermäßigung der Erwerbsarbeit Schwangerer im fünften

und sechsten Monat auf höchstens vier Stunden am Tage mit zweistündiger Pause. 3. Vergütung des ausfallenden Arbeitsverdienstes aus Mitteln des Staates oder einer zu schaffenden Versicherung. 4. Einrichtung von ärztlichen Sprechstunden für Schwangere in Großbetrieben.“ So wenig bisher der Schlußfolgerung: „Schwangerschaft und Fabrikarbeit sind unversöhnliche Gegensätze“ Rechnung getragen wird, zu der der Reichstagsabgeordnete Dr. Julius Moses in einem Vortrage gelangte, den er über „Schutz der Schwangeren im Betriebe“ auf der „Tagung für Arbeiterwohlfahrt“ hielt (im September 1926 in Jena), so berechtigt muß sie dem Sozialhygieniker, der zugleich Sexualhygieniker ist, erscheinen.

Statt schwere Erwerbsarbeit in geschlossenen Räumen zu leisten, sollte die Schwangere mehr als sonst in frischer Luft spazierengehen; auch weitere Fußtouren sind durchaus zu empfehlen. Ich schließe mich auf Grund eigener Erfahrung, die ich namentlich in meiner früheren umfangreichen Krankenkassenpraxis gewann, durchaus denen an, die meinen, daß tägliche Turnübungen sehr wohl geeignet sind, eine leichte schmerzlose Entbindung zu fördern.

Schon der hervorragende schwedische Arzt Dr. Zander, der geistige Vater oder nun schon mehr Großvater von Frau Mensendieck und den vielen anderen Männern und Frauen im In- und Ausland, nach deren Systemen mit und ohne Apparate, mit und ohne Bekleidung, mit und ohne Musik, im Zimmer oder im Freien geschrebert, gemüllert oder sonst Gymnastik getrieben wird, sagte: „Während der Schwangerschaft sind eine Anzahl vorsichtig gewählter und ausgeführter Muskelübungen von großem Nutzen, nicht nur wegen ihres wohltuenden Einflusses auf den allgemeinen Gesundheitszustand während derselben, sondern weil wiederholte Beobachtungen dargetan haben, daß Entbindung und Wochenbett durch eine solche Vorbereitung einen günstigeren Verlauf hatten als in früheren Fällen, wo Gymnastik nicht angewandt wurde.“

Zu warnen ist dagegen besonders vor längerer Arbeit im Stehen, beispielsweise am Waschtrog, weil dadurch leicht durch den fortgesetzten Druck auf die schwangere Gebärmutter infolge Blutstauung die Beine schwellen und es zu Ödemen (von *οἰδᾶω* = anschwellen) und Krampfadern kommt, die sich zwar in leichteren Fällen durch Hochlegung und sorgsames Wickeln der Beine, am besten mit einer 5 Meter langen und 10 Zentimeter breiten Trikotschlauchbinde (nicht mit den wegen ihrer Undurchlässigkeit nachteiligen Gummibinden oder Gummistrümpfen) bald beheben lassen, in schwereren, langwierigen Fällen jedoch die unbedingte Hinzuziehung eines Arztes (nicht einer „weisen Frau“ oder eines Kurpfuschers) erfordern, der vor allem den Harn auf Eiweiß untersuchen muß, um festzustellen, ob sich die Stauungserscheinungen nicht gleichzeitig bereits auf die Nieren erstrecken, was unter den vielen Zwischenfällen der Schwangerschaft einer der übelsten ist.

Von größter Bedeutung für eine Schwangere ist ein regelmäßiger Schlaf unter den Bedingungen, wie ich sie im ersten Bande besprochen habe, und ebenso wesentlich ist eine lockere, sachgemäße Kleidung. Das beengende Korsett ist unter allen Umständen fortzulassen. Es ist für die freie Entwicklung der Milchdrüsen ebenso hinderlich wie für die Därme und anderen Organe der Bauchhöhle. Auch alle sonstigen Einschnürungen müssen unterbleiben, damit der freie Blutstrom nirgends eine Behinderung erleidet. Für Frauen mit schwachen Bauchmuskeln empfiehlt sich das Tragen

einer Leibbinde; sie bietet der sich vergrößernden Gebärmutter eine gewisse Stütze. Auch das sogenannte Umstands- oder Schwangerschaftskorsett wird, wenn es sich ohne Druck anschmiegt, von den meisten Frauen angenehm empfunden, wenngleich die Angabe vieler seiner Hersteller und Verkäufer, es verhüte sogar fehlerhafte Kindeslagen, nichts weniger als glaubhaft erscheint.

Auch hinsichtlich der Ernährung schwangerer Frauen hat sich in den letzten Jahrzehnten ein großer Wandel vollzogen. In meiner Studienzeit lehrte man uns, man solle schwangere Frauen recht reichlich und kräftig essen lassen; denn die Frau habe jetzt außer sich selbst noch ein zweites Wesen zu ernähren, und dieses solle recht schwer zur Welt kommen (je mehr Pfund es wog, um so stolzer fühlten sich Vater und Mutter), um sich später gut zu entwickeln. Da außerdem die Mutter zur Geburt reichlich Kräfte benötige, müsse sie während der Schwangerschaft „für zwei essen“. In Goethes „Faust“ vertraut Lieschen dem armen Gretchen Bärbeles Schwangerschaft mit den Worten an:

„Sie füttert zwei, wenn sie nun ißt und trinkt.“

Jetzt legt man in der Schwangerschaft mehr Wert auf knappe, vitaminreiche Kost (also Gemüse, Früchte, Salate, Mehlspeisen, Milch und Milchprodukte) und bevorzugt kleine Kinder, weil diese die Geburt leichter gestalten und sich mindestens ebensogut, wenn nicht besser fortentwickeln als schwere. Forschungsreisende haben bereits früher darauf aufmerksam gemacht, daß bei den Naturvölkern schwangere Frauen sehr wenig essen, nicht etwa um sich zu kasteien, sondern weil sie weniger Appetit haben; sie führten darauf die seit langem bekannte Tatsache zurück, daß die Frauen in jenen Ländern viel schmerzloser entbinden als bei uns. Sie „kommen“ dort in des Wortes eigentlichster Bedeutung tatsächlich „nieder“, indem sie sich, wenn das Kind nach unten drängt, „niederkauern“, um es in kurzer Zeit, oft ohne den geringsten Schmerzenslaut, zu gebären, so wie auch die Tiere im wilden, freien Zustand ohne merkliche Schmerzen Junge zur Welt bringen; auch bei den meisten unserer Haustiere, wie Hunden und Katzen, trifft dies trotz der Mehrlingsgeburten zu. Vielfach merkt die Umgebung erst nachträglich, daß sie „gejungt“ haben.

Erinnert sei hier an die bekannte Stelle in dem Lehrbuch unseres genialen Berliner Geburtshelfers Karl Schröder (1838–1887): „So schlägt sich die Indianerin, wenn der Stamm auf dem Kriegspfade begriffen ist und ihre Stunde herankommt, seitwärts in die Büsche, gebiert und holt dann, mit dem Neugeborenen beschwert, den vorausgeeilten Stamm wieder ein.“ Also nicht einmal das Wochenbett, die sich an die Geburt anschließende und jetzt so unentbehrlich erscheinende Bettruhe, ist diesen Naturvölkern bekannt.

Fast scheint es, als ob der biblische Spruch: „Mit Schmerzen sollst du gebären“ hauptsächlich auch nur für die biblischen Kulturvölker Gültigkeit hat. Namentlich Frauen in tropischen Ländern (wie die Hindufrauen und die südamerikanischen Negerinnen), die fast nur von Bananen, Nüssen und Pflanzen leben, haben fast schmerzlose Entbindungen. Man kennt daher auch bei ihnen keine Bezeichnung, die im sprachlichen Ursprung dem Begriff der „Kreißenden“ entspricht, wie Frauen während des Gebärrakts namentlich von Ärzten und Hebammen noch vielfach genannt werden. Kreißende bedeutet nämlich ursprünglich nichts anderes wie Kreischende (der Kreißsaal der Krankenhäuser hieß dem-

entsprechend ehemals Kreischsaal). Dieses Wort aber leitet sich von dem Worte kreischen ab, das ein onomatopoetischer (= klangnachahmender) Ausdruck für schreien ist (vgl. das französische cri = Schrei, auch Kikeriki für Hahnenschrei).

Es war um das Jahr 1890, als sich unabhängig voneinander fast gleichzeitig zwei Forscher für eine Änderung der bis dahin üblichen Schwangerenernährung einsetzten. Dr. *Prochownik* trat im „Zentralblatt für Gynäkologie“ (1889, Nr. 33) für die später nach seinem Namen bestimmte Gemüsediat ein, um vor allem bei Frauen mit schmalen Becken kleinere Früchte und leichtere Entbindungen zu erzielen, und zu derselben Zeit schrieb der geniale Eigenbrötler Heinrich *Lahmann* auf dem „Weißen Hirsch“ bei Dresden seine „diätetische Blutentmischung“ (erschienen bei Spamer in Leipzig), in der er ein ausführliches Kapitel dem Einfluß der Diätetik auf die Schwangerschaft und die Frucht widmete. Was er beabsichtigte und erreicht hat, setzte 1895 in einem überaus klaren Aufsatz Dr. *Eichholz* in Kreuznach unter dem Titel „Geburtshilfliche Ketzerereien“ auseinander (erschienen im „Frauenarzt“, Monatshefte für Geburtshilfe und Gynäkologie, bei Heuser, Berlin und Neuwied).

Wir geben einige Stellen aus dieser Arbeit wieder, nicht nur weil sie ein historisches Interesse beansprucht, sondern weil die in ihr vertretenen Anschauungen auch heute noch in der Ärzteschaft bei weitem nicht den Widerhall gefunden haben, den sie verdienen. Es heißt hier: „In der gesamten organischen Welt geht der Geburtsakt ohne Schwierigkeit vor sich, und es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß es beim Menschen anders gewesen sein soll; es muß also der Mensch durch künstliche Verhältnisse sich diesen Zustand selbst geschaffen haben. Unseres Wissens hat man die Frage stets von der Annahme aus betrachtet, daß das normale weibliche Becken für die Größe des Durchschnittskopfes des Kindes für einen schmerzlosen, glatten Geburtsverlauf zu klein sei...“ „Der erste, welcher die Anomalie nicht im Becken suchte, sondern in den Dimensionen des Kindeskopfes, ist *Lahmann* in seiner ‚Diätetischen Blutentmischung‘, und dadurch hat er sich meines Erachtens ein großes Verdienst erworben. Er sagt, nicht das Becken sei zu eng, sondern die Köpfe seien zu groß, und dies sei die Folge der falschen Ernährungsweise der Mütter während der Schwangerschaft. Wenn die Mutter, wie jetzt ärztlicherseits fast allgemein verordnet wird, während der Schwangerschaft eine vorwiegend stickstoffreiche Kost zu sich nähme, so würden damit ‚Posaunenengel‘ mit dicken, harten Köpfen erzeugt, für deren Dimensionen die Becken allerdings durchschnittlich zu eng seien. Kame dazu eine schrankenlose Einfuhr von Flüssigkeit aller Art: Suppen, Bier, Wein und Wasser, so bildete sich eine zu reichliche Menge von Fruchtwasser, der Uterus würde dadurch ballonartig über sein natürliches Volumen hin ausgedehnt, seine Muskulatur durch die übermäßige Anspannung schon während der Schwangerschaft geschwächt; es sei natürlich, daß, wenn das zu überwindende Hindernis zu stark sei, eine Erschlaffung, d. h. Wehenschwäche, eintrete. Füttere man dagegen die Schwangeren mit eiweißarmer, vorwiegend vegetabilischer Kost, und schränke man die Flüssigkeitseinfuhr auf das Notwendigste ein, so erziele man hagere Früchte mit kleinen Köpfen, die Fruchtwassermenge sei gering, die Leistungsfähigkeit des Uterus werde bis zur Austreibung der Frucht erhalten und die Geburt wesentlich abgekürzt. Die Früchte hätten die Durchschnittslänge von 50 cm, aber ein geringeres Gewicht: sie wögen nicht viel über fünf Pfund, gäben aber an Lebensfähigkeit den Posaunenengeln durchaus nichts nach... Ich muß gestehen,“ meint *Eichholz*, „die Einfachheit der *Lahmannschen* Ausführungen wirkt verblüffend. Wenn sie richtig sind, so ist es nicht nur die Geburtshilfe, welche in ganz neue Bahnen geleitet wird. Denn die Kunsthilfe, speziell die Zange, würde in prophylaktisch (= vorbeugend, von προφυλάττω = vor etwas Wache halten) geleiteten Schwangerschaften nahezu ganz fortfallen. Die

Wochenbetten würden, da weniger Verletzungen während der Geburt und durch die kürzere Dauer derselben weniger Infektionsgefahr vorhanden wäre, ebenfalls weniger gefährvoll sein und zu ärztlichen Eingriffen weniger Veranlassung bieten. Aber auch unsere Prinzipien der gesamten Ernährung würden total auf den Kopf gestellt. Es ist klar und unanfechtbar: Wenn bei einer bestimmten Diät das Größenverhältnis zwischen Becken und Frucht ein solches wird, daß die Geburt ebenso leicht oder nahezu ebenso leicht verläuft wie bei den hochentwickelten Säugetieren, bei vollständigem subjektivem und objektivem Wohlbefinden von Mutter und Kind, so ist diese Ernährungsweise die dem Menschen natürliche." *Eichholz* berichtet dann über seine an 25 Frauen angestellten Beobachtungen wie folgt: „Die Diät wurde folgendermaßen festgesetzt: Nur einmal im Tage Fleisch, und zwar sehr wenig, und dieses sehr schwach gesalzen; nach Belieben: Blattpflanzen, Spinat, Salat, Kartoffeln, Grahambrot, andere grüne Gemüse und Kohllarten, Brot und Butter, wenig Eierspeisen und wenig Hülsenfrüchte (weil zu eiweißreich). Keine Suppen oder doch sehr selten. Zum Löschen des Durstes Milch, Kakao, wenig Wasser, reichlich rohes und eingemachtes Obst. Jedes Trinken ohne starkes Durstgefühl ist verboten. Bier und Wein ebenfalls.

Die Mehrzahl der Frauen gewöhnt sich sehr bald an das vorgeschriebene Regime, namentlich wenn man den Übergang nicht plötzlich eintreten läßt. Auch das Durstgefühl, welches anfangs recht lästig ist, verschwindet bald. Ein auffallendes Wohlbefinden tritt nach kurzer Zeit ein. Das lästige Gefühl von Vollsein und Schwerfälligkeit, welches die Schwangeren so oft peinigt, hört auf oder tritt gar nicht ein. Mehrere Frauen berichteten mir, daß sie am Tage vor ihrer Niederkunft Spaziergänge von mehreren Stunden gemacht hätten. Der Stuhlgang, welcher sonst doch so oft Wochen und Monate hindurch in der Schwangerschaft Kunsthilfe erfordert, geht fast ausnahmslos spontan vonstatten, kurz das Befinden ist tadellos.

Was den Geburtsakt selbst anbetrifft, so ist es ja sehr schwierig, objektiv zu urteilen, was ‚schwer‘ oder ‚leicht‘ ist. Man ist dabei auf die subjektiven Angaben der Mutter angewiesen, namentlich wenn sie in der Lage ist, mit früheren Entbindungen Vergleiche zu ziehen. Tatsache ist, daß ich bei 25 Frauen, die mindestens die drei letzten Schwangerschaftsmonate vorschriftsmäßig gelebt hatten, niemals Kunsthilfe nötig hatte. Auffallend war die geringe Fruchtwassermenge, oft nicht mehr als ein Tassenkopf voll. Manchmal wurde überhaupt der Wasserabgang gar nicht bemerkt. Die Kinder wogen meistens unter sechs Pfund. Die Köpfe hatten fast stets einen Umfang unter 36 cm, meistens 33–34 cm. Sie waren alle gesund und lebensfähig. Fast alle Mütter waren imstande, selbst zu stillen, darunter mehrere, welche ihre früheren Kinder nicht hatten stillen dürfen. Überhaupt wird meines Erachtens ärztlicherseits das Stillen viel zu oft verboten, da die Gefahren des Stillens entschieden übertrieben werden. Ich sah sehr oft ganz schwächliche Frauen gerade während des Stillens sich sichtlich erholen. Jedenfalls ist es sehr bemerkenswert, daß die eiweißarme, trockene Kost keinen nachteiligen, sondern eher einen vorteilhaften Einfluß auf die Laktation hatte, wieder ein Beweis für die Richtigkeit des Prinzips.*

Trotzdem es fast selbstverständlich ist, sei doch noch besonders darauf hingewiesen, daß Schwangere den Genuß von Alkohol, Tabak, Morphinum, Kokain usw. vermeiden sollen, denn diese Gifte können die Frucht besonders schwer schädigen. Noch in meiner Jugend war die Sitte sehr verbreitet, stillenden Müttern mehrmals täglich „Ammenbier“ zu geben, ein ziemlich alkoholhaltiges Braunbier, von dem es hieß, daß es die Milchbildung fördere. Allmählich aber erkannte man, daß Alkohol aus dem mütterlichen Blut in das kindliche übergehen und auf das Gehirn wirken kann,

welches dadurch empfindlich leidet. Ein großer Teil derer, die später als Psychopathen der menschlichen Gesellschaft zur Last fallen, ist zweifellos durch den Alkohol, der schon vor ihrer Geburt auf dem Umwege über die Eltern auf ihr Gehirn eingewirkt hat, zu dem geworden, was sie später wurden. Auch der Gebrauch von Arzneistoffen und der Genuß von zu starkem Kaffee ist während der Schwangerschaft möglichst zu beschränken. Durch Experimente ist nachgewiesen worden, daß viele chemisch im Blut gelöste Substanzen die Gefäßwände der Plazenta durchdringen und aus dem mütterlichen in das kindliche Blut übergehen (z. B. Chloroform, Jodkali, auch Chinin, Atropin u. a.).

Zu den natürlichen Mitteln, die neben den bereits genannten die Niederkunft erleichtern, gehören regelmäßige Sitzbäder, weil sie den Unterleib und die Bauchpresse kräftigen, den Stuhlgang fördern und die Nerven beruhigen. Außer einem ein- bis zweimal die Woche genommenen Reinigungsvollbad von 32 Grad Celsius und fünfzehn Minuten Dauer empfehlen wir daher den Frauen, während der Schwangerschaft möglichst täglich lauwarme (30 Grad Celsius) Sitzbäder drei bis fünf Minuten lang zu nehmen. Es ist ratsam, sich in Verbindung damit die Brüste zu waschen, namentlich die Brustwarzen. Man kann auf diese Weise durch stärkere Durchblutung nicht nur die Milchbildung in der Drüse günstig beeinflussen, sondern auch die Haut so abhärten, daß es später beim Saugen der Kinder nicht zu den kleinen Schrunden und Rissen kommt, die sonst nicht selten zu sehr schmerzhaften Brustentzündungen führen und ein häufiger Anlaß sind, daß stillende Frauen das Kind viel eher absetzen müssen, als es ihnen lieb ist. Da unter infektiösen Entzündungen auch die Milch als solche leidet, muß mit dem Stillen auch dann aufgehört werden, wenn nur eine Brust erkrankt ist.

Wir wollen nun im Anschluß an die Schwangerschaftsregeln sogleich eine kurze Übersicht dessen geben, was jedermann, vor allem jede Frau (Ursprung und Bedeutung des Wortes „jedermann“ = jeder Mann gehört wieder in das Gebiet der Ausschaltung des Weibes in der Sprache) über

die Hygiene der Geburt

wissen sollte. Es wurde schon kurz darauf hingewiesen, daß es das Richtigste wäre, wenn jede Schwangere, sobald sie aus Anzeichen, die wir noch anführen werden, spürt, daß die Geburtsstunde naht, sich in eine Entbindungsanstalt begeben würde, in der am besten alle Vorkehrungen getroffen werden können, die für Mutter und Kind in dieser wichtigsten Zeitspanne ihres Lebens erforderlich sind. Es ist eine soziale Grundforderung, daß in jeder Stadt und in jedem Dorfe Einrichtungen vorhanden sind, welche zu diesem Zwecke unentgeltlich zur Verfügung stehen. Die ganze menschliche Gesellschaft hat das größte Interesse daran, daß die mangelhaften Wohltätigkeitsbestrebungen, die es auf diesem Gebiet in früheren Zeiten gab, durch eine großzügige Wohlfahrtspflege ersetzt werden, auf deren Benutzung jede Frau ausnahmslos (gleichviel, ob sie Mitglied einer Krankenkasse oder Versicherung ist oder nicht) berechtigten Anspruch hat.

Da wir aber noch lange nicht so weit sind, scheint es uns nötig, für die Entbindung in der eigenen Häuslichkeit in folgendem die wichtigsten Vorschriften zusammenzustellen. Rechtzeitig bereit zu halten sind: Kinderwäsche, Kinderbadewanne, Handtücher, Waschbecken, Verbandwatte, Thermometer, gutes Öl und vor allem warmes Wasser, das in reichlichen Mengen zur Reinigung von Mutter und Kind gebraucht wird.

Das Geburtszimmer soll das geräumigste, hellste und luftigste der Wohnung sein; die Zimmertemperatur betrage während der Entbindung 22 Grad, später 18 bis 20 Grad Celsius. Peinlich sauber muß das Geburtsbett sein. Eine feste Unterlage (Roßhaarmatratze, Sprungfedermatratze, Strohsack) ist einem Federbett vorzuziehen. Man belege es mit einer wasserdichten Unterlage, über die man ein reines Leinentuch breitet. Das Bett muß so aufgestellt werden, daß man von allen Seiten bequem heran kann; womöglich sind zwei Betten bereit zu halten, eins für die Geburt und eins für das Wochenbett.

Am Ende des Bettes befestige man einen Gurt oder zwei zusammengebundene Handtücher, welche die Frau bei den Preßwehen ergreifen kann, um „mitzudrücken“ und so der Bauchpresse die Arbeit zu erleichtern. Nach den ersten Wehen entleere man den Darm durch einen Einlauf mit warmem Wasser und veranlasse die Frau, den Harn zu entleeren, weil durch die Entleerung von Darm und Blase im Becken dem austretenden Kinde mehr Spielraum geschaffen wird.

Es ist unnötig, während der Geburt Nahrung zu reichen, höchstens, wenn die Frau danach verlangt, gebe man ihr etwas kalte Milch oder Fruchtwasser, das auch zur Löschung des infolge der Geburtsanstrengung häufig auftretenden Durstes das ratsamste ist. Dagegen vermeide man, wie es leider noch vielfach geschieht, der gebärenden Frau Wein oder andere alkoholische Getränke zu verabreichen, weil dadurch ihre so notwendige Willenskraft geschwächt wird, die Muskeln erschlaffen und auch das Kind aus den früher bereits dargelegten Gründen erheblich geschädigt werden kann. Es gehörte in früheren Zeiten nicht zu den Seltenheiten, daß ein Kind betrunken zur Welt kam. Kann man sich wundern, wenn es sich dann später zu einem Trunkenbold oder geistigen Schwächling entwickelte?

In diesem Zusammenhang ist noch eine andere vielumstrittene Frage zu erörtern. Soll man der Mutter die Schmerzen der Geburt durch Betäubungsmittel, wie sie uns jetzt so zahlreich zur Verfügung stehen, ersparen oder nicht? Es dürfte vielen nicht bekannt sein, daß der Entdecker des Chloroforms der schottische Frauenarzt *Simpson* war, der hoffte, damit den Frauen die Schmerzen des Geburtsvorganges zu nehmen. Als er im Jahre 1847 die erste schmerzlose Entbindung ausführte, rief sein Verfahren anfangs große Begeisterung hervor, nur die Kirche stimmte nicht mit ein, weil die neue Erfindung dem Bibelspruch: „Mit Schmerzen sollst du gebären“, widerstritte. Dieses Mal pflichteten aber auch viele Ärzte den Geistlichen weniger aus diesem als aus anderen Gründen bei, nämlich deshalb, weil sowohl Chloroform wie auch Äther und die meisten anderen Betäubungsmittel eine erschlaffende Wirkung

auf die Muskelkräfte haben, deren ungestörte Arbeit für die Ausstoßung der Frucht und der Nachgeburt von so großem Wert ist.

Auch jetzt stehen sich noch zwei verschiedene Meinungen gegenüber; die einen sehen den Geburtsschmerz als eine von der Natur gewollte Einrichtung an, wenn auch nicht in dem Maße, wie dies bei den Kulturvölkern der Gegenwart der Fall ist, und erachten seine Ausschaltung als bedenklich, weil die Wehentätigkeit durch den Schmerzreflex am zweckmäßigsten geregelt werde, und weil ferner auch für die natürliche Mutterschaft das in vollem Bewußtsein überstandene Erlebnis der Geburt von wichtiger seelischer Bedeutung sei. Auf der anderen Seite stehen die Ansichten derer, welche der ohnehin schon viel erduldenen Mutter die Leiden der Geburt erleichtern möchten und keinerlei Nachteile von einer leichteren Chloroform- oder Äthernarkose oder auch von Morphinum bemerkt haben wollen.

Eine sehr bemerkenswerte Aussprache über diesen Gegenstand fand vor einiger Zeit (1926) innerhalb der Budapester Ärzteschaft statt. Dort hatte ein Frauenarzt allen Ernstes behauptet: „Die Frauen müssen unter Schmerzen gebären, weil dies so im Bibelwort begründet ist, und weil an solch ehernem Gesetz die Menschheit nicht rütteln darf.“ Darauf wurde ihm geantwortet: „Der Herr Kollege hat leicht reden. Er wird ja nie in die Lage kommen, dieses Bibelwort in seiner ganzen Schmerzhaftigkeit am eigenen Leibe ausprobieren zu müssen! Und für andere fromm und heldenmütig sein, ist ja nicht so schwer. Wer jemals in der Lage war, zu beobachten, welch unsagbare Wohltat der schmerzstillende Ätherrausch für die in den ärgsten Wehen befindlichen Frauen ist, der wird die Grausamkeit eines solchen ärztlichen Ausspruches vom rein menschlichen Standpunkt aus gar nicht fassen können. Daß über die Zulässigkeit der schmerzstillenden Mittel zur Linderung der Geburtswehen von dem Standpunkt aus gesprochen wird, ob diese Mittel absolut unschädlich oder mehr oder minder gefahrdrohend für Mutter und Kind sind, ist selbstverständlich, und hier scheint tatsächlich die ärztliche Wissenschaft noch kein erschöpfendes Material gesammelt zu haben. Die Natur der Frauen reagiert außerordentlich verschieden auf die bisher in Anwendung gebrachten Einflüsse, da einzelne Frauen ganz ohne schädliche Einwirkung ertragen haben, was bei anderen von den nachteiligsten Folgen begleitet gewesen ist. Daß also hier die größte Vorsicht obwalten muß, ist durchaus einleuchtend, und der Wunsch der Frauen kann nur dahin gehen, es möge auf dem einmal gefundenen Wege mit aller Beharrlichkeit weiter geforscht werden, um zu immer vollkommeneren Methoden zu gelangen.“

In dem Sitzungsbericht, welchem wir diese Bemerkungen entnehmen, findet sich auch folgende anschauliche Schilderung des seit zwei Jahrzehnten vielfach in Anwendung gebrachten Dämmerschlafs: „Unter dem Dämmerschlaf darf man sich nicht eine Narkose vorstellen, die mit dauernder Bewußtlosigkeit verbunden ist; der Vorgang ist vielmehr folgender: Die Frau muß die ersten leichten Wehen bei völliger Klarheit des Empfindens mitmachen und erhält erst in einem späteren Stadium des Schmerzzustandes die erlösende Injektion, die sofort ein starkes Nachlassen der grausamen Schmerzempfindung herbeiführt. Nach der ersten ‚Zeichnung‘, wie der Terminus technicus (= Fachausdruck) lautet, wird die Patientin in das Kreißzimmer gebracht, und dort erhält sie nun unter ständiger Aufsicht von zwei Ärzten, die unaufhörlich Puls und Atmung beobachten, das ätherbetropfte Tuch, das sie, sowie sie das Ansteigen einer Wehe spürt, immer intensiver zur Nase führt, um bei tiefem Einatmen völlig in den Ätherrausch zu gelangen. Die Frau fühlt deutlich das Arbeiten der Wehen in ihrem Leibe, aber die furchtbare Schmerzhaftigkeit hört vollständig

auf, so daß bei dem befriedigenden Bewußtsein der fortschreitenden Geburt gleichzeitig das glückselige Dankgefühl auftritt für die Erlösung von den sonst so heftigen Schmerzen. Wenn der Puls das tadellose Funktionieren des Herzens versichert, so wird dieser Ätherrausch so lange fortgesetzt, als die Wehen dauern, und schließlich für den allerletzten Moment (die Durchdringung des Kindeskopfes) zur völligen Bewußtlosigkeit der Patientin gesteigert. Das Erwachen aus dem Ätherrausch in dem Moment, wo der erste Schrei des Neugeborenen — wie die Engelsstimme aus dem Himmel — das Ohr der jungen Mutter berührt, gehört zu den seligsten Erinnerungsmomenten im Leben der Frau. Nichts wird verloren von dem unvergleichlichen Empfinden vollendeter Mutterschaft, wenn auch die letzten Schmerzen von der segensreichen Hand des Arztes milde gelindert worden waren. Nur statt der furchtbaren Schwäche und Hergenommenheit durch die erlittene Qual empfindet die Frau die wohlige Ruhe und Erlösung in einem Zustand verhältnismäßiger Kräftigung, und sie erholt sich viel rascher und hat eine viel weniger angstvolle Erinnerung, wenn sie an das nächste Mal denkt. Wer an sich selbst erfahren hat, welcher außerordentliche Unterschied ist zwischen jenen Geburten, die ohne alle Erleichterungen der schmerzstillenden Mittel moderner Gynäkologie ertragen werden mußten, und jenen Geburten, bei denen die Wohltat des Dämmerschlafs und Ätherrausches angewendet wurde, der kann es nicht fassen, daß es heute noch Ärzte gibt, die aus der Wahnidee, daß die Geburtswehen vom lieben Gott aus mit Schmerzen belegt seien und deshalb auch so und nicht anders ertragen werden müssen, die Formel ableiten wollen, es müsse gerade auf diesem Gebiete jeder Fortschritt vermieden und der mittelalterliche Standpunkt in alle Ewigkeit beibehalten werden.*

Übersehen wird bei diesem lebhaften Eintreten für die Betäubungsmittel bei der Geburt meist nur, daß, selbst wenn die Mutter tatsächlich davon keinerlei Nachteile haben sollte, was nachzuweisen nicht ganz so einfach sein dürfte, doch auch das Kind auf dem Blutwege ebenfalls die narkotischen Stoffe, welche der Mutter gereicht werden, in sich aufnimmt. Daran ändert auch nichts die Durchtrennung der Nabelschnur, da, wenn diese erfolgt, bereits eine Übertragung der Stoffe stattgefunden hat. Für das kindliche Gehirn genügen aber schon kleinste Mengen eines narkotischen Stoffes, um Wirkungen hervorzurufen, die sich zwar schwer feststellen lassen, aber doch für den Eintritt des Kindes in die Welt, der für seinen Stoffwechsel, vor allem den Gasaustausch eine gewaltige Umwälzung bedeutet, Rauschschäden mit sich bringen können.

In den letzten Jahren hat man in dem aus Bilsenkraut gewonnenen Skopolamin ein Mittel gefunden, das, unter die Haut gespritzt, die Gebärende in einen Dämmerzustand versetzt, der für die Dauer der ganzen Geburt anhält, so daß in vielen Fällen die Geburtsschmerzen der Frau überhaupt nicht zum Bewußtsein kommen. Bilsenkraut wurde bei der mittelalterlichen Bierbereitung vielfach dem Malz und Hopfen beigefügt, um die eigenartige Rauschwirkung des Bieres zu erhöhen, doch kam man später davon ab, als man seinen giftigen Charakter näher kennen lernte. Die Anwendung des Skopolamins kommt allerdings nur in einer Anstalt, nicht in einer Wohnung in Betracht, da eine ständige sorgsame Überwachung der narkotisierten Frau notwendig ist. Aber auch hier steht seine völlige Ungefährlichkeit für Mutter und Kind noch nicht in dem Maße fest, daß zu einer allgemeinen Einführung geraten werden kann.

Am ungefährlichsten erscheint eine andere Form des Dauerschlafs, nämlich der, welcher durch eine leichte Hypnose erzeugt werden kann. Dieser Zustand der Bewußtseinstrübung durch eine geschickte Suggestion läßt sich bei vielen Frauen um

so eher herbeiführen, als schon normalerweise in der Austreibungsperiode eine gewisse Benommenheit vorhanden ist. Aber auch diesen Dämmer Schlaf möchten wir nur da empfehlen, wo sich bei der Entbindung eine künstliche Hilfe notwendig erweist oder die Geburt sich allzu sehr in die Länge zieht. Es ist übrigens bemerkenswert, daß sich keineswegs selten Frauen gegen eine künstliche Schmerzlinderung in der Geburt instinktiv wehren; sie kommen sich feige vor, wenn sie diesen natürlichen Schmerzen aus dem Wege gehen. Ihnen stehen freilich auch viele Frauen gegenüber, die nicht so tapfer sind, sich während der Entbindung außerordentlich stark aufregen und meist mehr vor Angst als der Wehen wegen wimmern und schreien. Man hüte sich, solche Frauen barsch anzufahren und für hysterisch zu erklären, sondern sei unablässig bemüht, durch gütliches Zureden und leises Streicheln der Hände und Haare besänftigend auf sie zu wirken. Der Ehemann, der die Schmerzenslaute der Frau manchmal als eine Art Vorwurf empfindet über die Ungerechtigkeit der ungleichen Lastenverteilung zwischen den doch in gleicher Weise für das Kind Verantwortlichen, ist als Beruhiger allerdings weniger geeignet als die Hebamme oder die Mutter oder der Arzt, welche die Gebärende umgeben.

Die Wahl der Hebamme

sollte schon inmitten der Schwangerschaft getroffen werden. Die Gewohnheit, ältere erfahrene Frauen bei der Geburt zu Rate zu ziehen, findet man, soweit die Überlieferung zurückreicht. Bei den meisten Völkern war es den Männern ehemals überhaupt verboten, irgendwelche Geburtshilfe zu leisten. In Hamburg wurde noch im sechzehnten Jahrhundert ein Arzt verbrannt, der einer Gebärenden beistehen wollte. Schon in den heiligen Büchern der Inder, Ägypter und Juden und bei den alten griechischen und römischen Klassikern wird der Hebammen mit hoher Achtung als einer besonderen Bevölkerungsklasse gedacht. Bei den Römern hießen sie „obstetrices“ (= die Dabeistehenden); die alten Deutschen nannten sie „Wehmütter“, „Püppelmütter“ oder auch schon „Hebammen“. Dieses auch heute noch übliche Wort soll aus „Heb-Ahnen“ verstümmelt sein; es bedeutet demnach die Ahnen oder älteren Frauen, welche das Kind heben, nach anderen ist es nur eine Umbildung des althochdeutschen *hevianna* = die Hebende.

Da die Hebammen sich vielfach nicht damit begnügten, nur den Schwangeren, Gebärenden und Wöchnerinnen mit Rat und Tat beizustehen, sondern auch sonst allerlei Ratschläge erteilten, bekamen sie bei vielen Völkern die Bezeichnung „die weise Frau“ (bei den Franzosen „sage-femme“), ein Name, der an und für sich gewiß wohlverdient ist, dadurch aber Einbuße erlitten hat, daß die weisen Frauen den an sie herantretenden Wünschen nicht selten ungenügenden Widerstand entgegensezten und sich infolgedessen auch als Kurpfuscherinnen, Abtreiberinnen, Engelmacherinnen betätigten. Im Mittelalter fielen auch viele weise Frauen dem Hexenwahn zum Opfer.

Ich habe es immer bedauert, daß so wenige Mädchen aus gebildeten Familien den ebenso ehrsamen wie verantwortungs- und bedeutungsvollen Hebammenberuf

ergriffen. Seit dem Kriege soll darin ein Wandel zum Besseren eingetreten sein. Als ungerechtfertigte Beschränkung (um nicht zu sagen Beschränktheit) muß es jedoch bezeichnet werden, wenn in der Standesorganisation der Hebammen, dem „Reichsverband deutscher Hebammen“, von einem juristischen Beirat (unter anscheinend allseitiger Zustimmung) letztlich betont wurde, „daß zu Hebammen in der Hauptsache nur Frauen bestellt werden sollen, die selbst geboren haben“. Man machte gegenüber der Forderung dieses Befähigungsnachweises nicht mit Unrecht geltend, daß man doch auch nicht vom Chirurgen verlange, daß er die Operationen, die er ausführt, am eigenen Körper erprobt habe. Früher wurde der Erfahrungsschatz der Hebammen wie der einer besonderen Zunft von einer Generation auf die andere frei überliefert. Jetzt ist die Ausbildung der Hebammen staatlich geregelt. An den meisten großen staatlichen Entbindungsanstalten finden unter ärztlicher Leitung Hebammenkurse statt mit einer Fachprüfung zum Abschluß. Die Ausbildung besteht einerseits in genauer praktischer Unterweisung in der normalen Geburtshilfe, einschließlich leichter Zwischenfälle, die eintreten können, ohne gleich eine Gefahr zu bedeuten, andererseits in einer genauen Belehrung darüber, bei welchen Anzeichen sofort das Hinzuziehen eines Arztes oder die Überweisung in eine Klinik erforderlich ist.

Früher wurde der Erfahrungsschatz der Hebammen wie der einer besonderen Zunft von einer Generation auf die andere frei überliefert. Jetzt ist die Ausbildung der Hebammen staatlich geregelt. An den meisten großen staatlichen Entbindungsanstalten finden unter ärztlicher Leitung Hebammenkurse statt mit einer Fachprüfung zum Abschluß. Die Ausbildung besteht einerseits in genauer praktischer Unterweisung in der normalen Geburtshilfe, einschließlich leichter Zwischenfälle, die eintreten können, ohne gleich eine Gefahr zu bedeuten, andererseits in einer genauen Belehrung darüber, bei welchen Anzeichen sofort das Hinzuziehen eines Arztes oder die Überweisung in eine Klinik erforderlich ist.

In den Hebammenbüchern, von denen viele ein sehr ehrwürdiges Alter haben, werden die Pflichten, welche jeder Hebamme obliegen, wie folgt zusammengefaßt: Sie soll zu allen Stunden des Tages und der Nacht bereit sein, den Schwangeren, Wöchnerinnen und neugeborenen Kindern, die ihrer Dienste bedürfen, unverzüglich zu Hilfe zu eilen; sie soll die Schwangeren, welche sie um Rat fragen, eingehend über ihren Zustand, über ihr Verhalten und den mutmaßlichen Termin der Entbindung unterrichten; den Gang der Geburt genau überwachen und die Gebärende nicht eher verlassen, als bis diese völlig entbunden und außer jeder Gefahr ist. Bei regelwidrigen Geburtsfällen soll sie unbedingt und rechtzeitig die Hinzuziehung eines Arztes anordnen. Zur Verhütung des Kindbettfiebers hat sie vor und bei der Entbindung sowie während des ganzen Wochenbettes sich der peinlichsten Sauberkeit zu befleißigen und alle mit der Gebärenden oder Wöchnerin in Berührung kommenden Gegenstände mit desinfizierenden Mitteln auf das gründlichste zu reinigen. Sie soll auch die erste Pflege der Neugeborenen übernehmen und der Mutter oder Wärterin über die weitere Pflege der Kinder die erforderlichen Unterweisungen erteilen, bei irgendwelcher ungewöhnlichen Erscheinung am Kinde auch auf sofortige Herbeiholung des Arztes drängen. Sie soll ferner jede von ihr vorgenommene Entbindung in ein Verzeichnis eintragen und sich stets bewußt sein, daß sie (nach § 300 RStGB.) ebenso wie die Ärzte streng an das Berufsgeheimnis gebunden ist; sie wird mit Geldstrafe oder Gefängnis (jedoch nur auf Antrag) bestraft, wenn sie Privatgeheimnisse offenbart (beispielsweise über die Vaterschaft des Kindes), die sie kraft ihres Gewerbes erfahren hat.

Um uns

über den Geburtsvorgang

ein klares Bild zu verschaffen, müssen vier Punkte deutlich voneinander unterschieden und erkannt werden:

- a) der Geburtsmotor,
- b) der Geburtskanal,
- c) das Geburtsobjekt,
- d) der Geburtsverlauf.

Der *Geburtsmotor* oder die Geburtsmaschine wird hauptsächlich von der Muskulatur der Gebärmutter gebildet; dazu tritt noch die ganze „Bauchpresse“, worunter man das Zusammenarbeiten von Zwerchfell, Bauchdeckenmuskeln und Beckenbodenmuskulatur versteht; es ist derselbe Apparat, der bei der Stuhlentleerung, wenn auch mit geringeren Kräften, in Wirksamkeit tritt.

Die Muskulatur der Gebärmutter macht den größten Teil der Gebärmutterwand aus und ist so angeordnet, daß die einzelnen Muskelfasern in Schichten vielfach durcheinander und überquer verlaufen. Bei gleichzeitiger Zusammenziehung aller Muskelfasern wird ein von allen Seiten gleichmäßiger Druck auf das Innere der Gebärmutter ausgeübt, der in der Richtung des geringsten Widerstandes, also nach der Muttermundsöffnung zu, wirkt. Der Anreiz zu diesen Muskelzusammenziehungen erfolgt, wenn der auf der Muskelwand lastende Innendruck des Gebärmutterinhaltes eine gewisse Stärke erreicht hat. Es braucht nicht immer ein geburtsreifes Kind diesen Innendruck zu entfalten, auch eine Geschwulst in der Gebärmutterhöhle kann die Muskelwand zur Zusammenziehung anregen.

Die Muskelzusammenziehungen der Gebärmutterwand sind mehr oder weniger schmerzhaft, „sie tun weh“, wovon ihre Bezeichnung als

die „Wehen“

herrühren soll; vielleicht aber liegt in dem Namen auch ein Hinweis auf das Wehen des Windes, mit dem das langsame Anschwellen der Zusammenziehung bis zu einem Höhepunkt mit folgendem Abschwellen eine gewisse Ähnlichkeit hat. Die einzelne „Wehe“ dauert dabei eine halbe bis drei Minuten. Störungen der Wehentätigkeit können sowohl als zu starke („Krampfwehen“) wie als zu schwache Wehen („Wehenschwäche“) auftreten.

Der *Geburtskanal* im eigentlichen Sinne wird gebildet durch den untersten, als Hals bezeichneten Teil der Gebärmutter, den Muttermund und die Scheide. Diese in ihrer Form und Weite sonst so verschiedenen Abschnitte „verstreichen“ unter dem dehnenden Einfluß des auf ihnen lastenden Kindes zu einem gleichmäßig breiten Schlauch, der etwa die Form eines leichtgebogenen Zylinders hat, der sich (wie ein Ofenrohr) von hinten oben nach vorn unten krümmt. Der Austrittsring wird unten durch den Damm, seitlich durch die Schamlippen, oben durch die Schoßfuge gebildet.

So dehnbar die Weichteile auch sind, das Gerüst des knöchernen Beckens setzt ihrer Ausdehnungsfähigkeit Grenzen, und es kommt sehr darauf an, ob es zum Durchtritt des Kindes auch die genügende Weite besitzt. Normalerweise ist dies der Fall. Ist doch die Schwangerschaft und Entbindung ohne Zweifel der Grund, daß die Frau ein viel geräumigeres Becken hat als der Mann. Sowohl der Querabstand der Darmbeinschaufeln voneinander wie auch der Durchmesser vom Kreuzbein zur Schambeinfuge ist dabei von Bedeutung. Als die durchschnittlich günstigsten Beckenmaße ergeben sich: Abstand der beiden oberen, vorderen Darmbeindorne: 26 cm, Abstand der obersten Punkte der Darmbeinkämme: 28 cm, Abstand der Oberschenkelhöcker: 32 cm, Abstand gemessen vom oberen Rand der Schoßfuge bis zum Dornfortsatz des fünften Lendenwirbels: 20 cm.

Das *Geburtsobjekt* ist außer dem Kinde das Fruchtwasser, die Plazenta, die Eihäute und die Nabelschnur. Die Größe des Kindes kann immer erst im Zusammenhang mit der Beckenweite richtig gewertet werden. So kann ein enges Becken ein verhältnismäßig kleines Kind unerwartet glatt durchlassen, und ein überreifes großes Kind wird keine Schwierigkeiten machen, wenn das Becken zufällig auch übernormal weit ist.

Der *Geburtsverlauf* zerfällt in drei Abschnitte:

1. die Eröffnungsperiode,
2. die Austreibungsperiode,
3. die Nachgeburtsperiode.

Die erste Periode hat ihren Namen weniger von der Eröffnung der Geburt als von dem wichtigen Vorgang der Eröffnung des Muttermundes erhalten. Woran merkt eine Frau das Herannahen der Geburt? Wir schilderten früher, wie sich das Kind gegen Ende der Schwangerschaft mit dem Kopf ins Becken senkt. In den meisten Fällen fühlt die Frau deutlich dieses Tiefertreten des Kindes. Das innere Schwere- und Spannungsgefühl ändert sich ein wenig, wobei sich eine gewisse Empfindlichkeit der Gebärmutter bemerkbar macht. Zugleich künden leichte, zunächst noch selten auftretende Schmerzempfindungen,

die „Vorwehen“ oder „Neckwehen“,

an, daß die Gebärmutter sich nunmehr auf die große Arbeit vorbereitet, die ihrer harret. Da diese schwachen Muskelzusammenziehungen bereits an einzelnen Stellen Loslösungen der Eihäute von der Uteruswand verursachen, so entstehen vereinzelt unbedeutende Blutungen; sie bewirken, daß die gegen Ende der Schwangerschaft zunehmende Schleimabsonderung aus der Scheide sich leicht rötlich färbt.

Trotzdem die Vorwehen vielfach mit leichtem Frösteln, stärkerem Ausfluß und Harn- und Stuhl-drang einhergehen, werden sie von vielen Frauen (namentlich Erstgebärenden) gar nicht als solche erkannt. Tatsächlich können auch nun noch Tage, sogar Wochen vergehen, bis mit einem Male das Einsetzen regelmäßiger Wehen den Beginn der Geburt, zunächst der Eröffnungsperiode, anzeigt. Anfangs alle Viertelstunden, dann öfter bis alle fünf Minuten wiederholen sich die Wehen. Der Muttermund, der bis dahin wenigstens bei Erstgebärenden zumeist noch geschlossen war, beginnt sich zu öffnen, er „verstreicht“, wie die Hebammen sagen.

Unter der mächtigen Innendrucksteigerung infolge der Wehen wird nach und nach der ganze Gebärmutterhals mit dem Muttermund entfaltet. Der Kopf tritt immer tiefer ins kleine Becken. Gleichzeitig quillt in dem Teil der Fruchtblase, der sich über dem Kopf des Kindes befindet, mit jeder Wehe mehr Fruchtwasser am Kopf vorbei nach vorn, das in der Wehenpause teilweise zurückfließt. Die Hebammen sagen dann:

„Die Blase stellt sich.“

Diese mit den Wehen an- und abschwellende Vorwölbung der Eihäute (Amnion und Chorion) ist für ein gutes Fortschreiten der Eröffnung sehr vorteilhaft, denn sie gibt der Druckwirkung der Wehen auf den Muttermund eine elastische Gleichmäßigkeit. Da dauernd kleine Blutgefäße durch die fortschreitende Loslösung der Eihäute von der Uteruswand verletzt werden, sickert jetzt fast beständig etwas Blut aus der Scheide heraus. Der steigende Druck bewirkt schließlich, daß die Fruchtblase auch in der Wehenpause innerhalb des Muttermundes stehenbleibt. Sie ist „springfertig“, sagt die Hebamme, und

„die Blase springt“,

nennt sie es, wenn dann bei einer der nächsten Wehen das Fruchtwasser, welches vor den Kopf getreten war, das „Vorwasser“, sich in raschem Strom nach außen ergießt.

Da sich der Kopf inzwischen immer fester in den Gebärmutterhals eingepreßt hat, pflegt zunächst kein weiteres Fruchtwasser abzugehen. Der Zeitpunkt des Blasen-sprunges ist recht verschieden. In der Hälfte der Fälle springt die Fruchtblase, wenn der Muttermund etwa in Handtellerbreite klafft, doch ist ein früheres und späteres Springen sehr häufig und ohne Bedeutung. Die Eröffnungsperiode ist nun beendet und der Muttermund vollständig erweitert.

Unmittelbar darauf setzt die Austreibungsperiode ein. Es beginnen nun die stärksten, die eigentlichen Wehen, die man auch Treib-, Druck-, Drang- oder Preßwehen nennt, weil jetzt erst die Bauchpresse richtig in Tätigkeit tritt. Und nicht nur diese arbeitet mit, sondern die Frau in ihrer Gesamtheit. Infolgedessen strengt sie sich an, wird erregt, schwitzt, stemmt sich mit Armen und Beinen fest, umklammert mit hochrotem Gesicht die ihr dargereichte Hand, wird ungeduldig, jammert und stöhnt. Bald tritt der Kopf mit seinem stärksten Umfang in den Muttermund.

„Der Kopf steht in der Krönung“,

sagt die Hebamme, und die nächsten Wehen treiben ihn dann in die Scheide heraus, wobei der Muttermund meist ein wenig einzureißen pflegt und infolgedessen etwas mehr Blut abgeht.

Mit jeder neuen Wehe zieht sich der Gebärmutterschlauch mehr und mehr hinter das Kind zurück, so daß nach dem Kopf bald auch sein Schultergürtel frei im oberen Scheidenkanal liegt. Die Wehen werden häufiger, die Wehenpausen kleiner. Bei dem

nun folgenden Durchtritt durch das Becken vollführt das Kind zwei Drehungen; die eine Drehung entspricht der Krümmung des Geburtskanals, die zweite Drehung des Kindes erfolgt um seine eigene Wirbelsäule, wodurch das Hinterhaupt, welches ursprünglich nach der Seite lag, nunmehr direkt unter die Schoßfuge zu liegen kommt.

Der Austritt des Kopfes gestaltet den Eintritt des Kindes in die Umwelt so schwer. Neun Zehntel der Geburtshilfe beschäftigten sich mit der Geburt des Kopfes. Nicht selten bildet sich an der Stelle der kindlichen Kopfschwarte, welche frei in den Scheidenkanal ragt, unter dem starken Druck des Geburtsschlauches eine beulenartige Vortreibung, die „Kopfgeschwulst“. Die Eltern sind meist sehr erschreckt, wenn sie den Neugeborenen mit dieser Entstellung erblicken; sie fürchten eine Mißgeburt in die Welt gesetzt zu haben, doch kann man sie mit gutem Gewissen beruhigen, da sich die zusammengepreßten Hautfalten binnen kurzem wieder von selbst glätten.

Je mehr die Schmerzhaftigkeit der Wehen zunimmt, um so stärker spannt die Frau unwillkürlich die Bauchpresse an. Die Bedenken gegen die Schmerzbetäubung richten sich nicht zum geringsten Teil gerade gegen diese Abschwächung des Schmerzreflexes. Der regelrechte Wehenrhythmus ist für den normalen Ablauf der Geburt von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Häufig machen die Frauen den Fehler, daß sie auch in der Wehenpause die Bauchpresse anspannen. Die Folge ist eine übermäßige nutzlose Anstrengung. Während der wirklichen Wehe ist dann oft die Bauchpresse zu schwach. Die Wehenpause ist wichtig, damit die Frau sich ausruht und neue Kräfte sammelt. Zur Unterstützung der Wehen in der Austreibungsperiode ist es gut, wenn die Frau sich mit den Händen an zwei Griffen festhält. Es erleichtert die Entbindung, wenn gleichzeitig die Hebamme die gespreizten Oberschenkel dem Körper der Frau nähert.

Wenn nun bei einer der sich immer rascher folgenden Wehen die behaarte Kopfdecke am Scheidenausgang sichtbar wird, bemerkt die Hebamme:

„D e r K o p f s c h n e i d e t e i n “

und macht die Mutter darauf aufmerksam, daß es nun nicht mehr lange dauern wird, bis alles glücklich vorüber ist. Immer heftiger werden nun die Wehen, immer kürzer die Wehenpausen, immer weiter ziehen sich Damm und Schamlippen über den Kopf zurück, immer größere Abschnitte des Kopfes werden sichtbar, die Stirnhaargrenze erscheint über dem Damm. Nun umfaßt der Geburtshelfer mit der einen Hand den aufs äußerste gespannten Damm, um ihn vor dem Einreißen zu schützen, mit der andern Hand übt er einen nach oben zur Schoßfuge gerichteten leichten Druck auf den Kopf des Kindes aus, damit das Gesicht rascher über den Damm tritt. Dies ist

d e r D a m m s c h u ß.

Der Wehenschmerz erreicht seinen Höhepunkt in dem Zeitpunkt, in dem der größte Durchmesser des Kopfes, der sich vom Kinn zum Hinterhaupt erstreckt, durch die Scheidenöffnung geht. Dann aber läßt der Schmerz augenblicklich nach, schon

das Gesicht folgt dem Schädel mit fast schmerzlosem Druck, und die Ausstoßung des übrigen Körpers erfolgt verhältnismäßig leicht nach einer Ruhepause von wenigen Minuten. Meist tritt dabei erst die rechte, dann die linke Schulter hervor, rasch folgen Rumpf und Beine nach. Zugleich strömt der Rest des Fruchtwassers, etwas blutig verfärbt, sowie Blutgerinnsel heraus, und die Gebärmutter zieht sich bis in die Nähe des mütterlichen Nabels zusammen.

Die ganze Dauer der Austreibungsperiode ist dreißig, oft auch nur zwanzig Minuten, doch sind im Einzelfalle beträchtliche Schwankungen der Zeitdauer nichts Ungewöhnliches. Leichtere Störungen, beispielsweise im Beckenbau, können die Austreibungsversuche auf Stunden, andere ungünstige Geburtsumstände auf Tage verlängern; diese Fälle gehören dann aber in die rein ärztliche Geburtshilfe.

Nach der „Austreibung“ des Kindes muß seine organische Loslösung von der Mutter, die Trennung des kindlichen vom mütterlichen Blutkreislauf, durch

die Abnabelung

erfolgen. Bei den Säugetieren beißt das Muttertier die Nabelschnur, welche die Verbindung zwischen den Jungen und der Mutter herstellt, selbst durch, oder sie reißt beim „Werfen“ der Jungen von selber ab. Der Kulturmensch hat auch in dieser Hinsicht den Tierzustand überwunden, freilich auch wieder auf Kosten einer gewissen Abhängigkeit, denn bei ihm ist es die Geburtshelferin, gewöhnlich also die Hebamme, welche nach der Austreibung des Kindes die Nabelschnur etwa zwei Finger breit über dem Nabel des Kindes an zwei nahe beieinander liegenden Stellen mit einem Faden umschnürt und zwischen diesen beiden Unterbindungsstellen mit der Schere durchschneidet. Die doppelte Unterbindung vor dem Schnitt ist notwendig, damit nach der Durchtrennung weder aus der Plazenta noch vor allen Dingen aus dem Leib des Kindes Blut nach außen tritt.

Es darf nicht zu früh abgenabelt werden (die Hebammen haben oft „wenig Zeit“, was nie der Fall sein sollte), sondern erst dann, wenn die Pulsation in der Nabelschnur fast ganz aufgehört hat; solange nämlich die Blutgefäße sich noch zusammenziehen, kommt dem Kinde der natürliche Zusammenhang mit der Mutter noch immer zugute. Erst mit der Abnabelung ist das Kind zu einem selbständigen Wesen geworden – auch im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuches. In schwierigen Rechtsfällen (Erbstreitigkeiten) hat, beispielsweise wenn die Mutter bei der Entbindung stirbt, das bereits geborene, aber noch nicht abgenabelte Kind schon wiederholt eine entscheidende Rolle gespielt.

Mit der Austreibung des Kindes ist für die Mutter der schwerste Teil der Geburt überstanden. Von Schmerzen befreit, ruht sie sich aus, aber sie kann es noch nicht völlig, denn nach kurzer Pause beginnt die Nachgeburtsperiode, deren Wehen zwar nicht entfernt so schmerzhaft für die Frau sind wie die der Geburt, deren Gefahren jedoch nicht unterschätzt werden dürfen. Der wesentliche Vorgang der Nachgeburtsperiode ist die Ausstoßung der Plazenta; damit geht eine stärkere

Blutung einher, denn bei der Loslösung des Mutterkuchens werden die großen Bluträume der Deziduagrundsicht, in welche, wie wir schilderten, die Plazentarzotengefäße frei hineinragen, geöffnet. Da sich die Gebärmutterwand aber schon vorher, bei und nach der Austreibung des Kindes, zusammengezogen und damit auch ihre zahlreichen Blutgefäße größtenteils geschlossen hat, ist das abgehende Blut kein frischer, wertvoller Lebenssaft mehr, sondern gestautes und verbrauchtes Restblut, dessen Herausbeförderung die Frau und ihre Umgebung nicht als einen Verlust anzusehen brauchen.

Viel wichtiger als der Blutverlust ist jedenfalls die Gefahr, daß an die großen blutenden Flächen der Gebärmutterinnenwand giftige Keime gelangen und eine Blutvergiftung bewirken, welche das Kindbettfieber hervorruft, diesen noch heute mit Recht so gefürchteten Todfeind der Mütter. Um ihm zu entgehen, vermeide man namentlich auch in der Nachgeburtsperiode jede unnötige Berührung und Sorge für völlige Ruhelage der Frau. Das herausgegangene Blut schwemmt auch noch von selbst allerlei eingedrungene Keime mit fort. Die Loslösung der Plazenta und der Eihäute von der Gebärmutterwand pflegt eine halbe bis drei viertel Stunden nach der vollendeten Austreibung beendet zu sein.

Läßt die Austreibung länger auf sich warten, so darf die Hebamme wohl durch ein leichtes, abwärtsgerichtetes Drücken auf den Unterleib nachhelfen. Dieser sanfte Druck, Credéscher Handgriff genannt (nach dem Leipziger Frauenarzt *Credé* [1819–1892]), befördert auch die Zusammenziehung der Gebärmutter, die nach schweren Geburten dann und wann zu wünschen übrig läßt. Man hüte sich aber, an der heraushängenden Nabelschnur die Nachgeburt herauszuziehen. Es zu versuchen, liegt nahe, doch kann jemand, der dieser Versuchung nicht widersteht, allerlei Unheil, wie Zerreißen und Blutungen, anrichten. Bleiben die Gebärmutterwandungen zu schlaff, so schließen sich die Blutgefäße nicht vollkommen, und es können empfindliche Verluste an wertvollem Blut entstehen. Die Plazenta wird durch die Zusammenziehung des Uterus zuerst in die Scheide geboren, von wo aus sie nach außen befördert wird. Zahlreiche Blutgerinnsel, die sich zwischen der Plazenta und der Gebärmutterwand, von der sie sich langsam loslösten, angesammelt haben, folgen hinterher. Die Hebamme hat die Aufgabe, sich genau zu überzeugen, ob die Plazenta und die Eihäute auch vollständig sind; denn wenn auch nur ein Stückchen davon zurückgeblieben ist, so kann das zu recht unangenehmen Nachblutungen Anlaß geben.

Mit der vollständigen Ausstoßung der Nachgeburt hat der Geburtsvorgang sein Ende erreicht. Anfangs fröstelt die Mutter noch ein wenig, ihr Gesicht ist gerötet, ein leichtes Zucken überfliegt ihre Züge, noch zittern die Glieder ein wenig von der anstrengenden Arbeit, man hört auch wohl ein leises Zähneklappern, dann tritt ein allgemeiner Schweiß ein. Und bald erholen sich ihre körperlichen und seelischen Kräfte, erstaunlich schnell sind alle Leiden vergessen, eine wundervolle Ruhe kommt über die Frau, sie freut sich des neugeborenen Kindes – auch wenn es „nur“ ein Mädchen ist –, sie freut sich auch ihres Mannes, drückt still und zärtlich seine Hand

und sieht ihn mit innigem Ausdruck an. Da liegt nun das kleine Geschöpf, entstieg der fruchtbaren Furche, die noch offen ist; es bewegt sich, es atmet, es schreit, es lebt – Liebe erzeugte Leben –; wie zierlich und fein ist der Bau seiner Glieder, wie sammetzart die rosige Hautoberfläche, hinter der sich ein Mechanismus verbirgt, an dessen Kunstfertigkeit kein von Menschenhand gefertigtes Kunstwerk auch nur im entferntesten heranreicht.

Kurz nach der Geburt versinkt die Mutter in einen erquickenden Schlaf. Das Wochenbett hat begonnen. Es ist nicht möglich, die Verklärung und Verzückung zu schildern, die auf ihren Zügen liegt, wenn sie aus dem ersten Schlummer erwacht – zumeist erweckt durch den Schrei des Kindes, der die Gewißheit des anfangs noch traumhaft Verschwommenen kündet. Viele Madonnenmaler versuchten diesen Ausdruck festzuhalten, aber so herrlich die Werke sind, die ein *Holbein*, *Murillo* und *Raffael* schufen, den vollen Zauber der Wirklichkeit hat keiner erreicht.

Auch Dichter aller Zonen und Zeiten haben diese beglückenden Muttergefühle besungen, so der indische Dichterphilosoph *Rabindranath Tagore* (geb. 1861 in Kalkutta), in „Gitanjali“, wo es heißt:

„Die süße, weiche Frische auf des Kindes knospenden Gliedern –
Weiß jemand, wo sie solange verborgen lag?
Jawohl! In der Mutter Herzen; zur Zeit ihrer
Mädchenblüte schon lag in ihrem Herzen ein stiller
Schatz von zärtlicher Liebe, geheimnisvoll,
Die süße, weiche Frische auf des Kindes knospenden Gliedern.“

Ein großer Unterschied ist es, ob eine Frau zum ersten Male niederkommt oder bereits zu wiederholten Malen geboren hat. Die Eröffnung des Muttermundes und die Austreibung des Kindes geht leichter und schneller vonstatten, wenn die Geburtswege schon eine Geburt überstanden haben. Die Muttermunds- und Scheidenöffnung schließt sich zwar nach der Geburt wieder zusammen, aber sie bleibt doch schlaffer und dehnbarer als vorher. Unter sonst gleichen Bedingungen ist demnach die Erstgeburt immer die schwierigste. Man rechnet durchschnittlich auf die Geburt

bei Erstgebärenden 15 Stunden,
bei Mehrgebärenden 10 Stunden.

Davon entfallen im Durchschnitt auf die Austreibungsperiode

bei Erstgebärenden 1½ Stunden,
bei Mehrgebärenden 20–40 Minuten.

Die Ausstoßung der Nachgeburt nimmt in beiden Fällen durchschnittlich eine halbe Stunde in Anspruch, so daß also auf die Eröffnungsperiode

bei Erstgebärenden 13 Stunden,
bei Mehrgebärenden etwa 9 Stunden

fallen.

Bei manchen Frauen, meist solchen, die bereits geboren haben, kommt es gelegentlich zu

Sturzgeburten.

Ohne daß besondere Anzeichen vorhergegangen sind, treten plötzlich Wehen ein, und in wenigen Minuten ist das Kind schon geboren, wobei es öfters von krampfhaften Wehen geradezu herausgeschleudert wird. Meistens stellen sich solche Sturzgeburten ein, wenn eine Erschütterung als wehenauslösendes Moment vorherging. Daher ereignen sie sich mit Vorliebe, wenn die Schwangere gerade unterwegs ist, beispielsweise mit der Eisenbahn fährt oder sich in ein Gedränge begibt. Hochschwangere sollten ihre Neugierde wirklich bezähmen und sich nicht an Volksansammlungen irgendwelcher Art beteiligen. Wiederholt ist es vorgekommen, daß eine von krampfhaften Wehen überraschte Frau in ihrer Verwirrung und Angst den ersten besten Abort aufsuchte, in den dann das Kind fiel und erstickte. In manchen Fällen, in denen ein Weib in eine Anklage wegen Kindstötung verstrickt war, mußte die Möglichkeit dieses Sachverhalts in Betracht gezogen werden.

Nicht immer verläuft die Geburt so glatt, wie wir es hier beschrieben haben. Es würde jedoch weit über den Rahmen dieses Buches hinausgehen, wollten wir auch nur die wichtigsten Zwischenfälle anführen, die den Beistand eines ärztlichen Geburtshelfers erheischen. Nur einige allgemein bedeutsame Zusammenhänge seien kurz gestreift: Einen breiten Raum in der ärztlichen Geburtshilfe beanspruchen die Fälle, in denen der Durchtritt des Geburtsobjekts erschwert ist, sei es, daß die Geburtsmaschine zu schwach arbeitet („Wehenschwäche“), oder daß der knöcherne Geburtskanal zu eng ist, eine nicht ganz seltene Folge der englischen Krankheit oder Rhachitis (die unter diesem Namen, hergeleitet von *ῥάχις* = Rücken, wegen der Verkrümmungen der Wirbelsäule, zuerst der Londoner Arzt Franz Glisson — 1596—1677 — beschrieb), oder daß der Kopf des Kindes zu groß ist, wie bei Hydrozephalus (= Wasserkopf, von *ὕδωρ* = Wasser und *κεφαλή* = Kopf). Die wichtigsten Hilfsmittel in solchen Fällen sind

die Zange und der Kaiserschnitt.

Die Erfindung der Zange wird ebenfalls einem englischen Arzte, Peter Chamberlen, der im 16. Jahrhundert lebte, zugeschrieben. Seine Familie wahrte aber das Geheimnis der Zange ängstlich, bis der Genter Chirurg *Palfyn* um 1700 auf denselben Gedanken kam. Die moderne Geburtszange besteht aus zwei hohlen Löffeln, die der kindlichen Kopfform angepaßt sind. Die Löffel werden jeder für sich zwischen Kopf und Geburtskanalwand eingeführt und dann so ausgerichtet und durch ein Schloß miteinander verbunden, daß sie den Kopf des Kindes umfassen, ohne abgleiten zu können. Durch Zug an dem Griff der geschlossenen Zange wird das Kind an seinem Kopf langsam herausgezogen. Bei ungünstiger Lage, wie Querlage, wird die für die Zange günstige Kopflage zuvor durch die „Wendung“ hergestellt, die der Geburtshelfer in der Gebärmutterhöhle mit den Händen vornimmt.

Genügt die Zange nicht, um eine Geburt zum glücklichen Ende zu bringen, so kommen noch andere größere Operationen in Frage, von denen die älteste und bekannteste der Kaiserschnitt ist. Der Kaiserschnitt gehört neben der Kastration zu den klassischen Ope-

rationen, die von den verschiedensten Völkern unabhängig voneinander schon in alter Zeit erfunden wurden.

Sein deutscher Name ist wie das englische „imperial section“ durch die Übersetzung seiner lateinischen Bezeichnung „Sectio caesarea“ entstanden. Einige meinen, hier läge ein Irrtum vor, da letzteres Wort nicht mit Caesar = Kaiser, sondern mit Caesur = Schnitt, von caedo = schneiden, zusammenhinge; doch dürfte dies kaum stimmen, da „Sectio“ ebenfalls Schnitt heißt, der lateinische Name also dann Schneideschnitt bedeuten würde.

Der Kaiserschnitt besteht in einer Auftrennung der Bauchdecken und der darunter liegenden vorderen Gebärmutterwand in der Mittellinie; der schwangere Uterus wird durch die Wunde hindurch rasch entleert und zieht sich dann fast immer schnell zusammen. Unter der modernen, keimfrei arbeitenden Technik rechnet der Kaiserschnitt zu den ungefährlichsten Operationen.

Ist ein Krankenhaus nicht schnell genug erreichbar – wie es noch heute vielfach in entlegenen Dörfern vorkommt –, so kann es sich ereignen, daß das Kind, um wenigstens die in Lebensgefahr schwebende Mutter zu retten, zerstückelt und dann in einzelnen Teilen herausgeholt werden muß. Vor allem wird man sich dann dazu entschließen müssen, wenn bei einer schweren Geburt das Kind im Mutterleibe bereits abgestorben ist.

Im allgemeinen soll der Arzt nicht mit Kunsthilfe allzu rasch bei der Hand sein; er soll vor allem nicht die Geduld und Ruhe verlieren, wenn die „Kreißende“ und ihre Umgebung ungeduldig werden und ihn drängen. Je weniger man in den natürlichen Verlauf der Dinge eingreift, um so besser ist es. Oftmals schon hatte der Geburtshelfer alles zum Kaiserschnitt zurechtgemacht oder war eben im Begriff, die Zange oder den Kranioklasten (= Schädelzertrümmerer, von *κρανίον* = Schädel und *κλάω* = zerbrechen) anzusetzen, als plötzlich ganz von allein wohl und munter der neue Weltbürger zum Vorschein kam.

Unter den Überraschungen bei der Niederkunft müssen als die wichtigsten

Zwillinge und Mehrlinge

hervorgehoben werden. Bei den kleineren Säugetieren bilden Mehrlingsgeburten die Regel, bei den meisten größeren Säugetieren und vor allem beim Menschen sind sie die Ausnahmen. Je höher ein Tier im zoologischen System steht, um so länger pflegt seine Tragezeit zu sein, und um so weniger Nachkommen pflegt es hervorzubringen, sowohl insgesamt als in der einzelnen Geburt. Nach *Brehm* bringen alle Tiere, die über sechs Monate trächtig sind, in einem Geburtsakt nur ein Junges zur Welt. Daher betrachten viele Forscher beim Menschen jede Zwillingsgeburt auch als etwas Unnatürliches. Für die Häufigkeit der menschlichen Mehrlinge hat *Hellin* eine Formel aufgestellt, wonach auf 80 Geburten ein Zwillingspaar, auf 80 mal 80 = 6400 einmal Drillinge, auf 80 mal 80 mal 80 = 512 000 Geburten einmal Vierlinge, auf 80 mal 80 mal 80 mal 80 = 40 960 000 einmal Fünflinge kommen sollen. In der Tat sind menschliche Fünflinge wiederholt bekannt geworden, doch waren sie noch nie lebensfähig; ein gut verbürgter Fall von Sechslingen wurde 1888 aus Castagnola am Luganer See gemeldet.

Da die Neigung zu Mehrlingsschwangerschaften vererbbar ist, wiederholen sie sich häufig nicht nur bei der einzelnen Frau, sondern auch in aufeinanderfolgenden Generationen. Einen der krassesten Fälle überliefert die Fachliteratur aus Wien. Dort hatte im

Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Ehepaar 32 Kinder, die in elf Geburten zur Welt gekommen waren. Dreimal waren es Zwillinge, sechsmal Drillinge und zweimal Vierlinge. Der Vater war selbst Zwillingsskind, die Mutter Vierlingskind. Eine Frau in Norwegen gebar im Laufe von 14 Jahren 20 Kinder, unter denen sich nicht weniger als 8 Paar zweieiige Zwillinge befanden. Im Stammbaum dieser Frau konnten Zwillingsschwangerschaften nicht nachgewiesen werden. Eine umfangreichere Untersuchung über die Vererbung von Zwillingen stellte in neuerer Zeit der Amerikaner Davenport an („Influence of male in the production of twins“, in „Amer. Naturalist“, 1920, LIV). Er fand, daß bei den Müttern wiederholter Zwillingsmütter und -väter viermal so oft Zwillingsgeburten vorlagen als bei der Gesamtbevölkerung (4,2 : 1,1%). Bei den Schwestern wiederholter Zwillingsväter fand er 8,2%, bei den Schwestern wiederholter Zwillingsmütter 5,5%, bei den Brüdern mehrfacher Zwillingsväter 6,5%, bei den Brüdern wiederholter Zwillingsmütter 4,5% Zwillingsgeburten; in dreißig Familien, in denen sich eineiige Zwillinge fanden, stammten die Mütter aus Familien, in welchen unter 77 Geburten 13% Zwillingsgeburten waren; ebenso hoch war der Prozentsatz an Zwillingsgeburten in den väterlichen Familien. Trotzdem das Material, welches Davenport seinen Schlüssen zugrunde legte, ein wenig klein ist, bestätigt es doch die Annahme, daß die Neigung zu Zwillingen und Mehrlingen nicht nur von mütterlicher, sondern auch von väterlicher Seite vererbt wird. Eine andere wertvolle Untersuchung rührt von der Professorin *Bonnie*, der Leiterin des Instituts für Erblichkeitsforschung an der Universität Oslo, her. Sie hat, besonders in Teilen des Gudbrandstals und Trøndelagen, die Kirchenbücher bis zum Jahre 1680 zurückverfolgt und alle Familienkreuzungen ermittelt. Ihre Stammtafeln norwegischer Bauernfamilien umfassen etwa 10000 Einzelpersonen. In derselben Zeit, in welcher die Anzahl der Zwillingsgeburten für ganz Norwegen 1,46% der Geburten betrug, erreichte sie für dieses Familienmaterial 3,24%, ja in einzelnen Familiengruppen stieg sie bis 8,28 vom Hundert. Auch bei uns kommen seltsame örtliche Verschiedenheiten vor. So fand im Jahre 1924 in Berlin nur eine Drillingsgeburt statt, dagegen im Regierungsbezirk Oppeln (Oberschlesien) nicht weniger als 10. Im ganzen waren 1924 in Preußen 83 Drillingsgeburten und 9271 Zwillingsgeburten zu verzeichnen.

Die Erklärung der Zwillingsgeburten wird durch diese Feststellung nicht erleichtert; die heutige Auffassung über ihre Entstehung geht dahin, daß entweder gleichzeitig oder kurz nacheinander zwei verschiedene Eizellen befruchtet werden. In letzterem Fall haben die Zwillinge völlig getrennte Keimanlagen, getrennte Eihäute und Plazenta, sie können auch verschiedenen Geschlechts sein und sehen sich durchschnittlich nicht ähnlicher als sonst Geschwister. Die sprichwörtlichen Zwillinge dagegen, die sich „gleichen wie ein Ei dem andern“, gehen wahrscheinlich aus einer Keimanlage hervor, die sich erst im Blastulastadium aus bisher unbekannten Gründen in zwei gleichwertige Keimanlagen teilt. Früher glaubte man ihre Entstehung auch auf die Befruchtung eines Eies durch zwei Samenzellen zurückführen zu können, wonach sich in der ersten Teilung der doppelt befruchteten Eizelle zwei selbständige Keime ausbilden sollen. Doch paßt ihre ausnahmslose Geschlechtsgleichheit nicht recht zu der früher erwähnten Annahme, daß das Geschlecht von den Samenzellen entschieden wird. Daß es sich bei eineiigen Geschwistern immer nur um eine verhältnismäßig große Ähnlichkeit, nie um eine völlige Gleichheit handelt, zeigte in der Abteilung für den Erkennungsdienst auf der „Großen Berliner Polizeiausstellung“ 1926 recht deutlich das Beispiel der am 28. November 1916 geborenen Drillinge Erich, Kurt und Walter A. Sie sahen sich zum Verwechseln ähnlich, namentlich auch die etwas von der Norm abweichende Kinngegend wies eine verblüffende Übereinstimmung auf. Die unter den Photographien angebrachten Fingerabdrücke ließen jedoch ganz deutliche Abweichungen im Kurvenverlauf erkennen.

Die Zwillingschwangerschaft ist für die Frau oft recht beschwerlich, da ein rascheres Wachstum der Gebärmutter und eine dementsprechend stärkere Austreibung des Leibes die Regel ist. Trotzdem ist die Erkennung der Zwillingschwangerschaft nicht leicht; die schnellere Zunahme des Leibesumfangs wird mangels Vergleichs oft nicht bemerkt, und meist stellt es sich erst bei der Geburt heraus, daß Zwillinge kommen. Die Lage der Zwillinge ist in den meisten Fällen für beide Geschwister die Kopf-lage, häufig liegt aber auch der eine mit dem Kopf, der andere mit den Füßen nach unten. Auch die Geburt ist anstrengender für die Mutter und schwieriger für den Geburtshelfer. Die Wehen kommen bei der Überdehnung des Uterus manchmal schwer in Gang, und die Eröffnungsperiode kann sich tagelang hinziehen. Trotzdem kann man nichts weiter tun als abwarten, bis gewöhnlich ziemlich plötzlich und schnell die Austreibung erst des einen, dann des zweiten Kindes erfolgt.

Entwicklungsgeschichtlich betrachtet steht der Entstehung der eineiigen Zwillinge bis zu einem gewissen Grade ein Teil der als

Mißgeburten

bezeichneten Früchte nahe. Wir meinen hier nicht sowohl die kleineren, meist familiären Mißbildungen wie Sechsfingrigkeit oder überzählige Zähne und Zehen, sondern die von der Norm abweichenden Bildungen größeren Maßstabes, deren Ursprung zumeist in die allererste Zeit der Fruchtentwicklung zu verlegen ist. Man nimmt an, daß sie dadurch entstehen, daß die Frucht in einem sehr frühen Stadium, als Blastula oder Gastrula, mehrere Keimzentren in sich trägt, die sich nun nicht in dem eben erwähnten Sinne der Teilung in zwei gleiche Hälften zu eineiigen Zwillingen entwickeln, sondern in der Weise, daß sich nur stellenweise Keimteile spalten und zu Doppelbildungen einzelner Körperteile führen: zweiköpfige, vierarmige, vierbeinige Wesen sind nicht allzu selten auf diese Art zur Welt gekommen.

Den Übergang zwischen diesen Mißbildungen und den vollendeten Zwillingen stellen die zusammengewachsenen Zwillinge dar, die man auch als

siamesische Zwillinge

bezeichnet hat. Sie können an den verschiedensten Körperteilen zusammengewachsen sein, am Kopf so gut wie am Rumpf. Sie können in breiter Fläche zusammenhängen und einen gemeinsamen Blutkreislauf haben und in anderen Fällen nur durch eine schmale Gewebsbrücke verbunden sein, so daß das organische Leben größtenteils getrennt vor sich geht. Aber auch bei letzteren stößt ihre operative Trennung, die von geschickten Chirurgen wiederholt versucht wurde, auf erhebliche Schwierigkeiten. Mit Recht erregte daher der Fall von Professor *Doyen* in Paris, der die Trennung der zusammengewachsenen Schwestern *Radica* und *Doodica* mit Erfolg durchführte, großes Aufsehen. Am berühmtesten wurden die siamesischen Zwillinge, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die ganze Welt bereisten, und nach denen seither

die meisten zusammengewachsenen Zwillinge siamesische genannt werden, auch wenn sie mit Siam nicht das geringste zu tun haben. Sie waren beide verheiratet, und zwar mit zwei Schwestern.

Ich selbst lernte die zusammengewachsenen Zwillinge Rosa und Josefa *Blazek* 1900 genauer kennen. Sie waren am 20. Januar 1878 in einem Dorf bei Tabor in Böhmen geboren. Ihre Mutter war bei ihrer Geburt im 22. Lebensjahr. Die eine war 144 cm, die andere 142 cm groß, beide wogen zusammen 85 kg. Sie waren sehr aufgeweckt, beschäftigten sich ganz unabhängig voneinander, auch ihre Geschmacksrichtung war nicht gleich, doch zeigten beide große musikalische Begabung und spielten glänzend vierhändig. Ausschlagskrankheiten in der Kindheit machten sie gemeinsam durch. Dagegen erkrankte Rosa einmal an Diphtherie, ein anderes Mal hatte Josefa allein den Veitstanz. Hunger, Durst, Ermüdung fielen bei ihnen nicht zusammen. Doch konnte, als einmal zwei Ärzte der Rosa versuchsweise zwei Gramm Jodkali gaben, einige Stunden später im Speichel beider Schwestern Jod nachgewiesen werden. Das merkwürdigste war nun aber, daß Rosa eines Tages schwanger wurde und am 17. April 1910 in Prag mit einem gesunden, gut entwickelten Knaben niederkam, mit dem wir sie bald darauf in Berlin begrüßen konnten. Milchabsonderung stellte sich sowohl bei Mutter Rosa als bei Tante Josefa ein. Auch rechtliche Fragen können sich an die zusammengewachsenen Zwillinge knüpfen; so löste der Impresario der Blazeks bei Bahnfahrten stets nur ein Billett für beide. Bei einer Bahnfahrt durch Frankreich verlangte die Bahnverwaltung jedoch zwei Fahrkarten. Der Impresario prozessierte und verlor den Prozeß.

Die meisten Doppelbildungen werden vorzeitig geboren, so daß die Entbindung wegen der Kleinheit der Früchte nur geringe Schwierigkeiten macht; andere gehen nach kurzer Lebensdauer zugrunde. Doch kommen (wie aus dem Werke von Prof. Eugen *Holländer* in Berlin: „Wunder, Wundergeburt und Wundergestalt“, bei Enke, Stuttgart, hervorgeht) auch Ausnahmen vor, und zwar nicht nur bei zusammengewachsenen Zwillingen. So weiß die schottische Königsgeschichte von einem zweiköpfigen Wesen zu berichten, das 28 Jahre alt wurde und wegen seines kunstvollen Duettgesanges viel bewundert wurde. Doch sollen sich die beiden Köpfe auch häufig miteinander gezankt haben. Daß auch an den Genitalien Doppelbildungen vorkommen, beispielsweise als Diphallus (von *dis* = zweimal und *φαλλός* = Geschlechtsglied, eigentlich Pfahl), erwähnte ich schon früher.

Das Produkt eines krankhaften Vorganges im Embryo ist auch

der Wasserkopf oder Hydrozephalus,

eine gefürchtete Mißbildung, bei der der Kopf durch mächtige Flüssigkeitsansammlungen in den Hirnhöhlen unförmig vergrößert wird und dann natürlich ein schweres Geburtshindernis darstellt. Meist ist das Gehirn dabei beträchtlich in der Entwicklung zurückgeblieben, sodaß das Kind, wenn es überhaupt lebensfähig ist, schwere geistige Defekte (= Mängel) aufweist. Nicht zu verwechseln mit dem Wasserkopf ist der Turmschädel, der Turrizephalus, eine viel harmlosere Deformierung (= Abweichung von der gewöhnlichen Form) des Schädels, bei der das Schädeldach von vorn nach hinten zusammengepreßt erscheint, so daß die Stirn- und Scheitelbein-

gend steil überhöht ist, während der Hinterkopf platt abfällt. Dieser Schönheitsfehler ist die Folge einer Geburtsvariante, bei der nicht das Hinterhaupt, sondern das Vorderhaupt oder die Stirn vorangeht und infolgedessen ein starker Druck in der Richtung Stirn-Hinterhaupt auf den Schädel ausgeübt wird. Übrigens scheinen manche Völker diesen Schönheitsfehler nicht als solchen zu empfinden, denn es gibt einige, die den Kopf der Neugeborenen durch Bretter und Bänder pressen und verunstalten, wie andere es mit den Füßen und wieder andere es mit dem Rumpf tun oder taten.

Es kommt auch vor, daß die Entwicklung des Gehirns gänzlich ausbleibt, wobei das Dach des Schädels fehlt und der Schädelgrund zutage liegt. Diese stirnlosen Mißbildungen werden nach ihrem eigentümlichen Aussehen auch Froschköpfe genannt und sind natürlich nicht lebensfähig. Im übrigen können durch das Absterben der Frucht in jedem Stadium der Entwicklung die mannigfaltigsten Mißbildungen geboren werden, vom völlig unentwickelten Keimklumpen an, die aber keine Mißgeburt im eigentlichen Sinne von Entwicklungsstörungen sind, sondern nur in der Entwicklung auf einer bestimmten Stufe stehengebliebene Früchte. Eine besondere Hervorhebung verdient in diesem Zusammenhang noch der Fall, in dem von zwei zusammengewachsenen, aber ursprünglich gleichwertig angelegten Zwillingen der eine derart das Übergewicht bekommt, daß der andere verkümmert und abstirbt. Die Geburt fördert dann neben einem wohlgebildeten, voll entwickelten Kinde die kümmerlichen Überreste eines ganz verbildeten Zwillings zutage, oder aber es ragen aus dem Körper eines Menschen Teile eines anderen heraus, beispielsweise ein Rumpf mit Armen und Beinen, seltene Fälle, von denen ich auch einen, der unter dem Namen „Jean Librera, der Doppelmensch, zwei Körper und ein Kopf“ im Berliner Panoptikum auftrat, eingehend zu untersuchen Gelegenheit hatte; einen zweiten, Frank Lercini, den „Mann mit den drei Beinen“, sah ich in Italien.

Es hat Zeiten gegeben, in denen Frauen, die solche Monstra (= Mißgeburten) gebaren, getötet wurden, weil man glaubte, sie hätten „mit dem Teufel zu tun gehabt“ oder seien mindestens von ihm „besessen“ gewesen. Selbst Frauen, die Zwillinge zur Welt brachten, wurden in manchen Ländern mit dem Tode bestraft, weil man in völliger Unkenntnis über den Ablauf der Schwangerschaft und die Entwicklung der Früchte — gelang es doch erst im 17. Jahrhundert dem italienischen Gelehrten *Fidele* in Palermo, die Dauer der menschlichen Schwangerschaft mit vierzig Wochen festzustellen, was *Albrecht von Haller* dann nachprüfte und bestätigte —, insbesondere in gänzlicher Unwissenheit über die Entstehung von Zwillingen behauptete, daß ein zweites Kind auch einen zweiten Vater haben müsse, aus der Zwillingsgeburt mithin auf Ehebruch zu schließen sei. *Wir entsetzen uns über solche Torheiten und Roheiten unserer Vorfahren, doch auch unter uns sind noch gesellschaftliche Vorurteile und gesetzliche Urteile auf geschlechtlichem Gebiet weit verbreitet, über die sich unsere Nachfahren genau so entsetzen werden.*

Wie einst die Zwillinge, so gelten auch heute noch die Zwitter in der Volksvorstellung als Monstrositäten, vielfach selbst in gebildeten Kreisen und bei Ärzten. Warum? Im letzten Grunde aus keinem anderen, als weil sie in ihrem Bau von dem Schema (= griech. Gestalt) abweichen, das der Mensch nun einmal aus seiner be-

stimmten Zweckeinstellung heraus für das allein richtige ansieht, als ob es immer nur ein einziges Schema gäbe, nach dem die Natur arbeitet, und einen einzigen Zweck, den sie verfolgt.

Wir sprachen bereits von allerlei Geburtsüberraschungen, erwähnten aber noch nicht eine der unliebsamsten, die vorliegt, wenn ein Kind zweifelhaften Geschlechts geboren wird. Die erste Frage, die eine Mutter stellt, wenn das Kind durch das Tor ihres Leibes den Eintritt in das Leben vollzogen hat, bezieht sich auf sein Geschlecht. Wie enttäuscht und bedrückt muß sich die Mutter fühlen, wenn ihr anstatt des erwarteten „Bub“ oder „Mädel“ die Hebamme zögernd erwidert: „Ich weiß es nicht.“ Meist sucht sie dann allerdings in begreiflicher Rücksicht die Erregung der jungen Mutter zu ersparen und sagt nach kurzem Bedenken: es ist ein Junge, oder es ist ein Mädchen, so wie es ihr richtig erscheint, trifft aber vielfach damit gerade das Unrichtige.

Wir haben in dem ersten Bande, „Körperseelische Grundlagen“, bereits auseinandergesetzt, worauf solche Zweifel und Irrtümer beruhen: es handelt sich bei diesen Mittelformen entweder um einen unterentwickelten Knaben, dessen Geschlechtsteile einen weiblichen, oder um ein unterentwickeltes Mädchen, dessen Geschlechtsteile einen männlichen Eindruck machen. Hier in dem Bande „Folgen und Folgerungen“ sei nur nochmals betont, daß es sich in allen Zweifelsfällen empfiehlt, das Kind als Knaben anzumelden, und zwar aus zwei Gründen: erstens hat die Erfahrung gezeigt, daß bei diesen Hemmungs- und Spaltbildungen in der übergroßen Mehrzahl der Fälle, nämlich in 85 von 100, die körperliche und seelische Weiterentwicklung während der Reifezeit nach der männlichen Seite geht. In umgekehrtem Verhältnis hierzu steht nun aber die Tatsache, daß in etwa 75 von 100 solcher Fälle die Geschlechtsdiagnose bei der Geburt – wegen des eine Scheide vortäuschenden Hodensackspalts – auf weiblich gestellt wird. Ich selbst habe unter 36 Fällen irrtümlicher Geschlechtsbestimmung, die ich persönlich untersuchte, nur fünfmal gesehen, daß ein Kind, das in Wirklichkeit ein Mädchen war, für einen Knaben erklärt wurde, während das Entgegengesetzte, daß ein Knabe als Mädchen angesehen und angemeldet wurde, einunddreißigmal vorkam.

Dazu kommt aber noch ein praktischer Grund. Würde man ganz vorsichtig und streng wissenschaftlich verfahren, so müßte man die endgültige Entscheidung ja eigentlich etwa fünfzehn Jahre vertagen, so lange nämlich, bis die Zeichen der Geschlechtsreife, etwa Stimmwechsel oder Schwellungen der Brüste, auftreten. Das Geschlecht dementsprechend aber als „unentschieden“ einzutragen, ist bei der Mangelhaftigkeit unserer gegenwärtigen Sexualanschauungen nicht möglich, da es sowohl für die Eltern als für das Kind mit zu vielen Zurücksetzungen und Kümernissen verbunden sein würde. Zudem ist aber, falls wirklich ein Irrtum vorgekommen sein sollte, die äußere soziale Umstellung eines Mannes nach der weiblichen Seite bei entsprechender innerer Neigung viel leichter durchführbar als der umgekehrte Weg vom Mädchen zum Manne. (Wer die völlig dem Leben entnommene Geschichte von N. O. *Body*: „Aus eines Mannes Mädchenjahren“ liest, zu der Rudolf *Presber* ein Vorwort und ich ein Nachwort schrieb, kann sich von den mit einer solchen Umwandlung verbundenen Schwierigkeiten eine Vorstellung machen.)

Darum entschlöße man sich also bei „sexus incertus“ (= Unsicherheit in der Geschlechtsfeststellung) entweder für einen männlichen Vornamen oder für einen neutralen, der bei beiden Geschlechtern vorkommt, wie Gert (Abkürzung von Gerhard und Gertrud), Toni (von Anton und Antonie), Alix (von Alice und Alexander), Theo, Christel, Maria u. a.

Die Beilegung des Vornamens,

den der Vater bei Anmeldung der Geburt in das Standesregister eintragen zu lassen verpflichtet ist, gehört nicht nur der Zeit nach zu den ersten elterlichen Rechten und Pflichten, deren Bedeutung für das Leben des Kindes nicht unterschätzt werden darf. Er bildet die Unterlage für den „Geburtsschein“ und damit überhaupt erst für das Vorhandensein einer Person innerhalb der menschlichen Gesellschaft. Der Gesichtspunkt, von dem die Eltern bei der Namenswahl ausgehen, ist gewöhnlich der, die Erinnerung an einen teuren Verstorbenen festzuhalten oder durch die Beilegung des Namens einer hervorragenden Persönlichkeit (etwa eines „Heiligen“) dem neuen „Weltbürger“ (wieviel liegt doch in diesem schönen, zuerst von Börne angewandten Wort!) ein Vorbild zu schaffen. Auch unbewußte fetischistische Regungen (die in das Gebiet des früher geschilderten Wortzaubers fallen) schwingen nicht selten bei der Namengebung mit. Dagegen wird kaum je an den eigentlichen Ursinn gedacht, der begrifflich jedem Namen innewohnt (eine meiner ersten Arbeiten bewegte sich auf diesem Gebiet; sie erschien noch während meiner Schulzeit unter dem Titel „Unsere Vornamen“ in der „Deutschen Lesehalle“). Die Magie des Namens geht viel weiter, als vermutet wird. Jeder Name ist ein Symbol, von jedem geht durch bewußte und unbewußte Anklänge, die der Name auslöst, eine eigenartige, bald mehr lust-, bald unlustbetonte Wirkung aus, die als Verpflichtung empfunden wird und in nicht geringem Grade das Verhalten beeinflußt, das der Mensch dem Leben gegenüber einnimmt. Es gibt Personen, die unter dem Zwiespalt zwischen dem, was sie zu sein glauben, und dem, was ihr Name besagt, erheblich leiden. Deshalb sollte man dem Menschen von einem bestimmten Alter ab auch hinsichtlich seines Namens ein Selbstbestimmungsrecht zubilligen, ihm gestatten, eine Namensänderung eintragen zu lassen, wenn er glaubt, sich dadurch sein Leben erleichtern zu können, und sich weder in bezug auf den Vor- noch auf den Nachnamen so bureaukratisch zeigen, wie es zumeist geschieht. Eine gewisse Einsicht bekundet das deutsche Personenstandsgesetz (vom 6. Februar 1875) insoweit, als es den Eltern, die sich zur Zeit der Geburtsanzeige noch nicht über den Vornamen im klaren sind, gestattet, dies binnen zwei Monaten nach der Geburt nachzuholen. Wir wollen hier aus dem zweiten Abschnitt dieses Gesetzes, „Beurkundung der Geburten“, die wichtigsten Bestimmungen wiedergeben:

„§ 17. Jede Geburt eines Kindes ist innerhalb einer Woche dem Standesbeamten des Bezirks, in welchem die Niederkunft stattgefunden hat, anzuzeigen.

§ 18. Zur Anzeige sind verpflichtet:

1. Der eheliche Vater;
2. die bei der Niederkunft zugegen gewesene Hebamme;
3. der dabei zugegen gewesene Arzt;
4. jede andere dabei zugegen gewesene Person;
5. die Mutter, sobald sie dazu imstande ist.

Jedoch tritt die Verpflichtung der in der vorstehenden Reihenfolge später genannten Personen nur dann ein, wenn ein früher genannter Verpflichteter nicht vorhanden oder derselbe an der Erstattung der Anzeige verhindert ist.

§ 19. Die Anzeige ist mündlich von dem Verpflichteten selbst oder durch eine andere, aus eigener Wissenschaft unterrichtete Person zu machen.

§ 20. Bei Geburten, welche sich in öffentlichen Entbindungs-, Hebammen-, Kranken-, Gefangen- und ähnlichen Anstalten sowie in Kasernen ereignen, trifft die Verpflichtung zur Anzeige ausschließlich den Vorsteher der Anstalt oder den von der zuständigen Behörde ermächtigten Beamten. Es genügt eine schriftliche Anzeige in amtlicher Form.

§ 21. Der Standesbeamte ist verpflichtet, sich von der Richtigkeit der Anzeige (§ 17–20), wenn er dieselbe zu bezweifeln Anlaß hat, in geeigneter Weise Überzeugung zu verschaffen.

§ 22. Die Eintragung des Geburtsfalles soll enthalten:

1. Vor- und Familiennamen, Stand oder Gewerbe und Wohnort des Anzeigenden;
2. Ort, Tag und Stunde der Geburt;
3. Geschlecht des Kindes;
4. Vornamen des Kindes;
5. Vor- und Familiennamen, Religion, Stand oder Gewerbe und Wohnort der Eltern.

Bei Zwillings- oder Mehrgeburten ist die Eintragung für jedes Kind besonders und so genau zu bewirken, daß die Zeitfolge der verschiedenen Geburten ersichtlich ist.

Standen die Vornamen des Kindes zur Zeit der Anzeige noch nicht fest, so sind dieselben nachträglich und längstens binnen zwei Monaten nach der Geburt anzuzeigen. Ihre Eintragung erfolgt am Rande der ersten Eintragung.*

Es ist erfreulich zu sagen, daß die erwähnten Abweichungen der Neugeborenen alles in allem verhältnismäßig doch nur seltene Vorkommnisse sind und in der weit- aus großen Mehrzahl der Fälle die Mutter aus ihrem Schoße ein Kind empfängt, das äußerlich sämtliche Zeichen der Gesundheit, Reife und Normalität an sich trägt. Daß es sich nun auch außerhalb des Mutterleibes unbehindert weiter entfalte, daß eine Menschenblüte in Harmonie mit sich und der Umwelt heranwachse, ist die ebenso schwierige wie wichtige Aufgabe, die der Mutter harret, wenn sie einem Kinde das Leben geschenkt hat. Vorerst muß sie freilich erst selbst wieder die dazu erforderlichen Kräfte sammeln. Diesem Zweck dient

d a s W o c h e n b e t t ,

auch Kindbett oder Puerperium genannt, während dessen sich zugleich die Geschlechtsorgane der Frau auf den Zustand zurückbilden sollen, in dem sie sich vor der Schwangerschaft befanden. Dieser Vorgang nimmt sechs bis acht Wochen in Anspruch, doch pflegen bereits in der zweiten Woche die kleinen Wunden und Abschürfungen, welche die Geburt setzte, geheilt zu sein und sich Scheide und Muttermund so fest zusammengefaßt zu haben, daß die Hauptgefahr, das Eindringen krankheits- und fieberbildender Keime, die Infektion (von *inicio* = etwas Schädliches hineintun), vorüber ist und die Frau — etwa ein bis zwei Wochen nach der Geburt — das Bett verlassen kann.

Viele Frauen bilden sich etwas darauf ein, wenn sie schon bedeutend früher aufstehen, etwa am dritten Tage, und bereits am vierten oder fünften ihre gewohnte häusliche Arbeit aufnehmen (einmal schrieb mir eine Frau bereits zwölf Stunden nach der Geburt als Zeichen ihres Wohlbefindens einen ausführlichen Brief), aber dieser Stolz entspringt keinem richtigen Standpunkt, wenigstens nicht in unserer Zeit, die sich von dem Urzuständlichen so weit entfernt hat.

In den ersten Stunden und Tagen nach der Geburt spürt die Frau noch zeitweise leise ziehende Schmerzen im Unterleib,

d i e N a c h w e h e n

(wohl zu unterscheiden von den vorher erwähnten Nachgeburtswegen); sie sind bei

Erstgebärenden gewöhnlich schwächer als bei Mehrgebärenden, deren Muskeln bereits etwas an Elastizität (= Schnellkraft oder Federkraft) verloren haben. Von den Zusammenziehungen der Gebärmutter herrührend, fördern sie anfangs noch flüssiges, teerfarbenes, geronnenes Blut zutage, hier und da mit kleinen losgelösten Mutterkuchentückchen und Eihautfetzen gemischt, bis der Abgang allmählich mehr gelblich-schleimig und schließlich mehr weißlich wird. Das sind die Lochien (von *λοχειος* = zur Geburt gehörig) oder der Wochenfluß, von denen schon die alten Geburtshelfer drei Formen unterschieden: den roten, gelben und weißen Fluß, die *Lochia cruenta* (= blutige) bis zum dritten oder vierten Tage, die *Lochia serosa* (= fleischwasserähnliche) bis zum elften Tage und die *Lochia alba* (= Weißfluß) bis zum Ende der sechsten Woche, die aber oft auch schon früher versiegen, namentlich dann, wenn die Frauen stillen; bei nicht stillenden können sie dagegen zwei bis drei Monate anhalten. Der Wochenfluß ist ein Selbstreinigungsprozeß (daher auch in manchen Gegenden nicht mit Unrecht als „Wochenreinigung“ bezeichnet), der zugleich auch mit der Neubildung der Gebärmutter Schleimhaut verbunden ist.

Zum Aufsaugen des Wochenflusses legt man der Wöchnerin sterile (= keimfreie) Wundwatte vor die Scheide, die mehrmals täglich (anfangs etwa fünfmal, später seltener) gewechselt werden muß, wobei dann auch die Schamgegend mit einer desinfizierenden (= keimtötenden) Flüssigkeit abgewaschen wird, um Zersetzen, die sich durch üblen Geruch kenntlich machen, zu vermeiden. Einspritzungen in die Scheide sollen bei gesunden Wöchnerinnen überhaupt nicht, bei kranken nur auf ärztliche Verordnung gemacht werden. Die Preussische Medizinalverwaltung hat ein Krankenpflegelehrbuch herausgegeben, das über die Pflege der Wöchnerinnen und der Neugeborenen Anweisungen enthält, die sich jede Mutter einschärfen sollte. Ihre Befolgung setzt die Gefahren der Geburt für Mutter und Kind auf ein Mindestmaß herab. Ich möchte aus den Vorschriften dieses amtlichen Leitfadens, den jede Frau auch amtlich erhalten sollte, zu dem, was ich bereits anführte, noch einiges ergänzend hinzufügen: „Morgens und abends sind Gesicht und Hände der Wöchnerin mit lauwarmem Wasser zu reinigen. Die Haare müssen täglich vorsichtig gekämmt werden, doch soll man den Kopf der Wöchnerin in den ersten vier Tagen nicht in die Höhe heben, sondern nur vorsichtig zur Seite drehen. Wird die Haarpflege vernachlässigt, so wird das Auskämmen später schwierig und hat oft Kopfschmerzen zur Folge. Ein Ausfallen der Haare tritt bei manchen Frauen regelmäßig einige Zeit nach dem Wochenbett ein. Die Haare wachsen jedoch bei regelrechter Haarpflege ausnahmslos wieder. Das Wechseln der Leibwäsche ist unbedenklich, wenn die Wäsche völlig trocken und gut durchgewärmt ist und die Wöchnerin dabei nur wenig bewegt wird. So oft die Wäsche verunreinigt wird, soll sie gewechselt und sofort aus dem Zimmer entfernt werden. Der Leib der Wöchnerin soll zur Rückbildung der ausgedehnten Bauchdecken ziemlich fest umwickelt werden, und zwar bald nach der Entbindung mit einem Handtuch, später mit einer passenden Leibbinde.“

Eine der wichtigsten Aufgaben der Wochenpflege besteht darin, die Körperwärme der Wöchnerin bis zum neunten Tage täglich mindestens zweimal zu messen. Steigt die Körperwärme bis 38 Grad in der Achselhöhle, so ist sofort der Arzt oder die Hebamme zu benachrichtigen. Bei vielen Frauen stellt sich bald nach der Geburt ein leichter Schüttelfrost ein, der oft die Umgebung in Schrecken versetzt, aber nichts

zu bedeuten hat, sofern nicht stärkeres Fieber darauf folgt. Gewöhnlich ist dieses Frösteln mit starker Schweißabsonderung verbunden, die eine regelmäßige Erscheinung des Wochenbetts ist und eine zweckmäßige Ausscheidungsform schädlicher Stoffe durch die Haut darstellt, um so nützlicher, als meist in den ersten Tagen eine gewisse Stuhl- und Harnverhaltung vorhanden ist, die wiederum für die Ruhighaltung der Geburtswege vorteilhaft ist. Bleibt der Stuhl länger als drei Tage aus, so muß mit einem Klistier (= Einlauf, von κλύω = ausspülen, auch bei den Griechen schon in heutiger Weise verwandt) nachgeholfen werden.

Der gefährlichste Zwischenfall im Wochenbett ist

das Kindbettfieber

(auch Puerperalfieber genannt). Es hat lange gedauert, bis man sich über das Wesen dieser unheimlichen Krankheit im klaren war. Ein verhängnisvoller Medizinerirrtum (die an Häufigkeit in der Kulturgeschichte der Völker den Justizirrtümern leider nicht nachstehen) sah lange den Grund jedes Fiebers in Erkältungen. Als oberstes Gesetz der Wochenbetthygiene galt es daher, die Wöchnerin vor Zugluft zu bewahren (vor der ja auch heute noch vielfach eine fast abergläubische Scheu besteht), und so wurden dann die armen Frauen während und nach der Niederkunft in enge Räume gelegt, von denen die Luft und meist auch die Sonne nach Möglichkeit ferngehalten wurde. Nebenbei wurde in dem zur Wochenstube gehörigen Ofen mit rastlosem Eifer gefeuert.

Noch heute liest man mit wahren Schauern, wie in jenen dunklen Zeiten die Frauen der Unnatur und Unvernunft zum Opfer fielen (Schilderungen, die lebhaft an das erinnern, was auch jetzt noch bei uns auf dem Abtreibungsgebiet durch unsachgemäße Behandlung infolge unsachgemäßer Gesetzgebung vorkommt). In seinem „Grundriß zum Studium der Geburtshilfe“ gibt *Bumm* eine Beschreibung dieser Zustände aus der Gebärabteilung des Hôtel-Dieu (französischer Name für Hospital, eigentlich Haus Gottes) in Paris, dem bereits im vierzehnten Jahrhundert begründeten (wohl ältesten) Gebärhaus der Welt. Das Kindbettfieber herrschte dort jahrhundertlang und flammte zeitweise zu den heftigsten und schwersten Endemien (von ἐνδημος = einheimisch) auf. Besonders waren die Wintermonate mit ihrer Überfüllung und der Unmöglichkeit, zu lüften, gefürchtet. Schon beim Eintritt in den Saal der Wöchnerinnen schlug einem, wie *Tenon* nach einem Besuche im Jahre 1780 berichtet, die verpestete Luft entgegen, so dick, daß man sie beim Vorwärtsschreiten wie etwas Körperliches fühlte. In den Betten lagen die armen Wöchnerinnen zu zweien und zu dreien, Sterbende neben solchen im höchsten Stadium der Krankheit mit aufgetriebenem Leib, daneben wieder andere, bei denen eben ein Schüttelfrost den Beginn der Krankheit anzeigte. Es gab Epidemien, wo von zwanzig Erkrankten kaum eine einzige davonkam.

Als nun aber eines Tages (im Jahre 1847) der junge Wiener Assistenzarzt

Ignaz Philipp Semmelweis

(geb. 1818 in Budapest) auftrat und die Behauptung aufstellte, das Kindbettfieber entstehe nicht durch Erkältungen, sondern durch die nicht genügend gesäuberten Hände und Instrumente der Hebammen, Ärzte und Studenten, denn die an ihren Fingern

sitzenden Ansteckungskeime (die „Bakterien“ selbst wurden erst viel später entdeckt) riefen die schwere Blutvergiftung (oder Sepsis, von *σηψις* = Fäulnis) hervor, erhob sich ein Sturm der Entrüstung, der auch nicht nachließ, als durch die in seiner Klinik eingeführten antiseptischen Methoden die Sterblichkeit sogleich von 25 Prozent auf 1 Prozent sank und *Semmelweis* damit den glänzendsten Beweis für die Richtigkeit seiner Lehre erbrachte. Die Ärzteschaft fühlte sich durch die Behauptungen von *Semmelweis* tief beleidigt, die Universitätsprofessoren bekämpften seine Lehre aufs äußerste. „Hätten sie doch“, wie später der Gynäkologe (= Frauenarzt) *Hegar* in Freiburg sagte, „mit der Annahme seiner Lehre notwendig eine große Schuld eingestehen müssen.“

Das Schicksal von *Semmelweis* und seiner Entdeckung verdient festgehalten zu werden als ein erschütterndes Beispiel dafür, wie unendlich schwer es den Vertretern der Wahrheit gemacht wird, sich einem herrschenden System gegenüber durchzusetzen. Hochmütige Ablehnung, Spott und Hohn auf der einen Seite, Neid und Mißgunst auf der anderen Seite begleiten sie auf ihrem Lebensweg (auch der Verfasser der „Homosexualität des Mannes und des Weibes“, der „Sexualpathologie“ und dieser „Geschlechtskunde“ weiß davon ein Lied zu singen). Dabei verschlägt es wenig, ob es sich um Entdeckungen von höchster praktischer Bedeutung oder um mehr theoretische Geistesstaten handelt. So war Robert von *Mayer* in Heilbronn (1814 – 1878), der zuerst das Gesetz von der Erhaltung der Kraft überlieferten Lehren gegenüber ausgesprochen hatte, Zeit-, Leid- und Berufsgenosse von *Semmelweis*. Beide wurden schließlich wegen der Energie, mit der sie sich für ihre Anschauungen einsetzten, (unter der Diagnose Querulantenwahn und Verfolgungswahn) in ein Irrenhaus gebracht, wo sie längst verstorben waren, als vornehme Häupter der Zunft an den Universitäten auftraten und ihnen gerecht wurden. Im Falle *Semmelweis* war es der englische Chirurg Lord *Lister* (1827 – 1912), im Falle Robert von *Mayer* der Berliner Physiker und Physiologe Hermann von *Helmholtz* (1821 – 1894).

Wie unendlich vielen Geisteshelden aller Wissensgebiete ist es von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten ähnlich ergangen; wurden sie auch nicht in Person wie *Sokrates*, *Giodano Bruno* und Walter *Rathenau* im Namen des Staates, der Kirche oder der Partei getötet, so wurden doch ihre Werke verbrannt oder totgeschwiegen, bis andere die Früchte ihrer Arbeit genossen. *Semmelweis* wandte sich mit seiner Behauptung, das Wochenbettfieber beruhe auf faulenden Stoffen, die von kleinsten tierischen Keimen ausgingen, an die größten Fachgenossen seiner Zeit. In überhebendem Tone erwiderte ihm der berühmte *Scanzoni* in Prag (später in Würzburg), der selbst über das Kindbettfieber eine größere Arbeit veröffentlicht hatte, er habe ein halbes Jahr die von *Semmelweis* zur Verhütung empfohlenen Chlorwaschungen geprüft und völlig wirkungslos befunden. Ähnlich wegwerfend schrieb der nicht minder berühmte *Simpson*, der Entdecker des Chloroforms, an der Edinburger Gebäranstalt, in ähnlichem Sinne auch Rudolf *Virchow* von der Berliner Charité (später, nach dem Tode von *Semmelweis*, „berichtigte“ er sein Urteil) und viele andere. Man nannte den mit Eifer seine Lehre verfechtenden *Semmelweis* spöttisch „den Apostel der Leicheninfektion“, den Mann, der sein Werk als einen „Koran der puerperalen Heilslehre“ ausgabe. Als *Semmelweis* sich um einen Lehrstuhl in Wien bewarb, wurde ihm

ein unbekannter Kollege vorgezogen; sein Freund Dr. *Lautner*, der ihm bei seinen Tierversuchen an Kaninchen geholfen hatte, wurde unter der Beschuldigung, an der österreichischen Revolution von 1848 teilgenommen zu haben, verhaftet; der einzige Professor der Geburtshilfe, der ihm öffentlich beistimmte, *Michaelis* in Kiel (Verfasser des Werkes über „Das schräg verengte Becken“), versank aus unbekannten Gründen in Schwermut und warf sich bei Hamburg mit ausgebreiteten Armen einer Lokomotive entgegen, die ihn zermalnte.

Semmelweis hatte nach seinem Fortgang von Wien als Professor die Leitung der frauenärztlichen Abteilung am Rochus-Hospital seiner Vaterstadt Budapest erhalten, wo er sein Werk, von dem er den endlichen Sieg seiner Anschauungen erhoffte: „Die Ursachen, der Begriff und die Vorbeugung des Kindbettfiebers“, schrieb. Es verhallte ohne Widerhall. Fast alle, denen er sein Buch sandte, und es waren fast alle berühmten Fachgenossen seiner Zeit, sogar Professor *Siebold* in Göttingen, der gütige, feingeistige Gelehrte, der ihn in Budapest aufgesucht hatte, blieben stumm. Da trat in den Monaten tiefster Niedergeschlagenheit über den neuen Mißerfolg ein Ereignis ein, das ihn der letzten Fassung beraubte. In den medizinischen Zeitschriften las er, daß in Würzburg bei *Scanzoni* sowie in den geburtshilflichen Kliniken der Universitäten Straßburg und München wieder Seuchen von Kindbettfieber ausgebrochen seien, die schwere Opfer forderten. Als er dies wieder und wieder las, überrieselte es ihn heiß und kalt, er hatte das Gefühl, als müsse er sich auf seine Gegner stürzen und „sie ohne Schonung und Gnade geißeln, bis sie zerknirscht ihre Ohnmacht erkannten“. In dieser Stimmung schrieb er seinem alten Gegner *Scanzoni*: „Herr Hofrat haben dreizehn Jahre recht behalten, weil ich dreizehn Jahre geschwiegen habe. Jetzt habe ich das Schweigen aufgegeben, und jetzt behalte ich recht, und zwar so lange, als das menschliche Weib gebären wird,“ und dann weiter: „Sollten Sie, Herr Hofrat, fortfahren, ohne meine Lehre widerlegt zu haben, Ihre Schüler in der Lehre des epidemischen Kindbettfiebers zu erziehen, so erkläre ich Sie vor Gott und der Welt für einen Mörder.“

Das war zuviel. Man brachte ihn, der sich immer erregter, immer heftiger zeigte, am letzten Julitage 1865 unter einem Vorwand (Erholung auf dem Gräfenberg) nach Wien, wo ihn sein einstiger Freund, Professor Hebra, den die Pester Ärzte vorher benachrichtigt hatten, erwartete, um ihn in der Irrenanstalt Döbling abzuliefern. Als er merkte, wo er war, tobte er wie ein Wilder. Sechs Wärter warfen sich über ihn und zogen ihm die leinene, unzerreißbare Jacke an, deren Ärmel dreifach so lang sind wie die Ärmel eines Menschen, die sie auf seinem Rücken zusammenbanden: die Zwangsjacke. Als Frau Professor Semmelweis am nächsten Morgen in die Landesirrenanstalt kam, um ihren Mann zu besuchen, wurde sie nicht zugelassen. Sie fuhr, ohne ihn gesehen zu haben, mit ihrem Kinde nach Pest zurück. Vierzehn Tage später starb er in der Irrenanstalt an einer Blutvergiftung unter furchtbaren Qualen. In eine kleine Fingerwunde, die er sich bei der letzten Operation in seiner Budapester Klinik zugezogen hatte, war, als er sich in der Zwangsjacke auf der Erde hin und her wälzte, Schmutz gedrungen, derselbe Schmutz, gegen den er von Liebe und Güte, dann von Zorn und Wut erfüllt, anfangs mit so frischem Mut, allmählich aber immer verzweifelter zu Felde gezogen war.

Als sich vor einigen Jahren die Gynäkologen der Welt auf einem internationalen Kongreß in Budapest versammelten, enthüllten sie mit schönen Reden — reichlich spät — auch ein Denkmal für Semmelweis. Vorher hatte man schon an seinem Geburtshause die Anschrift angebracht: „Dem Retter der Mütter“; man hätte hinzufügen dürfen: „dem Märtyrer der Wissenschaft“. (Unter den Schilderungen, die über Semmelweis und sein Wirken erschienen sind, sei neben der von Alfred Hegar, Schürer von Wadtheim, Jakob Bruck [1897 bei Prochaska in Wien] und Franz Bruck [1921 bei Hans Pusch in

Berlin], besonders auf den bei J. F. Lehmann in München erschienenen „Roman eines ärztlichen Lebens“: „Sammelweis, der Retter der Mütter“, verfaßt von dem Arzt und Schriftsteller Theo Malade aus Spremberg, verwiesen.)

Dank *Sammelweis* ist das Wochenbettfieber nach Geburten fast erloschen, leider aber immer noch nicht nach Fehlgeburten, die sich so oft an Abtreibungsversuche anschließen. Was sich auch hier noch durch eine vorurteilsfreie Sexualhygiene erreichen ließe, zeigt ein Vergleich zwischen Rußland, wo man die Abtreibung zuläßt, aber nur dann, wenn sie in Krankenhäusern streng antiseptisch, und zwar unentgeltlich, vorgenommen wird, und Deutschland, wo Frauen, die zu diesem Eingriff ihre Zuflucht nehmen, sich mit Rücksicht auf das bestehende Verbot dabei meist unsauberer Mittel bedienen.

Nach Geburten und Fehlgeburten starben an Sepsis unter 1000 Frauen

	in Berlin	in Leningrad
1922	13	3
1923	14	3
1924	11	2

So bösartig das Kindbettfieber, so gutartig ist ein anderes Fieber, das sich gleichfalls nicht selten im Wochenbett einstellt, jedoch kaum jemals 38 Grad überschreitet; es ist das Milchfieber, das nur dann etwas zu bedeuten hat, wenn sich mit ihm jene örtliche schmerzhafteste Brustdrüsenentzündung entwickelt, die Mastitis (von *μαστός* = Brustwarze), von der oben bereits die Rede war. Unmittelbar nach der Geburt wendet sich nämlich der Ernährungsblutstrom, der bis dahin der Ernährung des Kindes im Mutterleibe galt, der Mutterbrust zu, um hier die gleiche Aufgabe wie dort zu erfüllen. Blut wandelt sich dabei in Milch, die sich von dessen Zusammensetzung nur durch den fehlenden Farbstoff unterscheidet. Die Hebammen sagen:

Die Milch schießt ein.

Durch das „Einschießen“ der Milch schwellen die Brüste an, am stärksten am dritten Tage nach der Geburt; gleichzeitig findet durch den Zufluß nach oben eine wohltätige Entlastung der Unterleibsorgane statt, die sich dadurch vollkommener zurückbilden. Unter dem Einfluß der Laktation (= Milchabsonderung, vom lateinischen *lac, lactis* = Milch) versiegt normalerweise die menstruelle Blutwelle, die periodische Eireifung und damit die Befruchtungsmöglichkeit. Die Natur will der Mutter nicht zumuten, daß sie zu gleicher Zeit an der Mutterbrust und im Mutterleibe ein Kind aufzieht. Wenn die Frau ihr Kind nicht stillt, sei es, weil sie es nicht kann, oder, was sehr viel häufiger ist, nicht will, dann kehrt die Periode gewöhnlich bereits sechs Wochen nach der Niederkunft wieder. Namentlich bewirkt auch die Ausübung des Geschlechtsverkehrs während der Stillzeit nicht selten Ovulation, Menstruation und Empfängnis. Dies muß auch den katholischen Moraltheologen gegenüber betont werden, die wie Dr. *Capellmann* (Aachen) in seiner Schrift „Fakultative Sterilität ohne Verletzung der Sittengesetze“ die Anschauung vertreten, daß, so sehr jede Empfängnisverhütung

als Sünde zu werten sei, gegen das lange Stillen zum Zwecke der Zeugungsverhinderung nichts einzuwenden sei.

Bevor wir nun noch über das so bedeutsame Gebiet der Säuglingspflege das Notwendigste sagen, wenige Worte über einige seltsame Geburtssitten, die, wenn sie auch für unsere Zeit und Kultur kaum noch in Frage kommen, so doch die überaus vielgestaltige Sexualgeschichte der Menschheit treffend kennzeichnen, in der so häufig allerlei abergläubische Vorstellungen bestimmender waren als nüchtern ruhige Erwägungen der Wissenschaft. Da ist zunächst der sonderbare Brauch, der bei manchen Naturvölkern auch heute noch nicht erloschen ist und früher in den verschiedensten Teilen der Erde weit verbreitet war, daß bei der Geburt eines Kindes sich der Mann ebenfalls eine Anzahl von Tagen ins Wochenbett legt, sei es in das gleiche Bett wie die Frau oder für sich allein, und sich stellt, als ob er Wehen durchmache, während die Frau bald nach der Geburt aufsteht und den Mann wie eine Wöchnerin pflegt. Dies ist

das Männerkindbett oder die *Couvade*

(von cubare = liegen), nicht zu verwechseln mit der *Coupeuse*, die, sprachlich gleichen Ursprungs, etwas ganz anderes bedeutet, nämlich den Brutschrank, in den vorzeitig geborene Kinder während der ersten Lebenswochen gelegt werden, um in gleichmäßiger höherer Temperatur besser zu gedeihen. Mit der *Couvade* sind zumeist eigentümliche Diätvorschriften verbunden, sowohl was die Menge als was die Art der Speise anbetrifft. Bald wird mehr auf reichliche, bald auf spärliche Nahrungsaufnahme Wert gelegt. Bei einigen Völkern ist den Wöchnern Fleisch im allgemeinen, bei anderen sind nur Fische und Vögel und bei anderen wieder nur ganz bestimmte Tiere wie Schildkröten, Seekrähen, Hühner und Schweine verboten. Man sagt, daß, wenn der Mann davon genießt, der Säugling körperliche und geistige Eigenschaften dieser Tiere annimmt.

Man hat viel über die uns so befremdlich anmutende Sitte des Männerkindbettes nachgedacht, und seitdem der größte psychologische Anreger unserer Zeit, *Freud*, in seiner Schrift „Totem und Tabu“ auch die alten uns in ihrem Ursinn oft so unverständlichen Volksgebräuche unter seine psychoanalytische Lupe genommen hat, haben andere Psychoanalytiker, namentlich *Reik* (in „Probleme der Rassenpsychologie“, Wien 1919), sich bemüht, auch der *Couvade* auf diesem Wege näherzukommen. Er gelangt zu der Deutung, daß der Vater auf diese Weise die Liebe des Kindes von der Mutter auf sich übertragen wolle. Frühere Erklärungen sind meist oberflächlicher und naiver. Die Ansicht des Leiters der ethnologischen Abteilung unseres Instituts für Sexualwissenschaft, Freiherr v. *Reitzenstein*, ist folgende: „Durch das Männerkindbett soll der Anteil des Vaters an der Erzeugung des Kindes betont werden; wenn die Mutter allein gebiert und das Wochenbett hütet, sieht es gewissermaßen aus, als wenn sie allein das Kind geschaffen hätte; der Vater ahmt deshalb Geburt und Wochenbett in der *Couvade* nach.“ Ferner findet sich diese Sitte beim Übergang von der Mutterfolge (nach der das Kind zum Stamm der Mutter gehört) zur Vaterfolge (in der das Kind nur dem Stamme des Vaters zugerechnet wird) als Versöhnungsritus (Ritus = feststehende Regel, von der nicht abgewichen werden

darf), um die Geister der mütterlichen Ahnen zu versöhnen, oder als Adoptionsritus, in dem der Mann nur das Kind als zu seinem Stamme gehörig ansieht, nach dessen Geburt er mit der Mutter das Wochenbett teilt. Es handelt sich nach *Reitzenstein* also um eine primitive Ausdrucks- und Rechtsform zur Feststellung der Vaterschaft.

Die feine Sexualpsychologin Rosa *Mayreder* hat schon vor Jahren dem bekannten Ethnologen *Bastian* gegenüber betont, daß die Sitte des Männerkindbettes mehr psychologisch als ökonomisch zu erfassen sei. Die Erscheinung sei ein Zeichen der zum Bewußtsein erwachenden Vaterschaft und ein Beweis, „daß Väterlichkeit nicht nur aus dem Eigentumssinn und dem Herrschaftsbedürfnis des Mannes hervorgegangen sei“. Paul *Krische* kommt in seinem höchst lesenswerten Buche: „Das Rätsel der Mutterrechtsgesellschaft. Eine Studie über die Frühepoche der Leistung und Geltung des Weibes“ (1927 bei Georg *Müller*, München) zu folgendem Schlusse: „Das Männerkindbett ist eine typische Erscheinung des Überganges vom Mutter- zum Vaterrecht und die Schöpfung einer erstarkenden Epoche der Vatergefühle, welche nun dauernd neben dem ursprünglich vorwiegenden Muttergefühl in der Epoche des Vaterrechts und seiner Männerkultur beobachtet werden kann, allerdings nur oder doch vorwiegend in der sicheren, durch Einschließung und Überwachung der ehelichen Frau garantierten Vaterschaft.“

Übrigens gibt es noch in Mitteleuropa (namentlich in der Schweiz und Deutschland) eigenartige Wochenbettsitten, die von *Ploß* als Rest der Männerkindbettsitte aufgefaßt werden, zugleich aber die Vermutung nahelegen, daß sich möglicherweise hier auch transvestitische Vorstellungsquellen auswirken. Auch heute noch ist einer der häufigsten Träume transvestitischer Männer, schwanger zu sein; wenn sie eine Pollution haben, träumen sie, sie hätten eine Entbindung. Im Aargau zieht die Frau bei ihrem ersten Ausgang nach dem Wochenbett die Hosen des Mannes an, während sie im Lechtal seinen Hut aufsetzt. In Thüringen wird ein Männerhemd vor das Fenster der Wochenstube gehängt. In England soll noch jetzt ein Testament in Kraft sein, in dem um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Junggeselle sein damals schon beträchtliches und inzwischen auf eine sehr ansehnliche Höhe angewachsenes Vermögen dem ersten schwangeren Mann vermachte. Er konnte sich immerhin auf einige (wenn auch sehr seltene) Fälle aus dem Tierreich berufen. So besitzen die Seepferdchen und einige ihnen verwandte Büschelkiemer auf der Bauchseite einen Beutel, in welchem die vom Weibchen abgelegten Eier ihre Embryonalentwicklung durchmachen. Mit dem Heranwachsen der Früchte schwillt diese Tasche mächtig an, so daß durchaus der Eindruck eines schwangeren Männchens entsteht.

Fast ebenso weit verbreitet, aber sehr viel weniger harmlos als das Männerkindbett war eine andere, in ihrer letzten Ursache auch noch recht umstrittene Geburtssitte:

Die Tötung der Erstgeburt.

In Indien, dem Lande der Witwenverbrennung, war noch im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Opferung der Erstgeborenen sehr gebräuchlich, aber auch im Innern Afrikas finden wir sie, an der Ostküste von Neuguinea und bei einigen Stämmen von Neusüdwaies (wo ursprünglich der Stamm das erstgeborene Kind gemeinsam verspeiste). Auch die assyrische und phönizische Geschichte berichtet von solchen Kinderopfern, und selbst dem alten Judentum waren sie in Verbindung mit dem *Moloch*-Dienst nicht fremd, bis die Propheten sich scharf gegen diese heidnische Sitte wandten. Im dritten Buch Mose (Kap. 18, V. 21 und Kap. 20, V. 2) wird der Kult der Erstgeborenenopferung bei Todesstrafe verboten. Die auf so vielen Glasgemälden christlicher Kirchen wiederkehrende Opferung Isaaks durch Abraham, die Jahve erst forderte, um sie im letzten Augenblick zurückzuweisen, soll dartun, daß der Gott der Juden im Gegensatz zu den heidnischen Göttern keine Menschenopfer will. Wie weit sich ein von fanatischem Haß

geleiteter Irrglaube verlieren kann, zeigte sich, als gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts (zuerst 1883 in Tisza-Eszlar) Juden angeschuldigt wurden, sie hätten aus „rituellen“ Gründen Christenkinder geschlachtet. „Sachverständige“ suchten das Gebot des Blutopfers mit Bibelstellen zu erweisen, die das Gegenteil von dem besagten, was sie hineinlegten.

Auch heute noch werden zahllose Kinder geopfert, doch liegen die Ursachen hierfür auf ganz anderem Gebiet als auf dem religiösen und mysteriösen, nämlich auf soziologischem und biologischem Gebiet. Vor allem werden viele Neugeborene dadurch hingeopfert, daß sie nicht mehr das sind, was doch ihr Name klar und deutlich ausdrückt: Säuglinge. *Eine Mutter, die ihr Kind stillen kann und es nicht tut, begeht auch eine Abtreibung!* Genau so wie nicht die Zeugungskraft, sondern der Zeugungswille abgenommen hat, hat auch nicht sowohl die Stillfähigkeit als der Stillwille nachgelassen. Im Altertum wußte man noch nichts von der künstlichen Ernährung des Kindes durch Tiermilch. Es kommt nur ganz ausnahmsweise vor, daß eine Frau, die ein Kind ausgetragen und geboren hat, dieses nicht stillen kann. Gustav von Bunge fällt in seiner bedeutsamen Schrift „Die zunehmende Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder zu stillen“ über sie ein Urteil, das in den Worten gipfelt: „Ein Säugetier, das nicht säugen kann, ist ein entartetes Geschöpf.“

Die Säuglingssterblichkeit ist bei uns in erfreulichem Rückgang begriffen – in zeitlichem und auch wohl ursächlichem Zusammentreffen mit dem Geburtenrückgang. Während 1913 im ersten Lebensjahr noch 15 von 100 Kindern starben, waren es 1924 nur noch 10,5. Die besten Ziffern hat im Deutschen Reich das kleine Waldeck mit 4,7%, die schlechtesten Ziffern haben Bayern mit 14,1%, die beiden Mecklenburg mit 14,2% und Oberschlesien mit 15% Säuglingssterblichkeit. Dazwischen liegen mit auch noch recht verschiedenen über- und unterdurchschnittlichen Zahlen die anderen deutschen Länder (Berlin mit 9,1% und Hamburg mit 8,1% schneiden noch leidlich ab, allerdings nicht so gut wie Hessen mit 7,2% und Bremen mit 7,6%). Immerhin stehen wir mit unserer deutschen Säuglingssterblichkeit noch beträchtlich hinter anderen Ländern zurück, so hinter England, wo (1921) nur 8,3%, Schweden, wo 6,5%, Norwegen, wo 5,6% Kinder im ersten Lebensjahr starben.

Im ganzen starben 1904 im Deutschen Reich 397781 Untereinjährige, 1924 dagegen nur 138012. Das bedeutet einen Rückgang von 259769 oder 66%. Von der Gründung des Deutschen Reiches bis zum Jahre 1920, also in rund 50 Jahren, büßten wir durch Säuglingssterblichkeit rund 15 Millionen Menschen ein. Wie verschieden man nun allerdings solche Tatsachen auslegen und auffassen kann, zeigten mir zwei Äußerungen, die ich darüber von Universitätsprofessoren las. Der eine (Professor August Mayer) schrieb im Januar 1917: „Wären wir in den Jahren 1885 bis 1895 mit den Kinderleben schon so sparsam umgegangen, wie wir es jetzt tun, dann hätten wir im August 1914 von Anfang an eine Million mehr Kerntuppen zwischen 20 und 30 Jahren ins Feld stellen können und den Krieg wohl längst gewonnen.“ Der andere, von den gleichen patriotischen Empfindungen beseelt, meinte, daß, wenn die Bevölkerungszunahme sich nicht bei uns seit mehreren Jahrzehnten um so viele Millionen verringert hätte, „der englische Aushungerungsplan wohl sicherlich eher gelungen wäre“.

Eine recht lehrreiche vergleichende Statistik über die Säuglingssterblichkeit besitzen wir aus der Industrie- und Proletarierstadt Barmen aus dem Jahre 1904. Bei einem väterlichen Einkommen von weniger als 1500 Mark starben im ersten Lebensjahr von 100 Brustkindern 7,5, und von hundert Flaschenkindern 31,6. Bei einem väterlichen Einkommen von

über 1500 Mark starben von je 100 Kindern 6,4 unter den Brustkindern, 15,5 unter den Flaschenkindern. Diese Statistik, die sich nur auf eheliche Kinder bezieht, zeigt uns erstens, daß bei Proletarierkindern die Säuglingssterblichkeit bei Brustkindern um 14⁰/₁₀₀, bei Flaschenkindern um 104⁰/₁₀₀ höher ist als bei wohlhabenderen; ferner, daß die Zahl der Todesfälle bei Flaschenkindern bedeutend größer ist als bei Brusternährung, und daß die Flaschenernährung des Proletarierkindes schlechter ist als die wohlhabenderer Familien.

Bei unehelich geborenen Kindern verhält sich die Sterblichkeit im ersten Lebensjahr zu der ehelich geborener wie 20⁰/₁₀₀ zu 10⁰/₁₀₀, sie ist also doppelt so groß. 1901 starb noch jedes dritte, 1904 noch jedes vierte uneheliche Kind im ersten Lebensjahr, auch jetzt stirbt immer noch jedes fünfte. Dies rührt nicht etwa davon her, daß die unehelichen Kinder minderwertiger veranlagt sind, sondern weil der Mangel an Pflege und Fürsorge, vor allem die schlechtere Ernährung, wie ein Würgengel über sie herfällt.

Wir verließen das Kind bei der Abnabelung. Das erste, dem sich nach Trennung des Kindes von der Mutter gespannt die Aufmerksamkeit zuwendet, ist der erste Schrei, der mit dem ersten Atemzug gleichbedeutend ist. Gewöhnlich stellt er sich von selbst ein; die zunehmende Überladung des Blutes mit Kohlensäure, dem die Erneuerung des Sauerstoffes durch die mit der Plazenta verbundene Nabelschnur fehlt, reizt das im verlängerten Mark vorgebildete Atemzentrum. Die Reizung des Atemzentrums führt zu einer plötzlichen Erweiterung des Brustkorbes. Der dadurch entstehende Unterdruck bringt die Lungen zur ersten Entfaltung, und die Luft strömt durch die Luftröhre in die offenen Behälter ein.

Die Erweiterung der Lungen hat aber nicht nur ein Ansaugen von Luft zur Folge, sondern führt auch zu einer plötzlichen Ansaugung von Blut durch die schon vorgebildeten, aber jetzt erst entfalteten Lungengefäße aus der rechten Herzkammer. Damit wird die ganze Mechanik des Kreislaufes geändert: Das Blut, das bisher aus der rechten Kammer größtenteils sogleich in die linke floß, wird nun aus der rechten Kammer restlos in die großen Lungengefäße abgesaugt. Die embryonale Öffnung zwischen beiden Kammern schließt sich. Alle diese Veränderungen bedeuten eine Umwälzung, wie sie durchgreifender im ganzen Leben nicht wieder vorkommt. Man kann es daher wohl verstehen, wenn die psychoanalytische Schule Freuds der Geburt nicht nur den Charakter einer körperlichen Umwälzung gibt, sondern auch den eines seelischen Traumas (= Verletzung), von dem sie glaubt, daß es manche Menschen ihr Leben lang nicht vollständig überwinden. (Namentlich ist hier auf das Buch von Otto Rank: „Das Trauma der Geburt und seine Bedeutung für die Psychoanalyse“, 14. Band der „Internationalen psychoanalytischen Bibliothek“, zu verweisen.)

Dem neugeborenen Kinde ist die körperliche Wirkung der sich in ihm vollziehenden Veränderungen im Blutkreislauf deutlich anzumerken; durch die Überladung des Blutes mit Kohlensäure wird seine Haut zunächst leicht bläulich verfärbt; nach Beginn der Atmung ändert sich diese Färbung aber sehr schnell in ein „rosiges“ Aussehen. Der erste Schrei, der den ersten Atemzug begleitet, ist dem neuen Blutumlauf in hohem Maße förderlich, was an der zunehmenden Röte („Krebsröte“) der Haut deutlich zu erkennen ist.

Mit lebhafter Freude über das kräftige Lebenszeichen vernimmt die Mutter den ersten Schrei. Läßt er auf sich warten, so pflegen ihn meist Hautreize bald auszulösen. Man stelle zu diesem Zweck schon vorher zwei Kübel mit kaltem und warmem Wasser bereit, in die das Kind, wenn es einige Minuten nach der Abnabelung noch nicht schreit, abwechselnd getaucht wird, wobei man achten muß, daß in die Gesichtsöffnungen kein Wasser eindringt. Vor allen Dingen muß der Weg für die Luft bei dem Neugeborenen offen sein. Am besten saugt man den Schleim, der nicht selten im Munde den Weg zur Luftröhre versperrt, mit einem einfachen Saugröhrchen ab. Man hat hierfür allerlei andere Apparate erfunden, von denen sich aber kaum einer bewährt hat. Wenn die Reinigung von Mund und Nase so genau wie möglich vorgenommen wird und das Kind noch immer nicht atmet (man spricht dann von Asphyxie, was vom griechischen α = nicht und $\sigma\phi\upsilon\chi\varsigma$ = Puls, genau Pulslosigkeit heißt, aber im Sinne von Atemlosigkeit gebraucht wird), muß die Hebamme oder der Arzt mit künstlicher Atmung, Lufteinblasen und den Schultzeschen Schwingungen beginnen. Alle gewalttätigen Belebungsversuche unterlasse man.

Die Belebungscheintoter Neugeborener

ist ein wichtiges Gebiet, dessen Bedeutung man ermessen kann, wenn man sich erinnert, daß auch ein *Goethe* scheintot zur Welt kam. „Frau Rätin, er lebt!“ lautete der uns überlieferte Freudenruf an die Mutter, mit dem der schon Aufgegebene der Welt geschenkt wurde, die er dann so unendlich bereichert hat. Eine sorgfältige Durcharbeitung von 14 000 Geburtsgeschichten aus den Jahren 1921 bis 1925 ergab, daß 800 unter 14 000 scheintot geboren wurden. Von diesen 800 wurden 70, also 9%, nicht wieder belebt. Weitere 30 konnten zwar belebt werden, starben aber im Laufe der nächsten Tage. Man hatte also in 13% der Fälle mit der Wiederbelebung keinen Erfolg, während 87% den Eltern lebend übergeben werden konnten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß hierbei keineswegs immer die Sorgfalt angewandt wird, mit der sich ein günstiges Ergebnis erzielen ließe. In der „Wiener Klinischen Wochenschrift“ erzählt Prof. *Kermauner* einen bezeichnenden Fall. Ein Arzt in einer deutschen Poliklinik hatte sich große Mühe gegeben, ein nicht atmendes Kind zu retten. Es gelang ihm nicht, und er war schließlich überzeugt, daß es sich um eine Totgeburt handelte. Da es arme Leute waren, bat er sich das Neugeborene für eine Sektion aus, erhielt es auch, wickelte es in Papier und fuhr mit der Elektrischen zur Klinik. Unterwegs kam das Kind zu sich und begann zu schreien. Der Arzt kehrte sofort um, um den Eltern das lebende Kind zurückzubringen. Diese aber wiesen ihm die Tür. Das Kind mußte, weil die Eltern seine Annahme nachdrücklich verweigerten, einer Anstalt übergeben werden. Dieser Fall lehrt zweierlei: erstens, wie schwer es oft zu beurteilen ist, ob ein neugeborenes Kind tot oder scheintot ist; zweitens, wie wenig manchen Eltern an der Wiederbelebung gelegen ist.

Es ist in den ersten Schrei von Philosophen allerlei hineingeheimnißt worden.

Schopenhauer hat in ihm einen Ausdruck der pessimistischen Einstellung des Menschen sehen wollen: das Kind ärgere sich über die Welt, die es erblicke, und sogar *Kant* glaubte darin eine Verwahrung erblicken zu können. In Wirklichkeit hat aber der erste Schrei noch nichts mit Lust oder Unlust zu tun, sondern ist nur als der erste mehr oder weniger kräftige Atemzug anzusehen. Anders mit dem späteren Schreien des Kindes. Dies ist tatsächlich ein Ausdruck des Unbehagens, aber nicht ohne weiteres des Hungers, wie viele Mütter glauben, die durch diesen Irrtum leicht dahin gelangen, das Kind zu überfüttern, das häufig auch schreit, wenn es sich nur „vollgemacht“ hat, wenn es sich beengt fühlt, wenn ihm irgend etwas „weh tut“, wenn es müde ist, oder wenn es will, daß etwas wiederholt wird, das ihm gefallen hat, vor allem möchte, daß die Mutter es herumträgt, es durch Wiegen (was nicht gesund ist) oder gar durch Mohnsaft (was noch ungesünder ist) einschläfert oder es in den Schlaf singt (wogegen sich nichts einwenden läßt).

Auch aus Lust kann ein Kind schreien, aber diese Töne sind kürzer, höher, mehr ein Aufkreischen. Im ersten Halbjahr seines Lebens ist das Schreien überhaupt die eigentliche Sprache des Kindes, die allerdings oft die Eltern ebensowenig verstehen wie die Kinder die Sprache der Eltern. Erst im sechsten Monat beginnt die Lallperiode, und zwar kommen zunächst die selbstverfaßten Lallmonologe, denen allmählich die Echosprache folgt, das papageienhafte Nachsprechen, welches im Beginn des zweiten Jahres immer artikulierter wird und sich immer deutlicher mit der Absicht der Benennung verknüpft. Die Lallsprache ist darum so interessant, weil sie, wie ich schon in anderem Zusammenhang erwähnte, uns auf den Ursprung der Sprache überhaupt hinleitet, die auf Schallnachahmungen und Lautmalereien beruht. Die über die ganze Welt verbreiteten Lall-Laute

„M a m a , P a p a “

sind nicht etwa, wie gelegentlich von „nationaler“ Seite behauptet wird, aus dem Französischen übernommen für das „echt deutsche“ Mutter und Vater, die sich auch aus etwas später auftretenden Lallwörtern (mutta, atta) entwickelt haben, sondern sind aus dem behaglichen verlangenden Lippenschmatzen „am — am“ entstanden, wofür auch die der Kindessprache eigene Silbenverdoppelung (wauwau, muhmuh, ticktack usw.) bezeichnend ist. Ein häufig gemachter Fehler der Eltern ist es, die niedliche Kindessprache nachzuahmen: „Ei, wer tomt denn da“ u. a., was für die Entwicklung einer klaren Sprachbildung nicht günstig ist.

Das Erwachen des Saugreflexes

ist in gewisser Beziehung auch eine Folge des ersten Atemzuges. Die durch ihn bewirkte Umstellung des Blutkreislaufes bringt es mit sich, daß die Darmgefäße nun sehr viel mehr Blut bekommen als kurz vorher, da noch das meiste Blut durch die Nabelschnur zur Plazenta floß. Die stärkere Durchblutung der Darmwände findet aber zunächst einen leeren Darm vor. Es liegt nahe, anzunehmen, daß diese Blut-

anstauung eine Wirkung auslöst, die dem als Hungergefühl bekannten Vorgang bei Erwachsenen entspricht und reflektorisch bei Neugeborenen eine Reizung des im Zentralnervensystem vorgebildeten Saugzentrums bewirkt. Wir finden hier eine völlige Übereinstimmung zwischen leerer Lunge – Atemzentrum – erster Luftzufuhr und leerem Darm – Saugzentrum – erster Nahrungsaufnahme.

Diese so außerordentlich fein ineinandergreifenden Vorbereitungen der Natur sprechen an sich schon dafür, daß der Stillungsakt eine ungemein lebenswichtige Bedeutung hat, in erster Linie für das Kind, in zweiter Linie aber auch für die Mutter. Die Stillung des Kindes gehört unbedingt zu einem körperseelisch befriedigenden Verlauf der Mutterschaft; das Unterdrücken einer so bedeutsamen Körperfunktion hat zweifellos auch für die Frau ihre Nachteile, wenngleich man auf diesen Punkt bisher weniger geachtet hat und noch nicht viel Genaueres darüber weiß. Um so deutlicher und klarer erforscht ist der Einfluß der natürlichen Ernährung im Gegensatz zur künstlichen Ernährung durch Tiermilch und andere Ersatzmittel auf das Kind. Am erschreckendsten tritt dieser Einfluß in den Statistiken der Säuglingssterblichkeit zutage: *Im ersten Lebensjahr sterben ungefähr achtmal mehr Flaschenkinder als Brustkinder.*

Auch in der körperlichen Entwicklung lebend bleibender Säuglinge tritt eine deutliche Benachteiligung der Flaschenkinder gegenüber den Brustkindern hervor. Die durchschnittlichen Gewichtszahlen wurden nach Angaben von *Engel* vergleichend wie folgt ermittelt:

Am Ende der	4. Woche	wiegen Brustkinder	4170 g,	Flaschenkinder	3730 g
" " "	8.	" " "	5080 "	" "	4340 "
" " "	12.	" " "	5870 "	" "	4950 "
" " "	20.	" " "	7140 "	" "	6270 "
" " "	28.	" " "	8140 "	" "	7300 "
" " "	36.	" " "	8900 "	" "	8130 "
" " "	44.	" " "	9650 "	" "	8650 "
" " "	48.	" " "	9970 "	" "	8910 "

Als Normalwerte für die Gewichtszunahme im ersten Lebensjahr führen wir folgende Zahlen an:

Alter	pro Tag	pro Woche	pro Monat
2.— 4. Woche	29 g	203 g	870 g
4.— 8. "	28 "	196 "	840 "
8.—12. "	26 "	182 "	789 "
12.—16. "	24 "	168 "	720 "
16.—20. "	20 "	140 "	600 "
20.—24. "	17 "	119 "	510 "
24.—28. "	15 "	105 "	450 "
28.—32. "	15 "	105 "	450 "
32.—36. "	14 "	98 "	420 "
36.—40. "	7 "	49 "	210 "
40.—52. "	5 "	35 "	150 "

Die Krankheitshäufigkeit ist bei Flaschenkindern viel größer als bei Brustkindern, insbesondere tritt die stärkere Anfälligkeit für bestimmte Erkrankungen, vor allem der Verdauung, bei ihnen deutlich zutage. Brustkinder werden in viel geringerem Grade von der für das Kleinkind so verhängnisvollen englischen Krankheit (Rachitis) befallen.

Die direkte Ursache für die ungünstigeren Lebensaussichten der Flaschenkinder ist naturgemäß in einer Verschiedenheit der stofflichen Zusammensetzung der Muttermilch und der dem Flaschenkinde zumeist gereichten Kuhmilch zu suchen. Durch chemische Untersuchung leicht erkennbar ist der verschiedene Gehalt an Eiweißstoffen und Kohlehydraten (= Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoffverbindungen; hier namentlich Zuckersstoffe). Der Eiweißgehalt der Muttermilch beträgt zwei Prozent, der der Kuhmilch drei Prozent, der Kohlehydratgehalt der Frauenmilch beträgt sechs Prozent, der der Kuhmilch fünf Prozent. Der Fettgehalt beträgt beide Male vier Prozent. Dieser Stoffunterschied in der Quantität (= Menge) ist aber nicht das Wesentlichste, er läßt sich durch entsprechende künstliche Zusätze zur Kuhmilch einigermaßen ausgleichen. Viel wichtiger ist die Verschiedenheit in der Qualität (= Beschaffenheit) der komplizierten Eiweißstoffe selbst, die durch den Artunterschied von Mensch und Tier bedingt sind. Ist es doch sogar nicht gleichgültig, ob das Kind die Milch der Mutter, also der ihm am nächsten blutsverwandten Frau, oder die Milch einer Amme zu sich nimmt. Die Forschungen der letzten Jahrzehnte über die Infektionskrankheiten, vor allem über die vom Körper selbst dagegen gebildeten Schutz- und Abwehrstoffe (die sogenannten „Immunstoffe“), haben gezeigt, daß die individuelle Blutbeschaffenheit gerade im Hinblick auf die Widerstandsfähigkeit und Abwehrbereitschaft gegen Krankheiten sehr verschieden geartet ist; die Muttermilch, die ja aus dem mütterlichen Blut bereitet ist, enthält in ganz genauer Zusammensetzung die Schutzstoffe, welche dem individuellen kindlichen Körper am besten angepaßt sind und dem Kinde damit eine hochwertige Blutbeschaffenheit für sein ganzes Leben mitgeben. Wie sehr wurde von Laien und Ärzten längere Zeit die Ziegenmilch als Muttermilchersatz gerühmt? Jetzt veröffentlicht Dr. *Behrendt* von der Marburger Klinik eine Arbeit, aus der hervorgeht, daß auch dies eine Täuschung war. Den angeblichen guten Erfolgen gegenüber beobachtete er schwere Schädigungen, vor allem Blutarmut und Ernährungsstörungen. Er sieht den Grund hierfür in dem Gehalt des Ziegenmilchfettes an flüchtigen Milchsäuren und dem Mangel der Ziegenmilch an den für den Aufbau des Menschen wesentlichsten Vitaminen.

Auch äußere Gefahren drohen dem Säugling bei jeder anderen als der Muttermilchnahrung in stärkerem Maße. Die Amme kann krank sein (beispielsweise an Syphilis leiden) und das Kind mit Krankheitsstoffen vergiften. Die Tiermilch kommt mit vielerlei Dingen in Berührung, ehe sie vom Kinde genossen wird. Wenn auch die modernen hygienischen Methoden in der Reinigung und Keimfreimachung Hervorragendes leisten, so bedeutet das doch nur eine Verringerung, noch keine Aufhebung der Gefahren. Abgesehen davon, daß die der Milch eigenen Vitamine unter allen Entkeimungsverfahren leiden, so bleiben noch genug Wege, auf denen schädliche Stoffe und Keime in die Milch hineingelangen können, besonders im Haushalt selbst. Die lange Zeit und der weite Weg, auf dem namentlich in der Großstadt die Milch von der Kuh zum Kinde wandert, führt im Sommer dazu, daß oft schon Zersetzungsprozesse in der Milch eingetreten sind, wenn der Säugling sie

zu sich nimmt. Daher die Häufung der vielfach tödlich verlaufenden Darmerkrankungen der Säuglinge im Sommer. Nach einer kürzlich veröffentlichten Statistik starben in Rußland auf je 1000 Kinder im Frühling 73, im Sommer 144, im Herbst 63, im Winter 67 im ersten Lebensjahr. Auch bei uns ist aus dem gleichen Grunde die Säuglingssterblichkeit im Sommer doppelt so groß wie im Winter.

Für die Milchbildung in der Brustdrüse ist der Reiz, den der saugende Mund des Kindes ausübt, von hoher Bedeutung. Je länger die Stillung fortgeführt wird, um so dauernder ist auch die Milchbereitung, abgesehen von individuellen Verschiedenheiten, die in der Konstitution der Frau begründet sind. Ich erinnere in dieser Hinsicht nur an das, was ich im ersten Bande über den schädlichen Einfluß ausführte, den, nach Feststellungen des Baseler Physiologen von *Bunge*, der Alkoholmißbrauch des Vaters auf die Stillfähigkeit der Tochter hat. Es gibt Volksstämme, bei denen die Kinder mehrere Jahre lang von ihrer Mutter gestillt werden; nach Hofstätter soll es bei den Guayana-Indianern sogar üblich sein, die Kinder bis zur Geschlechtsreife zu stillen. Dabei scheint der vorerwähnte Grund mitzuspielen, daß man eine neue Befruchtung möglichst weit hinausschieben will.

In den ersten Lebenstagen ist die vom Säugling aufgenommene Milchnahrung sehr gering; einesteils ist die Milchbereitung in der Mutterbrust in diesen Tagen noch sehr spärlich, andererseits kann das Kind nach den gewaltigen Umwälzungen, welche der kindliche Organismus bei der Geburt erfährt, noch keine größeren Nahrungsmengen aufnehmen. Als bald aber geht die Milchaufnahme rasch in die Höhe, von der dritten Woche an langsamer und gleichmäßiger. Vom fünften Monat ab kann dem Kinde eine Beikost aus leichten mehlhaltigen Stoffen, bald auch mit Gemüse vermengt, gereicht werden. Die Muttermilch wird dadurch aber noch nicht entbehrlich, sondern soll, wenn irgend möglich, dem Kinde bis zum neunten Monat zugute kommen.

Der natürliche Termin zur Entwöhnung von der Mutterbrust ist durch die Bildung des *Milchgebisses* gegeben. Im sechsten bis siebenten Monat pflegen als erste die mittleren unteren Schneidezähne hervorzutreten, im achten Monat folgen dann die mittleren oberen Schneidezähne; erst im neunten bis zehnten Monat brechen gewöhnlich die äußeren oberen und im elften bis zwölften Monat die äußeren unteren Schneidezähne durch. Mit dem Ende des ersten Jahres, mit dem vollendeten Durchtritt der Schneidezähne, kann die Entwöhnung von der Mutterbrust abgeschlossen werden. Damit hat dann die Säuglingszeit ihr natürliches Ende erreicht.

Bis zur völligen Ausbildung des Milchgebisses ist das Kind meist $2\frac{1}{2}$ Jahre alt geworden, und zwar erfolgt die Bildung in der Reihenfolge, daß den Schneidezähnen erst die vorderen Backzähne, dann die Eckzähne und zuletzt die hinteren Backzähne folgen. Im Volk weitverbreitet ist die Auffassung, daß allerlei Beschwerden und Krankheiten des Säuglings mit der Zahnung verbunden seien. Insbesondere wird jeder zahnende Säugling, wenn er gleichzeitig schreit, um seiner „Zahnkrämpfe“ willen auf das lebhafteste bedauert. So gut gemeint dieses Mitleid ist, so wenig ange-

bracht ist es. Die erste Zahnung ist an und für sich nicht mit Unannehmlichkeiten verbunden (so wenig wie der Durchbruch der Dauerzähne am Ende der ersten Kindheitsperiode). Wenn der Säugling gleichzeitig schreit oder krankhafte Erscheinungen, besonders in der Verdauung, zeigt, so hängt das mit seiner allgemeinen Anfälligkeit und Hinfälligkeit zusammen, nicht aber mit der Zahnung. Wie die Zahnkrämpfe, so beruht auch das „zu kurze oder angewachsene Zungenbändchen“, das nach Rat „erfahrener Nachbarinnen“ gelöst werden muß, auf alten irrigen Vorstellungen. Lange Beobachtungen haben sichergestellt, daß die Gestalt und die Anwachsstelle des Zungenbändchens nichts mit dem Saugen oder Sprechenlernen zu tun hat und für das Kind vollkommen gleichgültig ist. Zuverlässige Ärzte geben daher den in dieser Richtung noch oft an sie herantretenden Forderungen der Mütter nicht nach.

Auch Mutterschaft will gelernt sein. Einen vorbildlichen Versuch in dieser Hinsicht stellt

die Mutterschule

in Stuttgart dar. Sie sollte überall Nachahmung finden, doch ist dies bisher nur in geringem Umfang geschehen. 1917 als Kriegsgründung des Nationalen Frauendienstes für die Frauen der Frontsoldaten entstanden, wird sie jetzt von Staat, Stadt und aus eigenen Einnahmen erhalten. Die Anteilnahme der Bevölkerung aller Kreise und Altersstufen an dem Werk ist in ständiger Zunahme begriffen.

Der Unterrichtsstoff der Mutterschule umfaßt ein weites Gebiet. Eine Säuglingsschwester erteilt Unterricht in der Pflege des gesunden Säuglings und Kleinkindes, wobei sie Pflege der Mutter vor und nach der Geburt, Stilltechnik, künstliche Ernährung usw. behandelt. Die Behandlung des Säuglings wird von den Teilnehmerinnen an einer Übungsgruppe geübt. Besuch des Städtischen Kinderheims und Beobachtung der Kinder des angeschlossenen Tagesheims unterstützen den theoretischen Teil. Eine Ärztin bespricht ausführlich Säuglings- und Kinderkrankheiten, eine Erziehungsfürsorgerin spricht über Erziehungsfragen der kleinsten und älteren Kinder. Sonderkurse zur Selbsterstellung von einfachem und geschmackvollem Spielzeug durch die Mütter sind gleichfalls von Nutzen. Im Tagesheim für Säuglinge und dem gleichfalls der Mutterschule angeschlossenen Kindergarten werden den Frauen auf Wunsch Praktikantinnenplätze überlassen. Allmonatlich stattfindende Mütterabende sorgen für ständige Anregung der ehemaligen Teilnehmerinnen. Kurse über Familienrecht werden auch von Männern stark besucht, wie überhaupt die Teilnahme der Väter, ihr Interesse, ihr Verlangen nach teilweiser Zulassung bemerkenswert und erfreulich ist. In einem Bericht heißt es: „Man muß heute manchmal davor warnen, die Erziehung als eine Art Monopol der Mütter zu betrachten. Es handelt sich um die Lösung einer gemeinsamen Lebensaufgabe, und es ist das schönste Zeugnis für die Stuttgarter Mutterschule, daß sie es versteht, auch den Vätern Anregung zu geben.“

Eine ebenso wichtige Einrichtung wie die Mutterschulen bilden für das Gedeihen der Kleinsten

die Kinderkrippen,

welche namentlich im neuen Rußland jetzt überall zu finden sind. Das Sowjetgesetz enthält eine Bestimmung, nach der es der Mutter, die auf Arbeit geht, streng verboten ist, ein Kind unter sieben Jahren während ihrer Arbeitszeit zu Hause oder bei Nachbarn zu lassen. Die Kinder müssen der Kinderkrippe der Fabrik oder der Institution, für die die Mutter arbeitet, übergeben werden. Dort wird das Kind nach seiner Einlieferung

gewaschen und erhält Krippenkleidung. Die jüngeren Kinder werden durch Spiele nach dem Montessorisystem unterhalten und ruhen morgens und abends zu bestimmten Zeiten auf Betten aus. Die älteren Kinder werden für den Kindergarten vorbereitet. Es ist Pflicht des Kinderwohlfahrtskomitees, dafür zu sorgen, daß diese Bestimmungen durchgeführt werden.

Angeichts des bisherigen Mangels an Mutterschulen und Kinderkrippen im Deutschen Reich im Gegensatz zu der grundlegenden Bedeutung, welche die richtige Behandlung des Neugeborenen und Säuglings für das ganze Leben des Menschen hat, wollen wir hier noch die kurzen Anweisungen folgen lassen, welche das obenerwähnte, von der preußischen Medizinalverwaltung herausgegebene Krankenpflegelehrbuch über „Das Anlegen des Kindes“ und „Die Pflege des Neugeborenen“ gibt. Ihre gewissenhafte Befolgung würde die bei uns noch immer recht erhebliche Säuglingssterblichkeit sicherlich so weit herabdrücken, daß nur noch die wirklich lebensuntauglichen Kinder dem Gesetz der natürlichen Auslese erliegen.

Über das Anlegen des Kindes sagt das Krankenpflegelehrbuch:

„1. Das erste Anlegen des Kindes soll vorgenommen werden, nachdem sich die Mutter völlig ausgeruht hat, am besten etwa zwölf bis vierundzwanzig Stunden nach der Geburt. Selbst wenn noch nicht viel Milch zufließt, soll das Kind angelegt werden, sobald es Verlangen nach Nahrung zeigt, denn der Reiz, den das Saugen ausübt, regt die Brüste zu reichlicherer Milchabsonderung an. Das Kind verlangt am ersten oder zweiten Tage nur wenig Nahrung und schläft viel. Der starke Milchzufluß findet gewöhnlich am zweiten oder dritten Tage nach der Geburt unter schnellem Anschwellen der Brust statt.

2. Das Kind soll von Anfang an regelmäßig alle drei bis vier Stunden angelegt werden, mit einer nächtlichen Pause von sechs bis sieben Stunden. Es bekommt daher innerhalb vierundzwanzig Stunden fünf bis sechs Mahlzeiten. Diese Regelmäßigkeit ist wichtig für das Gedeihen des Kindes und für die Ruhe der Mutter. Nur schwächliche Kinder, die wenig Nahrung bei jeder Mahlzeit zu sich nehmen, müssen öfter (alle zwei Stunden) angelegt werden. Bei ihnen darf die nächtliche Pause in den ersten zwei Wochen nur vier bis fünf Stunden lang sein. Zum Zweck der Nahrungsaufnahme dürfen die Kinder unbesorgt aus dem Schläfe geweckt werden.

3. Vor dem Anlegen müssen sich Wöchnerin und Pflegerin die Hände gründlich waschen. Sodann wird die Brustwarze sehr vorsichtig mit reinem Wasser abgewaschen. Nachdem sich die Wöchnerin etwas auf die Seite gelegt hat, an der sich die Brust befindet, die gereicht werden soll, gibt ihr die Pflegerin das Kind in den Arm derselben Seite. Dann umfaßt die Mutter mit dem Zeige- und Mittelfinger der anderen Hand die Brustwarze in der Art, daß sie diese samt dem Warzenhofe zwischen den Fingern hervordrängt, um sie dem Kinde in den Mund zu schieben. Solange das Kind saugt, bleiben die Finger der Mutter an der Warze liegen, um diese von der Nase des Kindes zurückzuhalten und um die Warze vorzuschieben, sobald das Kind sie losläßt. In den ersten Tagen darf keine Beinahrung gereicht werden, höchstens etwas schwach gesüßter Fencheltee, um dem Flüssigkeitsbedürfnis zu genügen. Bevor man sich entschließt, verdünnte Milch als Beinahrung zu geben, ist der Arzt zu fragen.

4. Beim Anlegen des Kindes wird für eine Mahlzeit immer nur eine Brust gereicht, und zwar abwechselnd. Sobald das Kind satt ist und nicht mehr trinkt, sondern nur die Warze im Munde hält, soll es fortgenommen und in sein Bettchen gebracht werden. Das Kind bekommt durch das Saugen ohne Trinken (Nuckeln) leicht Erbrechen und saugt die Warzen wund. Nach dem Trinken soll das Kind auf die Seite gelegt werden, damit die Milch, die aus dem Munde wieder abfließt, ohne Schaden für das Kind ablaufen kann.

5. Die Haltung der mütterlichen Brust muß durch zweckmäßige, nicht pressende Kleidung unterstützt werden. Beim Anlegen soll die Brust nicht unnötig entblößt sein. Nach dem Stillen schütze die Pflegerin die Brust durch ein übergelegtes Flanelltuch vor Durchnässung mit ausfließender Milch.

6. Die Pflege der Warzen während des Nährgeschäftes besteht in der vorsichtigen Waschung vor und nach jedem Trinken des Kindes. Niemals darf eine Brustwarze mit unreinen Händen angefaßt werden. Im allgemeinen genügt das Abwaschen mit abgekochtem und abgekühltem Wasser und einem reinen, öfter abgekochten Läppchen (nicht Schwamm).

7. Wundgesogene Warzen bereiten der Wöchnerin große Schmerzen und können den Anlaß zu schweren Entzündungen oder Vereiterungen der Brüste geben. Die Heilung ist oft schwierig, weil das Kind die Warze immer von neuem wundsaugt. Zum Schutze lege man kleine Hütchen aus Gummi, sogenannte Warzenhütchen, auf, an die sich das Kind nach einigem Sträuben gewöhnt. Bei zu flachen Warzen empfiehlt es sich, von vornherein Warzenhütchen zu verwenden. Diese müssen sauber gehalten und vor jedem Gebrauch ausgekocht werden.

8. Stellen sich Schmerzen oder Anschwellungen in den Brüsten ein, so hat die Pflegerin dies, auch wenn die Schmerzen inzwischen vergangen sind, dem Arzt oder der Hebamme mitzuteilen.

9. Bei ungenügender Milchabsonderung ist die Ernährung der Wöchnerin durch vermehrten Genuß von Milch, Milchkakao oder Mehlsuppen zu verstärken. Bei zu reichlichem Milchzufluß (Hartwerden der Brüste), der besonders bei nichtstillenden Frauen oder beim frühzeitigen Absetzen der Kinder eintritt, ist die Darreichung von Suppen zu vermeiden und das Getränk möglichst einzuschränken. Die Brüste sind hochzubinden, auch ist für reichlichere Stuhlentleerung zu sorgen.*

Über die Pflege des Neugeborenen sagt die nämliche Quelle:

„1. Das Kind soll, wenn möglich, im ersten Lebensjahre täglich gebadet werden. Die Wärme des Wassers wird mit dem Badethermometer festgestellt, sie soll vierunddreißig Grad nicht übersteigen. Man legt das Kind so in das Bad, daß die Schultern ganz vom Wasser überspült werden, das Gesicht aber frei bleibt. Das Gesicht und besonders die Augen des Kindes sollen nicht im Bade, sondern vorher mit einem in reines Wasser getauchten Wattebausch oder einem reinen nassen Läppchen gereinigt werden. Man hält das Kind im Bade entweder so, daß man sein Genick zwischen den voneinandergespreizten rechten Daumen und Zeigefinger faßt, während der Handteller den Nacken stützt, oder man umgreift die abgewandte Schulter des Kindes mit der rechten Hand so von hinten her, daß die Finger in der Achselhöhle des Kindes und an dessen Brustwand, der Daumen auf der Schulter liegen. Der Handteller stützt den Rücken, das Handgelenk das Genick des Kindes. Zum Waschen braucht man am besten Watte oder ein weiches leinenes Tuch. Die Dauer des Bades beträgt höchstens fünf Minuten.

2. Jegliches Auswaschen des Mundes ist streng verboten, da hierdurch in jedem Falle Verletzungen der Mundschleimhaut entstehen können. Die Reinigung des Mundes vollzieht sich beim gesunden Kinde ohne unser Zutun.

3. Der Nabelschnurrest trocknet am schnellsten ein, wenn er unmittelbar nach jedem Bade mit sterilen, trockenen Mullkompressen bedeckt wird. Man befestige die Komresse mit einigen Touren einer sterilen Mullbinde. Sind sterile Kompressen nicht zu beschaffen, so koche man Leinenläppchen aus und plätte sie nach dem Trocknen mit einem möglichst heißen Eisen. Die Läppchen müssen sauber aufbewahrt werden. Auch nach dem Abfallen des Nabelschnurrestes ist die Nabelstelle bis zur völligen Übernabung zu verbinden. Die

Verwendung von Stecknadeln zum Zustecken der Binden ist wegen der Möglichkeit einer Verletzung unzulässig. Entweder knüpfe man die Bindenden oder benutze Sicherheitsnadeln. Bei dem Verband ist jede Zerrung der Nabelschnur zu vermeiden; er wird täglich nach dem Bade erneuert, bis der eingetrocknete Nabelschnurrest ungefähr am fünften Tage abgefallen und die Nabelwunde vollkommen übernarbt ist. Nachblutungen darf nur der Arzt behandeln.

4. Die Bekleidung soll das Kind warm halten, ohne es an der Bewegung der Gliedmaßen oder gar an ausgiebigen Atembewegungen zu hindern. Festes Einwickeln mit dem Wickelbände, wobei dem Kinde nicht einmal die Arme freigelassen werden, ist schädlich. Das Kind erhält ein von hinten offenes Hemdchen und Jäckchen zum Zubinden; der übrige Körper wird in Windeln und außerdem in ein Flanelltuch gehüllt. Dieses kann durch eine breite Binde locker befestigt werden.

5. Das Kind muß seine eigene Lagerstätte haben, die nicht zu nahe dem Bett der Mutter aufzustellen ist. Niemals darf es im Bett der Mutter oder der Amme länger bleiben, als zum Trinken unbedingt nötig ist, da es im Schlaf hinausgeworfen oder erdrückt werden könnte. Das Bett soll gegen Zugluft und Ofenhitze geschützt sein. Vor dem Hineinlegen des Kindes wird das Bett mit der Wärmflasche erwärmt; diese darf aber nicht bei dem Kinde im Bett liegen bleiben, da zu große Wärme nachteilig ist und Ausschläge veranlassen kann.

6. Der Säugling soll in seinem Bettchen öfter die Lage wechseln. Erbricht das Kind, so lege man es auf die Seite, damit das Erbrochene nicht in den Kehlkopf fließt. Andererseits muß darauf geachtet werden, daß das Kind nicht so weit nach vorn herüberfällt, daß es durch Aufliegen auf Mund und Nase in Erstickungsgefahr gerät. In den ersten vier Wochen soll der Säugling nur dann aus dem Bett genommen werden, wenn er trockengelegt, gebadet oder gestillt werden soll. Wiegen, Schaukeln und Herumtragen verwöhnen das Kind und können ihm schädlich werden.

7. Um das Wundwerden des Kindes zu verhindern, sind ihm im täglichen Bade alle Hautfalten an den Schenkeln und am Halse gut auszuwaschen und mit Sorgfalt auszutrocknen. Durch Einstauben mit einem vom Arzt zu verordnenden Puder kann die Trockenheit der Haut an dieser Stelle erhöht werden. So oft das Kind sich naß gemacht hat, lege man es trocken. An Reinlichkeit gewöhnte Kinder zeigen bald durch Unruhe an, wenn sie naß oder schmutzig sind. Tritt Wundsein auf, so ist das Kind in ärztliche Behandlung zu geben, ebenso wenn sich ein Ausschlag auf der Kopfhaut (von den Kindsfrauen Milchschorf genannt) einstellt, falls er sich nicht durch Reinlichkeit schnell beseitigen läßt."

Zieht man das Kind mit der Flasche groß, so soll der Sauger aus braunem Gummi, nicht aus grauem Kautschuk bestehen, das zuweilen Arsenik enthält. Das Loch in der Spitze muß mit einer glühenden Nähnadel eingebohrt werden; es darf weder zu groß noch zu klein sein, so daß die Milch, wenn man die Flasche schräg nach unten hält, langsam herausträufelt. Die Pfropfen sind peinlich sauber zu halten. Sofort nach dem Trinken müssen sie von den Flaschen abgezogen, in abgekochtem Wasser ausgespült und in reinem, gekochtem Wasser aufbewahrt werden. Lutschpfropfen – auch Schnuller oder Zulp genannt – als Beruhigungsmittel sind möglichst zu vermeiden (wenn auch Wilhelm Busch singt: „Schön schmeckt des Schnullers Süßigkeit“). Immerhin sind sie, mit einem großen Horning versehen, der sie vor dem Verschlucktwerden, und einem Halsbändchen, das sie vor dem Herunterfallen und Beschmutztwerden schützt, den Lutschingern vorzuziehen, an denen sich durch die Dauerwirkung des Speichels leicht Entzündungen bilden können.

Wenn es der Raum gestattete, würden wir uns noch des näheren auslassen, wie die immer mehr erwachende Körperseele des Kindes im ersten Lebensjahr behütet werden soll. Doch sind uns auch hier Schranken gezogen, die wir um so mehr innehalten können, als auch hinter ihnen ein anderes Lehrgebiet liegt, das in den letzten Jahren einen großen wissenschaftlichen Aufschwung zu verzeichnen hat: die Kinderkunde und die Kinderheilkunde. Eine stattliche Anzahl vortrefflicher Werke stehen hier einer Mutter, die ihre Aufgabe ernst nimmt, zur Verfügung, und kein Ehemann sollte versäumen, das eine oder andere seiner Gattin bereits während der Verlobungszeit auf den Gabentisch zu legen, den er ihr gelegentlich bereitet. Nur eines sei hervorgehoben, das so selbstverständlich ist und doch von vielen so wenig beachtet wird: *Der Mensch ist ein Licht-, Luft- und Bewegungsgeschöpf*. Dieses Lebenselement darf ihm nicht, wie es so oft durch Wickelbänder, Stechkissen, dicht verhängte Kinderwagen usw. geschieht, verkümmert werden, sonst wird das von Natur muntere Menschenkind bald ein grantiger Griesgram, der mit seinem Schreien und seinen unausgesprochenen Anforderungen das ganze Haus bei Tag und Nacht tyrannisiert und in dauernde Unruhe versetzt. Nichts ist gesünder für Säuglinge, als mit freien Gliedern in hellem Sonnenschein zu spielen. Die berühmten Wickelkinder aus feinglasierter Terrakotta von Andrea della Robbia (1437 – 1528; meist werden sie fälschlich seinem Onkel Luca della Robbia [1391 – 1482] zugeschrieben) in den Medaillons am Findelhouse zu Florenz, von denen sich in fast allen Säuglingsheimen der Welt „kitschige“ Nachbildungen finden, mögen vom ästhetischen Gesichtspunkt die Bewunderung verdienen, die man ihnen seit fünf Jahrhunderten zollt, vom hygienischen Standpunkt verdient ihr gehemmter Bewegungsdrang nur Mitleid. Auch die vielfach von Müttern in die Windeln gesteckten Gummieinlagen hindern den Luftzutritt und führen dadurch erst recht das lästige (meist aus zu langem Naßliegen entstehende) Wundsein herbei, zu dessen Bekämpfung sie gebraucht werden. Ebenso unzuweckmäßig sind die mit Wachstuch ausgeschlagenen Kinderwagen, in denen sich mangels durchstreichender Luft zuviel Feuchtigkeit niederschlägt. Die beste Bettstatt für den Säugling, in der er den weitaus größten Teil des ersten Lebensjahres verbringt, ist weder die altmodische Wiege noch der neumodische Kinderwagen, sondern ein sauberer Waschkorb oder eine emaillierte Kinderbettstelle.

Mit Ergriffenheit verfolgt eine liebevolle Mutter die körperliche und geistige Entwicklung ihres Kindes, wie sie in seiner Mimik und Gestik, seinem Mienenspiel und der Bewegung der Ärmchen und Beinchen ihren Ausdruck findet. Mit großer Freude wird schon in den ersten sechs bis acht Wochen das erste Lächeln begrüßt und gleichzeitig festgestellt, daß vorgehaltene Gegenstände die Aufmerksamkeit des Kindes erregen. Im dritten Monat vermag das Kind schon den Kopf frei zu halten und bald auch oft gesehene Personen wiederzuerkennen. Die feineren Handbewegungen des Greifens pflegen sich im fünften Monat einzustellen, und im sechsten Monat sitzen die meisten gut entwickelten Kinder schon stramm ohne Stütze.

Das biogenetische Grundgesetz, nach dem jedes Wesen bis zu jeder Entwick-

lungsstufe alle Vorstufen durchläuft, auf welcher unter ihm stehende Lebewesen stehengeblieben sind, hört nicht etwa mit der Geburt auf, sondern setzt sich durch die Kindheit und Jugend hindurch bis zum völligen Abschluß der Entwicklung jedes Einzelwesens fort. So gibt es auch im Leben jedes Menschen eine Zeit, in der er, bevor er aufrechtstehen und gehen lernt, wie ein Tier „auf allen vieren“ geht.

Das Kriechstadium

beginnt gewöhnlich in der zweiten Hälfte des ersten Jahres und erstreckt sich über sechs Monate. Man soll es nicht abkürzen. Je länger ein Kind herumkriecht, um so besser und gleichmäßiger entwickeln sich seine zarten Muskeln und Knochen, und um so weniger werden unter der verhältnismäßig schweren Last des Rumpfes die krummen Beine (Säbelbeine, O- und X-Beine) entstehen, welche man so häufig bei Kindern und, da sie sich keineswegs immer später strecken, auch bei Erwachsenen findet. Meist beginnen die Kriechbewegungen auf der Wickelkommode; es empfiehlt sich, sie bald auf den sicheren, möglichst mit einem großen, sauberen Laken bedeckten Fußboden zu verlegen. Doch soll man lieber die ersten Aufstehgelüste mit sanfter Hand niederzuhalten suchen, als allzu ungeduldig auf den ersten selbständigen Schritt warten. Es genügt vollkommen, wenn das Kind erst mit eineinhalb Jahren „in Gang kommt“; auch hier ist allerdings der individuelle Spielraum groß, und als abnorm kann es erst gelten, wenn das Kind am Ende des zweiten Jahres noch keinerlei Neigung zum Gehen zeigt.

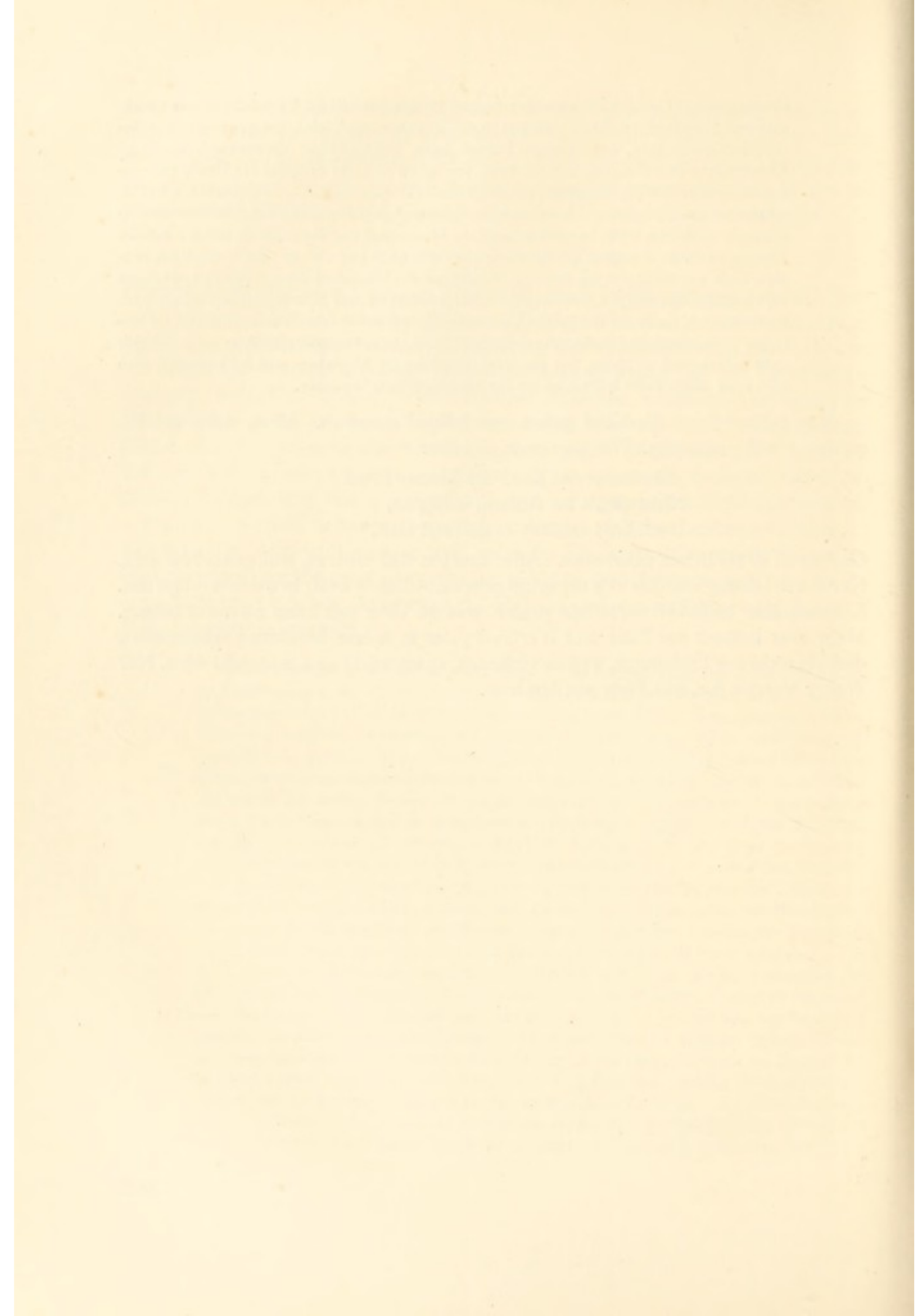
In neuerer Zeit, in der neben übertriebener Sportbegeisterung (ein großer Boxer gilt im Volke heute mehr als ein großer Gelehrter) auch der Sinn für gymnastische Körperkultur gewachsen ist — und in der Tat, wie sich Körper und Seele in innigster Wechselbeziehung zueinander entwickeln, soll auch die körperliche und seelische Ausbildung stets Hand in Hand gehen —, ist ein früherer Offizier und Lehrer an der Preussischen Militärturnanstalt Detleff *Neumann-Neurode*, auf den Gedanken gekommen, schon in ganz frühem Kindesalter (im fünften Monat) mit gymnastischen Übungen zu beginnen. Er hat mehrere kleine Bücher herausgegeben, eines betitelt „Kindersport“ (1926 bei Quelle & Meyer, Leipzig), ein anderes „Säuglingsgymnastik“ (7. Auflage 1926), die beide von hervorragenden Kinderärzten mit Geleitworten versehen sind; das eine von dem Geh. Med.-Rat Prof. Dr. *Heubner* (des unvergeßlichen Henoch trefflichem Nachfolger an der Charité), das andere von Prof. Dr. *Leo Langstein*, dem Direktor der Reichsanstalt zur Bekämpfung der Säuglings- und Kleinkindersterblichkeit. *Langstein* hat in seiner Anstalt die Vorschläge und Übungen *Neumann-Neurodes* einer Prüfung unterzogen und schreibt darüber: „Auf Grund unserer Erfahrungen läßt sich sagen, daß bei den Säuglingen im allgemeinen sich der Gesundheitszustand besserte, die statischen Funktionen oft schnelle Fortschritte machten, von Tag zu Tag die Bewegungsfreude und Sicherheit in der Ausführung der Bewegung zunahm. Natürlich müssen die Übungen von geübter Hand ausgeführt werden. Im allgemeinen kann man sehr wohl im sechsten Monat mit den Übungen beginnen. Sie scheinen geeignet zu sein, eine günstige Wirkung auf die Stellung und Haltung der Knochen auszuüben und einen zweckmäßigen Reiz für das Wachstum zu bilden. . . . Es wird für Säuglinge von Vorteil sein, wenn jede Mutter sich täglich fünf bis zehn Minuten Zeit nimmt, das Muskelsystem ihrer Kinder durch die angegebene Gymnastik zu stärken. Unsere Be-

strebungen zur Gesunderhaltung der Jugend erfahren durch die Vorschläge einer zweckmäßigen Säuglingsgymnastik eine wertvolle Bereicherung.* Ich selbst habe ebenfalls Gelegenheit genommen, den Übungen beizuwohnen, welche Major *Neumann-Neurode* an Kleinkindern und Säuglingen (und zwar jetzt schon in recht erheblichem Umfange) vornimmt. Namentlich die Säuglingsgymnastik setzt in Erstaunen durch die ungeahnten Kräfte, welche in einer so zarten Menschenblüte bereits vorhanden sind. Bei den Kleinkinderübungen wiederum wirkt herzerfrischend die Munterkeit und Freudigkeit, mit der sich die Kleinen zu ihnen drängen. Ich bin überzeugt, daß nicht nur für die rein körperliche, sondern auch vor allem für die seelische Entfaltung des Menschen die mit diesen Leistungen verbundene frühzeitige Gewöhnung an Selbständigkeit und Selbstvertrauen von hohem Werte sind — denn auf das rechte Vertrauen zu sich selbst kommt es an, um das für das Leben so verhängnisvolle Minderwertigkeitsgefühl beizeiten zu vertreiben oder erst gar nicht aufkommen zu lassen. Da die Verkrampfung im Menschen sehr früh einsetzt, muß man auch schon recht frühzeitig mit der Entkrampfung beginnen.

Nur fallend lernt das Kind gehen, nur lallend sprechen. Alles, selbst die Ernährung, will geübt sein. Wie sagt doch *Goethe*:

„So nimmt das Kind der Mutter Brust
Nicht gleich im Anfang willig an,
Doch bald ernährt es sich mit Lust.“

Und so ist es im Leben überhaupt. Alles Ererbte will erobert, will erworben sein. Nur durch Übung wandelt sich die mitgegebene, ruhende Kraft in die lebendige um. Erziehen aber heißt Hervorziehen dessen, was ist. Über sich kann niemand hinaus. Meist aber kommt das Edle und Wertvolle, das in jedem Menschen schlummert, deshalb nicht zur Entfaltung, weil es verkannt, unterdrückt und zerdrückt wird. Nur Wahre werden frei, nur Freie werden froh.



XVIII. KAPITEL

Fruchtbarkeit und Zeugungswille

Das Bevölkerungsproblem

Motto:

Savoir c'est prévoir,
prévoir c'est prévenir.

A. Comte



Wie kommt es, daß trotz des unvergleichlich hohen Glückes der Mutterschaft, das dem Dichter und Naturforscher Adalbert von *Chamisso* (1781 – 1838) die Verse:

„Nur die da säugt, nur die da liebt
Das Kind, dem sie die Nahrung gibt,
Nur eine Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich sein“,

und dem Dichterarzt Ludwig *Finckh* (geb. 1876) die Worte eingab: „Das Kind macht die Frau zum vollkommenen Menschen“, die Furcht vor der Befruchtung heute mehr denn je durch die Lande schleicht? Hinter dieser Angst aber lauert „das Gespenst des Geburtenrückgangs“, das seit mehreren Jahrzehnten viele Patrioten (von patria = Vaterland; Patriotismus ist eine Form des Gruppenegoismus, womit weder für noch gegen ihn etwas gesagt sein soll) mit banger Sorge um ihre Völker erfüllt. Liegt hier eine biologische oder eine soziologische Erscheinung vor? Hat sich die Zeugungskraft oder der Zeugungswille der Menschen verringert, handelt es sich um eine Abnahme oder um eine Zunahme des sexuellen Verantwortungsgefühls, welches der Mensch sich selbst, seinen Mitmenschen und, ob er will oder nicht, auch denen gegenüber besitzt, die er „in die Welt setzt“? Diese Fragen sollen uns in diesem Kapitel beschäftigen. Wir wollen sie wie die übrigen Sexualfragen ruhig und sachlich „ohne Scheuklappen“ betrachten, in der Überzeugung, daß diejenigen, die entgegengesetzte Anschauungen vertreten, von den gleichen guten Absichten getragen sind wie wir selbst. Wenn man doch endlich so weit käme, einzusehen, daß Meinungsverschiedenheiten viel häufiger auf objektiver Schwierigkeit als auf subjektiver Schlechtigkeit beruhen! Wie weit wir heute noch von dieser Erkenntnis entfernt sind, zeigt uns recht deutlich der Kampf auf den geschlechtlichen Gebieten, über die wir in den noch folgenden Teilen dieses Buches Bericht erstatten wollen.

Diesem Kapitel setzen wir als Leitwort einen bekannten Ausspruch des Begründers des philosophischen Positivismus (das ist die philosophische Richtung, welche nur in dem unmittelbar Wahrgenommenen die sicheren Grundlagen des Seins, Wissens, Erkennens und Handelns erblicken will), des Mathematikers August *Comte* (1798 bis 1857) voran, eine Sentenz (= Meinung), die sich sinn- und formgemäß etwa so verdeutschen ließe: *Einsicht ist Voraussicht, Voraussicht ist Vorsicht*. Warum wohl? Weil die Menschen, seitdem sie über die Ursachen ihrer Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit wissend wurden, auch beides, zum Unterschied von den Pflanzen und Tieren, zu beeinflussen und zu beherrschen suchten. Namentlich nachdem sie sich zu einer Gemeinschaft erhoben hatten, waren sie unablässig bemüht, Mittel zu finden, mit denen sie je nachdem die Fruchtbarkeit oder die Unfruchtbarkeit mehren oder min-

dern, beschränken oder fördern könnten. Wissen und Wissenschaft wurden auch auf dem Gebiet der Geburtenregelung der Weg ins Freie, von dem es, wenn er erst einmal beschritten ist, kein Zurück mehr in die Enge und Dunkelheit der Unwissenheit gibt, sowenig wie für die Frucht, die durch die Lösung von der Nabelschnur bewegungsfrei geworden ist, eine Rückkehr in den Mutterleib möglich ist.

Von der Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Einzelwesen hängt es ab, wieviel Exemplare es insgesamt von jeder Art gibt. An und für sich sind alle Geschöpfe, Pflanzen, Tiere und auch der Mensch, mit einer so unbegrenzten Fortpflanzungsmöglichkeit ausgestattet, daß jede einzelne Art (von Tierarten wurden allein bisher drei viertel Millionen verzeichnet), wenn ihrer Fortpflanzung keine natürlichen oder künstlichen Schranken auferlegt wären, binnen wenigen Generationen die ganze Erdoberfläche erfüllen würde. Überall aber klafft zwischen Zeugungsmöglichkeit und Zeugungswirklichkeit ein ungeheurer, unüberbrückbarer Spalt.

Nur wenige Beispiele aus dem Tierreich mögen dies erhärten: Bei einem einzigen Fisch sind beispielsweise 50 Millionen Enkel keine Seltenheit bei einem Karpfen von $4\frac{1}{2}$ Kilogramm Gewicht zählte die Biologische Versuchsstation in Münster einmal 1 662 680 Eier. Würden bei einem Stör sämtliche Eier befruchtet werden und bei deren Nachkommen wiederum, so würden die Urenkel eines einzigen Störs insgesamt bereits an Kaviar (das sind die Eier des Störs) das Volumen (= Rauminhalt) der Erde übertreffen. Ein anderes Beispiel: Eine Termitenkönigin legt alle zwei Sekunden ein Ei, täglich also 43 200 Eier. Diese Tätigkeit unterbricht sie während ihres etwa zehnjährigen Lebens nicht einen Augenblick. Man berechne sich, was dabei „herauskommt“. Ein einziges Mottenweibchen bringt als Stammutter von vier Geschlechtern innerhalb eines einzigen Jahres rund 500 000 Raupen hervor, durch die 48,9 Kilogramm, also fast ein Zentner Wollmaterial der Vernichtung anheimfallen. In dem gleichen Zeitraum, in welchem ein menschliches Weib nur einen Nachkommen austrägt, bringt ein in ihm nistender Bandwurm 40 Millionen Eier, ein anderer seiner Parasiten, der Spulwurm, gar 30–60 Millionen Eier hervor. Nicht minder groß ist die Vermehrung der vielen in uns hausenden Spaltpilze (Bakterien), die anzunehmen scheinen, der Mensch sei ihretwegen da, wie wir glauben, die Erde sei unserer wegen da. Professor *Neuberg* vom Institut für Biochemie in Berlin stellte in einem Vortrage, den er über „die Leistungen der Kleinlebewesen im Dienste der Menschen“ hielt, fest, daß „die bei idealer Nahrungszufuhr und unbegrenztem Raum aus einem einzigen, ein billionstel Gramm wiegenden Bakterium innerhalb 24 Stunden hervorgehende Nachkommenschaft die ungeheure Zahl von einer Billion mal 79 230 Billionen Zellen beträgt“. Diese Masse wiegt 100 000 Billionen Gramm oder 100 Milliarden Tonnen. Alle Güterwagen der Welt wären nicht imstande, diese Bakterienlast fortzuschaffen. Dasjenige Tier, das sich von allen am langsamsten vermehrt, ist der Elefant, der erst mit 30 Jahren fruchtbar wird. Gleichwohl würden von je einem einzigen Paar, wenn es sich ungehindert fortpflanzen würde, in 300 Jahren 15 Millionen Elefanten abstammen. Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Wir wollen aber nur noch aus dem Pflanzenreich ein allerdings besonders großes Fruchtbarkeitsbeispiel anführen. Im Herbst erblickt man in unseren Breiten gelegentlich auf feuchten Wiesen einen kugelförmigen Pilz, der durchschnittlich kohlkopfgroß ist, aber auch den Durchmesser eines halben Meters erreichen kann. Es ist der Riesenbovist. Wenn er zur Reifezeit platzt oder man seine Hülle zerstört, entweicht der gesamte Inhalt in Gestalt einer braunen Staubwolke, die aus den Sporen dieses Pilzes besteht. Die einzelne Spore ist für das menschliche Auge unsichtbar klein. Nun hat aber

ein Schweizer Forscher die mikroskopisch meßbare Größe der Sporen festgestellt und berechnet, daß ein einziger Riesenbovist sieben und eine halbe Billion, also 7500000 Millionen Sporen enthält. Wenn jede dieser Sporen keimte und nur einen Fruchtkörper von mittlerer Größe entwickelte, würde *die Masse dieser Pilze schon in der zweiten Generation achthundertmal die Erde an Größe übertreffen*.

In Wirklichkeit haben natürlich so gewaltige Vermehrungen eines Einzelwesens oder einer einzelnen Art nie und nirgends stattgefunden. Die übergroße Mehrzahl aller Lebewesen geht als Keime, Früchte oder Junge vorzeitig zugrunde. Nur ein winziger Bruchteil bleibt erhalten. Alles, was lebt, lebt von der Vernichtung pflanzlichen oder tierischen Lebens. In welchem Maße selbst Vegetarier, ohne es zu ahnen, tierische Geschöpfe zu sich nehmen, wurde mir klar, als ich in der Biologischen Anstalt zu Peterhof am Finnischen Meerbusen unter dem Mikroskop eine Unzahl winziger Insekten sah, die, dem unbewaffneten Auge unsichtbar, auf und in einer einzigen Erdbeere wohnen. Wovon die schließliche Gesamtzahl der Einzelwesen abhängt, hat uns Charles *Darwin* (1809–1882) in seiner Lehre vom Kampf ums Dasein gezeigt. Zu fast poetischer Schönheit erhebt sich seine schlichte Naturschilderung, wo er diesen Kampf wie folgt beschreibt: „Wenn wir an einem lauen Sommerabend hören, wie die Vögel um uns her sorglos ihren Gesang erschallen lassen und die ganze Natur Ruhe und Heiterkeit zu atmen scheint, so denken wir nicht daran, wie dieses nur durch eine stete und großartige Zerstörung von Leben möglich ist, indem die Vögel sich von Insekten und Pflanzensamen nähren; wir denken auch nicht daran, daß die Sänger, die wir hören, nur die wenigen Überlebenden von so vielen ihrer Brüder sind, welche den Raubvögeln oder den Tieren, die ihren Eiern nachstellen, oder den Unbilden der Witterung, dem Nahrungsmangel, der kalten Jahreszeit usw. zum Opfer fielen.“

Auch dem Menschengeschlecht wohnt an und für sich die Fähigkeit zu ganz erstaunlicher Vermehrung inne. Nehmen wir einmal mit der Bibel an, es hätte in Urzeiten tatsächlich einmal ein erstes Menschenpaar gegeben, von dem einzig und allein alle Menschen (also auch alle Völker und „Rassen“) abstammten, so würden die Nachkommen von Adam und Eva bei völlig schrankenloser Weiterzeugung längst so zahlreich sein, daß die Erde sie weder ernähren noch beherbergen könnte. Wir selbst haben es ja im vorigen Jahrhundert in Deutschland erlebt, in wie kurzer Zeit sich die Einwohnerzahl eines Landes verdoppeln kann. Diese Steigerung vollzog sich zwischen den beiden Kriegen, die das französische und das deutsche Kulturvolk miteinander führten. 1870 hatten beide Länder rund 36 Millionen, bis 1914 hatte es Deutschland trotz Auswanderung von fast 3 Millionen auf nahezu 70, Frankreich infolge des bei ihm bereits weit verbreiteten Zweikindersystems trotz Zuwanderung von etwa 1½ Millionen Köpfen nur auf knapp 40 Millionen Einwohner gebracht. Dieses Beispiel sollte auch jene zahlreichen Bevölkerungspolitiker, die sich im letzten Grunde von militaristischen Gesichtspunkten leiten lassen, stutzig machen (*Friedrich der Große* sagte einmal: „Ein kalter Winter bringt dem Lande viel Soldaten“, und *Moltke*: „Die Franzosen verlieren mit ihrer Kinderverarmung jeden Tag eine Schlacht“). Als Deutschland nicht mehr Einwohner hatte als Frankreich, siegte es, als es doppelt so viele hatte, nachdem es sich sechsmal so stark wie Frankreich vermehrt hatte, wurde es besiegt; gewiß wird man einwenden, weil sich die halbe Welt mit Frankreich verband, aber muß mit solchen „Summierungen“ nicht immer ge-

rechnet werden? Stand doch schon im Siebenjährigen Krieg dem kleinen Preußen, der vielverspotteten „Berliner Wachtparade“, die gewaltige Übermacht von Österreich, Frankreich und Rußland gegenüber, mit der Friedrich II. fertig wurde, so wie schon im Altertum das kleine Hellas das große Persien und in der Neuzeit das kleine Japan das große Rußland und das noch größere China schlug. Nein, die Masse allein tut es nicht, nicht einmal im Kriege, geschweige denn im Frieden.

Sehr lehrreich ist vom Standpunkt der Bevölkerungsbewegung aus ein Vergleich Deutschlands und Frankreichs in und nach dem Weltkrieg. Bis zum 1. Januar 1920 hatte Frankreich durch den großen Krieg einen Geburtenausfall von 1,4, Deutschland von 3,3 Millionen zu verzeichnen (unter Zugrundelegung der letzten Geburtenziffern vor dem Kriege). Auf dem Schlachtfeld ließ Frankreich 1,4 Millionen, Deutschland etwas über 2 Millionen Tote zurück. Die überdurchschnittliche Sterbeziffer wird für Frankreich auf etwa $\frac{1}{2}$ Million geschätzt, während die Zahl der „Blockadeopfer“ in Deutschland etwa 1,1 Millionen Personen betrug. Alles in allem ergibt sich somit für Frankreich ein Gesamtverlust von 3,5, für Deutschland von 6,5 Millionen Menschenleben durch den Weltkrieg. Beide zusammen verloren also – wie tief beschämend auszusprechen für jeden wahrhaften Menschenfreund! – nicht weniger als 10 Millionen Menschen, von denen die weitaus meisten Väter der Gegenwart und Väter der Zukunft waren. Seit Kriegsschluß bis zum Jahre 1925 hat Deutschland allerdings bereits wieder um 3,5 Millionen Einwohner aufgeholt, so daß es jetzt auf dem stark geschmälernten Reichsgebiet (trotz der Kriegsfolgen, vor allem der an seelischen Zusammenbrüchen kaum zu überbietenden Inflationszeit) 63,3 Millionen Einwohner zählt, während Frankreich in dem gleichen Zeitraum (trotz Gewinns von Elsaß-Lothringen) nur von 39 Millionen am 1. Januar 1919 auf 39,6 Millionen Einwohner im Jahre 1925 gestiegen ist. Ursache hierfür ist, daß der Überschuß der Geburten über die Sterbefälle bei uns sehr viel größer ist als in Frankreich, wo zwar die Geburtenziffer unmittelbar nach dem Kriege ebenfalls emporschnellte (so daß bei verhältnismäßig niedriger Sterblichkeit 1920 dort der Geburtenüberschuß größer war als in irgendeinem Jahre seit 1871), 1922 aber bereits wieder unter den Vorkriegsstand sank.

Ein noch besseres Beispiel als Deutschland bietet uns für starke Bevölkerungszunahme im verflossenen Jahrhundert Europa. Von 1800 bis 1900 stieg die Zahl der Bewohner unseres Erdteils von 180 auf 400 Millionen, und dies trotz der immer lebhafter werdenden Auswanderung über den Atlantischen Ozean, die es zuwege brachte, daß die Einwohnerzahl der Vereinigten Staaten von Nordamerika sich von 5 Millionen im Jahre 1800 auf 75 Millionen im Jahre 1900 vermehrte. Deutschland hatte 1800: 23 Millionen, 1900: 65 Millionen Einwohner. In derselben Zeit, in der es um das Dreifache stieg (auch schon ein stattlicher Zuwachs), nahm Nordamerika um das Fünfzehnfache zu.

In den vorhergehenden Jahrhunderten haben die europäischen Volksstämme ihre Kopfzahl nur wenig vermehrt, teilweise ging sie sogar zurück. Die Tatsache, daß nach dem fehlenden Menschenzuwachs im 18. Jahrhundert und dem einzigartigen Anstieg der Bevölkerung im 19. Jahrhundert (den man wohl mit Recht auf die Erweiterung der Erwerbs- und Ernährungsmöglichkeiten im vergangenen Jahrhundert, vor allem auf die Industrialisierung Europas und die Erfassung neuer Getreidevorräte von enormem Umfang durch den Weltverkehr zurückführt) im

20. Jahrhundert ein Abebben eingesetzt hat, beweist den natürlichen Zusammenhang zwischen biologischen und soziologischen, inneren und äußeren Bedingungen. Dabei ist auch der folgende Vergleich beachtenswert: Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war Frankreich mit 27 Millionen Einwohnern das volkreichste Land Europas neben Deutschland mit nur 23, Großbritannien (einschließlich Irlands) mit 17, Italien mit rund 16 und Österreich mit etwa 13 Millionen Einwohnern. Bis 1870 nahmen unter den europäischen Volksstämmen die romanischen (Franzosen, Italiener, Spanier, Walonen usw.) an Einwohnerzahl die erste Stelle ein; ihnen folgten die germanischen Völker, denen sich die slawischen anschlossen. Im Jahre 1900 standen die germanischen mit 128 Millionen an erster Stelle, dann kamen die slawischen mit 121 und die romanischen mit 107 Millionen. Jetzt sind die slawischen Völker in Europa an die erste Stelle gerückt. Rußland, das allein im Jahre 1925 durch Geburten (trotz Aufhebung der Abtreibungsstrafen) um 5 Millionen Einwohner wuchs, zählte bei der letzten Volkszählung (1926) 145,5 Millionen Menschen. Nach der vorletzten vom 28. August 1920 betrug die Einwohnerzahl 136 275 000, und zwar für Europäisch-Rußland 105 365 000, für Asiatisch-Rußland 30 919 000. Würde sich Europa im jetzigen Tempo weiter vermehren, dann würde am Ende dieses Jahrhunderts das europäische Rußland an Einwohnerzahl das ganze übrige Europa um ein Mehrfaches überflügeln. Und hinter der slawischen Gefahr (wobei man sich erinnern mag, daß der Name der Slawen von Sklaven [englisch slaves] herrührt, weil die Völker, die sich jetzt Slawen nennen, von übermütigen Siegern zu Sklaven gestempelt wurden) taucht noch eine viel größere auf – „die gelbe Gefahr“, die schon 1895 den vormaligen Kaiser *Wilhelm II.* veranlaßte, eine von ihm entworfene Zeichnung mit der Unterschrift zu versehen: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!“

In der jüngst vom „Reichsbund der Kinderreichen Deutschlands“ herausgegebenen lesenswerten Sammelschrift „Die Kinderreichen, Deutschlands letzte Hoffnung“, äußert sich der Universitätsprofessor Dr. *Thomsen* über diese gelbe Gefahr wie folgt: „Jeder vierte Mensch auf Erden ist heute schon ein Chinese! Da noch kein Geburtenrückgang bei ihnen zu spüren und infolge ihrer Religion auch nicht zu erwarten ist, so werden die jetzt 400 Millionen Chinesen nach biologischer Berechnung um das Jahr 2200 auf etwa 2500 Millionen angewachsen sein (denen gegenüber die jetzt noch 400 Millionen Europäer auf ein Minimum zusammengeschmolzen sein werden; wenn das Zweikindersystem bei ihnen allgemeine Mode wird, auf beinahe den 27. Teil). Und wenn dann die Erde nicht mehr als diese Zahl von Menschen ernähren kann – heute ernährt sie zirka 1600 Millionen Menschen –, so wird die ganze Menschheit nur noch aus Chinesen bestehen!“ Solche Voraussagungen standen immer auf recht schwachen Füßen. Man vergleiche nur, wie wenig sich von den Prophezeiungen erfüllt hat, die der Schöpfer der Bevölkerungslehre, *Malthus* selbst, aufgestellt hat. Im übrigen zeigte gerade dieses chinesische Beispiel, daß den staatlichen Abtreibungsgesetzen (die es in China niemals gab) eine viel geringere Bedeutung für die Geburtenziffer zukommt, als theoretisch angenommen wird, eine Beobachtung, die sich in der gleichen Weise auch im neuen Rußland bestätigt hat, wo nach Aufhebung des Abtreibungsverbots die jährliche Geburtenziffer nicht nur nicht gefallen, sondern erheblich gestiegen ist (sie ist doch jetzt genau doppelt so hoch wie bei uns). Forschungsreisende berichten, daß man in China in allen größeren und kleineren Städten an den Mauern Anzeigen findet, in

denen „Mittel zur Wiederherstellung der Periode“ (die dort ebenso wie bei uns hauptsächlich Abtreibungszwecken dienen) angepriesen werden.

Alle diese Berechnungs- und Betrachtungsweisen bringen uns, so interessant sie theoretisch sein mögen, praktisch in der Bevölkerungsfrage keinen Schritt weiter, sie können sogar zu so verhängnisvollen Gedankengängen führen, wie sie der Ausspruch des französischen Staatsmannes und Arztes *Clémenceau* verriet, der im Weltkriege äußerte, „es seien nun einmal zwanzig Millionen Deutsche zuviel auf der Welt“, eine Bemerkung, die nichts an Grauenhaftigkeit einbüßt, wenn man ihr entgegenhält, daß ja Max von *Gruber*, Nachfolger des einzigen *Pettenkofer* in München, ebenfalls behauptet habe: „In Deutschland leben fünfzehn Millionen Menschen zuviel.“ — Immerhin wäre es eine würdige Aufgabe des Völkerbundes, wenn er durch ein besonderes internationales Amt für eine

b e s s e r e M e n s c h e n v e r t e i l u n g

Sorge tragen könnte. Zweifellos sind weite Strecken der Erde teils über-, teils unterbevölkert. Kanada ist beispielsweise fast ebenso groß wie die Vereinigten Staaten, von Amerika (Kanada hat etwa 8,9, die Vereinigten Staaten etwa 9,2 Mill. qkm) und hat weniger Einwohner als Bayern, Neuseeland ist umfangreicher als England und hat noch nicht halb soviel Einwohner wie Berlin, Australien beherbergt auf einer Bodenfläche, welche ungefähr die Ausdehnung Europas hat, kaum soviel Menschen wie London. Der Weltreisende *Richard Katz* berechnet, daß allein in diesen „leeren“ Ländern mit einem für weiße Menschen durchaus günstigen Klima dreihundert bis fünfhundert Millionen Menschen ihre Heimat finden könnten. Zu ähnlichen Ergebnissen gelangt man, wenn man die unterdurchschnittliche Bevölkerung riesiger Flächen in Südamerika und Afrika mit der überdurchschnittlichen europäischer und asiatischer Länder vergleicht.

Vor allem aber sollten diese Gegenüberstellungen die Völker veranlassen, alles zu tun, was einer friedlichen Zusammenarbeit, einem Ausgleich zwischen ihnen förderlich ist, etwa in der Linie dessen, was *Forel* als „sozialen Internationalismus“ bezeichnet hat (vgl. Dr. med., phil. et jur. August *Forel*: „Die Vereinigten Staaten der Erde; ein Kulturprogramm.“ 1914/15 bei Volkart in Bern und Peytrequin in Lausanne). Sind doch die Lebensinteressen aller Menschen und daher auch aller Völker im letzten Grunde die gleichen. Statt dessen sehen wir, daß eine förmliche „*rage de nombre*“ (= Zahlentaumel) die Nationen ergriffen hat, ein Wettlauf um eine möglichst hohe Geburten- und Bevölkerungsziffer, trotzdem uns doch die Geschichte der Gegenwart zur Genüge gezeigt hat, daß Länder mit verhältnismäßig geringer Bevölkerung, wie etwa die Schweiz, Norwegen und Holland (von denen jedes Land weniger Einwohner hat als die Stadt Berlin), es nicht nur an Kultur und Wohlstand ihrer Einwohner mit den großen Staatswesen durchaus aufnehmen können, sondern verhältnismäßig viel friedlicher, ruhiger und glücklicher dahinleben als die Großmächte.

Von denselben Gesichtspunkten wie die Regierungen lassen sich vielfach auch die Parteien, und zwar nicht nur die nationalistischen, sondern auch diejenigen leiten, welche sich zur Erlangung ihrer Ziele auf die große Masse der Arbeiter (das „Proletariat“) stützen. Unvergeßlich geblieben ist mir in dieser Beziehung eine der größten Volksversammlungen, die ich jemals mitmachte. Im Saal der „Neuen Welt“ in der Berliner Hasenheide, der über 4000 Personen faßt, hielt ein bekannter sozialistischer Arzt einen Vortrag über den „Gebärstreik“, in dem er die Arbeiter aufforderte, durch empfängnisverhütende Mittel „diesem“ Staate möglichst wenige Rekruten zu liefern. Da standen zwei der berühmtesten Führerinnen der radikalen Arbeiter- und Frauenbewegung auf: Klara Zetkin und Rosa Luxemburg, und wandten sich mit ihrer eindrucksvollen Beredsamkeit gegen jede künstliche Beschränkung der Geburtenzahl, indem sie klarlegten, daß gerade die starke Vermehrung des Proletariats gegen das kapitalistische Zweikindersystem im sozialistischen Entscheidungskampf eine der wertvollsten Waffen sei. In dieser erregten Versammlung wurde mir auch zum ersten Male recht klar, wie eng in dem Geburtenproblem persönliche und allgemeine Interessen zusammentreffen und aneinanderstoßen. Daher läßt sich in dieser ganzen Frage eine objektive und erschöpfende Antwort auch immer nur dann geben, wenn man drei Unterfragen stellt und erwägt: Was bedeutet die Fruchtbarkeit für den einzelnen, was für die Familie, was für die Gesellschaft?

Es wird sich bei dieser Unterscheidung bald herausstellen, daß in der theoretischen und praktischen Beurteilung des Fortpflanzungsgebiets für den einzelnen die biologischen, für die Gesellschaft die soziologischen (teils innerpolitischen, teils außenpolitischen) Gesichtspunkte im Vordergrund stehen, während für die Familie sich beide Betrachtungsweisen in einer nach Ort und Zeit schwankenden Weise begegnen. Beispielsweise hat sich im Laufe der letzten fünfzig Jahre bei fast allen zivilisierten Völkern die Familie aus einer Produktionsgemeinschaft in eine Konsumtionsgemeinschaft verwandelt (produzieren heißt: hervorbringen, konsumieren verbrauchen), mit andern Worten: die Zeiten, in denen, namentlich auf dem Lande, die Kinder frühzeitig mitarbeiteten und mitverdienten, wo „viele Kinder, viele Hände“ bedeuteten, sind endgültig vorüber. Einstmals war jedes Kind ein Helfer mehr, jetzt ist es ein Esser mehr, kaum, daß die Kinder noch wie ehemals den Eltern im Alter eine Stütze sind, so daß der schöne Sinn des Wortes „Kindersegen“ bei weitem nicht mehr in seinem ursprünglichen Glanze erstrahlt und empfunden wird. Man kann geradezu sagen, daß die soziale Fürsorge selbst, welche in der Gewerbegesetzgebung erfreulicherweise die Kinderarbeit mehr und mehr auszuschalten sucht, unabsichtlich, aber nicht unwesentlich zum Geburtenrückgang beigetragen hat.

Solange man in den Zeitungen Inserate findet, wie:

„Christliches, *kinderloses* Ehepaar zur Bearbeitung eines zirka 2½ Morgen groß. Gartengrundstückes bei monatl. 45 Mk., freier Wohnung und selbstgewonnenem Gemüse für eigenen Bedarf gesucht. Adr. Lr. 971, Filialexped. des Berliner Lokalanzeigers . . .“

oder:

„Suche zum 15. Februar oder 1. März für einen Abmelkstaff von 25 Kühen einen zuverlässigen, nüchternen, verheirateten holländischen Schweizer *ohne oder mit einem Kind*. Persönliche Vorstellung wird gewünscht. Lohn nach Übereinkunft.“

oder gar Anzeigen, wie:

„Armes junges Mädchen wünscht ihr neugeborenes niedlich. Kindchen zu verschenken ohne gegenseitige Vergütung. Offert. unt. ...“,

sollte man sich nicht wundern, wenn in den Zeitungen auch Annoncen stehen, wie:

„Auskunft in diskreten Angelegenheiten, Honorar 20 bis 50 Mark.“

oder Angebote wie:

„Nur meine neuen, behördlich genehmigten, kräftig wirkenden Spezialmittel helfen sicher auch in bereits hoffnungslosen Fällen. Tausende Dankschreiben beweisen den Erfolg. Fort mit allen Schwindelmitteln! Überraschende Wirkung schon nach zwei Stunden. Beim Ausbleiben der monatlichen Regel wenden Sie sich vertrauensvoll an die frühere Bezirkshebamme ... in ...“

Erstaunen muß man allerdings, wenn man liest (bei *Rohde*: „Unzüchtige und schwindelhaftige Inserate“, Zeitungsverlag 1923, Nr. 6 und 8), daß eine einzige Firma, die ein Mittel „zur Behebung von Regelstockungen“ gleichzeitig in 200 Zeitungen der Provinz anpreist, ihre Insertionsspesen für den einen Monat Juli 1922 auf 30 000 Mark berechnete. Wie groß muß die Nachfrage, wie furchtbar muß das Elend sein, um derartige Unkosten decken zu können?!

Es scheint, als ob Bernard *Shaw* wohl doch nicht so ganz im Unrecht war, als er in einem Briefe an den Präsidenten der Vereinigten Staaten *Roosevelt*, der „möglichst uneingeschränkte Kinderzeugung als oberste Staatsbürgerpflicht“ erklärt hatte, schrieb, „daß eine Nation, welche die Aufzucht ihrer Kinder nicht zu verbürgen vermag, nicht das Recht hat, Kinder zu verlangen“. Die Staaten wurden für die menschliche Gesellschaft geschaffen, nicht umgekehrt. Der Staat ist für das Kind, nicht das Kind für den Staat da. Deutlich tritt in allen diesen Beziehungen zutage, wie wichtig die Kenntnis der Sexualwissenschaft für alle Lebensgebiete, wie bedeutungsvoll vor allem die Geschlechtskunde für die Gesellschaftskunde ist. Wenn man vielfach freilich bisher annahm, daß sich in allen geschlechtlichen Fragen die Biologie der Soziologie unterordnen müsse, so sind wir als Sexualforscher im Gegenteil der Meinung, daß auch hierin die Soziologie stets von der Biologie ausgehen und immer wieder zu ihr zurückgehen muß.

In der Geburtenfrage sind die Zusammenhänge allerdings ganz besonders verwickelt, zumal man über das Bevölkerungsproblem eines Landes immer nur dann einen klaren Überblick gewinnen kann, wenn man folgende fünf Erscheinungen gegeneinander abwägt:

- Die Fertilität (= Fruchtbarkeit)
- Die Sterilität (= Unfruchtbarkeit)
- Die Natalität (= Geburtenziffer)
- Die Morbidität (= Krankheitsziffer)
- Die Mortalität (= Sterbeziffer).

Hier sei nun zunächst einmal die Frage geprüft, welches denn wohl für den Menschen die physiologische (= natürliche) Fruchtbarkeit wäre, wenn sich nicht soziologische Momente dazwischendrängten. Diese Frage ist nicht schwer zu beantworten. *Beim Manne ist die natürliche Fruchtbarkeit unbegrenzt.* Wenn August der Starke, Kurfürst von Sachsen und König von Polen, seinen Beinamen auch nur zum Teil dem Umstande verdankt, daß er mehrere hundert Kinder gezeugt hat, so ist dieser Beweis seiner Stärke nicht gerade hoch zu veranschlagen; der letzte König von Siam, ein Herr von sehr zierlichem Körperbau, gab ihm in dieser Beziehung nichts nach, und viele Menschen könnten sich einer gleich großen Nachkommenschaft rühmen, wenn sie sich ebenso schranken- und rücksichtslos dem Zeugungsgeschäfte hingeben würden.

Beim Weibe ist die Fruchtbarkeit viel begrenzter, aber immerhin noch recht stattlich. Befruchtungsfähige Eier bringt die Frau zwar durchschnittlich nur dreizehn in einem Jahre, während der etwa dreißigjährigen Zeitspanne zwischen Pubertät und Klimakterium also etwa vierhundert hervor. Die Entwicklung des Kindes auf ihrem Mutterboden nimmt eineinhalb Jahre in Anspruch. Danach könnte sie in dreißig Jahren zwanzig Kindern das Leben geben. Leo Tolstoi sagt einmal: „Eine Frau sollte nicht öfter als alle drei Jahre einmal ein Kind gebären, sonst leidet sie, die Kinder und der Mann.“ Die gleiche Meinung ist mehrfach auch von Frauenärzten und Eugenikern geäußert worden. Bei Innehaltung dieser „Schonzeit“ wären also für eine gesunde Frau zehn Kinder das „Normale“ (*Kisch* nimmt fünfzehn bis sechzehn, *Muckermann* sieben bis neun an).

Tatsächlich sind Fruchtbarkeitsziffern von mehr als 20 Kindern beim Menschen auch sehr häufig vorgekommen. Erst kürzlich suchte mich ein körperlich sehr blühender Mann aus dem Rheinland auf, der das jüngste von 21 Kindern – alle von einer Mutter – war. Er litt an einer Sexualneurose. Von seinen verheirateten Geschwistern zählten mehrere auch bereits 6 und mehr, einer 9 Kinder. Eine Berliner Statistik aus dem Jahre 1901 führt 246 Frauen an, die zwischen 13 und 20 Kinder, 160 Mütter, die je 12 Kinder geboren hatten; 3 Frauen hatten 21 Kindern das Leben gegeben, und eine Frau, die erst 41 Jahre alt war, hatte bereits 23 Kinder zur Welt gebracht (darunter mehrfach Zwillings- und Drillingsgeburten). Um Weihnachten 1926 ging durch die illustrierten Zeitungen das Bild eines Ehepaares van der Zwan aus dem Nordseebad Scheveningen mit 17 Kindern im Alter von 26 bis 2 Jahren, das demnächst Familienzuwachs erwartete. Ein berühmtes Beispiel großer Fruchtbarkeit liefert die viel besprochene „Schmutterin von Bönningheim, Mutter von Sechs- und Siebenlingen und insgesamt 53 Kindern“. In der Sakristei der Pfarrkirche zu Bönningheim hängt ein auf Holz gemaltes Bild, welches diesen Fall von ungewöhnlich starker Fruchtbarkeit (der aber keineswegs der weitestgehende ist), veranschaulicht.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei unbeschränkter Fortpflanzung mindestens drei Viertel aller Frauen noch heute ein Dutzend Kinder hervorbringen könnten und würden – daß es nicht geschieht, liegt nicht sowohl in der Absicht der Natur als in der des Menschen. In Hessen wurde vor einiger Zeit eine Mutter aus einer Schar von zehn Kindern in das Gefängnis gebracht, weil sie Versuche unternommen hatte, ein elftes Kind nicht auszutragen.

Die willkürliche Beeinflussung der Fortpflanzung liegt häufig sogar bei denen vor, die öffentlich gegen die Verhütung der Empfängnis auftreten. Man kann hier in der Gerichtspraxis Fälle erleben, die auf das Verhältnis von Klägern zu Beklagten, von Richtern zu Gerichteten ein seltsames Schlaglicht werfen. Ein Beispiel aus dem Leben: Ein Drogist war wegen Feilbietung von Gegenständen zu unzüchtigem Gebrauch angeklagt, und zwar weil er in seinem Schaufenster an einer ziemlich verborgenen Stelle eine Schachtel mit Präservativen ausgestellt hatte, die dem gestrengen Auge eines Sittenschutzmanns nicht entgangen war. Nach der scharfen Rede des Staatsanwalts, der eine schwere Bestrafung forderte, stellte der Verteidiger den Antrag, nochmals in die Verhandlung einzutreten und den Staatsanwalt als Zeugen darüber zu befragen, ob er nicht selbst zu den regelmäßigen Käufern dieses Vorbeugungsmittels gehöre. Das Gericht entsprach dem Antrag und stellte die Richtigkeit der Angabe fest, verurteilte aber den Angeklagten gleichwohl entsprechend dem Antrag des Staatsanwalts, dem bei der ganzen Verhandlung nicht sonderlich wohl zumute gewesen sein dürfte. In Amerika (und in einigen andern Ländern ist es ähnlich) dürfen diese Mittel nur dann ge- und verkauft werden, wenn ausdrücklich bemerkt wird, daß mit ihnen die geschlechtliche Ansteckung, nicht aber die Empfängnis verhütet werden soll. So erzieht man Menschen zur Heuchelei.

Nach § 184 Abs. 3 RStGB. wird mit Gefängnis bis zu einem Jahre *und* mit Geldstrafe bis zu tausend Mark *oder* mit einer dieser Strafen bestraft, wer „Gegenstände, die zu unzüchtigem Gebrauche bestimmt sind, an Orten, welche dem Publikum zugänglich sind, ausstellt *oder* solche Gegenstände dem Publikum ankündigt oder anpreist. Neben der Gefängnisstrafe kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte sowie auf Zulässigkeit von Polizeiaufsicht erkannt werden“.

Diese Bestimmung hat in der Praxis dazu geführt, daß auch das Ausstellen, Ankündigen und Anpreisen von Präservativen, die einzig zum Schutze gegen Geschlechtskrankheiten oder zur Verhütung einer Empfängnis verwendet werden, und die eine ganz bestimmte „unzüchtige“ Beschaffenheit nicht aufweisen (z. B. Reizringe, Reizrillen, Schuppen oder bildliche Darstellungen anreizender Natur), verfolgt und bestraft wird.

Maßgebend für die „Unzüchtigkeit“ des Gegenstandes ist in diesem Falle nicht etwa nur seine Beschaffenheit, sondern — wie das Gesetz betont — vor allem die Art und Weise seiner Verwendung. Das Reichsgericht hat in einer Sitzung vom 31. Mai 1915 (Leipziger Zeitung für deutsches Recht, 1915, Nr. 14—15, S. 983) deshalb entschieden: Die *Eignung* eines Gegenstandes zu unzüchtigem Gebrauch „ist nicht nach der Absicht des Verfertigers oder vom Standpunkt des Anpreisenden aus und nach der von ihm beabsichtigten Verwendung zu beurteilen, sondern lediglich aus der Art und Beschaffenheit des angepriesenen Gegenstandes selbst, und“ — jetzt kommt das Wesentliche der Entscheidung — „es stellen sich deshalb als zu unzüchtigem Gebrauch bestimmt alle diejenigen Gegenstände dar, die — mögen sie auch zugleich im ehelichen Geschlechtsverkehr verwendbar sein — zum zweckentsprechenden Gebrauche beim außerehelichen Geschlechtsverkehr einerseits, vermöge ihrer besonderen Beschaffenheit, sich eignen und andererseits erfahrungsgemäß Verwendung zu finden pflegen“.

Danach würde die besondere Qualifikation (= Eigenschaft) des *unzüchtigen* Gebrauchs des Präservativs darin bestehen, daß es auch im außerehelichen Geschlechtsverkehr verwendet wird, es müßte demnach der außereheliche Geschlechtsverkehr *überhaupt* als

„unzüchtig“ betrachtet werden. Das ist nach Ansicht des Reichsgerichts tatsächlich der Fall! Die Entscheidung des Reichsgerichts in Strafsachen Bd. 46, S. 117, besagt: „Der Geschlechtsverkehr ist, sofern er außerhalb der Ehe stattfindet, unzüchtig.“ Damit „kompromittiert“ er also auch die Gegenstände, die dabei Verwendung finden. Dieselbe Entscheidung des Reichsgerichts fährt deshalb fort: „Soweit er (der Geschlechtsverkehr) unzüchtig ist, gilt dies auch vom Gebrauche der Mittel, die bei ihm angewandt werden, insbesondere zur Verhütung der Übertragung von Geschlechtskrankheiten oder zur Verhütung der Empfängnis. Die Anwendung der empfängnisverhütenden Mittel ist unzüchtig nicht wegen des durch sie verfolgten Endzweckes, sondern weil und soweit der Geschlechtsverkehr, bei dem sie angewendet werden, unzüchtig ist.“

Der Schlußsatz könnte die Ansicht¹ zulassen, daß eine Ankündigung oder Anpreisung von Präservativen gegenüber *Eheleuten* unbedenklich ist, da ja der Geschlechtsverkehr dieser nicht unzüchtig ist, der Gegenstand also auch nicht zu unzüchtigem Gebrauche Verwendung finden kann. Diese Ansicht findet eine gewisse Berechtigung auch durch eine dritte Entscheidung des Reichsgerichts Bd. 46, S. 8, die feststellt, es genüge „das Bewußtsein des Täters, daß die angekündigten Gegenstände ihrer Gattung nach — also objektiv — zum unzüchtigen Gebrauche bestimmt sind“. Das würde folgerichtig besagen, daß ein Anpreisen nicht strafbar ist, wenn der Anpreisende (Täter) weiß, daß die Gegenstände im ehelichen Geschlechtsverkehr — also nicht zu unzüchtigem Gebrauch — Verwendung finden. Aber dieser auf Grund der beiden letzten Entscheidungen durchaus zulässigen Annahme widerspricht die erste Reichsgerichtsentscheidung, für die die Eignung eines Gegenstandes zu unzüchtigem Gebrauch schon dann gegeben ist, wenn „... Gegenstände ... — mögen sie auch zugleich im ehelichen Geschlechtsverkehr verwendbar sein — zum zweckentsprechenden Gebrauche beim außerehelichen Geschlechtsverkehr ... erfahrungsgemäß Verwendung zu finden pflegen“.

Der amtliche Strafgesetzentwurf unterscheidet zwischen „Sachen zu unzüchtigem Gebrauche“ und Mitteln, Werkzeugen oder Verfahren, die zur Verhütung der Empfängnis oder zur Verhütung von Geschlechtskrankheiten dienen. § 270 dieses Entwurfs lautet: „Sachen zu unzüchtigem Gebrauche. Wer eine Sache, die zu unzüchtigem Gebrauche bestimmt ist, öffentlich ankündigt oder anpreist oder an einem allgemein zugänglichen Orte ausstellt, wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft. Ebenso wird bestraft, wer in einer Sitte oder Anstand verletzenden Weise ein Mittel, Werkzeug oder Verfahren, das zur Verhütung von Geschlechtskrankheiten dient, öffentlich ankündigt, anpreist oder ein solches Mittel oder Werkzeug an einem allgemein zugänglichen Orte ausstellt.“

Der vom Kartell für Reform des Sexualstrafrechts herausgegebene „Gegenentwurf zu den Strafbestimmungen über geschlechtliche und mit dem Geschlechtsleben im Zusammenhang stehende Handlungen des amtlichen Entwurfs eines Allgemeinen deutschen Strafgesetzbuches“ wendet sich scharf gegen diese Bestimmung mit folgenden Gegenargumenten: „§ 270 ist nach unserer Auffassung unbedingt zu streichen. Absatz 1 bedroht das öffentliche Ankündigen, Anpreisen oder Ausstellen von Sachen mit Strafe, die zu ‚unzüchtigem Gebrauche‘ bestimmt sind. Präservativmittel sind, wie aus Absatz 2 hervorgeht, hierin nicht einbegriffen. Es handelt sich also offenbar um Godemichés und ähnliche Gegenstände. Von einer Gefährdung der Jugend, welche solche Gegenstände, selbst falls sie unter hundert anderen im Schaufenster ausliegen, weder bemerkt noch zu deuten versucht, kann hier nicht die Rede sein. Und den Schutz sonst eines Interesses stellt diese Strafandrohung nicht dar. Der Gesetzgeber scheint übersehen zu haben, daß Apparate, die der sexuellen Hygiene dienen und deren Ankündigung, Anpreisung und Ausstellung ihm selber unanfechtbar erscheint (Frauenduschen usw.), vielfach durchaus auch

zu ‚unzüchtigem Gebrauch‘ verwendet werden. Wo ist die Grenze? Droht sich nicht die Strafgesetzgebung hier in eine unerträgliche und lächerliche Kasuistik aufzulösen?

Absatz 2 richtet sich gegen den Handel mit Präservativmitteln. Er schränkt das Verbot eines solchen Handels zwar in gewisser Weise ein (nur wer ‚in einer Sitte oder Anstand verletzenden Weise‘ solche Gegenstände ankündigt oder anpreist, wird bestraft, oder wer sie ‚an einem allgemein zugänglichen Orte ausstellt‘); aber auch mit solcher Einschränkung scheint uns ein Verbot dieser Art im höchsten Grade gesellschaftsschädlich. Mittel zur Verhütung von Geschlechtskrankheiten sollte der Staat in jeder Weise propagieren, anstatt ihren Vertrieb zu inhibieren (in Anbetracht des gar nicht energisch genug zu führenden Kampfes gegen die Geschlechtskrankheiten ist diese Bestimmung des amtlichen Entwurfs platterdings ein Verbrechen!); und daß in einer Zeit schwerer sozialer Nöte, wie es die gegenwärtige ist, auch die Verhütung der Empfängnis in vielen Fällen nicht nur kein Unrecht, sondern geradezu eine Pflicht ist, eine sozialökonomische und eine sozialeugenische, darüber sollte nachgerade ein Zweifel nicht mehr bestehen . . . steht dem Staatsbürger das Recht zu, empfängnisverhütende Mittel *anzuwenden*, dann muß ihm auch Gelegenheit gegeben werden, sie sich zu *verschaffen*; hierfür bedeutet die Ausstellung an einem allgemein zugänglichen Orte eine durchaus gebotene Erleichterung.

Die Formel ‚in einer Sitte oder Anstand verletzenden Weise‘ zeichnet sich wiederum durch eine Vieldeutigkeit und Verschwommenheit aus, die die Ursache zu Willkür und Rechtsungleichheit werden muß. Sofern Mittel zur Verhütung der Empfängnis oder zur Verhütung von Geschlechtskrankheiten auf eine ungebührliche, das Publikum belästigende Weise angekündigt, angepriesen oder ausgestellt werden und mithin in der Tat eine strafwürdige – wenn auch nur *leicht* strafwürdige – Handlung vorliegt, fällt diese bereits unter den § 362, 1, des amtlichen Entwurfs (‚Belästigung des Publikums‘); eine Sonderbestimmung erübrigt sich.“

Mit so bequemen Schlag- und Scheltworten, wie Mangel an Sittlichkeit und Frömmigkeit, Überhandnehmen von Genußsucht und Bequemlichkeit, sind die tief-
liegenden Gründe der Geburtenverhinderung nicht abgetan. Unsere lange Erfahrung stimmt völlig mit der von Prof. *Grotjahn* überein, welcher schrieb: „Es ist durchaus irrig, anzunehmen, daß die willkürliche Beschränkung der Geburten nur eine Folge zunehmender Genußsucht, Bequemlichkeit und Unmoralität ist. Sie ist vielmehr in ungleich höherem Maße gerade in unserem Volke *die Folge eines hoch entwickelten Verantwortungsgefühls*.“

Sowenig bei sachlicher Erörterung der Sexualprobleme im allgemeinen verlangt werden kann, daß Theorie und Praxis in allen Punkten miteinander in Einklang stehen, in der Frage der Bekämpfung des Geburtenrückgangs sollten diejenigen, die selbst keine Kinder (oder nur eins oder zwei) besitzen, sich in ihrem Verlangen nach unbeflüßter Kinderzeugung doch etwas mehr Zurückhaltung auferlegen. Das gilt selbst für Bischöfe, die doch schließlich auch nur Menschen sind. In einem Hirtenbriefe, der am 11. und 18. Januar 1914 in den katholischen Kirchen Deutschlands gelesen wurde, heißt es: „Die täuschen sich und andere, die den Rückgang der Geburten lediglich oder hauptsächlich aus ungünstigen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen, aus der Teuerung der Lebensmittel, der Erschwerung der Lebenshaltung herleiten wollen. Unser deutsches Volk hat sich durch viel schlimmere Zeiten hindurchgekämpft, ohne daß jene schlimme Erscheinung eingetreten wäre. *Nachweisbar ist das besagte Übel nicht eine Folge der Not,*

sondern eine Folge des Luxus; in den oberen Ständen, in reichen und wohlhabenden Kreisen hat es seinen Anfang genommen und ist erst mit den Lasten dieser Stände allmählich auch ins Volk eingedrungen. Wir wollen gewiß nicht in Abrede stellen, daß mancherlei soziale Mißstände der Gegenwart das Übel gefördert und gesteigert haben, so namentlich das Wohnungselend in den großen Städten. Hier müssen staatliche Fürsorge und christliche Barmherzigkeit zusammenhelfen und alles aufbieten, um diese schlimmen Zustände zu überwinden. Aber das sind Nebenursachen. *Die Hauptursache, der Hauptschuldige ist der böse Wille, der bösmillige, lasterhafte Mißbrauch der Ehe.* Die sittliche Fäulnis, die sofort Platz greift, wo christlicher Glaube und christliche Sitte schwinden, ist bereits hinabgedrungen bis zur Lebenswurzel der Familie. In weiten Kreisen ist die Heiligkeit der Ehe verloren gegangen. Man will die ehelichen Rechte ausüben, ohne die ehelichen Pflichten auf sich zu nehmen. Zügelloses Begehren, kaltberechnende Selbstsucht und Habsucht, feige Scheu vor Mühen und Opfern verführt dazu, daß man frevelhaft dem Schöpferwillen Gottes Trotz bietet, die Natur vergewaltigt, den Hauptzweck der Ehe vereitelt, sie entweiht, verunstaltet, mit Unfruchtbarkeit schlägt, die Kinderzahl vermindert, ja durch Vernichtung des keimenden Lebens geradezu zum Mörder wird.* — „Abort ist Mord“, heißt die Formel, mit welcher der Verfasser der katholischen Pastoralmedizin *Capellmann* kurz und bündig das Problem lösen zu können vermeinte.

Nicht minder scharfe Äußerungen liegen von evangelischer Seite vor; so bedauerte in der Zeitschrift „Reformation“ ein protestantischer Geistlicher, daß an Abtreibungsversuchen nur ein Teil, nicht alle Frauen, die solche Versuche vornehmen, sterben. Ist sich dieser fromme Herr denn wohl bewußt, daß er damit mindestens der Hälfte deutscher Mütter den Tod wünscht? Gibt es doch nach *Dührssens* Meinung, der sicherlich gut darüber Bescheid weiß, kaum eine Frau, die nicht wenigstens einmal in ihrem Leben (wenn auch nur mit heißen Fußbädern oder anderen „untauglichen“ Mitteln) versucht hat, die ausgebliebene Regel wieder hervorzulocken. Auch der Regierungs- und Medizinalrat Dr. *Bornträger* in Düsseldorf, Verfasser der viel beachteten, 1912 in den Veröffentlichungen der preußischen Medizinalverwaltung (Bd. I, H. 13) erschienenen Arbeit: „Der Geburtenrückgang in Deutschland, seine Bewertung und Bekämpfung“, vertritt die Meinung, daß „die ganze moderne Bewegung der Kinderbeschränkung im letzten Ende die Folge der immer mehr um sich greifenden Irreligiosität ist“, und empfiehlt als Hauptmittel wörtlich: „Hebung der Religiosität auf jede nur denkbare Weise bei Kindern und Erwachsenen, allgemeine Bekämpfung der materialistischen Weltanschauung, Unterstützung aller Bestrebungen, welche sich gegen das Umsichgreifen von Materialismus und Mißbrauch der Naturwissenschaften zum Umsturz der religiösen und ethischen Gebote richten.“

Vielfach wird dabei der katholischen Kirche die Anerkennung gezollt, daß sie in dieser Frage mehr zu leisten vermöge als die protestantische. Doch ist eine solche Annahme statistisch nicht zu belegen. In seinem Buch „Geburtenrückgang. Die Rationalisierung des Sexuallebens“, schreibt der Geh. Regierungsrat *Julius Wolf*: „Als Damm gegen die Verminderung der Geburtenziffer hat sich vor allem die katholische Kirche erwiesen, weil sie erstens strengere Hüterin der Tradition ist als die evangelische und zweitens den Kampf gegen die Präventivtechnik mit größter Entschiedenheit und Strenge und mit offenem Visier führt.“ Ähnlich meinte im Reichstag der Abgeordnete *Lohmann*: „Für mich als evangelischen Christen ist es nicht zweifelhaft, daß die evangelische Kirche und Geistlichkeit dieser Bewegung nicht den Widerstand entgegensetzen kann wie die katholische Kirche und Geistlichkeit.“ In Wirklichkeit liegt es aber so, daß in Bayern, dessen Bevölkerung zu 70% katholisch und zu 30% evangelisch ist, der Geburtenrückgang genau der gleiche ist wie in Preußen, das ebenso wie das Reich nur 36% Katholiken zählt.

In dem fast völlig katholischen Belgien hatten 1910 unter 1379778 Ehen 796231 Ehen, also weit über die Hälfte, zwei Kinder und weniger. Auch in Frankreich setzte das Zweikindersystem ein, als es noch sehr gut katholisch war.

Die ganze Frage der Geburtenregelung wird meist viel zu einseitig unter dem Gesichtspunkt der willkürlichen Geburtenverhütung behandelt. Diejenigen, welche die empfängnisverhütenden Mittel für verwerflich und die Abtreibung für verbrecherisch halten, haben nur selten darüber nachgedacht, ob und wie sich die ungewollte Unfruchtbarkeit verringern ließe, die ebenso verbreitet ist wie die ungewollte Fruchtbarkeit. Vom nicht moralisierenden, bevölkerungspolitischen Standpunkt beanspruchen beide Fragen die gleiche Wichtigkeit. Allerdings ist Schelten und Strafen sehr viel einfacher als Heilen und Helfen. Was die Natur dem einen im Überfluß gewährt, enthält sie anderen vor, ohne nach der Menschen Wünschen und Wollen zu fragen. Auf der einen Seite sehen wir viele Frauen, deren Schoß unfruchtbar bleibt, und die nach nichts sehnlicher verlangen, als sich und ihren Mann mit Nachkommenschaft zu erfreuen, Frauen, bei denen man tatsächlich von einem „Schrei nach dem Kinde“ sprechen kann; auf der anderen Seite sehen wir Eltern, die jeden weiteren Familienzuwachs nichts weniger als freudig begrüßen.

Eines der eindrucksvollsten Bilder, die sich mir auf meinen Reisen einprägten, war der lange Zug unfruchtbarer Frauen, den ich einmal bei Brussa in Kleinasien sah. Dort gibt es Quellen, die seit alten Zeiten im Rufe stehen, daß Frauen, die in ihnen baden, fruchtbar werden. Als ich dort an einem schönen Maimorgen auf dem Abhang des Olympia genannten Berges lag, beobachtete ich viele Stunden die tiefverschleierte Frauen, meist eine jüngere in Begleitung einer älteren, die sich in verschiedene Badehäuser begaben, um dort von der Unfruchtbarkeit geheilt zu werden, für welche die Orientalen ungerechterweise meist ihre Frauen verantwortlich machen. Ähnliche Wallfahrten findet man auch heute noch, wie in den ältesten Zeiten, in mannigfachen Formen weit im Orient verbreitet. So las ich erst vor kurzem in einem Reisebericht aus Marokko: „Eines der wichtigsten Feste der Marokkaner ist das Fest des Sidi Abdherraman in der Gegend von Casablanca. Auf einer Felseninsel nahe am Meeresufer steht eine Kapelle, in der die Gebeine des mohammedanischen Heiligen Sidi Abdherraman aufbewahrt werden. Die gläubigen Moslems behaupten, daß ein Gebet in dieser Kapelle die wunderbare Kraft besitze, unfruchtbaren Frauen zur Mutterschaft zu verhelfen, und da Kinderlosigkeit im Orient die größte Schande ist, so machen alle unfruchtbaren Frauen alljährlich eine Wallfahrt zum Grabe des Heiligen. Aus allen Teilen des Landes strömen sie dann an der geweihten Stätte zusammen, und das Meeresufer ist zu dieser Zeit weithin mit den malerischen runden, nach oben spitz zulaufenden Zelten bedeckt. Das Ende des Rifkrieges hat in diesem Jahre (1926) der religiösen Schaustellung besonderes Gepräge verliehen, weil zahlreiche Familien des Rifs durch die Feindseligkeiten seit Jahren verhindert waren, an dem Fest teilzunehmen. Die Feier dauert zehn Tage, an denen nicht allein die vorschriftsmäßigen Gebete gesprochen werden, sondern auch für Vergnügungen aller Art gesorgt wird; berühmt sind vor allen Dingen die eindrucksvollen ‚Fantasias‘, bei denen die geübten marokkanischen Reiterscharen ihre Künste zu Pferde zeigen.“ Auch in Mitteleuropa fehlt es nicht an Heilquellen von ähnlichem Ruf (wie Franzensbad, Pyrmont, Lourdes), zu denen unfruchtbare Frauen wallfahrten.

Die göttliche Verehrung, die man im Morgenlande vielfach den Nachbildungen des männlichen Gliedes als Symbol der Zeugungskraft und Fruchtbarkeit zollte, der Lingam-, Priap- und Phallusdienst, der namentlich in den Kulturen der Inder, Perser, Japaner und Chinesen einen so breiten Raum einnahm, ist auf den gleichen Ursprung, „Fruchtbar sein um jeden Preis“ zurückzuführen. Der Bal Phegor, der Hauptgott der Midianiter, zu dem nach *Moses* auch die abtrünnigen Juden eine Zeitlang beteten, war bald als ein riesiger Phallus dargestellt, bald als Bildsäule, welche die Zeugungsorgane zur Schau stellt. Die Bibel ist reich an Stellen, welche erweisen, wie hoch die Fruchtbarkeit geschätzt wurde:

„Schaffe mir Kinder, oder ich muß sterben!“

ruft die unfruchtbare Rahel zu Füßen Jakobs aus, während ihre mit Kindern gesegnete Schwester Lea sich rühmt, Gott habe sie fruchtbar gemacht und „dadurch mit dem besten der Geschenke belohnt“. Wie rührend wird (in 1. Sam. 1, 4) die Geschichte von Hanna, der Frau Elkanas, erzählt, welche keine Kinder hat, wie sie, als sie nicht wagt, in den Tempel zu gehen, von ihrer fruchtbaren Rivalin Peninna verspottet und gedemütigt wird, später aber, als sie einen Sohn geboren hat, die Hymne singt: „Mein Herz frohlockt zum Ewigen, denn der Herr hat mich mit Ruhm überhäuft!“ Gott aber versprach Abraham und dem Volke Israel als Höchstes: „Es wird unter euch und auch unter euren Herden keines unfruchtbar sein in beiden Geschlechtern.“

Aristoteles berichtet in seiner „Politik“ (Buch II, Kap. 6): „Denn da der Gesetzgeber wünscht, es solle möglichst viele Spartaner geben, so wendet er Lockmittel an, damit die Bürger möglichst viele Kinder zeugen; sie haben nämlich ein Gesetz, nach dem derjenige, der drei Söhne gezeugt hat, militärdienstfrei, und derjenige, der vier, von allen Leistungen an den Staat entbunden ist.“ Und wie in Juda und Hellas, so in Rom. Als die Bürgerkriege Italien entvölkerten, erklärte eine Verfügung *Cäsars*, daß nur Frauen, welche Kinder haben, vor ihrem vierzigsten Lebensjahre Edelsteine tragen und in Sänften erscheinen dürfen. Ein Senatsbeschluß nach *Claudius* bestimmte, daß die freie Frau, welche drei Kinder habe, und die freigelassene, welche vier Kinder habe, von der Vormundschaft befreit sei und über ihr Vermögen selbständig verfügen könne. *Augustus* erließ im Jahre 16 v. Chr. das sogenannte Julische Gesetz, welches Belohnung für Kindererzeugung, Strafen auf Ehelosigkeit der römischen Bürger und Patrizier setzte. Wer Kinder besaß, sollte dem Kinderlosen oder Unverehelichten im Range vorgehen. *Konfuzius* schrieb den Chinesen vor, wenn die Frau unfruchtbar ist, eine zweite zu nehmen, die der ersten untergeordnet ist und nur die Pflicht hat, Kinder zu gebären. Ähnliches kommt auch in der Bibel vor, wenn Abrahams unfruchtbare Frau Sara ihm die ägyptische Magd Hagar zuführt und zu ihm spricht: „Siehe, der Herr hat mich verschlossen, daß ich nicht gebären kann. Lieber, lege dich zu meiner Magd, ob ich doch vielleicht aus ihr noch bauen möge,“ und ebenso spricht die gleichfalls unfruchtbare Rahel zu ihrem Gatten Jakob, indem sie ihm die Magd Bilha zuführt. Und das gleiche Verlangen nach dem Kinde – wenn auch andersherum – kehrt in dem „Traktat vom ehelichen Leben“ wieder, welchen Martin *Luther* 1522 veröffentlichte. Hier sagt er: „Wenn ein tüchtig Weib zur Ehe einen untüchtigen Mann überkäme und könnte doch keinen anderen öffentlich nehmen und wollte auch nicht gerne wider Ehre tun, so sollte sie zu ihrem Manne also sagen: Siehe, lieber Mann, du kannst mein nicht schuldig werden und hast mich und meinen jungen Leib betrogen, dazu in Gefahr die Ehre und Seligkeit gebracht und ist für Gott keine Ehe zwischen uns beiden, vergönne mir, daß ich mit deinem Bruder oder nächsten Freund eine heimliche Ehe eingehe und du den Namen hast, auf daß dein Gut nicht an fremde Erben komme, und laß dich wiederum williglich betrügen durch mich, wie du mich ohne deinen Willen betrogen hast.“

Früher schien es mir, als ob bei Männern der Schrei nach dem Kinde nicht vorkäme, doch habe ich in unserer Eheberatungsstelle mehrere Fälle erlebt, die mich eines Besseren belehrten.

Ein Beispiel sei angeführt: Ein Gelehrter in der Vollkraft seiner Jahre hatte durch einen sich vor seinen Augen abspielenden Unfall das jüngste seiner beiden Kinder verloren. Er und seine Gattin waren durch die seelische Erschütterung wie gelähmt. Nur ein Gedanke beherrschte sie: die Hoffnung auf Ersatz durch eine neue Schwangerschaft der Frau. Doch blieb diese aus, und mehrere Ärzte stellten fest, daß die schon in vorgerücktem Alter befindliche, aber noch menstruierende Frau infolge einer entzündlichen Erkrankung der Gebärmutter kaum noch Aussicht haben würde, Mutter zu werden. Da kam sie auf folgenden Vorschlag: Der Mann (an dem sie mit innigster Liebe hing) solle ein gesundes, bedürftiges Mädchen befruchten, das sich verpflichtete, gegen Aussetzung einer monatlichen Dauerrente ihnen ihr Kind zu überlassen. Ich machte den naheliegenden Gegenvorschlag, doch lieber ein gesundes Kindchen zu adoptieren, viele Mädchen oder Frauen würden glücklich sein, es bei solchen Eltern untergebracht zu wissen, und ich hätte viele Fälle gesehen, in denen zwischen Adoptivkindern und Eltern eine Bindung und Innigkeit entstanden sei, die sich von der natürlichen Blutsverwandtschaft in keiner Weise unterschiede. Dies wurde nun aber von beiden Eltern entschieden abgelehnt. Nur ein vom Vater selbst gezeugtes Kind, dem er etwas von seinen Eigenschaften mitgeben könnte, käme in Frage, nur nach diesem trügen sie Verlangen, und nur dieses würde die Leere ausfüllen, unter der vor allem auch der Vater so stark litt.

Zu wie hochgradigen Erregungszuständen beim Weibe die Sehnsucht nach dem Kinde (die in manchen Fällen stärker ist als das Verlangen nach dem Manne) führen kann, zeigte anschaulich der Aufsehen erregende Prozeß gegen die zum Tode verurteilte, dann wegen Totschlags mit sieben Jahren Zuchthaus bestrafte Krankenschwester *Wilhelmine Flessa* zu Frankfurt a. M. (im August 1926). Sie schoß den Arzt Dr. S., mit dem sie ein „Verhältnis“ hatte, nieder, weil er es geflissentlich überhörte oder gar „Wiße machte“, wenn sie den Wunsch äußerte, ein Kind von ihm zu haben. Der gespannte Affekt und der gespannte Revolver entluden sich zugleich. Dr. med. M. *Grünwald* aus Dortmund schreibt in einer Würdigung dieses Prozesses: „Das Urgefühl des Weibes, ‚Mutter zu sein‘, artete aus in den Bemächtigungstrieb, den Geliebten zu besitzen, um ein Kind von ihm zu bekommen“, und schließt seinen Bericht mit den eindringlichen Worten, die eine deutsche Dichterin einst an den Mann gerichtet hat:

„Deine fordernde Sehnsucht wird wohl still,
Wenn ihre Küsse mich Herzen,
Aber *meine* schweigt nicht – du – ich will
Mutterschmerzen!“

Von den Fällen, die ich selbst kennenlernte, will ich als Beispiel nur einen erzählen. Eine etwa 40jährige Beamtin, die einem Beruf angehört hatte, in dem noch die inhumane (= unmenschliche) Vorschrift galt, daß die Eheschließung das Anstellungsverhältnis löste, suchte unser Institut auf. Der Wunsch, ein eigenes Kind zu besitzen, ließ sie Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen. Sie wünschte, daß bei ihr eine künstliche Befruchtung vorgenommen werden sollte, und zwar mit dem Samen eines von ihr sehr verehrten Hochschullehrers, von dem sie durch einen Zufall erfahren hatte, daß er, um keine Kinder mehr zu haben, sich im Verkehr mit seiner Frau eines Präservativs bediente. Sie hätte nur den einen Wunsch, daß man einem Arzt das im ehelichen Verkehr gebrauchte Präservativ dieses Mannes überließe, damit durch die instrumentelle Übertragung des Inhalts ihr geholfen würde. Zu einem außerehelichen Geschlechtsverkehr könne sie sich

nicht entschließen. Die Seltsamkeit und Bestimmtheit, mit der uns diese Gedankengänge vorgetragen wurden, legte zunächst die Vermutung nahe, es könne sich hier um ein paranoïdes (= der Verrücktheit nahestehendes) Wahnsystem handeln. Doch überzeugte uns die ruhige, sachliche Art der Frau allmählich, daß von einer Krankhaftigkeit im eigentlichen Sinn nicht die Rede sein konnte. Schließlich kam auch noch ihr alter Vater, dem sie die Wirtschaft führte (sie war das einzige Kind und die Mutter seit langem tot), und unterstützte die Bitte seiner Tochter. Er sei anfangs ganz entsetzt gewesen, als sie, die stets ein äußerst gewissenhaftes Mädchen mit edelsten Charaktereigenschaften gewesen sei, ihm eines Tages ihren Plan unterbreite; er habe überhaupt nicht gewußt, daß es etwas Derartiges gebe. Aber je öfter sie ihm ihren Plan auseinandersetze, um so weniger vermöge er ihre Idee zu widerlegen oder zu entkräften. Da eine Verwirklichung der ersehnten Mutterschaftsform nicht in Frage kam, gaben wir uns nun die größte Mühe, durch seelische Beeinflussung die Dame von ihrem Vorhaben, mit dem sie sich unausgesetzt beschäftigte, abzubringen; es gelang uns schließlich, allerdings erst nach jahrelangem Bemühen.

Im Anschluß an diesen Fall sei einiges über

das Problem der künstlichen Befruchtung

gesagt, über dessen juristische Seite unser Freund, der frühere Straßburger Amtsgerichtsrat Eugen *Wilhelm*, eine sehr bemerkenswerte Studie unter dem Titel „Die künstliche Zeugung beim Menschen in ihren Beziehungen zum Recht“ („Juristisch-psychiatrische Grenzfragen“, Halle 1911, 7. Bd., Heft 6 und 7) veröffentlicht hat.

Der Gedanke, bei Störungen des Zeugungsaktes und dadurch bedingter Unfruchtbarkeit durch künstliche Nachhilfe das Zusammentreffen von Eizelle und Samenzelle zu erleichtern, liegt bei völlig unbefangener Würdigung aller Geschlechtsfragen ziemlich nahe. Wenn diese Versuche gleichwohl verhältnismäßig spät einsetzten, so hing dies teils mit den asketischen Anschauungen, teils aber auch mit der Unkenntnis zusammen, die über das Wesen der Befruchtung bis zur Entdeckung des Mikroskops herrschte. Erst nachdem man hierüber genauer Bescheid wußte, wurde die erste künstliche Befruchtung vorgenommen, und zwar, soweit uns bekannt ist, im Jahre 1765 von Ludwig *Jacobi* an Fischen. Die Vornahme war bei diesen Tieren ganz besonders einfach; man drückte einem weiblichen Fisch den Rogen (das sind die Eizellen) durch sanftes Streichen aus und schüttete darüber die herausgepreßte Milch (die Samenflüssigkeit) eines männlichen Fisches aus. Diese Versuche hatten einen so ausgezeichneten Erfolg, daß bald überall Fischzuchtanstalten gegründet wurden, welche die Methode der künstlichen Züchtung industriell auswerteten.

Die Hoffnung, Ähnliches auch bei Säugetieren zu erreichen, schlug indessen fehl. Zwar gelang im Jahre 1780 dem Physiologen und Physiker Lazaro *Spallanzani* (1729–1799) in Pavia die künstliche Befruchtung bei einer Hündin, doch blieb es nur bei diesem vereinzelteten Ergebnis, und die Anwendung ähnlicher Methoden in größerem Umfange fand erst über hundert Jahre später (1907) bei Tieren durch den Moskauer Zoologen Elias *Ivanoff* statt, der erfolgreich an Schafen, Kühen und vor allem Stuten die künstliche Befruchtung vornahm. Es war ihm sogar möglich, mit der Eisenbahn das kostbare Sperma von Zuchtstieren und Deckhengsten in Brut-

schränken zu verschicken und den so viel umständlicheren und teureren Versand der Tiere selbst zu sparen. In den ostpreußischen und baltischen Gestüten ist die künstliche Befruchtung von Stuten nach der Methode *Ivanoff* bereits recht verbreitet.

Beim Menschen wandte zuerst der berühmte schottische Chirurg John *Hunter* (1728 – 1793) die künstliche Befruchtung an, und zwar bei einem Mann, dessen Ehe anscheinend deshalb unfruchtbar blieb, weil er an hochgradiger Hypospadie litt, durch die der Same anstatt aufwärts abwärts floß. Er fing das frische Sperma mit einem Schwämmchen auf, das er dann tief in die Scheide einführte. Es trat Schwangerschaft ein. Trotzdem hörte man in der Folgezeit nur wenig von der künstlichen Befruchtung beim Menschen, am meisten noch in Frankreich, wo *Girault* (1838) wohl als erster die Samenflüssigkeit unmittelbar in den äußeren Muttermund einspritzte und 1880 sogar eine Gesellschaft für künstliche Befruchtung unter dem Namen „*do vitam*“ (= „ich gebe Leben“) entstand. Erst der amerikanische Gynäkologe Marion *Sims* (1813 – 1883), unser Leipziger Kollege Hermann *Rohleder* und der Münchener Frauenarzt Dr. *Döderlein* brachten die Frage wieder in Fluß, indem sie von Ergebnissen berichteten, die weit über die medizinischen Kreise hinaus größtes Aufsehen erregten – was unter anderm dadurch in Erscheinung trat, daß einerseits der Dichter Hans Heinz *Emers* den großen Roman „*Alraune*“ auf einen Fall künstlicher Befruchtung aufbaute, andererseits eine päpstliche Enzyklika nicht nur die künstliche Befruchtung verdammt, sondern sogar jede Beschäftigung mit dieser Frage als unzünftig unwiderruflich verbot. Daß aber die Wissenschaft trotzdem unaufhaltsam fortschreitet, zeigte sich auf dem letzten Physiologenkongreß in Stockholm (1926), auf dem der Pariser Chirurg *Voronoff* von erfolgreichen Versuchen berichtete, die er mit künstlich eingeführtem Menschengamen sogar an Affenweibchen vorgenommen hat. Ein beträchtlicher Teil seiner Fachgenossen erhob allerdings gegen dieses Experiment entschiedenen Widerspruch.

Wenn wir nun auf das eigentliche Wesen der künstlichen Befruchtung noch etwas näher eingehen, so muß zunächst der Ausdruck selbst richtiggestellt werden. Es wird tatsächlich nicht eine Befruchtung, das wäre die unmittelbare Vereinigung von Ei- und Samenzelle, ausgeführt, sondern nur eine künstliche Einführung männlichen Samens in die Scheide oder Gebärmutter vorgenommen; daher sollte man genauer nur von einer künstlichen *Besamung* sprechen. Man schafft nur die natürliche Voraussetzung, die Möglichkeit einer Befruchtung.

Hierin liegt zugleich eine Erklärung für die häufigen Mißerfolge, die dazu geführt haben, daß manche Forscher an der Möglichkeit einer künstlichen Befruchtung überhaupt zweifeln und meinen, daß es sich nur um Scheinerfolge handle. Es ist zweifellos richtig, daß man zum Unterschied von den Tierversuchen einen vollkommen sicheren Beweis für den Erfolg der künstlichen Befruchtung beim Menschen aus den gleichen Gründen nicht erbringen kann, welche, wie wir oben ausführlich darlegten, die Vaterschaft niemals ganz gewiß erscheinen lassen. Diese theoretische Überlegung wird aber praktisch durch den hohen Grad der Wahrscheinlichkeit aufgewogen, mit

der man einen Erfolg der künstlichen Befruchtung annehmen kann, wenn eine längere Zeit hindurch sterile (= unfruchtbare) Ehe nach den Versuchen künstlicher Samenübertragung während eines entsprechenden Zeitraums doch fruchtbar wird.

Wie vorsichtig man in der Beurteilung dieser Fälle sein muß, zeigen mir meine eigenen Erfahrungen. Im ganzen habe ich in sieben Fällen auf den dringenden Wunsch von Ehepaaren, gemeinsam mit bekannten Frauenärzten, eine künstliche Befruchtung vorgenommen; fünfmal ohne Erfolg. In einem sechsten Fall, der ein Ehepaar betraf, das eigens zu diesem Zweck aus einer sibirischen Stadt nach Berlin kam, sind wir ohne Nachricht geblieben. In einem letzten Fall wurde die Frau fast genau neun Monate nach dem künstlichen Befruchtungsversuch (der mit dem Samen ihres Mannes erfolgte) von einem gesunden Knaben entbunden. Bei einem Besuch, den ich zwei Jahre danach der Familie abstattete, machten alle Beteiligten einen sehr zufriedenen Eindruck. Dies geschah im Jahre 1908; zehn Jahre später, in den Revolutionstagen des Jahres 1918, traf ich den Ehemann zufällig auf der Straße; er trug noch Soldatenuniform. Wir begrüßten uns, und meine erste Frage bezog sich auf seine Familie. Da erzählte er mir, daß seine Ehe seit kurzem geschieden sei. Er habe, als er einmal auf Heimatsurlaub nach Berlin kam und seine Frau früh um fünf Uhr in ihrer Wohnung überraschte, in ihrem Bette seinen Arbeitskollegen getroffen, der wegen eines Lungenleidens felddienstunfähig war. Trotzdem sie bei der Scheidung des Ehebruchs schuldig erklärt und ihm der Knabe zugesprochen wurde, habe er das Kind ihr überlassen. Er sei nunmehr innerlich überzeugt, daß sein Freund auch schon vor der Geburt des Kindes mit seiner Frau verkehrt habe. Die Frau habe vor Gericht selbst gesagt, daß das Kind nicht durch seinen Samen gezeugt sei. Darauf gebe er zwar nichts, denn das könne sie auch nur behauptet haben, um das Kind zu behalten oder ihn zu ärgern. Er wolle aber seine Ruhe haben, und da sei ihm der Verzicht lieber als die Ungewißheit.

Stellt man die von den verschiedenen Ärzten vorliegenden Berichte zusammen, so ergibt sich, daß in etwa einem Drittel der Fälle nach der künstlichen Besamung Schwangerschaft eintrat (nach *Rohleder*). Dieses Ergebnis dürfte beweisen, daß es sich nicht in allen Fällen um anderweitig begründete Schein- oder Zufallserfolge handelt, zumal man in gewissen Fällen mit der Erfolglosigkeit von vornherein rechnen muß: dann nämlich, wenn die Ursache der Unfruchtbarkeit in den inneren Organen der Frau von der Gebärmutter an aufwärts liegt. Sind die Ursachen — vor allem Unpassierbarkeit der Eileiter infolge Vernarbung nach überstandenen schweren Geschlechtskrankheiten — bekannt, so wird man freilich erst gar nicht die künstliche Befruchtung versuchen. In anderen Fällen, beispielsweise bei Lageveränderungen, Knickungen der Gebärmutter und anderen Neubildungen, die den Eingang in die Gebärmutter versperren, ist naturgemäß eine direkte Behandlung des Leidens in erster Linie geboten, die in zahlreichen Fällen der Frau ihre Empfängnisfähigkeit wiedergeben kann.

Es liegen aber auch in dem Vorgang der künstlichen Besamung selbst gewisse Mängel begründet, die den Erfolg erschweren. Wie wir früher bei der Besprechung des Koitus sagten, ist eine wesentliche Förderung für das Eindringen der Samenzellen die aktive Mitarbeit der Gebärmuttermuskulatur während und kurz nach dem Orgasmus. Durch sie wird die Ausstoßung des Kristellerschen Schleimpfropfes, die Eröffnung des Mutter-

mundes und die Ansaugung des Spermas in die Gebärmutter bewirkt. Diese Zusammenziehungen der Gebärmuttermuskulatur werden aber durch den im Höhepunkt des Koitus einsetzenden Orgasmus hervorgerufen. Aus diesem Grunde fordert *Rohleder*, um den Erfolg der künstlichen Befruchtung zu sichern, eine durch Koitusversuche von seiten des Gatten vorher geweckte geschlechtliche Erregung der Frau. Die Durchführung dieser Vorschrift ist freilich recht schwierig, wenn man die ungewöhnlich gespannte Situation berücksichtigt, die die normale Erregungsfähigkeit der Frau wie auch die des Mannes durch peinliche Empfindungen stört. Man wird daher die Bedingungen für die künstliche Besamung kaum jemals den natürlichen vollkommen gleichmachen, sondern höchstens mehr oder weniger ähnlich gestalten. Man hat auch geraten, die Erregung bis zur erfolgten Samenübertragung durch künstliche Klitorisreizungen von seiten des Gatten wachzuhalten. Man wird durch ruhige sachliche Aufklärung über die Notwendigkeit derartiger Maßnahmen im Hinblick auf den idealen Zweck der Befruchtung ihre Durchführung erleichtern können, wie auch die Persönlichkeit des Arztes, der es verstehen muß, durch sein Wesen auf die Partner einzuwirken, vor allem sein Taktgefühl, das ihm gebietet, sich während der sexuellen Präliminarien zwischen den beiden Ehehälften zu entfernen, eine gewisse Bedeutung für das Gelingen der künstlichen Befruchtung hat.

Die Samenübertragung selbst ist bisher hauptsächlich auf zweierlei Art vorgenommen worden: Entweder man hat den Samen einfach in die Scheide bis dicht an den Muttermund befördert (vaginale Methode), oder man brachte ihn direkt in die Gebärmutter hinein vermittels bestimmter, meist spritzenartiger Instrumente (uterine Methode). Eine Vereinigung beider Methoden benutzt *Rohleder* bei seinen Versuchen künstlicher Besamung, indem er nach geringer Erweiterung des Muttermundes mittels Sonde eine gewöhnliche Uterusspritze, in der sich die Samenflüssigkeit befindet, etwa zwei Zentimeter tief in den Gebärmutterhalskanal einführt, einige Tropfen davon einträufelt und dann nach Entfernung der Spritze (binnen einer viertel Minute) noch einen mit Sperma benetzten Wattebausch tief in die Scheide vor den Muttermund einlegt. Unter fünfundzwanzig Fällen hat *Rohleder* dabei acht Erfolge erzielt. Welche Methode man nun auch benutzt, in jedem Falle ist während einiger Tage nach der Operation völlige Ruhelage geboten. Als günstiger Termin für die Vornahme der künstlichen Befruchtung gilt die Zeit nach der Menstruation, in der der in die Gebärmutterhöhle führende Kanal am durchgängigsten zu sein pflegt.

Eine besondere Frage ist die Gewinnung der Samenflüssigkeit. Da es dabei wesentlich auf von krankhaften Keimen freies Material ankommt, hat diese Gewinnung unbedingt unter Leitung des Arztes zu geschehen. Sie läßt sich auf verschiedene Arten erreichen: Entweder der Gatte vollzieht einen vollständigen Koitus, und es bleibt der nachfolgenden Operation dann nur überlassen, die Samenflüssigkeit aus der Scheide in die Gebärmutter zu befördern; oder aber, der Samen wird während des Beischlafs in einem Präservativ aufgefangen und unmittelbar aus diesem in die Gebärmutter eingeführt. Diese beiden Methoden setzen voraus, daß der Mann noch eine normale Erektionsfähigkeit besitzt. Liegt aber Impotenz oder eine Mißbildung des Gliedes vor, und gerade diese Fälle geben häufig Anlaß zur Vornahme künstlicher Befruchtung, so bleibt gewöhnlich nichts anderes übrig, als den Mann in einem Nebenraum durch Selbstbefriedigung den Samen in ein keimfreies Gefäß entleeren zu lassen.

Es ist in jedem Falle aber zu fordern, daß vorher eine besondere Untersuchung des Samens erfolgt, zwecks Feststellung, ob er auch zur Zeugung tauglich ist. Ist die Ursache der Unfruchtbarkeit einer Ehe Azoospermie (= Fehlen von Samenzellen im Erguß), so kann natürlich eine künstliche Übertragung dieser Samenflüssigkeit nichts an der Unfruchtbarkeit ändern. Ebenso verbietet sich auch bei dem Vorhandensein schwerer Er-

krankungen (zum Beispiel Tuberkulose, Syphilis, Alkoholismus, Geisteskrankheiten), die mit großer Wahrscheinlichkeit auch den Nachwuchs schädigen würden, eine künstliche Befruchtung von selbst.

In Fällen, in denen der Samen des eigenen Gatten nicht erhältlich oder verwendbar ist, taucht mitunter auf Grund des starken Willens zu einem Kinde der Gedanke auf, eine künstliche Befruchtung der Gattin mit fremdem Sperma vornehmen zu lassen. Vor der in solchem Falle einfacheren Begattung der Frau durch einen anderen Mann scheuen viele zurück, weil sie gerade in dem Verkehr selbst die Besitzergreifung durch eine andere Person erblicken, während sie in der künstlichen Übertragung des Samens gewissermaßen einen unpersönlichen Akt, ein in die eheliche Gemeinschaft und Treue weniger eingreifendes Verfahren sehen.

Da der Zweck letzten Endes ein idealer ist, so kann weder vom sexualbiologischen noch vom eugenischen Standpunkt in der Einführung der Samenzellen eines gesunden Mannes etwas Verwerfliches erblickt werden, vorausgesetzt, daß sich alle Beteiligten über Bedeutung und Tragweite ihrer Absicht im klaren sind und als ernste und reife Persönlichkeiten im Bewußtsein voller Verantwortung handeln. Immerhin wird man gut tun, um sich vor überraschenden Folgen zu schützen, in jedem solchen Falle nach dem Vorschlage *Rohleders* und *Wilhelms* eine genaue Erklärung aller Beteiligten notariell festzulegen, in der sie ihre Zustimmung ausdrücklich bestätigen.

Man hat auch die Frage aufgeworfen, und sie hat auch schon eine praktische Bedeutung gewonnen, ob eine künstliche Befruchtung wider Willen der Frau, etwa im Schlafe oder im Zustande der Bewußtlosigkeit, möglich ist. Wir haben es schon früher besprochen, wie schwierig eine Empfängnis der Frau wider ihren Willen im normalen Verkehr ist. Die gleichen Gründe sprechen auch gegen die Möglichkeit einer an sich noch schwerer ausführbaren künstlichen Befruchtung wider Willen der Frau. Immerhin erscheint es nicht ganz ausgeschlossen, daß ein Mann, der neben einer schlafenden Frau Selbstbefriedigung übt, seinen frischen Samen mit den Fingern in der Weise an die weiblichen Schamteile bringt, daß die beweglichen Keimzellen von dort weiterwandern, bis sie im Eileiter eine Eizelle finden und befruchten. Es ist auch noch eine andere Möglichkeit erwogen worden, nämlich die, ob sich eine Frau mit dem Sperma ihres Mannes wider dessen Willen selbst künstlich befruchten kann. Dieser zunächst fast unglaublich klingende Fall ist tatsächlich einmal Gegenstand eines berühmten Rechtsstreits gewesen: In einer Ehe wurde nach sechsjähriger Kinderlosigkeit ein Mädchen geboren. Der Mann weigerte sich, das Kind anzuerkennen, mit der Begründung, keine Beischlafsversuche unternommen zu haben, da er impotent sei. Die Frau behauptete dagegen, sie hätte sich mit dem Sperma ihres Mannes, das sie nach einer Pollution, die er gehabt habe, frisch im Bettuch fand, selbst befruchtet. Auf das Gutachten des Sachverständigen Professor *Doutrelapont* hin, der die Angaben der Frau für glaubwürdig erklärte, verwarf das Landgericht Koblenz (am 21. November 1905) die Klage des Ehemannes. In der Berufungsinstanz jedoch sprach sich der Sachverständige Professor *Fritsch* gegen die Möglichkeit einer künstlichen Befruchtung unter den geschilderten Umständen aus, trotzdem bestätigte das Oberlandesgericht Köln (am 1. Juli 1907) das Urteil der Vorinstanz. Das Reichsgericht hob aber dieses Urteil auf; wenn auch die Möglichkeit einer derartigen künstlichen Befruchtung zuzugeben sei, so könne doch, wenn die Frau in Abwesenheit, ohne Mitwirkung, Wissen und Willen des Mannes sich mit dessen Samen selbst befruchtet zu haben behaupte, nicht vermutet werden, daß ein solches in der Ehe geborenes Kind ehelich sei. Mit andern Worten, das Reichsgericht hielt die Wahrscheinlichkeit für größer, daß das Kind in einem von der Frau verheimlichten außerehelichen Beischlaf empfangen sei. Im übrigen entschied das Reichsgericht am 4. Juni 1908, daß ein „mit dem Sperma des Ehemannes mit dessen Einverständnis künstlich gezeugtes

Kind ein legitimes ist, das heißt, ein solches Kind hat dieselben Rechte und dieselbe Vorzugstellung wie ein normal gezeugtes Kind*.

In dem lichtvollen Vortrag, den *Rohleder* über das Thema „Die künstliche Befruchtung vom Standpunkt der Sexualreform“ auf der „Ersten Internationalen Tagung für Sexualreform auf sexualwissenschaftlicher Grundlage“ (am 15. September 1921) hielt, beantwortete er die von ihm aufgeworfene Frage: „Was will die künstliche Befruchtung?“ im wesentlichen wie folgt: „Sie will in Fällen mehrjähriger ehelicher Kinderlosigkeit, wo alles zur Befruchtung versucht wurde und der Mangel von Kindern als schweres Unglück empfunden wird, die Frauen und oft auch die Ehemänner seelisch schwer leiden, als letztes rechtmäßiges und medizinisch einwandfreies Mittel versuchen, dem Ehepaar zu einem eigenen Kinde zu verhelfen. . . Die künstliche Befruchtung ist nicht unnatürlich, sondern im Gegenteil die natürliche Ergänzung des durch irgendwelche Hemmnisse mechanisch gehinderten Befruchtungsaktes . . . Sie ist genau so natürlich wie das Anlegen der Zange an den Kindskopf oder wie das Anlegen eines Katheters, um auf natürlichem Wege dem Urin einen Ausgang aus der Blase zu ermöglichen. . .“ Nicht jede eheliche Kinderlosigkeit ist durch künstliche Befruchtung zu beheben. Nach Rohleders Erfahrungen eignen sich dazu nur etwa 10% aller kinderlosen Ehen. Da nun aber reichlich 10% aller Ehen unfruchtbar sind, würden 1% aller Ehen dieser Heilmethode unterworfen werden können. „Wenn wir berücksichtigen,“ schloß der Redner, „daß in Deutschland rund 500000 Ehen im Jahr geschlossen werden, von denen 10% = 50000 kinderlos bleiben, so würden wenigstens 5000 Frauen pro Jahr einer künstlichen Befruchtung mit Aussicht auf Erfolg unterworfen und damit glücklich gemacht werden können.“

Daß die auf dem Wege künstlicher Befruchtung erzeugten Menschen sich körperlich und seelisch nicht von den anderen unterscheiden, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Wer vor dem Kriege einmal Gelegenheit hatte, das berühmte Palais de Justice (= Kriminalgericht) in Paris zu besuchen, konnte dort in den Wandelgängen häufig einem der angesehensten französischen Anwälte begegnen, von dem es allgemein bekannt war, daß „sein Vater — eine Injektionsspritze“ gewesen sei, eine Behauptung, deren Richtigkeit er selbst, wenn das Gespräch darauf kam, ohne Scheu bestätigte.

Ohne die Berechtigung der von *Rohleder* in so sachlicher und überzeugender Weise vorgetragenen Gründe zu verkennen, möchte ich mein zusammenfassendes Urteil über die künstliche Befruchtung doch dahin abgeben, daß mir die uralte (auch in früheren deutschen Landrechten verankerte) Sitte der „Ehehelfer“ (oder, wie man sie im Gesetz auch nannte, „Neben-Beyschläfer“), die man zuließ, „wenn ein Mann ein echtes Weib hat und ihr nicht gerecht werden konnte“ und beide damit einverstanden waren, doch natürlicher und zweckmäßiger erscheint als die moderne Methode der künstlichen Besamung. Daß der Gedanke an natürliche Zeugungshelfer im Volke auch heute noch nicht erloschen ist, zeigten mir einige Fälle, die ich in Ehen kennenlernte, in denen Frauen mit Männern verheiratet waren, die sich als beischlafs- und zeugungsunfähig erwiesen.

So erinnere ich mich eines bestimmten Falles, in dem eine feinsinnige Frau ihrem Manne in größter Liebe ergeben war, trotzdem er selbst ihr nur Gefühle kameradschaftlicher Verehrung entgegenbringen konnte, dagegen selbst leidenschaftlich einen jungen Burschen vom Lande liebte. Da die Frau, die sich mit allem abgefunden hatte, die Über-

zeugung gewann, sie würde ausgeglichener werden, wenn sie wenigstens ein Kind hätte, wandte man sich in gegenseitiger Übereinstimmung an den Freund des Gatten um Beihilfe. Der Erfolg erwies sich allseits zufriedenstellend. Einem andern Fall aus meiner Erfahrung lag Erbanfechtung (wegen Unwürdigkeit nach österreichischem Gesetz) zugrunde, in dem neben vielen andern Gutachten auch meins erfordert wurde. Hier war der Mann, ein reicher Fabrikant, Paralytiker. Seine Gattin, eine urgesunde, kräftige Frau, pflegte ihn mit aufopfernder Hingabe. Der Beischlaf, nach dem sich die Frau sehr sehnte, war dem Manne nicht ein einziges Mal gelungen. Inzwischen war ein Chauffeur ins Haus gekommen, der die Frau auch in der Krankenpflege (namentlich beim Heben des Mannes, dessen Leiden allmählich auch das Rückenmark ergriffen hatte) unterstützte. Schließlich schlug der Mann selbst vor, daß der Chauffeur der Frau das gäbe, was er zu leisten außerstande sei. Dies geschah, und zwar ebenfalls zur Zufriedenheit aller Beteiligten. Von den Verwandten des Mannes, welche davon erfuhren und beantragten, daß die Frau wegen dieses Verhaltens von der Erbfolge ausgeschlossen werden sollte, wurde der von der Witwe erhobene Einwand des Einverständnisses, ja sogar des Vorschlages ihres verstorbenen Gatten dadurch zu entkräften gesucht, daß ein Taboparalytiker in solchen Fragen nicht mehr verfügungs- und zurechnungsfähig sei. Sie beriefen sich dabei auf ärztliche Sachverständige, deren unseres Erachtens nicht zutreffende Auffassungen von Geheimrat Albert Eulenburg und mir in einem ausführlichen Gutachten widerlegt wurden. Das Gericht entschied jedoch gegen die Frau.

In der Bekämpfung der menschlichen Unfruchtbarkeit steht die künstliche Befruchtung erst an dritter Stelle; in erster Linie kommt die Verhütung, in zweiter die Beseitigung der Unfruchtbarkeitsursachen, ihre eigentliche Heilung, in Frage. Es ist nicht zuviel gesagt, daß eine methodische Verfolgung dieser beiden Wege die hohe Zahl unfruchtbarer Ehen um die Hälfte verringern würde.

Unter den körperseelischen Störungen des Menschen nimmt

die Unfruchtbarkeit oder Sterilität

(von steril = unergiebig, das mit dem griechischen *στερεός*, unserem „starr“, zusammenhängt; vergleiche stereotyp = starr, unveränderlich im Typus; in der modernen Naturkunde spricht man von steril und sterilisieren im Sinne von keimfrei und entkeimen sowohl beim Desinfizieren als beim Unfruchtbarmachen) insofern eine besondere Stellung ein, als in diesem Fall die Ausfallserscheinungen bei einer Person unmittelbar auch für eine zweite einen schwerwiegenden Ausfall bedeuten. Wenn unter hundert Ehen zehn „steril“ sind (in Berlin sind sogar ein Viertel aller Ehen unfruchtbar, so daß *Theilhaber* mit gutem Grunde eines seiner Bücher „Das sterile Berlin“ nannte), so sind nicht zehn, sondern zwanzig Personen von der Unfruchtbarkeit betroffen, aber nur zehn direkt biologisch, die andern nur indirekt soziologisch. *Eine unfruchtbare Person, welche sich verheiratet, zwingt einen zweiten Menschen zu einem Verzicht, den zu leisten ein Mensch nur freiwillig berechtigt, nicht aber schicksalsmäßig genötigt sein sollte.* Es entspricht daher auch durchaus der von uns vertretenen Auffassung einer Sexualgemeinschaft als Ausdruck geschlechtlicher Willensübereinstimmung, daß eine Verbindung wieder lösbar sein sollte, falls

sich bei einem der beiden Partner Zeugungs- oder gar Beischlafsunfähigkeit herausstellt. Die Sitte vieler Völker,

Kinderlosigkeit als Scheidungsgrund

anzusehen, sollten auch wir anerkennen, weil sie von richtigen Erwägungen ausgeht, von unrichtigen allerdings dann, wenn, wie bei manchen Völkern, es nur dem Manne verstattet ist, die Ehe zu lösen. Die leichtere Befreiungsmöglichkeit eines fruchtbaren Weibes oder Mannes von einem unfruchtbaren Ehegatten würde eine keineswegs unerhebliche Erhöhung der Geburtenziffer zur Folge haben.

Die Ursache der Unfruchtbarkeit einer Ehe kann sowohl beim Manne wie bei der Frau liegen; nach unserer Erfahrung kann man sagen, daß sie etwa in der Hälfte der Fälle beim Manne, in der Hälfte beim Weibe zu suchen ist. Noch immer ist in unaufgeklärten Kreisen (selbst unter Ärzten) die Meinung verbreitet, daß hauptsächlich oder gar ausschließlich die Frau für die Sterilität einer Ehe verantwortlich zu machen sei. Man geht wohl nicht fehl, wenn man die abwegigen Ansichten und Sitten, welche sich in dieser Richtung sexualethnologisch feststellen lassen, sexualpsychologisch aus dem Streben des Mannes ableitet, nach Möglichkeit über das Weib zu „herr“schen, jener Grundeinstellung, die schließlich fast überall auf der Welt zu einem unverrückbaren Wertmaßstab wurde. Immerhin lassen sich auch Sexualsitten nachweisen, die eine vernünftigere Auffassung der Unfruchtbarkeit verraten. So erwähnten wir bereits wiederholt die Ehe- oder Zeugungshelfer, die auch im Islam eine nicht unbedeutende Rolle spielen. Wenn eine Ehe kinderlos bleibt, gestatten, ja gebieten es die Gebräuche mancher mohammedanischer Völker der Frau, so lange mit einem anderen Manne in Geschlechtsverkehr zu treten, bis sie ein Kind empfangen hat. Dies hat natürlich die Ansicht zur Voraussetzung, daß nicht nur im Weibe, sondern auch im Manne die Unfruchtbarkeit begründet sein kann. Mit ziemlicher Sicherheit läßt sich auf diese Art auch ermitteln, wer in einer Ehe der unfruchtbare Teil ist.

Es kommt allerdings auch vor, daß beide Partner an und für sich fruchtbar, zusammen aber unfruchtbar sind. Die Ehe *Napoleons I.* mit Josephine *Beauharnais* wird hierfür gewöhnlich als Beispiel angeführt: Beide wünschten sich sehnlichst einen Sohn als Thronerben, aber trotzdem Josephine in ihrer ersten Ehe mehrere Kinder (Eugène, Hortense) geboren hatte, blieb ihre Ehe mit Napoleon Bonaparte kinderlos. Schweren Herzens ließ er sich deshalb von Josephine scheiden, da ihm sehr viel an einem selbstgezeugten Thronerben lag, und heiratete die Tochter des österreichischen Kaisers Franz, Marie Luise, die ihm dann auch „in vorgeschriebener Zeit“ (am 20. März 1811) einen Sohn, den noch heute volkstümlichen „König von Rom“, *Napoleon II.* („l'aiglon“), schenkte. Ob es sich hier jedoch um einen echten Fall relativer Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit bei einer bei beiden Partnern an sich bestehenden Zeugungs- beziehungsweise Empfängnisfähigkeit gehandelt hat, erscheint fraglich. Denn es ist sehr wohl möglich, daß bei Napoleons erster Gemahlin die Un-

fruchtbarkeit, welche zum Ausbleiben des Nachwuchses in ihrer Ehe mit *Napoleon* führte, erst auftrat, nachdem sie schon mehrere Kinder geboren hatte.

Dennoch steht außer Frage, daß eine solche bedingte oder relative (man nennt sie auch partielle) Impotenz und Sterilität vorkommt. Die Ursachen liegen auf verschiedenen Gebieten, beispielsweise in Abneigungsgefühlen gegenüber bestimmten Personen, wodurch eine Frau, die vielleicht gerade gegen ihren Gatten eine Antipathie hegt, nicht zu der für die Empfängnis wichtigen (wenn auch hierfür nicht unumgänglich notwendigen) Erregung während der Beischlafshandlung kommt. Es entbehrt nicht der Berechtigung, was *Krafft-Ebing* über das wünschenswerte Zusammentreffen der beiderseitigen Orgasmen schreibt: „Gar manches Liebes- und Ehebündnis wird durch Nichterfüllung jener physiologischen Bedingung gefährdet, gelockert, ver-
letzt, zerstört.“

Die schwerwiegendste dieser Impotenzformen ist wohl diejenige, die man als die matri-
moniale oder eheliche bezeichnet hat. Wieder und wieder habe ich diese seltsamen Stö-
rungen kennengelernt, deren Wesenskern darin besteht, daß einem an und für sich völlig
potenten Manne nur mit seiner eigenen Gattin der Verkehr unmöglich ist. Erst vor kurzem
suchte mich wieder ein Fabrikbesitzer auf, der mit seiner Frau in glücklicher Ehe lebte;
nach zwei Jahren wurde ihnen ein Kind geboren. In den fünf Jahren, die seitdem ver-
flossen sind, hat er keinen ehelichen Verkehr mehr vollziehen können und seit zwei Jahren
auch jeden weiteren Versuch aufgegeben. Er selbst gibt an, er habe früher immer nur
mit Prostituierten oder anderen Frauen zu tun gehabt, die er als tief unter sich stehend
betrachtet habe; seine Frau sei ihm aber geistig überlegen, sie lese sehr viel und beherrsche
die ganze moderne und klassische Literatur. Er glaube, daß ihre geistige Art sein ge-
schlechtliches Verlangen und Können zum Schwinden gebracht habe, zumal sie sich in
sexueller Hinsicht völlig abwartend verhalte. Als dann die Frau zu mir kam, fand ich die
Angaben des Mannes bestätigt; da sie ihren Mann sehr liebte, war sie über seine „Kälte“
tief unglücklich und befand sich infolge der eigenen langen Enthaltung in dauernd ge-
reizter Stimmung. Ich setzte ihr (ohne die Untreue des Mannes zu berühren) ausführlich
auseinander, wie ich die psychologische Situation ihres Falles auffasse, und es gelang mir,
ihr Verhalten soweit zu ändern, daß sie ihrem Manne viel mehr als vorher entgegenkam.
Der Erfolg war der gewünschte. Neben den hier geschilderten Gründen ist es auch häufig
die völlige Mühelosigkeit eines jederzeit erreichbaren Geschlechtsverkehrs, die bei vielen
auf Aktivität eingestellten Männern die eheliche Potenz herabsetzen, ja aufheben kann.
Auch die Mutterschaft des Weibes scheint bei manchen Männern die Libido zu schwächen;
so teilte mir ein Mann, der ebenfalls schwer unter matrimonialer Impotenz litt, mit, daß
sich der Geschlechtstrieb zu seiner Gattin, „seit sie ihre Mutterpflichten erfülle, in eine
tiefe, aber gänzlich unerotische Bewunderung verwandelt habe“.

Man hat hinsichtlich der relativen Sterilität auch angenommen, daß in der in-
dividuellen Beschaffenheit von Samen- und Eizelle gelegentlich Faktoren vorhanden
sind, die eine abstoßende Wirkung aufeinander ausüben. Es würde dies in der Rich-
tung jener Beobachtungen liegen, die dafür sprechen, daß die Keimzellen von Lebe-
wesen verschiedener, aber doch noch verwandter Art sich in dem Maße schwerer
und seltener vereinigen, wie der Unterschied der Art zunimmt. Damit steht aller-
dings in gewissem Widerspruch, daß häufig in Blutsverwandtenehen die Fruchtbar-

keit nur sehr gering ist. Es scheint, als ob auch hier ein mittlerer Grad – nicht allzu nahe und nicht allzuweite körperseelische Verwandtschaft – für die Zahl (möglicherweise auch für die Beschaffenheit) der Nachkommen besonders vorteilhaft ist.

Man kann die Unfruchtbarkeit des Mannes und des Weibes nach sehr verschiedenen Gesichtspunkten einteilen. Eine Einteilung, nämlich die in eine *absolute* oder totale (= völlige) und eine *relative* oder partielle (= nur unter bestimmten Voraussetzungen vorhandene), berührten wir soeben. Eine andere Einteilung ist die in eine *körperlich* und *seelisch* bedingte Unfruchtbarkeit; die erstere wird in der Fachliteratur gewöhnlich kurzweg als *Sterilität*, die zweite als *Impotenz* bezeichnet, doch gehen beide (wie ich in meiner „Sexualpathologie“ ausführlich gezeigt habe) oft ineinander über. Eine andere recht übersichtliche Einteilung der Unfruchtbarkeit ist folgende:

A. Beim Manne

- a) *Begattungsunfähigkeit* oder *Impotentia coeundi*
- b) *Zeugungsunfähigkeit* „ „ *generandi*

B. Beim Weibe

- a) *Begattungsunfähigkeit* oder *Impotentia coeundi*
- b) *Empfängnisunfähigkeit* „ „ *concipiendi*
- c) *Austragungsunfähigkeit* „ „ *gestandi*
- d) *Gebärunfähigkeit* „ „ *parturiendi*

Die körperliche Unfruchtbarkeit beruht teils auf örtlichen, teils auf Allgemeinerkrankungen; die örtliche hängt meist von einer fehlenden oder mit Mängeln behafteten Keimbildung ab. Ganz besonders verhängnisvoll haben sich in dieser Richtung die Geschlechtskrankheiten erwiesen, vor allem die auf Tripperinfektion beruhende Nebenhodenentzündung des Mannes und die Tubenentzündung des Weibes mit anschließenden örtlichen Verwachsungen und Vernarbungen. Der allzufrüh verstorbene *Blaschko*, neben *Neißer* der verdienstvollste Bekämpfer der Geschlechtskrankheiten in unserem Vaterlande, berechnete, daß infolge der Geschlechtskrankheiten in Deutschland jährlich zweihunderttausend Kinder weniger geboren werden. Nach *Hofstetter* ist der dritte Teil aller Fälle von weiblicher Unfruchtbarkeit auf Tripperansteckung von seiten junger Ehemänner zurückzuführen, von denen eine große Anzahl sicherlich keine Ahnung hat, daß von ihrem alten Harnröhrenleiden, das ihnen selbst keine Beschwerden mehr bereitet hat, noch eine so verhängnisvolle Ansteckung ausgehen kann.

Auch unter den Allgemeinerkrankungen des Körpers, welche einen verheerenden Einfluß auf die Fruchtbarkeit haben, stehen die Geschlechtskrankheiten obenan. Vor allem führt die Syphilis im fortgeschrittenen Stadium zu einer starken Häufung der Totgeburten infolge Vergiftung der Frucht im Mutterleib, und zwar meist schon lange vor Beendigung der Schwangerschaft. Das alkoholische Gift wirkt ähnlich wie das

syphilitische sowohl auf die Quantität wie auf die Qualität der Geburten ein. Ebenso stirbt das Kind meist ab, wenn die Mutter zuckerkrank ist.

Unter den örtlichen Potenzstörungen beim Weibe ist vor allem der früher geschilderte Vaginismus zu nennen; aber auch eine abnorme Bildung der Organe, Scheidenverschluß, eine zu enge Scheide oder ein zu enger Muttermund können teils die Beischlafs-, teils die Empfängnisfähigkeit stark beeinträchtigen. Die Unfähigkeit der Fruchthaltung beruht ebenfalls sowohl auf örtlichen katarrhalischen und entzündlichen Vorgängen der Uterusschleimhaut als auf allgemeinen Erkrankungen, wie hochgradiger Blutarmut. Neben der Syphilis, die am häufigsten zu habituellen (= gewohnheitsmäßigen) Aborten führt, findet man einen unfreiwilligen Fruchtabgang, namentlich bei unhygienischem Verhalten während der Schwangerschaft, wie rücksichtsloser Heimarbeit in giftigen Betrieben, verbunden mit unzureichender Ernährung und Pflege. Sehr viel keimendes Leben wird durch solche Schäden unbemerkt und ungestraft vernichtet.

Ebenso wichtig wie die körperliche ist für die Frage der Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit die seelische Impotenz. Es ist nicht möglich, hier alle Formen und Schattierungen, die es im Bilde dieses so weitverbreiteten Leidens gibt, zu schildern. Oft handelt es sich um Hemmungsvorstellungen, ebenso häufig aber auch um eine tief begründete Triebschwäche oder um Triebabweichungen, die fest in der Individualität des einzelnen verankert sind. Meist läßt sich an diesen Impotenzformen deutlich erkennen, wie sehr das anscheinend nur Seelische im Körperlichen wurzelt, und umgekehrt, wie die scheinbar rein körperlichen Potenzstörungen sich stets auch seelisch auswirken. Körper, Seele und Geschlecht bilden eben im Negativen genau so wie im Positiven stets eine Dreieinheit.

Unter den eigentlichen Triebabweichungen, die zwar durchaus nicht immer, aber doch oft zur Unfruchtbarkeit führen, ist als das nächstliegende Beispiel die Homosexualität des Mannes und des Weibes zu nennen. Der Verkehr mit dem andern Geschlecht ist in solchen Fällen mehr oder weniger durch einen Kontrainstinkt (= Gegeneinstellung) ausgeschaltet. Dementsprechend wird die Fortpflanzung auch subjektiv von homosexuellen Menschen, insbesondere homosexuellen Frauen, nicht als erstrebenswert empfunden und die Unfruchtbarkeit daher ohne Mißbehagen ertragen. Im Gegensatz hierzu ist die durch Hemmungsvorstellungen bedingte Impotenz für den Betreffenden zumeist ein Quell tiefster seelischer Leiden, wobei allerdings die Neigung zu seelischer Verkrampfung, sofern sie sich in Angstgefühlen, Unterwertigkeitsideen, autosuggestiver Einbildung, sexuellem Lampenfieber äußert, häufiger noch die Ursache als die Folge der Mannesschwäche und einer dadurch bedingten Unfruchtbarkeit ist. Auch die Frau ist weitgehend solchen seelischen Hemmungseinflüssen ausgesetzt und kann durch Gefühlskälte, durch Ausbleiben des Orgasmus infolge von Angstzuständen (auch durch die Besorgnis, schwanger zu werden) in ihrer Fruchtbarkeit beeinträchtigt werden.

Während die Behandlung bei Hemmungsimpotenz meist von Erfolg begleitet ist, wird man bei Triebabweichungen, bei denen es sich um angeborene Empfindungen, Neigungen und Artungen handelt, kaum je durchgreifende Änderungen erzielen können. Man kann sich auch in solchen Fällen des Gedankens nicht erwehren,

daß die Unfruchtbarkeit derer, die von Natur keinen Drang zur Fortpflanzung haben, einen natürlichen Auslesevorgang darstellt, der, richtig erfaßt, weder als ein Unglück für die einzelnen noch als Schaden für die Gesamtheit betrachtet werden darf. Daher sollten dritte Personen auch niemals Frauen und Männern zu einer Verbindung zureden, gegen die sich in ihnen ein heftiger Widerwille sträubt. Die früher so häufig, aber auch jetzt noch gelegentlich von den Eltern geäußerte Meinung: „Warte nur, liebes Kind, in der Ehe wird sich das schon alles finden“, hat sich als verhängnisvoller Irrtum herausgestellt.

Bei den Potenzstörungen des Mannes ist noch eine alte, rein symptomatische Dreiteilung zu erwähnen: die *Impotentia erigendi* (= Unvermögen der Gliedaufrichtung, auch als spezielle Impotenz oder Mannesschwäche bezeichnet, jenes Leiden, gegen das in neuerer Zeit eine Unzahl von „Heilmitteln“ mit seltsamen Namen auf den Markt geworfen werden, die mit wenigen Ausnahmen nicht halten, was sie versprechen, deren kostspielige Reklame aber einen Schluß auf die Größe der Nachfrage und die Ausbreitung des Übels zuläßt), dann die *Impotentia ejaculandi* (= Unfähigkeit zum Samenerguß) und als dritte Form die *Impotentia generandi* (das Zeugungsunvermögen, die eigentliche Sterilität, infolge fehlender oder untauglicher Keimzellen).

In meiner „Sexualpathologie“ habe ich außerdem noch eine andere Einteilung nach dem Ausgang der Potenzstörungen von den einzelnen Stationen der körperseelischen Sexualbahn vorgenommen. Danach kann die Ursache der Impotenz zunächst in der Keimdrüse selbst liegen: *Impotentia germinalis* (germen = Keim, hergeleitet von gero = tragen, werfen, zeugen), sei es, daß die Keimdrüsen vollständig fehlen (Anorchie = Hodenmangel), oder daß sie zwar vorhanden sind, aber in ihnen keine Samenzellen gebildet werden (Azoospermie), so daß nur aus den Nebendrüsen (vor allem der Vorsteherdrüse) Säfte im Verkehr abgesondert werden. Auch Fälle, in denen durch krankhafte Prozesse (zum Beispiel Geschwülste) innerhalb der Keimdrüsen die Samenbildung oder -absonderung verhindert wird, gehören hierher.

Die zweite Station, von der die Impotenz herrühren kann, befindet sich im Bereiche der Ausführungsgänge; es ist die *Impotentia genitalis*; vor allem kommen hier die Mißbildungen des Gliedes in Betracht sowie die narbigen Verwachsungen nach verheilten Entzündungen. Sie haben nicht immer, aber doch zumeist Unfruchtbarkeit im Gefolge.

Hierher gehört auch die künstlich geschaffene genitale Impotenz, welche durch die in der Neuzeit so viel angewandte Unterbindung des Samenleiters hervorgerufen wird, die teils zur Sterilisierung (= künstliche Unfruchtbarmachung), teils zur Reaktivierung (= Neubelebung) des innersekretorischen Anteils der Drüse vorgenommen wird. Wir kommen auf die erstere im eugenischen Kapitel, auf letztere, die sogenannte „Steinachsche oder Verjüngungsoperation“, im letzten Kapitel der „Geschlechtskunde“ („Alter und Geschlecht“) zurück.

Drittens und viertens kann das Zentralnervensystem Sitz der Potenzstörung sein, und zwar sprechen wir, wenn das Rückenmark Ursprung der Erkrankung ist, von einer *Impotentia spinalis* (spina = Rückenmark); wenn dagegen das Gehirn die Ursache enthält, von einer *Impotentia cerebralis* (cerebrum = Gehirn). Die spinale Impotenz (meist durch organische Erkrankung des Rückenmarks bedingt) ist durch eine Störung der automatischen Sexualreflexe gekennzeichnet, während die zerebralen Störungen an den Ausgangspunkten der Nervenbahnen ansetzen, die vom Gehirn abwärts zu den Rückenmarkszentren ziehen, wo sie mit den von unten kommenden Reflexbahnen zusammentreffen.

Bei der im Hirn wurzelnden Impotenz ist wiederum zu unterscheiden zwischen den

mechanischen und chemischen Veränderungen, welche die Gehirnzellen in ihrer Tätigkeit beeinflussen (vor allem sind hier die Rauschgifte Alkohol, Morphin, Kokain, Nikotin usw. zu nennen), und andererseits den seelischen Ursachen, die über die Vorstellungs- und Willenstätigkeit auf die Reflexe einwirken. Ohne daß wir immer imstande sind, den genauen Sitz der Ursache festzustellen, läßt sich doch sagen, daß die Störungen der Erektionsfähigkeit (und zwar sowohl das völlige Ausbleiben als das verzögerte Eintreten oder zu frühe Nachlassen der Erektion) sowie die abnormen Vorgänge bei der Ejakulation, wie die Ejaculatio praecox (= vorzeitiger Erguß), die Ejaculatio deficiens (= überhaupt fehlender Erguß trotz vorhandener Samenflüssigkeit) und die Ejaculatio sejuncta (= nur beim Koitus fehlender Erguß mit später folgenden Pollutionen), zumeist auf zentrale Ursache im Gehirn zurückzuführen sind.

Sehr umstritten ist die Frage, ob durch die Art der Sexualbetätigung selbst ein Einfluß auf die Empfängnisfähigkeit entstehen kann. So soll sehr häufiger Sexualverkehr dazu führen, daß durch eine intensive Resorption (= starke Aufsaugung) von Stoffen, die aus den Samenzellen stammen, im Blut des Weibes – ähnlich wie gegen Bakterien – auch Schutzstoffe gebildet werden, die schließlich eine Gegenwirkung auf neueinwirkende Samenzellen schon in der Gebärmutter ausüben und so die Befruchtung verhindern. Es muß jedoch betont werden, daß diese Annahme einer „Spermimmunität“ vorläufig mehr eine Vermutung als eine allseitig anerkannte Tatsache ist.

Noch einem weiteren Problem haben wir in diesem Zusammenhang unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden: Wie wirkt die Berufstätigkeit der Frau auf ihre Fruchtbarkeit? Zeitlich fällt sicherlich mit dem stärkeren Eintritt des Weibes in das Berufsleben der jähe Abfall des Geburtenrückganges zusammen, und vieles spricht dafür, daß dieser Umstand auch ursächlich stärker ins Gewicht fällt, als in den vielen Arbeiten über den Geburtenrückgang bisher zum Ausdruck kommt. Der Unterschied gegen früher ist ja in dieser Beziehung ein ganz gewaltiger. Die älteren von uns erinnern sich gewiß noch alle der Zeit, in der das junge Mädchen, namentlich „die höhere Tochter“, nach beendeter Schulzeit daheim saß und auf den Freier wartete. Jede Verlobung einer gleichaltrigen „Schulfreundin“ steigerte ihre mit mehr oder weniger Neid gemischte Ungeduld; es folgten die Lebensjahre zwischen achtzehn und dreißig, in denen, nach einem berühmt gewordenen Scherzwort, das Mädchen erst fragte: „Wie ist er?“, dann „Was ist er?“, schließlich „Wo ist er?“, blieb er aber überhaupt aus, dann verwelkte allmählich die blühende Jungfrau zur „alten Jungfer“, zur halb mit Mitleid, halb mit Spott betrachteten „Familientante“, die oft genug starb, ohne je der Liebe oder auch nur einer Umarmung Glück erfahren zu haben. Es war die Zeit, in der Frauen und vollends Männer, welche die soziale und sexuelle Gleichberechtigung beider Geschlechter forderten oder es gar wagten, auch nur schüchtern dafür einzutreten, daß das Weib durch Stimmenabgabe an der Gesetzgebung teilnehmen oder selbst wählbar sein sollte, als überspannte, „nicht ernst zu nehmende“ Exemplare der Gattung Mensch galten.

Wie einst das Mädchen, das einen Beruf ergriff, so ist jetzt die, welche keinen

Beruf ergreift, eine Ausnahme. Erich *Brauer* hat vor einigen Jahren (1921) in den Monographien aus unserem Institut für Sexualwissenschaft eine wertvolle Arbeit veröffentlicht, betitelt: „Die abnehmende Fruchtbarkeit der berufstätigen Frau, ein Beitrag zur Untersuchung der sozialpsychologischen Seite der Unfruchtbarkeit“, in der er davon ausgeht, daß die Schädigungen, welche die Berufstätigkeit der Frau für ihre Fruchtbarkeit mit sich bringt, teils biologischer, teils soziologischer Natur sind. Am längsten bekannt ist in der sozialen Hygiene der Einfluß gewisser Gewerbekrankheiten auf die Schwangerschaft; so führen die Arbeiten in ungesunder, mit Staub und Gasen durchsetzter Fabrikluft häufig zu Erkrankungen der Atmungsorgane und des Blutes, vor allem zur Tuberkulose und Blutarmut, und schaffen damit eine Ursache zur verminderten und verschlechterten Fortpflanzung. In Tabakfabriken, Buchbindereien, Glasschleifereien war die Sterblichkeit an Tuberkulose bis vor kurzem zwanzigmal so groß als sonst bei Arbeiterinnen.

Insbesondere in zahlreichen Industrien, die mit Blei arbeiten, ist die Gesundheitsschädigung infolge der Giftwirkung des Bleies sehr erheblich; namentlich wenn die Frauen nicht wenigstens in den letzten Monaten der Schwangerschaft ihre gewerbliche Tätigkeit aussetzen, leidet ihre normale Gebärfähigkeit. Max *Hirsch* gibt an, daß in solchen Fällen Fehlgeburt siebenmal so oft und krankhaft verlaufendes Wochenbett fünfmal häufiger erfolgt als bei anderen Frauen, die einige Zeit vor und nach der Geburt aussetzen. Am häufigsten sollen sich Fehlgeburten bei Arbeiterinnen in Tabakfabriken ereignen, so daß es sogar vorkommt, daß ledige Schwangere sich zur Arbeit in der Tabakindustrie drängen.

Nach Julian *Marcuse* ereignen sich bei nur im Haushalt beschäftigten Frauen 4,3 Prozent Fehl-, Früh- oder Totgeburten, bei Arbeiterinnen überhaupt 4,8 Prozent, bei Frauen, die früher in der Bleiindustrie beschäftigt waren, 8,6 Prozent und bei solchen, die während der ganzen Zeit in Bleifabriken tätig sind, 13,4 Prozent Früh-, Fehl- oder Totgeburten. Werden die Kinder lebend geboren, so ist auch die Säuglingssterblichkeit in einem entsprechenden Maße bei den Kindern größer.

In der Gummiindustrie erleiden die beim Vulkanisieren beschäftigten Arbeiterinnen durch chronische Schwefelkohlenstoffvergiftung schwere Schädigungen der Geschlechtsorgane. Oft treten bei ihnen Menstruationsstörungen, unregelmäßige, langdauernde schmerzhafte Blutungen auf. Bei Schwangeren wird das Kind im Mutterleib vergiftet. Fehlgeburten in frühen Monaten sind an der Tagesordnung. Völlige Unfruchtbarkeit ist infolge Einschrumpfung der Eierstöcke eine häufige Erscheinung. Entsprechende Störungen treten bei den Arbeitern auf (Einschrumpfen der Hoden, Impotenz). Um diese Gefahren zu verhüten, müssen die Schwefelkohlenstoffdämpfe aus den Arbeitsräumen durch geeignete Schutzeinrichtungen entfernt werden. Hierzu gehören vor allem wirksame Lüftungseinrichtungen im Vulkanisiererraum. Die Hände sind beim Eintauchen in die Vulkanisierflüssigkeit durch undurchlässige Handschuhe zu schützen. Ein Arbeiter darf höchstens vier Stunden täglich und ununterbrochen höchstens eine Woche im Vulkanisiererraum arbeiten und ist dann in anderen Betrieben zu beschäftigen, bevor er wieder vulkanisiert. Alle Vulkanisierarbeiter sind wöchentlich durch den Arzt zu untersuchen. Das war schon vor dem Kriege gesetzlich angeordnet, aber es wird auch heute noch nicht gewissenhaft eingehalten, wenn die Arbeiterschaft selbst sich nicht genügend darum kümmert.

Es kommen soziale Momente hinzu, welche die kinderlose Frau für das Berufsleben geeigneter erscheinen lassen als die Mutter; vor allem der Umstand, daß die

Frau durch Kinder selbst in der Ausübung von Berufen beschränkt wird. Trotz gewisser (bei weitem aber nicht ausreichender) Vorschriften der sozialen Gesetzgebung ist die Gefahr, ihre Stellung zu verlieren, für Schwangere und Wöchnerinnen immer noch recht beträchtlich. Verwickelte Beziehungen haben einige in der seelischen Einwirkung der Berufstätigkeit auf die Frau und ihren Fortpflanzungswillen erblicken wollen. So hat man behauptet, daß die Entfernung aus dem rein häuslichen, familiären Kreis es mit sich bringe, daß die berufstätige Frau in durchschnittlich stärkerem Maße modernen, besonders auf die Beschränkung der Kinderzahl hinzielenden Ideen zugänglich sei, auch soll die kritische Einstellung dem Manne gegenüber durch die von der Häuslichkeit wesensverschiedenen Eindrücke im Berufsleben die Neigung zur Eheschließung vermindern, und schließlich wird auch angenommen, daß die Berufstätigkeit, besonders die geistige Arbeit – im Sinne der „Sublimierung“ –, die Frau vom Sexualleben ablenke. Namentlich will man beobachtet haben, daß der Zug zur sportlichen Betätigung im Weibe diese Erscheinung fördere. Von Gegnern der Frauenbewegung wird hier vieles weit übertrieben. Richtig ist immerhin, daß die größere geistige Bildung der Frau, wie sie zahlreiche Berufe erfordern, einen indirekten Einfluß auf die Kinderzahl ausübt, indem das ursprünglich rein triebhafte Fortpflanzungsgeschäft durch die höhere geistige Entwicklung in höherem Grade vom Verstande regiert wird. *Schopenhauer* verstieg sich in seiner Lebens- und Liebesverneinung sogar zu folgender Behauptung: „Ohne alle subjektive Leidenschaft, ohne Gelüste und physischen Drang, bloß aus reiner Überlegung und kaltblütiger Absicht einen Menschen in die Welt zu setzen, damit er darin sei – das wäre eine moralisch sehr bedenkliche Handlung, welche wohl nur wenige auf sich nehmen würden, ja, der vielleicht einer nachsagen könnte, daß sie zur Zeugung aus bloßem Geschlechtstrieb sich verhielte wie der kaltblütige, überlegte Mord zum Totschlag im Zorn.“

Die Erfahrung zeigt, daß der Einfluß der Berufstätigkeit auf die Fruchtbarkeit in der Ehe sich um so ungünstiger gestaltet, je mehr die weibliche Berufsarbeit auf einer wirtschaftlichen Zwangslage beruht. Frauen, die mehr aus Freude an beruflicher Tätigkeit als aus Notwendigkeit, Geld zu verdienen, einen Beruf ausüben, können sich auch eher ohne Nachteil in der Schwangerschafts- und Stillzeit von der beruflichen Tätigkeit zurückziehen. Die anderen aber, welche gezwungen sind, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, sind in der Fruchtbarkeit in hohem Maße beeinträchtigt. Viele verheiratete berufstätige Frauen scheuen sich wegen der schon vorhandenen Doppelbelastung mit Obliegenheiten (Beruf und Haushalt), noch eine dritte große Aufgabe, die einer neuen Mutterschaft, zu übernehmen.

Von den einzelnen Berufen, die die Frau ergreifen kann, gibt es zahlreiche, welche Eheschließung und Fortpflanzung während der Dauer der Berufstätigkeit so gut wie ausschließen. Für Lehrerinnen und Beamtinnen besteht zwar heute kein staatliches Eheverbot mehr, dennoch ist diese Berufstätigkeit mit Verheiratung oft schwer vereinbar. Ähnlich ist es bei Pflegerinnen, Krankenschwestern, Erzieherinnen, Dienstboten. Kaufmännische Angestellte sind schon häufiger verheiratet und haben Kinder, wobei aber doch

auch der Beruf bei der Beschränkung der Kinder auf eine möglichst geringe Zahl mit-
spricht. Über den Einfluß des Frauenstudiums auf die Fruchtbarkeit sind die Meinungen
geteilt; wenn auch, wie Max *Hirsch* richtig ausführt, die Eheschließung nicht direkt davon
beeinflusst wird, so wirken sich hier um so mehr jene indirekten Faktoren aus, die als
Entwicklung zur Selbständigkeit, Verstandesbildung, höhere Lebensansprüche den Fort-
pflanzungswillen beeinträchtigen, ihn wenigstens meist hinter das Streben nach wirt-
schaftlicher Unabhängigkeit stellen.

Man hat behauptet, daß beim Menschen die mit der Domestikation und Zivili-
sation verbundene Absperrung von seinen natürlichen Lebensbedingungen Luft,
Licht und Vitaminen, kurz, daß Kultur und Überkultur die Zeugungspotenz des
Mannes und Weibes im Laufe der Jahrhunderte beeinträchtigt haben. Träfe dies zu,
dann nähme der Mensch insofern eine Ausnahmestellung ein, als wir bei Tieren
Gegenteiliges beobachten können. Die wilde Urform des Haushuhnes legt nur 12 bis
15 Eier, unser Haushuhn dagegen jährlich 150 Eier. Das gezähmte Schwein wird
nicht nur früher fortpflanzungsfähig als das Wildschwein, sondern hat jährlich mehr
Würfe und viel mehr Nachkommen als dieses. Ähnlich ist es mit den übrigen Haus-
tieren, bei denen teils die bessere Ernährung, teils die Wegnahme der Milch die Zahl
der Brunstperioden und Empfängnisse steigert. Demgegenüber haben nun allerdings
wieder der Engländer *Spencer* und der Franzose *Guyau* die Meinung vertreten, daß
mit der Entwicklung der Verstandeskräfte die geistige Fruchtbarkeit des Weibes
zu-, dafür aber ihre körperliche Fruchtbarkeit abnehme. Sie berühren sich damit mit
den alten Naturphilosophen, die mit Vorliebe das Füreinandereintreten, die Wechsel-
beziehungen von geistiger und körperlicher Zeugung, von *genus* (= Geschlecht)
und *genius* (= Geist), in den Kreis ihrer Erörterung zogen, auch mit denen, die auf
die Unfruchtbarkeit und den Antifeminismus fast aller großen Philosophen von
Plato und *Sokrates* bis *Schopenhauer* und *Nietzsche* hinwiesen, sowie endlich mit
einem der neuesten Forscher auf diesem Gebiet, Prof. H. *Stieve*, dem Nachfolger
des um die körperliche Entwicklungsmechanik so hochverdienten Anatomen *Roux*
in Halle, der (im Jahr 1926 bei Bergmann in München in den früher von *Löwenfeld*
und *Kurella*, jetzt von *Kretschmer* herausgegebenen „Grenzfragen des Nerven- und
Seelenlebens“) eine Arbeit veröffentlicht hat, die den Titel führt: „Unfruchtbarkeit
als Folge unnatürlicher Lebensweise. Ein Versuch, die ungewollte Kinderlosigkeit
des Menschen auf Grund von Tierversuchen und anatomischen Untersuchungen
auf die Folgen des Kulturlebens zurückzuführen.“

In dieser Schrift gelangt *Stieve* auf Grund zahlreicher einwandfreier Tierversuche,
die er durch Beispiele vom Menschen stützt, zu folgendem (nicht ebenso einwandfreien)
Schluß: „Die Keimdrüsen selbst sind durch das Kulturleben in schwerster Weise geschä-
digt und versagen deshalb bei vielen Menschen den Dienst auch dann, wenn ihre Träger
gewillt sind, Nachkommen zu erzeugen. Das nervenzerrüttende, aufreibende Berufsleben,
die teils, besonders in der Jugend, ungenügende, teils aber übermäßige Ernährung, der
Einfluß gewohnheitsmäßig genommener Gifte, der dauernde Aufenthalt in ungesunden
Räumen, die mangelnde Bewegung und der Mißbrauch des Geschlechtstriebes, alle diese

Tatsachen wirken zusammen, um die für die Erhaltung der Art wichtigsten Organe des Körpers zu zerstören . . . Daß dabei das Weib weit leichter und tiefgreifender geschädigt wird als der Mann, ist nach dem verschiedenen Verhalten der Keimdrüsen bei beiden Geschlechtern zu verstehen. Während beim Mann, dank seiner unversiegbaren Zeugungskraft, die Hoden selbst nach ganz schweren Schädigungen immer wieder von neuem Keimzellen bilden können, wenn natürliche Lebensverhältnisse und damit Gesundheit eintritt, ist der Körper des Weibes im ganzen viel empfindlicher; die Eierstöcke werden an und für sich leichter geschädigt, und ihnen fehlt dazu noch die Fähigkeit, während des Lebens neue Eier zu bilden. Infolgedessen kann eine Frau durch äußere Schädigungen, selbst wenn sie nur verhältnismäßig kurze Zeit anhalten, dauernd unfruchtbar werden."

Überschauen wir alles das, was wir über das Wesen der Unfruchtbarkeit ausführten, so kann man wohl sagen, *daß sich durch eine sachgemäße, rechtzeitige Verhütung, Behandlung und (soweit es möglich ist) Beseitigung der männlichen und weiblichen Impotenz und Sterilität ein recht erheblicher Teil des viel beklagten Geburtenrückganges ausgleichen ließe.*

Der ungewollten steht die gewollte Unfruchtbarkeit, der gewollten die ungewollte Mutterschaft gegenüber. Ihnen hat sich in den letzten Jahrzehnten die Aufmerksamkeit weitester Kreise zugewandt, nachdem man sich mit einer in Geschlechtsfragen seltenen Übereinstimmung darüber klar geworden war, daß es

der fehlende Wille zum Kinde

und nicht die Abnahme der Zeugungskraft oder gar die Verminderung der Geschlechtslust und des Geschlechtsverkehrs ist, welche den Hauptgrund für die Geburtenbeschränkung im einzelnen und den Geburtenrückgang im allgemeinen bildet.

Die Mittel, mit denen man diesen Zweck zu erreichen sucht, sind:

- a) *die Verhütung der Empfängnis,*
- b) *die Abtreibung der Ungeborenen,*
- c) *die Vernichtung der Neugeborenen.*

Bevor ich mich über diese drei Methoden des näheren auslasse und im Anschluß daran das Wichtigste über die letzten Gründe der Geburtenregelung und die Möglichkeiten ihrer Beeinflussung sage, soll zunächst kurz auf die Geschichte dieses soziologisch so bedeutsamen Sexualproblems eingegangen werden.

Es war einige Jahre vor dem Weltkrieg, als das im 19. Jahrhundert noch fast unbekannte Schlagwort „Geburtenrückgang“ plötzlich die Gemüter erhitze. Diese Erregung steigerte sich, als der mörderische Krieg ausbrach und Millionen Erzeuger hinwegraffte. Man war sich nämlich erst 1914 in weiteren Kreisen über die bis dahin in den Medizinalstatistiken ziemlich verborgene Tatsache klar geworden, daß sich nicht etwa nur in der Heimat des Zweikindersystems, in Frankreich, sondern auch bei uns eine Lawine des Geburtenrückganges von den oberen in die unteren Schichten der Bevölkerung wälzte. Unverkennbar tritt dieser Abfall zutage, sobald man von einem Jahrzehnt zum andern die Zahlen vergleicht. 1874 kamen noch auf je 1000

Deutsche 41,8 Geburten, 1884 waren es 38,7, 1894 37,1. Das schien zunächst noch nicht so wesentlich, da die immer geringer werdende Sterbeziffer den kleinen Ausfall mehr als wettmachte,

der Geburtenüberschuß

also, auf den es im wesentlichen ankommt, sich immer noch in aufsteigender Linie bewegte. Als aber wieder zehn Jahre später (1904) die Geburtenziffer nur noch 35,2 und 1914 nur noch 27,6 Kinder auf 1000 Einwohner betrug, merkte man allseits, was vorlag, und wurde ängstlich. Seither hat sich der Geburtensturz weiter fortgesetzt (die traurigen Kriegsjahre lassen wir dabei am besten beiseite) und erreichte den tiefsten Stand im Jahre 1924 mit 21,1 Geburten auf 1000 Einwohner.

Das Jahr 1925 zeigte zwar gegenüber 1924 einen kleinen Geburtenaufstieg (in ganz Deutschland von 21,1 auf 21,3, in Berlin von 11,3 auf 12,8, in Hamburg von 15,8 auf 16,5, im Freistaat Sachsen von 17,8 auf 18,8 auf je 1000 Einwohner), aber er ist so gering, daß noch nicht einmal die Ziffern des schlimmen Inflationsjahres 1923 erreicht wurden, in welchem immerhin noch auf 1000 Deutsche 21,7 Neugeborene fielen.

Allmählich mußte naturgemäß auch der Überschuß der Neugeborenen über die Gestorbenen trotz andauernder Verbesserung der Sterbeziffer erheblich sinken. Während im Jahre 1872 auf je 1000 Einwohner 30,6 Sterbefälle kamen, sank die Sterbeziffer bis 1925 auf 12,6, also auf ungefähr zwei Fünftel dieser Zahl. Dabei starb einer von je 50 von eigener Hand, und zwar fielen durchschnittlich auf fünf Selbsttötungen von Männern zwei von Frauen. Unter den Sterbefällen von 1924 finden sich 14 352 Selbsttötungen angegeben (in Wirklichkeit dürften es bedeutend mehr sein), das sind rund 1,9 Prozent der Gestorbenen. 1925 erreichte die Sterbeziffer den tiefsten bisher in Deutschland beobachteten Stand. Da aber die Zahl der Geborenen in den letzten 20 Jahren von 35,2 auf 21,3 fiel, ist nach und nach auch der Geburtenüberschuß von 14,5 (1904) auf 8,7 (1925) gesunken. Es mag erwähnt werden, daß, wenn auch Deutschland mit diesem Geburtenüberschuß wesentlich ungünstiger dasteht als seine östlichen Nachbarn (Polen mit einem Geburtenüberschuß von 16,5 auf 1000 und Rußland mit 19,5 auf 1000), es immer noch wesentlich besser abschneidet als seine Westnachbarn und die meisten europäischen Völker. So hatte Frankreich im Jahre 1925 nur einen Geburtenüberschuß von 1,5, England von 6,1, Schweden ebenfalls von 6,1, die Schweiz von 6,3, Belgien von 7,1, Griechenland von 7,6 auf 1000 der Bevölkerung.

Etwas anders stellt sich das Bild dar, wenn man die Großstädte miteinander vergleicht. Da war beispielsweise Berlin mit 11,5 bereits 1919 an letzter Stelle aller Weltstädte und wurde zum Beispiel von London mit einer Geburtenziffer von 21 fast um das Doppelte übertroffen; indessen wäre es ein Irrtum, wenn man glauben würde, daß es hauptsächlich die Großstädte seien, welche für den Bevölkerungsstand und den Geburtenrückgang maßgebend sind. Im Gegenteil, in einigen Punkten, die für die Bevölkerungsziffer von Bedeutung sind, übertreffen sogar das flache Land und die kleinen Städte die Großstädte,

beispielsweise in der Säuglingssterblichkeit. 1925 kamen auf je 100 von ortsansässigen Müttern lebendgeborene Kinder Säuglingssterbefälle:

in Orten von 100000 und mehr Einwohnern . . .	9,5
in Orten von 15000 bis 100000 Einwohnern . . .	10,0
in Orten unter 15000 Einwohnern	10,9

Besonders deutlich tritt der Geburtenrückgang in Erscheinung, wenn man sich ausrechnet, wie viele Kinder auf die einzelne Familie eines Landes kommen. Die Zahl der Eheschließungen hat sich im Deutschen Reich nur sehr wenig verändert. Vergleicht man die Jahre 1904 und 1925, in denen unser Land durch den dazwischen liegenden unglücklichen Krieg fast die gleiche Bevölkerungszahl aufweist, so ersehen wir aus dem 25. Jahrgang des „Statistischen Jahrbuches für das Deutsche Reich“, daß 1904 477 822 und 1925 fast ebensoviel, nämlich 482 518 Eheschließungen vorkamen; dagegen sank die durchschnittliche Kinderzahl bereits von 1895 bis zum Kriege in den katholischen Ehen von 5,2 auf 4,7, in den evangelischen von 4,2 auf 3,3 und in den jüdischen Ehen von 3,3 auf 2,2 Kinder.

Anfänglich hatte es den Anschein, als ob dieser Geburtenrückgang nur die reichen Stände und vornehmen Stadtviertel beträfe; so kamen in Berlin um die Jahrhundertwende auf 1000 Ehefrauen in den ärmsten Stadtteilen 221,7 Kinder gegenüber 122 auf 1000 in den reichsten Vierteln des Westens; ganz ähnlich in Wien 200 und in Paris (1911) 108 Geburten auf 1000 in den ärmeren Familien gegenüber nur 71 in den wohlhabenderen Familien Wiens und 35 in den reichen von Paris. Erst die Tatsache des Übergreifens der willkürlichen Verringerung der Kinderzahl auf alle Klassen machte die Volkswirtschaftler bedenklich und legte ihnen die Befürchtung eines Aussterbens ihrer Völker nahe. In der Tat ist es bei dem Sinken der Geburtenziffer nur ein schwacher „Trost“, wenn man immer wieder darauf hinweist, daß bisher meist auch die Sterbeziffern (vor allem die Säuglingssterblichkeit) entsprechend den Geburtenziffern gesunken sind. Gewiß starben im Deutschen Reich 1904 noch 1 226 683 und 1925 bei gleicher Bevölkerungsziffer nur 787 885 Personen, also 438 798 weniger; diesen erfreulichen Verbesserungen der Sterbeziffern sind aber natürliche Grenzen gesetzt, die es bei der künstlichen Geburteneinschränkung nicht gibt.

Dennoch ist es eine Behauptung, die jeder positiven Unterlage entbehrt — denn die ständige Wiederholung der Ansichten anderer kann wirklich nicht als ein Beweis gelten, selbst wenn es sich um so alte Gewährsmänner wie *Polybios* handelt —, daß die Völker des Altertums am Geburtenrückgang zugrunde gegangen seien. Für den Untergang der drei großen antiken Kulturvölker am Mittelmeer, deren unsterbliche Werke und Werte, von ihren Hauptstädten Jerusalem, Athen und Rom ausgehend, noch heute die Welt erfüllen, haben die Nachfahren, vor allem die Sittlichkeits- und anderen Fanatiker, alle möglichen Ursachen verantwortlich gemacht; bald soll es die Päderastie, bald das Sumpffieber, bald der Mangel an gemünztem Geld, bald sollen es die großen Güter („latifundia perdidere Romam“, zu deutsch „am Großgrundbesitz ging Rom zugrunde“, meinte der ältere *Plinius*) gewesen sein, bald auch der Geburtenrückgang. In Wirklichkeit ist dieser aber doch selbst schon das Zeichen, die Folge einer Zeit, nicht ihre Ursache — der nächstliegende Grund, nämlich der, daß nur allzuoft geistig hochstehende Völker sich der rohen Gewalt tiefstehender, ihrer Raubgier und Eroberungssucht nicht gewachsen zeigten, wird am seltensten angeführt.

Richtig ist es allerdings, daß der Geburtenrückgang als solcher keine neue Erscheinung ist. Dafür besitzen wir genügend Anhaltspunkte in dem reichen Schrifttum, in dem uns die Sitten vergangener Völker, wie der Inder und Perser, der alten Juden und Ägypter, Griechen und Römer, überliefert sind. Johannes Guttzeit (in „Ein dunkler Punkt“, erschienen 1905 in Leipzig, bei Max Spohr) und andere haben die darüber vorhandene Literatur sorgsam zusammengestellt. Die Methoden, deren man sich im Altertum bediente, waren dieselben: Empfängnisverhütung, Vernichtung der Un- und Neugeborenen wie heute, wenn auch die Mittel im einzelnen und ihre Ausbreitung verschieden waren. Die Verhütung der Empfängnis scheint man im wesentlichen durch Unterbrechung des Geschlechtsaktes – den Coitus interruptus – herbeigeführt zu haben, von dem ja bereits in der Bibel die Rede ist (in der Geschichte Onans); daß man auch die Kindesaussetzung und Kindestötung kannte, geht aus den nicht minder bekannten Schilderungen von der Aussetzung und Auffindung Mosis im Nil und der Vernichtung schwächlicher Neugeborener in Sparta hervor. Für die Verbreitung der Abtreibung sei nur *Ovid* als Gewährsmann angeführt, der auch für die Beurteilung der Abtreibung in der Antike wertvolle Dokumente (= Zeugnisse) liefert. So heißt es an einer Stelle (nach der Reclamschen Ausgabe von Ovids Schriften, S. 103):

„Was durchwühlt ihr den eigenen Leib mit spitzen Waffen?
 Gebt entsetzliches Gift Kindern noch vor der Geburt? –
 Die zuerst es begann, sich die keimende Frucht zu entreißen,
 Hätt' in der blutigen Tat wahrlich zu sterben verdient.
 Also allein, daß den Leib man nicht zerr' entstellender Runzeln,
 Rüstet den Kampfplatz ihr zu dem entsetzlichen Werk? –
 Das hat die Tigerin nimmer getan in Armeniens Bergschlucht,
 Selber die Löwin hat nimmer die Jungen erwürgt.
 Aber die zärtlichen Mädchen, sie tun's; doch trifft sie die Strafe,
 Oft, wer vernichtet die Frucht, tötet sich selber dadurch,
 Tötet sich selbst und liegt mit entfesseltem Haar auf dem Holzstoß,
 Und wer immer sie sieht, ruft: Ihr geschah nach Verdienst.“

Und an anderer Stelle läßt *Ovid* eine Schwangere klagen:

„Wachsen schon seh' ich die traurige Last des geschändeten Leibes,
 Und die verborgene Frucht drückt mich Kränkelnde schwer.
 Welcherlei Mittel und Kräuter brachte die Amme nicht zu mir,
 Die sie verwegenen Muts mir in den Körper geführt,
 Hoffend dadurch – dies eine nur hab' ich bisher dir verschwiegen –,
 Meiner Liebe zu dir opfern zu können die Frucht.
 Ach! das zu kräftige Kind widerstand den arzneilichen Künsten,
 Und nichts hat ihm des Feinds Tücke zu schaden vermocht.“

Auch die Stelle in der aus dem fünften Jahrhundert vor Christi stammenden (noch heute an manchen Universitäten üblichen) Eidesformel des *Hippokrates*, mit welcher der Arzt „bei Apollon und Asklepios, Hygieia und Panakeia“ feierlichst unter

anderem beschwor, „daß er nie einer Frau ein Mittel zur Vernichtung keimenden Lebens geben werde“, spricht für das hohe Alter der Abtreibungswünsche.

Was die neuere Geschichte der Geburtenregelung von der früherer Zeiten im Kern unterscheidet, ist ihr bevölkerungswissenschaftlicher Charakter, das, was Geheimrat Julius Wolf in seiner 1912 erschienenen Arbeit „Der Geburtenrückgang, die Rationalisierung des Sexuallebens“ (Jena 1912) zutreffend als Rationalisierung bezeichnet hat (wobei das lateinische Wort „ratio“ den ihm eigentümlichen Doppelsinn trägt: ratio = Vernunft und ratio = Rate, Teil, festgelegter Betrag; Wolf übersetzt Rationalisierung mit Planmäßigkeit). Diese rationalisierende Bewegung nahm ihren Ausgang von dem englischen Pfarrer Thomas Robert *Malthus* (geboren 17. Februar 1766 in Rookery, gestorben 29. Dezember 1834 in Bath). In dem Buche, das sich den früher genannten klassischen Schriften der Sexualliteratur anreihet: „An essay on the principle of population or a view of its past and present effects on human happiness“ („Eine Untersuchung der Bevölkerungsgrundlagen oder eine Betrachtung der früheren und jetzigen Bedeutung der Bevölkerungsziffer für das menschliche Glück“) (die erste Auflage erschien 1798, die sechste und letzte 1826, acht Jahre vor *Malthus'* Tode, deutsch bei Fischer in Jena, zwei Bände), suchte er mit ebensoviel Ernst wie Scharfsinn und Güte den Satz zu beweisen: „Die Menschen vermehren sich stärker auf der Erde als die Nahrungsmittel“, und zog aus ihm den Schluß: „Das soziale Leben zwingt uns, das sexuelle zu beschränken.“

Seit *Malthus* können wir in der Geburtenverhütungsbewegung drei Perioden unterscheiden:

A. *Die Periode des ehelichen Zölibats*, des ursprünglichen Malthusianismus, welcher in der Malthusschen Gegenüberstellung gipfelt: „Beherrscht euch im geschlechtlichen Verkehr oder verelendet.“

B. *Die Periode des Neu-Malthusianismus* (von 1822 bis 1898). Die Begründer dieser Bewegung, vor allem der Arzt Sir Francis Place und der Nationalökonom James Mill, machten sich zwar die Voraussetzungen von *Malthus* zu eigen, erklärten aber das von ihm ausschließlich empfohlene Mittel, die geschlechtliche Enthaltsamkeit, für undurchführbar und forderten im Gegensatz zu *Malthus* die Beschränkung der Geburten durch den Präventivverkehr (= Vorbeugungsmittel gegen die Empfängnis), wobei sie sich zugleich scharf gegen die Abtreibung wandten.

Trotzdem *Malthus* das Eintreten seiner Nachfolger für antikonzeptionelle Mittel (kurzweg auch Kontrazeption genannt) entschieden verurteilte, wird auch heute noch vielfach der Präventivverkehr nicht nur als Neomalthusianismus, sondern als Malthusianismus bezeichnet. So finden wir noch in dem letzten Konversationslexikon von *Brockhaus* aus dem Jahre 1925 die Erklärung: „Malthusianismus = Kinderbeschränkung durch künstliche Mittel.“ Solche historischen Schnitzer, die, wie in diesem Falle, die Gedankengänge eines Gelehrten geradezu verfälschen, sollten nicht vorkommen.

C. Die dritte Periode, der eigentliche *Kampf um die Geburten*, setzt mit dem Geburtensturz genau 100 Jahre nach dem Auftreten von *Malthus* ein. Dieser Streit

findet seinen schärfsten Ausdruck in einander heftig befehlenden Richtungen, von denen sich die extremste Gruppe des linken Flügels gelegentlich des Wortes „Gebärstreik“, die äußerste Rechte des Wortes „Gebärzwang“ bediente. Es entstand um die Jahrhundertwende eine Bewegung, die zu einer Literaturflut geführt hat, die jetzt bereits viele Tausende von Schriften und Zeitungsartikeln umfaßt, welche von den verschiedensten Gesichtspunkten aus zu der Bevölkerungsfrage, neuerdings insbesondere zu dem Abtreibungsproblem, Stellung nehmen.

Nicht nur Ärzte und Volkswirtschaftler, Geistliche und Führerinnen der Frauenbewegung, sondern auch die Regierungen sowie die Politiker und die Presse aller Parteien beschäftigten sich nunmehr mit der schwerwiegenden Frage des Geburtenrückganges. Die Bischöfe Deutschlands ließen sich in einem Hirtenschreiben, das in sämtlichen katholischen Kirchen verlesen wurde, über den Geburtenrückgang als die traurige Erscheinung einer entarteten Kultur aus, und vom Bundesrat und 213 Abgeordneten wurde dem Deutschen Reichstag ein Gesetzesentwurf unterbreitet, um der zunehmenden Gefahr zu steuern. Im Oktober 1915 wurde unter dem Vorsitz von Julius Wolf eine deutsche „Gesellschaft für Bevölkerungspolitik“ gegründet und am 30. Mai 1916 ein „Reichstagsausschuß für Bevölkerungspolitik“ gebildet. Die Meinungen lauteten allerdings, wie so oft in Sexualfragen, recht verschieden. Die einen sahen in dem Geburtenrückgang ein Zeichen sinkender Sittlichkeit, die anderen eine Erscheinung steigender Zivilisation. In Frankreich und Amerika sprachen bedeutende Männer wie Emil Zola, der Verfasser des großen Romans „*Fécondité*“ (= Fruchtbarkeit), und Präsident Roosevelt (in Italien neuerdings auch Mussolini) über Rassenselbstmord, Völkertod und Entartung, während deutsche und englische Eugeniker von einer Hebung der Rasse, Qualitätsverbesserung und Aufartung redeten. Ebenfalls Legion war die Zahl der vorgeschlagenen Heilmittel. Manche setzten ihre Hoffnung auf ein möglichst weitgehendes Verbot der Vorbeugungsmittel; andere erhofften alles von der Rückkehr zu strenger Kirchengläubigkeit („Kinderlosigkeit kommt von Glaubenslosigkeit“), und andere meinten, daß, wenn überhaupt etwas, so nur eine Verbesserung der Lebensbedingungen einem weiteren Sinken der Geburtenziffer Einhalt gebieten könne. In einem Punkte allerdings herrschte Einigkeit, nämlich darin, daß nicht die Zeugungsfähigkeit, sondern der Zeugungswille abgenommen habe, daß es sich also um eine gewollte und bewußte, wenn auch nur bis zu einem gewissen Grade freiwillige (da durch die Verhältnisse bedingte) Begrenzung der Nachkommenschaft handele.

Malthus war davon ausgegangen, daß mit allzu großer Zunahme der Bevölkerung auch die Armut wachsen müsse; er griff dabei, ähnlich wie später Darwin, auf die allgemeinen Naturvorgänge zurück. Eine bezeichnende Buchstelle von Malthus lautet: „Verschwenderisch sät die Natur in allen organischen Reihen den Samen des Lebens aus, sparsam ist sie in der Anweisung der Nahrung. Die Keime, welche die Erde jährlich gebiert, vermöchten, wenn ihnen eine allseitige Entwicklung gestattet wäre, Millionen von Welten in wenig Jahrhunderten zu erfüllen; aber das eiserne Zepter der Notwendigkeit zeichnet ihnen beengende Grenzen vor, und auch der Mensch vermag durch keine Anstrengung seines Verstandes diese Schranken niederzureißen.“ Genau so wie bei den Pflanzen und Tieren, fährt Pfarrer Malthus fort, sei es auch bei den Menschen. Auch hier sterben die schwächlichen Kinder kranker Väter und siecher Mütter zu Hunderten vor der Geburt oder bald nachher. Fast der vierte Teil der Neugeborenen gehe in manchen Ländern im ersten Lebensjahre wieder zugrunde. Dieses Naturgesetz sei nicht so roh, meint Malthus, wie es scheine, im Gegenteil, es strebe durch eine natürliche Auslese der Schwächeren eine Veredelung und Vervollkommnung der Einzelwesen und der Gesellschaft an. Nur

die Mittel seien allzu grausam, und daher wollte *Malthus* dem harten Wirken der Natur, das bei Übervölkerung zu den Schroffheiten des Daseinskampfes, wie Siechtum, Hunger und vor allem zum Kriege griffe, ein bewußtes Handeln entgegensetzen durch freiwillige Beschränkung der Geburtenzahl. Beim Kriege käme noch erschwerend hinzu, daß an die Stelle der Auslese die Aushebung träte, durch welche nicht die Schwächlichen, sondern gerade die Starken und Gesunden herausgenommen und hinweggerafft würden, und den minder Geeigneten die Gelegenheit erleichtert würde, zu zeugen und ihre schlechteren Eigenschaften fortzupflanzen. Um zu dem Ziel einer von der Vernunft beherrschten Geburtenbeschränkung zu gelangen, riet *Malthus* zu dem Mittel, das ihm als geistlichem Asketiker das einzig mögliche erschien: zur Enthaltung vom Sexualverkehr, die er „moral restraint“ oder „eheliches Zölibat“ nannte.

Man hielt ihm entgegen, daß er sich doch mit seinen Anschauungen und Anweisungen als Priester zu den Worten der Heiligen Schrift im ersten Kapitel des ersten Buches *Mosis*, Vers 28, in Widerspruch setze, mit einem der wichtigsten, vielleicht sogar dem allerwichtigsten Gebot Gottes: „Seid fruchtbar und mehret euch!“ Aber *Malthus* hielt dem Alten das Neue Testament entgegen, indem er auf die Stellen von der Fleischeslust und vor allem auch auf die erste Epistel *Pauli* an die Korinther verwies, in der es (Kapitel 7, Vers 38) heißt, daß Nichtheiraten besser sei als Heiraten. Er führte aus, bisher gelte der Geschlechtsverkehr den meisten Menschen als ein Bedürfnis, wie Essen, Trinken und Schlafen, bei dessen Befriedigung sie nur an das eigene Vergnügen dächten. Die Unmäßigkeit bekämpfe man meist nur aus Furcht vor eigener Gesundheitsschädigung. Von der Verantwortung der Eltern gegenüber den Kindern, welche sie erzeugten, sei aber fast nie die Rede. Dieses Verantwortungsgefühl wolle er schärfen.

Die Lehre von *Malthus* erregte sofort nach ihrer Bekanntgabe großes Aufsehen. Der englische Philosoph und Geschichtsschreiber *James Mill* (1773–1836) und noch mehr sein berühmterer Sohn *John Stuart Mill* (1806–1873; Verfasser der „*Principles of economy*“) unterstützten die Ideen des durch seine Frömmigkeit und Menschenliebe weitberühmten Pfarrers, und viele Nationalökonomien und Ärzte schlossen sich dieser Auffassung von *Malthus* an. Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts erkannte man allerdings mehr und mehr, daß die Vorausberechnungen von *Malthus* nicht richtig waren; man sah, daß sich die Lebensmöglichkeiten, insonderheit die Nahrungs- und Unterhaltungsmittel, überall vorläufig noch rascher vermehrten als die Bevölkerung. Es standen denn auch bald eine ganze Reihe hochangesehener Nationalökonomien aus den verschiedensten Lagern auf, welche die Theorien von *Malthus* mit mehr oder weniger Erfolg zu widerlegen suchten. Wir nennen nur den größten deutschen Volkswirtschaftler zu *Malthus'* Zeiten, den Professor für Staatswirtschaft in Tübingen und Verfasser des „Nationalen Systems der politischen Ökonomie“, *Friedrich List* (geb. 1789 in Reutlingen, als politischer Gefangener auf der Festung Asperg, 1825 nach Amerika verbannt, später besonders für ein Bündnis zwischen Deutschland und England tätig, endete er enttäuscht und verbittert 1846 sein Leben durch einen Pistolenschuß in Kufstein); ferner *Henry George* (1839 bis 1897), den Begründer der Bodenreformbewegung; *Karl Marx* (1818–1883), den Verfasser des „Kommunistischen Manifestes“ (1848) und Schöpfer des wissenschaftlichen Sozialismus, des „Marxismus“; die beiden auf dem Gebiet der

Volkswirtschaft so fruchtbaren und doch in ihren Auffassungen so gegensätzlichen Berliner Eugen Karl *Dühring* (1833–1921) und Franz *Oppenheimer* (geb. 1864) und den russischen Revolutionär Fürst *Krapotkin* (1842–1921), dessen Angriff auf *Malthus* der so hochverdiente Neomalthusianer Dr. C. V. *Drysdale* so glänzend zurückschlug (die kleine Schrift wurde 1913 von der „Malthusian League“ in London herausgebracht). Alle diese Gegner wiesen darauf hin, daß *Malthus* zu wenig die Fortschritte der Technik und des Verkehrs berücksichtige, daß er die ungeheure unterbevölkerte und unbevölkerte Erdoberfläche außer acht gelassen habe, und daß sein Satz von der Vermehrung der Menschen in geometrischer und der Lebensmittel in arithmetischer Progression einer genauen Nachprüfung nicht standhalte. Auch die Tatsache, daß es gerade die reichen Familien seien, bei denen sich der Geburtenrückgang zuerst bemerkbar mache, wurde gegen die Malthussche Verelendungstheorie ins Feld geführt. Auf der andern Seite unterstrichen aber viele Ärzte, die Anhänger von *Malthus* wurden, stark die hygienischen Gründe, daß durch zu häufige Schwangerschaften, Geburten und Fehlgeburten viele Frauen vorzeitig alterten und, selbst erschlaft und geschwächt, schwächlichen Kindern das Leben gäben.

Namentlich die ärztlichen Gesichtspunkte trugen neben den wirtschaftlichen wesentlich dazu bei, daß sich von der „Malthusian League“ mit der Zeit eine Gruppe abzweigte, die eine grundsätzliche Abänderung der ursprünglichen Lehre vornahm. Diese gewann bald vollkommen das Übergewicht, namentlich nachdem Dr. Francis *Place* die neuen Momente im Jahre 1822 vor breiter Öffentlichkeit klargelegt hatte. Er führte aus, die Voraussetzungen von *Malthus*, die eine Beschränkung der Kinderzahl als wünschenswert erscheinen lassen, träfen zu, aber das von ihm vorgeschlagene Mittel, die eheliche Enthaltksamkeit, sei ungeeignet. An seine Stelle müsse ein System der Vorbeugung der Empfängnis,

der Präventivverkehr,

treten. Seine Anhänger gründeten den „Neomalthusianistischen Bund“, der praktische Arbeit leisten wollte. Man trat mit Eifer dafür ein, daß den armen Leuten die Mittel zur Verhütung der Empfängnis in unentgeltlichen Sprechstunden mitgeteilt und verabreicht werden sollten, und tatsächlich ist dies dann auch zunächst in England und Holland (wo mein alter Freund *Rutgers* – auch ein ehemaliger Pfarrer, der eigens zu diesem Zwecke Arzt wurde – an die Spitze der Bewegung trat) in umfangreichem Maße geschehen. Auch in Schweden, Norwegen und der Schweiz fand der Neomalthusianismus viele Anhänger, während er in Frankreich zwar theoretisch auf besonders starken Widerstand stieß, praktisch dagegen früher und stärker als irgendwo sonst auf die Bevölkerungsziffer einwirkte.

In Deutschland war die Erörterung der Malthusianischen Lehre von Anbeginn an sehr verpönt. Als in den vierziger Jahren der Appellationsgerichtspräsident von *Kirchmann* aus Ratibor in öffentlichen Vorträgen die Lehre von *Malthus* zu

verbreiten suchte, wurde er sofort zur Strafe seines Amtes ohne Pension entsetzt; Wohlwollende sahen in dem von lautersten Absichten erfüllten Mann einen halben Irren und Narren, Übelwollende schmähten ihn als gefährlichen Schwätzer und Ketzer. Trotzdem aber hat die Lehre von der Verhütung der Empfängnis auch bei uns in Deutschland viele Anhänger gefunden. Eine beträchtliche Reihe bedeutender Nationalökonomien, Hygieniker und Sexologen haben sich ihre Voraussetzungen und Schlüsse zu eigen gemacht.

So äußerte sich der berühmte Berliner Volkswirtschaftslehrer („Kathedersozialisten“ nannte man sie in meiner Jugend) Gustav von *Schmoller* (1838–1917), der Begründer des Vereins für Sozialpolitik, „es sei vom Standpunkt des einzelnen wie der Gesamtheit, vor Gott und Menschen verdienstvoller, wohlgefälliger und richtiger, weniger Nachkommen zu zeugen und auf deren Erziehung und Erhaltung größere Sorgfalt und materielle Opfer anzuwenden, als eine größere Anzahl einem baldigen Eingehen in erhöhtem Maße auszusetzen“. Und Adolf *Wagner*, Schmollers Altersgenosse (1835–1917) und nicht minder berühmter Universitätskollege, schreibt in seinem „Hand- und Lehrbuch der politischen Ökonomie“, wo er sich gegen Karl *Marx* wendet: „Robert Malthus behält somit in allem Wesentlichen recht. Bei der starken Vermehrung der Bevölkerung tritt immer die Gefahr der relativen Übervölkerung mit ihren notwendigen Folgen der Verkleinerung des auf den einzelnen entfallenden Verteilungsquotienten im Nationaleinkommen ein. Damit werden leicht auch die Bedingungen der Kulturentwicklung der Gesamtheit untergraben.“

Der ausgezeichnete Freiburger Gynäkologe *Hegar* sagte, „daß durch die Regulierung der Fortpflanzung die Quantität der Erzeugten verringert, die Qualität verbessert werden müsse“. Der Münchener Hygieniker Max von *Gruber* (geboren 1853 in Wien) meinte: „Die Menschen müssen sich von dem grausamen Zustand einer unvernünftigen Natur befreien, die ein Gleichgewicht zwischen Massentod und Massenzzeugung herstellt.“ Der Verfasser aber des sehr angesehenen „Lehrbuchs der Hygiene“, Prof. Max *Rubner* (geb. 1854 in Berlin), nahm zu dieser Frage mit folgenden Worten Stellung: „Im Interesse einer gesunden Nachkommenschaft sollen die Schwangerschaften nicht zu rasch aufeinander folgen. Schwächliche Frauen, die nicht stillen können, bedürfen besonders langwährender Ruhepause zwischen den einzelnen Schwangerschaften.“ Und weiter: „Die große Kinderzahl stellt vielfach eine soziale Kalamität dar und führt zu Nahrungssorgen und Elend.“

Der hochbedeutende Wiener Jurist Professor Anton *Menger* (1841–1906), Verfasser von „Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag in geschichtlicher Darstellung“ (1886), schrieb: „Die Regierungen, welche Rekruten, und die Reichen, welche die Hände brauchen, sind geneigt, jede theoretische oder praktische Bestrebung nach dieser Richtung als eine Unsittlichkeit zu brandmarken. . . Und doch ist es zweifellos, daß eine Beschränkung der Kindererzeugung in der Gegenwart und in der Zukunft das sicherste Mittel ist, um den Volksmassen eine Verbesserung ihrer Lebenshaltung zu gewährleisten. . . Die Zeit wird kommen, wo jeder Patriot es als seine Pflicht ansehen wird, nicht im Krieg möglichst viele Feinde zu töten, sondern im Frieden so wenig Kinder wie möglich zu erzeugen.“ (S. 464.) Ähnlich äußerten sich noch viele andere hervorragende Persönlichkeiten aller Kreise.

Um unseren Lesern eine unparteiische Urteilsfindung zu ermöglichen, wollen wir aber auch hier Gegenstimmen Gehör verschaffen. So äußerte kurz vor dem Kriege (23. Februar 1914) der Zentrumsabgeordnete Freiherr von *Steinacker*, als der Geburtenrückgang im

Preußischen Landtag zur Sprache kam: „Man untergräbt die Religiosität der Frauen, um sie für die Gedanken der Geburtenverhütung zu gewinnen. Frauen, die in öffentlichen Versammlungen dafür Propaganda machen, sind schlimmer als wilde Tiere!“ Bezeichnend sind auch die Worte, die bereits vier Jahre vor dem Weltkriege (am 27. Oktober 1910, auf dem fünften Allgemeinen Hebammentag in Berlin) Dr. *Frank* an eine Versammlung richtete: „Unbesiegbar und stolz marschieren unsere deutschen Regimenter, deutsche Panzer durchqueren die Meere. Kein Haar soll den Deutschen im Auslande gekrümmt werden. Die äußeren Feinde, laßt sie nur kommen, sie zerstäuben wie die Spreu im Winde. Aber das siegesbewußt nach außen funkelnde Auge des deutschen Aars ist mit Schmerz und Kummer erfüllt. Mit Entsetzen nimmt er wahr: An dem Mark der deutschen Eiche, auf der er sorgenlos gehorstet, die Jahrhunderte den wütenden Stürmen getrotzt, zehrt ein gefährlicher Spaltpilz, gefährlicher als das stärkste Gift. Es ist das verfluchte Wort: „Das Glück in der Ehe ohne Kinder!“

Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, als ob der heftige Zorn, die Erregung, die aus solchen Äußerungen spricht, zu dem Schluß berechtigt, daß hier weniger abwägende Überlegung als ein in starken Affekten und Kontrainstinkten wurzelnder Unwille und Widerwille nach Worten ringt.

Als im Deutschen Reichstag das Gesetz „betreffend den Verkehr mit Mitteln zur Verhinderung der Geburten“ eingebracht wurde, das es sich zur Aufgabe setzte, den Verkauf empfängnisverhütender Mittel nach Möglichkeit zu verhindern, erhoben sofort viele ärztliche und andere Sachverständige dagegen die schwersten Bedenken. Erstens und vor allen Dingen wurde eingewandt, daß es keinen Zweck habe, die Mittel dieser Erscheinung zu verbieten, solange man nicht an die Beseitigung ihrer Ursachen herangehe. Zweitens wurde hervorgehoben, daß einige dieser Mittel, und zwar die wichtigsten und verbreitetsten (wenn auch nicht unschädlichsten), gänzlich unkontrollierbar seien, wie der unterbrochene Geschlechtsakt, die Ausspülungen oder die Einführung eines Wattebauschs. Man könne doch wirklich nicht einen Schutzmann, womöglich mit einer hydraulischen Presse (wie es ein Witzblatt bildlich darstellte), an jedes Ehebett stellen. Ferner sind eine Reihe von Mitteln, wie das Präservativ, zugleich Schutzmittel vor ansteckenden Krankheiten. Ein Spezialarzt nannte das Gesetz deshalb geradezu ein Gesetz zur Verbreitung von Geschlechtskrankheiten — eine zwar recht bissige, aber nicht ganz unangebrachte Bemerkung, wenn man bedenkt, wie sehr die Geschlechtskrankheiten, noch dazu in ihren Folgeerscheinungen, die Fruchtbarkeit herabsetzen. Will man nur einige Mittel verbieten, etwa die, welche außer den soeben erwähnten noch übrigbleiben, so hat man hierzu, soweit sie schädlich sind, schon jetzt eine gesetzliche Handhabe; der Rest aber spielt gegenüber den andern nur noch eine verhältnismäßig geringe Rolle. Das Verbot einiger Mittel ist „vom bevölkerungspolitischen Standpunkt“ sozusagen nur ein Tropfen auf den heißen Stein, oder, wie *Blaschko* einmal sagte, es wäre so, als wollte man zur Bekämpfung des Selbstmordes den Verkauf von Pistolen verbieten. Endlich aber, und dies sollte man nicht gering veranschlagen, handelt es sich bei dem Verbot des Gebrauchs und der Empfehlung empfängnisverhütender Mittel um Eingriffe in die freie Willensbestimmung erwachsener Menschen in einer ganz persön-

lichen Angelegenheit, durch die keine dritte Person Schaden erleidet, nicht einmal eine Leibesfrucht. *Je mehr man die Empfängnisverhütung als den gangbarsten Weg der Geburtenregelung behindert, um so eher wird der zweithäufigste, aber ungleich gefährlichere Weg der Geburtenverhinderung, die Schwangerschaftsunterbrechung, eingeschlagen werden.*

Wir wollen nun im folgenden von den empfängnisverhütenden Methoden die dreißig gebräuchlichsten anführen und kurz würdigen. Man kann sie in fünf Hauptgruppen einteilen:

- A. *Die Enthaltensamkeitsmethoden*
- B. *Die operativen Ausschaltungsmethoden*
- C. *Die mechanischen Spermethoden*
- D. *Die chemischen Samenabtötungsmethoden*
- E. *Die Immunisierungsmethoden*

von denen jede wieder in Untergruppen zerfällt; es sind:

I: Die gänzliche Enthaltung. Dieses ursprünglich von *Malthus* vorgeschlagene Mittel wird zu dem bestimmten Zweck der Geburtenverhütung verhältnismäßig nur selten, wenn auch bei weitem nicht so selten, als manche meinen, angewandt. Die Erfahrung hat mich belehrt, daß es unter den Ehefrauen eine nicht unbeträchtliche Anzahl gibt, die sich lediglich aus Angst vor Schwängerung ihrem Mann gänzlich versagen. So habe ich im Laufe der Jahre wiederholt Ehemänner zu beraten gehabt, welche sich außerhalb der Ehe eine Geschlechtskrankheit zugezogen hatten und versicherten, sie seien dadurch zum außerehelichen Verkehr veranlaßt worden, daß ihnen von ihrer Frau der Koitus aus Furcht vor Empfängnis verweigert worden sei.

Wohl der Einflußreichste unter denen, die sich nicht nur die Voraussetzungen, sondern auch die Folgerungen von *Malthus* zu eigen machten, war der große russische Dichterdenker Graf *Leo Tolstoi*, der uns alle, als das 19. Jahrhundert zur Rüste ging, mit seinen Dramen und Romanen so tief erschüttert hat. Die Anschauungen, in denen wir ihm am wenigsten folgen können, vertritt er in der „Kreutzersonate“, wo er sich auch gegen die Anwendung aller Präventivmittel ausspricht, weil „die Menschen dadurch der Sorgen und Mühen um die Kinder, die als Sühne der sinnlichen Liebe gelten, ledig werden, und zweitens, weil das sehr nahe der dem menschlichen Gewissen am meisten widerstrebenden Handlung – dem Morde – verwandt ist“; wenn Eltern keine Kinder haben wollen oder können, sollen Mann und Frau „nach Befreiung von der Verführung streben, nach einem Ersatz der sinnlichen Liebe durch die reinen Beziehungen von Bruder und Schwester“. Das klingt sehr schön, aber wie welt- und lebensfremd es ist, zeigt uns unter vielen andern der folgende Brief, den einer der bedeutendsten Vorkämpfer des Neomalthusianismus in Deutschland, Dr. *Mensinga* in Flensburg, vor Jahren von einer Dame erhielt, der er sein Okklusivpessar empfohlen hatte. Das Schreiben bildet ein erschütterndes Seitenstück zu einem mir zugegangenen Briefe, den ich weiter unten bringen will, wo ich über die Gründe der Geburtenbekämpfung zusammenfassend einiges sagen werde; es lautet:

„Als ich im vierten Wochenbette durch Überanstrengung bei der Besorgung meines auf bestimmte Mittel angewiesenen Hausstandes an Erschöpfung zugrunde gehen zu müssen und meine Kinder bald einer Fremden überantwortet zu sehen glaubte, reifte in

mir der unselige Entschluß, mich niemals wieder meinem Gatten zu nähern, noch ihn sich mir nähern zu lassen. Mit den glühendsten Farben, die Mutterliebe nur einzugeben vermag, und mit den herzerreißendsten Äußerungen schilderte ich meinem Gatten unser unfehlbar drohendes Unglück und suchte ihn dadurch zur selben Überzeugung zu bringen; — doch mein innerer Friede war dahin. Manchmal wurde ich in meinem Entschlusse wankend, gedrückt durch sein trübes, still resigniertes Wesen — doch ein Blick aus den hellen, klaren Augen meiner Kinder, welche mir im Geiste zuriefen: „Mutter, verlaß uns nicht!“, genügte, mich wieder zu stärken, meinem Vorsatz treu zu bleiben. Unsere Schlafkammer, welche ich früher so leicht und freudig betreten, kam mir vor wie ein Kerker, wie das verhaßteste Gefäß in unserer Wohnung, und doch war es wiederum ein Raum, in dem unsere Engel nachteten. Oh! — ich habe mich manchmal an meinem Gatten schwer versündigt, wenn ich es mit blutendem Herzen gerne sah, daß er abends still, wie schleichend, nach seinem Klub gegangen, halb fürchtend, halb in der Hoffnung, daß er angetrunken nach Hause kommen möchte, damit mir wieder ein Tag des Kampfes erspart bliebe. Wie oft bin ich dann in der Stille am Bette meiner Kleinen auf die Knie gesunken, um mit heißen Tränen meinen Gott zu bitten, daß mir mein Mann dennoch treu bleiben möchte. Drei schreckliche Jahre habe ich so zugebracht — meine Kraft aber erlahmte, mein Herz wurde zerrissen, ich sah meinen Untergang vor Augen; denn mein Geist wurde fast umnachtet, schließlich verlor ich dann auch alle Besinnung; meine Kraft war dahin — ich war entschlossen, mich meinem Gatten hinzugeben, um zu sterben; denn der Tod schien mir eine Erlösung zu sein.

Was ich sodann gelitten, ich kann es Ihnen nicht schildern; nur Ihre warme Teilnahme in meinem schweren Wochenbette, wo ich Sie zuerst kennen lernte, richtete mich einigermaßen auf, und vollends, als Sie mir fernere Schwangerschaft verboten und mich dagegen zu schützen versprachen, fühlte ich auch ohne die verabreichten Medikamente Genesung; es war eben vor Ostern, ich erinnere mich, nie mit glücklicheren Gefühlen diesem hehren Auferstehungsfeste auch für mich entgegengegangen zu sein; ich war zwar noch krank, im Herzen aber fühlte ich mich gesund. — Ich habe jetzt das zweite Osterfest seitdem hinter mir — Sie sehen in mir eine der glücklichsten Frauen unter Gottes Sonne; denn ich darf meinen guten Mann wieder lieben, ihn die schwere Zeit, die er mit mir durchgemacht, vergessen zu machen suchen, ohne daß ich die strafenden Strahlen aus den Kinderaugen zu fürchten hätte; sie rufen mir nicht mehr zu: „Mutter, bleib bei uns!“, denn ich bleibe ja; es entgeht ihnen nichts; sie sind im Gegenteil herziger, fröhlicher, weil ich sie fröhlicher anschauen kann und darf. Und mein guter, mein braver Mann? er war mir treu geblieben, wenn auch manchmal schwere Stunden der Versuchung an ihn herangetreten; er hat mir alles gestanden, wie ich ihm. Daß es so selige Stunden geben könne, wir glaubten es beide kaum. Die früheren „glücklichen“ Stunden sind ein Kinderspiel dagegen!“

II: Die relative (= zeitweise) Enthaltung oder der Coitus intermenstruus (= Geschlechtsverkehr zwischen den Menstruationen). Diese zuerst von französischen Autoren sehr warm empfohlene Methode besteht in Innehaltung bestimmter Zeiten, ist aber, wie wir bereits bei Besprechung der Lebensdauer männlicher und weiblicher Keimzellen ausführlich begründet haben, ein keineswegs zuverlässiges Mittel.

Trotzdem zeigen mir immer wieder Anfragen, namentlich aus katholischen Kreisen, daß auch heute die Meinung noch sehr verbreitet ist, daß man an gewissen Tagen vor und nach der Periode ohne Folgen verkehren könne. Offenbar hat zu dieser Annahme besonders die Schrift des bekannten Verfassers der Pastoralmedizin, Dr. Karl Capellmann in Aachen, beigetragen: „Fakultative Sterilität ohne Verletzung der Sittengesetze“ (Aachen,

1883), in der er gegen das Okklusivpessar Stellung nahm. Statt dessen empfahl er Koitus-enthaltung für die dem Beginn der Menstruation folgenden zwei vollen Wochen und für die der folgenden Menstruation vorhergehenden drei bis vier Tage. Er schreibt: „Meine nicht ganz kleinen Erfahrungen über diesen Punkt gehen dahin, daß bei genauer Befolgung meiner Vorschrift Schwangerschaft nicht eingetreten ist. Wo dennoch Befruchtung stattfand, wurde nachträglich jedesmal eingestanden, daß meine Vorschrift nicht genau befolgt worden war: volle zwei Wochen nach dem Beginn der Menstruation und drei bis vier Tage vor dem Anfang der folgenden Menstruation die Abstinenz zu beobachten. Die Richtigkeit einer Vorschrift kann aber nur dann aus dem Erfolg beurteilt werden, wenn die Vorschrift genau beobachtet worden ist. Von der genauen Applikation (= Anwendung) hängt ja selbst die Wirksamkeit des Pessarium occlusivum ab. Wollte man zum Beispiel zur Vermeidung von entzündlicher Druckreizung ein etwas knappes Instrument verwenden, so würde die geringste Verschiebung desselben den Erfolg illusorisch machen. Allen menschlichen Dingen klebt mehr oder weniger Unvollkommenheit an; ein Mittel aber, das erfahrungsmäßig die höchstmögliche Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich hat, pflegen wir Menschen ein sicheres Mittel zum Zwecke zu nennen.“ Andere Ärzte haben jedoch die Erfahrungen *Capellmanns* nicht bestätigt, und auch ich selbst habe den in den Anfängen meiner Praxis wiederholt erteilten Rat nicht mehr geben können, nachdem mir verschiedentlich Eltern die Geburt von Kindern mitteilten, die trotz Koitusenthaltung an den von *Capellmann* angegebenen Tagen zur Welt gekommen waren.

III: Zu den empfängnisverhütenden Enthaltensamkeitsmethoden ist auch die schon in anderm Zusammenhang geschilderte *Carezzamethode* zu rechnen, welche namentlich von einigen englischen und amerikanischen Ärztinnen befürwortet wurde und von einigen religiösen Sekten sogar mit einer Art Glorienschein umgeben wird. Sie besteht in einem in die Länge gezogenen bewegungslosen Koitus ohne Ejakulation und stellt durch die gespannte Aufmerksamkeit, es nicht doch etwa unwillkürlich zu schnelleren Bewegungen oder gar zum Erguß kommen zu lassen, eine früher oder später wohl ausnahmslos zur Sexualneurose führende Überanstrengung des Nervensystems dar.

Der erste, der sich für diese Methode einsetzte, war in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein amerikanischer Arzt Dr. med. Geo Noyes *Miller*, der unter dem Namen „John Humphry Noyes“ und „Zugassent“ auftrat und eine Gemeinde um sich sammelte, welche seine „Zukunftsehe“ ausprobierte. Unter den deutschen Befürwortern dieser Methode ist die bekannteste Persönlichkeit der „Künstler-Philosoph“ *Fidus*, in dessen schönen Zeichnungen sich natürliche und übernatürliche Ideale so eigenartig vermischen. *Fidus* hat auch das Vorwort zu der im „Julmonat“ (= Dezember) 1926 (bei E. Fischer in Leipzig) neu herausgegebenen „Brautehe“ von Frau Dr. Alice *Stockham* geschrieben. In diesem Buch wird „das sogenannte Geschlechtsbedürfnis des Mannes als eine Erfindung lüsterner Erotomanen“ bezeichnet, „durch das die Frau zu einer ‚Bedürfnis‘-Anstalt für die geschlechtlichen Aussonderungen des Mannes herabgewürdigt wird“. Zu welchen Trugschlüssen eine in das Gewand fremdsprachlicher Gelehrsamkeit sich hüllende „Wissenschaftlichkeit“ führen kann, geht daraus hervor, daß man die „Brautehe“ mit Albert *Molls* Zweiteilung des Geschlechtstriebes in den Trieb der Kontrektation (= Annäherung) und Detumeszenz (= Abschwellung) begründet, „wodurch die Möglichkeit gegeben sei, in der Paarung den berausenden Trank der Liebe zu genießen ohne bittere Hefe. Der Detumeszenztrieb sei tierisch, der Kontrektationstrieb dagegen entspreche dem Bedürfnis

der Liebe. Nur die „Brautehe“ kenne diese Unterscheidung, lehre, von dieser neuen physiologischen Entdeckung, welche der heute üblichen Ehe fremd ist, Gebrauch zu machen, und erhebe dadurch die Ehe in das Reich des Idealen, wo sie heute nicht ist. In der „Brautehe“ erst komme das wahre Geschlechtsleben des Menschen zu seinem Recht.“

Der „Geschlechtsakt in der Brautehe“ (oder „die Entdeckung Zugassents“, von der gesagt wird, „daß neben ihr die Entdeckungen eines *Jenner*, eines *Harvey*, eines *Pasteur*, eines *Koch*, eines *Ehrlich* und anderer nur gleich dem Lufthauch eines Sommertages seien“) wird wörtlich beschrieben „als die innige, aber ruhige Versenkung des männlichen Organs in das des Weibes. So lange, als während derselben der Wille unbestritten die Herrschaft behält, findet ein vollständiges Aufgehen der beiden Wesenheiten ineinander mit der Wirkung unvergleichlicher und geläuterter Verzückung statt. Daran darf sich eine ruhige Bewegung anschließen, die so vollständig unter der Botmäßigkeit des Willens stehen muß, daß bei keinem der beiden Teilnehmer der Sturm der Leidenschaft über die Grenzen des angenehm dahinfließenden Empfindungsstromes hinwegbraust. So wird, wenn keine Zeugung beabsichtigt ist, der am Schluß des Zeugungsaktes überschäumende Gefühlsrausch mit unbedingter Sicherheit gänzlich vermieden. Bei gegenseitiger Übereinstimmung und genügender zeitlicher Ausdehnung gestaltet sich auch ohne Krisis und ohne jeden Erguß dieser Verkehr zu einem befriedigenden und seinen Zweck durchaus erfüllenden für beide Teile. *Im Verlauf von einer Stunde* legt sich die physische Spannung, während die geistige Verzückung zunimmt, und es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß auch die Empfindung neuer Kräfte dem Bewußtsein einverleibt wird. Vor und während der fraglichen Zeit kann eine *Art von Andachtsübung* stattfinden, oder beide Teile können sich in einem ein für allemal formulierten Weihegelübde vereinigen. Dadurch wird die Konzentration und die Läuterung der Gedanken von bloß physischen Empfindungen begünstigt werden. Für viele hat sich die nachstehende Betrachtung hilfreich erwiesen: „Wir sind ins Leben gerufene Geistwesen, für welche der Leib nur eine symbolische Bedeutung hat; und aus unsrer innigsten Berührung strömt auf jeden von uns die Kraft über, dem andern und der ganzen Welt noch mehr zu sein als bisher.“

Die „Brautehe“ ist ein weiterer wertvoller Beitrag zu der im ersten Teil der „Geschlechtskunde“ von mir ausführlich behandelten Verbindung zwischen religiöser und geschlechtlicher „Versenkung“, eine Bestätigung des treffenden Wortes aus *Max Webers* „Religionssoziologie“: „Die Beziehungen der Religiosität zur Sexualität sind, teils bewußt, teils unbewußt, teils direkt, teils indirekt, ganz außerordentlich intim.“

IV: Eine ähnliche Enthaltensamkeitsmethode wie die „Brautehe“ stellt auch *Buttenstedts* „Glücksehe“ dar. Diese knüpft an die Erfahrung an, daß die Mutter während der Stillzeit nicht empfängt, daß dagegen, wenn sie nicht stillt, bald wieder die Regel und mit ihr die Befruchtungsmöglichkeit eintritt. Sich hierauf stützend, glaubte nun *Buttenstedt*, auch unabhängig von einer vorangegangenen Geburt die Empfängnis nach Belieben vermeiden zu können. Es sei hierzu nur erforderlich, daß der Gatte durch Saugen an den Brüsten die Milchbildung anrege, die sich auf diese Reizwirkung hin nach einiger Zeit einstellen soll. Dann könne der eheliche Verkehr ohne Besorgnis unerwünschter Schwängerung ausgeübt werden. Wolle man aber eine Empfängnis erzielen, so sei es nur notwendig, durch Unterlassen des Brustsaugens die Milchproduktion zum Versiegen und damit die Eiabstoßung wieder zur Entwicklung zu bringen. Die menschliche Fortpflanzung würde sich auf diese gleichsam natürliche

Weise ganz nach Wunsch und ohne Verzicht auf den ungetrübten Genuß des Liebeslebens regeln lassen.

Buttenstedt, dessen Lehre und Schrift „Die Glücksehe“ (mit dem Untertitel: „Die Offenbarung im Weibe, eine Naturstudie“) bei ihrer Veröffentlichung viel Beachtung fand (wozu nicht wenig der geschickt gewählte Titel beitrug) und auch heute noch (die achte Auflage erschien vor einiger Zeit im Verlag von Richard A. Giesecke in Dresden) begeisterte Anhänger hat, wie aus den zahlreichen Dankschreiben im Anhang seines Buches hervorgeht, wurde bald nach dem Erscheinen seiner Arbeit wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften angeklagt. Am 6. November 1903 fand die Hauptverhandlung in Moabit statt, zu der auch ich als Sachverständiger geladen war. Da sämtliche Gutachter darin übereinstimmten, daß an der idealen Gesinnung des Verfassers nicht zu zweifeln sei und das Buch einen durchaus ernsten, sittlich hochstehenden Charakter trage, wurde Karl *Buttenstedt* (der 1910 in Friedrichshagen bei Berlin verstarb) freigesprochen. Dennoch muß ich betonen, daß ich, so sehr ich von dem Idealismus *Buttenstedts* auch heute noch überzeugt bin, seine Ideen nicht für richtig halte. Er stützt sich zu sehr auf unbewiesene, teils völlig irrtümliche Voraussetzungen, so wenn er meint, daß die Milchproduktion auch ohne Schwangerschaft durch den wiederholten Saugreiz beim Weibe eintreten könne, was, wenn es überhaupt vorkommt, nur eine ganz große Ausnahme bildet. Seine Methode scheint uns sogar recht bedenklich, wenn wir uns an die durch neuere Forschungen erwiesene Tatsache erinnern, daß chronische (= lange Zeit einwirkende) Reize das Entstehen von Krebsgeschwülsten fördern, und daß gerade der Krebs der Brustdrüse zu den häufigsten Krebserkrankungen der Frau gehört. Auch in seinen zahlreichen Berufungen auf bedeutende Persönlichkeiten glaubt *Buttenstedt* oftmals Bestätigungen seiner Saugtheorie zu sehen, ohne daß in Wirklichkeit davon die Rede sein kann, so wenn er auseinanderlegt, daß auch *Goethe* schon den von ihm empfohlenen Saft- und Kraftaustausch zwischen Mann und Weib gekannt haben muß, da Faust doch zu Mephisto unter Hinweis auf Gretchen sagt:

„Das ist die Brust, die Gretchen mir geboten,
Das ist der süße Leib, den ich genoß.“

V: Die älteste und wegen ihrer Bequemlichkeit und Billigkeit auch heute verbreitetste Form der Empfängnisverhütung ist *das Sichinachtnehmen oder Zurückziehen, der Coitus interruptus, abruptus oder reservatus*. Auch von diesem haben wir bereits ausgeführt, daß er keine vollkommene Sicherheit gewährt. Findet der Erguß vor der Scheide statt, so können sich die Samenzellen kraft ihrer Eigenbeweglichkeit sehr wohl von dort aus zielstrebig bis zum Muttermund und darüber hinaus vorwärtsschlängeln, ja man hat sogar durch mikroskopische Untersuchung nachgewiesen, daß in der glasigen Flüssigkeit, die sich bereits vor Eintritt der eigentlichen Ejakulation während der geschlechtlichen Erregung absondert, häufig befruchtungsfähige Samenzellen enthalten sind. Es ist daher wohl verständlich, daß Norman *Haire* bei seinen umfangreichen statistischen Erhebungen fand, daß unter 100 Fällen, in denen der Coitus interruptus als Vorbeugungsmittel angewandt wurde, in 69,5 Fällen doch Schwangerschaft eintrat. Das Mittel ist aber nicht nur unsicher, sondern auch gesundheitsschädlich, wenn ich auch die Schilderungen, die der französische Klosterarzt *Bergeret* und der Wiesbadener Arzt Dr. Alfred *Damm* (vor allem in seinem großen Buch „Neura, ein System der medizinischen Wissenschaft“, Berlin 1887) von

den furchtbaren Folgen des Coitus interruptus gegeben haben, für übertrieben halte. Dagegen treten bei Männern keineswegs selten schwerere Formen von sexueller Neurasthenie nach längerer Ausübung dieser Unterdrückungsmethode auf, und ich halte es auch für durchaus wahrscheinlich, daß die so häufige und peinliche Ejaculatio praecox nicht selten eine Folge des Coitus interruptus (auch der Ipsatio interrupta, der kurz vor dem Abschluß unterbrochenen Selbstbefriedigung) ist. Bei Frauen entwickeln sich infolge mangelnder Entspannung und Anschwellung manchmal Kongestionen (Blutüberfüllungszustände) der Beckenorgane, die sich bis zu entzündlichen Reizungen steigern können.

Nicht unzutreffend ist auch das Bild, das *Mensinga* (in seiner Schrift „Vom Sichinachnehmen“, Neuwied 1905) entwirft. Er sagt dort: „Die mannigfachen aufregenden, körperlich und geistig höchst anstrengenden Arbeiten und Schädigungen des Tages beim Manne finden durch den zwanglosen, selbstvergessenden geschlechtlichen Verkehr in der Ehe, durch die seelische Befriedigung auf ganz anderem Gebiete ein nicht versagendes, unschätzbares Gegengewicht; solches gleicht dem Öl, das auf die brandenden Wogen gegossen wird; es bringt die Harmonie der Seele zurück, ist also ein Heilmittel gegen die sozialen Schädigungen am Geiste. Wie anders sind dagegen die Folgen, wenn der gerüttelte, geschüttelte Mann sich den äußersten geistigen und körperlichen Zwang, der ein erquickendes Selbstvergessen verbietet, auferlegen muß! Die brandenden Wogen des Tages finden kein Öl der Besänftigung, im Gegenteil, eine kleine Abschürfung am granitnen Felsen führt allmählich zu einem größeren inneren, oft unheilbaren Risse; die rastlosen Wellen unterwühlen das härteste Gestein! Die köstliche Labung: „Schaut mir mein Weib nur ins Gesicht, dann bin ich glücklich schon“ – ist ein verbotener Trank dem Dürstenden, im Nachgeschmack wie Galle bitter. Abwege liegen so nahe! Das ist der Zwangsverkehr, der Congressus interruptus!“

VI: Was für den Coitus interruptus gilt, trifft auch für zwei seiner Abarten zu, die nach ihren angeblichen Ursprungsländern genannt werden, eine Art der Namensgebung, die sich auf geschlechtlichem Gebiet meist als wenig begründet erwiesen hat. Es sind *der sächsische und der spanische Verkehr* (= coitus saxonius und hispanicus), von denen der erstere, eine angeblich bei den Siebenbürger Sachsen besonders verbreitete, aber auch anderswo geübte Vorbeugungsmethode, darin besteht, daß die Frau dem Manne kurz vor dem Orgasmus und Erguß den unteren Teil der Harnröhre fest mit der Hand zusammendrückt. Dadurch wird der bereits im Herausstürzen befindliche Samen nach hinten in die Blase getrieben, von wo er dann mit dem Urin entleert wird, ein an und für sich ziemlich sicheres, aber so brutales (und häßliches) Verfahren, daß wir dringend davor warnen, zumal es unmöglich auf die Dauer ohne gesundheitliche Schädigung geübt werden kann. Nicht ganz so schlimm, dafür allerdings um so unsicherer ist die spanische Methode des halben Zurückziehens vor dem Orgasmus in Verbindung mit einer raschen Beinspreizung beider Verkehrspartner. Dadurch soll bewirkt werden, daß der Samen nur in den unteren Teil der Scheide gelangt, von wo er dann durch eine Ausspülung leicht beseitigt werden kann. Aber auch solche gymnastischen Übungen beim Koitus, von denen wir später noch andere kennenlernen werden, sind, abgesehen von den Schwierig-

keiten und Unzuträglichkeiten ihrer Ausführung, niemals ein erfolgversprechendes Mittel.

VII: Des weiteren ist unter den Abstinenzmethoden noch *die erzwungene Frigidität (= Kälte) der Frau* zu nennen. Die Frau gibt sich hierbei während des Verkehrs die größte Mühe, ohne Empfindung und Erregung zu bleiben, damit die Zuckungen ausbleiben, durch welche sich aus dem Muttermund der Schleimpfropfen abstößt, der den Weg für den Durchtritt der Samenfäden versperrt. Aber auch dieses Mittel läßt im Stich, Theorie und Wirklichkeit sind eben zweierlei, und selbst diejenigen Frauen, deren sexuelle Gleichgültigkeit in der Fachliteratur anekdotisch festgehalten wird, wie jene, die den Orgasmus des Mannes mit der Bemerkung unterbricht, „daß die Stiefel des Jüngsten schon wieder besohlt werden müßten“, oder jene, die in demselben Höhepunkt erzählt, „sie habe ihren Regenschirm beim Einkauf stehen lassen“, können Keimzellen aufnehmen, durch die sie post coitum (= nach dem Verkehr) befruchtet werden.

VIII: Eingreifender, dafür aber auch zuverlässiger als die Enthaltensamkeits-, sind die *operativen Sterilisationsmethoden*. Beim Manne ist hier vor allem die Durchschneidung des Samenstranges zu nennen, die sogenannte Vasektomie, die seit einigen Jahrzehnten teils aus eugenischen Erwägungen (besonders in Amerika und – Zwickau), teils zum Zwecke der Reaktivierung (= Verjüngung) viel angewandt wird. Wir werden auf sie in diesen Zusammenhängen noch zurückkommen. Lediglich zur Geburtenverhinderung möchten wir sie normalen und gesunden Menschen schon deshalb nicht empfehlen, weil durch sie für den Mann ein irreparabler (= nicht wieder gutzumachender) Zustand gesetzt wird, was man, wenn die Möglichkeiten anderer Mittel von gleicher Wirksamkeit gegeben sind, tunlichst vermeiden sollte. Bemerkt sei immerhin, daß durch die Durchschneidung des Samenleiters nur die Zeugungsfähigkeit aufgehoben wird, nicht die Lust zum und die Freude am Sexualverkehr, auch nicht die Potenz. Es kommt auch im Verkehr zum Erguß eines Ejakulats, dessen Menge sich kaum von der unter normalen Verhältnissen entleerten unterscheidet; nur fehlen die sonst in der Zwischenflüssigkeit enthaltenen Samenfädchen.

IX: Beim Weibe entspricht der Durchtrennung des Samenleiters *die Eileiterdurchschneidung*, die sogenannte *Dührssensche Methode*. Sie wurde von unserem Berliner Kollegen *Dührssen*, einem als Forscher, Operateur und Menschenfreund in gleicher Weise hervorragenden Frauenarzt, 1895 zuerst bei schwerkranken Frauen vorgenommen, um weitere Schwangerschaften zu verhüten, und zwar in der Weise, daß der Eileiter von der Scheide aus durchtrennt wurde.

Dührssen selbst läßt sich in der ausgezeichneten Arbeit, welche er unter der Überschrift „Die Reform des § 218 (unter Berücksichtigung der Strafgesetzentwürfe von 1919 und 1925) nebst Erörterungen über die Einschränkung des kriminellen Abortes durch staatlichen Mutterschutz und Geburtenregelung (Neomalthusianismus)*“, im vierten Bande der von uns herausgegebenen Schriftensammlung „Sexus“ veröffentlicht hat, über das Anwendungsbereich und die Erfolge seiner Operation wie folgt aus: „Für das übervölkerte und

verarmte Deutschland wäre es meiner Ansicht nach ein Segen, wenn jede Frau, die zwei bis drei Kinder geboren hat, weitere nicht ordentlich großziehen und nichtoperative antikonzeptionelle Methoden nicht gebrauchen kann, sich der vaginalen Sterilisation durch Eileiterdurchschneidung unterziehen würde. Bei körperlich oder gemütskranken oder schwächlichen oder hereditär belasteten Frauen wäre diese Indikation noch dringender. Ein besonderer Vorteil bei der beschriebenen Operation ist der, daß keine Organe, weder die Gebärmutter noch die Eierstöcke, in irgendeiner Weise angegriffen bzw. entfernt werden. Die Operierte behält ihre Menstruation, ihren Geschlechtscharakter und ihre Libido sexualis, da die Ovarien ihre Hormone weiter an das Blut abgeben. Die Beobachtung meiner Operierten bis zu einem Zeitraum von 30 Jahren hat mich davon überzeugt, daß meine Operation den erschöpften, blutarmen und am Leben verzweifelnden Frauen neue Kräfte und neuen Lebensmut zurückgibt, sie länger jung erhält und daher nachhaltiger als die Steinachsche Operation bei Männern wirkt! Eine eigenartige Operation zur Unfruchtbarmachung ist von Dr. Dickinson in New York angegeben worden. Sie besteht darin, daß die beiden Mündungslöcher der Eileiter in die Gebärmutter durch Kauterisation (= Anätzung) zur Verwachsung gebracht werden; doch steht es noch nicht fest, ob der Erfolg ebensogut wie der Gedanke ist.

X: Auch die gänzliche Entfernung der Geschlechtsdrüsen, die *Kastration*, ist sowohl für das männliche als für das weibliche Geschlecht gelegentlich zur Verhütung weiterer Nachkommenschaft vorgeschlagen und auch ausgeführt worden. Meist handelt es sich allerdings hier mehr darum, schlechten als zu reichlichen Nachwuchs zu verhüten. Beide Zwecke erfüllt jedoch auch die Durchtrennung der Samen- und Eileiter. Nur wo es darauf ankommt, nicht nur die äußere, sondern auch die innere Sekretion auszuschalten, beispielsweise in Fällen, in denen man auch (wie bei wirklichen Sittlichkeitsverbrechern, die sich an Kindern vergreifen oder Gewalt anwenden, oder wo eine Umänderung der Persönlichkeit als solcher beabsichtigt wird) den Geschlechtstrieb selbst nach Möglichkeit zum Verschwinden bringen will, erscheint die völlige Fortnahme der Geschlechtsdrüsen berechtigt.

XI: Anders ist es mit der Zeitsterilisation mittels Röntgenstrahlen, für die in Deutschland namentlich Dr. Manfred Fränkel eine Lanze gebrochen hat.

Wir müssen uns des Raumes halber leider versagen, auf diese äußerst interessante Methode des näheren einzugehen, möchten aber wenigstens einige zusammenfassende Sätze aus dem Vortrag wiedergeben, den Manfred Fränkel auf dem Ersten Berliner Sexualkongreß im Jahre 1921 über sein Verfahren gehalten hat. Er sagte damals: „Schon seit Jahren habe ich in verschiedenen Arbeiten und Aufsätzen — ich zitiere u. a. ‚Zentralblatt für Röntgenstrahlen‘ 1911, Band 2, Heft 4 und 5; ‚Nervöse Störung auf sexueller Grundlage und ihre günstige Beeinflussung durch X-Strahlen. — Bekämpfung sexueller Reize und Überreize durch Röntgenstrahlen‘; ‚Reichsmedizinalanzeiger‘ 1912, Heft 14, 15, 16, und mein Buch: ‚Die Röntgenstrahlen in der Gynäkologie mit Ausblick auf ihren Wert für soziale und sexuelle Fragen‘ — darauf hingewiesen, daß wir in den Röntgenstrahlen ein hervorragendes Mittel besitzen, an Stelle der unwiederbringlichen operativen Sterilisation Zeitsterilisation zu ermöglichen, so daß wir also durch verschiedene Dosengrößen die Einwirkung beliebig begrenzen, verlängern, bzw. immer wieder erneut hervorrufen oder auf die alte Norm abklingen lassen — aber auch durch höchste Dosen zu einer totalen, dauernden machen können.“

XII: Wir kommen nun zu den *gegenständlichen Sperrmethoden* der Empfängnisverhütung, die vor den operativen den Vorzug haben, daß man sie je nach Gutdünken und Bedarf im Einzelfall gebrauchen und fortlassen kann. Gemeinsam ist ihnen, daß zwischen den Ausgang der männlichen und den Eingang zur weiblichen Genitalleitung eine Scheidewand gesetzt wird. Dies kann von seiten des Mannes und des Weibes erfolgen. Zu den ältesten und verbreitetsten Formen der weiblichen Versperrung gehören die *Sicherheitsschwämmchen* (vielfach auch „Pariser Schwämmchen“ genannt), weiche, feine, gut gereinigte Schwämmchen von 3–7 cm Durchmesser, an denen zum Herausziehen nach dem Gebrauch ein Seidenfaden befestigt ist. Sie werden in Wasser (dem man vielfach einige Tropfen einer Alaun-, Bor-, Milch- oder Essigsäurelösung zusetzt) eingetaucht, dann eingeführt und jetzt noch von manchen Frauen sehr gerühmt.

Namentlich in England scheinen sich die Schwämmchen (unter dem Namen „safety sponges“) viele Freunde und Freundinnen erworben zu haben. Schon im Jahre 1828 berichtet Richard *Carlisle*, daß ein genauer Kenner des Hoflebens ihm von einer Herzogin erzählt habe, „die niemals zu einem Diner gehe, ohne sich vorher mit dem Schwämmchen versehen zu haben“. Die Engländerin Frau *Anni Besant* sagt von ihm: „Dieses Verhütungsmittel ist eines, das ich auf Grund umfassender Erfahrung als das zugleich sicherste und das geringste Maß von Unbequemlichkeit verursachende empfehlen kann.“ In Deutschland erfreut es sich nicht gleicher Anerkennung; so hat *Rohleder* das Sicherheitsschwämmchen, weil es sich leicht verschieben kann und infolgedessen nur sehr mangelhaft vor Empfängnis schützt, „Unsicherheitsschwämmchen“ genannt.

Was für und wider die Schwämmchen angeführt wird, läßt sich auch für und gegen die *Wattetampons* sagen, die aus einem Watteknäuel mit einem umwickelten Faden bestehen.

In seinem Buche „Die Vorbeugung der Empfängnis aus Ehenot“ empfiehlt Dr. *Schröder* als bewährtes Hausmittel die Salizylwatte in vier- bis fünfprozentiger Lösung. „Man soll“, schreibt er, „einen Bausch dieser Watte, der Enge oder Weite des Mutterkanals entsprechend, abreißen und glatt drücken. Auf diesen tröpfle man dann vor der Ingebrauchnahme, um ihn damit anzufeuchten, drei bis fünf Tropfen – nicht mehr – scharfen Weinessig und führe ihn danach ein. Man tut gut daran, bei der ersten Verwendung die Hebamme hinzuzuziehen, um sich von ihr die Manipulation für die Einführung des abgeplatteten Bausches an richtiger Stelle, worauf ja alles ankommt, zeigen zu lassen.“

Eine Verbindung von Schwämmchen und Tampon ist der gleichfalls viel angewandte *Krull-Tampon*: Ein Natur- oder Gummischwamm, der etwa die Größe eines kleinen Apfels hat, wird gereinigt, getrocknet und dann lose mit Mull oder Gaze umwickelt und mit einem Faden zugebunden, dessen Ende frei herunterhängt. Darauf wird er in Wasser getaucht, ausgedrückt, mit einer zwanzigprozentigen Borsäurelösung getränkt und mit einem besonderen stabartigen Instrument, dem Krullschen Induktor, tief in die Scheide geführt. Nach dem Koitus läßt sich der Schwamm an dem heraushängenden Faden leicht herausziehen. Aber auch hier kann die eine oder andere Samenzelle, die ja von unvorstellbarer Winzigkeit ist, leicht einen scheinbar noch so gut anschließenden Bausch „umgehen“. Dasselbe gilt von den „*ungarischen Seidenquasten*“, die namentlich unter den Prostituierten beliebt sein sollen.

XIII: Immerhin haben die Schwämmchen und Tampons den Vorzug der Unschädlichkeit vor den *harten Verschlussapparaten*, die unter der Bezeichnung *Obturatoren* und *Sterilette* und vielen anderen Spezialnamen (wie Rosette, Goldnadel, Schmetterling usw.) in den letzten Jahren den Frauen von approbierten und unapprobierten Helfern und Helferinnen direkt in den Muttermund eingeführt wurden. Sie bestehen aus einem festen oder hohlen Stäbchen, das unten einen Knopf oder eine Platte hat und oben zwei oder mehrere Arme, die bei der Einführung zusammengehalten werden und über dem inneren Muttermund auseinanderpringen, um den Apparat in der richtigen Lage zu halten. Man stellt sie aus Horn, Hartgummi, Neusilber, Aluminium, Glas, Ebenholz oder Elfenbein her. Für Personen, die es sich leisten können, gibt es auch Obturatoren aus echtem Silber, Platin und Gold. *Haire* berichtet sogar von einem, der mit Diamanten besetzt war.

Vor mir liegt der Prospekt eines Obturators, aus dem ich hier einiges abdrucken will, weil er recht bezeichnend ist für die Art der Reklame, mit welcher fast alle diese Mittel auf den Markt geworfen werden. Die Überschrift lautet: „Eine neue große Entdeckung, die namenloses Eheunglück verhütet! Sensationelle Erfindung! Alle Sorgen haben jetzt ein Ende! Das einzig sicherste Antikonzeptions-Instrument, welches ohne Nachteil und ohne Menstruationsbehinderung — automatisch wirkend — ununterbrochen getragen werden kann. Von der Ärztwelt in kürzester Zeit als sicherster Schutz anerkannt, verordnet und eingeführt!“ Darauf folgt eine in derartigen Prospekten kaum je fehlende Bemerkung, die gerade das Gegenteil von dem bewirkt (oft wohl auch bewirken soll), was sie besagt; sie lautet: „Bei Schwangerschaft ist die Einführung des Obturators verboten, da dieselbe dadurch aufgehoben wird!“ Dann kommen die üblichen Sätze, mit denen fast jeder Fabrikant sein Mittel anpreist, indem er gleichzeitig andere herabsetzt; hier heißt es: „Untaugliche Tabletten, unsichere Gummiartikel und eine Masse gesundheitswidriger Uterus- (Gebärmutter-) Pessare konnten dem notwendigen Bedürfnis nicht abhelfen. Die sichere Verhütung der Schwangerschaft darf niemals auf Kosten der Gesundheit des Weibes erfolgen, noch eine solche Gefahr verursachen!“ . . . „Dem wirtschaftlich Geschwächten, dem leidenden und dem kranken Weibe geben wir hiermit ein neues, unvergleichlich gutes Vorbeugungsinstrument zur Hand, frei von den nachteiligen Nebenwirkungen anderer Pessare!“ Und am Schluß: „Der Obturator wird in drei Größen angefertigt. Schwächliche Frauen und solche mit einer Geburt bedienen sich am besten der Normalgröße, Frauen mit zwei bis vier Geburten der Mittelgröße, stärkere Frauen und solche mit fünf und mehr Geburten der größten Ausführung. Zu Spülungen verwende man beim Tragen nur das echte, eigens dazu präparierte Spülmittel ‚Obturol‘. ‚Obturol‘ verhindert Weißfluß, stärkt die Unterleibsorgane und besitzt die Eigenschaft, das Metall des Obturators zu erhalten und zu schützen. Dank- und Anerkennungsschreiben gehen dauernd bei uns ein.“

Wir bringen dieses Beispiel aus einer großen Anzahl ähnlicher, weil sich uns aus ihnen die Notwendigkeit zu ergeben scheint, daß man von Staats wegen (wie es in Rußland bereits geschehen ist) Prüfungsstellen schafft, in denen die vielen Mittel, die zur Verhütung der Empfängnis ständig neu auf den Markt geworfen werden, von Ärzten objektiv auf ihren Nutzen und Schaden untersucht werden. Ich selbst bekenne mich als Gegner der Obturatoren und ähnlicher Intrauterininstrumente

(= Gegenstände, die innerhalb — nicht vor — der Gebärmutter lagern), einmal weil sie unbedingt die Hilfe einer dritten sachkundigen Person erfordern, was immerhin, wenn sie dann auch mehrere Monate (oder sogar ein Jahr) liegenbleiben können, umständlich und kostspielig ist, ferner weil sie bei vielen Frauen einen schädlichen Reiz auf die Schleimhaut und das Nervensystem ausüben. Es muß zugegeben werden, daß sich eine ganze Anzahl Frauen und Mädchen auch über diese Mittel ganz zufrieden äußern; grundsätzlich sollte man aber keine empfängnisverhütenden Instrumente im freien Handel zulassen, die auch zu Abtreibungszwecken verwandt werden und als solche schweren gesundheitlichen Schaden anrichten können und eigentlich überhaupt mehr Abtreibungs- als Vorbeugungsmittel sind, da sie den Muttermund nicht verschließen, sondern ganz im Gegenteil dauernd offen halten, so daß die Samenfädchen zwar eindringen können, die im Eileiter befruchtete Eizelle aber in der geöffneten Gebärmutterhöhle nicht Fuß fassen kann.

XIV: Nicht viel besser als mit den Stiftpessaren steht es mit einem neuen Schutzmittel, das auch bereits unter Ärzten und Frauen zahlreiche Anhänger gefunden hat, dem *Silkwormfaden* und der Silkrosette, die sich von den Obturatoren hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß sie entweder aus ganz feinen, nicht rostbaren Metalldrähtchen (System Dr. *Jaquet*) oder aus Silkwormfäden (System Dr. *Pust*) bestehen, den aus der erhärteten Spinndrüse der Seidenraupe künstlich hergestellten Fäden, welche sich beim Anlegen von Wundnähten in der Chirurgie so gut bewährt haben, weil sie reizlos einheilen. Man rühmt dem Silkworm nach, daß er den Frauen keine fühlbaren Beschwerden verursache, unschädlich sei und sicher schütze, doch ist auch er ein dauernd im Körper verweilender Fremdkörper. Keinesfalls können wir in ihm eine ideale Lösung der Kontrazeption erblicken.

Unser Schweizer Kollege Fritz *Brupbacher* faßt in seiner Schrift: „Kindersegen — Fruchtverhütung — Fruchtabtreibung“ seine Erfahrungen über die hier unter XIII und XIV geschilderten Methoden folgendermaßen zusammen: „Ein viel umstrittenes Schutzmittel ist der Intrauterinstift (auch Sterilett usw. genannt). Er ist ein Metallinstrument, das in die Gebärmutter eingeführt wird in einer hier nicht näher zu erörternden Weise und, solange es sich in der Gebärmutter befindet, Unfruchtbarkeit bewirkt. Er muß vom Arzt eingesetzt und von Zeit zu Zeit herausgenommen und gereinigt werden. Durchschnittlich kann man ihn drei Monate in der Gebärmutter liegenlassen. Auf dem gleichen Prinzip wie das Stiftpessar beruht auch die Wirkung des Fadens oder Silkpessars. Nach jahrelanger Verwendung der Stiftpessare kommen wir über das Instrument zu folgenden Schlüssen:

1. In der großen Mehrzahl der Fälle wird der Stift so gut ertragen, daß weder subjektive noch objektive Nachteile eintreten.
2. In etwa zehn Prozent der Fälle erfolgt eine oft sehr starke Vermehrung des Blutverlustes während der Periode. Hier und da auch Blutungen außerhalb der Periodezeit. Auch Medikamente vermögen oft diese Blutungen nicht auf das natürliche Maß zurückzuführen, und in einer gewissen Anzahl von Fällen muß man auf die weitere Anwendung des Intrauterinstiftes verzichten.
3. Es gibt Fälle, in denen die Anwendung des Stiftes starken Ausfluß hervorruft. Dieser Ausfluß ist oft Grund, daß es die Frauen vorziehen, den Stift zu entfernen.

4. Entzündungen des Gewebes um die Gebärmutter herum haben wir in einer Anzahl von Fällen gesehen. Wir hatten den Eindruck, daß dies meist Fälle waren, in denen Gonorrhöe (Tripper) bei den Frauen bestand. In einer Anzahl solcher Fälle konnten wir direkt beim Manne frischen Tripper nachweisen. Daß übrigens durch den Intrauterinstift, wenn nicht ganz vorsichtig vorgegangen wird, Giftkeime in die Gebärmutter eingeführt werden können, ist selbstverständlich.
5. Alles Gerede über Krebserkrankungen, die entstehen sollen, müssen vorderhand als rein theoretische Konstruktionen oder Hebammengeschwätz betrachtet werden. Wir haben bei ausgedehnter Praxis nie so etwas gesehen.
6. Das Instrument darf nur von Fachleuten eingeführt werden, niemals von der Frau selber oder von Laien! Es kann sonst Durchstoßung innerer Organe mit tödlichem Ausgang oder Infektion bewirken.
7. Auch der Arzt soll sich bei jeder Einführung versichern, daß nicht eine Schwangerschaft besteht. Wird der Stift bei bestehender Schwangerschaft eingeführt, so erfolgt furchtbar leicht eine gefährliche Infektion.

Die eigentliche Schwierigkeit bei der Anwendung des Stiftpessars liegt aber in folgendem:

1. Da wir ohne genaueste mikroskopische Untersuchung des Bakteriengehaltes der Scheide und Gebärmutter nie wissen können, ob sich an die Einführung des Instruments eine Infektion anschließen wird, und außerhalb der Kliniken nur mit viel Zeitverlust sich solche Untersuchungen machen lassen, die wieder mit Kosten für die Frau verbunden sind, wird man gut tun, spärlich umzugehen mit der Verwendung der Stiftpessare.
2. Da wir eine sehr frühe, zum Beispiel achttägige, Schwangerschaft selten konstatieren können, passiert es uns — von den Frauen bewußt irreführten — Ärzten oft, daß wir ein Stiftpessar bei bestehender Schwangerschaft einsetzen und es dann erleben können, daß sich die allerschwersten Infektionen an die Einführung des Stiftes anschließen, die unter gleichen Umständen bei nicht schwangerem Uterus nicht eingetreten wären.
3. Wir wissen nie, ob nicht der Ehemann der Frau, die einen ‚Stift‘ trägt, einen Tripper heimbringt, sie ansteckt und ihr dann viel schwereren Schaden zufügt, als wenn sie kein Stiftpessar getragen hätte.
4. Die Frauen lassen die Stifte manchmal jahrelang in der Gebärmutter liegen, kommen nie in die ärztliche Kontrolle, und wir sehen sie erst dann wieder, wenn sie durch ihre Nachlässigkeit schwere Entzündungen sich zugezogen haben!

Es ist wahr, daß nur ein sehr kleiner Prozentsatz der Frauen, die Stifte tragen, durch sie benachteiligt werden, aber es gibt eben doch genug Fälle von schwerer Benachteiligung.“

Nach diesen überzeugenden Darlegungen *Brupbadiers* kann man nur mit Bedauern feststellen, daß, namentlich seitdem der Jenaer Frauenarzt Dr. *Pust* unter dem Titel: „Ein brauchbarer Frauenschutz“ das Uterinpessar in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ (1923, Heft 29) sehr warm empfohlen hat, die Zahl der Ärzte ständig zunimmt, die das Einführen von Stiftpessaren und Silkwormfäden als eine Art Spezialität betreiben, zumal wir doch in dem Okklusivpessar ein Instrument besitzen, das für die Empfängnisverhütung alle Vorteile dieses Mittels ohne seine Nachteile bietet.

Wenn Dr. *Pust* in dem genannten Artikel schreibt, daß er „eine Garantie gegen Mißbrauch und neumalthusianistische Volkssitten“ darin erblickt, daß sein Frauenschutz („beziehbar von der chemischen Fabrik Müller und Thelen in Jena“) „nur an Ärzte auf Rezept abgegeben wird“, so dürfte ihm der Absatz der Silkwormfäden wohl inzwischen gezeigt haben, daß es keineswegs nur „kranke und gebärunfähige Frauen“ sind, die sich der Mittel bedienen. Er selbst erwähnt, daß 1923 bereits rund 23000 Pessare von seinem Modell im Gebrauch waren, von denen manche bis zu zwei Jahren, eines sogar vier Jahre ohne Störung gesessen hat. Von denen, die gegen das Pust-Pessar Stellung nahmen, sei besonders der bekannte Frauenarzt *Kehrer* („Zentralblatt für Gynäkologie“, 1921, S. 1455) angeführt.

XV: Das *Okklusivpessar* wurde im Jahre 1881 von dem Flensburger Arzt *Mensinga* erfunden, der, als man ihn einmal fragte, wie er zu dieser Erfindung gekommen sei, geantwortet hat: „Um der schutzlosen Frau eine Wehr in die Hand zu drücken gegen die Brutalität des Mannes!“

Allerlei unter verschiedenen Namen, wie „*Matrisalus*“ (*matri salus* heißt der Mutter Gesundheit), „*Supra-Salus*“, „*Garanto*“, „*Earlet*“, „*Graziella*“, „weibliche Kondome“, im Handel befindliche Abarten des Mensingapessars werden wegen irgendeiner kleinen Besonderheit als besser und sicherer als das eigentliche Mensingapessar angepriesen; doch trifft dies im allgemeinen nicht oder nur in sehr geringem Grade zu, so daß man schon aus Gründen der Pietät dem bei Lebzeiten zu Unrecht so viel angefeindeten Entdecker die kleine Ehrung, die Okklusivpessare nach seinem Namen zu benennen, nicht vorenthalten sollte.

Das Mensingapessar ist von Frauen, die einigermaßen geschickt sind, leicht zu handhaben und auch verhältnismäßig sicher und unschädlich. Es besteht aus einer hohlen Halbkugel, die aus einer dünnen, aber festen, undurchlässigen Kautschukmembran gebildet und von einem ringförmigen Rande umgeben ist, der durch eine Uhrfeder oder einen Luftring in Spannung gehalten wird; es muß so in die Scheide eingelegt werden, daß es entweder mit seiner konkaven (= hohlen) oder konvexen (= gewölbten) Fläche, über den in die Scheide ragenden Teil der Gebärmutter gestülpt, den Muttermund absperrt. Es gibt verschiedene Größen (unser Satz enthält zwölf), die zunächst entsprechend der Größe der Scheide am besten vom Arzt durch Untersuchung bestimmt werden. Dann muß der Arzt die Frau im richtigen Einlegen unterrichten. Manche Frauen tragen das Pessar ständig, mit Ausnahme der Menstruationszeit, während andere, die gut damit umzugehen wissen, es abends oder unmittelbar vor dem Geschlechtsverkehr einlegen und es bald danach oder am anderen Morgen wieder herausnehmen. Schädliche Nebenwirkungen will *Mensinga* selbst (im Gegensatz zu verschiedenen anderen Ärzten, die von übelriechendem Ausfluß berichten) bei Befolgung seiner Reinlichkeitsvorschriften nie beobachtet haben. Als einen der wichtigsten Vorzüge seines Pessars hebt er hervor, daß, indem „die so oft begründete Angst vor Schwangerschaft wegfällt, der Sexualakt

selbst auf seiten der Frau an Hingabe und Genuß gewinnt, was sich auch für den Mann und damit auch für den seelischen Einklang der Ehe als höchst vorteilhaft erweist“.

Von dem verdienstvollen schwedischen Sexualarzt Anton *Nyström* rührt folgende Vorschrift her: „Das Pessar, dessen Unversehrtheit oft zwei bis drei Jahre anhält, muß jedesmal vor der Anwendung durch Drehen mit den Fingern geprüft werden; es soll nicht eingefettet werden, da Fett Gummi brüchig macht. Dagegen soll es vor dem Gebrauch mit feiner Toilettenseife und reinem Wasser eingeseift werden. Beim Einlegen muß es in der Mitte zusammengedrückt werden, damit es nicht zerbricht. Für den sicheren Schutz ist es erforderlich, daß das Pessar nach einer durch den Arzt geprüften Methode eingeführt wird, so daß der untere Rand hinter den Hals der Gebärmutter und der obere Rand vor den Gebärmutterhals hinter das Schambein kommt. Wenn die Frau einen Druck spürt, so ist dies ein Zeichen, daß das Pessar nicht gut eingesetzt ist; man muß es dann herausnehmen, um es noch einmal in vorgeschriebener Weise einzulegen. Wenn die Frau stark niest oder hustet, wird der obere Rand des Pessars durch die Erschütterung meist nach dem Scheideneingang herabgedrückt, und die Frau muß dann den Rand mit dem Finger wieder nach oben hinter das Schambein drücken. Wenn das Pessar herausgenommen wird, ist sofort eine Scheidenspülung vorzunehmen, und zwar am besten mit einer leichten Lösung von hypermangansaurem Kali.“

Nach dem Tode von *Mensinga* und *Rutgers* hat sich unter dem sexualwissenschaftlichen Nachwuchs vor allem Norman *Haire* in London eingehend mit dem Okklusivpessar beschäftigt und erheblich zur Verbesserung der Methode beigetragen. Daher will ich hier auch seine Schilderung (in deutscher Übersetzung) anführen, die er selbst vor kurzem in einem Vortrage im Berliner Langenbeckhaus gegeben hat. Er sagte: „Das beste Vorbeugungsmittel gegen die Empfängnis ist nach meiner Meinung ein Okklusivpessar, das nach dem Muster des von *Mensinga* erfundenen Apparates hergestellt wird. Diese Pessare sind zur Zeit in Holland und England weit verbreitet und als ‚Mensinga-Pessar‘, ‚Holländisches Pessar‘ oder ‚Haire-Pessar‘ bekannt. Dieselbe Art von Pessar, aber mit einer Spiralfeder versehen, ist unter dem Namen ‚Ramses‘ bekannt. Die Spiralfeder verschlingt sich leicht zu einer 8, wenn sie bei der Einführung auf irgendeinen Widerstand trifft. Ich habe für mich ein einfaches halbkugelförmiges Gummi-Diaphragma (= Scheidewand, von *διαφράσσω* = trennen; namentlich auch für das ‚Zwerchfell‘ gebraucht) hergestellt, das an der Peripherie durch eine flache Uhrfeder verstärkt ist. Zur Einführung ist es zusammendrückbar und wird so eingesetzt, daß die gewölbte Seite auf den Cervix (= Hals oder Nacken, kurze Bezeichnung für den frei in die Scheide ragenden Teil der Gebärmutter) kommt und die vertiefte auf die Vaginalöffnung gerichtet ist. Die Feder ruht vorne hinter dem Schambein, hinten auf der oberen Rückwand der Vagina. Die Feder und die Muskelwände der Vagina passen sich einander an, namentlich auch während der Koitusbewegungen, auf die der Apparat in keiner Weise störend einwirkt. Das ganze Scheidengewölbe wird verschlossen und dem Samen so während des Koitus der Zutritt zum Os (= Muttermund) verwehrt. Wird der Apparat für sich allein verwendet, so kommt ein geringer Prozentsatz von Versagern vor, da es einem Spermatozoon immerhin, wenn auch nicht leicht, möglich ist, nach dem Koitus seinen Weg um den Rand des Pessars herum zwischen diesem und der Vaginalwand zu finden. Deshalb gab ich den Rat, das Pessar mit Borsalbe einzuschmieren, so daß, wenn eine Samenzelle um den Rand des Pessars herumzukommen suchte, ihre Bewegung durch das Fett mechanisch gehindert und sie selbst durch die Borsäure vernichtet würde. Dies führte zu besseren Ergebnissen; aber das Fett in der Salbe zerstört das Gummi. Daher

ließ ich später statt der Borsalbe eine nicht fettige Milchsäurepaste anwenden. Dieses in Tuben erhältliche Vorbeugungspräparat heißt 'Kontrazeptalen'. Beide Seiten des Pessars werden vor der Einsetzung damit eingerieben. Sobald das Pessar an seinem Platze liegt, merkt weder die Frau noch der Gatte irgend etwas von seinem Vorhandensein, und es beeinträchtigt für keinen von beiden die geschlechtliche Befriedigung. Es wird in 17 verschiedenen Größen, zwischen 50 und 90 mm Durchmesser, hergestellt. Die Größen 60–70 sind die meist benutzten. Sehr wichtig ist, daß es zum erstenmal von einem Arzt anprobiert und angelegt wird; denn wenn ein zu großer oder zu kleiner Apparat gewählt wird, gewährt er keinen richtigen Schutz. Die Patientin wird belehrt, wie sie es richtig anzulegen hat, und die meisten Frauen finden sich ganz leicht damit zurecht. Ich habe nur vier Frauen gefunden, die den Gebrauch des Apparats nicht lernen konnten oder nicht lernen wollten. Er kann des Abends vor dem Schlafengehen eingesetzt werden. Wenn dann Verkehr stattfindet, braucht die Frau nicht nachher aufzustehen, um irgendwelche Maßregeln zu ergreifen, sondern kann unbesorgt einschlafen. Sobald sie am nächsten Morgen das Bett verläßt, empfiehlt es sich, eine Spülung mit Seifenwasser vorzunehmen, dann soll das Pessar entfernt und nochmals mit Seifenwasser nachgespült werden. Es scheint mir hier angebracht, darauf hinzuweisen, daß eine Scheidenspülung stets im Liegen vorgenommen werden sollte. Wenn die Frau dabei sitzt oder sich niederkauert, so werden unwillkürlich die Muskeln zusammengepreßt, und das Wasser gelangt dann meist überhaupt nicht bis in die obere Wölbung der Scheide. Die Patientin ist davor zu warnen, das Pessar wochen- oder gar monatelang in der Vagina liegen zu lassen, selbst wenn sie es nicht spürt. Die Gegner der Empfängnisverhütung haben bisweilen gegen das Okklusivpessar den Einwand erhoben, daß es, wenn es längere Zeit liegen bleibt, eine Entzündung der Scheiden-schleimhaut hervorrufen kann. Darauf möchte ich erwidern, daß, wenn ein falsches Gebiß wochen- oder monatelang im Munde verbleibt, ohne zum Zweck der Reinigung herausgenommen zu werden, ganz sicher auch mit der Zeit eine örtliche Entzündung eintritt. Aber in beiden Fällen ist die Entzündung einem verkehrten Gebrauche des Apparates zuzuschreiben, und kein vernünftiger Mensch wird deshalb den Gebrauch falscher Zähne oder eines Pessars verwerfen, die beide unschädlich und von großem Nutzen sind, vorausgesetzt, daß sie in vorschriftsmäßiger Weise gebraucht werden.

Ein sehr wichtiger Punkt, auf den, soweit ich sehe, bisher noch in keiner Erörterung über Vorbeugungsmittel hingewiesen wurde, ist: Eine Frau, die ein Okklusivpessar irgendeines Systems trägt, ist vor Verstopfung zu warnen. Ein durch Kot aufgetriebener Darm ragt in die Vagina hinein und erschwert die Anbringung jedes Okklusivpessars. Ich kann diesen Nachteil, der mit starker Verstopfung verbunden ist, nicht nachdrücklich genug betonen.

Häufig werde ich befragt, wie ein Arzt die richtige Größe eines Pessars für irgendeinen gegebenen Fall feststellen kann. Das ist eine Sache der Erfahrung, und jeder wird anfangs Fehler machen; aber die beste Regel, die ich geben kann, ist diese: Wähle den größten Apparat, der in die Vagina hineingeht, ohne der Patientin irgendwie unbequem zu sein. Die kombinierte (= vereinigte) Anwendung eines Okklusivpessars und einer Vorbeugungspaste, wie ich sie anwende, ist völlig unschädlich und stellt zweifellos unter den zurzeit gebräuchlichen Methoden die zuverlässigste dar. Nur bei Vorhandensein eines Dammrisses ist sie nicht anzuraten, da, wenn der Halt an der Scheidenwand fehlt, kein Verlaß darauf ist, daß der Apparat in der richtigen Lage bleibt. Wenn mich eine Patientin mit zerrissenem Perineum (= Damm) aufsucht, so rate ich ihr, vor allem das Perineum wieder in Ordnung bringen zu lassen; bis dahin empfehle ich ihr den Gebrauch der Vorbeugungspaste, die auf einen Wattebausch zu streichen ist, der in einprozentiger Milchsäurelösung ausgedrückt ist.*

XVI: Außer den elastischen Okklusivpessaren gibt es auch *starre Schutzkappen*, die aus Metall oder Zelluloid gefertigt sind. Am bekanntesten sind die *Kaffkaschen Metallkappen*, von denen es 21 verschiedene Größen gibt, die Tarnkappe nach Dr. *Vollmar* (D. R. G.) aus Zelluloid, von der nur eine Größe im Handel ist (von Kopp & Joseph in Berlin), und die Hygieakappe, die eine kleine eingehängte Klapptür hat, welche die Frau bei Eintritt der Menstruation mit dem Fingernagel öffnen und nach Beendigung wieder schließen soll, eine Aufgabe, die leichter gestellt als gelöst ist. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die meisten Frauen nach einiger Zeit sich um die kleine Klapptür nicht mehr kümmern, so daß die Samenzellen durch die offengelassene Tür der Kappe unbehindert den Weg zur Eizelle finden. Die Kaffkasche Kappe ist aus gleichem Grunde (um die Sekrete absickern zu lassen) neuerdings mit einem durchlöcherten Knopf versehen, über den ein Gummideckel gezogen ist, der Eindringlinge von außen fernhält. Alle diese Kappen sollen auf die Scheidenportion der Gebärmutter etwa wie ein Fingerhut über den Finger gestülpt werden. Sie saugen sich auf der Schleimhautunterlage fest und rufen, wenn sie auch nur ein wenig zu klein sind, leicht Druckstellen und Schwellungen hervor, fallen andererseits aber auch leicht heraus, wenn sie nicht eng anschließen, so daß sie sich, wenn überhaupt, nur dann bewähren, wenn sie von einem mit der Technik gut vertrauten Arzt sorgsamst verpaßt und nach jeder Regel frisch eingelegt sind. Dr. *Pust* in Jena fand in einer Kappe sechs Stunden nach einem vorangegangenen Koitus große Mengen lebender Spermatozoen. In England wird eine der Kaffkaschen ähnliche Kappe aus Gummi, die „Pro-Race“ genannt wird, besonders von Marie *Stopes* empfohlen. Sie sieht wie ein ganz kleiner Herrenhut aus und soll wie ein solcher auf den Cervix gesetzt werden. So leicht es ist, sich einen Hut auf den Kopf, genau so schwer ist es, sich einen Hut auf den Cervix zu setzen, so daß selbst eine Ärztin, die zwei Kinder hatte und sich vor weiteren schützen wollte, *Haire* anvertraute, daß sie trotz der genauen berufsmäßigen Kenntnis der Organe nicht imstande war, den Apparat zu benutzen.

XVII: Die ebenfalls in den Handel gebrachten *Gummischeiden*, welche genau nach Form und Maß des Scheidenkanals gearbeitet sind, über dessen Schleimhaut sie gestülpt werden, sitzen selten ordentlich und rauben, da das Material, aus dem sie hergestellt werden, meist ziemlich dick ist, beiden Teilen, namentlich aber dem Weibe, fast ganz das sexuelle Gefühl. Diese Methode (von der zu den männlichen Präservativen nur ein kleiner Schritt ist) scheint schon im Altertum nicht ganz unbekannt gewesen zu sein, denn in der 41. Metamorphose des *Antoninus Liberalis* ist davon die Rede, daß *Prokris* „in die Natur (Scheide) eines Weibes die Blase (vermutlich den Blinddarm) einer Ziege schob“.

XVIII: Wenn wir uns nun den Hüllen zuwenden, die von männlicher Seite benutzt werden, um den Samenzellen den Weg durch den Muttermund zum Ei zu verlegen, so gelangen wir zu dem *Präservativ* (von prae = vor und servare = be-

hüten), dem souveränen (= beherrschenden) Schutzmittel gegen Empfängnis und Ansteckung, das sich seit mehreren Jahrhunderten eine immer mehr zunehmende Anzahl von Anhängern erworben hat, wenngleich es auch immer noch, wie die große Anzahl anderer und immer neuer Schutzmittel zeigt, sehr viele Gegner zählt. Letztere stehen zum großen Teil unter dem Einfluß des bis in die weitesten Laienkreise gedungenen Ausspruchs des berühmten französischen Syphilidologen *Ricord* (1800–1889), der das suggestive „Bonmot“ prägte, daß das Präservativ ein Spinnwebgewebe gegenüber der Ansteckungsgefahr und Empfängnisverhütung, ein Panzer aber für die Lustempfindung sei. Für die französischen Gummiartikel seiner Zeit, in der *Ricord* dieses Urteil fällte (in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts), wird dies wohl zugetroffen haben; damit ist aber noch nicht gesagt, daß es nun auch für alle Zeiten und für sämtliche Präservativarten gilt. So war die heutige Technik der Präservativherstellung, das Verfahren des Eintauchens einer dem männlichen Gliede entsprechenden Glasform in Gummi, zu *Ricords* Zeiten völlig unbekannt.

Die Präservative werden vielfach auch als *Kondome* bezeichnet. Dieses Wort hat eine sehr seltsame Geschichte. Da es sprachlich unverständlich schien, machten es sich viele Menschen mundgerechter, indem sie es in Anlehnung an das lateinische *corda* = Schnur (auch Trennungsschnur, Abgrenzung) in *Kordon* (vgl. Festungskordon) umwandelten. Andere meinten, daß das Kondom seinen Namen von einer gleichnamigen französischen Kleinstadt herleite, in der es angeblich zuerst gebraucht sei, oder es sei der Name seines Entdeckers. Letzteres ist die häufigste Ansicht. Sie wird selbst noch in einem so ausgezeichneten Werk wie „Die medizinische Terminologie“ von Stabsarzt *Guttman* vertreten (1912 bei Urban & Schwarzenberg in Berlin), in der steht: „Condom aus Conton, Name des Erfinders, eines Londoner Arztes, im 18. Jahrhundert verstorben.“ Dieser englische Erfinder ist in Wirklichkeit aber eine Erfindung deutscher Prüderie. Mit Vorliebe macht ja ein Volk für das, was es auf geschlechtlichem Gebiet verpönen will, ein anderes verantwortlich, und es ist daher sehr bezeichnend, daß das Präservativ bei den Franzosen ursprünglich auch „*redingote anglaise*“ = „englischer Überzieher“, bei den Engländern „*French letter*“ = „französischer Brief“ genannt wurde. Das Märchen von dem englischen Doktor Condom scheint der deutsche Arzt *Christoph Gritanner* (bis 1788 in Pyrmont als Badearzt, dann in Göttingen als Geheimer Hofrat tätig) in die Fachliteratur gesetzt zu haben. In seiner „Abhandlung über die venerische Krankheit“ (Bd. I, Göttingen 1788, S. 280 ff.) handelt ein Kapitel auch „Über die Mittel zur Verbannung der Lustseuche“. Hier schreibt er über die Präservative: „Die deutsche Sprache scheint zu keusch, um für so schändliche Gegenstände dezente Worte zu liefern. Indessen ist die Sache doch viel zu wichtig, als daß ich ganz davon schweigen dürfte. Ich spreche von den allgemein bekannten und gebrauchten dünnen Fischhäuten, womit, um die Ansteckung zu verhindern, während des Beischlafs das männliche Glied überzogen wird. Diese schändliche Erfindung (wodurch der einzige natürliche Zweck des Beischlafs, das Kinderzeugen, gänzlich verhindert wird) schreibt sich aus England her, wo diese Maschinen unter der ausgelassenen Regierung Karls II. zuerst gebraucht worden sind. Noch heutzutage tragen sie den Namen des Erfinders.“ Ein anderer Arzt, der mit *Gritanner* in wissenschaftlichen Beziehungen stand, Dr. F. *Swedäuer* (aus Steiermark, er promovierte 1784 in London, übersiedelte später nach Paris und ist vermutlich der Gewährsmann *Gritanners*), sagt (in „*Traité complet sur les symptomes, les effets et le traitement des maladies syphilitiques*“ par F. *Swedäuer*, D. M. Tome I, quatrième éd., Paris 1801, pp. 102 et 103): „Einer

namens Condom (in London) hat vor ungefähr vierzig oder fünfzig Jahren die famosen Hüllen oder Fingerlinge erfunden, die heutzutage in England unter der Bezeichnung Kondom und in Paris unter der Bezeichnung „redingote anglaise“ bekannt und sehr verbreitet sind...; sie werden aus dem Coecum (= Blinddarm) der Lämmer gemacht. Die Erfindung hat den Erfinder in der öffentlichen Meinung entehrt, so daß er sich genötigt sah, einen anderen Namen anzunehmen.“

Mein in der Geschichte der Medizin (namentlich auch der Englands) so gut bewandeter Freund Iwan Bloch hat sich (auf Veranlassung von Dr. *Ferdy* in Hildesheim) die größte Mühe gegeben, diesen angeblich unter Karl II. lebenden Arzt Condom oder Conton ausfindig zu machen. Es war ihm aber nicht möglich, so daß er ihn für ein Phantasiegebilde erklärte. *Ferdy* ist der Meinung, daß vielleicht ein Sprachirrtum von *Swediau* oder *Gritanner* vorliegt, die, als sie in England in einer lateinischen Abhandlung über die Syphilis das Wort Kondom zuerst lasen, „kurz entschlossen das unverstandene Fremdwort zum Namen des Erfinders stempelten“. Vermutlich handelte es sich aber um den Akkusativ (= vierter Fall) von *condus*, was im Lateinischen Aufbewahrungsort bedeutet. *Ferdy* schlägt daher vor, nicht von einem Kondom, sondern von einem *Condus* zu reden. Festgestellt ist jedenfalls, daß die Präservative bereits vor 1717 in London in Gebrauch waren; in Italien wandte man vorher schon ähnliche Überzüge an, die jedoch nicht aus Darmhaut oder Gummi, sondern aus feiner Leinwand hergestellt waren.

Völlig unsinnig ist es auch, wie *Gritanner* es tut und es heute noch sehr häufig geschieht, diese Präservative als Fischhäute oder Fischblasen zu bezeichnen. Denn wenn sie in ihrem Aussehen auch vielleicht eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Fischblase haben, so bestehen sie doch nicht aus Fischhaut, sondern aus der feinen (auch als Wursthülle viel gebrauchten) Darmhaut; als bester Teil des Darms gilt das Coecum (= Blinddarm) der Lämmer, Kälber und Ziegen (daher auch der Name „Coecalkondom“). Der Fisch aber als Spender der Präservative ist ebenso sehr ein Phantasieprodukt *Gritanners* wie sein Arzt Conton. Man sollte wirklich einmal mit diesen Bezeichnungen, die zu allerlei unrichtigen Vorstellungen Anlaß geben, wie Fischblase, Fischhaut (die sogar auch für Gummipräservative im Gebrauch sind), Schluß machen. Auch die neuere Bezeichnung Seidengummi kann leicht zu Irrtümern führen.

Der Sozial- und Sexualhygieniker Alfred Grotjahn hält die Präservative aus *Darmhaut* für das beste und zuverlässigste Vorbeugungsmittel. Er gibt folgende Gebrauchsanweisung: „Das Präservativ wird reichlich mit Wasser befeuchtet und faltig und bequem über das Glied gezogen. Dasselbe geschieht mit einem zweiten Exemplar, das ein wenig einzufetten ist. Nach dem Gebrauch werden beide mit kaltem Wasser abgespült, wobei gleichzeitig ihre Durchlässigkeit geprüft wird. Dann wird jedes mit einem glattfaserigen Tuch ausgestopft und in ausgespannter Lage getrocknet. Nach dem Trocknen werden sie vorsichtig abgelöst und auf entstandene Risse im durchscheinenden Lichte untersucht. Sollte hierbei ein noch so kleiner Riß in einem der Präservative entdeckt werden, so ist es gegen ein neues umzutauschen.“ Nach Grotjahn genügt es auch, wenn nur der obere Teil des Präservativs verdoppelt wird. Auch Forel empfiehlt in seiner „Sexuellen Frage“ in erster Linie die „Fischblasen-Kondome“ als das „einfachste und zweckmäßigste Mittel zur Vermeidung von Infektion und Verhütung der Konzeption“.

Ich selbst möchte auf Grund eigener Prüfungen und Umfragen den *nahillosen*,

transparenten Gummipräservativen den Vorzug geben, vorausgesetzt, daß das einzelne Stück (im Interesse der Haltbarkeit) nicht weniger als 1 g und (im Interesse des ungeschmälerten Gefühls) nicht mehr als 1 1/2 g wiegt. Auch darf es möglichst nicht älter als einen Monat sein (Gummi welkt mit der Zeit und wird brüchig wie ein Blatt). Vor dem Gebrauch empfiehlt sich Befeuchtung mit Wasser (nicht mit Speichel, in dem sich oft Krankheitskeime befinden). Die oft gehörte Meinung, daß das aus tierischer Darmhaut hergestellte Präservativ der Menschenhaut ähnlicher und daher schmiegsamer sei als die aus dem wieder verflüssigten Saft des Gummibaumes gewonnene Hülle, trifft nicht zu, im Gegenteil, an Zartheit und Lebendigkeit übertrifft das pflanzliche Produkt das tierische. Zweifellos ist es auch das einfachste und bequemste und im Verhältnis zu seiner Sicherheit wohlfeilste und unschädlichste Mittel, zumal es wie kein anderes „zwei Fliegen mit einer Klappe schlägt“, da es ebensogut vor Ansteckung wie vor Empfängnis schützt. Es ist auch das einzige Mittel, bei dem man sich gleich nach dem Gebrauch durch Augenschein vergewissern kann, ob es seine Schuldigkeit getan hat oder nicht. Ist es undurchlässig geblieben und nicht zerissen, so kann man nahezu sicher sein, daß es geschützt hat, andernfalls würde es sich empfehlen, sicherheitshalber noch eine Spülung nachzuschicken.

Gewiß gibt es nicht wenige sensible (= empfindsame) Männer und Frauen, deren körperliches und seelisches Feingefühl schon durch die Vorstellung Einbuße erleidet, vor dem nach Erfüllung drängenden Akt ein sichtliches Schutzmittel anzuwenden; wer aber die Bedeutung dessen, was er vermeiden will, mit der unwesentlichen (mehr oder weniger eingebildeten) Beeinträchtigung in Vergleich setzt, wird diesen geringfügigen Abzug wohl oder übel in den Kauf nehmen müssen. Die gleichzeitige Gewährung aller Vorteile und Vermeidung aller Nachteile kann auf diesem Gebiet wirklich kein Mensch verlangen. Die Verbreitung der nahtlosen, aus verflüssigtem Gummi hergestellten Präservative hat nach dem Kriege einen außerordentlichen Aufschwung genommen; wir gehen kaum fehl, wenn wir die Zunahme des Geburtenrückganges zum sehr großen Teil diesem Artikel zuschreiben. Gibt es doch in Berlin eine führende Firma (Fromm), die Tag für Tag nicht weniger als 144 000 Stück (= 1000 Gros) dieser Schutzmittel fabriziert und damit kaum der Nachfrage genügt, so daß sie zurzeit ein neues großes Fabrikgebäude errichtet. Wenn man sich errechnet, daß dies nach Abzug der bei gewissenhafter Prüfung in Wegfall kommenden Exemplare im Monat wenigstens 2 Millionen, im Jahr 24 Millionen Stück bedeutet (wovon die Mehrzahl in Deutschland verbleibt) und sich vorstellt, wie viele Krankheits- und Menschenkeime durch diese Fabrikate „im Keime erstickt“ werden, so muß man sagen, daß es wenige Industriezweige gibt, die in das menschliche Geschlechts- und Gesellschaftsleben so tief einschneiden wie dieser.

Ich füge angesichts der sozialen Bedeutung des Präservativs noch eine Beschreibung der modernen Technik bei, wie ich sie bei der Besichtigung der größten auf diesem Gebiete tätigen Fabrik in der Nähe Berlins selbst kennenlernte: Das Rohmaterial – Rohgummi (griech. γόμμη) – quillt in den Tropen (Ceylon, Brasilien) aus den in der heißen

Jahreszeit entstehenden Rissen des Gummi- oder Kautschukfeigenbaums (*ficus elastica*) als Saft, der an der Luft zu einer harzig-klebrigen Masse gerinnt. In manchen Gegenden werden die Bäume auch eingeschnitten und „gemolken“. Die gesammelte Gummimasse wird bereits in ihrer Heimat angeräuchert und vorgewalzt, damit sie ihre Klebrigkeit verliert und besser befördert werden kann. Dann wird das Rohgummi in riesigen Mengen nach allen Staaten der Welt exportiert und zu den verschiedensten Zwecken verarbeitet. In den Präservativfabriken wird meist Ceylongummi verwandt; nach seiner Ankunft wird es zunächst nochmals bei einer bestimmten Temperatur zu dünnen Fellen gewalzt, darauf in kleine Stücke zerschnitten und in ein Rührwerk gebracht, wo man es mit Benzin verflüssigt. Die Lösung wird, um sie von jedem Staub zu befreien, in großen Bottichen gesiebt. Hier ruht das flüssige Gummi, bis es in „Tauchräume“ gebracht wird, um in die dort stehenden Tauchkästen hineingelassen zu werden. Ein Tauchkasten enthält etwa 400 Kilogramm Lösung. Oberhalb der Tauchkästen befinden sich zwei Eisenrahmen, auf denen oben und unten zwei Gros (je 144 Stück) Glasformen, zusammen also vier Gros (oder 576 Stück) Glasformen befestigt sind. Diese Glasformen werden durch hydraulische Pressen in die in den Tauchkästen befindliche Gummilösung getaucht, wobei die Eisenrahmen langsam umgedreht werden. Der den Tauchapparat bedienende Mann muß sehr geschickt sein, damit er die Formen gleichmäßig tauchen läßt. Das Tauchverfahren ist auf Sekunden eingestellt, wodurch das Gewicht des einzelnen Präservativs bestimmt wird. Nach der Tauchung, die zweimal stattfindet, haftet an den Formen eine dünne Haut der Gummilösung, die so durchscheinend ist, daß man sie mit dem bloßen Auge kaum bemerkt. Die mit Glasformen besetzten Rahmen rotieren über den Tauchkästen, um die an den Glasformen haftende Lösung zum Trocknen zu bringen. Durch Exhaustoren (Ventilatoren) wird das Benzin, das der Gummilösung anhaftet, abgesogen, so daß nur ganz reines Gummi an den Glasformen bleibt.

Wenn das an den Glasformen haftende Gummi völlig getrocknet ist, werden die Rahmen herausgezogen und in den „Rändlerraum“ gebracht. Dort wird an jeder einzelnen Form der untere Teil des Gummis mit den Fingern zu einem Rande gerollt. Darauf kommen die Rahmen mit den Glasformen in einen „Trockenraum“ und alsdann in den „Vulkanisiererraum“. Hier stehen verschiedene Vulkanisierschränke, in denen das Gummi gehärtet wird und seine klebrige Beschaffenheit vollständig verliert. Nach diesem Prozeß kommen die Formen in den „Abziehraum“, in dem sie in eine chemische Lösung getaucht werden, durch die das Gummi wieder geweitet wird, weil es sich dadurch von den Formen leichter abziehen läßt. Dies geschieht durch Bürstenapparate. Die weitere Bearbeitung der nun in Massen lose durcheinander liegenden Präservative erfolgt in elektrisch betriebenen Trommeln, in denen sie gepudert und nochmals getrocknet werden.

Nun beginnen die Prüfungen. Zunächst wird Stück für Stück mit Preßluft aufgeblasen, um festzustellen, ob es auch gleichmäßig getaucht ist oder poröse (= durchgängig, von *πóρος* = Pore, Loch) Stellen aufweist. Die zweite Prüfung der Präservative findet in dem „Nachprüfungsraum“ statt, wo die Gummikörper durch Aufblasen nochmals so gewissenhaft geprüft werden, daß Präservative, die dünne Stellen aufweisen, also ungleichmäßig getaucht sind, zum Platzen gebracht werden. Dabei werden die guten, fehlerlosen Präservative von der beanstandeten Ware getrennt. Nun kommt die Ware in den „Rollerraum“. Hier wird die Eichel der bereits für gut befundenen Präservative nochmals durch Aufblasen geprüft, um zu sehen, ob sie auch den nötigen Luftdruck aushält. In den letzten Jahren wird der Eichelteil des Präservativs vielfach auch noch mit einer kleinen Ausbuchtung (einer Art Samenblase) versehen, die den Erguß in sich auffängt. Sie ist an der Glasform angebracht und dient ebenfalls dazu, ein Sprengen der Hülle durch den im Verkehr allzu jäh Herausschießenden Samen zu verhindern.

Nur wenn wirklich die Gewähr gegeben ist, daß jedes Stück völlig fehlerfrei ist, darf es als geprüfte Ware gerollt und verpackt werden. Zwischen Präservativ und Präservativ ist ein sehr großer Unterschied. Bei nicht zuverlässigen Fabrikanten werden diese Prüfungen entweder nicht so gewissenhaft oder nur zum Teil vorgenommen, weil durch die beschriebene genaue Prüfung ein Ausschuß von etwa vierzig bis fünfzig Prozent entsteht. Bei einer guten Firma wird streng darauf geachtet, daß alle nicht ganz fehlerfreien Stücke aussortiert werden. Um das zu erzielen, werden beispielsweise in der Firma „Fromms Act“ die Prüfer für die gefundenen fehlerhaften Stücke bezahlt. Äußerst wichtig ist es auch, daß die Räume, in denen die Fabrikation, die Prüfung, die Verpackung und der Versand geschieht, in hygienischer Hinsicht einwandfrei sind; denn in unsauberen Räumen nimmt die frisch verarbeitete Ware leicht Staubteilchen an, wodurch Stellen entstehen, an denen es beim Gebrauch zu Rissen kommen kann. Um dies zu verhindern, wird in den Fabrikräumen, die ich besuchte, die Luft ständig durch Exhaustoren rein gehalten. Über die besonderen Vorsichtsmaßregeln, die in den Vulkanisierräumen zu treffen sind, habe ich mich bereits oben in anderem Zusammenhang (berufliche Fruchtbarkeitsschäden) ausgesprochen.

XIX: Eine Abart der langen Präservative sind die kurzen *Eichelpräservative*, von denen man sich viel versprach, als sie von Amerika aus vor einigen Jahren in den Handel gebracht wurden. Sie bedecken nur die Spitze des Gliedes bis zu der Furche, welche diese vom Schaft trennt. Hier endet das Präservativ mit einem elastischen Gummiring. Dieser aber übt auf den Penis einen schädlichen, abschnürenden Druck aus oder sitzt so locker, daß er durch die Bewegungen beim Verkehr leicht abgestreift wird, so daß sich diese Präservativform gar nicht bewährt hat und wohl nur noch selten für sich allein Verwendung findet. Häufiger und etwas zweckmäßiger wird sie in Verbindung mit einem darübergezogenen langen Präservativ gebraucht.

XX: Wir kommen nun zu der stattlichen Anzahl empfängnisverhütender Mittel, welche den Zweck haben, die Samenzellen unmittelbar nach ihrem Austritt aus der Harnröhre zu töten, sei es durch Ertränken oder durch Vergiften oder durch Verschütten. Unter diesen Mitteln sind als das bekannteste, älteste und wohl auch heute noch weitestverbreitete Mittel die *Ausspülungen* zu nennen. Noch *Mantegazza* empfahl sie als eines der sichersten Schutzmittel. Gewöhnlich werden sie mit einem Irrigator (= Spülapparat, von irrigare = berieseln) vorgenommen. Dieser besteht aus einem Gefäß aus Glas oder Metall, das ein Liter Wasser faßt; er ist zum Aufhängen eingerichtet und am Boden mit einer Öffnung versehen, von der ein eineinhalb Meter langer Gummischlauch zu einem Ansatzstück, dem sogenannten Mutterrohr, führt. Das eingespülte Wasser soll körperwarm sein. Da die Samenzellen sofort im Wasser absterben, wäre dieses Mittel in der Tat sehr wirksam, wenn es nicht meist von den Frauen in ziemlich ungeschickter und oberflächlicher Weise vorgenommen würde, so daß die Flüssigkeit zwar in den unteren Teil der Scheide gelangt, jedoch nicht bis an den Muttermund herankommt. Aber selbst wenn sie diesen berührt, ist die Ausspülung doch nicht sicher, weil die Samenzellen im Verkehr vielfach unmittelbar in den Gebärmutterkanal eindringen und dort dann nicht mehr von der Flüssigkeit erreicht werden. Man hat daher empfohlen, die Ausspülungen mit

allerlei Maßnahmen zu unterstützen. So findet man die Vorschrift, daß die Frau die Ausspülung in hockender Stellung über einem Eimer oder dem Nachtgeschirr vornehmen, danach zehnmal Kniebeuge machen und dreimal im Laufschrift das Zimmer umkreisen solle. Es ist wirklich eine Zumutung an das weibliche Geschlecht. Während der Mann sich nach dem Verkehr auf die andere Seite legt und schläft, soll die Frau im Zimmer herumlaufen und Kniebeuge machen! Dieser Rat steht übrigens auch in einem gewissen Widerspruch mit den Erfahrungen, die man bei Tieren gemacht hat; so pflegen die Pferdezüchter die Stute nach der Deckung durch den Hengst zum Laufen anzutreiben, weil sie beobachtet haben, daß sie, wenn sie still steht, die Neigung hat, den Samen wieder auszustoßen.

XXI: In diesem Zusammenhang muß noch eines eigenartigen Verhütungsmittels gedacht werden, das man geradezu als *usus equae* (= *Stutenbrauch*) bezeichnet hat. Gelegentlich findet man es auch unter der Bezeichnung „*usus italicus*“ (= italienischer Gebrauch), weil im Jahre 1881 ein Arzt aus Neapel anläßlich eines Ärztekongresses dem englischen Vorkämpfer des Neomalthusianismus Dr. C. R. *Drysdale* schrieb, ein ihm bekannter katholischer Priester habe ihm erzählt, daß dieses einfache Mittel „unter dem gemeinen Volke Italiens vielfach angewandt werde“. *Ferdý* weist darauf hin, daß auch schon *Soranus* von Ephesus im zweiten Jahrhundert n. Chr. ein ähnliches Verfahren erwähnt. Es ist die Expulsion (= Ausstoßung) des Spermas aus der Scheide durch den Druck der Bauchpresse.

Auch bei uns bringen es einige Frauen darin bis zu einer gewissen Fertigkeit; so sagte mir einmal eine Prostituierte aus der Bremer Helenengasse, sie führe ihre Kinderlosigkeit darauf zurück, daß sie nach dem Verkehr den Samen aus der Scheide „ausspucke“. Im ganzen dürfte aber die Zahl der Frauen, die sich dieses (an sich natürlich auch keineswegs zuverlässigen) Mittels bedienen, nur eine recht geringe sein. Dagegen scheint bei Naturvölkern und im Tierreich seine Verbreitung und Bedeutung erheblich größer zu sein, wofür ich als Beispiel die folgende Stelle (zitiert nach *Ferdý*) aus Dr. S. *Lindners* „Studien über Malthusianismus“ (Wien 1890, S. 29) anführen will: „Manche Stute verweigert einem ihr unangenehmen Hengst die Deckung; wird die Brünstige festgehalten und ihr das Membrum dieses Hengstes eingeführt, so schleudert sie nach getaner Arbeit den Samen heraus, während ein anderer Hengst bei ihr reüssiert (= Erfolg hat). Darauf beruht im ungarischen Staatsgestüt der Gebrauch der teilweisen Taxvergütung. Jemand hat zum Beispiel Lust, seine Stute von dem berühmten Deckhengst X versorgen zu lassen. Dafür hat er, sagen wir, 1000 Kronen zu zahlen. Schert sich nun die Stute wenig um die Berühmtheit ihres Galans und vollführt die Expulsio seminis (= Samenausstoßung), so sagt man, die Stute „güst“, und entschädigt ihren Besitzer, sagen wir, durch Wiedererstattung von 400 Kronen.“ Dr. *Lindner* fügt dem hinzu: „Ich für mein Teil halte den Vorgang für Zuchtwahl, weil sich dieselbe Stute recht bald einem ihr wohlgefälligen Hengste ergibt.“ In den „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ (Red. von Rudolf *Virchow*, Berlin 1880, S. 88) wird von den eingeborenen Frauen Nordaustraliens berichtet, daß sie sich nach vollendetem Koitus aufrichten, die Beine auseinanderstellen und nach einer schlängelnden Bewegung des Mittelkörpers mit einem kräftigen Ruck nach vorne ein Konvolut (= Knäuel, von *convolvere* = zusammenrollen) von weißlichem Schleim auf den Boden werfen.

XXII: Die Wirkung der einfachen Wasserspülungen hat man nicht nur durch mechanische Beihilfen, wie die angeführten Muskelbewegungen, zu verstärken gesucht, sondern auch durch allerlei chemische Zusätze. Es sind unter anderen empfohlen worden: Alaunlösungen, Kupferlösungen, Sublimat- und Lysoformlösungen, Zusätze von hypermangansaurem Kali (10 g auf 100 g), Holzessig und gewöhnlichem Essig (ein Teil Essig, vier Teile Wasser). Die vorbeugende Sicherheit der Ausspülungen wird durch diese Zusätze nicht wesentlich erhöht, um so mehr aber nimmt die zu Katarrhen (= Schleimhautentzündung mit vermehrter Schleimabsonderung, von *καταρρέω* = herabfließen) Anlaß gebende Reizung der Scheiden- und Gebärmutter Schleimhaut zu. In der Fachpresse werden solche Katarrhe als „Fluor albus“ oder „Leukorrhöe“ bezeichnet (was beides, das erstere im Lateinischen, das andere im Griechischen, von *λευκός* = weiß und *ρέω* = fließen, „weißer Fluß“ bedeutet).

XXIII: Da die Ausspülungen mit dem Irrigator ziemlich unbequem sind und, wenn sie im Bette vorgenommen werden, leicht die Wäsche durchnässen (was wiederum zu Erkältungen der Unterleibsorgane führen kann), hat man statt des Spülkännchens auch einen Apparat hergestellt, der diese Nachteile vermeidet; es ist die *Birnspritze*, bestehend aus einer Gummibirne, in die man ein viertel bis ein halbes Liter Wasser einziehen kann; zwischen dem Mutterrohr und dem Gummiballon befindet sich ein ovaler Verschuß, der den Scheidenausgang dicht abschließt, so daß nun das Wasser durch einen Händedruck auf den Gummiballon gut in die Scheide hineingetrieben werden kann und von dort wieder in den Ballon zurückströmt. Die Birnspritze (die übrigens schon viel Unheil angerichtet hat, weil sie, mit Seifenwasser gefüllt, von Laien häufig zu ungeschickten, nicht ungefährlichen Abtreibungsversuchen gebraucht wird) hat zweifellos vor dem Irrigator ihre Vorzüge, doch ist auch ihre Wirkung sehr ungewiß. Sonst könnte *Haires* Statistik bei Anwendung von Duschen aller Art nicht 73,5 Fehlergebnisse aufweisen.

Ob die neue, von Dr. med. K. *Bergl* angegebene (von Max *Gottlieb* in Berlin fabrizierte, ebenfalls patentamtlich geschützte) *Frauendusche „Optimax“* diese Statistik verbessern wird, steht noch aus. Ihre Vorzüge werden uns wie folgt gerühmt: „Durch Druck auf einen Knopf am Verschußmechanismus wird dem Spülwasser der Austritt freigegeben und seine Strahlstärke willkürlich geregelt. Es bedarf also keinerlei Vorrichtung zur Erzeugung des nötigen Wassergefälles durch Hochhängen an der Wand oder des erforderlichen Druckes durch Metallpumpen oder Gummigebläse, sondern der Apparat gibt ohne jedes Dazutun der Besitzerin vollkommen automatisch etwa ein Liter mit Kohlensäurebläschen durchsetztes, schaumig-voluminöses Spülwasser unter beliebigem Druck ab und gewährleistet eine äußerst wirksame, gründlich reinigende, dabei höchst erfrischende und angenehme Spülung, wie sie mit keinem anderen Apparat auch nur annähernd erzielt werden kann . . . Das Prinzip des ‚Optimax‘ gestattet dabei eine derart kompensiöse, kleine und handliche Ausführung, daß der ganze Apparat in dem kleinsten Reisegepäck, ja sogar in jeder Damenhandtasche mitgeführt und überall vollkommen unauffällig untergebracht oder aufbewahrt werden kann.“

Stärkere Anforderungen an das Nervensystem als die Birnspritze und die Frauendusche Optimax stellt die *Mutterdusche „Venus“* oder Uterusschlauchspritze, die ebenfalls als „unbedingt zuverlässiges Schutzmittel“ angepriesen wird und, wie die Reklame hervorhebt, „beim Kaiserlichen Patentamte unter Nr. 140218“ eingetragen wurde. Ihr Erfinder soll Dr. med. *Hinz* in Berlin sein (vgl. die Schrift von Dr. med. F. *Hinz*: „Kritik der antikonzeptionellen Mittel“ bei H. Bermühler in Berlin); doch wurde mir auch ein ganz ähnlicher Apparat zur Begutachtung vorgelegt, der von dem in hohem Alter verstorbenen Berliner Fabrikanten, Menschenfreund und Sonderling *Sekurius* zum Patent angemeldet wurde. Es handelt sich um einen dünnen Schlauch, an dessen oberem und unterem Ende sich je ein Ball befindet, der kleinere Mutterball und der größere Handball. Letzterer wird vor dem Akt mit einer antiseptischen Lösung gefüllt. Über die Anwendung besagt der Prospekt: „Kurz vor oder während des Naturgenusses drückt nun der Mann oder das Weib den Handball zusammen, und während noch beide vereinigt bleiben, dringt nun die Flüssigkeit in die Scheide und in den Muttermund ein, hier wie im Scheidengewölbe alle Wandungen und Falten der Frau umspülend und bis in jeden Winkel sicher wirkend.“ Mit Recht hat man auch gegen diese Apparate geltend gemacht, daß die Forderung, im Augenblick höchster Erregung nicht das Zusammendrücken des Handballs zu vergessen, eine Ablenkung der Konzentration im Verkehr bedeutet, die sich ähnlich wie der Coitus abruptus für das Seelen-, Nerven- und Geschlechtsleben des Weibes mit der Zeit als abträglich erweisen muß.

XXIV: Den Übergang von der Einführung flüssiger zu der trockener, chemischer Substanzen bildet der *Pulverbläser Atokos*. In letzter Zeit habe ich weniger von ihm gehört, aber ich erinnere mich, daß in den ersten Jahrzehnten nach meiner Niederlassung in Berlin (1896) eine Volksrednerin außerordentlich stark besuchte Frauenversammlungen abhielt, in denen dieser Apparat „reißenden Absatz“ fand. Auch *Atokos* (zu deutsch der Nichtbefruchter) ist durch Reichspatent geschützt, und Dr. *Justus* (sein wohl pseudonymer Erfinder) versichert (in der Schrift „Theorie und Praxis des Neumalthusianismus“ bei Spohr in Leipzig), daß, wenn die von ihm erfundene Pulvermischung (aus Borsäure, Zitronensäure und Tanninsäure mit einer Beigabe von bindendem Gummiarabikum und einer größeren Menge Weizenstärke) eine halbe Stunde vor der Kohabitation eingeblasen werde, die Wirkung unfehlbar sei. Dr. *Ferdy* ist aber ganz anderer Ansicht, denn er schreibt: „Ich glaube, die Zahl der par surprise (= überraschenderweise) gezeugten Kinder, welche ihr Dasein lediglich dem schmachlich getäuschten Vertrauen ihrer einfältigen Erzeuger in die Scheidenpulverbläser ‚for the Malthusian‘ beziehungsweise ‚Atokos‘ verdanken, für das Deutsche Reich mit 8–10 000 alljährlich nicht zu hoch zu veranschlagen.“

XXV: Auf demselben System beruhend, aber wegen der Einfachheit ihrer Handhabung von vielen bevorzugt sind die in Tuben gehandelten Verhütungsmittel, die

dickflüssige *Salben* enthalten, welche den Muttermund mechanisch abschließen und zugleich keimvernichtend, samentötend wirken. Ihre beliebtesten Muster sind in Deutschland „*Patentex*“ und „*Homex*“ (dieser eigenartige, amtlich geschützte Name soll bedeuten: „Mit dem Menschen ist es aus“, zusammengesetzt aus homo = Mensch und ex = aus), dessen eiweißgerinnende, samenabtötende Wirkung Dr. *Plorkowski* in Berlin begutachtet hat.

Alle diese Vorbeugungstuben sind mit einem Röhrchen und Schlüssel versehen. Das Tubenröhrchen wird vor dem Verkehr an der Stelle des Verschlusses aufgeschraubt und tief in die Scheide eingeführt. Dann wird der Schlüssel ein halbes Mal herumgedreht, wobei die Masse herausquillt. Jede Tube soll für etwa vierzigmaligen Gebrauch genügen. Wenn man erfährt, daß allein der Patentex-Umsatz im Monat auf 30000 Tuben geschätzt wird (nach Berlin werden etwa 5000 monatlich geliefert), so kann man sich auch hier wieder eine Vorstellung von der ungeheuren Verbreitung empfängnisverhütender Mittel machen. Die chemische Zusammensetzung des Inhaltes wird im allgemeinen als „Geschäftsgeheimnis“ betrachtet, dürfte aber im wesentlichen die gleiche sein wie die der im nächsten Abschnitt aufgeführten Mittel. Doch scheinen manche der im Handel befindlichen Tuben auch sehr minderwertiges Zeug zu enthalten, wie ein Bericht *Haires* beweist, der sich aus Deutschland eine Vorbeugungstube nach London kommen ließ, deren Inhalt dort in einem chemischen Institute analysiert wurde. Der Befund erinnerte lebhaft an die mittelalterliche „Dreckapotheke“, denn neben Tragantlösung und ein wenig Borsäure wurden in der Masse allerlei pflanzliche und tierische Bestandteile (Algen, ja sogar winziges Ungeziefer) festgestellt.

XXVI: Mehr in der Art der Einführung als grundsätzlich unterscheiden sich von den Pasten, Salben und Gelees (engl. jelly), welche in den besseren Tuben geliefert werden, die runden, viereckigen oder eiförmigen *Tabletten*, die Zäpfchen, Schutzkörper, Vaginalkugeln und Vaginalsuppositorien, die Pulver usw., die mit dem Finger oder einem Stäbchen in das Scheideninnere gebracht werden, um den Samenzellen gleichzeitig auf mechanischem und chemischem Wege den Garaus zu machen. Am bekanntesten sind unter ihnen wohl die aus Kakaobutter oder anderen in der Körperwärme leicht löslichen Fetten mit Zusatz von Chininum muriaticum, Chinosol oder anderen antiseptischen Stoffen (wie Alaun) hergestellten *Sicherheitsovale*, welche 1886 der Londoner Drogenhändler *Rendell* in den Handel brachte. In den letzten Jahren werden namentlich diejenigen verwandt, welche bei der Auflösung einen seifenartigen Schaum erzeugen und dadurch neben der chemischen Wirkung noch eine Art „Verhaftung“ des Samens durch Einhüllung verursachen. Auch die meisten dieser Mittel werden von den Produzenten (= Herstellern) sehr viel mehr gerühmt als von den Konsumenten (= Verbrauchern). Wie außerordentlich stark auch hier der Umsatz ist, lehrt beispielsweise der Prospekt eines Apothekers S. S., der mitteilt, daß er von den „Sicherheitspessarien“ (so nennt er seine „Sicherheitsovale“), die er seit 1893 herstellt, bisher „weit über sechzig Millionen“ Stück verkauft hat.

Für die Mehrzahl dieser Mittel dürfte wohl das gelten, was Erich *Ebstein* von den Sicherheitsovalen sagt: „Theoretisch klingt das alles sehr gut. In der Praxis liegen die Dinge wesentlich anders. Die gewünschte Wirkung würde vielleicht – wir sagen, viel-

leicht' — eintreten, wenn man die Samentierchen mit der geschmolzenen Kakaobutter in einer Reibeschale lange und innig verriebe, so etwa, wie ein Apotheker eine Salbe herstellt. Bei den Beischlafsbewegungen ist die Vermengung der Substanzen eine viel zu oberflächliche, als daß die erhoffte Wirkung eintreten könnte — was der nach mehr oder minder langer Zeit sich regelmäßig einstellende Mißerfolg beweist.* Wir entnehmen diesen Satz einem der beachtenswertesten Bücher auf diesem Gebiet, das den Titel führt: „Modernes Mittelalter. Die zwecklose Aufopferung kranker Schwangerer. Eine Anklage auf Grund authentischen Materials“ von Dr. I. St., weiland Arzt in burg, nach dessen hinterlassenen Papieren herausgegeben von Dr. med. Erich *Ebstein*, Arzt in Elbing (Speka-Verlag, Leipzig 1921). Auf der Widmungsseite des Werkes befinden sich die bezeichnenden Worte: „Meiner Frau, die viel mit mir durchlitten, widme ich dieses Buch.“ *Ebsteins* Ansicht bestätigte sich mir unter anderem in folgendem Fall, über den ich ein Gutachten abzugeben hatte: Ein junges Ehepaar hatte sich am Tage vor der Hochzeit zu einem Arzt begeben, um von ihm „ein ganz sicheres Schutzmittel“ zu erfahren; sie hatten sich vorgenommen, in den ersten drei Jahren ihrer Ehe kein Kind zu erhalten. Sie hatten keine Wohnung, auch vorläufig noch keine in Aussicht, und hatten sich ein kleines Geschäft eingerichtet, dem sie alle ihre Kraft widmen wollten. Dies gaben sie als Grund an. Allerdings betonte der Mann, das Mittel dürfe keinesfalls aus Gummi sein, dagegen hätten sowohl er wie seine Frau eine große Abneigung. Der Arzt empfahl eine bestimmte Sorte Schutztabletten. Etwa ein Jahr später bekam der Arzt von einem Rechtsanwalt eine Zivilklage zugestellt auf Rückgabe des Honorars und Schadenersatz, welche der Ehemann angestrengt hatte; er setzte auseinander, daß trotz peinlichster Innehaltung der Vorschriften des Arztes dennoch seine Frau schwanger geworden und ihnen daraus ein schwerer Schaden erwachsen sei. Auf das Gutachten, das der Verteidiger des Arztes von unserem Institut erfordert hatte, zogen die Eheleute ihre Klage als aussichtslos zurück. Beachtlich ist auch die Bemerkung *Brupbadiers*: „Jede Woche sehe ich Frauen, die mit Suppositorien Mißerfolg haben, so oft wie mit kaum einem anderen Mittel.“ Der Gedanke, sich solcher Substanzen zu bedienen, um die Samenwirkung zu vernichten, ist übrigens durchaus nicht neu, denn schon *Soranus* von Ephesus hatte den geschwächten Frauen, die nicht weitere Kinder wünschten, angeraten, sich vor der Liebesumarmung den Muttermund mit Öl oder Honig, gemischt mit Absinth oder Opobalsam, zu bestreichen, damit der Same anlebe und nicht in die Gebärmutter eindringe.

Bessere Ergebnisse als die „Ovale“ scheint nach Mitteilungen verschiedener Kollegen das neuerdings von einer chemisch-pharmazeutischen Fabrik in Frankfurt a. M. hergestellte „Frauenschutzmittel“ „*Contrapan Homefa*“ zu haben, das, nach Art der Gelatine kapseln zubereitet, zwei bis vier Minuten, nachdem es in die Scheide eingeführt ist, schmilzt und zu 1% Chinin, zu 0,2% Hydrargyrum oxycyanatum (= Zyanquecksilberoxyd) und zu 3% Acidum boricum (= Borsäure) enthält.

XXVII: Eine besondere Stellung nimmt unter den chemischen Substanzen, die verhütungshalber in die Scheide gebracht werden, die *Milchsäure* ein. Hiermit hat es folgende Bewandnis: In der Vagina lebt in großen Mengen ein Bazillus, der nach seinem Entdecker, dem bekannten Münchener Universitätslehrer, „*Döderlein-Bazillus*“ genannt wird. Dieser übt gewissermaßen das Amt einer Schutzpolizei aus, indem er Milchsäure erzeugt, womit er die meisten von außen in die Scheide dringenden kleinen Lebewesen (leider nicht auch die Erreger des Trippers und der Syphilis) unschädlich macht. Auch die Spermatozoen können sich in dem sauer reagierenden Scheideninhalt nicht halten. Nun hat aber die Natur einen guten Aus-

weg gefunden, indem bei der geschlechtlichen Erregung, vor allem bei der Begattung, von den Schleimdrüsen des weiblichen Genitalapparates alkalischer Schleim abgesondert wird, der die Milchsäure neutralisiert und so eine Feuchtigkeit herstellt, in der sich die Samenfädchen augenscheinlich ganz besonders wohl fühlen. Deshalb hat man nun vorgeschlagen, Milchsäure in Lösungen oder Salben vor oder unmittelbar nach dem Koitus in die Scheide zu bringen, um die saure Reaktion wiederherzustellen. Meist kommt man damit aber zu früh oder zu spät, es sei denn, daß man die Milchsäure (wie *Haire* es mit seinem *Kontrazeptalen* tut) in Verbindung mit einem mechanischen Schutz gebraucht.

XXVIII: In neuerer Zeit hat man auch versucht, durch Einspritzungen von Samenflüssigkeit unter die Haut oder in das Muskelfleisch des Weibes eine *Spermaimmunität* herbeizuführen.

Unter Immunität (von *immunis* = unempfänglich; eigentlich bedeutet der Ausdruck das Freisein von Lasten, Abgaben = *munus*) versteht man in der Pathologie (= Krankheitslehre) die Unempfänglichkeit gewisser Menschen gegen bestimmte Krankheiten oder, genauer, bestimmte Krankheitsgifte. Es gibt eine angeborene, in der persönlichen Konstitution gelegene Unempfindlichkeit und eine erworbene Immunität, die entweder eine natürliche ist, entstanden durch einmaliges Überstehen einer Krankheit, oder eine künstliche, durch Impfung (von *ἐμψύω* = einpflanzen) erzeugte. Bei dieser wiederum unterscheiden wir die präventive oder Schutzimpfung von der kurativen oder Heilimpfung, durch die eine bereits ausgebrochene Krankheit mittels Immunisierung beseitigt werden soll. In allen diesen Fällen nimmt man mit Emil von *Behring* (1854 – 1917), dem Entdecker des Diphtherieheilserums und des Tetanusantitoxins, an, daß der Schutz oder die Immunität darauf beruht, daß sich im Blut selbst Alexine (= Abwehrstoffe) oder Antitoxine (= Gegengifte) gegen die Toxine (= Krankheitsgifte) bilden, die von den Bakterien ausgeschieden werden.

Dem Begriff und der Bezeichnung der Spermaimmunität liegt also die Vorstellung zugrunde, daß die von einer Samenzelle befruchtete Eizelle leichter auf einem Nährboden haftet und zur Entwicklung gelangt, der von samenstofffreiem, als der von samenstoffhaltigem Blut durchtränkt ist. Die Versuche, die man in diesem Sinne bei Tieren vorgenommen hat, scheinen erfolgversprechend. Auch berichten mehrere, namentlich russische Ärzte von günstigen Ergebnissen beim Menschen. Es scheint jedoch, als ob die erzielten Wirkungen nur von sehr vorübergehender Dauer sind.

Über Versuche, die er mit dieser Immunisierungsmethode an zwanzig Frauen vorgenommen hat, gibt N. *Haire* folgenden beachtenswerten Bericht: „In den meisten Fällen wurde der Same des Gatten benutzt, aber in einigen Fällen, wo der Gatte krank war, wurde der Same eines anderen gesunden Mannes genommen; er wurde durch Masturbation gewonnen und in einem keimfreien Glasgefäß mit Bluttemperatur aufgefangen. Dies wurde zugedeckt und stehengelassen, bis die Trübung geschwunden und das Semen klar geworden war. Dann wurde es mit der hundertfachen Menge von keimfreiem Wasser verdünnt; in einem Wasserbade wurde es auf den Siedepunkt erhitzt und fünf Minuten in dieser Temperatur erhalten. Ein Tropfen dieser verdünnten Lösung wurde injiziert (= eingespritzt) und die Dosis in wöchentlichen Zwischenräumen wiederholt, wobei sie jedesmal

um einen Tropfen erhöht wurde. Die Behandlung bestand aus zwölf Injektionen. Keine der Frauen wurde schwanger, während sie diese Injektionen bekam; aber bei dreien trat einige Wochen nach dem Aufhören der Injektionen Empfängnis ein. Es scheint also, daß wenigstens bei meiner Art der Anwendung diese Behandlung nur zeitweilige Wirkung hat. Möglicherweise könnte irgendein anderer Forscher, dem größere Erfahrung auf dem Gebiete der Laboratoriumsarbeit zur Seite steht, bessere Ergebnisse haben. Die Injektionen haben keine üblen Wirkungen zur Folge, kaum einmal irgendein lokales Unbehagen. Einige Frauen scheinen nach diesen Injektionen eine Besserung ihres Allgemeinbefindens aufzuweisen. Das ist möglicherweise auf die Absorption (= Aufsaugung) irgendeines Samenbestandteils zurückzuführen, ähnlich wie die von *Stoddart* und anderen festgestellte Hebung des Befindens, das bei weiblichen Patienten nach der Eingebung von Extrakten der männlichen Sexualdrüsen eintrat.“

XXIX: Die letzte Phase in der Frage der Schwangerschaftsverhütung stellt „*die hormonale Sterilisierung*“ des weiblichen Organismus dar, durch Stoffe, die nicht den männlichen Geschlechtsdrüsen, sondern denen weiblicher trächtiger Tiere entnommen sind. Die Entdeckungen auf diesem Gebiet knüpfen sich vor allem an den Namen des Innsbrucker Physiologen *Haberlandt*. Seine „vorläufigen Mitteilungen“ in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ vom 14. Januar 1927 erregten weit über die Fachkreise hinaus ein derartiges Aufsehen, daß, obwohl bisher nur von erfolgreichen Versuchen bei Tieren berichtet wurde, bereits von verschiedenen Seiten die Meinung geäußert wurde, „daß sich Staat und Kirche der allgemeinen Verbreitung eines solchen zur Sterilisierung führenden Präparats aus religiösen, ethischen und strafrechtlichen Gründen vermutlich lebhaft widersetzen würden“. Wenn sogar Professor Wilhelm *Liepmann* sich dahin ausspricht, daß ein solches, „die Sterilität absolut sicher herbeiführendes Präparat nicht im freien Handel zu haben sein dürfe, sondern nur auf Verordnung und unter Kontrolle des Arztes verwendet werden könne“, so ist nicht recht einzusehen, weshalb ein innersekretorisches Mittel, vorausgesetzt, daß es, was bisher noch nicht festgestellt ist, wirklich völlig unschädlich ist, anders behandelt werden soll als die für jedermann fast ausnahmslos ohne Rezept erhältlichen Pessare, Präservative und Tuben. (Da nicht selten die Frage gestellt wird, in welchen Geschäften im freien Handel empfängnisverhütende Mittel erhältlich sind, sei ergänzend bemerkt, daß sie hauptsächlich von Drogerien, Apotheken und Firmen für hygienische Bedarfsartikel geführt werden.)

Da die von verschiedenen in- und ausländischen Forschern mit gutem Erfolg (vgl. beispielsweise die Arbeit von H. Knaus in *Pflügers Archiv* 1924, Bd. 203) nachgeprüften Versuche *Haberlandts* zeigten, daß die Drüsenextrakte verschiedener Tiere sich wirkungsvoll aufeinander übertragen lassen (beispielsweise der Extrakt von schwangeren Kühen auf Ratten – auch eine beachtliche Erscheinung für die in vieler Hinsicht so verblüffend einheitliche Naturgestaltung), so dürfte die „hormonale Unfruchtbarmachung“ des Weibes mit Eierstock- und Mutterkuchentabletten trächtiger Tiere auch nur noch eine Angelegenheit verbesserter Technik, eine Frage der Zeit sein. *Haberlandt* hat selbst die Bedeutung seiner neuen Sterilisierungs-

methode für die praktische Heilkunde, Sozial- und Sexualhygiene betont. Bei dem innigen Zusammenhang, welchen die Geschlechtsdrüse mit andern Drüsen des endokrinen Systems hat, wie der Schilddrüse, der Hypophyse, sollte man bei Fortsetzung dieser Untersuchungen allerdings sehr aufpassen, ob nicht bei Darreichung dieser Mittel außer Unfruchtbarmachung noch andere, weniger erwünschte Nebenwirkungen im körperseelischen Leben des Weibes (wie vorzeitiges Altern, Fettsucht) eintreten.

XXX: Nach den allermodernsten nun noch einen kurzen Rückblick auf die allerältesten Mittel der Empfängnisverhütung, die Heilkräuter und inneren Mixturen (= Mischungen, von misceo = mischen). Schon bei Durchmusterung des ältesten Schrifttums, wie des Papyrus Ebers (2000 v. Chr.), stoßen wir auf Erwähnung dieser Stoffe, von denen wir zum Teil gar nicht mehr wissen, woraus sie eigentlich bestanden. So heißt es bei *Hippokrates*: „Mittel zur Verhütung der Schwängerung. Wenn eine Frau nicht schwanger werden soll, so lasse man ein bohngroßes Stück Misy in Wasser zergehen und gebe ihr dies ein. Ein Jahr lang wird sie dadurch nicht schwanger.“ Und in der „Schulchan Aruch“ genannten Gesetzessammlung der Juden heißt es: „Eine große Sünde für Mann und Frau ist es, die Geschlechtsorgane zu schädigen, um keine Kinder zu bekommen. Der Mann hat dafür die Strafe von vierzig Schlägen zu bekommen. Den Frauen ist es erlaubt, Ikrin zu trinken, um keine Kinder zu bekommen, aber erst wenn sie Kinder geboren haben. Für Männer dagegen ist Ikrin zu trinken verboten.“ Was ist Misy, was ist Ikrin? Man vermutet, das eine sei ein Schwefelpräparat, das andere ein Getränk aus Krokus und Alaun mit alexandrinischem Harz gewesen. Doch Gewisses weiß man nicht, wissen doch auch heute nur wenige, welche Kräuter und Stoffe in den vielen „gegen Blutstockungen“ verordneten Frauentees, Jungferntees, Blutreinigungs- und Gebirgstees stecken, die zur Verhütung der Empfängnis eingenommen werden. Meist handelt es sich um „untaugliche Mittel“; doch ist ihretwegen, selbst wenn, um im juristendeutsch zu bleiben, auch das Objekt untauglich war, schon oft die Anklage wegen versuchter Abtreibung erhoben worden, vor einiger Zeit sogar bei einem Mädchen, das überhaupt noch keinen Geschlechtsverkehr gehabt hatte. Von den Pflanzen, welche in dem Rufe stehen, vor Empfängnis zu schützen, werden besonders Lavendel, Myrte, Petersilie, Rosmarin und Thymian begehrt.

Der Neuenahrer Arzt Felix von *Oefele* hat in hochinteressanten Aufsätzen, die er unter dem Titel „Antikonzeptionelle Arzneistoffe“ (1898 in Heft 4, 5, 7 und 8 der Wiener Zeitschrift „Die Heilkunde“) veröffentlichte, darauf hingewiesen, daß die von Kindern in manchen Gegenden beim Reigenspiel gesungenen Verse auf diese Mittel Bezug haben, so der Vers:

„Rosmarin und Thymian
Wächst in unserm Garten;
Jungfer Ännchen ist die Braut,
Kann nicht länger warten.“

Oder:

„Guten Tag, Herr Gärtnersmann!
Haben Sie Lavendel,
Rosmarin und Thymian
Und ein wenig Quendel?“
„Ja, Madame! Das haben wir
Draußen in dem Garten.“

In diesen niedlichen Kinderliedern verbirgt sich derselbe Gedanke wie in dem Lied der Mädchen aus dem „Freischütz“, nach dem sich unsere Urgroßeltern in ihrer Jugend im Kreise drehten:

„Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide usw.“

Es sind die Kräuter, welche nach dem Aberglauben der Kräuterweiber die Menstruation regelmäßig in Gang halten. Daher auch die Sitte des Brautkranzes aus Myrte (oder in Frankreich aus Orangenblüten). Ist er geschlossen, so ist alles in Ordnung; wenn aber die Braut bereits guter Hoffnung ist, dann darf der Jungfernkranz nicht geschlossen, sondern muß offen getragen werden, weil der Periodenkreis bereits eine Unterbrechung erfahren hat. Es gibt christliche Priester, die bei der Trauung scharf auf Innehaltung dieses Brauches halten, der an und für sich nicht das geringste mit dem Christentum zu tun hat. Mir ist ein Fall bekannt (er liegt allerdings schon über zwanzig Jahre zurück), in dem der Geistliche mitten in der Kirche die bereits begonnene Einsegnung eines Brautpaares unterbrach, als er bemerkte, daß die bereits in der zweiten Hälfte der Schwangerschaft befindliche Braut einen geschlossenen Myrtenkranz trug; sie mußte ihn, bevor ihr der Pfarrer das Jawort abnahm, vor der versammelten Gemeinde erst aufknüpfen.

Noch weiter ging in den sechziger Jahren (noch vor Einführung der Zivilehe in Preußen) der wegen seines Fanatismus damals sehr bekannte Berliner Pastor *Knaak*; er nahm einer Braut, die guter Hoffnung war, während der Trauung den „geschlossenen Myrtenkranz“ vom Kopf und legte ihr statt dessen sein buntes Taschentuch auf das demütig gesenkte Haupt. Sogar noch ganz vor kurzem wurde mitgeteilt, daß in einem Dorf bei Göttingen der Pfarrer dem Bräutigam vor dem Altar den Myrtenstrauß aus dem Knopfloch entfernte, weil die Braut in „gesegneten Umständen“ war.

Die dreißig hier aufgeführten Methoden enthalten die verbreitetsten und wichtigsten, jedoch noch keineswegs alle Mittel, die zur Verhütung der Empfängnis im Gebrauch sind. Namentlich laufen allerhand Geheimmittel nebenher. So heißt es seit langem, daß ein Berliner Arzt ein winziges Silberkügelchen Frauen in die Gebärmutter einführen soll, das dort, unbemerkt lagernd, einen sicheren und dauernden Schutz vor Befruchtung gewähre; ich habe aber niemals etwas wirklich Zuverlässiges darüber in Erfahrung bringen können. Ferner werden auch bestimmte Lagerungen beim Verkehr zur Empfängnisverhütung angegeben, beispielsweise die untere Lage des Mannes, in der laienhaften Annahme, daß die Samenzellen nur von oben nach unten in die Gebärmutter eingeführt werden können. Schon im *Talmud* heißt es: „... ein Weib, dem es nur auf Huren ankommt, gibt sich eine unnatürlich verkehrte Lage.“ Auch seltsame sexualethnologische Gebräuche wären noch zu nennen: teils allerlei Amulette, Fetische und Zeremonien, die in das Gebiet des Fruchtbarkeits- und Unfruchtbarkeitszaubers fallen, teils Genitaloperationen, die sich bis in eine graue Vorzeit verlieren, von dem zwar hauptsächlich zur Sicherung

der weiblichen Treue, gelegentlich aber auch zur Empfängnisverhütung angewandten Scheidenverschluß bis zu den gewaltsamen Rückwärtsstülpungen der Gebärmutter, dem „Ankat Prout“, über das unter anderen der bekannte Gynäkologe und Forschungsreisende C. H. *Straß* Näheres mitgeteilt hat (in „Die Frauen auf Java“, Stuttgart 1897). Möglicherweise gehört auch die früher beschriebene australische Mikaooperation hierher, die Aufschlitzung der männlichen Harnröhre von der Unterfläche des Gliedes aus, welche bewirkt, daß der Same nicht nach oben zum Muttermunde spritzt, sondern nach unten und außen abfließt.

Daß neben den neuen Operationen, wie den geschilderten inneren Durchschneidungen der männlichen und weiblichen Leitungsorgane, gelegentlich auch die ältesten, wie der äußere Genitalverschluß, jemandem wieder einfallen, zeigt der Vorschlag des Privatdozenten *Weinhold*. In seiner Schrift über die Übervölkerung Mitteleuropas schlägt dieser Universitätslehrer „eine Art von unauflöslicher Infibulation (= Vereinigung durch eine Haftspange = Fibula) mit Verlötung und Versiegelung der Schamlippen vor, welche nicht anders als nur gewaltsam geöffnet werden kann, geeignet, den Zeugungsakt bis zum Eintritt in die Ehe zu verhindern“ . . . „Sie werde vom vierzehnten Lebensjahre und so fort bis zum Eintritte in die Ehe bei solchen Individuen vorgenommen, welche erweisbar nicht so viel Vermögen besitzen, um die außerehelich erzeugten Wesen bis zur gesetzmäßigen Selbständigkeit ernähren und erziehen zu können. Sie verbleibe denen zeitlebens, welche niemals in die Lage kommen, eine Familie ernähren und erhalten zu können.“

Welche schier unglaublichen Blüten auch heute noch der sexuelle Aberglaube auf diesem Gebiet treibt, zeigte eine Verhandlung, die im Januar 1927 in Dresden gegen einen Verleger Gerhard Alfred *Kuhfuß* und seine Gattin stattfand, weil sie in großen Mengen ein Zeugungsbarometer, auch „Zeugoskop“ genannt, verkauften, von dem man nach richtiger Einstellung einer Tabelle ablesen sollte, ob die Stunde des Verkehrs der Zeugung oder Nichtzeugung günstig sei, und ob man männliche oder weibliche Nachkommenschaft erwarten dürfe. In dem Prospekt heißt es unter anderem: „Eine bange Sorge umgibt das Mysterium des Geschlechtsverkehrs. Viele Eheleute tragen den sehnlichsten Wunsch in sich, endlich einmal Familienzuwachs zu erhalten. Andere haben wieder das Unglück, daß jedes Jahr die Konkurrenz der Esser größer wird. Die insoweit geplagten Ehegatten stehen mit einem Bein im Zuchthause.“ Die Verlage, welche die „epochale Erfindung“ vertrieben, nannten sich „Nirwana“, „Zur Sonne“ und „Lichtblick“. Trotzdem *Kuhfuß* seine Gutgläubigkeit versicherte und sich darauf berief, daß Nachbestellungen eingelaufen seien, wurde er wegen versuchten Betruges zu drei Monaten Gefängnis verurteilt, mit der Begründung, daß die Herstellung des Apparates, den er für 2 Mark verkaufte, ihn nur 12 bis 15 Pfennig gekostet habe.

Um von dem großen Angebot, das auf dem Antikonzeptionsgebiet namentlich im wirtschaftlichen Zusammenhang mit dem Weltkrieg nach und nach eingesetzt hat, eine Vorstellung zu geben, will ich das Verzeichnis der Mittel anführen, welches uns eine Berliner Versandfirma für hygienischen Bedarf auf unsere Anfrage übersandte. Die Preisliste enthielt folgende „antikonzeptionellen Artikel“: Von Pessaren: Das Weltpessar, den Obturator Schubert und Gohmann in vier Ausführungen, den Obturator Struppek in zwei Ausführungen, Uteruspessare in gerader und gebogener Form (aus Aluminium, Bein, Hartgummi, Elfenbein und Silber sowie mit verschiedenartigen Knöpfen), Erbkönig-Pessare in verschiedenen Ausführungen, Silkfadenpessar nach Pust und Braun, Stielpessare nach Braun, Hygateur aus Gummi, Garanto-Pessare, Juwel-Pessare, Pirola-Pessare, Erli-Verschlußpessare in verschiedenen Ausführungen, Kappenpessare Ramses, Mensinga und

Earlett, amerikanische Exportpressare aus Gummi, Zelluloid-Kappenpressare, Hodge-Pessare, Metallkappen in Sätzen von 10 Stück, nach Kaffka in Sätzen von 22 Stück (in Aluminium, Neusilber und Silber), elastische Metallkappenpressare in Neusilber und Silber, 10 Größen, Menstruationsregulatoren in drei Größen, für Frauen mit einer Geburt, für solche, die zwei bis vier Geburten, und solche, die fünf und mehr Geburten hatten. Präservative in den verschiedensten Qualitäten und Aufmachungen usw., Fischblasen in drei Qualitäten, Dauerschutzkappen Preventa und Gentleman's Friend, Pariser Sicherheitsschwämmchen mit und ohne Netz, Schwämmchen nach Dr. Lister, Gummischwämmchen mit und ohne Netz, Hercyma-Sicherheitsschwämmchen, Tubulator-Frauenschutz, Ursano-Schutzapparat, Absorbiteur, Occlusator, Scheidenpulverbläser Thurit. Von Tubenpräparaten: Patentex, Homex, Damenex, Damenlob, Scrotonin, Asepton Morgenrot, Spetonex, Uxori, Eubejan, Nefi, Confidol, Feminex, Lugomed. Ferner in Tabletten- und Zäpfchenform: Speton, Semori, Antisperma, Antifeconda, Anticoncepta, Mimi, Patenton, Ungers Sicherheits-ovale, Schweißer-Ovale, Antigrava Pess, Eta-Schutzkörper, Bellmann-Schutzkörper, Lawa-gal-Vaginalzäpfchen.

Die Hersteller dieser Mittel, von denen noch fortwährend neue auf den Markt geworfen werden, arbeiten zum großen Teil mit einer sehr ausgedehnten und, weil geheimen, darum um so skrupelloseren, aber auch wirkungsvolleren Reklame, so daß es dem Laien nicht mehr möglich ist, das Bessere vom Schlechteren zu unterscheiden. Hinzu kommt, daß nebenher auch die nicht käuflichen und operativen Mittel je nach Auffassung und Geschmack angepriesen werden. So erschien erst vor kurzem wieder in Berlin ein Buch mit dem seltsamen Titel: „Das elfte Gebot; du sollst nicht Kinder zeugen wider deinen Willen!“ von C. Martinus, das der Empfehlung des Coitus interruptus gewidmet ist. Der Verfasser schreibt vom Geschlechtsakt: „Jetzt mag es zu Ende gehen; aber nun hüte dich vor dem höchsten Moment, dem Herannahen der Befruchtung. Fühlst du jetzt sein Nahen, den letzten Moment vor ihm, da reiße dich zusammen, löse dich und laß dein höchstes Gefühl in Ruhe, aber außerhalb der gefährlichen Zone ausklingen!“ Vergleicht man damit den oben gekennzeichneten Standpunkt, den die Sexualwissenschaft dem „Sich-innehmen“ gegenüber einnimmt, so ist dies nur ein Beispiel, das zeigt, wie wichtig es wäre, wenn endlich auch in dieser Hinsicht der Arzt das Amt eines Gesundheitslehrers und Gesundheitsdieners übernehmen würde.

Dem außerordentlich starken Angebot empfängnisverhütender Mittel entspricht eine ebenso starke Nachfrage. Es dürfte nicht zu hoch gerechnet sein (eher zu niedrig), wenn man auf jeden zur Befruchtung führenden Koitus hundert rechnet, deren Befruchtung durch empfängnisverhütende Mittel von vornherein unmöglich gemacht wird. Das wären in Deutschland im Jahr hundert Millionen Einzelfälle. Kann man es den Ärzten verübeln — oder ist es nicht vielmehr ihre Pflicht —, wenn sie angesichts dieser nun einmal vorhandenen Tatsache Frauen, die sich an sie wenden, ratend zur Seite stehen, um sie vor Schädigungen und Enttäuschungen zu bewahren? Daß man sich keineswegs überall zu dieser Überzeugung durchgerungen hat, zeigt ein von dem ausgezeichneten amerikanischen Sexuologen William Robinson (in dem *Americ. Journal of Clinic Medicine* in New York, abgedruckt in den „Sexualproblemen“ 1913, Band 9, Seite 424) mitgeteilter Fall, nach dem ein Arzt, der auf zwei briefliche Anfragen (noch dazu Spitzelbriefe) geantwortet hatte, auf Grund des „Comstockgesetzes“ eine Strafe von zehn Jahren Gefängnis und 10000 Dollar bekam,

„weil er die Verbreitung empfängnisverhütender Mittel gefördert habe“. Trotzdem entsprechende Strafgesetze in Deutschland und anderen Ländern nicht bestehen (wenngleich wiederholt „kautschukartige“ Bestimmungen, wie die über Verbreitung von Gegenständen zu unzüchtigem Gebrauch, oder über Handlungen, die geeignet sind, Ärgernis zu erregen, und ähnliche, herangezogen wurden, so gibt es auch bei uns viele Ärzte, die jede antikonzeptionelle Raterteilung oder gar Hilfeleistung (wie Unterricht im Einlegen von Mensingapessaren) mit Entschiedenheit ablehnen (und damit die Ratsuchenden in die Arme von Kurpfuschern und weisen Frauen treiben), weil sie jede Betätigung auf diesem doch sozial- und sexualhygienisch so wichtigen Gebiet für nicht „standesgemäß“ erachten oder gar glauben, Empfängnisverhütung sei ebenso strafbar wie Abtreibung. Tatsächlich hatte ich erst kürzlich mit einem Kollegen eine lange Auseinandersetzung darüber; er war fest davon überzeugt, ein Arzt dürfe sich nicht mit Empfängnisverhütung beschäftigen, und kam sich selbst wie eine Mischung von Verbrecher und Held vor, weil er seiner Gattin auf ihren dringenden Wunsch trotzdem ein Mensingapessar eingelegt hatte. Es ist, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, ja auch keineswegs ausgeschlossen, daß der Schlußsatz im § 1 der neuen Standesordnung für Ärzte (welche 1926 in Eisenach in zweiter Lesung angenommen wurde): „Der deutsche Arzt hat alles zu unterlassen, was die Volkskraft und Volkszahl herabzusetzen geeignet ist“, von ärztlichen Ehrengerichten eine Auslegung erfahren könnte, welche dem Arzte in dieser so unendlich wichtigen Frage Schweigen auferlegt, trotzdem meines Erachtens eine solche Auffassung mit dem Anfang desselben Paragraphen in Widerspruch stehen würde, der lautet: „Der Beruf des Arztes ist Gesundheitsdienst am deutschen Volke“.

In diesem Zusammenhang verdient auch das ausführliche Sachverständigengutachten Erwähnung, welches die Medizinische Fakultät der Universität Oslo (Christiania) am 12. Mai 1922 abgab; es kam zu dem Schluß: „Versuche der Empfängnisverhütung sind so alt wie die Geschichte. Die wachsende Verbreitung der heutigen verbesserten Mittel ist nicht in erster Linie auf egoistische Motive der Frau, um den Mühen, Leiden und der Unfreiheit der Schwangerschaft zu entgehen, zurückzuführen, sondern auf wirtschaftliche Ursachen. Gewissenhafte mittellose Eltern wollen nicht durch neue Kinder die Rechte der schon geborenen Kinder an Nahrung, Kleidung, Erziehung verkürzt sehen, sie befürchten, ihre Kinder nicht in der wünschenswerten Weise großziehen zu können. Da überdies zu häufige Schwangerschaften Leben und Gesundheit der Mutter wie auch Entwicklung und Lebenskraft der Kinder gefährden, hält es die Fakultät für nützlich, verheirateten Frauen die Möglichkeit zu geben, die Technik der Empfängnisverhütung kennen zu lernen. Die Aufklärung soll ausschließlich durch Ärzte erfolgen, damit durch richtige Wahl und Anwendung der Mittel alle sonst möglichen gesundheitlichen Gefahren vermieden werden. Aus diesem Grunde ist die Fakultät gegen die Verbreitung gedruckter Anleitungen, auch wenn diese an sich einwandfrei sind.“

Zutreffend bemerkt Dr. Max Hirsch: „Wer die Fruchtabtreibungen bekämpfen will und die antikonzeptionellen Mittel verbietet, tut dasselbe, wie der tun würde, der eine Seuche bekämpfen will und die Desinfektion verbietet.“

Daß die beharrliche Widerlegung festeingewurzelter Voreingenommenheiten schließlich selbst in konservativsten Kreisen Erfolge aufzuweisen hat, zeigt der im April 1926 im englischen Oberhaus von Lord *Buckmaster* eingebrachte und angenommene Antrag, welcher lautet: „Die Regierung möge das Verbot beseitigen, das sozialen Beratungsstellen untersagt, verheirateten Frauen, die sich an sie wenden, Aufklärung über die besten Mittel zur Geburtenverhütung zu erteilen.“ Dieser Antrag wurde vom „House of Lords“ (= Oberhaus) mit 57 gegen 44 Stimmen zum Beschluß erhoben. Ausschlaggebend für die Annahme war vor allem die Begründung, die Lord *Buckmaster* in seiner vorzüglichen Rede gab, „daß nämlich der Wunsch nach bewußter Geburtenregelung Ausdruck einer erhöhten Achtung für die Heiligkeit des Lebens ist, und daß die Menschen, zur Verantwortlichkeit der Fortpflanzung erwacht, den Kindern, die sie in die Welt setzen, Lebensmöglichkeit und Lebensfähigkeit gesichert sehen wollen“. Die Bedeutung eines solchen Beschlusses fällt um so mehr ins Gewicht, wenn man berücksichtigt, daß nicht lange vorher ein Antrag im Paddington Borough Council, den beamteten Ärzten die Bekanntgabe empfängnisverhütender Mittel zu gestatten, zu Fall kam, „weil die Kenntnis empfängnisverhütender Mittel die Machtstellung des britischen Weltreiches gefährden könne!“

Sogar in Amerika bereitet sich ein großer Meinungsumschwung vor, und das oben erwähnte grausame Urteil, welches noch kurz vor dem Kriege einen Arzt auf zehn Jahre ins Gefängnis warf, weil er empfängnisverhütende Mittel empfohlen hatte, würde zur Zeit seiner Entlassung aus dem Kerker wohl nicht mehr möglich gewesen sein, nachdem dort unter Führung der unermüdlichen Frau Margaret *Sanger*, einer früheren sozialen Fürsorgerin und Krankenschwester in New Yorker Massenvierteln (die anfänglich auch für ihre Aufklärungsarbeit gefangengesetzt wurde), die Birth-Control (= Geburtenregelung) Bewegung unter der Devise „qualitas, non quantitas“ (= Qualität, nicht Quantität) eine ebenso extensive (= äußerlich starke) wie intensive (= innerlich starke) Tätigkeit entfaltet hat. Über Margaret *Sangers* (1927 im Sibyllenverlag zu Dresden erschienen) eindrucksvolles Werk: „Die neue Mutterschaft, Geburtenregelung als Kulturproblem“ (das Regina *Deutsch* ins Deutsche übertrug und Adele *Schreiber* mit einer Einleitung versah) schreibt Elsa Maria *Bud*: „Es wird in diesem wissenswerten und besonders für Volkskreise wesentlichen Buche in erschütternder Einfachheit und Klarheit das Gesicht der größten sozial- und bevölkerungspolitischen Frage aufgezeigt, die den Hebelpunkt bedeutet, ob die Welt immer mehr und immer unentrinnlicher zu einem Jammertal gemacht werden soll.“ Über ein anderes Buch von Margaret *Sanger*: „Birth Control, the Pivot of Civilization“ (= Geburtenregelung, der Angelpunkt der Zivilisation; 1922 in Boston erschienen), berichtet eine andere hervorragende Frauenführerin, Karin *Michaelis*, in einem Aufsatz: „Meine Bekehrung zu . . .“, daß es sie in dieser Frage hat völlig anderen Sinnes werden lassen. Zu diesem Werk hat kein Geringerer als der große englische Dichter H. G. *Wells* die Vorrede geschrieben, welche er mit den Worten schließt: „Frau *Sanger* hat diese Frage aus der warmen Atmosphäre beunruhigter Häuslichkeit auf den ihr gebührenden Platz einer Menschheitsfrage von allerhöchster Bedeutung emporgehoben.“

Frau *Sanger* ist in der glücklichen Lage, sich bei ihren Bestrebungen auf einen der größten lebenden Theologen der englischen Hochkirche berufen zu können, den Dechanten an der St.-Pauls-Kathedrale in London, William Ralph *Inge*, der in einer Ansprache (die in der „Eugenics Review“ vom Januar 1921 veröffentlicht ist) ausgeführt hat, daß die Lehre von der Birth Control dem wahren Wesen des Christentums entspricht. Er sagte, daß die Kirche ihre Auffassung über unbeschränkte Fortpflanzung aufgeben muß, wenn die Wissenschaft den Nachweis führt, daß sie in dieser Frage auf falschen Wegen wandelte. Man könne, meint er, wohl die Strenggläubigen verstehen, die meinen: „Die Geburtenregelung ist von Gott verboten; wir ziehen Armut, Arbeitslosigkeit, Krieg, die

körperliche, geistige und seelische Entartung des Volkes und eine hohe Sterblichkeitsziffer jedem Eingriff in das allgemeine Gebot vor, fruchtbar zu sein und sich zu mehren“; aber wir können diejenigen nicht geduldig anhören, die da sagen, wir können unbeschränkte und unregelmäßige Vermehrung haben ohne diese üblen Folgen. . . . Entweder muß an die Stelle der grausamen natürlichen Auslese die verstandesmäßige Auslese treten, die der moderne Staat nicht gestatten will, oder wir entarten weiter. Wenn wir die Öffentlichkeit davon überzeugen können, dann wird der Widerstand der organisierten Religion bald in sich zusammenfallen oder wirkungslos werden. Dechant *Inge* setzt des weiteren auseinander, daß die christliche Vorstellung von einem Gottesreich auf Erden lehrt, daß wir unsere Augen auf die Zukunft lenken und das Wohl der Nachwelt bedenken, als etwas, was uns genau so am Herzen liegen muß wie das unserer eigenen Generation.

Diese Worte klingen doch wesentlich anders – sagen wir ruhig humaner (= menschlicher) als das, was zu der gleichen Frage die Vertreter der katholischen und der evangelischen Kirche auf einem Kongreß für Sexualforschung äußerten, welcher im Oktober 1926 in Berlin stattfand. Nach dem Bericht, welchen Medizinalrat Dr. *Engelsmann* aus Kiel im „Bundesblatt der Kinderreichen“ (Januar 1927) erstattet hat, entwickelte Pater Johann *Uhde* aus Graz daselbst den Standpunkt der katholischen Kirche wie folgt: „Die katholische Ethik kennt keine Doppelmoral. Das Gebot: ‚Du sollst nicht Unkeuschheit treiben‘ gilt in gleicher Weise für den Mann wie für das Weib. Der Zweck des Sexualtriebes ist die Erhaltung der Art, und das mit dem Sexualtrieb verbundene Lustgefühl dient auch *nur* dem Zweck der Kinderzeugung. Jedwede Anwendung von Präventivmitteln wird abgelehnt, sei es für eine Verminderung der Geburten, sei es zur Vermeidung der Ansteckung oder Weiterverbreitung der Geschlechtskrankheiten. Die katholische Ethik erkennt für diese Zwecke einzig und allein die sexuelle Enthaltsamkeit an.“ Und wie er stellte der evangelische Konsistorialrat Dr. G. von *Rohden* (Halle) die Sexualethik seiner Kirche wie folgt dar: „Die natürliche Lebensordnung des Schöpfers ist unbedingt zu respektieren, der Geistesmensch hat sich aller menschlichen Berechnungen und willkürlichen Experimente mit den Lebensfunktionen zu entschlagen. Auch von der protestantischen Kirche wird die Rationalisierung des Geschlechtstriebes grundsätzlich verneint als ‚naturwidrig und zu Naturwidrigkeit führend‘.“

Da durch viele Äußerungen gegen die Geburtenregelung (namentlich von theologischer Seite) mehr oder weniger deutlich die Meinung durchklingt, daß nicht nur die Frauen, welche sich empfängnisverhütender Mittel bedienen oder gar Abtreibungen vornehmen, äußerst verworfene Geschöpfe seien, sondern auch die Personen, die sie in Schutz nehmen oder für sie eintreten, halte ich es für meine Pflicht, folgendes ausdrücklich zu betonen: Ich habe in meinem Leben viele der führenden Persönlichkeiten kennengelernt, die sich mit aller Kraft für die Geburtenregelung einsetzten, und habe gefunden, daß es von höchster Menschenliebe erfüllt, meist für sich sehr anspruchslose Männer und Frauen mit besten Charaktereigenschaften waren. Welche prächtige Erscheinung war beispielsweise der Führer der so erfolgreichen holländischen Präventivbewegung, der alte *Rütgers*, der ursprünglich, ebenso wie *Malthus*, Pfarrer gewesen war und dann Medizin studierte, weil er glaubte, als Arzt noch positivere Hilfe leisten zu können! Und der Schweizer August *Forel*, ist er nicht ebenso ein Philanthrop (= Menschenfreund) im besten Sinn? Wie grundedel und von lauterer Gesinnung aber sind, um unter den Deutschen nur einige Nichtmediziner zu nennen (von den vielen ausgezeichneten Frauen abgesehen), Männer wie Franz von *Liszt* (1851–1919), dieser hochbedeutende Strafrechtslehrer der Berliner Universität, oder der ehemalige Offizier Johannes *Guttzeit* (Verfasser von „Ein dunkler Punkt“), eine wahre Tolstojgestalt, oder der Biologe R. *Francé*, der einen Aufsatz über dieses Problem (in Nr. 1 des „Telos“, Heilbronn) mit den Worten schließt: „So regelt der ‚Volkskörper‘ seine unendlich gewordenen

Verhältnisse. Und das ist die Macht, die die Gesetzgebung und Rechtsprechung zur Milderung zwang. Man sieht voraus, daß dieses ungeheure Schwergewicht des biologisch Notwendigen auch noch die Freigebung des Abortus erzwingen wird. Das ist an sich ein erschreckender Gedanke, aber dieser Schrecken gehört eben notwendig zu den Schrecken der Übervölkerung selbst. Eines zieht das andere nach sich. Je rascher die Vernunft hier humane Regelung schafft, und je früher die ‚Rationalisierung der Geburten‘ zur öffentlich anerkannten Staatsweisheit gehört, desto weniger hat unser armes, ohnedies zermürbtes Volk zu tragen von den unsagbaren, heimlich erduldeten Leiden, die, von den wenigsten geahnt, in den obigen Zahlen stecken.“ So könnte ich noch die Namen vieler anderer Persönlichkeiten anführen, die zu schmähen* mehr als schmäglich ist.

Unsererseits hielten wir uns aus drei Gründen für verpflichtet, die obige Übersicht empfängnisverhütender Methoden zu geben:

Erstens müssen wir, wenn wir dem Menschen das Recht zubilligen, nach eigenem Wunsch und Willen Nachkommen hervorzubringen, auch diejenigen Mittel bekanntgeben, welche zur Vermeidung von Geburten unbedenklich und zweckentsprechend sind, im Gegensatz zu denen, die man als unzweckmäßig und schädlich nicht gebrauchen sollte.

Zweitens zeigt die große Anzahl von Anfragen, die an Ärzte und alle diejenigen gerichtet werden, die sich mit den Sexualproblemen beschäftigen – es gibt kaum eine andere Frage, die häufiger gestellt wird –, daß es sich hier um eine Angelegenheit handelt, die wirklich unendlich vielen Menschen auf der Seele brennt.

Drittens aber ist die Empfängnisverhütung erfahrungsgemäß das geeignetste Mittel, um die Frau vor der Fruchtabtreibung zu bewahren, die zweifellos, mag man zu ihr wie auch immer stehen, unendlich viel gefährvoller, umständlicher und zudem kostspieliger ist als der Präventivverkehr.

Wenn wir damit nun auf

das Abtreibungsproblem

übergehen, so wollen wir vorweg bemerken, daß wir *ebenso sehr Gegner der Abtreibung wie der Abtreibungsbestrafung* sind – beides auf Grund von Schlußziehungen, die sich nicht nur auf wohldurchdachte Erwägungen, sondern auf Erfahrungen eines der Sexualwissenschaft gewidmeten Lebens stützen. Aus dieser Einstellung können wir uns auch über die Abtreibungsmittel bedeutend kürzer fassen als über die Vorbeugungsmittel, trotzdem ihre Anzahl die jener noch übertrifft. Man kann ganz im allgemeinen sagen, daß die *Abtreibungsmittel, die unschädlich sind, nicht helfen, und daß diejenigen, die helfen, gesundheitsschädlich sind*, zum mindesten einen recht erheblichen Schaden anrichten können. Die einzige Ausnahme macht in dieser Beziehung die von einem geschulten Arzt unter allen Vorsichtsmaßregeln ausgeführte sachgemäße Ausschabung der Frucht von der Schleimhaut der Gebärmutter (die aber auch eine erhebliche Wundfläche setzt), meist vorgenommen nach

vorhergehender Erweiterung des Muttermundes mit einem Laminariastift (dem quellbaren Stempel einer Blattangpflanze). Dieser (auch als Curettement oder Curettage – vom französischen curer = reinigen – bezeichnete) mit einem langstieligen, löffelfartigen Instrument, dem sogenannten „scharfen Löffel“ (frz. la curette), ausgeführte Eingriff,

die Auskratzung,

ist auch die einzige Form der Abtreibung, welche das neue russische Strafgesetz nach Aufhebung der früheren Gesetze gegen die Abtreibung als straflos zugestanden hat.

Bei Besprechung der empfängnisverhütenden Mittel wurde bereits kurz darauf hingewiesen, daß einige von ihnen gleichzeitig als Abtreibungsmittel Anwendung finden. Namentlich gilt dies von den Obturatoren. Bezeichnend dafür ist, daß der Fabrikant eines der beliebtesten Systeme dieser Apparate wegen des am Rande seines Prospektes befindlichen Satzes: „Bei Schwangerschaft ist die Einführung des Obturators verboten, da dieselbe dadurch aufgehoben wird“, unter Anklage gestellt und auf Grund des § 49 RStGB. („Als Gehilfe wird bestraft, wer dem Täter zur Begehung des Verbrechens oder Vergehens durch Rat oder Tat wissentlich Hilfe geleistet hat“) in erster Instanz zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt wurde.

Es gibt wohl auf dem an erschütternden Eindrücken so überreichen Sexualgebiet nichts, was uns so sehr mit Schauder, Entsetzen und tiefstem Mitleid zu erfüllen geeignet ist, als die Vorstellung dessen, was alles die armen Frauen anstellen, um einen Zustand ungeschehen zu machen, der doch eigentlich den Gipfel ihres Glückes bedeuten sollte. Kann denn ein nachdenklich mitfühlender Mensch wirklich glauben, daß ein solcher Verlust Lust bereitet? Wie furchtbar sind die Seelenqualen, welche in den meisten Fällen diesen Entschlüssen und Handlungen vorausgehen, beherrscht von jener verzweiflungsvollen, angstvollen Stimmung, deren Tragik uns niemand eindringlicher veranschaulicht hat als wiederum *Goethe*, wenn er im „Faust“ Gretchen klagen und beten läßt:

„Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur du, nur du allein!
Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Busen hier!
Ich bin, ach, kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.“

Sicherlich haben die Geistlichen, Juristen und Ärzte, welche diese Frauen mit Vorwürfen überhäufen, keine Ahnung von diesen Martern, denn sonst könnten sie diese nicht kurzerhand mit dem Schlagwort abtun: „Die Lust will man, die Last scheut man“, nicht so kalte Urteile fällen wie beispielsweise die Ärztekammer der Provinz Sachsen, welche auf eine ministerielle Rundfrage über den Geburtenrückgang antwortete:

„Der Rückgang beruht auf einer gewollten Beschränkung der Kinderzahl, welche aus althergebrachten bäuerlichen Kreisen seit einer Reihe von Jahren in die übrigen eingedrungen ist. Seine Haupttriebfedern sind: Bequemlichkeit, Luxus, Vergnügungssucht, mitunter Furcht vor Berufsstörung, öfter Rücksicht auf Zusammenhalten des Erbteils, vielleicht auch Teuerung, enge Wohnungen. Neomalthusianismus spielt kaum eine Rolle, dagegen gewiß die Anpreisung und Ausstellung der Mittel gegen die Empfängnis, die Vorträge in Naturheilvereinen in Verbindung mit der Kurpfuscherei“ (zitiert nach Felix A. Theilhaber, aus dem „Ärztlichen Vereinsblatt“ 1912, Nr. 896). Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, in dem Abtreiberinnensaal des Berliner Frauengefängnisses, wo diese unglückseligen Frauen untergebracht werden, zu beobachten, wie sie einander verängstigt ihr Herz ausschütten, wird den Eindruck nicht los: *Das ist geheftetes Wild, das sind elende Geschöpfe, die um ihres Elendes willen in einen Käfig gesperrt sind.*

Wie verhält es sich denn in Wirklichkeit? Da laufen diese armen Mädchen und Frauen, wenn sie ihren Zustand merken, in die Kirchen und flehen ähnlich wie Gretchen zur heiligen Jungfrau:

„Hilf! rette mich von Schmach und Tod!

Ach neige,

Du Schmerzenreiche,

Dein Antlitz gnädig meiner Not!“

Da bringen sie ihre letzten Ersparnisse zu den „weisen Frauen“, lassen sich von ihnen besprechen und vollführen auf ihren Rat allerlei abergläubisches Zeug: bohren einen Tropfen ihres Blutes unter Aussprechung seltsamer Formeln in einen Baum, berühren das Menstrualblut anderer Frauen, um ihre Regel wiederzukommen, schreiten (schon *Plinius* erzählt davon) über lebendige und tote Schlangen oder nehmen die verschiedensten Abtreibungskräuter zu sich, möglichst solche, die an bestimmten Tagen, wie am Johannistage oder an Mariä Himmelfahrt, gepflückt sind. Da schlucken sie die schrecklichsten Gifte, die „höllischsten Latwergen“ ein, deren Aufzählung viele Druckbogen füllen würde (die vollständigste Zusammenstellung ist wohl in dem Werk von Prof. Dr. L. *Lewin*: „Die Fruchtabtreibung durch Gifte und andere Mittel“, ein Handbuch für Ärzte und Juristen, Berlin, bei Springer, 1922, enthalten), wobei zwischen alten und neuen, Natur- und Kulturvölkern nur ein sehr geringer Unterschied wahrnehmbar ist. Aus den Schriften der alten Inder (wie *Susrutas Ayurvedas*, Erlangen 1847, Bd. 2, S. 47) geht hervor, daß diese sogar für jeden einzelnen Schwangerschaftsmonat besondere Abtreibungsmittel empfehlen. In einem Bericht aus Java heißt es: „Abortivmittel kennt jede Frau in Menge, und nicht allein unverhehelichte Frauen greifen zu diesen Mitteln, die *Panjervans*, das heißt die leibeigenen Weiber des Fürsten von Baong auf Bali, mußten sich bei ihrem Herrn melden, sobald sie schwanger wurden, damit sie *Pén-gérét*, ein chinesisches Opiat, bekämen. Dieses Mixtum von schwarzer Farbe und herbem Geschmack verursacht nach dem Gebrauch ein Gefühl von Wärme und hat

beinahe stets den gewünschten Erfolg.“ Aus dem Würzburger Botanischen Garten mußte der am Mittelmeer heimische Sadebaum wieder entfernt werden „des damit getriebenen Mißbrauchs willen“. *Wulffen* aber erzählt von einem Fall, in dem ein Mann wegen versuchter Abtreibung angeklagt war, weil er eine Kleinkinderlehrerin, die er geschwängert hatte, Petroleum trinken und Faßseife essen ließ, um sie von der Frucht zu befreien. Manche versuchen es mit harmloseren Mixturen, die aber kaum je ihren Zweck erfüllen, mit kräftigen Abführmitteln, mit Aloe, Hopfen, Safran, oder mit stärker wirkenden Pflanzenstoffen, wie Lebensbaum und Eibenbaum, oder mit Kanthariden, oder sie nehmen in reichlichen Mengen erhitze alkoholische Getränke zu sich, wie Glühwein mit Pfeffer, Nelken und Muskat; andere greifen zum Mutterkorn, dem giftigen Schmarotzerpilz auf reifenden Getreideähren (aus dem das wehenanregende Mittel Ergotin bereitet wird), oder gar zu Arsen, Blei oder Phosphor (wiederholt wurden Frauen verurteilt, die von Phosphorzündhölzern die Köpfe abgebissen und verschluckt hatten). Andere aber nehmen zu mechanischen Mitteln ihre Zuflucht, tanzen „wie wahnsinnig“ (schon bei den Römerinnen herrschte dieser Brauch), machen Kletterpartien auf hohe Berge, springen von Tischen, Bänken und Schränken, „strampeln“ stundenlang auf Pedalen von Nähmaschinen und Fahrrädern, bearbeiten sich mit den Fäusten oder lassen sich von anderen treten und kneten. Ein Mädchen erzählte mir, sie hätte dreimal am Tage hundert Kniebeugen gemacht, es hätte aber nichts genutzt.

Auch der elektrische Strom, auf Bauch und Brüste gesetzt, ist zur Herbeiführung vorzeitiger Geburten angewandt worden. Und dann die Instrumente: von den einfachen Haarnadeln, Strick- und Stopfnadeln, Häkelnadeln, einem Stück Draht, Kathetern, Griffeln, Gänsefedern und Mutterspritzen bis zu den eigens für diesen Zweck hergestellten Apparaten. Schon die alten Griechen besaßen ein solches Instrument, den Embryophaktes (= Fruchttöter). *Wulffen* gibt in seinem Buch „Das Weib als Sexualverbrecherin“ die Abbildung einer Drahtbürste (aufgenommen vom Polizeiamt Leipzig), welche eine Frau zur Abtreibung verwandte. Und erst kürzlich wurde in einer großen süddeutschen Fabrik ein Apparat beschlagnahmt, den ein Werkmeister verwahrte und gegen billiges Geld auslieh. Er wurde „Mimimax“ genannt (in Anlehnung an den Feuerlöschapparat „Minimax“) und ging von Hand zu Hand. Man hat auch dünne Gummiballons hergestellt, die luftleer in den Gebärmutterkanal eingeführt und dann aufgeblasen werden. Ein Mittelding zwischen mechanischen und chemischen Mitteln stellen die tief in den Muttermund eingeschobenen Gazestreifen dar, die vorher in Jodoform, Glyzerin, Karbolsäure oder andere Stoffe von keineswegs unbedenklicher Beschaffenheit eingetaucht werden. Noch gefährlicher als Gaze sind Scharpie (= zerzupfte Leinwand, von carpo = pflücken), Holzstäbe, Preßschwämme, die an Stelle der Mullstreifen mit oder ohne chemische Zusätze durch den Muttermund gestoßen werden.

Hat nicht Johannes *Guttzeit* recht und abermals recht, wenn er seine ausführliche Schilderung der Abtreibungsmittel mit den Worten schließt: „Und so listet das

Menschenweib unter Zuhilfenahme männlicher Wissenschaft der Natur hunderterlei Mittel ab, nicht um sich das Dasein dadurch zu verschönern, sondern um heftige unmittelbare und dauernde Leiden, ja sehr häufig den Tod auf sich zu nehmen — nur weil es hofft, auf diese verzweifelte Weise den größten Leiden zu entfliehen, von denen es durch die unbarmherzige Gesellschaft bedroht wird.“

Die gebräuchlichsten Abtreibungsmittel dürften nach den von uns eingezogenen Erkundigungen zurzeit in Deutschland (und in den meisten anderen Ländern scheint es ebenso zu sein)

die „Seifenspritze“ und der „Eihautstich“

sein. Statt Seifenwasser spritzen die unglückseligen Frauen vielfach auch Salzwasser, Holzeisig, Speiseeisig, Sublimat, Karbol, Lysol, Jodtinktur, Tabakaufguß und allerlei andere Flüssigkeiten, selbst Petroleum und Urin ein. Als Instrumente bedienen sie sich der Irrigatoren, der Mutterspritze (auch Lady's friend = Frauenfreund) genannt, der Ballonspritze (der sogenannten Klysopomps, von κλύω = spülen und pompe = Pumpe) und namentlich auf dem Lande noch vielfach alter zinnener Spritzen mit einem langen Ansatzrohr. Die vielen unhygienischen Gegenstände, mit denen man durch den Gebärmutterkanal hindurch die Eihaut (Fruchtblase) anzustechen sucht, erwähnte ich bereits.

In den meisten Fällen führen diese Manipulationen (= Handgriffe), welche die Frauen meist sitzend, aber auch im Stehen oder Liegen an sich selbst vornehmen oder von ihrem Ehemann, einer Freundin, einer Nachbarin oder einer „weisen Frau“ (Hebamme) vornehmen lassen, auch tatsächlich im Verlauf kürzerer oder längerer Zeit, meist nach einigen Tagen, zu dem gewünschten Ziel. Doch sind diese Eingriffe keineswegs unbedenklich, sie stellen vielmehr stets eine recht erhebliche Lebensgefährdung dar, *so daß wir nicht stark genug vor ihnen warnen können.*

Statt vieler nur ganz wenige Beispiele: Einer im siebenten Monat Schwangeren wurde eine Einspritzung in die Gebärmutter mit einer Seifenlösung gemacht, der Kochsalz zugefügt war. Als noch nicht ein viertel Liter der Flüssigkeit eingelaufen war, trat der Tod ein. Bei der Sektion fand man, daß im unteren Abschnitt der Gebärmutter die Eihäute abgehoben waren. Die Todesursache soll eine durch Uterusreizung bedingte Herzlähmung gewesen sein. Wahrscheinlich aber war Luft in die Venen eingetreten.

In einem anderen Falle hatte sich eine Frau bereits neunmal mit dem gewünschten Erfolg eine Einspritzung von Leinöl mit Kamillentee gemacht. Beim zehnten Mal trat kein Abortus, aber der Tod ein unter den Erscheinungen einer schweren Sepsis (= Blutvergiftung), weil die Einspritzung in die Gewebe der Uteruswand eingedrungen war.

Die „Frauenwacht“ vom Januar 1927 berichtet: „In der Wohnung der siebzيجjährigen Witwe W. starb ein aus Wernigerode zugereistes Dienstmädchen. Die Leichenöffnung ergab, daß die mittelbare Ursache ein verbotener Eingriff gewesen war. Die Gerichtsverhandlung bot ein grauenhaftes Bild, wie ein blühendes Menschenkind durch die Angst vor dem Zuchthausparagraphen 218 Kurpfuschern in die Arme getrieben wurde. Trotzdem das entsetzliche Stöhnen des Mädchens in die Ohren der Anwohner drang, holte Frau W. weder Arzt noch sonstige Hilfe. Sie wurde mit zwei Jahren Gefängnis und drei Jahren Ehrverlust bestraft.“

Am 27. Februar 1927 wird aus Düsseldorf gemeldet: „Tod infolge eines verbotenen Eingriffs. Heute morgen gegen sechs Uhr wurde in einem Hausflur in der Kölner Straße die Leiche einer etwa 22jährigen Frau in einer Zinkbadewanne sitzend aufgefunden. Die Leiche war vollkommen bekleidet. Der Leichenbefund wies zunächst auf einen Lustmord hin. Schon im Laufe der Mittagsstunde aber gelang es der Kriminalpolizei, den Leichenfund vollkommen zu klären. Es lag eine Täuschung vor. Das Mädchen hatte verschiedentlich, zuletzt am Samstag, verbotene Eingriffe an sich vornehmen lassen, die dann in der Nacht zum Sonntag ihren Tod herbeiführten. Die Personen, die bei diesen Eingriffen beteiligt waren, sind vorläufig in Haft genommen worden. Die Hauptschuldige hatte die Leiche bis zum frühen Morgen in ihrer Wohnung behalten und dann im Hausflur eines benachbarten Hauses in der beschriebenen Weise untergebracht, um den Anschein eines Lustmordes zu erwecken und den Verdacht von sich abzulenken.“

Am gleichen Tage erhielten wir aus Stettin folgenden Bericht: „Wegen Verbrechens gegen das keimende Leben in Tateinheit mit fahrlässiger Tötung stand die 52 Jahre alte Schlosserfrau Auguste W., geb. K., aus Stettin, vor Gericht. Die Verhandlung fand unter Ausschuß der Öffentlichkeit statt. Am 12. April 1926 wurde auf Anordnung eines Arztes eine 24 Jahre alte Ehefrau in die Hebammen-Lehranstalt schwerkrank eingeliefert, unter dem bestimmten Verdachte, daß ein unerlaubter Eingriff vorgenommen war. Der Zustand der Kranken verschlimmerte sich, und die Frau starb am 17. April an Blutvergiftung. Einige Stunden vor ihrem Tode hatte sie bei vollem Bewußtsein dem Arzte gestanden, daß sie am 26. Februar und 9. April bei der Angeklagten gewesen war, die unerlaubte Eingriffe gegen Bezahlung an ihr vorgenommen hatte, und zwar am 26. Februar ohne, am 9. April mit Erfolg. Die Angeklagte, die früher Hebamme gewesen und wegen Beihilfe zum versuchten Verbrechen gegen das keimende Leben zweimal vorbestraft ist, bestritt die Tat. Das Gericht hielt sie jedoch im Sinne der Anklage für überführt und verurteilte sie zu vier Monaten Gefängnis.“

Am 8. März 1927 geht uns aus Wien die Nachricht zu, daß dort aus § 144 (der unserem Abtreibungsparagraphen entspricht) gegen die Arbeitergattin Leopoldine H. verhandelt wurde. Sie ist 26 Jahre alt, Mutter eines dreijährigen Kindes. „Als sie im vergangenen Sommer wieder in die Hoffnung kam, war sie sehr betrübt, weil damals Not im Hause herrschte, der Mann war arbeitslos, sie selber krank. Nach tagelangem Grübeln und innerem Kampf entschloß sich die Frau, zur Selbsthilfe zu schreiten. Sie nahm an sich selbst einen Eingriff auf primitive Art vor, konnte nachher das Instrument nicht mehr entfernen und mußte im Wilhelminenspital ärztliche Hilfe beanspruchen. Die Angeklagte, verteidigt von Dr. Beinert, bekannte sich vor Gericht schuldig. ‚Was hätte ich tun sollen,‘ sagte sie resigniert den Richtern, ‚ich empfand meine Schwangerschaft als Unglück, ich selbst bin immer kränklich, der Mann ohne Arbeit, wir hatten nicht einmal eine eigene Wohnung, kein Geld, um auch nur das Notwendigste zu beschaffen.‘ – Vors.: ‚Sie waren lange Wochen todeskrank. Hat Ihnen denn nicht um Ihr Leben gebangt, als Sie den Eingriff vornahmen?‘ – Angekl. (bekümmert): ‚An das hab’ ich wirklich nicht mehr gedacht. Mir war es alles eins! Mit noch einem Kinde wäre es ja auch kein Leben gewesen. Ich wußte mir keinen anderen Rat.‘ Der Gerichtshof hat nach kurzer Beratung die Angeklagte freigesprochen mit der Begründung, daß hier Merkmale des unwiderstehlichen Zwanges vorliegen, also Strafausschließungsgründe gegeben seien. Der Staatsanwalt meldete gegen den Freispruch die Nichtigkeitsbeschwerde an.“

Der Münchner Frauenarzt Artur Müller erzählt von einem Fall, in dem es ihm mit großer Mühe gelang, durch Darmnaht eine Frau am Leben zu erhalten, welcher bei einer (an sich nicht unberechtigten) Unterbrechung der Schwangerschaft fünf Meter Dünndarm aus der Scheide herausgezogen waren, die man anfänglich mit der Nabelschnur verwechselt hatte.

Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Denn es gibt wohl kaum einen erfahrenen Frauenarzt, der nicht von ähnlichen erschütternden Fällen aus seiner Praxis erzählen könnte. Wie mir von vielen Gynäkologen versichert wurde, sind es aber keineswegs nur weise Frauen, sondern nicht selten auch ungeübte praktische Ärzte, denen solche Unglücksfälle passieren. Handelt es sich doch fast in allen diesen Fällen um „ein Tappen im Dunkeln“. Professor Wilhelm *Liepmann*, der Direktor des „Deutschen Instituts für Frauenkunde“, hat in einem Vortrage in der Gesellschaft für Sexualreform sogar den Standpunkt vertreten, daß die einfache Schwangerschaftsunterbrechung durch Ausräumung der Gebärmutter von der Scheide aus ein viel gefährlicherer Eingriff ist als die operative Öffnung der Leibeshöhle mittels Kaiserschnitt. Andere Frauenärzte, wie *Stabel*, *Sellheim*, *Dührssen*, teilen zwar diese pessimistische Auffassung keineswegs, so schreibt Geheimrat Dr. *Sellheim*, Direktor der Medizinischen Frauenklinik in Leipzig: „In den Händen des geschulten und gewissenhaften Arztes ist der unter den üblichen Vorsichtsmaßregeln, wie sie auch zu anderen Operationen notwendig sind, ausgeübte künstliche Abort, vor allem in früher Zeit der Schwangerschaft, im großen und ganzen leicht und relativ ungefährlich.“ — Dennoch halten wir es auch nach den in Deutschland bei Hausabtreibungen gewonnenen Erfahrungen für unbedingt erforderlich, daß ebenso wie in Rußland die Abtreibung nur dann gestattet wird, wenn sie in Krankenhäusern nach allen Regeln der Kunst vorgenommen wird.

Die häufigsten Ursachen tödlicher Abtreibungsausgänge sind Infektionen (= Blutvergiftung) durch unsaubere Instrumente, ferner Luftembolie (= Einpressen von Luftblasen mit den Spritzen in die Venen, die, mit der Blutbahn weitergeleitet, lebenswichtige Stellen in Herz, Lunge oder Gehirn verstopfen) sowie Verletzungen der Unterleibsorgane mit schweren Blutungen, vor allem Durchbohrung des Scheidengewölbes mit Eindringen des Instrumentes in die Bauchhöhle — die Geliebte des Dichters *Racine* starb an einer hierdurch hervorgerufenen Bauchfellentzündung — und endlich — auch keineswegs selten — Durchstoßung („Perforation“) der Gebärmutter. Nach der Statistik des Reichsgesundheitsamts vom Januar 1924 starben allein an „Kindbettfieber nach Fehlgeburt“ im Jahr 1923 in 46 deutschen Großstädten 901 Frauen, während in gleicher Zeit weniger als die Hälfte, nämlich 437 Frauen, an derselben Krankheit nach standesamtlich gemeldeter Geburt zugrunde gingen.

Man muß nur einmal Zeuge gewesen sein — ich war es —, wie eine junge Menschenmutter in der Vollblüte ihres Lebens (meist sind es ja gerade gesunde, starke Frauen kurz vor oder nach dem dreißigsten Lebensjahr) elendiglich im Beisein ihres hilflos dabeistehenden Gatten an Verblutung stirbt, um ein ebenso scharfer Gegner des Kurpfuscherabortes wie überzeugter Befürworter der Empfängnisverhütung und des legalen (= gesetzmäßig geregelten) Abortes zu werden.

Beiläufig sei noch bemerkt, daß sehr viele Mädchen und Frauen, die Abtreibungen an sich vornehmen lassen wollen, Schwindlern in die Hände fallen, die sie mit teuren, aber ganz nutzlosen Mitteln abspeisen. Die Frauen stehen solchen Hintergehungen ja

völlig machtlos gegenüber, weil jede Betrugsanzeige, die sie erstatten, ein Verfahren gegen sie selbst wegen versuchter Abtreibung im Gefolge haben kann. Ich gebe ein in dieser Hinsicht lehrreiches Schreiben wieder, das ich vor einigen Tagen erhielt: „Sehr geehrter Herr Sanitätsrat! Als Besucherin Ihrer Vorträge möchte ich Ihnen folgendes mitteilen. Als meine Periode am 14. Dezember 1926 ausblieb, ging ich am 10. Januar 1927 auf ein Inserat der ‚Morgenpost‘, welches lautet: ‚Gewissenhafte Untersuchung, Schwester H., Hebamme, Blumenstr. ...‘ zu Frau H. Da ich sowie mein Bräutigam erwerbslos sind, war ich der Annahme, daß die Kosten geringer als beim Arzt wären. Nachdem sie bei mir Schwangerschaft feststellte, forderte sie von mir den Betrag von 5 Mark und gab mir eine 10-Gramm-Flasche mit Medizin ohne Etikett zum Preise von 15 Mark. Ich mußte alle Stunde acht Tropfen auf einen Schluck Wasser nehmen sowie dreimal täglich ein Senfmehl-Fußbad. Sie gab an, daß die Medizin in drei bis sechs Tagen ihre Wirkung erzielen würde, andernfalls ich am 17. Januar noch einmal vorsprechen sollte. Nachdem ich alles ausgeführt habe und die Menstruation dennoch ausblieb, ging ich wieder hin, da erklärte mir Frau H. am 17. Januar, daß sie mir bei Zahlung von 120 Mark bestimmt helfen würde. Da mein Bräutigam und ich ohne Mittel sind, würde ich Ihnen, Herr Sanitätsrat, zu großem Danke verpflichtet sein, wenn mir von Ihrer Sexualberatungsstelle ein Rat gegeben würde, wie ich wieder zu meinen 20 Mark kommen kann, die ich mir geliehen und scheinbar durch Betrug verloren habe.“

Die meisten Abtreibungen kommen im dritten Schwangerschaftsmonat vor, dann folgt der zweite, vierte und fünfte, während im ersten Monat und in den letzten drei Monaten die Abtreibungen verhältnismäßig am seltensten sind.

Man hat berechnet, daß an den unmittelbaren Folgen versuchter oder vollendeter Abtreibung in Deutschland jährlich etwa 8000 Frauen sterben und weitere 25–30000 Frauen unterleibskrank werden. Ich halte diese Schätzung für zu niedrig, denn diese Statistik erfaßt doch nur die nachweisbaren Schäden, nicht die unendlich vielen Todes- und Krankheitsfälle, bei denen der Zusammenhang zwischen der Ursache und den Folgen verborgen bleibt. Die Zahl der Opfer muß bedeutend größer sein, wenn man berücksichtigt, daß im Jahre 1924 auf 1,6 Millionen Geburten 700000 Fehlgeburten fielen, von denen 95% absichtlich herbeigeführt wurden oder, wie die meisten Mediziner und Juristen zusagen pflegen, „kriminell“ waren. W. *Liepmann* hat kürzlich (Januar 1927) in einem Vortrage die Zahl der alljährlich an den Folgen der Schwangerschaftsunterbrechung in Deutschland sterbenden Frauen bedeutend höher angegeben, als es gewöhnlich geschieht; es seien 25000, eine Ziffer, deren Ungeheuerlichkeit einleuchtet, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Höhe der jährlichen Tuberkulosesterblichkeit 31000 Personen beträgt. Die statistischen Annahmen der Abortzahlen schwanken zwischen etwa einer halben und einer Million im Jahre. Neuerdings hört man sogar Stimmen, die der Meinung Ausdruck geben, daß nicht (wie die obige Statistik annimmt) halb soviel, sondern ebenso viele, ja vielleicht noch mehr Aborte vorkommen als Geburten. Allerlei Anzeichen sprechen dafür. So verdient es gewiß Beachtung, daß die Berliner Ortskrankenkasse 1926 innerhalb derselben Zeit, in der sie in etwa 4000 Fällen Wöchnerinnen Unterstützung gab, in über 5000 Fällen bei Unterbrechungen der Schwangerschaft Krankengelder zahlte. Die

Krankenkassen würden sicherlich eine beträchtliche Summe sparen, wenn sie sich entschließen könnten, ihren Mitgliedern auf Erfordern empfängnisverhütende Mittel zur freien Verfügung zu stellen, wie es unseres Wissens in Deutschland bisher nur an einer Stelle, nämlich auf Betreiben der in dieser Beziehung vorbildlich tätigen Frau Dr. Hertha Riese in Frankfurt a. M., geschehen ist.

Wenn man bedenkt, daß in den meisten Fällen von krimineller Fruchtabtreibung noch ein Helfer vorhanden ist, so ist es nicht zu wenig gerechnet, wenn man die Schar der „Verbrecher“ und „Verbrecherinnen“ nach § 218 und 219 des deutschen Reichsstrafgesetzbuchs auf zwei Millionen im Jahre beziffert, von denen 1924 6076 bestraft wurden (also 0,3%).

Trotz des heftigen Ansturms gegen die Abtreibungsparagraphen hat sich die Zahl der Verurteilungen aus ihnen seit dem Geburtensturz erheblich vermehrt. Die beiden folgenden Zusammenstellungen aus der Reichsstatistik mögen dies veranschaulichen. Es wurden im Deutschen Reich:

1883 wegen Abtreibung 167 Personen bestraft				
1893	"	"	313	" "
1903	"	"	546	" "
1913	"	"	1467	" "
1923	"	"	3565	" "
1924	"	"	6076	" "

Dementsprechend hat auch die Zahl der verurteilten Ärzte ständig zugenommen.

Eine ebenso übersichtliche Darstellung der Bevölkerungsbewegung ergibt auf je 1000 Einwohner berechnet folgende Zahlen:

1885:	Geburten:	38,5;	Sterbefälle:	27,2;	Geburtenüberschuß:	11,3
1895:	"	37,3	"	23,4	"	13,9
1905:	"	34,0	"	20,8	"	13,2
1915:	"	28,3	"	15,8	"	12,5
1925:	"	21,3	"	12,9	"	8,4

Man hat angesichts der großen Gefahren, welche die Abtreibungen für das Leben und die Gesundheit der Frauen mit sich bringen, und der großen Bedeutung, welche sie für die Bevölkerungsbewegung überhaupt haben, zwei ganz entgegengesetzte Wege einzuschlagen versucht. Auf der einen Seite stehen diejenigen, welche das Zeichen einer Krankheit mit der Krankheit selbst verwechseln. So erklärte auf einem Kongreß für innere Mission (April 1925 in Dresden) der Hauptredner Professor Dr. med. KIRSTEIN, der Leiter des großen Diakonissenhauses in Bremen: „Die verheerendste Volkskrankheit ist der Geburtenrückgang. Ihm kann nur durch wahre, christlich geführte Ehen Einhalt geboten werden.“ Und auch Sanitätsrat Dr. VOLLMANN in Berlin, ohne Zweifel eine von den besten Absichten erfüllte Persönlichkeit, gab dem Buch, das er im Auftrage des Geschäftsausschusses des Deutschen Ärztevereinsbundes (1925 bei Georg Thieme in Leipzig) herausgegeben hat, den Titel: „Die Fruchtabtreibung als Volkskrankheit“. Das Ergebnis, zu dem er in dieser Schrift gelangt, faßt er in folgenden Sätzen zusammen: „Die Aufrechterhaltung der Abtreibungsstrafe, unbeschadet all der früher erwähnten Milderungen, ist nicht sowohl

gebieten, weil sie etwa das wichtigste Mittel zur Bekämpfung ist, sondern weil ihre Preisgabe unabsehbare Folgen für die Sittenanschauungen im Volke, für die Volksgesundheit und für die Hochhaltung der Mutterschaft nach sich zöge. Ein Staat, der die Abtreibung – sei es auch in den ersten drei Monaten – für straffrei erklärt, würde dem noch im Volke vorhandenen sittlichen Bewußtsein im Bereich des Geschlechtslebens den letzten Stoß versetzen und die Grundfesten seines Bestandes erschüttern.“ Entsprechend dieser Auffassung faßte der Deutsche Ärztetag, der sich im Jahre 1925 mit der Frage beschäftigte, folgende EntschlieÙung: „Eine Aufhebung der gesetzlichen Strafbestimmungen wäre ein verhängnisvoller Mißgriff. Hemmungslose Zunahme der Abtreibungen, weitere Verwilderung der Geschlechtssitten, Vermehrung der Geschlechtskrankheiten wären die unausbleiblichen Folgen. Die sogenannte ‚soziale Indikation‘, die richtiger ‚wirtschaftliche Indikation‘ hieÙe, gründet sich auf Notlagen, zu deren Beurteilung der Arzt nicht allein berufen und zuständig ist. Sie ist als Indikation für die Unterbrechung unbedingt abzulehnen.“

Den anderen Weg schlugen das Gesundheits- und das Justizministerium in Rußland ein. Anfangs, nachdem die jetzige Regierung die Macht übernommen hatte (1917), war man hier offenbar zu weit gegangen, indem man die alten Abtreibungsgesetze glatt strich und es jeder Frau überließ, sich behandeln zu lassen, wo, wann und von wem sie wollte. Als man jedoch nach und nach bemerkte, daß sich nun vielfach unlautere Elemente die Verlegenheit der Frauen zunutze machten und ihnen gesundheitlich Schaden zufügten, wurde am 18. November 1920 das folgende Gesetz erlassen:

1. Es werden unentgeltlich operative Unterbrechungen der Schwangerschaft in den Spitälern der Sowjetregierung zugelassen, wobei ein Maximum an Unschädlichkeit gesichert wird.

2. Es wird auf das strengste verboten, daß diese Operation durch irgend jemanden außer einem Arzt ausgeführt wird.

3. Die Hebamme oder Wärterin, die sich eine solche Operation zuschulden kommen läßt, verliert das Recht, zu praktizieren, und ist dem Volkstribunal zu übergeben.

4. Der Arzt, welcher eine solche Operation aus selbstsüchtigen Gründen in seiner Privatpraxis ausführt, ist auch dem Volkstribunal auszuliefern. Zum letzten Punkt ist zu bemerken, daß konzessionierte Privatkliniken keiner besonderen Erlaubnis bedürfen.

Gleichzeitig mit diesem Gesetz (das sich im wesentlichen auch in dem Entwurf zu dem neuen tschechoslowakischen Gesetzbuch findet) wurde noch eine andere sehr wichtige Neuerung eingeführt. Es wurden *Frauenkommissionen* gebildet, an die sich die Frauen, welche ihre Frucht entfernen lassen wollen, zuerst zwecks Rücksprache und, falls möglich, Abstellung der Gründe, die sie dazu veranlassen, zu wenden haben. Diese Frauenkommissionen bestehen aus einem Arzt, einer Abgeordneten der Abteilung für Mutter- und Kinderschutz und einer Delegierten von der Kulturliga der Arbeiter. Die Frau, welche dem Rat dieser Kommission nicht folgt,

wird aber auch nicht bestraft. Daß das dort herrschende Gesetz sich in den fünf Jahren seines Bestehens gut bewährt hat, geht aus der Arbeit von Dr. med. A. B. *Genß* hervor: „Was lehrt die Freigabe der Abtreibung in Sowjet-Rußland?“ (Deutsch von *Sinaida Kamenkowitsch* und Dr. med. Lothar *Wolf*, Wien 1926), ferner aus den vergleichenden Statistiken, die von dem Leiter des russischen Gesundheitsministeriums, *Semaschko*, und dem Berliner Medizinalstatistiker *Roesle* herrühren; von diesen sei nur eine angeführt: In Leningrad fanden 1924 auf 1000 Einwohner 26,6 Geburten statt; diesen standen gegenüber 6692 „legalisierte“ Aborte, das sind 5,6 Abtreibungen auf 1000 Einwohner. In Groß-Berlin kamen 1924 auf 1000 Einwohner nur 10,2 Geburten; trotz des Abtreibungsverbots also weniger als die Hälfte. Kurz vor dem Kriege (1911 – 1913) entfielen in Leningrad auf 1000: 27,7, in Berlin 20,3 Geburten, nach dem Kriege sank die Geburtenziffer in Leningrad auf 25,3, in Berlin auf 11,5. 1923 betrug die Leningrader Geburtenzahl 29,4, die Berliner 9,6. Diese Vergleichszahlen fallen so sehr zu unseren Ungunsten aus, daß man schon sehr voreingenommen sein muß, um, wie es in der Fach- und Tagespresse noch immer geschieht, die bedingte Freigabe des Aborts als Zeichen russischer Sittenverwilderung hinzustellen.

Die Kultur- und Sexualgeschichte der Menschheit zeigt, daß auch die Beurteilung des künstlich herbeigeführten Abortus zu den verschiedenen Zeiten und in den verschiedenen Ländern eine sehr wechselnde gewesen ist. Dem Altertum lag die Bestrafung der Abtreibung als solcher ebenso fern wie die der Empfängnisverhütung. War doch den Eltern in manchen Staaten selbst noch die Aussetzung und Tötung Neugeborener erlaubt. Nach römischem Recht waren lediglich die Ehefrauen strafbar, welche gegen den Willen ihres Gatten abtrieben. Diese Bestimmung stellte aber nur einen Schutz des eheherrlichen Rechts über Frau und Kinder dar. Ähnlich scheint es auch bei den alten Germanen gewesen zu sein, wenn die Abtreibung dort überhaupt, wie aus den Überlieferungen über ihr Vorkommen nicht ersichtlich ist, unter Strafe stand. Ebenso finden sich im Alten Testament und im Urchristentum keine Bestimmungen gegen die Abtreibung. Erst als das Christentum aus den Händen der armen Leute in die der römischen Großgrundbesitzer, die möglichst zahlreiche Sklaven brauchten, überging, schuf man dieses „Sittengesetz“. Von denselben Konzilien (= Versammlung kirchlicher Würdenträger, von concilium = Beratung), welche auch für die Flucht eines Sklaven kirchliche Strafen einsetzten, wurden diese Bestrebungen eifrig unterstützt. Religiös-sittlich wurde die Bestrafung vor allem mit der Entziehung der Taufe begründet, die an einem in der Entstehung begriffenen lebenden Wesen verübt würde. Im Laufe des Mittelalters wurden dann die im vierten Jahrhundert n. Chr. namentlich auf dem Konzil von Elvira (302) entstandenen kirchlichen Gesetze von den staatlichen Rechtskodifikationen (= Sammlung und Verarbeitung rechtlicher Gewohnheiten und Einzelgesetze zu einem systematischen Werk, von codex, franz. code = Gesetz) übernommen – um so bereitwilliger, als die Herrscher der vielen

Staaten für ihre zahllosen Kriege möglichst viele „Untertanen“ benötigten, die sie im Verlauf des Mittelalters auch oft genug für hohes Entgelt als Söldner oder Landsknechte nach dem Auslande verkauften.

Dieser regelrechte Menschenhandel dauerte bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Noch in dem Kriege zwischen England und Amerika erwarben deutsche Fürsten große Vermögen aus dem Verkauf ihrer Untertanen an die Engländer. Aus *Schlözers „Staatsanzeigen“* (6. Band) geht hervor, daß die „Landesväter“ damals für die von ihnen gelieferten „Landeskinder“ folgende Summen erhielten:

Hessen-Kassel	2 600 000 Pfd. Sterl.
Braunschweig	780 000 „ „
Hannover	448 000 „ „
Hanau	335 150 „ „
Ansbach	305 400 „ „
Waldeck	122 670 „ „
Verschiedene	535 400 „ „
<hr/>	
5 126 620 Pfd. Sterl. = 34 177 466 Tlr.	

Diese hohen Beträge machen das Interesse der „Oberhäupter“ an dem, was *Schopenhauer* einmal mit bissiger Ironie die menschliche „Fabrikware“ nannte, nur allzu verständlich.

Man sieht, daß keineswegs so hochmoralische Gesichtspunkte für die Anschauung der Gesetzgeber bei der Schaffung und Beibehaltung der Abtreibungsgesetze maßgebend waren. Eine Ausnahmestellung nimmt in dieser Hinsicht die Taufe ein (sprachlich wird taufen von einigen mit tauchen, von anderen mit dem gotischen *daupjan*, von *diups* = tief, das auch eintauchen bedeutet, zusammengebracht; das spätlateinische *baptizo*, davon Baptisten, und das griechische *βαπτίζειν* besagen dasselbe). Nach der katholischen Dogmatik von Franz Diekamp (1922, Band 3, S. 65 ff.) ist „die Taufe das von Christus eingesetzte Sakrament, das durch die Abwaschung mit Wasser unter Anrufung der drei göttlichen Personen („Ego te baptizo in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti“ = „Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des (Heiligen Geistes)“ die geistige Wiedergeburt des Menschen bewirkt“. Kein menschliches Wesen, auch keine Frucht („*nasciturus pro iam nato habetur*“ = der Entstehende gilt als schon geboren“), auch keine Mißgeburt darf der Taufe, welche die Erbsünde tilgt und zugleich die Aufnahme des Täuflings in die christliche Kirche vollzieht, entzogen werden. Namentlich die Einrichtung der Nottaufe, welche, wenn Gefahr im Verzuge, auch jeder Laie, selbst der Nichtchrist (ja sogar seit Papst Urban II. – 1086 – eine Frau) vornehmen kann, zeigt den außerordentlichen Wert, welchen die katholische Kirche der Taufe beimißt. Man muß dies alles wissen, um zu verstehen, wie sehr auch heute noch der Taufgedanke die Stellungnahme der Kirche zur Fruchtförderung beeinflusst.

Deutlich geht dies aus dem Fastenhirtenbrief hervor, den der Erzbischof von München-Freising, Kardinal Michael von *Faulhaber* (geb. 1869), im Jahre 1927 erließ. In diesem Hirtenbrief heißt es: „Ein Kind, das nach der Taufe stirbt, wird von den Engeln im weißen Kleide der Taufunschuld geradewegs in den Himmel getragen. Jene armen Kinder aber, die ohne Taufe sterben, sind nicht in der Hölle, sind aber auch nicht im Himmel, durch

die Erbschuld von der Anschauung Gottes verbannt. War es die Schuld von Vater und Mutter, daß ein Kind ohne Taufe starb, dann liegt die Verantwortung dafür wie ein Mühlstein auf ihrem Gewissen. Solch ein Mühlstein liegt heute auf dem deutschen Volke, seit es gesetzlich den Mord ungeborener Kinder für straffrei erklärte. Dieses Maigesetz von 1926 bedeutet das Todesurteil über Millionen von Kindern, die am Leben sind, in der Erbsünde sind und ohne Taufe sterben müssen. Dieses Mordgesetz wird die Strafe Gottes über die Eltern dieser Kinder und über das deutsche Land herabrufen. Läutet die Totenglocken! Der Massenselbstmord des deutschen Volkes hat begonnen. Verhängt die Altäre mit schwarzen Tüchern! Ein Gottesraub größten Stils wird an den Kindern begangen, die ohne Taufe sterben müssen.* Es liegt uns fern, uns zu dem Inhalt dieses Hirtenbriefes zu äußern, soweit er die katholische Glaubenslehre als solche betrifft; es darf aber nicht unwidersprochen bleiben, daß hier von einer Straffreiheit in der neuen Fassung des Gesetzes die Rede ist. Diese aber kommt überhaupt nicht in Frage, sondern nur eine Milderung, und zwar, wie wir noch genauer auseinandersetzen werden, von recht geringem Umfange. Wenn demgegenüber ein Zentrumsblatt (der Bayrische Kurier vom 9. März 1927) auf eine Betonung dieses Umstandes von sozialistischer Seite schreibt: „Der beanstandete Ausdruck ‚für straffrei erklärt‘ entspricht zwar nicht dem Buchstaben des Gesetzes, der nur eine Milderung der Strafe vorsieht, wohl aber durchaus den tatsächlichen Auswirkungen des Gesetzes. Man erkundige sich doch einmal an zuständiger Stelle, wieviel Strafanzeigen überhaupt seit dem Maigesetz 1926 eingelaufen sind und welche geringen Strafen seitdem für Kindermord ausgesprochen werden, seitdem das Strafmaß dem Ermessen des Richters anheimgestellt ist“, so stimmt das (fast möchten wir hinzufügen: leider) mit den Tatsachen keineswegs überein (wir werden dies noch an Beispielen zeigen), ganz abgesehen davon, daß bereits vor dem Maigesetz von 1926, wie bei Beratung dieses Gesetzes im Reichstag unwidersprochen mitgeteilt wurde, die Zahl der jährlichen Abtreibungen in Deutschland 7–800000 betrug – woraus hervorgeht, daß „der Massenselbstmord des deutschen Volkes“ nicht erst 1926 begonnen hat, sondern bereits (als Folge der schweren wirtschaftlichen Not) bestand, als die strengere Gesetzesfassung – Bedrohung der gewöhnlichen Abtreibung mit Zuchthaus, statt wie jetzt mit Gefängnis – galt.

Die Zuchthausstrafe stellt auch schon eine Milderung dar; denn vorher stand auf Abtreibung die Todesstrafe – nach der „peinlichen Gerichtsordnung“ 1532, Art. 133, war die Strafe für die Mutter Ertränken, für den Helfer das Schwert. – Diese war allmählich in die Strafgesetzbücher fast aller europäischen Staaten eingedrungen, während der vom Christentum weniger beeinflusste Orient im allgemeinen die Abtreibungsstrafen als in das Privat- und Familienleben zu weit vorstoßende Maßnahmen ablehnte – also auch hier wieder die für die menschliche Kultur so beschämende Erscheinung, daß Personen wegen einer Handlung getötet wurden, die in anderen Ländern völlig straflos war. In den christlichen Ländern selbst war die Verfolgung und Handhabung zeitlich und örtlich recht verschieden. In manchen Ländern, wie England und Schottland, gelangte die Strafverfolgung nur äußerst selten zur Durchführung. Aber auch anderswo wurde immer mehr eine Nebensächlichkeit, meist die Schwaßhaftigkeit der Abtreiberin oder ihrer Helfer, als die Tat selbst geahndet. Gewiß sind die Ziffern, welche uns die Kriminalstatistik des Statistischen Reichsamts für 1924 mitteilt, nicht unbeträchtlich; es betrug in diesem Jahre die Zahl der in Deutschland vorgekommenen Verurteilungen wegen Ab-

treibung 6076. Wer aber die Verhältnisse kennt, wie sie tatsächlich sind, kann nicht darüber im Zweifel sein, daß den sechstausend bestraften weit über eine Million unbestrafter Personen gegenüberstehen, welche die gleiche Handlung begingen, die durch die Paragraphen 218 und 219 verhütet werden sollte.

Wie lauteten nun die viel umkämpften Bestimmungen des deutschen Strafgesetzbuchs (denen der § 144 des österreichischen entspricht):

„§ 218. Eine Schwangere, welche ihre Frucht vorsätzlich abtreibt oder im Mutterleibe tötet, wird mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft. Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter sechs Monaten ein. Dieselben Strafvorschriften finden auf denjenigen Anwendung, welcher mit Einwilligung der Schwangeren die Mittel zu der Abtreibung oder Tötung bei ihr angewendet oder ihr beigebracht hat.

§ 219. Mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren wird bestraft, wer einer Schwangeren, welche ihre Frucht abgetrieben oder getötet hat, gegen Entgelt die Mittel hierzu verschafft, bei ihr angewendet oder ihr beigebracht hat.

§ 220. Wer die Leibesfrucht einer Schwangeren ohne deren Wissen und Willen vorsätzlich abtreibt oder tötet, wird mit Zuchthaus nicht unter zwei Jahren bestraft. Ist durch die Handlung der Tod der Schwangeren verursacht, so tritt Zuchthausstrafe nicht unter zehn Jahren oder lebenslängliche Zuchthausstrafe ein.“

Dieses Gesetz hat nun, noch bevor das gemeinsame neue Strafgesetzbuch für die deutsche und die österreichische Republik von den gesetzgebenden Körperschaften zur Annahme gelangt ist, auf das lebhafte Betreiben weiter Bevölkerungskreise, das schließlich zu einem Antrag des Rechtsausschusses im Deutschen Reichstag führte, eine Milderung (mit Wirkung vom 8. Juni 1926) erfahren. An die Stelle der Paragraphen 218 – 220 ist folgender neuer § 218 getreten:

„Eine Frau, die ihre Frucht im Mutterleib oder durch Abtreibung tötet oder die Tötung durch einen anderen zuläßt, wird mit Gefängnis bestraft. Ebenso wird ein anderer bestraft, der eine Frucht im Mutterleibe oder durch Abtreibung tötet. Der Versuch ist strafbar. Wer die in Absatz 2 bezeichnete Tat ohne Einwilligung der Schwangeren oder gewerbsmäßig begeht, wird mit Zuchthaus bestraft. Ebenso wird bestraft, wer einer Schwangeren ein Mittel oder Werkzeug zur Abtreibung der Frucht gewerbsmäßig verschafft. Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter drei Monaten ein.“

Der wesentlichste Fortschritt in dieser Fassung ist, daß der Handlung durch die Androhung der Gefängnisstrafe statt Zuchthaus der Charakter eines Verbrechens genommen wird. Nach den allgemeinen Bestimmungen kann Gefängnis in eine Geldstrafe umgewandelt werden. Auch ist es nunmehr zulässig, daß überhaupt keine Anklage erhoben wird, da die Strafprozeßordnung vom 22. März 1924 das bis dahin bestehende Legalitätsprinzip, das heißt die Pflicht der Staatsanwaltschaft, in allen Fällen, die zu ihrer Kenntnis gelangen, Anklage zu erheben, insoweit eingeschränkte, als von der Erhebung der öffentlichen Anklage abgesehen werden kann,

wenn bei einem Vergehen die Schuld des Täters gering ist oder die Folgen der Tat unbedeutend sind. Man hofft (bisher ist freilich noch nichts davon zu spüren), daß insbesondere in den Fällen des Versuchs mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekt dieser Weg beschritten wird.

Eine weitere, nicht unwesentliche Verbesserung gegen früher ist, daß dadurch, daß die von der Schwangeren verübte Abtreibung und die von einem Dritten getätigte Mitwirkung jetzt nicht mehr als Verbrechen, sondern nur noch als Vergehen angesehen wird, in Zukunft für solche Handlungen die fünfjährige Verjährungsfrist gilt. Bisher konnte es vorkommen, daß noch zehn Jahre nach einem Abtreibungsversuch von Mitwissern Anzeige erstattet, Anklagen erhoben und Erpressungen verübt werden konnten; jetzt ist dies nur noch fünf Jahre (auch schon eine sehr lange Zeit!) möglich. Auch für das Vorverfahren ist der Umstand, daß die Abtreibung, abgesehen von den Erschwerungsfällen, als Vergehen beurteilt wird, von Bedeutung, indem die Untersuchungshaft gegen Schwangere und ihre Gehilfen nunmehr nur, wenn Flucht- oder Verabredungsgefahr vorliegt, verhängt werden darf, während bisher in jedem Falle die Verhängung der Untersuchungshaft möglich war, weil nach der Strafprozeßordnung, sobald ein Verbrechen den Gegenstand der Untersuchung bildet, die Verhaftung („wegen der Schwere der zu erwartenden Strafe“) keiner besonderen Begründung bedarf. Bei aller Anerkennung dieser Fortschritte und der Persönlichkeiten, die sich darum bemühten (namentlich verdient hier der sozialistische Reichstagsabgeordnete Dr. Julius Moses genannt zu werden), gehen die Gegner der Abtreibungsbestrafung nicht fehl, wenn sie in dem Erreichten doch nur eine „Abschlagszahlung“ erblicken können. In der Rechtsprechung der letzten Jahre wurde ohnehin nur noch selten Zuchthaus verhängt, da meist mildernde Umstände angenommen wurden, mit Ausnahme der Lohnabtreibungsfälle, für die auch weiterhin die Zuchthausstrafe vorgesehen ist. Nach den Erklärungen, die der Ministerialdirektor *Bumke* im Rechtsausschuß des Reichstages abgab, wurden wegen Abtreibung im Jahre 1923 im Deutschen Reiche 4216 Personen abgeurteilt, davon wurden 651 freigesprochen, 3565 rechtskräftig verurteilt, von diesen aber nur 83 Personen mit Zuchthaus und 352 mit Gefängnis über ein Jahr, während 1986 Personen mit Gefängnis unter drei Monaten fort kamen.

Es ist sogar insofern eine wohl nicht vorhergesehene Verschlechterung gegen früher eingetreten, als dadurch, daß früher die Zuchthausstrafe für Lohnabtreibung auf zehn Jahre begrenzt war und dadurch diese Fälle von dem Schöffengericht abgeurteilt wurden und Berufung möglich war, jetzt diese Strafsachen an das Schwurgericht verwiesen werden, weil es in der neuen Fassung ohne Zeitbefristung heißt: Mit Zuchthaus wird bestraft . . . und der § 24 des Strafgesetzbuches das Höchstmaß der Zuchthausstrafe auf fünfzehn Jahre festgesetzt hat. Hierfür sind aber nur die neuen Schwurgerichte (bestehend aus drei Berufsrichtern und sechs Laienrichtern) zuständig, deren Urteile endgültig sind.

So wird uns im Dezember 1926 aus Rostock der folgende Fall berichtet: Vor dem Schwurgericht erschienen fünf aus § 218 Angeklagte. In dieser Sache hatte bereits eine Verhandlung gegen sechs Personen vor dem Schöffengericht stattgefunden, wobei eine Person freigesprochen wurde und die Sache der Hauptangeklagten, Händlersfrau H., gelernte Hebamme (1855 geb., vorbestraft wegen Lohnabtreibung und Meineid mit zweieinhalb Jahren, zur Zeit verbüßten Zuchthauses), als für das Schwurgericht zuständig erklärt und daher das Verfahren an dieses verwiesen wurde. Frau H. wurde beschuldigt, gegen je 60 Mark zum Teil erhaltenes, zum Teil nur versprochenes Entgelt an den drei angeklagten Stützen Auguste K., Erna J. und Elise N. unerlaubte Eingriffe vorgenommen zu haben. Der fünfte Angeklagte, Händler N. (mehrfach wegen Diebstahls vorbestraft), wird der Beihilfe durch Beiseiteschaffen und schließliches Vernichten des von der H. benutzten Instrumentes bezichtigt. Die Verhandlung, zu der 17 Zeugen geladen waren, und der Kreisarzt Professor *Dagge* als Sachverständiger beiwohnte, fand öffentlich statt. Die Angeklagten, die sämtlich die Beschuldigungen bestreiten, werden von drei Rechtsanwälten verteidigt. Ins Rollen kam die ganze Sache durch eine Privatklage, in der sich die Parteien gegenseitig beschimpften, bis die Staatsanwaltschaft nachfaßte und Frau H. festsetzte, die unter den Mädchen schon als Frau, die „so etwas mache“, bekannt gewesen sein soll und gegenseitig empfohlen wurde. Der Anklagevertreter, Amtsgerichtsrat *Struck*, beantragte gegen Frau H. zwei Jahre Zuchthaus, gegen die K. und Elise N. je drei, gegen die J. zwei Monate Gefängnis und gegen Karl N. 200 Mark Geldstrafe. Nach fast siebenständiger Verhandlung zog sich das Gericht zur Urteilsberatung zurück und verkündete abends folgendes Urteil: K. N. und Erna J. werden freigesprochen, der erstere, weil die Begünstigung zugunsten der Schwester straffrei ist, die letztere wegen mangelnder Beweise. Elise N. wird wegen vollendeter Abtreibung zu drei, Auguste K. wegen versuchter zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Das Urteil gegen Frau H. lautet wegen gewerbsmäßiger Abtreibung (40–60 Mark Entgelt) auf ein Jahr Zuchthaus unter Anrechnung von einem Monat der Untersuchungshaft. Ihr sind mildernde Umstände versagt, aber es ist auf die gesetzliche Mindeststrafe erkannt worden aus einem gewissen Mitleid mit der Angeklagten, die „das Geld zur Pflege ihrer todkranken Tochter verdienen wollte.“

Über einen andern Fall, in dem die Berufungskammer das Urteil des Schöffengerichts, welches die sechzigjährige Frau K. zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt hatte, aufgehoben und an das Schwurgericht als in dieser Sache zuständig verwiesen hatte, findet sich im „Vorwärts“ (vom 8. Februar 1927) folgende lehrreiche Schilderung: „Ganz Niederschöne-weide wußte es: Gab es keine andere Hilfe mehr, so half die weise Frau K. — und zwar stets mit Erfolg. Auch die Polizei kannte sie; einmal überraschte sie sie direkt bei der Arbeit. Damals gab es neun Monate Gefängnis; früher einmal schon drei Monate. Als die schon bejahrte Frau K. wieder heiratete und sich nun eigentlich zur Ruhe setzen konnte, da ihr Mann genug für beide verdiente, führte sie trotzdem ihre Praxis weiter. Sie selbst sagt, daß sie als uneheliches Kind eine traurige Jugend gehabt habe und die Mädchen davor habe schützen wollen, daß sie uneheliche Mütter würden. Wie dem auch sei: eines Tages war das Malheur da. Ein junges Mädchen, an dem sie den Eingriff vorgenommen hatte, starb an Blutvergiftung. Die Adresse der K. hatte das Mädchen von ihrer Kollegin W. erfahren; auch dieser hatte die K. geholfen. Gerade der Fall der W. aber ist äußerst charakteristisch. Sie hatte einen Arzt konsultiert, der die Schwangerschaft bei ihr feststellte, jedoch einen Eingriff bei ihr vorzunehmen aus begreiflichen Gründen ablehnte. So ging sie zur Frau K. Als diese ihr in ihrer Not geholfen hatte, sorgte sie für weitere Kundschaft. Die D. hatte erst die K. aufgesucht, nachdem sie selbst verschiedene innere und äußere Mittel erfolglos versucht hatte. Durch ihren Tod wurde auch der Fall der W.

bekannt. Das Schöffengericht hatte die W. zu drei Monaten Gefängnis mit Bewährungsfrist und die Frau K. zu zwei Jahren Zuchthaus und drei Jahren Ehrverlust verurteilt. Die Berufungskammer hob jedoch das Urteil in bezug auf die K. auf und verwies die Sache an das „Schwurgericht“, wo sie zuständig war. Obgleich der Verteidiger für mildernde Umstände plädierte, da auch eine Gefängnisstrafe für die fast sechzigjährige Frau dem Gesetze genügen würde, verurteilte das Gericht dem Antrage des Staatsanwaltes gemäß die Angeklagte doch zu der gleichen Strafe wie das Schöffengericht. Von einem Haftbefehl wurde allerdings Abstand genommen. Es ist also immer das gleiche Lied,“ schließt die Zeitung ihren Bericht, „hätte man der Forderung entsprochen, die Abtreibung der Leibesfrucht in den ersten drei Monaten freizugeben, so hätten diese beiden Mädchen nicht die ‚weise Frau‘ aufzusuchen brauchen, und die D. wäre wohl heute noch am Leben.“

Auch der Versuch bleibt nach der neuen Fassung strafbar. Ebenso ist der keineswegs immer einwandfrei feststellbare Begriff der Gewerbsmäßigkeit geblieben, der sogenannten „Lohnabtreibung“, dem so viele Ärzte zum Opfer gefallen, von denen viele mehr aus Menschenliebe als aus Gewinnsucht handelten (wissen doch die Erfahreneren nur zu genau, daß sie durch ihre Weigerung die Frauen der Gefahr aussetzen, sich bei Pfüschern durch unsachgemäße Behandlung gesundheitlich schwer schädigen zu lassen).

So erlebte ich selbst jüngst einen Fall vor dem Schwurgericht Halberstadt, in dem ein alter, hochangesehener Arzt zusammen mit 30 Frauen angeklagt war, bei denen er im Laufe mehrerer Jahre unerlaubte Eingriffe gegen das keimende Leben vorgenommen hatte. Das Gericht verurteilte ihn nach viertägiger Verhandlung zu eineinhalb Jahren Gefängnis, wobei es in der Begründung des Urteils ausdrücklich hervorhob, daß sich der Arzt durch sein mitleidiges und mitfühlendes Herz hätte bestimmen lassen, dem seelischen Elend der werdenden Mütter abzuhelpen.

Welche schweren Verwicklungen sich aus der unglücklichen Fassung des § 218 (auch in seiner jetzigen Form) gerade für den Arzt ergeben können, beleuchtet in ausgezeichneter Weise ein kleiner, offenbar von sehr gut unterrichteter Seite herrührender Artikel, der sich in der Frankfurter Zeitung findet. Hier heißt es: „Daß Pflichterfüllung strafbar sein kann, wird dem normalen Rechtsempfinden widersinnig erscheinen. Diese Widersinnigkeit ist aber nichtsdestoweniger Wirklichkeit durch die Rechtsanwendung bei dem § 218 des Strafgesetzbuchs, der die Abtreibung betrifft. Dieser Paragraph droht Zuchthausstrafe bis zu fünf Jahren an sowohl der Schwangeren, welche ihre Frucht abtreibt, als auch dem, welcher mit ihrer Einwilligung ihr die Mittel zur Abtreibung beigebracht hat. Die Rechtsprechung hat nun in vielen Fällen diesen Paragraphen so ausgelegt, daß unter diese Strafbestimmung auch der Arzt fällt, der aus gewissenhafter ärztlicher Überzeugung die Schwangerschaft unterbricht, um die Mutter vor einer bei Durchführung der Schwangerschaft drohenden Lebensgefahr zu bewahren. Solche Lebensgefahr wird zum Beispiel bei Tuberkulose und anderen schweren Erkrankungen der Mutter angenommen. Die Rechtsprechung hat sich aber auf den Standpunkt gestellt, daß auch solche *lege artis* (= kunstgerecht) unternommenen ärztlichen Eingriffe objektiv rechtswidrige Eingriffe darstellen, die auch durch die Einwilligung der Frau nicht gerechtfertigt würden, da die Mutter nicht über das Leben der Frucht verfügen dürfe. Durch diese Rechtsauffassung ist schon mancher Arzt, der einen Eingriff zur Unterbrechung der Schwangerschaft aus ärztlicher Überzeugung gemacht hatte, ein Märtyrer seiner Pflicht geworden. Denn auch der Einwand wird nicht anerkannt, daß ein Notstand vorliege, der den Arzt vor Strafe schützen müsse.

§ 54 des Strafgesetzbuches sieht zwar Strafausschließung bei einem Notstand zur Rettung aus einer gegenwärtigen Gefahr vor, aber nur wenn die Handlung für Leib und Leben des Täters oder eines Angehörigen begangen worden ist. Aber diese Schutzbestimmung trifft auf die Ärzte im allgemeinen nicht zu, und auch die Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches über die Abwendung drohender Gefahren haben nicht die hier fehlende Ergänzung gebracht. Wie groß die Gefahr ist, die dem Arzt aus § 218 droht, hat erst dieser Tage wieder ein Prozeß gezeigt, der in Berlin gegen einen angesehenen Frauenarzt wegen Verbrechens gegen das keimende Leben geführt wurde. Er hatte die Schwangerschaft einer Patientin unterbrochen, weil bei ihr ein Lungenspitzenkatarrh, beginnende Basedowsche Krankheit und hohe Herzfrequenz festgestellt waren. Er hatte das Glück, einen verständigen Staatsanwalt zu finden, der nach dem ganz zugunsten des Angeklagten ausfallenden Gutachten mehrerer ärztlicher Autoritäten, die den ärztlichen Eingriff für unbedingt geboten erklärten, selber die Freisprechung beantragte, und ein Gericht, das demgemäß entschied. Aber es ist im Hinblick auf die bisherige reichsgerichtliche Auffassung nicht sicher, daß jedes Gericht ebenso entschieden hätte, und jeder neue Fall setzt deshalb den Arzt trotz der Berliner Entscheidung wieder der schwersten Gefahr aus. Eine Besserung kann erst durch Änderung der Gesetzgebung herbeigeführt werden. Der Entwurf des neuen Strafgesetzbuchs enthält einen Schutz des Arztes durch den Notstandsparagraphen 22, der Straffreiheit bei Abwendung einer Gefahr ausspricht, wenn dem Täter nach den Umständen nicht zuzumuten war, den drohenden Schaden zu dulden. Die Begründung sieht darin einen ausreichenden Schutz des Arztes. Es würde sich aber doch empfehlen, den Abtreibungsparagraphen durch eine direkte Zusatzbestimmung zu ergänzen, wie sie im Entwurf von 1919 enthalten war, der Eingriffe nach den Regeln der ärztlichen Kunst zur Rettung der Mutter direkt für straffrei erklärte. Sonst wären doch wieder Auslegungen denkbar, die der Absicht des Gesetzgebers zuwiderliefen.*

Über den in diesem Artikel behandelten Notstandsbegriff hat übrigens das Reichsgericht in Leipzig (am 7. Mai 1926) ein wenig beachtetes Urteil gefällt (veröffentlicht in der Zeitschrift „Die Rechtsprechung“ 1926, S. 1004), das als höchst merkwürdig bezeichnet werden muß: „Eine außerehelich geschwangerte Frau hatte an sich einen Abtreibungsversuch vorgenommen. Sie war überzeugt, sie könne bei ihrem körperlichen Zustande (Tuberkulose, operative Entfernung des linken Eierstockes, eine weitere Unterleibsoperation) die Schwangerschaft nicht durchmachen. Sie machte geltend, sie habe sich in einem Notstand befunden. Nach § 54 des Strafgesetzbuches ist eine strafbare Handlung nicht vorhanden, wenn die Tat in einem unverschuldeten, auf andere Weise nicht zu beseitigenden Notstand zur Rettung aus einer gegenwärtigen Gefahr für Leib oder Leben des Täters oder eines Angehörigen begangen worden ist. Das Reichsgericht verurteilte die Frau, es verneinte die behauptete Notwendigkeit mit folgender Begründung: *Sie habe selbst ihren Notstand schuldhaft verursacht*. Ein Notstand sei dann schuldhaft verursacht, wenn der Täter seine spätere Notstandslage unter Außerachtlassung der im Verkehr zu beobachtenden Sorgfalt herbeigeführt habe. Die Angeklagte habe die Möglichkeit einer Befruchtung und einer Schwangerschaft erkannt und vorausgesehen, daß die Schwangerschaft in Hinblick auf die Tuberkulose und auf zwei bereits vollzogene ärztliche Eingriffe wahrscheinlich mit einer gegenwärtigen Gefahr für ihr Leben verbunden sein werde. Im freiwilligen Beischlaf zwischen Ehegatten könne allerdings in einem solchen Falle keine schuldhafte Verursachung des späteren Notstandes erblickt werden. Anders sei es aber bei einem außerehelichen Beischlaf; hier habe sich die Angeklagte ohne Zwang und leichtsinnigerweise, unbekümmert um die vorauszusehenden Folgen ihrer Schwängerung, dem Manne hingegeben. Sie habe daher keinen Anspruch auf den Rechtsschutz des § 54 des Strafgesetzbuches.“

Hier wird also der Geschlechtsverkehr als selbstverschuldete Verursachung der Schwangerschaft und der sich daraus ergebenden gesundheitlichen Notlage angesehen – ein Urteil, dem man schwerlich den Zusatz „salomonisch“ beilegen können.

Vor allem aber sind auch in dem neuen Gesetzesentwurf die Forderungen nach Erweiterung der Indikationen (von *indicare* = anzeigen), das heißt der Umstände, unter denen ein bestimmtes Verfahren angezeigt ist, in keiner Weise berücksichtigt worden.

Bis zum Beginn dieses Jahrhunderts unterschied man im allgemeinen nur zwei Indikationen, die vom Gesetz anerkannte „medizinische“ und die nicht anerkannte „soziale“ Indikation. Die medizinische oder vitale (von *vita* = Leben) gestattete ursprünglich die Schwangerschaftsunterbrechung nur zur unmittelbaren Lebensrettung der Mutter, hat sich aber allmählich dahin erweitert, daß sie auch dann gilt, „wenn durch die Fortdauer der Schwangerschaft oder durch die Geburt die Gesundheit der Mutter dauernd oder über das normale Maß hinausgehend gefährdet wird“. Die soziale Indikation liegt dann vor, wenn durch die Geburt eines neuen Kindes voraussichtlich die wirtschaftliche oder gesellschaftliche Lage der Schwangeren oder ihrer Familie in erheblichem Maße verschlechtert wird.

Die medizinische Indikation wird zurzeit wohl von der Mehrzahl der Ärzte und Juristen gebilligt, die soziale hingegen nur von einer Minderzahl. Die Wissenschaftliche Deputation als höchste preußische Medizinalbehörde faßte im Jahre 1916 in einer durch Hochschulprofessoren und Vorsitzende der Ärztekammern erweiterten Sitzung folgende Entscheidung:

„Der Arzt darf nur aus medizinischen Gründen die Schwangerschaft unterbrechen. Die Indikation darf nur dann als vorliegend erachtet werden, wenn bei der betreffenden Person infolge einer bereits bestehenden Erkrankung eine als unvermeidlich bestehende Gefahr für Leben oder Gesundheit vorhanden ist, die durch kein anderes Mittel als durch die Unterbrechung der Schwangerschaft abgewandt werden kann.“

In der Praxis ist freilich die Auffassung, bei welchen Leiden die Schwangerschaft Leben und Gesundheit der Mutter bedroht, eine recht verschiedene. Es gibt Ärzte, welche bei jeder Herz- und Lungenstörung, bei kleinen Mengen von Eiweiß oder Zucker im Urin und vielen anderen Krankheiten bereit sind, den Eingriff auszuführen, wobei die von einigen Ärztekammern aufgestellte Forderung, daß es der Übereinstimmung zweier Ärzte bedarf, keine wesentliche Schwierigkeit bereitet. Es gibt aber auch andere Kollegen, welche in dieser Hinsicht ganz außerordentlich ängstlich und zurückhaltend sind. Eine altbewährte Führerin der deutschen Frauenbewegung, Regine *Deutsch*, hat nicht so unrecht, wenn sie schon in Hinblick auf die Verschiedenheit dieser medizinischen Indikationsstellung den Standpunkt vertritt, daß es sich hier um ein Klassengesetz handelt, da erfahrungsgemäß bei den gut situierten (= in guter Lebenslage befindlichen) Frauen leichter Gründe für die Notwendigkeit des Eingriffes gefunden werden; von ähnlichen Erwägungen ging wohl auch der Ber-

liner Stadtarzt Dr. Georg *Löwenstein* aus, als er bemerkte, „wer genügend Geld hat, kann ohne jedes Aufsehen den Eingriff vornehmen lassen. Auf diese Weise wird die Bestimmung zu einem Ausnahmegesetz gegen die unbemittelten Volksklassen.“

Erst vor kurzem schrieb ein sozialistisches Blatt (Münchener Post vom 7. März 1927): „Der § 218 des Strafgesetzbuches ist heute noch ein Ausnahmegesetz gegen die Frau des Proletariats. Die Frauen der besitzenden Klassen finden in ihren ‚Nöten‘, die meist solche der Bequemlichkeit und des ‚Schönheitssinnes‘ sind, mit Hilfe ihres Geldbeutels leicht Rat und Hilfe, ohne das geringste zu riskieren, während die Frauen des Proletariats bei den heutigen traurigen Wirtschaftsverhältnissen dem Elend und der Verzweiflung überlassen und direkt dem Kurfuschertum und dem Arm des Gesetzes zugetrieben werden.“

Als ein Beispiel der Meinungsverschiedenheit über die medizinische Indikation will ich nur die verschiedenartige Beurteilung seelischer Zustände, vor allem der *Selbstmordindikation*, anführen. Die meisten Ärzte werden sich, wenn eine Schwangere an noch so starken seelischen Depressionen mit Selbstmordgedanken leidet, dadurch nicht veranlaßt sehen, die Frucht abzutreiben. Doch kenne ich in Berlin einen sehr tüchtigen Gynäkologen, der eine ganz andere Stellung einnimmt, die er mir einmal wie folgt begründete: Es sei einmal, als er noch in den Anfängen seiner Praxis stand, eine zwanzigjährige Arbeiterin, die im dritten Monat schwanger war, in Begleitung einer älteren Verwandten zu ihm gekommen. Diese teilte mit, daß das Mädchen wegen der Schwangerschaft bereits den Versuch gemacht hätte, sich mit Lysol zu vergiften, und bat daher, diese zu unterbrechen. Der Mann, von dem das Kind stammte, hatte sich nach Amerika verflüchtigt. Der Kollege bedauerte, nicht helfen zu können. Am andern Morgen wurde er von den Verwandten zu der Patientin geholt. Sie hatte den Selbstmordversuch wiederholt, dieses Mal aber mit Erfolg. Wie er mir sagte, habe dieses Erlebnis so stark auf ihn gewirkt, daß er seitdem anderen Sinnes geworden sei, und wenn er die Überzeugung einer ernstlichen Selbstmordgefahr gewonnen hätte, er es nicht mehr vor seinem Gewissen verantworten könne, die Hilfe zu verweigern. Wie das Statistische Reichsamt mitteilt, nahmen sich in dem letzten Berichtsjahr 1924 nicht weniger als 3920 Frauen in Deutschland das Leben (darunter 12 Mädchen unter 15 Jahren; Berlin allein verzeichnet in diesem einen Jahr 619 Selbstmörderinnen). Die überwiegende Mehrzahl nimmt die Ursache ihres Freitodes als Geheimnis mit ins Grab. Wir gehen aber sicher nicht fehl, wenn wir annehmen, daß einer der häufigsten Gründe unerwünschte Schwangerschaft ist.

Ernst *Wachtel* in Bamberg hat in seiner Schrift „Sonderfälle der Fruchtabtreibung“ (erschieden in den „Monographien zur Frauenkunde und Eugenetik, Sexualbiologie und Vererbungslehre“, herausgegeben von Max *Hirsch*, bei Kurt Kabitzsch, Leipzig) folgende Leiden angeführt, bei denen die Gesundheit der Mutter durch die Geburt oder Fortdauer der Schwangerschaft gefährdet ist:

1. Von der Schwangerschaft selbst unabhängige Erkrankungen (wie Tuberkulose, Krebs, Zuckerkrankheit usw.), bei denen mit Sicherheit oder hoher Wahrscheinlichkeit eine Verschlimmerung durch die Schwangerschaft zu befürchten steht;

2. Krankheiten, die erst durch die Schwangerschaft entstanden sind (wie unstillbares Erbrechen, Schwangerschaftsniere usw.);

3. direkte Gefährdungen des mütterlichen Lebens durch die Frucht (Extrauterin-schwangerschaft, Hydramnion = abnorme Vermehrung des Fruchtwassers).

Unter den (meist älteren) Ärzten, welche die medizinische Indikation so eng wie möglich ziehen wollen, vertreten wohl der Direktor der Provinzialentbindungsanstalt in Köln, Professor *Frank*, und der ehemalige Direktor der Universitätsfrauenklinik in Königsberg, Professor *Winter*, die strengsten Ansichten. *Frank*, der in den Jahren 1885–1921 nicht weniger als 69451 abortierende Frauen und Mädchen behandelt hat, bespricht in seiner Schrift „Schutzengel oder Würgengel“ die verschiedenen Indikationen, die nach dem Urteil von Ärzten eine künstliche Einleitung des Eingriffs in das keimende Leben rechtfertigen sollen, und bemerkt dazu: „Aus diesen Darstellungen ergibt sich zur Genüge, daß gar viele Einsprachen für die Einleitung des Abortes aufgestellt werden, von denen ich aber in meiner langjährigen frauenärztlichen Tätigkeit auch nicht ein einziges Mal irgendeine als durchschlagend gefunden habe.“ *Winter* hat in Übereinstimmung mit seinen früheren Arbeiten 1926 (bei Enke in Stuttgart) eine Schrift, „Der künstliche Abort“, veröffentlicht, in der er vor allem zwischen dem Begriff der strafbaren „Abtreibung“ und des straflosen „künstlichen Abortes“ eine scharfe Grenze gezogen haben will. In einem Aufsatz der „Medizinischen Welt“ (vom 12. und 19. Februar 1927): „Abtreibung oder künstlicher Abort“, schreibt *Winter*: „Die Juristen sprechen meist vom Abtreiben der Leibesfrucht und meinen damit den legalen künstlichen Abort. Es ist wohl nicht verwunderlich, daß das Strafgesetzbuch von 1872 in seinen Paragraphen 218–220 nur vom verbrecherischen Abtreiben spricht; denn damals gab es noch keinen auf wissenschaftlichen Indikationen beruhenden künstlichen Abort. Es ist aber erstaunlich, daß der Entwurf zum neuen Strafgesetzbuch von 1925 den inzwischen zu großer Bedeutung gelangten künstlichen Abort ebenfalls nicht kennt, sondern in seinem § 228 ebenfalls nur von ‚Abtreibung‘ spricht. Es muß deshalb in dem neuen Strafgesetzbuch unbedingt zu dem Abtreibeparagraphen ein Zusatz in der Art gemacht werden, daß unter Abtreiben im Sinne des § 228 nicht der vom Arzt zu Heilzwecken unternommene künstliche Abort zu verstehen ist. Von hier aus wird eine Scheidung in den juristischen Sprachgebrauch übergehen und damit formal die Trennung dieser technisch zwar gleichen, aber in ihren Endzwecken so verschiedenen Operationen ausgesprochen werden.“

Die formale Trennung beider Eingriffe in ihrer vollen Schärfe erscheint deshalb notwendig, weil in der ärztlichen Tätigkeit ein gleitender Übergang zwischen beiden besteht. In der ärztlichen Praxis liegen die Dinge so, daß eine – glücklicherweise beschränkte – Zahl von Ärzten die Schwangerschaft bei einer gesunden Frau unterbricht, nur um ihr das unerwünschte Kind zu nehmen und sich so einen großen Gewinn zu sichern. Diese „treiben ab“! Ein großer Teil – wohl die Mehrzahl – unterbricht die Schwangerschaft nach den Regeln der Wissenschaft, um die Schwangere vor Lebensgefahr oder schweren Gesundheitsschädigungen zu bewahren, diese „leiten den künstlichen Abort ein“. Dazwischen steht aber die große Zahl derjenigen Ärzte, welche die Schwangerschaft unterbrechen aus Gründen, welche sich nicht mit den Forderungen der Wissenschaft decken. Ihre Motive sind verschieden. Entweder wollen sie abtreiben aus Gelderwerb und suchen sich im weiblichen Körper einen Krankheitszustand, welcher ihrem Eingriff einen Schein von Berechtigung geben könnte; oder sie setzen sich bewußt über die wissenschaftlich anerkannten Indikationen hinweg, weil sie ihrer Aktivität oder ihren Anschauungen nicht entsprechen, oder sie handeln in Unkenntnis der Indikationen oder auf Grund unrichtiger oder veralteter, wissenschaftlich nicht mehr anerkannter Indikationen. Es ist in diesen Fällen, welche in der Praxis eine große Rolle spielen, außerordentlich schwer, die Grenze zwischen Ab-

treibung und künstlichem Abort zu finden, um so mehr, als die Motive sich im Kopfe des Arztes selbst nicht zu voller Klarheit ausreifen, oder weil er sich nicht selten selbst über seine Motive belügt . . .

Es soll im folgenden meine Aufgabe sein, für die ärztliche Handlungsweise die Grenze zu ziehen zwischen Abtreibung und dem von den Regeln der Wissenschaft anerkannten künstlichen Abort. Es handelt sich dabei um die überaus zahlreichen Fälle von ungenügend oder falsch motivierten künstlichen Aborten, während die in ihren Motiven determinierten Abtreibungen oder die vollständig den Forderungen der Wissenschaft und der Rechtspflege entsprechenden künstlichen Aborte hier ausscheiden sollen.

Für die Grenzsetzung müssen vor allem die inneren Motive maßgebend sein. Denn wer in einem leichten Krankheitszustand nur die Deckung sucht für seine auf den Erwerb abzielende Handlung, treibt ab; wer aber im Interesse der Kranken aus wissenschaftlich und praktisch durchaus genügend motivierten Gründen unterbricht, kann nicht als Abtreiber gelten. Da aber diese Scheidung sich gänzlich und ausschließlich im Bewußtsein des Arztes vollzieht und sich für Außenstehende um so weniger klarlegen läßt, als auch hier Gelderwerb eine Rolle — wenn auch nur eine nebensächliche — spielt, so kann der des Krankheitszustandes wegen den Abort einleitende Arzt recht wohl in den Ruf eines Abtreibers kommen und sich gelegentlich auch vor den Schranken des Gerichts zu verantworten und dem Urteil der Sachverständigen zu unterwerfen haben.

Die Grenzsetzung zwischen berechtigtem und unberechtigtem, dem Abtreiben nahestehendem Abort ist heute für jeden Beteiligten viel leichter als früher. Es gehörte früher nicht zu den Seltenheiten, daß wegen Albuminurie, leichter Herzbeschwerden, wegen ‚Befürchtung‘ von Lungentuberkulose und wegen hereditärer Belastung ein künstlicher Abort gemacht wurde. ‚Befürchtungen‘ für Leben oder Gesundheit der Kranken oder Drängen der letzteren leiteten den Arzt. Man kann nach dem damaligen Standpunkt unseres Wissens gewiß nicht von einem Abtreiben sprechen, sondern von einem ungenügend oder falsch motivierten künstlichen Abort. Heute müßte man anders urteilen. Zwischen damals und heute hat sich als eine Mauer die wissenschaftliche Erforschung und allgemeine Anerkennung der berechtigten Indikationen für die künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft aufgerichtet. Während man früher bei ernstdenkenden Ärzten annehmen konnte, daß sie den künstlichen Abort nur ausführten, wenn nach ihren Anschauungen und Erfahrungen der Zustand der Kranken das Opfer einer lebenden Frucht rechtfertigte, ist heute an Stelle der pflichtgemäßen Erwägungen des einzelnen die durch wissenschaftliche Forschung und praktische Erfahrung sicher fundamentierte Indikationslehre fast als medizinisches Gesetz für den Arzt getreten. Heute ist man imstande, eine scharfe objektive Grenze zu ziehen zwischen dem künstlichen Abort und dem Abtreiben und dadurch auch festzulegen, wann das Strafgesetzbuch zu sprechen hat.*

Den gleichen Standpunkt nimmt auch Karl *Abel* ein, der schon 1912 in seinem Lehrbuch zum § 218 folgenden Zusatz verlangte: „Die ärztlich vorgenommene und auf Grund strengster Indikationsstellung ausgeführte Unterbrechung der Schwangerschaft und Ausführung des künstlichen Abortes hat nichts mit ‚Abtreibung‘ zu tun und darf daher nicht zum Gegenstand eines gerichtlichen Verfahrens gemacht werden.“ *Winter* nimmt die einzelnen Krankheiten (Lungen-, Herz- und Nierenleiden, Zuckerkrankheit, unstillbares Erbrechen, verengertes Becken usw.) durch, bei denen Ärzte den künstlichen Abort einleiten, und ist wie *Frank* der Meinung, daß nur äußerst selten in allen diesen Fällen ein Grund vorliegt, die Schwangerschaft zu unterbrechen. So schreibt er: „Wer heute bei engem Becken den Abort einleitet, bringt sich in den Verdacht des Abtreibens und würde vor Gericht kaum eine Billigung seiner Handlung durch den Sachverständigen finden.“ *Winters* Auffassung, nach der unter tausend Fällen von Schwangerschaftsunterbrechung kaum eine die Be-

zeichnung „künstlicher Abort“ verdient, scheinen sich die meisten deutschen Staatsanwälte zu eigen gemacht zu haben, so daß *Abel* in einem Vortrage „Schwangerschaftsunterbrechung und Staatsanwalt“ (im Ärztlichen Standesverein West-Berlin am 25. Januar 1927) mit Recht ausrufen konnte: „... auch der gewissenhafteste Arzt steht bei der Schwangerschaftsunterbrechung mit einem Fuß im Gefängnis. Ein unerträglicher Zustand!“ Er erwähnte dabei den Fall eines Berliner Universitätsprofessors, der auf eine Anzeige hin ohne weiteres verhaftet wurde und erst durch energisches Einschreiten seines Anwalts nach 48 Stunden aus der Untersuchungshaft entlassen wurde. Dringend warnte *Abel* vor der Vornahme der Operation in der Sprechstunde und riet zur Überführung in eine Klinik, schon um den Eindruck des Heimlichen und Unerlaubten zu vermeiden. Die neue ärztliche Standesordnung (1926) besagt zu diesem Punkt: „Es ist die Pflicht des Arztes, das keimende Leben zu erhalten, soweit dem nicht lebensgefährliche Zustände der Mutter entgegenstehen.“ Außer der Konsultation zweier Ärzte, darunter ein Facharzt, verlangt sie die Protokollierung jedes Falles von künstlichem Abort und nimmt die Aufzeichnungen in eigenen Verwahr. Daß solche harten Bestimmungen Wasser auf die Mühle der Kurpfuscher sind und gleichbedeutend mit der Verurteilung vieler unglücklicher Frauen zum Tode, dürfte nach den Ausführungen dieses Kapitels, die dem wirklichen Leben entnommen sind, kaum zweifelhaft sein.

Wie sehr im letzten Grunde auch hier zwei Weltanschauungen aneinander vorbeireden, zeigt besonders deutlich die Schrift des Spezialarztes für Chirurgie und Frauenkrankheiten Dr. med. *Immel* in Neuß: „Das Problem der Abtreibung“ (2. Aufl. 1927, M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag). Ihm gehen selbst diese strengen ärztlichen Richtlinien nicht weit genug; er wendet sich dagegen, daß die Rheinische Ärztekammer „für bestimmte ‚schwere‘ Einzelfälle die Erlaubtheit der Einleitung einer Fehlgeburt, damit der Tötung des Kindes unter dem Herzen der Mutter, anerkennt“. Er sagt: „Diese Auffassung teilt, wie Sie wohl wissen, die katholische Kirche nicht, sondern sie hält unentwegt seit Jahrhunderten an ihrem Standpunkte fest, daß die Tötung eines Kindes vor der Geburt nie und nimmer erlaubt sei.“ Der Standpunkt Dr. *Immels* wird uns verständlich, wenn wir hören, worin er die letzten Ursachen der Abtreibungen ebenso wie der Empfängnisverhütung erblickt; er schreibt: „Wir finden die Wiege dieser tieftraurigen Zeiterscheinung im Schlamme des Materialismus stehend, und Pate stand an ihr nicht, wie man uns einzureden versucht, die Not der Zeit, sondern der materialistische Geist, jene Lebensauffassung, die in der natürlichen Lustbefriedigung und irdischen Wohlfahrt das höchste und oft einzige Lebensziel sieht und für Begriffe wie selbstlose Liebe, Familienglück und Kindersegens wenig oder kein Verständnis hat.“ Bei diesem Arzte läßt also die religiöse Anschauung nichts mehr von der medizinischen übrig.

Zwischen die medizinische und die soziale Indikation ist etwa seit dem Jahre 1914 hauptsächlich durch die Bemühungen des verdienstvollen Berliner Frauenarztes Max *Hirsch* noch eine dritte Indikation getreten: die erbhygienische oder eugenische (oder eugenetische, wie Max *Hirsch* in Anlehnung an entsprechende Wortbildungen – phylogenetisch, ontogenetisch – gesagt haben möchte). Diese Indikation sieht die Schwangerschaftsunterbrechung in den Fällen geboten, in denen nach dem heutigen Stande der Vererbungswissenschaft eine Übertragung von Krankheiten auf die Kinder zu befürchten steht.

Nach dem Vortrag, den Max *Hirsch* 1925 in der Berliner Medizinischen Gesellschaft gehalten hat, kommen hierfür nur folgende Krankheiten in Betracht: Die Retinitis pigmentosa (= Pigmententartung der Netzhaut des Auges), die amaurotische Idiotie (eine zuerst 1881

von *Waren Tay* und 1887 von *B. Sachs* beschriebene, besonders in belasteten jüdischen Familien vorkommende Idiotie, verbunden mit Lähmungen und Sehnervenschwund; amaurotisch leitet sich von *ἀμαυρόω* = verdunkeln; Idiotie von *ἰδιότης* ab, was eigentlich Privatmann – *ἴδιος* = der eigene – bedeutet, später ein Mensch, der unfähig ist, öffentliche Ämter zu bekleiden), die *Dementia praecox* (= Jugendirresein), das manisch-depressive Irresein (periodischer Wechsel von krankhaft gesteigerter Erregbarkeit und Niedergeschlagenheit), die *Chorea Huntington* (eine 1871 von dem amerikanischen Arzt *Huntington* geschilderte erbliche Form des Veitstanzes) sowie endlich die genuine (von *genuinus* = echt, angeboren) Epilepsie. Es sind dies verhältnismäßig seltene Erkrankungen, mit Ausnahme der Epilepsie und des manisch-depressiven Irreseins.

Die Mehrzahl der Ärzte hat sich gegen die eugenische Indikation ausgesprochen, vor allem deshalb, weil wir bisher bei der Voraussage der Übertragung erblicher Krankheiten von den Eltern auf die Kinder zu wenig sicheren Boden unter den Füßen haben. Doch gibt es auch Ausnahmen. So sagt *Oberholzer* (in den „Juristisch-psychiatrischen Grenzfragen“, Bd. 8): „Es ist schon öfters ausgesprochen worden, daß das Zeugen kranker und entarteter Kinder eines der schwersten Verbrechen ist, die Menschen begehen können, und das größte Unglück für Staat, Rasse und menschliche Gesellschaft überhaupt;“ und noch schärfer schreibt *Dr. Lesser* (in seinem Buche „Liebe ohne Kinder“): „Es ist die größte Immoralität, Kindern das Leben zu schenken, ohne ihnen eine wahrscheinliche Gesundheit und die hinlänglichen Mittel zu einer guten Ernährung garantieren zu können!“

Ich selbst möchte einen Fall aus eigener Erfahrung anführen, der mir die Bedeutung, ja die Notwendigkeit der erbhygienischen Indikation besonders eindringlich zu Gemüte führte. Vor einigen Jahren kam eine Frau, deren Mann an Delirium gestorben war, mit ihren beiden Kindern zu mir, einem Sohn von achtzehn und einer Tochter von zweiundzwanzig Jahren. Zwischen beiden Kindern war es in Abwesenheit der auf Arbeit gehenden Frau zu einem blutschänderischen Verkehr gekommen, der zur Schwangerschaft des Mädchens geführt hatte. Der Bruder war Epileptiker, die Schwester schwachsinnig. Wir stellten der Mutter auf ihren Wunsch ein Gutachten aus, in dem wir die Einleitung der künstlichen Frühgeburt (das Mädchen befand sich im vierten Monat) befürworteten, weil nach allem, was wir über die Gesetze der Vererbung wissen, bei einer so schweren Belastung, wie sie hier vorliegt, nicht die Geburt eines körperlich und seelisch gesunden Kindes erwartet werden könne. Die Frau begab sich mit unserem Gutachten in verschiedene Krankenhäuser, wurde aber überall abschlägig beschieden, da das Leben und die Gesundheit ihrer Tochter durch die Geburt nicht gefährdet sei. Das Kind kam im Untersuchungsgefängnis lebend zur Welt. Das Strafverfahren wegen Blutschande wurde eingestellt, da für die beiden Beschuldigten der § 51 RStGB. (Geisteskrankheit) angenommen wurde. In diesem Zusammenhang verdient auch der von *Pfeffer* mitgeteilte Fall Erwähnung, in dem ein zehnjähriges Kind, das von seinem Stiefvater geschwängert war, die Frucht austragen mußte.

Es ist verwunderlich, daß weder von den Befürwortern der eugenischen Indikation noch von den zur Zeit in verschiedenen Staaten vorgelegten Strafgesetzentwürfen der *Inzestindikation* besondere Erwähnung geschieht. Die einzige Ausnahme macht, soweit ich sehe, nur der Schweizer Entwurf zu einem neuen Strafgesetz, in dessen Artikel 107 es heißt:

„Die mit dem Willen einer Schwangeren von einem Arzt vorgenommene Abtreibung bleibt straflos,

1. wenn sie erfolgt, um eine nicht anders abwendbare Lebensgefahr abzuwenden,

2. wenn die Schwängerung aus Notzucht, Blutschande oder bei einem Mädchen unter 16 Jahren oder mit einer Geisteskranken usw. erfolgt, oder wenn der Schwängerer geisteskrank ist. Der Arzt ist verpflichtet, zuvor die Behörde zu benachrichtigen.“

Die *sozialhygienische* Indikation unterscheidet sich von den beiden bisher genannten — der *mütterhygienischen* und *erbhygienischen* — dadurch, daß bei ihr keine unmittelbare Gefahr für die Gesundheit der Mutter oder für das Kind vorliegt, sondern nur eine mittelbare, indem aus der Schwangerschaft und Geburt so hochgradige soziale Schwierigkeiten und wirtschaftliche Notstände erwachsen können, daß die Lebensumstände aller Beteiligten in höchst nachteiliger Weise beeinflusst werden. Diese Gründe sind die gleichen, welche auch am häufigsten zu der Empfängnisverhütung Anlaß geben, dieselben auch, die an der Säuglingssterblichkeit und am Kindesmord den Hauptanteil haben und oft auch noch zu anderen Auswegen (wie Kindesaussetzung) führen, um sich des Neugeborenen zu entledigen. Sehr bezeichnend in dieser Hinsicht ist ein Schreiben von Unbekannt an Unbekannt, das man im Herbst 1922 bei einem vier Wochen alten Kinde auf dem Treppenabsatz eines Berliner Hauses fand. Der Säugling lag sorgsam in weiße Windeln gewickelt in einer Strickjacke auf einer Gummiunterlage; am Kopfkissen war ein Zettel mit folgender Aufschrift befestigt: „Weil ich verstoßen bin, keine Arbeit finde und hungern muß, zwingt mich die Verzweiflung dazu, dieses zu tun. Ich bitte, mit dem Kinde Mitleid zu haben und sich seiner anzunehmen. Eine Unglückliche. Nochmals bitte ich, haben Sie Mitleid mit dem unschuldigen Kinde, es stammt aus guter Familie.“ Solche Fälle aus dem Leben (die keineswegs vereinzelt sind) zeigen, welche Fehlleistung die Beseitigung der Findelhäuser war.

Für Kindesaussetzung kommt in dem geltenden Gesetz im § 221 folgende Strafandrohung in Betracht: „Wer eine wegen jugendlichen Alters, Gebrechlichkeit oder Krankheit hilflose Person aussetzt, oder wer eine solche Person, wenn dieselbe unter seiner Obhut steht, oder wenn er für die Unterbringung, Fortschaffung oder Aufnahme derselben zu sorgen hat, in hilfloser Lage vorsätzlich verläßt, wird mit Gefängnis nicht unter drei Monaten bestraft. Wird die Handlung von leiblichen Eltern gegen ihr Kind begangen, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter sechs Monaten ein. Ist durch die Handlung eine schwere Körperverletzung der ausgesetzten oder verlassenen Person verursacht worden, so tritt Zuchthausstrafe bis zu zehn Jahren und, wenn durch die Handlung der Tod verursacht ist, Zuchthausstrafe nicht unter drei Jahren ein.“

Der Amtliche Entwurf eines Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuches unterscheidet zwischen „Aussetzung“ (§ 230 A. E.) und „Kindesweglegung“ (§ 283 A. E.):

§ 230 (Aussetzung). „Wer einen anderen aussetzt und dadurch in eine hilflose Lage bringt, die sein Leben gefährdet, wird mit Gefängnis bestraft. Ebenso wird bestraft, wer einen Hilflosen, der unter seiner Obhut steht, oder für dessen Unterbringung, Fortschaffung oder Aufnahme er zu sorgen hat, in einer hilflosen Lage läßt, die sein Leben gefährdet. In besonders schweren Fällen ist die Strafe Zuchthaus.“

§ 283 (Kindesweglegung). „Wer ein Kind, für dessen Person er zu sorgen hat, in der Absicht weglegt oder verläßt, sich seiner zu entledigen, wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft.“

Einige Befürworter der sozialen Indikation haben Versuche gemacht, für die soziale Indikation (namentlich unter Zugrundelegung des Einkommens der Familien und des Existenzminimums) objektive Maßstäbe zu finden. So schreibt Max Hirsch in der „Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft“ (Bd. 38, 1918): „Die soziale Indikation kann in richtiger Anwendung zu den exaktesten Anzeigen des künstlichen Abortes gemacht werden und durch ihre zahlenmäßigen Unterlagen alle medizinischen Indikationen, welche stets subjektiver Art sind, an Genauigkeit weit übertreffen. Dies ist durch meinen vor zehn Jahren gemachten Vorschlag der Feststellung von Normalwerten von Arbeitseinkommen und Lebensunterhaltsbedarf zu erreichen. Inzwischen bin ich mit den Indexziffern des Londoner ‚Economist‘ und mit dem von Elsas unternommenen Versuch der Nachbildung dieser Ziffern für Deutschland bekannt geworden. Mein Vertrauen in die Möglichkeit der Objektivierung der sozialen Indikation ist dadurch noch mehr gefestigt worden.“ So gut gemeint die Bemühungen sind, die exakten Grundlagen für die soziale Indikation zu finden, so wollen wir doch nicht übersehen, daß diese sich nicht ausschließlich in wirtschaftlichen Rücksichten erschöpft.

Auch hier will ich aus eigenem Erleben ein Beispiel geben, aus dem der vielumstrittene Begriff der sozialen Indikation in seiner Vielgestaltigkeit leichter ersichtlich ist als aus langen theoretischen Erörterungen. Vor längerer Zeit erhielt ich folgenden Brief: „Lieber Dr. Hirschfeld! Seit ich vor drei Tagen bei Ihnen war und Sie vorgestern auch noch meinem Bräutigam so gut zugeredet haben, denke ich unausgesetzt darüber nach, ob es nicht doch noch für uns einen Ausweg gibt. Glauben Sie mir, ich möchte mit keinem Weibe in der ganzen Welt tauschen, wenn ich das kleine Wesen in den Armen halten könnte, das ich von Erich unter meinem Herzen trage. Aber sagen Sie selbst, was soll aus uns allen werden, aus dem Kinde, aus meiner Mutter, Erich und mir selbst, wenn mir nicht geholfen wird? Meine Mutter kränkelt, seit Vater sich erschöpfte; ihre kleine Rente — Vater war Schutzmann — reicht nicht hin und her, so daß sie auf meinen Verdienst angewiesen ist. Erich ist seit vierzehn Monaten erwerbslos. Tag für Tag läuft er zum Arbeitsnachweis, und täglich kehrt er mit denselben Worten: ‚Wieder keine Arbeit!‘ zurück. Es warten ja so viele Familienväter auf Beschäftigung, die mehr Anspruch auf Arbeit haben, daher sind die Aussichten, daß Erich etwas findet, sehr gering. Sobald man im Geschäft meine Schwangerschaft entdecken würde, und sie wird sicher entdeckt, werde ich entlassen. Ich weiß, wie unser Personalchef darüber denkt, und nehme ihm seine gut bürgerliche Gesinnung auch gar nicht übel, denn ich bin schon das fünfte Jahr in derselben Abteilung Verkäuferin und weiß, wie sich die Kunden und meine Kollegen in solchen Fällen benehmen. Wenn ich aber meine Stellung verliere, dann haben wir alle nichts. Und dann kommen zu der furchtbaren Not die Vorwürfe meiner Mutter. Nicht nur über meine Rücksichtslosigkeit und Gewissenlosigkeit, sondern über die ihr angetane Schmach. Ich kenne meine liebe Mutter nur zu gut und ihre strengen Ansichten über meinen ‚Fehltritt‘. Sie sind die der katholischen Kirche, an der meine Mutter noch stärker als an ihrem Kinde hängt.“

Und da möchte ich Ihnen noch etwas anvertrauen, was ich bisher verschwieg. Ich sagte Ihnen neulich, ich wäre das einzige Kind. Aber ich hatte noch eine Schwester, die sieben Jahre älter war als ich. Ein schönes Mädchen. Es ist jetzt zwölf Jahre her, es war kurz nach meinem zehnten Geburtstag, da hörte ich eines Abends, wie meine Mutter im Nebenzimmer auf meine Schwester schimpfte. Nie hatte ich sie vorher so zornig gesehen. Sie konnte sich gar nicht vor Aufregung fassen. Meine Schwester erwiderte kein Wort. Ich begriff nicht recht, worum es sich handelte. Nur hörte ich viel von der Schande, die meine Schwester über die Familie gebracht habe. Am andern Morgen, als der Tag eben graute, trat Lena, so hieß meine Schwester, leise an mein Bett, küßte mich und sprach: „Lebe wohl, Änne, und bleibe immer recht brav.“ Ich war sehr müde, da ich spät eingeschlafen war, und dachte, es wäre ein Traum, bis einige Stunden später meine Mutter ins Zimmer stürzte und rief: „Wo ist Lena?“ Seitdem blieb sie verschwunden. Erst dachten wir, sie hätte sich ein Leid angetan, nach einem halben Jahr aber schrieb sie aus Südamerika, wir sollten uns nicht ihretwegen grämen und möchten sie vergessen. Sie hätte einen niedlichen Jungen bekommen und sei bei einer Tanzgruppe engagiert. Ihre Adresse teilte sie uns absichtlich nicht mit; sie wolle in der Neuen Welt ein neues Leben beginnen. Wenn es ihr gut ginge, käme sie wieder zurück. Und am Schluß schrieb sie: „Vergiß nicht, Änne, was ich Dir beim Abschied gesagt habe.“ Jetzt werden Sie gewiß denken, lieber Herr Doktor, weshalb wir uns beide nicht besser in acht genommen hätten, wo ich dies doch alles wußte. Bedenken Sie, lieber Herr Doktor, wir sind beide 22 Jahre alt und lieben uns, da kann es wirklich schon einmal vorkommen, daß man sich auf das Letzte nicht so vorbereitet, als ob man ins Geschäft oder ins Theater geht.

So, jetzt kennen Sie meine ganze, wohl recht alltägliche Geschichte. Sie konnten mir nicht helfen, weil Sie mir nicht helfen durften. Aber eine Bitte habe ich an Sie; ich will morgen zu einer Hebamme gehen, die Erich ausgekundschaftet hat, sie soll ihre Sache gut machen und nicht teuer sein. Aus Ihren Vorträgen, die ich immer so gerne hörte, weiß ich, daß ich vielleicht mein Leben aufs Spiel setze. Aber „jede Kugel trifft ja nicht“, hörte ich so oft die Soldaten zu ihren Bräuten sagen, wenn wir als Kinder zuschauten, wie sie in den endlosen Eisenbahnzügen ins Feld befördert wurden. Wenn sie mich aber doch treffen sollte, lieber Doktor, ich meine, wenn ich krank werde oder gar daran glauben muß, dann kommen Sie, bitte, ins Krankenhaus und sorgen dafür, daß die Schwestern und Ärzte meiner Mutter nicht sagen und, wenn es geht, auch nicht auf den Totenschein schreiben, was mir gefehlt hat. Ich möchte es Mutter zu gern ersparen. Mein Herz ist nun schon viel leichter, nachdem ich Ihnen alles geschrieben und meine Bitte ausgesprochen habe, und ich hoffe, daß es mir noch leichter sein wird, wenn wir uns wiedersehen. Mit freundlichem Gruß, Ihre . . .“

Acht Tage, nachdem ich diesen Brief erhalten hatte, suchte mich der Bräutigam des jungen Mädchens auf. Sie läge im V . . . krankenhaus an schwerer Bauchfellentzündung und bäte um meinen Besuch. Nach der Sprechstunde fuhr ich hinaus. Als ich in den mir angegebenen Pavillon trat, begegnete ich einer Tragbahre, auf der eine Tote aus dem Krankensaal in die Leichenhalle gebracht wurde. Es war Änne. —

Wenn die Schreiberin ihre Geschichte als alltäglich bezeichnet, hat sie nur zu recht. Die Nebenumstände wechseln, aber die Ursachen, die zur Abtreibung führen, sind in 90 von 100 Fällen die gleichen: die Furcht vor Not und Schande. Bald fällt mehr das eine, bald das andere ins Gewicht; in der Ehe mehr die Not, außerhalb der Ehe mehr die Schande, oft, wie im vorliegenden Falle, beides. Selbst ein so erfahrener und vorsichtiger Praktiker wie Geheimrat *Bumm* in Berlin schreibt: „Das Motiv

zum künstlichen Abort ist bei fast allen die Not; bald werden mehr die Schwierigkeiten der Wohnungsverhältnisse, bald mehr die Ernährung und das Fehlen aller Mittel zur Aufzucht der Kinder betont. Man braucht die Frauen nur anzusehen, um überzeugt zu sein, daß sie die Wahrheit sprechen.“

Und in seiner Rektoratsrede vom Jahre 1916 („Über das deutsche Bevölkerungsproblem“) entwirft derselbe Ernst *Bumm*, Leiter der Berliner Universitätsfrauenklinik (eine weltanschaulich und politisch gewiß nicht links eingestellte Persönlichkeit), ein Bild von dem Elend, wie es sich in den unteren Volksschichten ihm bot: „Hier sind Frauen zu finden,“ sagt er, „deren Leben in Wahrheit mühselig und beladen ist, die sich ohne eine freie Stunde jahraus, jahrein in der ewigen Sorge um die Ernährung des Mannes und der Kinder verzehren, keine fremde Hilfe kennen, von früh bis spät alle Arbeit selbst verrichten müssen und trotz aller Plage die Kinder frühzeitig wieder hinstirben sehen. Und man muß sich schon allen Ernstes fragen, wozu all die Mühe und der Aufwand dieser sinnlosen Prokreation (= Hervorbringung von Nachkommenschaft), der das Nötigste zum Weiterleben fehlt und von der noch vor Jahresfrist ein Drittel wegen Mangels an Luft, Licht und geeigneter Nahrung wieder verschwindet? Oft hören wir von solchen Frauen, daß ihnen von sechs oder acht Kindern nur eins oder zwei geblieben sind. Diese müssen allerdings gute Lungen, einen guten Magen und eine kräftige Immunstoffbildung mit auf die Welt gebracht haben, um dem Schicksal ihrer Geschwister zu entgehen. Man könnte an eine Zuchtwahl der grausamen Mutter Natur denken, wenn die Verhältnisse nicht so unnatürlich wären.“ Wer wollte zweifeln, daß *Bumm* recht hat, wenn er erfährt, daß in Berlin (und anderswo ist es nicht viel besser) 150 000 Familien nur je ein Zimmer haben, in denen bis 14 Personen schlafen, und daß, wie 1922 (und seither ist es nicht besser geworden) das Statistische Amt in Schöneberg feststellte, nur 10 Prozent der Großberliner Familien über das Existenzminimum verfügen?

Diesen sozialen Gründen gegenüber fallen alle andern kaum ins Gewicht. Viele stellen auch nur Umschreibungen von Not und Schande dar, etwa, wenn man statt Not allzu hohe Kinderzahl oder statt Schande Sünde oder statt Hunger Materialismus sagt. Selbst in Rußland, wo man nach Freigabe der Abtreibung hätte annehmen können, daß leichtfertiger Gründe in Betracht kommen könnten, ist es ganz ähnlich. Dr. med. A. B. *Genß* in Moskau stellt in seiner sorgsamsten Arbeit: „Was lehrt die Freigabe der Abtreibung in Sowjet-Rußland?“ die Gründe zusammen, welche auf dem Lande für die Einleitung der Schwangerschaftsbeendigung angegeben wurden. In 31 Prozent der Fälle war es die wirtschaftliche Not (Geldmangel, Mißernte, Brandschäden), in 29 Prozent allzu hohe Kinderzahl, Vorhandensein eines Säuglings, der noch gestillt werden mußte, und ähnliche Gründe, die angegeben wurden, in 21 Prozent der Fälle, besonders bei Witwen und Mädchen, Vorstellungen von Sünde, Angst, Schande, in 11 Prozent der Fälle hörte man sanitäre Befürchtungen, krankhafte Zustände der Eltern, besonders der Mütter, auch Mangel an Entbindungsheimen und sachverständiger Geburtshilfe, die letzten 8 Prozent führten für ihren Entschluß andere Erklärungen an, wie: ihre Ehe sei zerrüttet.

Einer der nicht am seltensten angeführten Abtreibungsgründe ist das Verlassenwerden durch den Mann — jene Stimmung, die aus dem wehmütigen Liede von *Koschat*: „Verlassen, verlassen bin i“, so einprägsam widerklingt. Der Vater des unehelichen Kindes, der die einstige Geliebte zurückläßt, um eine andere zu heiraten, die er nicht entehrt hat, ist namentlich in den sogenannten besseren Ständen eine allzu häufige Erscheinung. Es kommt aber auch das Umgekehrte vor: Mädchen, die eine entschiedene Abneigung haben, den Mann zu ehelichen, der ihnen wider ihren Willen ein Kind „gemacht“ hat. So hatte ich vor einiger Zeit einen infantilen Mann zu begutachten, der verhaftet war, weil er auf einem Spielplatz an Kindern unzüchtige Handlungen vorgenommen haben sollte, aber freigesprochen wurde, weil die beargwohnten Handlungen sich als harmlose Balgereien herausstellten. Seine Mutter, ein altes Fräulein, nahm sich ihres Spröhlings nachdrücklichst an. Als nun vor Gericht die Rede darauf kam, warum sie sich nicht mit dem Vater des Kindes verheiratet habe, erwiderte sie: „Er wollte schon, aber ich werde doch nicht einen Kerl heiraten, der mir solchen Schimpf angetan hat!“

Wiederholt beobachtete ich, daß es unehelich geschwängerte Frauen aus eigenartigem Stolz nicht über sich brachten, einem Mann, zu dem sie das Vertrauen verloren hatten, zu sagen, daß sie von ihm ein Kind unter dem Herzen trugen. Die folgende Zuschrift möge einen solchen Fall schildern; ich erhielt sie von einer 36jährigen Lehrerin — ebenfalls ein Dokument aus dem Leben, das sich in seiner schlichten Tatsachenschilderung denen würdig anschließt, die ich bereits in diesem Buche gab. Der Brief lautet:

„Geehrter Herr Sanitätsrat! Die folgenden Zeilen sollen Ihnen die Gründe für meinen jetzigen seelischen und körperlichen Zustand angeben. Am 14. November machte ich in der Stadtbahn die Bekanntschaft eines jüngeren Mannes, der sich mir als Arzt am . . . Krankenhaus, Dr. St., vorstellte. Zu Anfang der Unterhaltung glaubte ich, es sei ein Gespräch, wie es im öffentlichen Leben manchmal, besonders auf Bahnfahrten, stattfindet. Wir hatten ungefähr eine Viertelstunde miteinander gesprochen, als er mich um ein Wiedersehen bat, wozu ich nach einigem Zögern meine Einwilligung gab. Ich hatte zwar gleich ein unbestimmbares Gefühl des Mißtrauens, ich empfand aber andererseits einen gewissen Reiz, einmal aus einem in bestimmter Gleichförmigkeit dahinfließenden Leben hinauszukommen. Dabei möchte ich bemerken, daß nach einer ganz idealen, aber schmerzlich enttäuschten Jugendliebe ich Gedanken und Wünsche nach einem Manne so ziemlich abgetan hatte. Ich hielt das nicht für den besten Zustand, aber jedenfalls erträglicher als den einer unharmonisch verlaufenden Ehe. Durch Freude am Beruf, dem ich mich recht stark hingab, durch Pflichten im Familien- und Freundeskreise schien mir mein Leben ganz ausgefüllt. In jenen Novembertagen war ich seelisch stark bedrückt durch das unheilbare schwere Leiden einer Freundin und eines guten Bekannten. Ich war an ungefähr drei Nachmittagen der Woche bei ihnen, und da ich immer einen ziemlich anstrengenden Weg zurückzulegen hatte, so fühlte ich mich auch körperlich matt. So mag ja seelisch der Boden besonders vorbereitet gewesen sein für die Hoffnung auf ein beginnendes Glück. Es entwickelte sich eine engere Bekanntschaft, die ich als Freundschaft empfand, und die auch ein starkes Glücksgefühl in mir wachrief. Diese ungehemmte Freude dauerte aber nur ganz kurze Zeit. Gleich am Anfang machte er mir das Geständnis einer großen wirtschaftlichen Notlage, die ich auch glaubte, und über die ich ihm durch ein Darlehen von 30 Mark hinweghelfen wollte. Ich hielt das für eine selbstverständliche Pflicht, denn ich wußte aus eigener Erfahrung, wie bitter solche Zeiten sind, und wie dankbar man die kleinste Hilfe begrüßt. Aber es blieb nicht bei der einen Hiobsbotschaft. Es folgte die Nachricht von der Kündigung seiner Stellung, von bevorstehender Pfändung. Dann machte ich die Entdeckung, daß mir aus einem Kommodenfach ein Fünzigmarkschein verschwunden war. Ich war sehr aufgeregt und betrübt darüber, aber ich glaubte schließlich an einen Irrtum, weil ich

eine häßliche Tat für unausdenkbar hielt. Immerhin war mein Mißtrauen geweckt und wurde bestärkt durch die Tatsache, daß er mir nicht seine genaue Adresse angab. Ich schrieb ihm postlagernd, aber nur kurz und selten. Damals wollte ich mich zurückziehen, aber da suchte er mich auf und bat flehentlich um eine Aussprache. Er erzählte mir dann von der Existenz eines Kindes, für das er nach geschiedener Ehe zu sorgen habe. Er gab zu, äußerst leichtsinnig gewesen zu sein, er wolle sich aber bessern und bat um meine Geduld und Hilfe. Ich war durchaus nicht ganz überzeugt, aber ich dachte mir, erst wenn man Opfer brächte, sei eine Tat als Hilfe zu rechnen. Ich glaubte wirklich, einem sehr schwachen Menschen auf den Weg zu helfen. Bei einem Beisammensein fielen Zweifel immer weg. Es herrschte ein ganz kameradschaftlicher Ton, wir besprachen oft ernsthaft Gebiete aus unseren Berufen, manchmal übertrieb er wohl etwas jungenhaft, wie ich fand. In seinen Liebesbezeugungen war er zart und zurückhaltend, so daß ich schließlich die letzten Hemmungen überwand und es zur völligen Vereinigung kam, und zwar am 26. Dezember und am 15. Januar. Inzwischen hatte er von einer schweren Erkrankung des Kindes erzählt, die wieder Geld erforderte, bis es seine Schwester in H. in Pflege nahm. Mein Mißtrauen nahm zu, ich erwog immer wieder den Gedanken einer Trennung. Er behauptete dann, eine Stellung in S. als Vertrauensarzt gefunden zu haben und auch dort zu wohnen. Durch die Fürsprache eines Direktors wollte er dort angekommen sein. Bis April hoffte er mit meiner Hilfe auch die Schulden in Höhe von 240 Mark abgetragen zu haben. Am 15. Januar machte ich dann, als er mich verlassen hatte, die Entdeckung, daß mir aus meinem Geldtäschchen 15 Mark verschwunden waren. Ein Irrtum war diesmal ausgeschlossen, und so stand ich der Tatsache gegenüber, einem Dieb und wahrscheinlich auch Betrüger angehört zu haben. Ich war zuerst wie gelähmt, hatte aber sofort den Gedanken, von jetzt ab ist ein Wiedersehen unmöglich. Als ich ihm das schreiben wollte, kam ein Rohrpostbrief mit der Bitte, ihn noch einmal zu empfangen. Er kam dann am 17. Januar frühmorgens auf eine Viertelstunde mit der Nachricht, daß er Berlin verlassen müsse aus Furcht vor einer Klage, die eine Frau oder deren Mann gegen ihn angestrengt habe. Da ich nun mit seinem Weggehen rechnete, erwähnte ich weiter nichts. Ich war nur sehr zurückhaltend und gab ihm noch 8 Mark als Reisegeld. Mir waren diese Minuten eine Pein, aber ich dachte jetzt von ihm frei zu sein. Ich bezweifelte zwar, daß er Berlin verlassen hätte, und wirklich kam am 27. Januar ein Brief mit der Mitteilung, daß sich alles geordnet hätte, und daß er um ein Wiedersehen bäte. Eine Klage über Geldmangel schloß sich wieder an. Ich schrieb ihm sofort, daß ein Wiedersehen unmöglich sei, sein Vertrauensbruch sei zu groß gewesen. Aber um ihm ein letztes Mal zu helfen, werde ich ihm noch einmal 30 Mark senden. Ich habe das auch getan, vielleicht hat aber diesmal auch eine gewisse Angst mitgesprochen. Ich war damals schon kaum Herr meiner Nerven. Er hat dann versucht, mich noch einmal zu sprechen, ich habe aber mit Absicht mich von meiner Wohnung ferngehalten. Ich fühlte mich so schrecklich elend, war voll Scham über meine grenzenlose Dummheit und von Schmerz über diese Enttäuschung erfüllt, daß ich nicht wußte, wie ich darüber hinwegkommen sollte. Mein Lebenshalt war mir doch genommen, nämlich der Glaube, daß in jedem Menschen etwas Gutes schlummere, man müsse ihm nur mit Liebe entgegenkommen. Und dann machte ich Anfang Februar die mir fürchterliche Entdeckung, daß unser Verkehr Folgen gehabt hatte. Ich muß sagen fürchterlich, denn meine Verzweiflung war so groß, daß ich wiederholt überlegte, meinem Leben ein Ende zu bereiten. Ich hatte diesen Schritt bei anderen nie verurteilt, wohl aber bedauert, daß die Unglücklichen in ihrer Verzweiflung irgendeinen Ausweg übersehen hatten. Jetzt war mir selbst so zumute. Aus Scham und Verzweiflung war geradezu ein Ekel vor mir selbst und dem Leben geworden. Ich versuchte, durch heiße Spülungen und ausgiebige körperliche Bewegungen den Wiedereintritt der Periode zu erzwingen. Es war vergebens. Meine

Verzweiflung wurde immer größer. Durch ein gänzliches Tilgen jeder Erinnerung hatte ich gehofft, allmählich über dieses Erlebnis hinwegzukommen. Das ist ja unter diesen Umständen unmöglich. Und wie soll man all das Schwere, das durch diesen Zustand kommt, der in der Allgemeinheit ja doch entweder als Fehltritt oder als Dummheit aufgefaßt wird und vor allem die Aufgabe des Berufes zur Folge hat und damit wieder große materielle Sorgen auch für das zu erwartende Kind, wie soll man das ertragen, wenn man nicht aus der Erinnerung wenigstens etwas Kraft dazu schöpfen kann! Dazu kommt noch die peinigende Vorstellung, das Kind könnte den Charakter des Vaters geerbt haben, also eigentlich auch ein Verbrecher werden. Daß die Dummheit der Mutter einen Ausgleich bilden sollte, erscheint mir nicht tröstlicher. So bewegen sich meine Gedanken immer im Kreise, ich komme Tag und Nacht nicht davon los. Es fällt mir sehr schwer, die nötige Konzentration für meinen Beruf aufzubringen, und unter der notwendigen Verstellung leide ich nicht minder. Dazu kommt noch, daß ich an manchen Tagen dauernd mit den Tränen zu kämpfen habe, wodurch mir die Ausübung meines Berufes sehr erschwert wird. Ich sehe nur einen Ausweg aus dem Elend: das Kind nicht austragen zu müssen. Von meinem Zustand weiß der Mann nichts. Es ist mir auch unter jeder Bedingung unmöglich, ihm etwas davon mitzuteilen. Selbst der günstigste Fall, ein etwaiges Heiratsangebot oder Sorgen für das Kind, ist mir unausdenkbar. Ich hoffe nur, daß es mir erspart bleibt, ihn jemals wiederzusehen. Aber was soll ich tun, was soll geschehen?*

Mit großer Mühe gelang es uns, die Brieffschreiberin von ihrem Vorhaben abzubringen. Wahrscheinlich wäre sie doch zu einer „weisen Frau“ gegangen, wenn es ihr nicht geglückt wäre, sich im Ausland eine neue Existenz zu gründen, wozu ihr gute Freunde hilfreich die Hand boten. Wir fragen: Ist dieses Schreiben der Notschrei einer gemarterten Seele oder der Ausdruck sittlicher Verkommenheit, und ist es nicht ein Widersinn, daß derselbe Staat, welcher fordert, daß jede Frau ihr Kind austrägt, dieselbe Frau, wenn sie es tut, aus ihrer Stellung entfernt und sie berufslos, brotlos, erbarmungslos dem Elend preisgibt?!

Es gibt auch sehr viele Fälle, in denen der Mann nicht nur indirekt, sondern direkt die treibende Kraft ist, welche das Weib zur Abtreibung drängt. Aus brutaler Bequemlichkeit, aus Widerwillen oder aus Genußsucht hat man keine Vorbeugungsmittel angewandt, und jetzt scheut man die lästigen Folgen, die mit der Austragung des Kindes oft auch für den unehelichen Vater verbunden sind. Der alte Hermann *Bahr* hat uns in seinem letzten Roman, „Martha Berger, das Leben einer Frau“, von dem jammervollen Schicksal eines solchen Mädchens ein Bild entrollt. Nicht weniger als sechs Abtreibungen fanden sich in dem tausend Schreibseiten starken Heft geschildert, das ihm in Salzburg – so erzählt *Bahr* in dem Geleitwort des Buches – eine verhärmte Gestalt mit den Worten überreichte: „Ich bin die Martha, ja, mich erkennt niemand mehr.“ Erst ist es eine weise Frau, die den Eingriff an ihr vorgenommen hat, dann ein Arzt, und schließlich ist es der Liebhaber selbst – ein junger Kriegsleutnant –, der ihr, nachdem er sie gegen ihren Willen geschwängert hat, immer wieder die Frucht gegen ihren Willen abnimmt, weil er sich in seiner Stellung zu „kompromittieren“ (= bloßzustellen) fürchtet. Als er wieder einmal, fast unmittelbar nach einem solchen Eingriff, sich der Geliebten, von ihrem weichen Wesen hingerissen, nähern will, sie aber sich grauend sträubt, kommen ihm Gewissensbisse; er denkt an den Rat des Arztes, der ihm so dringend Vorbeugungsmittel empfahl. „Er besann sich der Winke,“ heißt es in dem Buch, „die der Arzt ihm heimlich gegeben, wie eindringlich er gewarnt, der untergrabenen Gesundheit des Mädels Ähnliches noch einmal zuzumuten . . . Ja, Franz gab ihm recht, gewiß, aber schützen – wär's dann noch so schön? – Der Taumel in der Berghütte – war da auch nur eine einzige Sekunde gewesen zu zweckmäßigem Handeln? – Nein, in solchen Augenblicken, und dauerten sie

auch Stunden, erlosch bei ihm Vergangenes und Zukünftiges, da wollte er genießen und nicht denken. Und dachte und maßigte er sich auch, immer wieder einmal kam eine solche Trunkenheitsstunde, die alle Vernunft über den Haufen rannte und nach dem Letzten schrie —, in der er nur und nur dem ungezügelten Naturtriebe folgte. Und war es denn so Schreckliches, was er von seinem Mädcl verlangte? Sie war sein Geschöpf, kannte keinen anderen Willen mehr als den seinen. War nicht des Weibes höchstes Glück, von der Liebe unterjocht zu werden? Ihr zu opfern? Und — es war immer glatt abgelaufen, warum sollte es einmal anders sein? So beschwichtigte Franz Leitner die verschämten Gewissensbisse, die der sonst keineswegs engherzige Arzt mit solchen Vorhaltungen geweckt. Wohl hatte er diesem versprochen, sich an die Weisungen zu halten, hatte es auch ernst gemeint in jener Stunde, war aber schon zu restlos an das Gegenteil gewöhnt, als daß ein Abgehen von dieser Bequemlichkeit ihn nicht Kraft gekostet hätte. Und Kraft, die wandte er lieber für Angenehmeres auf . . . „Martha?“ Keine Antwort. Noch einmal, lauter, drängender: „Martha?“ Unter der Decke ein schluchzendes: „Laß mich schlafen!“ —

Der österreichische Strafgesetzentwurf (im § 257) und der schweizerische (im § 141) wollen das Gewissen des Mannes durch gesetzliche Maßnahmen schärfen. Die österreichische Bestimmung lautet: „Wer eine von ihm geschwängerte Person, die infolge der Schwangerschaft oder des Wochenbettes für sich nicht zu sorgen vermag, der Not oder Hilflosigkeit preisgibt, wird mit Gefängnis oder Haft von drei Tagen bis zu sechs Monaten bestraft.“ Letzterer sagt: „Wer eine Frau, die von ihm schwanger ist, in bedrängter Lage im Stich läßt, wird mit Gefängnis bestraft.“

Der Vollständigkeit halber sei noch ein letzter, verhältnismäßig seltener, aber doch nicht ganz unwichtiger Abtreibungsgrund genannt: der *Genitalfetischismus*. In meiner „Sexualpathologie“ habe ich den Fall eines Genitalfetichisten beschrieben, der an einer Anzahl von Frauen und Mädchen (meist fürchteten sie nur, sie könnten schwanger sein) während des Krieges belanglose Ausspülungen vorgenommen hatte. Die eingehende Nachforschung ergab, daß es dem Mann nur darum zu tun war, sich durch den Anblick und das Betasten der weiblichen Genitalien Selbsterregung (bis zum Orgasmus) zu verschaffen. Bezahlungen hatte er immer abgelehnt. Seither habe ich noch mehrere Fälle von „falschen Ärzten“ zu begutachten Gelegenheit gehabt, die aus dem Motiv eigener Geschlechterregung an Schwangeren Untersuchungen und Abtreibungsversuche vorgenommen hatten. Einige führten sich dadurch ein, daß sie sich als Ärzte der „Städtischen Schwangerenfürsorge“ ausgaben. Die meist sexuell abnormal veranlagten Angeklagten (hypererotische Fetichisten) wurden wegen Vorspiegelung falscher Tatsachen, groben Unfugs, Ärgerniserregung, in zwei Fällen auch wegen versuchter, in einem wegen vollendeter Abtreibung bestraft.

Der Kampf gegen die Bestrafung der Abtreibung setzte mit besonderer Schärfe im Beginn dieses Jahrhunderts ein. Im Jahre 1904 erschien eine Schrift von der Gräfin Gisela von *Streitberg*, die viel Aufsehen erregte: „Das Recht zur Beseitigung keimenden Lebens.“ Die Verfasserin führte für die Freigabe der Abtreibung folgende Gründe an: Erstens sei es ein Widerspruch, das uneheliche Kind und die uneheliche Mutter zu ächten und die Entfernung der unehelichen Frucht zu verbieten; zweitens sei die entstehende Frucht noch keine selbständige Persönlichkeit, sondern ein Stück der Mutter, über das man ihr ein freies Verfügungsrecht wohl zubilligen könne; drittens beginne die Rechtsfähigkeit des Menschen nach dem § 1 des Bürgerlichen Gesetzbuches und damit sein Vorhandensein im juristischen Sinne erst mit seiner

Geburt; viertens hätten viele Völker, die auf sittlich hoher Stufe standen, die Kindesabtreibung ebenso straflos gelassen wie die Empfängnisverhütung; und fünftens könne man von einer Frau nicht beanspruchen, daß sie ein Kind gebäre, das ihr wider Willen, womöglich gar in einem Notzuchtsakt, aufgedrungen sei.

Zum letzten Punkt ist zu bemerken, daß tatsächlich wiederholt Frauen wegen Abtreibung verurteilt wurden, deren Schwängerer vorher oder nachher wegen Vergewaltigung bestraft wurden. Namentlich im Kriege hat man von verschiedenen Seiten gegen den Gebärzwang genotzüchtigter Frauen Einspruch erhoben, und zwar nicht nur in Deutschland, wo bereits in einer Denkschrift über Ostpreußen im Jahre 1916 von fünfzig Kindern berichtet wurde, welche aus Schändungen hervorgegangen seien, die von Russen an Ostpreußinnen verübt sein sollten. An manchen Stellen wurde allerdings auch eine andere Auffassung vertreten. So hieß es in einem belgischen Bericht: „Die deutschen Blondköpfe werden sicher nicht die unangenehmste Kriegserinnerung sein.“

Winter stellt eine besondere Notzuchtindikation auf und äußert sich über sie (in der „Medizinischen Welt“, 1. Jahrg., Nr. 3) wie folgt: „Sie will das Kind vernichten, wenn es gegen den Willen einer ledigen Schwangeren, sei es durch reine Notzucht, sei es durch verbrecherische Aufhebung des Widerstandes durch Narkose oder Hypnose oder beim Fehlen einer freien Willensbestimmung einer Psychopathin oder Idiotin empfangen ist, weil man der Schwangeren weder die Schande einer illegitimen Schwangerschaft noch auch die Kosten der Ernährung und Auferziehung eines ungewollten Kindes zumuten kann. Humanität in Kreisen der Ärzteschaft, mancher Wissenschaftler und einzelner Juristen will dieser Indikation eine Berechtigung zusprechen, während Meinungsäußerungen seitens des Staates und seiner Behörden hierüber noch nicht vorliegen. Ich vermag eine Berechtigung dieser Indikation nicht anzuerkennen, selbst wenn die Notzucht als Verbrechen wirklich erwiesen ist. Es ist meines Erachtens keine über das Maß hinausgehende Zumutung, daß eine Gravida ihres Kindes wegen — denn ihres ist es doch auch — Unbequemlichkeiten und Beschwerden eines normalen Gestationsprozesses auf sich nimmt; das Kind müßte der armen Frau allerdings durch staatliche Fürsorge abgenommen werden. Nur allein, wenn eine feiner differenzierte Frau seelisch schweren Schaden zu nehmen droht, unter dem Bewußtsein, daß sie ein von einem fremden oder sogar verhaßten Mann verbrecherisch erzeugtes Kind tragen muß, würde ich einen künstlichen Abort für berechtigt halten. Ob diese Ansicht Anerkennung finden wird, weiß ich nicht. Ich halte es aber für unwahrscheinlich, daß der Staat bereit ist, diese scharfe Grenze gegen den rechtswidrigen Abort fallen zu lassen; heute jedenfalls besteht sie noch, und heute setzt sich der Arzt, welcher aus Notzuchtindikation die Schwangerschaft unterbricht, der Möglichkeit aus, als Abtreiber bestraft zu werden.“

Was den zweiten und dritten Punkt der Gräfin *Streitberg* anlangt, so hat die eine Frage, ob die Frucht ein Teil der Mutter oder ein Lebewesen für sich sei, den Medizinern, die andere, ob der werdende Keim bereits eine Rechtspersönlichkeit sei, den Juristen viel zu schaffen gemacht. Genau besehen handelt es sich hier um eine rechte Doktorfrage, über die sich eine volle Übereinstimmung wohl nie wird erzielen lassen. Zum nicht geringen Teil haben wir es dabei aber auch mit einer Gefühlsangelegenheit zu tun, bei der auch Suggestion und Tradition (= Überlieferung)

keine geringe Rolle spielen. So kenne ich einen Berliner Arzt, der sagte, er komme sich selbst bei der erlaubtesten Abtreibung einer Frucht wie ein Mörder vor.

Wenn auch heute wohl kaum jemand noch wie die Römer die Frucht zu den Eingeweiden rechnen (sie sagten: „partus pars viscerum mulieris“ = das Geborene ist ein Teil der mütterlichen Eingeweide), vielmehr jeder Biologe geneigt sein wird, den Voraussetzungen (wenn auch nicht mit gleicher Sicherheit den Schlußfolgerungen) Professor *Lewins* beizupflichten, welcher in seinem Werk „Die Fruchtabtreibung“ sagt: „Ich erblicke in der Verletzung des Menschthums des Fötus das wichtigste, wenn nicht das einzige wahre Prinzip für die Bestrafung“ —, so darf man doch andererseits auch nicht übersehen, daß die eigene Lebenstätigkeit des Fötus ganz von der Lebenstätigkeit der Mutter abhängig ist. Kommt der mütterliche Blutkreislauf zum Stillstand, so erstickt auch der Fötus; daran ändert auch das gelegentliche Vorkommen von Leichen- und Sarggeburten nichts (Dr. *Großmann* hat aus der medizinischen Literatur 64 Fälle gesammelt, in denen nach dem Tode der Mutter die Frucht durch Zusammenziehungen aus der Gebärmutter ausgestoßen wurde), und auch nicht das erstaunliche, von Professor *Liepmann* im Film festgehaltene Schauspiel, daß ein schwangerer Uterus, welcher einer schwer Schwindsüchtigen exstirpiert (= entnommen) war, ohne irgendwelchen Zusammenhang mit seinem früheren Organismus die Frucht wie unter normalen Verhältnissen ausstieß (was auf ein selbständiges Nervenzentrum in der Gebärmutterwandung schließen läßt). Biologisch genau erfaßt ist der Fötus weder ein Eingeweideteil noch ein Mensch schlechthin, sondern ein Zellenhaufen von sehr verschiedener Größe und Beschaffenheit. Morula und Mensch sind keineswegs identische (= dieselben) Gebilde.

Juristisch steht fest, daß der Mensch vor seiner Geburt im Sinne des Gesetzes noch keine Rechtspersönlichkeit ist. Auch die zahlreichen Bestimmungen des bürgerlichen Rechts, die scheinbar dem werdenden Keime die Fähigkeit zuerkennen, Rechtsträger zu sein, die sogenannten „iura nondum nascitorum“ (= Rechte noch nicht Geborener, wie sie die §§ 331 Abs. 2, 844 Abs. 2, 1777 Abs. 2, 1912, 1918 Abs. 2, 1923 Abs. 2, 1963, 2043, 2108 Abs. 1, 2178 BGB. festlegen), sind nach dem Nachweis von *Hrehorowicz* („Das Verbrechen der Abtreibung der Leibesfrucht“, 1876) nur „Rechte, die erst bei der Geburt des betreffenden menschlichen Subjekts von ihm erworben werden. . . Sie werden im Hinblick auf die wahrscheinliche oder nur mögliche Geburt aufbewahrt; kommt aber das erwartete Subjekt dieser Rechte nicht zur Welt, so haben sie niemals existiert.“ Auch Kurt *Hiller* gelangt in der „strafrechtsphilosophischen Studie“, mit der er sich 1908 so rühmlich in die Sexualwissenschaft einführte: „Das Recht über sich selbst“ (bei Winter in Heidelberg 1908) zu dem Ergebnis, „daß weder Rechtsgüter einzelner noch des Staates durch die Abtreibung verletzt werden“.

Man hat angesichts der ungemein schwierigen Entscheidung, ob der Embryo bereits ein Mensch (und als solcher unverletzlich) ist oder nicht, nach einem Mittelweg gesucht und ihn darin zu finden geglaubt, daß man das Leben der Frucht gewisser-

maßen erst von einem bestimmten Zeitpunkt datierte, sei es vom Beginn der zweiten Hälfte der Schwangerschaft, wo die Frau zuerst „Leben spürt“, sei es vom dritten oder einem noch früheren Monat ab. Schon nach dem alten kanonischen Kirchenrecht galt der männliche Embryo bis zum vierzigsten, der weibliche bis zum achtzigsten Tage für unbeseelt, und erst die Vernichtung des foetus animatus (= der besetzten Frucht) wurde als Homizidium (= Menschenmord) angesehen und mit dem Tode bestraft. Sind diese Abgrenzungen auch recht willkürlich und biologisch kaum haltbar, so scheint mir doch der jüngere *Kautsky* zu weit zu gehen, wenn er meint, daß es etwas an kirchlich-scholastische Gedankengänge gemahnt, wenn in den Gesetzesanträgen der deutschen und der österreichischen Sozialdemokraten die Straffreiheit der Abtreibung bis zum dritten Schwangerschaftsmonat gefordert wird. Es ist immerhin ein wesentlicher Unterschied, ob sich die Frau einer Frucht entledigt, die noch kaum etwas Menschenähnliches hat, vor allen Dingen auch noch kein selbstständiges Leben führen kann, oder aber, ob sie sich die Frucht entfernen läßt, von der man annehmen muß, daß sie sich bei geeigneter Pflege auch schon außerhalb des Körpers erhalten kann. Auch technisch ist die Einleitung der künstlichen Frühgeburt um so einfacher, je frühzeitiger sie vorgenommen wird. Erst neuerdings (25. Jan. 1927) hat wieder der ausgezeichnete Berliner Frauenarzt *Karl Abel* in einem Vortrage „Schwangerschaftsunterbrechung und Staatsanwalt“ seine Erfahrungen dahin zusammengefaßt, daß „nach dem dritten Monat die Gefahren des künstlichen Aborts denen einer Laparotomie (= Eröffnung der Bauchhöhle von den Bauchdecken aus, von *λαπαρά* = die Weichen, der Bauch — *λαπαρός* = weich und *τέμνω* = schneiden) gleichkommen“. Die Frauen selbst versichern oft, daß sie in den ersten drei bis vier Monaten der Schwangerschaft nicht die Empfindung haben, ein lebendes Wesen zu beherbergen. Dies kommt auch in den von *Julie Eichholz* verfaßten „Frauenforderungen zur Strafrechtsreform“ zum Ausdruck, in denen es heißt: „Die Frau muß als freie Persönlichkeit Herrin ihres Körpers sein dürfen. Sie sieht es daher als einen unberechtigten Eingriff in ihr Selbstbestimmungsrecht an, wenn sie bestraft werden soll, weil sie einen Keim vernichtet hat, der zunächst doch bloß ein unlösbarer Bestandteil ihres eigenen Körpers ist.“

Durch die Kompromißvorschläge wird die Abtreibungszeit gewissermaßen in zwei Abschnitte aufgeteilt, in einen, der noch zur Empfängnisverhütung gerechnet wird (die ja nach Auffassung mancher auch Sünde ist, wie die „Verschwendung“ jeder Samenzelle, die nicht zur Fortpflanzung dienen kann), während der andere Abschnitt schon in das Gebiet der Kindestötung fällt.

Die Annahme des am 31. Juli 1920 von Frau *Bohm-Schuch* und Prof. *Radbruch* im Deutschen Reichstag eingebrachten Antrags der Mehrheitssozialisten: „Die in den Paragraphen 218 und 219 des Strafgesetzbuches bezeichneten Handlungen sind nicht strafbar, wenn sie von der Schwangeren oder einem staatlich anerkannten (approbierten) Arzte innerhalb der drei ersten Monate der Schwangerschaft vorgenommen worden sind“, wäre immerhin ein wesentlicher Fortschritt gewesen. Der

kurz vorher (am 2. Juli 1920) von der Unabhängigen sozialdemokratischen Partei (Aderhold und Genossen) im Reichstag gestellte Antrag, welcher forderte, die Paragraphen 218 und 219 sofort gänzlich aufzuheben, ging insofern zu weit, als er keine die Frau vor Lebensgefahr schützenden Kautelen (= Vorsichtsmaßregeln) enthielt. Der von Frau Arendsee und Genossen am 22. Januar 1925 überreichte Antrag der Kommunistischen Partei für ein Gesetz „zum Schutze für Mutter und Kind“ enthielt folgenden Paragraphen: „Jede Schwangere hat das Recht, ihre Leibesfrucht in öffentlichen Anstalten von zu diesem Zwecke staatlich beamteten Ärzten unentgeltlich auf Kosten des Reiches beseitigen zu lassen. Anderen Personen als diesen Ärzten ist es verboten, zur Beseitigung der Leibesfrucht Eingriffe vorzunehmen.“

Den menschlich und wissenschaftlich befriedigendsten Weg in dieser schwierigen Frage hat nach meiner an Ort und Stelle selbstgewonnenen Überzeugung die neurussische Gesetzgebung eingeschlagen: Zulassung der von Ärzten unentgeltlich in Krankenhäusern ausgeführten Fruchtabtreibung nach dem freien Entschluß der Schwangeren, die ihre Gründe vorher mit einer Frauenkommission durchgesprochen hat; Verbot jeder anderen, von Laien oder Ärzten außerhalb der Krankenhäuser vorgenommenen Abtreibung als unhygienisch und daher unsozial. *Unter diesen Bestimmungen ist die Geburtenziffer erheblich gestiegen, die Zahl der Abtreibungen beträchtlich gesunken, der Müttertod nach Abtreibungsversuchen nahezu verschwunden.*

Eine Monatsgrenze ist hierbei nicht vorgesehen, doch sind die Abtreibungsfälle in der ersten Hälfte der Schwangerschaft naturgemäß häufiger als in der zweiten, in der die seelische Verbundenheit der Frauen mit dem werdenden Kinde schon in viel höherem Grade vorhanden ist.

Wenn trotzdem kurz vor oder nach der Geburt in Deutschland und vielen anderen Ländern noch zahlreiche Kinder absichtlich vernichtet werden, so enthält diese Tatsache einen schweren Vorwurf, der noch mehr als die Mütter die menschliche Gesellschaft trifft. Die Zahl der Neugeborenen, welche die Eltern geflissentlich zugrunde gehen lassen, sei es durch mangelhafte Pflege (was nur in äußerst seltenen Fällen nachgewiesen werden kann) oder durch Behinderung der Atmung (Erstickungstod), ist nicht gering. Nur einen kleinen Bruchteil unter den absichtlich getöteten Kindern bilden die im strengeren Sinne ermordeten. Immerhin zeigt die amtliche Statistik Deutschlands, daß im Jahre 1924 unter 861 Personen, die infolge Mordes oder Totschlages starben, 203, also nahezu ein Viertel, auf Kinder im ersten Lebensjahr fielen; zumeist waren es uneheliche Kinder, die von der eigenen Mutter getötet wurden. (Kinder im Alter von 1–5 Jahren befanden sich unter den Getöteten auch noch 40).

Unsere Übersicht über die Verhinderung neuen Lebens würde unvollständig sein, wenn wir dem Kindesmord nicht nun auch noch eine kurze Betrachtung widmen würden. Wir können bei ihm zwei Formen unterscheiden, die wir als akuten und

chronischen Kindesmord bezeichnen möchten. Der chronische Kindesmord verbirgt sich unter der Decke der Säuglingssterblichkeit und ist diejenige Art der Familienbeschränkung, die am schwersten feststellbar ist, weshalb sie auch noch viel seltener zur Bestrafung gelangt als die Abtreibung. Es handelt sich um das traurige Gewerbe vieler Zieh- und Pflegemütter, von denen sich die gewerbsmäßigsten den eigenartigen Beinamen der „Engelmacherinnen“ erworben haben; aber auch jene Mütter fallen darunter, deren Vernachlässigung oder Fahrlässigkeit der „Simplissimus“ mit bitterem Spott in der Entgegnung geißelte, die eine Mutter, eines Morgens gefragt, warum sie schon jetzt zum Kirchhof ginge, vielsagend mit den Worten erteilte: „Wir begraben immer so früh.“

Ganz anders als mit der chronischen steht es mit der akuten eigentlichen Kindesmörderin, die ihr Kind in einer wilden Aufregung umbringt, die sich bis zu förmlicher Raserei steigern oder auch in eine dämmerartige Benommenheit übergehen kann. Es sind jene unglücklichen Geschöpfe, deren trauriges Schicksal uns näher zu bringen, die größten Dichter aller Nationen unternommen haben.

Wir erinnern an *Goethes* Gretchen, deren Anblick im Kerker Faust die Worte eingibt:
„Mich faßt ein längst entwohnter Schauer,
Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an.“

Vorher hatte der kalte Teufel Mephisto Fausts Mitgefühl mit der Bemerkung zurückgewiesen:

„Sie ist die erste nicht“,
einem Satz, der sich fast wörtlich in H. L. *Wagners* Schauspiel „Die Kindesmörderin“ (1776) findet, wo der Liebhaber dem verzweifelten Evchen zruft:
„Um Himmels willen, so komme doch zu dir!
Du bist nicht die erste.“

Wir erinnern an *Schillers* „Kindesmörderin“, deren Ansprache auf dem Blutgerüst, die selbst den Henker zu Tränen rührt, zwar sehr an die Weise gemahnt, mit der noch in meiner Jugend auf den Jahrmärkten die „Moritatenschilderer“ ihre (durch das Kino jetzt wohl ganz verdrängten) Reihenbilder erläuterten:

„Weib, wo ist mein Vater? lallte
Seiner Unschuld stumme Donnersprach’;
Weib, wo ist dein Gatte? hallte
Jeder Winkel meines Herzens nach –
Weh! umsonst wirst, Waise, du ihn suchen,
Der vielleicht schon andre Kinder herzt,
Wirst der Stunde unsres Glückes fluchen,
Wenn dich einst der Name Bastard schwärzt.“

So pathetisch diese Worte klingen, die der Dichter Luisen und Luise ihrem Kinde in den Mund legt, die Wahrheit, die trotzdem in ihnen liegt, ist furchtbar. So könnten wir noch viele Beispiele anführen bis zu Gerhart *Hauptmanns* Kindesmordtragödie „Rose Bernd“, deren Schlußwort: „Das Mädle . . . was muß die gelitten han!“ in einem Satze mehr ausdrückt als alle Gerichtsurteile der Welt.

Es hat unvernünftige Zeiten gegeben, in denen man im Kindesmord das furchtbarste aller Verbrechen sah „wegen der nahen Beziehung der Mutter zum Kind

und seiner Hilflosigkeit“ (noch am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts war es so), aber auch andere Zeiten, in denen man in ihm kaum ein Verbrechen erblickte. Schon in der Schule hörten wir von dem Aussetzen schwächlicher spartanischer Kinder auf dem Taygetus. Bei germanischen Völkern war die Kindestötung erlaubt, wenn sie vor der ersten Nahrungsaufnahme geschah. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts berichteten Forschungsreisende, daß auf einigen Südseeinseln keine Familie mehr als drei Kinder hat. Da Empfängnisverhütung und Fruchtabtreibung unbekannt waren, wurden die nach dem dritten Kinde Geborenen gleich nach der Geburt ertränkt oder hinter der Hütte vergraben. Nach *Theilhaber* gibt es noch jetzt an chinesischen Flüssen Stellen, an denen Steine die Inschrift tragen: „Hier dürfen keine Mädchen ertränkt werden.“ Die Weglassung der Knaben erklärt sich dadurch, daß dort wie bei den meisten Völkern nur Mädchen umgebracht wurden, die für das Erwerbsleben wertvolleren Knaben schonte man. Dies ging so weit, daß bei einigen indischen Volksstämmen noch um das Jahr 1840 das Verhältnis von Knaben zu Mädchen wie 15 zu 1 war. Die Chinesen hatten auch große Säuglingstürme, in die (namentlich bei Mißernten) neugeborene Kinder wie in einen Backofen geschoben wurden. Sie sollen auch heute noch im Gebrauch sein. „Wenn man mit diesen Leuten ernsthaft über die Sache spricht,“ sagt der Rev. J. *Doolittle* in seinem Buch „Soziales Leben der Chinesen“, „und ihnen vorhält, wie sehr sie der Menschlichkeit und den Instinkten der Natur widerspricht, so treten viele kühn dem entgegen und für die Tötung ein, die sie, besonders bei den allerärmsten Familien, für notwendig halten.“ Über die „heidnischen“ Kindesopfer berichteten wir schon an anderer Stelle; besonders bei den alten Armeniern und Syriern waren sie verbreitet, aber auch bei vielen Negerstämmen. Außer den Mädchen fielen namentlich Mischlings- und Mehrlingskinder dem Kindesmord zum Opfer. Denn sowohl Mehrlings- wie Mischlingskinder wurden von vielen Völkern als „minderwertig“ oder entehrend angesehen.

Eine besonders grausame Form der Kindstötung ist das Verhungernlassen. Von seiner letzten Kongoreise erzählt der französische Reisende Gabrielle *Vassa*: „Der Sago ist das einzige Nahrungsmittel des Landes. Er wird gesotten verwandt, denn die Frau kennt keine andere Zubereitung. Wird ein Kind von seiner Mutter getrennt, so ist sein Tod beinahe gewiß, denn die Frau weiß keinen Ersatz der Mutternahrung zu bereiten. Die Kindersterblichkeit ist daher sehr groß. Viele Frauen haben keine Kinder, die Mehrzahl ein oder zwei, sehr selten drei Kinder.“

Man hat darauf hingewiesen, daß man überall, wo die Sitte der Kindestötung herrscht, eine überaus große Sorge um die überlebenden Kinder hat feststellen können, so daß von einer eigentlichen Gefühlsroheit als Motiv kaum die Rede sein kann. Letzten Endes wurzelt auch die Kindestötung in Instinkten aus dem Tierreich. Wir wissen, daß viele Tiere ihre Jungen töten, von denen sie glauben, daß sie sie nicht ernähren und erhalten können; so bringen Schweine, Katzen, Hunde, Kaninchen oft lebensschwache oder verkümmerte Junge um; am bekanntesten ist wohl die Eigentümlichkeit mancher Zugvögel, wie der Störche, vor ihren großen Reisen

Probeflüge zu veranstalten, nach denen sie dann mit den Schnäbeln die Jungen töten, von denen sie annehmen, daß sie den Strapazen der langen Luftfahrt nicht gewachsen sind. Vielen dürfte es neu sein, daß auch die Einrichtung der aus völlig unzureichenden Bedenken abgeschafften Findelhäuser ebenfalls auf die Verbreitung des Kindesmordes zurückzuführen ist. Der in dieser Frage maßgebliche Münchner Kollege Max Nassauer schreibt (in „Der Kindesmord und seine Bekämpfung“, Verlag Kurt Kabitsch, Leipzig und Würzburg, 1919, S. 35): „Das Jahr 315 n. Chr. kann als Geburtsjahr der Findelhäuser gelten, als Vater derselben ist Kaiser *Konstantin* anzusehen. Es war das Wimmern aus dem Munde kleiner Menschenkinder, die in den Tiber geworfen werden durften, und die der Tiberstrom noch nicht ertränkt hatte. Sie erschütterten das Ohr jenes Kaisers so, daß er Findelhäuser errichten ließ, warme, trockene, lebenspendende, an Stelle des nassen, kalten, todbringenden Tiberflusses. Wohl mag ihm auch der steigende Wert des Menschenlebens zum Bewußtsein gekommen sein.“

In dem Buch von Oskar Helmut *Werner*: „Die unverheiratete Mutter in der deutschen Literatur“, sagt der Verfasser: „Vom Mittelalter bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts war Kindesmord das häufigste Verbrechen in Westeuropa, trotzdem das Gesetz den Frauen die schrecklichsten Strafen dafür auferlegte und die Kindesmörderinnen lebendig begraben oder aufgespießt oder aber ertränkt und mit glühenden Zangen zerrissen wurden.“ In der Tat wäre es ein sehr großer Irrtum, wenn man annehmen wollte, daß solche Vorfälle nur auf dem Taygetus und dem Tiber, nur bei Chinesen oder Australiern oder nur in vergangenen Zeiten vorgekommen sind; ganz im Gegenteil, auch mitten unter uns ereignet sich fortwährend Ähnliches, enthielt doch der Berliner Polizeibericht von einem einzigen Tage (nach Veröffentlichung des Mitglieds des Preußischen Staatsrats Dr. *Weinberg*) folgende Fälle: „Auf dem Treppenflur eines Hauses Siegfriedstraße 10 ist ein Knäblein, das kaum acht Tage alt war, noch lebend aufgefunden worden. Zwei ähnliche Fälle waren zu verzeichnen in Reinickendorf in der Mühlenstraße. Auf den Schienen des Wriezener Bahnhofs fand man die Leiche eines neugeborenen Kindes in Packpapier eingewickelt. Auf der Hinterlegungsstelle am Bahnhof Alexanderplatz entdeckte man die schon stark verwesene Leiche eines neugeborenen Kindes. Aus dem Landwehrkanal im Tiergarten fischte man die Leiche eines neugeborenen Mädchens, welche nackt im Wasser trieb. In der Nähe des Lehrter Bahnhofs wurde die Leiche eines neugeborenen Kindes in der Spree gefunden. In einem Hause der Kaiserstraße wurde eine stark verwesene Kindesleiche in einem Korb aufgefunden. Im Rosenhain (Tiergarten) fand man eine Kindesleiche in grauem Packpapier eingewickelt. Die Ermittlungen nach den Müttern blieben erfolglos.“

Wer den lokalen und gerichtlichen Teil unserer Tagespresse nach dieser Richtung hin durchmustert, wird sehr häufig auf Mitteilungen ähnlichen Inhalts stoßen; so lese ich in der Woche, in der ich dieses niederschreibe, folgende Berichte von mir als zuverlässig bekannten Gerichtskorrespondenten. Der erste Bericht lautet: „Nach der Stellung, die in

unserem Rechtsstaat ein uneheliches Kind einnimmt, gilt das Gebären eines solchen Kindes als Schande für die Mutter.' Nichts konnte treffender die Sachlage schildern als diese Worte des Justizrats Dr. Viktor *Fraenkel*, der vor dem Schwurgericht II eine Kindesmörderin zu verteidigen hatte. Das jetzt 22jährige Dienstmädchen Marta R. ist eines von vielen Kindern einer Bergmannsfamilie. Überflüssig, zu betonen, daß die R., aus der Schule entlassen, sofort in das Erwerbsleben eintreten mußte. Mit zwanzig kam sie nach Berlin. In Köpenick hatte Marta R. eine Stellung gefunden. Wenn sie abends todmüde vom Arbeiten kam, ging sie in ihr 'Zimmer', das im Keller lag und das am 21. September der Ort war, an dem sie ein Kind zur Welt brachte. Sie hatte niemand von ihrem Zustand etwas gesagt, nicht einmal ihrer Mutter, zu der sie im Sommer zu Besuch gekommen war. Am 21. September also stand sie noch früher auf als sonst. Sie konnte es vor Schmerzen nicht mehr im Bett aushalten. Die Schmerzen zeigten an, daß die Stunde gekommen war. Aber das Mädchen, unerfahren und ohne fachkundige Hilfe, wußte es nicht. Als sie beim Ankleiden war, setzte der Geburtsakt ein. Sinnlos vor Aufregung und vor Schmerzen, drückte die junge Mutter das Kind fest an sich, so fest, daß es erstickte. Daß sie dann das Kind, das sie in Tücher eingewickelt hatte, in einen Reisekorb warf und mit Wäsche und Kleidungsstücken bedeckte, erklärte die Angeklagte damit: 'Ich hatte Angst vor Entdeckung.' Nachdem das alles geschehen war, legte sich das Mädchen nicht etwa ins Bett, sondern ging an die Arbeit, denn es mußte befürchten, die Stelle zu verlieren. Bis zum Abend arbeitete die R., mit aller Anstrengung hielt sie sich aufrecht, bis sie nicht mehr weiter konnte. Sie warf sich auf die Bettstelle und schrie vor Schmerzen. Der Arzt wurde geholt, der die blutige Wäsche sah und sofort wußte, was geschehen war. Das Mädchen wurde ins Krankenhaus geschafft. Die Polizei stellte an der Kindesleiche Kopfverletzungen fest. Die Beschuldigte wurde gefragt, ob sie dem Kinde diese Verletzungen beigebracht habe. Sie bejahte alles. Die Sachverständigen stellten vor Gericht fest, daß die Verletzungen davon herrührten, daß das Kind bei der Geburt auf den Zementfußboden fiel. Davon wußte die Angeklagte nichts, weil sie, wie gesagt, sinnlos vor Schmerzen war. Trotzdem nahm das Schwurgericht an, daß Marta R. mit voller Überlegung ihr Kind erwürgt habe und verurteilte sie wegen Kindestötung zu zwei Jahren Gefängnis.*

Der zweite Bericht hat folgenden Wortlaut: „Das frisch vom Lande nach Berlin gekommene arbeitsame und brave Hausmädchen Hedwig B. kann, wie es auch das Schwurgericht II im Urteil annahm, als ein Opfer der Großstadt betrachtet werden insofern, als sich hier leichter die Gelegenheit bot, Männerbekanntschaften zu machen. Die damals 22jährige Hedwig war im Herbst 1925 nach Berlin in Dienst gekommen. Gegen Weihnachten machte sie auf einem Spaziergang die Bekanntschaft eines Herrn, und es kam schließlich zu intimeren Beziehungen. 'Ich habe mir nichts dabei gedacht.' Dann hat sie noch mehrere Männer kennengelernt, aber immer nur vorübergehend sich mit ihnen eingelassen, weil sie hinterher Angst vor den Folgen bekam. Daher wußte sie auch keinen der Namen und auch nicht den des Vaters des Kindes. Aus Scham, den Vater nicht zu kennen, hat sie zunächst einen Namen erfunden. Als sie sich Mutter fühlte, hätte sie sich keinen Rat gewußt. Nach Hause durfte sie nicht; denn ihr Vater hatte ihr bei der Abreise gedroht, sie hinauszuerwerfen, wenn es ihr etwa ebenso gehen sollte wie der älteren Schwester. Nach der Entbindung wurde sie von ihrer Dienstherrschaft ins Krankenhaus geschafft und kam dann mit dem Kinde ins Mutterheim. Hier sei ihr, so sagte sie unter Tränen, die Zukunft immer durch den Kopf gegangen; da habe sie in einem Zimmer eine Flasche stehen sehen. Sie hätte gewußt, daß es etwas Scharfes sei und habe dem Kind davon den Rest in den Mund geschüttet. Ihre Hoffnung sei gewesen, daß das Kleine ruhig sterben werde, ohne daß es jemand merke, so daß es die Sorge los gewesen wäre. 'Das Kind fing leise an zu weinen, da ließ ich es liegen und ging zu Tisch. Ich hatte mir nicht

überlegt, daß ich so etwas Schweres getan habe.' — Vorsitzender: 'Wenn Sie das Kind sterben lassen?' — Angeklagte: 'Nein, aber daß es herauskommen könne, und daß ich wegen Mordes angeklagt werden würde.' — Vorsitzender: 'Haben Sie das Kind nicht lieb gehabt?' — Angeklagte: 'Das wohl, aber ich wußte mir nicht zu helfen.'

Da die Tat erst nach elf Tagen verübt worden ist, so wurde sie von der Anklage nicht als Kindesmord, hervorgerufen unter der seelischen Depression nach der Geburt, bewertet, sondern als Mord. Medizinalrat Dr. Dyrenfurth meinte jedoch, daß auch noch kurze Zeit nachher eine seelische Depression andauern könne, deren nachteilige Wirkungen dem nach §217 für Kindesmord bewerteten Zustande gleichkämen. Der Staatsanwalt verlangte die Verurteilung der Angeklagten wegen Totschlags zu sechs Jahren Zuchthaus, drei Jahren Ehrverlust. Das Schwurgericht war der Meinung, daß manches für die Überlegung bei der Tat spreche. Es lasse sich aber nicht verkennen, daß uneheliche Mütter, wenn sie mit ihrem Kinde wieder den ersten Schritt ins Leben machen, aus wirtschaftlichen Gründen außerordentlich erschüttert werden. Dieser Zustand sei aber nicht mit dem bei Kindesmord in Frage kommenden Zustande gleichzustellen. Da die Angeklagte aber, die ein arbeitsames, braves Mädchen sei und die in ländlichen Verhältnissen aufgewachsen war, ein Opfer der Großstadt geworden sei, so habe das Schwurgericht ihr mildernde Umstände zugebilligt. Die Angeklagte wurde wegen Totschlages zu drei Jahren Gefängnis unter Anrechnung von drei Monaten Untersuchungshaft verurteilt."

In dem dritten Bericht heißt es: „Vor dem Schwurgericht III innerhalb einer Woche nicht weniger als vier Verhandlungen wegen Kindestötung. Dieser Fall zeigt klar, daß der Schuldige nicht verurteilt wird, der strahlt im Glanz seiner bürgerlichen ‚Ehre‘. Verurteilt werden die jungen, unerfahrenen Dinger, die sich hingegeben haben. Da ist eine blutjunge Verkäuferin, die bei einem Schlächtermeister beschäftigt ist. Frau Meisterin verreist auf einige Wochen. Der Dicke, der erkannt zu haben scheint, daß das Mädchen noch unschuldig ist, nimmt — denn die Gelegenheit ist günstig — das zur Zeit der mittelalterlichen Feudalherrschaft geltende ‚ius primae noctis‘, das Recht der ersten Nacht, für sich in Anspruch, und das Mädchen, das seine Entlassung zu befürchten hat, fügt sich ihm als dem ersten Manne. Sie muß dann doch ihre Stellung aufgeben, als sie erkennt, daß sich Folgen bemerkbar machen; da sie sich vor den Angehörigen schämt, sucht sie sich eine Stellung auf dem Lande. Als es im Frühjahr soweit ist, begibt sie sich nach Berlin zurück, schleicht sich in einen der glänzenden Wohnpaläste am Kurfürstendamm, und dort auf dem Boden erwartet sie die schwere Stunde. Schmerzdurchschüttelt erwürgt sie nach eigener Angabe den Knaben, bedeckt die Leiche über und über mit Rosenblättern und schleicht sich wieder auf die Straße hinaus. Die Mutter des Kindes wird ermittelt. Vor Gericht sagt der Sachverständige, daß Würgemale nicht gefunden wurden; es wurde jedoch ein Schädelbruch festgestellt, der möglicherweise von einem Fall des Kindes herrührt. Übrig bleibt die eigene Angabe der Angeklagten. Das Sachverständigengutachten schließt Kindestötung aus, und der Staatsanwalt beantragt Freisprechung. Das Schwurgericht verurteilt das Mädchen dennoch, und zwar wegen versuchter Kindestötung, zu sechs Monaten Gefängnis."

An dem gleichen Tage, an dem eine linksstehende Zeitung diese Darstellung brachte, fand ich in einer rechtsstehenden das folgende Telegramm aus Chemnitz: „Hier wurde ein siebzehnjähriges Mädchen verhaftet, weil sie ihr lebensfähiges Kind gleich nach der Geburt in eine Düngergrube geworfen hatte, in der es erstickte. Auf dem Wege zur Polizeiwache warf sich die jugendliche Mörderin vor ein Lastauto und ließ sich überfahren. Sie wurde erheblich verletzt."

Wie die einzelnen Fälle von Kindesmord sich im Leben und vor Gericht etwa abspielen, möge noch ein wenig ausführlicher an einem letzten Beispiel gezeigt werden, das

mir wegen seiner Einzelheiten, Nebenumstände und Zusammenhänge besonders lehrreich erscheint. Es handelt sich um eine Gerichtsverhandlung, die am 2. Juli 1924 wegen Kindesmord und Verbrechens gegen das keimende Leben vor dem Wiener Schwurgericht stattfand.

Angeklagt war das achtunddreißigjährige Stubenmädchen Marie Sch. (in der Mehrzahl der Fälle handelt es sich um Dienstmädchen), ihr Kind, das sie im Februar desselben Jahres geboren hatte, gleich nach der Geburt erwürgt zu haben. Im Laufe der Untersuchung, die gegen sie eingeleitet wurde, kam zutage, daß sie bereits im Jahre 1922 eine Frucht- abtreibung vorgenommen hatte. Erst hatte sie versucht, die gewünschte Wirkung durch Einnehmen von gekochten Rosenblättern und Gebrauch von Senffußbädern herbeizuführen. Als ihr dies nicht gelang, nahm sie aus dem Keller Arsenik, das dort als Rattengift ausgestreut war, kochte es in Milch und trank diese Flüssigkeit. Die Folge war eine schwere Erkrankung, bei der auch die Leibesfrucht abging. Dieses Verbrechen gestand Marie Sch. auch in der Verhandlung ein, während sie den Kindesmord, den sie in der Untersuchung zugegeben hatte, in der Hauptverhandlung bestritt. Sie sagte jetzt, sie habe damals nicht gewußt, was sie tat. Die Anklage legte ihr jedoch zur Last, sie habe den Kindesmord schon dadurch vorbereitet, daß sie ihre Schwangerschaft noch bis in die letzten Tage vor der Geburt verheimlichte. Der Vater des getöteten Kindes ist ihr um 18 Jahre jüngerer Geliebter Rudolf K., der bei derselben Familie, bei der die Angeklagte als Stubenmädchen lebte, als Diener beschäftigt war. Die Angeklagte hat vor dem Verhältnis mit K. bereits zwei Kinder geboren. Das eine ist verunglückt, das andere, ein vier- jähriger Knabe, ist bei ihrer Mutter in Pflege.

Die Angeklagte ist eine mittelgroße Person, einfach gekleidet, mit dunklem, gescheiteltem Haar. Auf die Frage des Vorsitzenden, ob sie sich schuldig bekenne, sagt sie unter leisem Weinen: „Ja“. Sie erzählt dann ihr Vorleben. Sie ist die Älteste von zehn Geschwistern, war zuerst Fabrikarbeiterin und zuletzt Stubenmädchen bei einer Familie. Mit 22 Jahren hatte sie das erste Liebesverhältnis. Im Jahre 1908 brachte sie einen Knaben zur Welt. Das Kind, das bei der Großmutter in Pflege war, lief eines Tages zum Fabrikbach, fiel hinein und ertrank. Die alte Frau wurde damals angeklagt, aber freigesprochen. Den Vater des anderen Kindes, das noch lebt, will sie nicht nennen. Den K. lernte sie vor drei Jahren kennen. Sie war damals 35, er 17 Jahre alt. Als sich die Folgen des Verhältnisses zeigten, sagte er zu ihr, sie solle schauen, sich das Kind wegnehmen zu lassen. „Ich war damals ganz in Verzweiflung,“ sagte die Angeklagte. — Vorsitzender: „Warum?“ — Angeklagte: „Es hat niemand mit mir gesprochen, weil alle über das Verhältnis böse waren.“ — Vorsitzender: „Wer hat Ihnen das Mittel mit dem Arsenik geraten?“ — Angeklagte: „Ein bekanntes Fabrikmädel. Die hat es später auch angewendet, ist aber daran gestorben.“ — Vorsitzender: „Die hat Ihnen aber einen furchtbaren Rat gegeben. Der Fall, der bei Ihnen eingetreten ist, daß das Kind abgetrieben wurde und die Mutter am Leben bleibt, ist selten. Gewöhnlich geht die Mutter mit.“

Auch bei der folgenden Schwangerschaft, erzählt die Angeklagte, habe der Geliebte fortwährend in sie gedrängt, sich das Kind nehmen zu lassen. Er war auch dagegen, daß sie zu ihrer Mutter gehe, um dort zu entbinden. Deshalb blieb sie in Wien; einige Tage vor der Geburt des Kindes fuhr die Familie B. zufälligerweise nach Burgau. Die Angeklagte schildert dann mit zitternder Stimme, wie die Geburt vor sich ging. Sie war damals ganz allein im Hause. — Vorsitzender: „Haben Sie dem Kinde nichts gemacht?“ — Angeklagte: „Ich habe es nicht gewürgt.“ — Vorsitzender: „Sie haben aber dem Untersuchungsrichter gegenüber und auch bei der Polizei ausdrücklich zugegeben: Ich habe das Kind gewürgt, in der Absicht, es zu töten.“ — Angeklagte: „Verzeihen hoher Gerichtshof, ich war in furchtbarer Aufregung. Ich wollte es nicht töten.“ — Vorsitzender: „Haben

Sie es getan?" – Angeklagte: „Ich kann mich nur erinnern, daß ich zugegriffen habe. Ich habe ihm nichts gemacht.“ – Vorsitzender: „Ist Ihnen der K. sehr nachgelaufen?" – Angeklagte: „Nein, ich bin ihm nachgelaufen.“ – Vorsitzender: „Ich will Ihnen nicht weh tun, aber so einen jungen Burschen..." – Die Angeklagte erzählt dann, sie habe dem K. am Tage nach der Geburt gesagt, daß das Kind tot sei. Ob sie es getötet habe, oder ob es eine Totgeburt gewesen sei, habe sie ihm nicht gesagt. Der Vorsitzende teilt den Geschworenen mit, daß gegen K. ein Strafverfahren wegen Beihilfe zur Fruchtabtreibung anhängig ist.

Auf Befragen des Verteidigers erzählt die Angeklagte, daß sie für ihr erstes Kind ganz allein gesorgt habe und für das zweite noch lebende Kind den allergrößten Teil ihrer Einkünfte verwende. Sie habe weder vom Vater des ersten noch von dem des zweiten Kindes jemals etwas erhalten, und K. habe ihr gesagt, daß er nichts für das Kind tun könne. Die Geschworenen beantworteten die erste Hauptfrage auf Verbrechen des Kindesmords mit neun Stimmen Ja gegen drei Stimmen Nein. Die Eventualfrage auf fahrlässige Tötung entfiel. Die zweite Hauptfrage auf Verbrechen gegen das keimende Leben wurde einstimmig bejaht. Auf Grund dieses Spruchs verurteilte das Gericht die Angeklagte zu zweieinhalb Jahren schweren Kerkers, verschärft durch hartes Lager am 17. Februar jedes Jahres. Die Angeklagte begann bei der Urteilsverkündung krampfhaft zu schluchzen und wankte, gestützt auf den Arm eines Justizbeamten, aus dem Saal. Der Verteidiger behielt sich Bedenkzeit offen.

Über die Hinzuziehung eines Sachverständigen enthält der vorliegende Bericht nichts. Diese aber sollte in keinem Falle von Kindesmord verabsäumt werden. Es ist sehr beachtlich, was *Wulffen* in „Das Weib als Sexualverbrecherin" schreibt: „Im Anblicke des geborenen Kindes, bei seiner Pflege, bei seinen Lebensäußerungen und bei seinem Wachstum kommt das Muttergefühl zur Entfaltung. Wird das Kind geboren, aber verheimlicht und in lebensgefährdender Weise beiseite gelegt, oder wird es in den Betten gar erstickt oder erwürgt, so haben heftige Gemütskämpfe (Scham vor Schande, Verzweiflung über den treulosen Vater, Furcht vor der Aufzierung des Kindes usw.) die Regungen des Muttergefühls unterdrückt. Kommt es zu besonderen Gewalthandlungen gegen das Kind, so ist durch die Geburtsschmerzen und die durch die Schmerzen erregte seelische Stimmung die weibliche Grausamkeit geweckt worden, die an dem neuen Erdenbürger verzweifelte Rache nimmt. Besonders bei pathologischen Geburtszuständen kann die Grausamkeit sich in Wildheit äußern.“

Insbesondere ist die Hinzuziehung sexualwissenschaftlich geschulter Sachverständiger in jedem Fall einer sogenannten Abtritts- oder Eimergeburt erforderlich. Bei unerfahrenen Mädchen und Frauen kommt es nämlich nicht selten vor, daß der Druck des Kindskopfes nach unten für Stuhldrang und die Wehen für Koliken gehalten werden. Die Kreißende sucht dann den Abtritt auf oder setzt sich auf einen Eimer, kommt dort ohne sachkundige Hilfe (und „ohne recht zu wissen, was eigentlich vorgegangen ist“) heimlich nieder, und es ist keineswegs leicht, nun nachträglich festzustellen, ob eine unbeabsichtigte, fahrlässige oder beabsichtigte Tötung des in den Exkrementen (= Ausscheidungen des Darms und der Blase, von *excerno* = ausscheiden) der Frau erstickten Kindes vorlag.

Auch der Obduktionsbefund (= Leichenuntersuchung) ist dafür nicht immer ein so sicherer Beweis, wie von manchen angenommen wird. Selbst die Lungenprobe — eine Lunge, die bereits geatmet hat, schwimmt lufthaltig auf der Wasseroberfläche, eine, die noch nicht geatmet hat, sinkt unter — kann zu Trugschlüssen führen. Wie vorsichtig man sein muß, möge der folgende Fall zeigen, den *M. Hofmeier* in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ (vom 31. Dezember 1926) mitteilt: Frau R. in E. war angeklagt, ihr Kind einige Stunden nach der Geburt durch Erstickung umgebracht zu haben. Schon bei ihrer ersten vorehelichen Schwangerschaft befand sie sich in Untersuchung wegen „Beiseiteschaffung“ des Kindes. Doch wurde das Verfahren eingestellt. Jetzt lebt sie in Unfrieden mit ihrem Mann von ihm getrennt. Die jetzige Geburt erfolgte rechtzeitig um halb neun Uhr morgens in Gegenwart von mehreren Zeuginnen; das Kind schrie gleich kräftig; mehrere Zeuginnen gingen sehr oft in dem Zimmer ein und aus; um halb eins machte die Mutter Fr. R. die Zeugin B. darauf aufmerksam, daß sie keinen Atem mehr bei dem Kinde spüre; diese aber stellte fest, daß das Kind dennoch lebte; nach einer viertel bis einer halben Stunde stellte aber dieselbe Zeugin fest, daß das Kind ganz blau war und nicht mehr atme.

Ein vom Landgerichtsarzt eingefordertes Gutachten lautete dahin, daß der Tod infolge von Erstickung durch Zudecken mit der Bettdecke erfolgt sein könne, und daß dies von der Angeklagten in leichter Weise bewerkstelligt werden konnte, so daß also, da andere Todesursachen nicht nachweisbar wären, angenommen werden müßte, daß die Mutter das Kind durch Entziehen der Luftzufuhr erstickt habe. Darauf wurde die Anklage erhoben, in welcher „Tod durch Erstickung“ als erwiesen angenommen wurde, besonders auch auf Grund des in dem Gutachten betonten Befundes der Blutpunkte auf den Lungen und dem Schädeldache. Die Absicht (vorsätzlich, jedoch ohne Überlegung) wurde aus den Nebenumständen gefolgert.

Vor der Hauptverhandlung verlangte aber das Gericht noch ein Obergutachten darüber, ob es „außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liege“, daß das Kind auf andere Weise als durch Erstickung durch die eigene Mutter gestorben sein könne.

Dieses von *Hofmeier* erstattete Obergutachten lautete:

„Der Aufforderung des Herrn Untersuchungsrichters, ein Obergutachten darüber abzugeben, ob es außerhalb des Bereichs der Möglichkeit liegt, daß das Kind der p. R. auf andere Weise als durch Erstickung, herbeigeführt durch die eigene Mutter des Kindes, gestorben sein könne“, kommen wir in folgendem nach.

Die Behauptung, daß das fragliche Kind nur infolge einer Erstickung gestorben sein könnte, gründet sich objektiv ausschließlich auf den Sektionsbefund, durch welchen bei vollständigem Mangel jeder anderen verständlichen Todesursache gewisse positive Befunde in den Lungen und den Luftwegen festgestellt wurden, welche als in dieser Beziehung beweisend angesehen werden. Dem in der Anklageschrift hervorgehobenen Befund von Blutpunkten in den Scheitelbeinen kann eine Bedeutung nicht zuerkannt werden, da diese sich bei vielen in Schädellage geborenen Kindern finden und zu den gewöhnlichen Erscheinungen bei der Geburt gehören. Was nun den Befund an den Brustorganen anbelangt, so muß von vornherein bemerkt werden, daß derselbe in wesentlichen Punkten leider sehr wenig genau geschildert ist. So ist von der Lunge selbst gesagt, sie sei ‚etwas zurückgesunken, schwammig, elastisch, rotgefärbt‘ (fleischfarben) und weiter, ‚daß beim Einschneiden der Lunge unter Wasser Luftbläschen hervorkommen und die unteren Lungenlappen etwas weniger stark lufthaltig sind als die oberen‘.

Die Lungen eines kräftigen Kindes aber, das kräftig geschrien und einige Stunden normal geatmet hat, wie es hier der Fall war, pflegen hellrot marmoriert auszusehen, sind nicht zurückgesunken und überall gleichmäßig lufthaltig. Ein besonderer augenfälliger und ungewöhnlicher Blutreichtum der Organe der Brusthöhle ist zum mindesten nicht

hervorgehoben, wohl aber der Befund der über beide Lungen reichlich verteilten runden, überstecknadelkopfgroßen Blutpunkte. Ein ähnlicher Blutpunkt wurde auch auf dem Herzen gefunden. Derartige Blutaustritte aus den Organen der Brusthöhle gelten allerdings im allgemeinen als Zeichen eines stattgehabten Erstickungstodes, können aber keinesfalls als Beweis dafür angesehen werden, daß eine Behinderung des Atmens durch gewalttätige Einwirkung von seiten eines anderen stattgefunden hat oder überhaupt für eine bestimmte Art des Erstickungstodes sprechen (siehe *Maschka*: Handbuch der gerichtlichen Medizin, Bd. I, S. 581). Es kann ihr Vorhandensein ebensowenig als ein stringenter (= feststehender) Beweis für die Erstickung nach der Geburt, wie ihr etwaiges Fehlen als ein Beweis dagegen angesehen werden. Sie finden sich sowohl bei Kindern, die vor der Geburt, während der Geburt und nach der Geburt gestorben sind, wenn infolge von Sauerstoffmangel das Kind Atembewegungen macht, ohne daß Luft oder doch genügend Luft in die Lungen einströmen konnte. Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß Kinder, welche scheinbar ganz lebensfrisch nach einer leichten Geburt zur Welt kommen, nicht ohne eine bestimmte Ursache sterben, so ist der Nachweis dieser Ursache durch die Obduktion, das heißt durch die oberflächliche Betrachtung der inneren Organe, nicht immer ohne weiteres zu erkennen. So kommen zum Beispiel Veränderungen in der Lunge vor: die sogenannte weiße Hepatisation (= Leberartigkeit, von ἥπαρ = Leber), bei der scheinbar ganz normale Kinder nach einigen Stunden vergeblicher Atmungsanstrengung unter andauerndem und zunehmendem Blauwerden zugrunde gehen; es kommen aber auch gelegentlich nur mikroskopisch nachweisbare Veränderungen an den inneren Organen vor, wie uns wiederholt eigene Beobachtungen gezeigt haben (siehe *Hofmeier*: M. M. W. 1903, Nr. 35), bei denen gleichfalls in den ersten Stunden nach der Geburt die Kinder ohne jede äußere Einwirkung allmählich zugrunde gehen. Auch sind Fälle beobachtet, in denen neugeborene und sonst völlig gesunde Kinder dadurch langsam und im Schlaf zugrunde gingen, daß das sogenannte Zäpfchen in den Rachen und Kehlkopf gelangt war und diesen verlegt hatte. Der Tod erfolgt in diesen Fällen auch stets unter zunehmendem Blauwerden bei röchelnder Atmung und *ist schließlich auch nichts anderes als ein Erstickungstod, aber ohne äußere Einwirkung*. Der durch die Obduktion festgestellte Befund an den kindlichen Organen läßt eine solche Möglichkeit in dem vorliegenden Fall durchaus zulässig erscheinen und kann, da eine genauere Untersuchung der Organe nicht vorgenommen ist, jedenfalls nicht ausgeschlossen werden. Dazu kommt, daß nach den wiederholt bestätigten Zeugenaussagen das Kind um halb ein Uhr noch gelebt hat (Zeugin B.), während es nach etwa einer viertel bis halben Stunde bereits tot war, das heißt, es müßte die Mutter in dieser kurzen Zeit das Kind gewaltsam erstickt haben. Durch ein etwas stärkeres Überdecken des kindlichen Kopfes bei einem so kräftigen Kind ist dies aber in der kurzen Zeit nicht wohl möglich; es müßte dies schon durch eine völlige gewaltsame Verschließung von Mund und Nase mit der Hand oder mit Bettstücken geschehen sein. Denn so leicht stirbt sonst ein neugeborenes kräftiges Kind nicht. Ganz abgesehen aber von der Unwahrscheinlichkeit, daß die Mutter sich zur Ausführung eines solchen Vorhabens doch wohl kaum einen Zeitpunkt ausgesucht haben würde, wo fortwährend Nachbarinnen bei ihr ein und aus gingen, spricht eben der Obduktionsbefund durchaus nicht für eine solche plötzliche Erstickung. Denn hierbei pflegen die Erstickungserscheinungen stets sehr ausgesprochen zu sein, entsprechend den sehr intensiven kräftigen Atemanstrengungen der Kinder. Auch muß es psychologisch doch höchst unwahrscheinlich erscheinen, daß die Mutter, wenn sie die Absicht hatte, das Kind umzubringen, noch eine Viertelstunde vorher die Zeugin B. auf das Kind aufmerksam machte, indem sie äußerte, daß ihr scheine, „das Kind habe keinen Atem mehr“ (S. 29); damals wimmerte das Kind nur noch leise.

So auffallend also auch unter den allgemein begleitenden Umständen es erscheinen muß, daß das Kind bald nach der Geburt verstorben ist, so müssen wir doch zu dem Endurteil kommen, daß eine Erstickung durch äußere Einwirkung durch das Obduktionsprotokoll nicht sicher erwiesen erscheint, und daß es auch durchaus nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegt, daß das Kind aus anderen Ursachen gestorben ist.*

Das Verfahren wurde eingestellt. Wie leicht aber hätte auf das bloße Gutachten des Gerichtsarztes hin die Frau als Kindesmörderin verurteilt werden können!

Unser jetziges Strafgesetzbuch behandelt die Kindestötung im § 217 usw. vor dem Abtreibungsparagraphen. Die Bestimmung lautet: „Eine Mutter, welche ihr uneheliches Kind in oder gleich nach der Geburt vorsätzlich tötet, wird mit Zuchthaus nicht unter drei Jahren bestraft. Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter zwei Jahren ein.“ Wesentlich ist, daß das Gesetz nur für uneheliche Kinder gilt und sich auch nicht auf solche bezieht, die vor der Ehe von dem Bräutigam oder in der Ehe von einem andern Manne gezeugt wurden. Für diese liegt einfach Mord oder Totschlag vor. Der neue deutsche Strafgesetzentwurf von 1919 und 1924 hat die Strafandrohung gegen den Kindesmord insoweit gemildert, daß, während bisher drei bis fünfzehn Jahre Zuchthaus und bei mildernden Umständen Gefängnis nicht unter zwei Jahren angedroht wurden, in Zukunft ein bis zehn Jahre Zuchthaus und bei mildernden Umständen Gefängnis nicht unter drei Monaten vorgesehen ist.

Von Männern verübter Kindesmord kommt selten vor. Immerhin nicht ganz so vereinzelt, wie man zunächst anzunehmen geneigt ist. Havelock *Ellis* gibt in dem Kapitel „Krankhafte psychische Phänomene“ seines Buches „Mann und Weib“ folgende Statistik: „Kindesmord ist das Verbrechen, das die Frauen im größten Gegensatz zu den Männern zeigt; in Italien zum Beispiel verüben es 100 Männer im Verhältnis zu 477 Frauen.“ Er fügt hinzu, daß, wenn ein Mann dieses Verbrechen begeht, „er es meistens aus Veranlassung einer Frau tut“. Gelegentlich kommt es aber doch vor, daß ein Mann auch unbeeinflusst vom Weibe ein neugeborenes Kind tötet; so ging in letzter Zeit in kurzem Abstand voneinander durch die Tagespresse die Meldung von zwei Fällen, in denen ein Mann (beide Male waren es Erwerbslose) sein uneheliches Kind getötet hatte, um sich der Alimentationspflicht zu entziehen. In einem dritten Fall (Gustav *Meyrink* schildert in einer Novelle einen ähnlichen) brachte ein Mann ein Kind im Affekt um, als er über die ihm zugeschobene Vaterschaft in Zorn geriet, die er für ausgeschlossen hielt. Vollkommen ändert sich das Bild, wo es sich um Ermordungen von Kindern handelt, die bereits das erste Lebensjahr überschritten haben. Hier, wo sexuelle Lustmotive vorherrschen, kommen fast niemals Täterinnen in Betracht (der Fall der von mir begutachteten Kindesdoppelmörderin Käthe Hagedorn in Duisburg bildet eine sehr große Ausnahme), sondern ganz überwiegend männliche, meist erblich schwer belastete Psychopathen. Mit vollendeter Meisterschaft, in der charakterologischen Erfassung der Personen (die, wie die englische Zeitschrift „The Observer“ richtig bemerkt, an die besten Kunstwerke *Dostojewskis* erinnert) hat die Dichterin Rahel *Sanzara* einen solchen Fall in dem Roman „Das verlorene Kind“ (Ullstein-Verlag 1926) dargestellt.

Empfängnisverhütung, Fruchtabtreibung und die Vernichtung der Neugeborenen (einschließlich fahrlässig oder absichtlich herbeigeführter Säuglingssterblichkeit) haben letztlich den gleichen Ursprung: *die Furcht vor dem Kinde, die Flucht vor dem Kinde.*

Wir haben uns zwar gewöhnt, die Gradstufen dieser Erscheinung recht verschieden zu beurteilen, und das ist auch verständlich und richtig, denn es ist immer-

hin ein beträchtlicher Unterschied, ob die Samenzelle vor ihrem Eintritt in den Muttermund oder ob die von ihr bereits befruchtete Eizelle, ob der noch nicht oder bereits lebensfähige Embryo, ob das eben geborene oder schon ernährte Kind zerstört wird. Die letzten Ursachen aber, aus denen diese Lebenszerstörung quillt, sind nicht so verschieden, es sind nicht, wie so viele Moraltheoretiker und Sittlichkeitsfanatiker uns glauben machen möchten, allerlei schlechte und böse Eigenschaften, sondern die Angst vor der Zukunft und den Menschen. Meist ist das Verantwortungsgefühl dieser Menschen nicht vermindert, sondern vermehrt. *Lasten, nicht Laster gilt es zu bekämpfen.*

Daher kommt für jeden, der auf dem Gebiet der Geburtenregelung eine wirkliche Besserung erzielen will, auch nur eine Beseitigung von Ursachen in Frage, keine Bestrafung der Wirkungen. Was die Strafwürdigkeit der einzelnen Methoden, welche zur Verminderung der Kinderzahl angewandt werden, betrifft, so ist im wesentlichen zurzeit nur noch ein Punkt umstritten – allerdings sehr umstritten:

die Strafbarkeit der Fruchtabtreibung.

Darüber, daß die Empfängnisverhütung nicht bestraft und die bewußte Kindes-tötung nicht straflos ausgehen darf, sind sich wohl fast alle einig. Nur bei der Abtreibung scheiden sich die Geister in drei Gruppen: diejenigen, die sie stets, und diejenigen, die sie niemals bestraft sehen möchten, und eine dritte Gruppe, die sie gewissermaßen zwischen den angrenzenden Gebieten, der straflosen Empfängnisverhütung und der strafbaren Kindestötung, aufteilen möchte.

Ich selbst gehöre zu denen, die sich im Laufe der Zeit in immer höherem Grade zu der Überzeugung durchgerungen haben, daß unsere Abtreibungsgesetze (auch in der jetzigen gemilderten Form) unhaltbar sind. Maßgebend dabei waren für mich nicht die theoretischen Erwägungen: Ist die Frucht bereits ein Mensch oder nicht, ist sie eine Rechtspersönlichkeit oder nicht? Vielmehr gaben schließlich praktische Gründe den Ausschlag, und zwar im wesentlichen drei: Erstens die Undurchführbarkeit des Gesetzes, zweitens sein zweifelloser Klassencharakter (fast nie hörte ich von einer Dame aus wohlhabenden Kreisen, die wegen Abtreibung ins Gefängnis kam, um so häufiger von Arbeiterinnen und Dienstboten) und drittens der furchtbare Schaden, welchen der Abtreibungsparagraph dadurch anrichtet, daß er zwar nicht abschreckt, dagegen viele Tausende gesunder Frauen einer sachgemäßen Behandlung entzieht und sie dadurch in der Blüte und auf der Höhe des Lebens knickt. Wenn Ärzte, die solche Fälle kennen, sich dennoch oder gerade deswegen, um Abtreibungsfolgen zu verhindern, für die Bestrafung einsetzen, übersehen sie, daß in Wirklichkeit überhaupt nicht die Tat selbst, sondern nur ein ungewöhnlich großer Zufall bestraft wird. Auch der Einwand von Oberreichsanwalt *Ebermayer*, daß bei anderen Vergehen, wie Diebstahl, ebenfalls nur ein geringer Prozentsatz der wirklich vorkommenden Fälle getroffen wird, kann nichts an dieser Auffassung ändern, da es sich beim Diebstahl um keinen umstrittenen Tatbestand handelt und nicht um

schwerwiegende Gesundheitsschädigungen als unmittelbare Wirkung eines unrichtigen oder in seiner Richtigkeit angezweifelten Gesetzesparagraphen.

Um in dieser bedeutsamen Frage so objektiv wie möglich vorzugehen, wollen wir noch einmal kurz die Gegengründe zusammenfassen, die man gegen die Geburtenregelung im allgemeinen und die Aufhebung der Abtreibungsbestimmung im besonderen geltend gemacht hat:

I: Der asketische Einwand: Jeder Geschlechtsverkehr, der nicht zum Zwecke der Fortpflanzung vorgenommen wird, sei niedrige Fleischeslust, daher seien auch die empfängnisverhütenden Mittel als „Gegenstände zu unzüchtigem Gebrauch“ verwerflich und die Fruchtabtreibung ein schweres Verbrechen. Wir glauben in der „Geschlechtskunde“ die Voraussetzungen, auf denen dieser Einwand beruht — die Lehre von dem alleinigen Fortpflanzungszweck des Geschlechtslebens —, als irrtümlich erwiesen zu haben. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, kann diese Auffassung in der modernen naturwissenschaftlich eingestellten Sexualwissenschaft auch bereits als herrschende angesehen werden.

Daß sich in diesen grundlegenden Ansichten allmählich selbst in streng katholischen Kreisen eine gewisse Wandlung Bahn bricht, geht aus dem (1925 bei Kösel und Pustet in München erschienenen) Buch „Harmonien und Disharmonien des menschlichen Trieb- und Geisteslebens“ hervor, das Dr. med. Rhaban *Lierß* seinem „Diözesanbischof, dem Hochwürdigsten Herrn Dr. Augustinus *Kilian*, Bischof von Limburg“, gewidmet hat. In diesem Werke heißt es: „Der eheliche Verkehr an sich beruht nicht auf der Absicht des Kinderzeugens, sondern stellt eine Form des Liebkosens und so ein Mittel des Ehegenusses dar. So wird er wohl auch naturgewollt sein. Die andere Auffassung führt zu natürlichen Unmöglichkeiten und Ungeheuerlichkeiten, zum Beispiel zum Verbot der ehelichen Liebkosungsform während der Schwangerschaft, wo die Empfängnismöglichkeit ausgeschlossen ist, wie überhaupt in all den Fällen, wo Unfruchtbarkeit besteht. Der als Vorbild vorgeschlagene Brauch, weder mit der schwangeren noch mit der stillenden Frau zu verkehren, würde dies Liebkosen etwa auf die Zahl einmal alle zwei Jahre beschränken, was einfach unmöglich ist. Das Aufstellen von Vorbildern jeder Art, die zu hoch sind, um wirklich erreicht zu werden, ist nicht ratsam, da sie unwahres Wesen schaffen oder entmutigen. Man stellt hier überhaupt besser keine zeitliche Regel auf, sondern beschränkt sich bei der Erziehung zur Ehe mehr auf den allgemeinen Rat des Maßhaltens. Der Schöpfer verbindet mit all dem das Erhalten des Menschengeschlechts. Allein das Sinnbild ehelicher Menschenliebe ist nicht nur hierfür da, wie auch Geschmack und Geruch als menschliche Sinne nicht nur zum Erhalten des Menschen, sondern auch zu seiner körperlichen Genußfähigkeit gehören. Sonst dürften ein Glas Wein und der Duft einer Blume nur genossen werden, wenn das Erhalten des Menschen damit verbunden wird. Vermehren und Erhöhen des körperlichen Wohlbefindens gehören gleichfalls zu den erlaubten Lebensaufgaben und im gleichen Sinn jegliches Liebkosen der Eheleute untereinander, wenn es das ‚Zwei-in-einem-einzigen-Fleisch‘ in dem Genuß erhöht.“ *Lierß* scheint über die Absichten des Schöpfers in dieser Beziehung besonders gut unterrichtet zu sein, denn er fügt hinzu: „Es mag dies ein freudvoller körperlicher Ersatz für die vielen Sorgen bedeuten, die das Elternleben in sich schließt, körperliche und seelische Lasten, die unvergleichlich größer sind, als das Entbehren bedeutet, das ihr Enthaltenssein den Unverheirateten auferlegt.“ Mit anderen Worten: in zwei Jahren nur ein-

mal zu verkehren, ist für Verheiratete „einfach unmöglich“; jedem Unverheirateten soll es dagegen möglich sein, während des ganzen Lebens keinmal zu verkehren! Noch weiter in der Toleranz geht *Lierß* in den „Wanderungen durch das gesunde und kranke Seelenleben bei Kindern und Erwachsenen“, wo er (Seite 32) sogar für den „Fehltritt in bezug auf die eheliche Treue seitens des Mannes“ entschuldigende Worte („Richtet nicht! Alles verstehen heißt alles verzeihen“) findet.

II: Der bevölkerungspolitische Einwand, der bewußt oder unbewußt auf den Satz hinausläuft: „Das Vaterland braucht Soldaten“, oder „die Masse muß es bringen“. Auch dieser Einwand, der sich ebenso sehr gegen die Antikonzeption wie gegen Abtreibung richtet, ist in seiner Unzulänglichkeit bereits von uns gekennzeichnet worden.

Es wird in dieser Hinsicht, vor allem bei dem Vergleich der Geburtenziffern verschiedener Länder, meist viel zu wenig auf die Bevölkerungsdichte an und für sich Rücksicht genommen. So gehört Deutschland mit 127 Einwohnern auf das Quadratkilometer – vor dem Kriege waren es nur 120 – zu den bevölkertsten Ländern Europas. Selbst das fruchtbare Frankreich hat auf der gleichen Bodenfläche nur 72 Einwohner und Rußland nur 21. Wir wiesen auch bereits darauf hin, daß überall mit dem Rückgang der Geburten auch die Sterblichkeit, vor allem die Säuglingssterblichkeit, sehr erheblich gesunken ist. In Deutschland beispielsweise ist die Sterblichkeit, die vor dem Kriege 17,2 auf 1000 betrug, auf unter 12 zurückgegangen, ein Erfolg, den sich selbst die kühnsten Optimisten nicht träumen ließen. Die hauptsächlichsten Gründe dieser Besserung sind wohl die Fortschritte in der allgemeinen Gesundheitspflege, in der Körperkultur und der ärztlichen Kunst und der Umstand, daß jetzt viel mehr Menschen von der Krankenversicherung erfaßt werden als vor dem Kriege. Nicht nur, daß mit der Abnahme der Geburtenziffer überall fast automatisch ein starker Rückgang der Säuglings- und Kindersterblichkeit verbunden war (vor dem Kriege starb bei uns jeder dritte, jetzt nur jeder vierte Säugling), auch in den erwerbstätigen Altersklassen ist die Sterblichkeit stark gesunken, namentlich auch durch die Eindämmung großer verheerender Volksseuchen, wie der Tuberkulose (= Schwindsucht), der Syphilis und des Alkoholismus. Dadurch ist naturgemäß wieder die Zahl der Erwerbstätigen (aber auch der Erwerbslosen) gestiegen. In Deutschland gibt es trotz des Gebietsverlustes jetzt 4 1/2 Millionen erwerbstätiger Menschen mehr als in der Vorkriegszeit, wozu, außer der verlängerten Lebensdauer, allerdings auch noch viele andere Gründe beigetragen haben; wir nennen nur den Wegfall der Wehrpflicht, die Rückkehr der Auslandsdeutschen, die Ausdehnung der Frauenarbeit (so haben wir nach der Berufs- und Betriebszählung von 1925 auf 1,2 Millionen arbeitende Berliner 577 000 erwerbstätige Berlinerinnen. Bei der vorigen Berufszählung 1907 waren von 100 erwerbstätigen Personen 66 männlich, 34 weiblich), ferner die Inflation, durch welche Millionen, die sich zur Ruhe setzen wollten, genötigt wurden, weiter zu schaffen. Die schwierige Frage: Ist Deutschland (und Westeuropa überhaupt) überbevölkert oder nicht? beantwortet selbst ein so überaus vorsichtiger Bevölkerungspolitiker wie Professor Julius Wolf mit Ja.

III: Der sexualhygienische Einwand bezieht sich auf die Gesundheitsschädigungen, die sowohl empfängnisverhütende als fruchtabtreibende Mittel im Gefolge haben können. Dieser Einwand ist nicht unberechtigt, würde aber gerade durch die Freigabe der Geburtenregelung nahezu beseitigt werden, namentlich wenn man zwischen erlaubten und verbotenen (verhältnismäßig unschädlichen und schädlichen) Mitteln einen gesetzlichen Unterschied machen würde.

IV: Der ästhetische Einwand (von αἰσθησις = Empfindung). Bei vielen Menschen beiderlei Geschlechts besteht eine Abneigung gegen sämtliche empfängnisverhütenden Mittel und Methoden, weil diese in die zarte Naturschönheit des Liebesaktes etwas nicht Dazugehöriges, einen Fremdkörper hineintragen, der von ihnen als häßlich, unästhetisch, unnatürlich empfunden wird. Ich habe sowohl bei Männern als bei Frauen Fälle kennengelernt, in denen sich diese Antipathie zu einem so hochgradigen Antifetischismus steigerte, daß man lieber auf den Verkehr überhaupt verzichtete oder alle Folgen außer acht ließ, als daß man sich irgendeines Schutzmittels bediente.

V: Der hedonistische Einwand (von ἡδονή = Vergnügen) ist mit dem letztgenannten verwandt: die Annahme, daß nicht nur das seelische, sondern auch das körperliche Feingefühl durch die Antikonzeption Einbuße erleidet. Bei diesem Einwand spielen Überlieferung und Autosuggestion (= Beeinflussung durch eigene Vorstellungen) eine nicht unerhebliche Rolle. Man kann den Personen, die den vierten und fünften Einwand machen, entgegenhalten, daß es sich wohl lohnt, für zwei so lebenswichtige Zwecke, wie es die Verhütung von Schwangerschaft und die Vermeidung von Geschlechtskrankheiten sind, eine kleine Lustverminderung und Unbequemlichkeit in den Kauf zu nehmen. Es ist etwas viel vom Leben verlangt, daß es beides, ein Höchstmaß von Lust und ein Höchstmaß von Sicherheit, miteinander verbindet.

Wer dies gleichwohl begehrt, darf sich nicht wundern, wenn es ihm geht wie jenem Ehepaar, von dem Robert Michels (in „Die Grenzen der Geschlechtsmoral“, Frauenverlag München und Leipzig 1911) erzählt, daß es „jedes seiner fünf Kinder mit einem anderen Verhütungsmittel gezeugt hat“. Zweifellos ist das hedonistische Bedenken, die wirkliche oder angenommene Genußverminderung, ein Hauptgrund, daß immer neue „konkurrenzlose Schutzmittel“ auf den Markt geworfen werden, so erst kürzlich wieder von der Hamburger Gummiwarenfabrik Harpert „die gefaserte Panzerette“, welche die angeblich das Gefühl eines Fremdkörpers hervorrufende Glätte des Präservativs durch eine der natürlichen Beschaffenheit der Haut nachgebildete Äderung vermeiden will.

VI: Der eugenische Einwand endlich weist darauf hin, daß durch das Ein-, Zwei- und Dreikindersystem die Geburt vieler äußerst wertvoller Persönlichkeiten verhindert werden kann. Man führt an, daß der große Tonsetzer Johann Sebastian Bach ebenso wie Lessing das dreizehnte Kind, Mozart das siebente, Benjamin Franklin sogar das sechzehnte Kind seiner Eltern war, daß auch Immanuel Kant, Friedrich der Große und Bismarck vierte Kinder waren. Ich muß zugeben, daß es auf mich einen gewissen Eindruck machte, als ich auf der großen Düsseldorfer Gesolei-Ausstellung in der „Ausstellung der Kinderreichen“ die schönen Bilder der großen Persönlichkeiten sah, um welche die Welt ärmer wäre, wenn sich ihre Eltern des Präventivverkehrs bedient hätten – vielleicht einen um so tieferen Eindruck, als ich selbst (unter acht) das siebente Kind meiner Eltern bin, also unter dem Vorbeugungssystem ebenfalls nicht zur Welt und in die Lage gekommen wäre, die Werke zu verfassen, von denen ich immerhin

meine, daß sie für die Menschheit nicht ohne Nutzen sind. Man darf aber wohl annehmen, daß den nicht geborenen überdurchschnittlichen und bedeutenden Persönlichkeiten eine ungleich höhere Zahl verhinderter Minderwertiger und Unterdurchschnittlicher gegenübersteht, so daß der qualitative Verlust und Gewinn, welche der Menschheit aus der Geburtenregelung erwachsen, wohl einander die Wage halten dürften.

Treffend widerlegt auch Adele Schreiber in ihrem Vorwort zu Margarete Sangers „Neue Mutterschaft“ diesen Einwand mit den Worten: „Andere scheinbar überzeugende Gründe marschieren auf“ ... „Die Genies, die uns durch Empfängnisverhütung geraubt werden könnten – aber wer sagt uns, ob nicht vielleicht Genies im Schoß jener Millionen Unverheirateter schlummern, die von der Fortpflanzung ausgeschlossen werden? Oder ob die Genies sich unter den Todgeweihten befinden, die sterben müssen, weil Pflege, Sorgfalt, Notdurft fehlen? Oder wie viele geniale Begabung dieser Krieg tötete, vollends ein neuer Krieg vernichten würde, der sicher keine Rücksicht auf Genies nähme?“

Aus ähnlichen Gründen ist auch die von manchen Bevölkerungspolitikern geäußerte Befürchtung, es könnten durch den Geburtenrückgang in den oberen Schichten die unteren die Oberhand gewinnen und umgekehrt, abwegig. Diesen Wechsel zwischen auf- und absteigenden Familien innerhalb eines Volkes sollte man nicht durch Berechnungen zu beeinflussen suchen, sondern der freien, von „Standesinteressen“ unbeeinflussten Entwicklung überlassen. Die Menschheit hat ohnehin durch klassen- und kastenmäßige Gegensätze und Abschliefungen schon viel zuviel Schaden erlitten.

Aber selbst wenn wir dem einen oder anderen der gegen die willkürliche Geburtenregelung vorgebrachten Gründe eine gewisse Berechtigung nicht aberkennen und zugeben wollen, daß es schöner wäre, wenn sich der Geschlechtsverkehr beim Menschen wie im Tierreich ganz frei von gedanklichen und gegenständlichen Einschränkungen vollziehen würde, so steht doch zur Genüge fest, daß sich durch staatliche Gebote und Verbote hier nichts Nennenswertes erzielen läßt. Hier hilft nur die kausale Therapie: *die Beseitigung eines Übels durch Beseitigung seiner Ursachen*. Diese aber liegen teils auf wirtschaftlichem, teils auf geschlechtlichem Gebiet. Wir wissen, daß die unehelich Geschwängerten hauptsächlich abtreiben, weil sie die Schande, die ehelichen, weil sie die Sorge, beide, weil sie die Not fürchten. Ihr habt ihnen solange gesagt, Mutterschaft könne eine Schande, eine „Befleckung“ sein, bis sie sie als solche empfanden und sich mit aller Gewalt davon zu befreien suchten. *Nehmt den Schwangeren das Gefühl der Schande, der Sorge, der Furcht, der Not, dann treiben sie nicht mehr ab.*

Der Geburtensturz der letzten Jahrzehnte ist in der Hauptsache überall durch die starke Verminderung ehelicher Geburten bedingt. Die Anzahl der unehelichen Geburten (die in Deutschland seit langem ungefähr 180000 im Jahre beträgt) hat sich nur sehr wenig verändert; jedenfalls war sie vor Eintritt des Geburtenrückganges ebenso hoch wie nachher. Damit ist der Beweis erbracht, daß wir es bei der Verminderung der Kinderzahl mit einer Entwicklungsphase innerhalb der Ehe zu tun haben, womit

allerdings keineswegs gesagt sein soll, daß nicht bei unverheirateten Personen erst recht eine große Scheu vor den sogenannten „Folgen der Liebe“ besteht. Es wäre ja auch höchst verwunderlich, wenn es anders wäre bei der gesellschaftlichen Ächtung und Benachteiligung, denen sowohl die uneheliche Mutter als das uneheliche Kind immer noch ausgesetzt sind. Gelänge es, diese Furcht lediger Mütter vor dem Kinde zu beseitigen, was einen völligen Umschwung unserer Sexualanschauungen zur Voraussetzung hätte, dann würde sich die uneheliche Geburtenziffer sicherlich innerhalb kurzer Zeit verdoppeln und verdreifachen. Man geht nicht fehl, wenn man annimmt, daß gerade von den unehelichen Kindern mindestens zehnmal soviel an ihrer Entstehung verhindert oder im Mutterleibe vernichtet als geboren werden, zu schweigen von dem bethlehemitischen Kindermord der Pflegemütter, welche die Kinder nach der Geburt zu sich nehmen, um sie bald mit solcher Geschicklichkeit „eingehen“ zu lassen, daß ihnen kaum jemals etwas anzuhaben ist. Es liegen hier offenbar Ursachen vor, die schon lange vor dem ehelichen Geburtenrückgang wirksam waren, dazumal jedoch keine Beachtung fanden, weil das Unehelichenproblem zu den Erscheinungen gehörte, über deren Einzelheiten man gern hinwegging.

In der Meinung des Leipziger Nationalökonomen Franz *Eulenburg*, es gebe nur drei

Mittel gegen den Geburtenrückgang:

Minderung der Unfruchtbarkeit, Abnahme der Säuglingssterblichkeit, Senkung der Lebensmittelpreise, sind die sexualpsychologischen Gründe zu wenig berücksichtigt, wenngleich er nicht mit Unrecht darauf hingewiesen hat, daß das schnelle Abnehmen der Geburtenziffer mit der großen Verteuerung der gesamten Lebenshaltung des deutschen Volkes im Jahre 1906 zusammenfällt. Erst um die Jahrhundertwende griff das Vorbeugungssystem von der wohlhabenden Oberschicht auf das Proletariat über. In seinem ersten Jahrgang (1897) konnte noch der „Simplizissimus“ eine Karikatur mit der Unterschrift versehen: Die arme Frau: „Ach, gute Frau, schicken S' mir was; der Mann krank und acht hungrige Kinder z' Haus!“ Die reiche Frau: „Acht Kinder! Wie können Sie so über Ihre Verhältnisse leben! Wir haben nur drei.“ Heute, wo das Zwei- und Dreikindersystem sich gleichermaßen auf alle Stände verteilt, würde diese Satire kaum noch als solche empfunden werden können.

In Frankreich, dem klassischen Ursprungsland des Zweikindersystems, hat der „Verein für Hebung der Geburtenziffer“ dem Minister *Herriot* vor einiger Zeit ein Geburtenprogramm überreicht, das dieser von dem Verein eingefordert hatte. Die Vorschläge gehen davon aus, daß, um die französische Bevölkerung auf dem gegenwärtigen Stand zu erhalten, im Jahre 900000 Kinder geboren werden müßten. Bei der gegenwärtigen Zahl der Eheschließungen müßte jedes Ehepaar drei Kinder haben, wie dies auch noch bis zum Jahre 1896 die Regel war. Um die Familien zur Fortpflanzung zu ermutigen, soll ein Ausgleich in der Form getroffen werden, daß Familien mit weniger als drei Kindern Abgaben an eine staatliche Kasse leisten, aus der den Familien mit zahlreicherem Nachwuchs Erziehungsbeiträge für die Kinder gewährt werden. Das Programm fordert noch

eine Reihe anderer Begünstigungen, die nur Familien mit mehr als drei Kindern gewährt werden sollen. Wir können uns mit diesen französischen Vorschlägen auch für deutsche Verhältnisse durchaus einverstanden erklären. Überhaupt würde eine internationale Behandlung der ganzen Bevölkerungsprobleme sowohl in quantitativer als qualitativer Hinsicht (= nach Menge und Beschaffenheit der Geburten) manches für sich haben, namentlich ließe sich dadurch auch die militaristische Einstellung mildern, die einer ruhigen, sachlichen Würdigung der Bevölkerungsfragen nicht förderlich ist.

Zu ähnlichen Berechnungen wie die Franzosen gelangt auch für uns der führende deutsche Eugeniker Alfred *Grotjahn*. Die „*Grotjahnsche Regel*“, die „den erforderlichen Geburtenüberschuß gewährleisten und dabei doch die Rationalisierung des Fortpflanzungsgeschäftes und die Anwendung der Eugenik ermöglichen würde“, besagt:

„1. Jedes Elternpaar hat die Pflicht, eine Mindestzahl von drei Kindern über das fünfte Lebensjahr hinaus hochzubringen.

2. Diese Kinderzahl ist auch dann anzustreben, wenn die Beschaffenheit der Eltern eine Minderwertigkeit der Nachkommen erwarten lassen dürfte, doch ist in diesem Falle die Mindestzahl auf keinen Fall zu überschreiten.

3. Jedes rüstige Ehepaar hat das Recht, für jedes die Mindestzahl überschreitende Kind eine materielle Gegenleistung in Empfang zu nehmen, die von allen Ledigen und allen Ehepaaren, die aus irgendwelchen Gründen hinter der Mindestzahl zurückbleiben, beizusteuern ist.“

In weiterer Auswertung der *Grotjahnschen* Regeln gelangt der Hamburger Vererbungsforscher *Poll* zu folgender „Zeugeordnung in der Bevölkerung“:

„1. Jedes Ehepaar hat die Pflicht, eine Mindestzahl von vier Kindern bis zum dritten Lebensjahr aufzuziehen.

2. 10 v. H. der Elternpaare, die sich durch die beste Erb- und Aufzuchtstüchtigkeit auszeichnen, haben das Recht und die Pflicht, eine Mindestzahl von sechs Kindern zu erzeugen.

3. 10 v. H. der Elternpaare, die die schlechtesten Erb- und Aufzuchteigenschaften besitzen, sollen gar keine oder möglichst wenige Nachkommen hervorbringen.“

Professor *Lenz* in München berechnete für Deutschland nach dem Kriege folgende Erhaltungsziffern: „Das deutsche Volk geht an Menschenzahl nicht zurück, wenn jährlich auf 1000 Einwohner 21 Geburten kommen, oder auf 1000 Frauen zwischen 15 und 45 Jahren 90, oder auf 1000 Ehefrauen zwischen 15 und 45 Jahren 185, oder auf eine Frau in ihrem ganzen Leben 2,7, oder auf eine Ehefrau in ihrem ganzen Leben 3,6.“

Sicherlich muß, wenn der Überschuß der Geburten über die Todesfälle sich weiter so senkt wie bisher, der Zeitpunkt eintreten, wo das Verhältnis sich umkehrt und die Bevölkerung statt zu- abnimmt. Daran ändert auch nichts die erstaunliche Tatsache, daß in derselben Zeit, in der in Deutschland die Geburtenzahl von 37,9 auf 31,5 pro Tausend sank, der Geburtenüberschuß von 12,1 auf 14,2 stieg. Ein besonders anschau-

liches Bild bietet in dieser Beziehung wiederum Berlin. Im Jahre 1913 wurden bei einer Bevölkerung von 3,9 Millionen in Berlin noch über 76000 Kinder geboren. Berlin hatte damals einen erheblichen Geburtenüberschuß, da rund 50000 der Berliner starben, so daß in diesem Jahre ein Geburtenüberschuß von 26000 Menschen zu verzeichnen war. Im Jahre 1926 gab es bei 4,1 Millionen nur noch 45000, die ins Leben traten, gegenüber 45371, die das Leben verließen. Das bedeutet eine beträchtliche Abnahme der Toten seit 1913, also eine größere Lebensfähigkeit der Berliner und dennoch einen Geburtenunterschuß von über 300. Man hat berechnet, daß, wenn das jetzige Tempo in der Abnahme der Geburts- und Sterbefälle anhält, voraussichtlich bereits um die Mitte dieses Jahrhunderts ein ähnlicher Zustand für ganz Deutschland zu erwarten steht. Bei streng durchgeführtem Zweikindersystem würde sich unsere Bevölkerung in 75 Jahren um die Hälfte verringern.

Dennoch fürchte ich (so hoch ich die wissenschaftliche Bedeutung von *Grotjahn* und *Poll* einschätze), daß wir auf ein falsches Geleise geraten, wenn wir von einer „Pflicht“ der Elternpaare oder Ehepaare zur Kinderzeugung sprechen. Gewiß gibt es auch hier Pflichten, sie liegen aber nicht auf seiten der Erzeuger, sondern auf seiten des Staates, so wie es die Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 in ihren Artikeln 119 und 155 vorgesehen hat: „Kinderreiche Familien haben Anspruch auf ausgleichende Fürsorge.“ Und: „Allen deutschen Familien, besonders den kinderreichen, ist eine ihren Bedürfnissen entsprechende Wohn- und Wirtschaftsheimstätte zu sichern.“

Da die Verfassung selbst nicht erläutert, von dem wievielten Kinde ab eine Familie als kinderreich anzusehen ist, empfiehlt es sich, den Begriff einer Normalfamilie (mit 3–4 Kindern) aufzustellen, der dann auf der Minusseite die kinderlosen und kinderarmen Familien (mit 1–2 Kindern), auf der Plusseite die kinderreichen (mit 5–8 Kindern) und die sehr kinderreichen Familien (über 8 Kinder) gegenüberstellen. Diese verdienen gewiß von Staats wegen weitgehende Berücksichtigung, aber von „Zeugungsgeboten“ sollte man ebensowenig reden wie von einer Pflicht zur Ehe. Die hier waltenden Naturgesetze (Anziehungs-, Abstoßungs-, Erbgesetze) sind viel zu verwickelt und im einzelnen noch viel zu unbekannt, als daß man mit ihnen nach dem Schema $2 \times 2 = 4$ umgehen könnte.

Als ich noch ein Knabe war, ging ich oft in den Laden eines alten Junggesellen meiner Vaterstadt; ich fühlte mich dorthin gezogen, weil ich mich nicht satt hören konnte an seinen Reiseerzählungen, die er mit trefflichen Lebensregeln zu würzen verstand. Einmal fragte ich ihn, warum er nie geheiratet habe, da erwiderte er: „Um nicht erblich belastete Kinder in die Welt zu setzen.“ Ich forschte nicht weiter, habe aber oft an diese Worte denken müssen, zuletzt, als ich am 1. Januar 1927 die Erklärungen las, mit denen Herr *Mussolini* in der „Gazzetta Ufficiale“ das neue italienische Gesetz über die Junggesellensteuer begleitete, das mit diesem Tage in Kraft trat. Diese Ausführungen sind für eine an der Oberfläche haftende Betrachtung dieser Probleme vom einseitig nationalistisch-militaristischen Standpunkt so bezeichnend, daß wir sie hier festhalten wollen. Mussolini sagte: „Die Ehelosigkeit ist eine der giftigsten Krankheiten des Gemeinwesens, die die

Entwicklung einer Nation bedrohen. Sie ist ebenso unheilvoll wie die Lehre vom Neomalthusianismus. Wenn ich bedenke, daß mehr als eine halbe Million heiratsfähiger Männer unseres italienischen Vaterlandes im Alter von fünfundzwanzig bis fünfundsiebzig Jahren unverheiratet sind, so sehe ich mich dazu gezwungen, einzugreifen. Ich ziele darauf hin, dieser Bedrohung augenblicklich ein Ende zu machen. Diesem Zweck dient dieses strenge Gesetz, das alle Junggesellen zwischen fünfundzwanzig und fünfundsiebzig Jahren mit einer erheblichen Steuer bestraft, deren Ertrag einem Nationalfonds zufließt, der in erster Linie die ärmeren Schichten zur Eheschließung ermutigen und in zweiter Linie Bedürftigen Kinder- und Waisenunterstützungen gewähren soll. Könnte ich die Junggesellen mit Gewalt zur Ehe zwingen, würde ich dies tun. Das ist unmöglich. Unpatriotische und eigensüchtige Ehelose lassen sich dagegen mit Leichtigkeit durch eine wirksame Medizin in Gestalt einer namhaften Steuer davon überzeugen, daß es bei weitem billiger ist, sich eine Lebensgefährtin zu suchen, als unverheiratet zu bleiben. . . Länder, die infolge von Faulheit, Selbstsucht und Freude am Nichtstun die gesundheitsmäßige und normale Entwicklung der menschlichen Gemeinde vernachlässigen, sind der Gnade tatkräftiger Nachbarn ausgeliefert, denen das Gedeihen ihrer Nation heiligste Herzensangelegenheit ist. In Italien lastet die Pflicht normaler und gesunder Fortpflanzungsmöglichkeit ganz auf den Schultern der Armen. Ich will, daß nicht länger sie allein die Beschwerden einer solchen Verantwortung zu tragen brauchen. Der Junggeselle empfängt im Laufe seines ganzen Lebens außerordentliche Vorteile vom Staat, ohne ihm als Entschädigung neue Bürger zu schenken. Hat er ein gewisses Alter erreicht, so fällt er dem Staat tatsächlich zur Last. . . *

„Die Junggesellen sind die dürrn Zweige, die überflüssigen Glieder, die der Pflanze welche die menschliche Gemeinschaft darstellt, anhängen. Wäre es mir gegeben, würde ich sie mit dem Messer entfernen. Aber ich gedenke Besseres zu tun. Ich will diesen unnützen Gliedern ungeheure Lasten in Gestalt von Steuern und sozialen Beschränkungen auferlegen, bis sie daran zugrunde gehen. Die Familie ist die Grundlage des Staates. Der Staat besteht aus einer Vielheit von Familiengemeinschaften. Wer immer die Entwicklung des Familienwesens mit Hilfe des Neomalthusianismus beeinträchtigt, ist ein Verräter am Staat. Und wer sich gegen die Familiengemeinschaft verschwört, indem er sich weigert, eine eigene zu begründen, ist ebenso ein Verräter am Staate. Nicht mit Gesetzen können wir den Neomalthusianismus bekämpfen, aber wir können den vernichten, der diese Lehren verbreitet. . . * Neu sind diese Gedankengänge Mussolinis nicht. Wir finden sie bereits bei den griechischen Gesetzgebern Lykurgus und Solon, welche ehelose Männer der Strafe der Verachtung preisgeben wollten, und ebenso bei vielen orientalischen und asiatischen Völkern. Die Chinesen trauten sogar unheilbar erkrankten Jünglingen noch vor ihrem Tode ein Weib an, um ihr Ansehen für eine jenseitige Welt zu erhöhen. Auch bei den Eskimos soll es ähnliche Sitten geben. Bei den Kaffern dürfen Ehelose nicht an Versammlungen teilnehmen, und bei vielen Naturvölkern ist noch heute der Aberglaube weit verbreitet, daß Junggesellen nicht in den Himmel kommen können.

Gegen eine Junggesellensteuer an sich läßt sich gewiß nichts einwenden. Sie gehört (unter Berücksichtigung dessen, was gerade Junggesellen häufig für den Nachwuchs der Geschwisterkinder und gemeinnützige Einrichtungen tun) zu den ausgleichenden Maßnahmen zwischen kinderlosen und kinderreichen Familien, unter denen der Steuervorschlag, den der rührige Düsseldorfer Kinderarzt Dr. med. et jur. Artur *Schloßmann* 1914 in dem Aufsatz „Die Frage des Geburtenrückgangs“ (in der „Halbmonatsschrift für soziale Hygiene“ Nr. 7) veröffentlichte: Einkommensteuer

geteilt durch die Kopffzahl der Familien, wohl der gerechteste Ausweg ist. Auch auf umgekehrtem Wege: Gewährung von Kinderzulagen, Kinderprivilegien, Bevorzugung von Familienvätern bei Anstellung in staatlichen, städtischen und privaten Betrieben, ließe sich dasselbe erreichen.

Alles aber, was nach Bestrafung von Junggesellen aussieht (und sei es auch nur, wie *Bornträger* und andere vorgeschlagen haben: Entziehung des Wahlrechts), ist ungerechtfertigt, ja verhängnisvoll. Zunächst übersehen die Heißsporne à la Mussolini, daß Heiraten noch lange nicht Geschlechtsverkehr bedeutet, geschweige denn Fortpflanzung; ja daß man dadurch, daß man Eheuntaugliche in die Ehe drängt, die Unfruchtbarkeit direkt fördert, indem man fortpflanzungsfähige Frauen an fortpflanzungsunfähige Männer bindet und umgekehrt. Man muß berücksichtigen, daß der Verzicht auf die Ehe in den meisten Fällen nichts weniger als ein freiwilliger ist, daß er vielmehr fast immer körperseelische Gründe hat, gewöhnlich freilich so persönlicher Natur, daß es einem Dritten (und sei es dem Staat) nicht ansteht, den Schleier zu lüften, mit dem ein Mensch sein schmerzliches Geheimnis verhüllt. Staatslenker sollten auch aus der Welt- und Kulturgeschichte wissen, daß sich Junggesellen sehr oft um ihre Heimat, ihr Vaterland, die Menschheit hochverdient gemacht oder auch im kleineren Kreise viel geleistet haben. Große Staatsmänner sind keineswegs immer gute Ehemänner, bedeutende Köpfe keineswegs immer bedeutende Zeugungsorgane gewesen. Allein das Beispiel *Friedrichs des Großen*, der trotz seiner Ehe (zu der ihn sein Vater zwang) im Zölibat lebte, spricht Bände. Es gibt auch Geisteskinder, die eine weise Regierung nicht geringer einschätzen sollte als leibliche. Beide gleichzeitig zu zeugen (wenigstens von gleicher Güte), ist nicht jedermann gegeben. Die Kinder und Enkel berühmter Männer sind (von Ausnahmen abgesehen) nicht nur deshalb so oft unterdurchschnittlich, weil sie im Schatten eines großen verpflichtenden Namens stehen, sondern weil die Väter so viel an körperseelischer Kraft verausgabt haben (dies ist mehr bildlich als tatsächlich gemeint), daß für Kinder und Enkel nicht viel übrigblieb. Im übrigen könnte man Benito *Mussolini* den Ausspruch seines weisen Landsmannes Paolo *Mantegazza* (die Stunden, in denen er mir einstmals in Florenz seine Sammlungen erläuterte, sind mir unvergeßlich geblieben) entgegenhalten, der einmal schrieb: „Habt weniger Kinder, aber in diese gießt den Schatz eurer Kraft und eurer Liebe aus. Gebt eurem Lande weniger, aber starke und gesunde Bürger; bevölkert nicht die Armenhäuser und Spitäler mit Menschen, die dem Leben und denen, die es ihnen gegeben, fluchen!“

Seit der Geburtenrückgang deutlich in Erscheinung trat, sind von vielen Seiten eine große Anzahl von Hilfsmitteln in Vorschlag gebracht worden, die im einzelnen wohl nur eine geringe, in ihrer Gesamtheit oder Mehrzahl immerhin eine erhebliche Steigerung der Geburtenziffer im Gefolge haben würden. Diese Mittel sind im wesentlichen sozialpolitischer Natur. Der von dem Begründer der modernen Kriminalistenschule in Deutschland, Franz von *Liszt*, herrührende Ausspruch: „Ungleich tiefer und ungleich sicherer als die Strafe und jede ihr verwandte Maßregel

wirkt die Sozialpolitik“, trifft den Kern des Bevölkerungsproblems. Im einzelnen die hier in Betracht kommenden Forderungen durchzugehen, hieße den Rahmen dieses Buches sprengen.

Viele dieser Maßnahmen sind in den Programmen enthalten, welche nach dem Kriege von den Bünden der Kinderreichen Deutschlands aufgestellt sind. Die rührige Tätigkeit, welche diese Bünde unter Berufung auf die oben angeführten Bestimmungen der Reichsverfassung entfalten, verdient allgemeine Zustimmung, soweit man nicht, über die positiven Ziele hinausgehend, sich gegen diejenigen wendet, welche sich ihrerseits aus wohlerwogenen Gründen auf den Boden freiwilliger Geburtenbeschränkung gestellt haben. So ungerechtfertigt es wäre, den notleidenden Kinderreichen zuzurufen: „Warum habt ihr so vielen Kindern das Leben gegeben!“, so ungerecht wäre es, jemandem gewollte Kinderarmut oder Kinderlosigkeit zum Vorwurfe zu machen. Einwendungen lassen sich gegen das eine so gut wie gegen das andere erheben. So schreibt der Reichstagsabgeordnete Emil Höllein in seiner äußerst gehaltvollen Arbeit „Gegen den Gebärzwang. Der Kampf um die bewußte Kleinhaltung der Familie“ (Selbstverlag, Charlottenburg 1927): „Die Abnahme der Geburtenziffer führt im Endergebnis dahin, daß bei allgemein höherer Lebenstüchtigkeit der von den einzelnen Müttern weniger zahlreich geborenen Kinder, auf dem Wege über eine sorgfältigere Pflege und Wartung und durch eine bessere Ernährung und Kleidung, eine größere Menschenökonomie getrieben, die Lebenskräfte von Kindern und Eltern gestärkt und deren wirtschaftliche, soziale und kulturelle Lage relativ gehoben wird. Deshalb muß dieser Weg weitergegangen werden. Nur das liegt im wohlverstandenen Interesse des schaffenden Volkes in Deutschland.“ Der hier gebrauchte Ausdruck „Menschenökonomie“ ist ein kluges Wort des Wiener Kulturphilosophen Rudolf Goldscheid (geb. 1870) im Titel seines Hauptwerkes „Höherentwicklung und Menschenökonomie, Grundlegung der Sozialbiologie“ (bei Werner Klinkhardt in Leipzig, 1911). In der Tat, welchen Zweck und Sinn haben zehntausend mehr geborene Kinder, die im ersten Lebensjahr doch wieder zugrunde gehen? Schon August Bebel, dessen persönlicher Freundschaft und Einführung in die Grundlehren des Sozialismus ich unauslöschlichen Dank schulde, sagte in „Die Frau und der Sozialismus“: „Die schwere Sorge, der harte Kampf ums Dasein sind der erste Nagel zum Sarge ehelicher Zufriedenheit und ehelichen Glückes. Die Sorge wird aber um so größer, je fruchtbarer sich die eheliche Gemeinschaft erweist, also in je höherem Grade sie ihren Zweck erfüllt.“ Und treffend bemerkte die Reichstagsabgeordnete Frau Agnes bei der Beratung des Milderungsgesetzes: „Wir wollen nicht die Mehrung der Kinderzahl um jeden Preis, ohne uns um das Schicksal der Geborenen zu kümmern, sondern wir wollen, daß die Kinder am Leben bleiben, daß sie zu gesunden und glücklichen Menschen herangezogen werden.“ Sterben doch immer noch bis zu ihrem vierzehnten Jahre von 100 Proletarierkindern 65, von 100 Kindern aus dem Mittelstand 32 und von 100 Kindern der Reichen 15.

Daß diese Ideen nicht nur in linksgerichteten Kreisen Eingang gefunden haben, möge die Zuschrift eines Offiziers zeigen, die ich bereits vor dem Kriege einem konservativen Blatte entnommen habe. Sie beleuchtet den unlöslichen Zusammenhang zwischen

Menschenökonomie und Nationalökonomie

in schlagender Weise. Die Zuschrift lautet: „Welcher Offizier, welcher mittlere Beamte, der über kein eigenes Vermögen verfügt, ist heute überhaupt noch in der Lage, eine Familie zu gründen? Heiraten kann nur noch aus diesen Kreisen, wer selbst reich ist oder eine reiche Frau findet. Noch vor fünfzig Jahren konnte ein Offizier, ein Richter, Beamter oder Lehrer mit bescheidenem Einkommen eine größere Kinderzahl großziehen. Wie steht

es damit heute? Ehe jemand aus diesen Kreisen überhaupt in eine Stellung gelangt, deren Einkommen auch nur einigermaßen den Kosten, die er für seine langjährige Vorbildung hat aufwenden müssen, entspricht, hat er die Jugend längst hinter sich. Eine für eine Familie ausreichende Wohnung kostet ihn heute ein Viertel bis ein Drittel seines Gehaltes. Mehr als der zehnte Teil seines schmalen Einkommens wird ihm dazu vom Staat durch Steuern wieder abgenommen. Die steigenden Preise der Lebensmittel fallen bei ihm erheblich ins Gewicht. Hat er einige Ersparnisse gemacht, so muß er diesen Leichtsinns durch vier- oder fünfmalige Heranziehung dieser Summe bei der Besteuerung büßen. Dienstboten zu bekommen, gehört heutzutage für seine Frau fast zu Unmöglichkeiten. Kein Mädchen, das irgend etwas kann, will jetzt in Häusern ohne Fahrstuhl, Zentralheizung und gar mit Kindern dienen. Läßt er sich durch all dieses aber nicht abschrecken, zieht er doch einige Kinder groß, so sieht er sich bald wahren Leidensjahren preisgeben. Ist auch das überwunden, so kann er sich den Kopf zerbrechen, was er mit den Kindern anfangen soll. Die technischen Berufe, der Kaufmannsstand sind nicht weniger überfüllt als die gewerblichen. Wer kein Vermögen hat oder nicht über sehr mächtige Fürsprachen verfügt, findet nirgends ein Unterkommen. Nicht umsonst sitzen Tausende junger stellungloser Deutschen herum. Und nun gar das Schicksal vermögensloser Mädchen besseren Standes! Daß die Erfahrungen solcher Familien nicht gerade die Lust zur Ehe und zum Kinderreichtum in den Kreisen des Mittelstandes zu befördern geeignet sind, liegt auf der Hand.* Es scheint mir, als ob ein auf dem Boden der Gewissens- und Geschlechtsfreiheit stehender Mensch sich gegen den Gebärzwang in jeder Form wenden sollte: sowohl gegen den, welcher es jemandem verwehren will, wenigen oder keinen, als gegen den, der es jemandem verargen will, vielen Kindern das Leben zu geben.

Die Bünde der Kinderreichen

haben sich innerhalb sehr kurzer Zeit aus kleinen Anfängen zu einer stattlichen Bewegung entwickelt, die gegenwärtig (nach mündlicher Mitteilung von General *Dix*, dem Geschäftsführer des Reichsbundes der Kinderreichen) in 700 Ortsgruppen 80000 Familien umfaßt. Ihren Ausgang nahm diese Bewegung von Frankfurt a. M., wo bereits kurz vor dem Kriege (1912) eine Fürsorge für kinderreiche Familien durch private Anregung geschaffen wurde. Aus diesem rein fürsorglichen Verband entwickelte sich im Oktober 1919 der erste „Bund der Kinderreichen“, welcher, auf die bevölkerungspolitische Bedeutung des Kinderreichtums fußend, Rechtsansprüche an die Stelle freiwilliger Wohlfahrtspflege zu setzen bemüht war. Bald folgten andere Städte des Rheinlandes, wie Köln und Duisburg, nach, gefördert durch den „Verein für Familienwohl“, welcher in der ersten Zeit der Bewegung seinen (katholischen) Stempel aufdrückte. Im Januar 1921 vereinigten sich die Ortsbünde unter Führung Kölns zu einem Reichsverband. Von da ab erfolgten fast überall Neugründungen durch die bestehenden Organisationen. Unter den Landes- und Provinzialverbänden zählt gegenwärtig Sachsen die meisten Mitglieder (11000), es folgen Rheinland und Westfalen mit je 10000. Aus der Wohlfahrtsorganisation ist immer mehr eine Kampforganisation geworden, welche die bisher unerfüllten Zusagen der Verfassung in die Wirklichkeit umsetzen will. Der religiöse und parteipolitische Charakter ist im Laufe der Jahre zurückgetreten. Ebenso hat der anfangs scharf gegen die Kinderarmut und Geburtenregelung gerichtete Geist zugunsten der positiven Förderung der Kinderreichen nachgelassen. Während ursprünglich der rein quantitative Gedanke im Vordergrund stand, wurde bald auch, besonders von *Fetscher*, die qualitative (eugenische) Seite hervorgehoben. Die Bundesleitung ist bemüht, den kulturellen Charakter der Bewegung zu betonen durch eine stärkere Wertung der Frau als Mutter, Anerkennung der Familie als biologischer Grundeinheit, Berücksichtigung von Er-

ziehungsfragen. Was die Bünde im einzelnen wollen, möge folgende programmatische Erklärung zeigen:

„Wir wollen den kinderreichen Familien das ihnen gebührende Ansehen verschaffen und den Eltern als Erhaltern und Vermehrern des Volkes auf Grund der Artikel 119 und 155 der Reichsverfassung das Einkommen erringen, das sie in den Stand setzt, nicht allein ihre Kinder zu ordentlichen Mitgliedern des Staates zu erziehen, sondern auch sich selbst auf der hierzu erforderlichen Höhe zu halten. Denn die Erziehung der Kinder ist eine staatsbürgerliche Mehrleistung, die ein Recht auf besondere Anerkennung und Bevorzugung hat.

Auf dem Wege zu diesem Ziel erstreben wir:

1. eine Steuergesetzgebung, die den Verhältnissen der Kinderreichen besser als bisher angepaßt ist:
 - a) bei der direkten Steuer durch Verwirklichung der sogenannten „Schloßmannschen Formel“ (Zerlegung des gesamten Familieneinkommens nach Kopfbzahl der Familie und Veranlagung der Einzelteile), bis dahin weiteren Ausbau und Staffelung der jetzt geltenden Abzüge;
 - b) bei der indirekten Steuer durch Bereitstellung eines bestimmten Prozentsatzes aus dem Ertrage der Umsatzsteuer, weil diese die kinderreichen Familien am härtesten und ungerechtesten belastet;
2. Einrichtung einer Familienstandsversicherung, deren Beiträge aufgebracht werden durch den unter 1 b genannten Anteil der Umsatzsteuer, einen Reichszuschuß und von den Pflichtleistungen der Versicherten. Versicherungspflichtig ist jeder Deutsche, der ein eigenes Einkommen aus Arbeit oder Kapital versteuert. Die Versicherung leistet Erziehungsbeihilfen für alle Kinder im Rahmen der jetzt geltenden und noch weiter aufzubauenden Bestimmungen über die Gewährung von Kinderzulagen. Bis zur Durchführung der Familienstandsversicherung einen angemessenen Sozial- (Familienstands-) Lohn und Ausbau der Kinderzulagen;
3. gesunde Wohnungen durch tatkräftige Förderung des Wohnungs- und Siedlungswesens, Bereitstellung von Garten- und Ackerland;
4. Bevorzugung der Familien bei Vergebung von Arbeiten, Besetzung von Stellen, Gewährung von Vergünstigungen an Schulen, bei Stiftungen usw. unter sonst gleichwertigen Bewerbern.“

Viel umstritten sind die Kinderzulagen. Während der Standpunkt der Gewerkschaften im allgemeinen lautet: Gleiche Leistung, gleicher Lohn, fordern die Kinderreichen: Gleiche Leistung, gleiche Lebenshaltung. Gegen diese Lohnzahlung nach dem Familienstand, die man auch „Sozial- oder Familienlöhne“ genannt hat, wandte sich neuerdings (April 1927) auch Professor *Grotjahn* in einem Vortrag, den er über „Gehaltszahlung und Familienlöhne im Dienste der Eugenik“ in der Berliner Ausstellung für Erbkunde und Eugenik hielt. Er legte dar, daß diese Art der Lohnfestsetzung für die mittleren und kleineren Betriebe, die noch die Mehrzahl ausmachen, den schärfsten Ansporn bieten würde, ledige oder kinderlos verheiratete Arbeiter zu bevorzugen. Die weitere Folge wäre, daß dann die kinderreichen Arbeiter gezwungen wären, um beschäftigt zu werden, als Lohndrucker aufzutreten. *Grotjahn* verlangt deshalb eine Elternschafts- oder Mutterschaftsversicherung, die leicht in den Rahmen unserer Versicherungsgesetzgebung eingefügt werden könne. Zahler in dieser Versicherung müßten Ledige, kinderlos Verheiratete und Eltern mit weniger

als drei Kindern sein. Als Beitragszahler kämen in Deutschland acht Millionen Menschen in Betracht, denen eineinhalb Millionen Empfänger gegenüberstehen, das heißt Eltern mit mehr als vier Kindern. Die vereinnahmten Summen könnten als Bar- und Sachleistungen Verwendung finden. Für den Rest des aufgebrauchten Geldes schlug *Grotjahn* die Errichtung von Entbindungs- und Säuglingsheimen sowie Eheberatungsstellen vor, deren Hauptaufgabe es sein müsse, ungeeignete Eltern von der Erzeugung bestimmter kranker Kinder abzuhalten.

Auf einige besonders wichtige Punkte sei noch kurz hingewiesen. Da ist zunächst

die Wohnungsfrage,

deren ursächliche Beziehungen zu den Sexualproblemen vielfältige und nahe sind – wir weisen nur auf Prostitution und Blutschande hin. – Die Zustände, die sich nach dem Kriege auf dem Wohnungsgebiete entwickelt haben, sind derartige, daß sie in hohem Maße der Familienbildung und Vermehrung abträglich sind, nicht minder wie der Förderung körperlicher, seelischer und sittlicher Gesundheit innerhalb der Familien. Nach einer Denkschrift, die der Berliner Magistrat im Jahre 1927 herausgab, waren in den Listen der zwanzig Berliner Wohnungsämter am Jahresschluß 1926 rund 240 000 Wohnungsuchende (gegen 225 000 Ende 1924 und rund 230 000 Ende 1925). Bei einer Wohnungszählung, die vom Statistischen Amt in Berlin ausgeführt wurde, ergab sich, daß in Berlin rund 75 000 bestehende Haushaltungen ohne eigene Wohnung waren.

Ist es doch erst vor kurzem vorgekommen, daß ein städtisches Wohnungsamt in Schlesien an alle Brautpaare folgendes Schreiben verschickte: „Obgleich wir bereits öffentlich gewarnt haben, zu heiraten, bevor Sie eine Wohnung besitzen, wollen wir Sie heute nochmals persönlich darauf aufmerksam machen, daß Sie vor acht bis zehn Jahren keine Wohnung zugewiesen erhalten können. Sie dürfen daher nicht das Wohnungsamt verantwortlich machen, wenn sich Ihre Wohnungsverhältnisse unerträglich gestalten. Sch., Direktor des Städtischen Wohnungsamtes.“ Die Tatsache, die mir kürzlich *Rainer Fetscher*, der junge Dresdner Eugeniker, dessen Arbeiten zu großen Zukunftshoffnungen berechtigen, in einem Briefe mitteilte, daß in Plauen i. V. das Wohlfahrtsamt bei einer Erhebung in 755 kinderreichen Familien (mit vier und mehr Kindern) feststellte, daß nur in sechs Familien ein Bett auf eine Person kam, steht nicht vereinzelt da. Nach zuverlässigen Angaben soll die Zahl der fehlenden Wohnungen in Deutschland immer noch eine volle Million betragen. Aber selbst wenn es, wie andere behaupten, nur 600 000 wären, so ist auch dies noch schlimm genug. Dazu zwingt die wirtschaftliche Not noch Zehntausende von Familien, von ihren beengten und überfüllten Wohnungen noch ein oder zwei Zimmer und Betten zu vermieten, nur um das Notwendigste zum Leben herbeischaffen zu können.

In berechtigter Empörung ruft der von so starkem Ethos erfüllte Physiologe der Universität Halle, Dr. Emil *Abderhalden*, in einem Aufsatz der „Blätter für Volksgesundheitspflege“ (Heft 1, 1927) aus: „Der unglückliche Ausgang des Krieges bedeutet keine Entschuldigung dafür, daß die elementarsten Grundforderungen für einen Wiederaufbau, nämlich die Schaffung von gesunden Wohnungen, außer acht gelassen worden sind . . . Millionen von Familien leben eng zusammengepfercht in menschenun-

würdigen Wohnungen. Man redet in großen Tönen und mit großer Geste von einem Zerfall der Sittlichkeit. Man entsetzt sich über die Zunahme unerhörter Verbrechen. Man schimpft über die Verrohung der Jugend und ist empört darüber, daß weite Volksschichten nicht zur Ruhe kommen wollen und immer wieder das Gespenst der Revolution auftaucht. Dabei bleibt leider das Gewissen der meisten Menschen unberührt. Sie bedenken nicht, daß die enge Wohnung der Brutplatz für Verbrechen aller Art ist. Sie geben sich nicht die Mühe, nachzudenken, wie ihre sittliche Einstellung beschaffen wäre, wenn sie unter Bedingungen aufgewachsen wären, wie das bei jenen der Fall war, die sie so hart verurteilen . . . Wo bleiben jene Führer des Volkes, deren Blick über die Gegenwart hinaus in die Zukunft geht? Wären sie vorhanden, dann würden sie nicht ruhen, bis das kostbarste Gut eines Volkes, nämlich seine Jugend, in Lebensbedingungen hineingestellt wäre, die für eine seelische und körperliche Gesundheit Gewähr leisten. Sie würden nicht ruhen, bevor nicht jede Familie im deutschen Volke eine menschenwürdige Wohnung hätte . . .“

Bevölkerungspolitisch von hoher Bedeutung ist auch

das Siedlungswesen.

Es liegen in dieser Richtung bisher nicht viel Versuche vor, aber die wenigen sind vielversprechend. Eines der beachtenswertesten Beispiele konnte ich selbst von seinen Anfängen an verfolgen. Es stützt sich auf Beobachtungen, die an den Bewohnern der Gemeinnützigen Obstbau-Siedlung Eden bei Oranienburg in der Mark Brandenburg gemacht worden sind. Eden, das im Jahre 1893 von einer kleinen Gruppe von Vegetariern begründet wurde (mir selbst waren darunter besonders der bereits früher erwähnte Justizrat Lothar *Volkmar* sowie Paul *Schirrmeister* gut bekannt), stellt in Deutschland die älteste und bis jetzt erfolgreichste lebensreformerische Siedlung dar; es umfaßt heute ein Gelände von 400 Morgen, bestehend aus etwa ebensoviel gartenbaulich betriebenen Heimstätten, auf denen 175 Haushaltungen mit im ganzen 600 Bewohnern in Einfamilienhäusern gezählt werden. Durch die Siedlungsweise wurden vor allem die gesundheitlichen Nachteile zu engen Wohnens beseitigt; daß sie sich auch später nicht mehr einstellen können, dafür bürgt die genossenschaftliche Bauordnung und die durch Satzung festgelegte Unveräußerlichkeit des Bodens, durch welche zugleich eine größere, für die Einzelfamilie zeitlich unbegrenzte Seßhaftigkeit gewährleistet wird. Weitere gesundheitliche Vorteile der Siedlung für die meist aus städtischen Verhältnissen stammenden Edener liegen in der gärtnerischen Freiluftarbeit, die, wenn auch in den meisten Fällen nur nebenberuflich betrieben, doch von der Edener Familie unzertrennlich ist, ferner in der grundsätzlichen Enthaltbarkeit von Alkohol und Tabak sowie in der vorwiegend pflanzlichen Ernährung von der eigenen Scholle. Dazu kommt die wohltätige Wirkung der bewußt erstrebten einfachen Lebensformen und naturgemäßerer Lebensgewohnheiten, insbesondere bei der Aufzucht der Nachkommen.

Die Vorteile eines solchen Landlebens zeigen sich zunächst unmittelbar bei den Eltern als verbesserte Gesundheit und gesteigerte Leistungsfähigkeit, mittelbar und noch auffälliger aber an der Jugend. Gewiß hat auch die Gewohnheit der Edener

Mütter, ihre Kinder unter allen Umständen selbst zu stillen – bis jetzt hat von den auf Eden geborenen etwa 200 Kindern noch kein einziges die Mutterbrust ganz zu entbehren brauchen – das Ihrige dazu beigetragen; aber schon die Tatsache der verbesserten Stillfähigkeit und des ernsteren Willens zum Selbststillen darf als ein Erfolg der natürlicheren Einstellung der Mutter gebucht werden. Als wichtigstes Ergebnis ist aber die Tatsache zu verzeichnen, daß die Säuglingssterblichkeit *in Eden den niedrigsten bisher bekannt gewordenen Stand, nämlich nur 3,5 Prozent, aufweist*. Es ist dies das Durchschnittsergebnis aus 33 Beobachtungsjahren. Im Gegensatz dazu ist die Säuglingssterblichkeit der Eden benachbarten, zum Teil rein ländlichen Gemeinden eine mehrfach höhere. Im gleichen Verhältnis bleibt auch die Edener Gesamtkindersterblichkeit hinter dem allgemeinen Durchschnitt zurück. Wir können unserem in Eden lebenden Kollegen *Landmann* nur beipflichten, wenn er die uns gegebenen Ziffern mit dem Bemerkten schließt, „daß die Natur bereitwillig mit ihrer Aufzuchtungsarbeit beginnt, sobald ihr der Mensch dabei nur ein wenig entgegenkommt. Gleichsam mit innerer Notwendigkeit strebt sie bei ihren aus dem physiologischen Geleise geratenen Geschöpfen den Normalzustand an und stellt ihn wieder her, wo es die Umstände nur irgendwie ermöglichen.“

Als weitere Mittel, die Geburtenziffer zu heben, kommen alle die in Betracht, welche die Mutterschaft erleichtern, weitestgehende Fürsorge für Schwangere und Niederkommende, für Wöchnerinnen und Stillende, freie Hebammendienste (in Berlin entbinden noch 16 Prozent der Frauen ohne Hebamme, in Provinzstädten und auf dem Lande bis 40 Prozent) sowie unentgeltliche Wäschegewährung und ärztliche Behandlung bei Entbindungen; alles dies für uneheliche genau so wie für eheliche Mütter. Überhaupt Besserung der Rechtsverhältnisse Unehelicher. Ist es auch in dieser Hinsicht nicht mehr ganz so schlimm wie früher, wo Uneheliche nicht einmal beim Militär kapitulieren, also nicht Unteroffizier und erst recht nicht Offizier werden konnten, so sind wir von der Gleichstellung unehelicher und ehelicher Kinder (geschweige denn unehelicher und ehelicher Mütter) immer noch weit entfernt. Auch die Adoption von Kindern müßte erleichtert, und Findelhäuser müßten wieder eingeführt werden, die man aus vorschnellen Erwägungen abgeschafft hat, indem man wieder einmal, wie so oft in sexuellen Fragen, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet hat. Wir glauben, daß der von lauterster Gesinnung geführte Kampf, den unser Münchner Kollege *Max Nassauer* für die Errichtung der von ihm als „Mutterhäuser“ bezeichneten „Asyle gegen Not und Schande“ aufgenommen hat, zwar keine ideale Lösung des Geburtenproblems bedeuten kann, aber, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, durchaus berechtigt ist.

Aber auch über die Geburt und Säuglingspflege hinaus müßte die Teilnahme des Staates an der Kinderaufzucht viel umfangreicher als bisher sein. Überall (vor allem in jedem größeren Betrieb) müßten Kinderkrippen und Kindergärten vorhanden sein, in denen die Kinder gut verwahrt sind, wenn die Mütter ihrer Arbeit nachgehen, und auch wenn das Kind in die Schule kommt, müßte der Staat nicht nur

für seine körperliche Ausbildung und geistige Erziehung, sondern auch für seine leiblichen Bedürfnisse (wie Speisung und Kleidung) unentgeltlich sorgen. Kurzum, es sollte so sein, wie es die edle Ellen Key um die Jahrhundertwende, vor allem in ihrem Werk „Liebe und Ehe“ (1904) forderte: Liebe und Ehe sollen immer mehr eine Privatangelegenheit zweier Menschen, die Kinder immer mehr eine Gemeinschaftsfrage der Gesamtheit sein, was keineswegs zur Voraussetzung hat, daß das persönliche Band, welches von Natur zwischen Eltern und Kind besteht, eine Lockerung erfährt. Wer (wie der Verfasser) die Freude hatte, Ellen Key persönlich kennenzulernen in der Zeit, als ihre beiden Meisterwerke „Liebe und Ehe“ und „Das Jahrhundert des Kindes“ (im Dezember 1900 in Schweden erschienen) in alle Lande gingen und an alten Erziehungspfählen rüttelten, wie kaum seit Jean Jacques Rousseaus und Pestalozzis Tagen die Bücher einer großen Erzieherpersönlichkeit, der weiß, auf wie liebreichem Boden, durchglüht von sonnigem Geist, hier eine Saat zur Erntefrucht herangereift war.

Wir wollen das Gesamtergebnis dieses langen Kapitels in drei kurzen Leitsätzen zusammenfassen:

I. *Der Geburtenrückgang ist objektiv, nicht subjektiv bedingt; er hängt von der Lage, nicht von der Anlage der Menschen ab.*

II. *Die Kleinhaltung der Familie ist kein Zeichen der Entartung, sondern eine historische Entwicklungsstufe in der fortlaufenden Wirtschaftsgeschichte der menschlichen Familie, etwa so, wie es der Übergang von der Vielehe zur Ehe war.*

III. *Der Geburtenrückgang läßt sich nicht durch Verbot seiner Mittel, sondern nur durch Behebung seiner Ursachen bekämpfen; vor allem sind die wirtschaftlichen und sexualanschaulichen Voraussetzungen zu schaffen, die zu der natürlichen Fruchtbarkeit den lebensbejahenden Willen zum Kinde fügen.*

Ausklingen aber mag dieses Kapitel mit einem Spruch, den ich einmal für einen Handschriftensammler verfaßte; er lautet:

*Statt Hilfe Verbot,
Heißt Steine statt Brot)*

XIX. KAPITEL

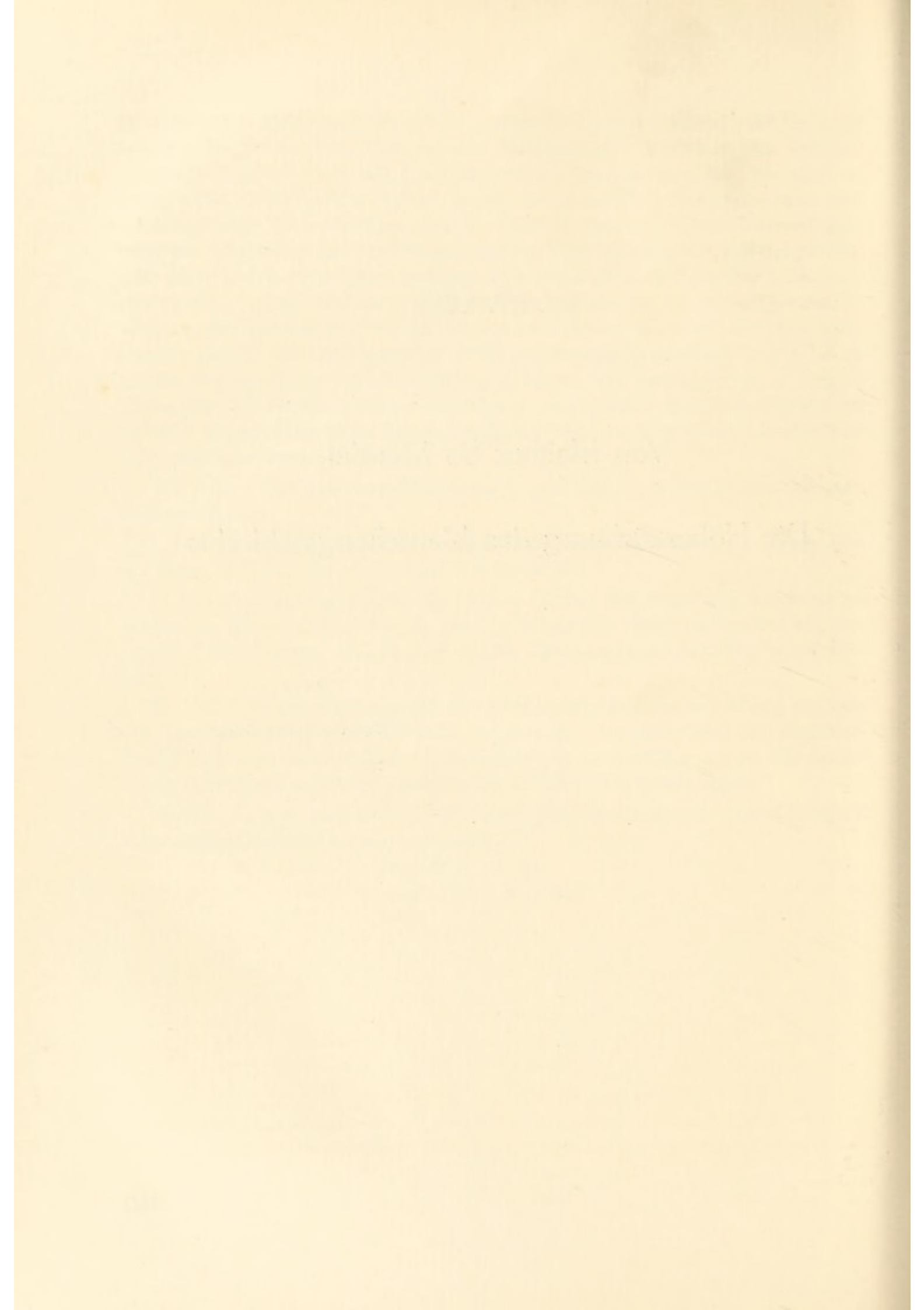
Von Malthus bis Mendel

Die Höherzüchtung des Menschengeschlechts

Motto:

Besser ist besser als mehr.

Lenin.



Wiederholt habe ich in den früheren Abschnitten dieses Buches als Naturforscher scharfe sachliche Einwände gegen die Sexualanschauungen der Kirche erheben müssen, namentlich gegen ihre Intoleranz (= Unduldsamkeit), ihre Inkonsequenz (= widerspruchsvolles Verhalten) und ihren Dogmatismus (= den Standpunkt, welcher eine erneute wissenschaftliche Prüfung von Dogmen = Glaubenssätzen von vornherein als unstatthaft ablehnt). Den verhängnisvollsten Fehler aber beging meines Erachtens die Kirche, als sie unter Ausschaltung ihrer selbst zuließ, ja forderte, daß aus sittlich-religiösen Begriffen, wie es Sünde und Reue sind, die strafrechtlichen Normen: Verbrechen und Strafe, wurden.

Diese naturwissenschaftliche Stellungnahme gegen schwerwiegende Irrtümer und Irrlehren soll uns aber nicht abhalten, den Vertretern der Kirche dort volle Gerechtigkeit und Anerkennung zu zollen, wo sie sich um die Geschlechtskunde hohe Verdienste erworben haben. Das Gebäude der Geburtenregelung nach Menge und Art, dessen Grundrisse im vorigen und in diesem Kapitel enthalten sind, ruht auf zwei Grundpfeilern, die von zwei edlen Priestergestalten gebildet werden: dem evangelischen Pfarrer Thomas Robert *Malthus* und dem katholischen Priester Johann Gregor *Mendel*. Der eine hat auf dem Gebiet der Geburtenquantität, der andere auf dem Gebiet der Geburtenqualität die Arbeiten geliefert, auf deren Grundlagen eine nun kaum noch übersehbare Reihe von Forschern sich stützte und weiterbaut.

Malthus und *Mendel* sind, so überragend ihre Bedeutung ist, nicht die einzigen Theologen (auch *Darwin* studierte anfangs Theologie), die in diesem Zusammenhang genannt werden können. Wir erwähnen aus unseren Tagen neben dem im vorigen Kapitel bereits gewürdigten Dechanten *Inge* von St. Paul's in London nur folgende: die beiden Jesuitenpater *Erich Waßmann* (geboren 1859) und *Hermann Muckermann* (geboren 1877), von denen der eine außer dem „Kampf um das Entwicklungsproblem“ (1907) nicht weniger als 270 Arbeiten über sein Spezialgebiet „Die Ameisen und Termiten“ veröffentlicht hat, während der andere, *Hermann Muckermann*, der mit *Eugen Fischer* an das Berliner Forschungsinstitut für Vererbungswissenschaft berufen ist, neben einem bemerkenswerten „Grundriß der Biologie, der Lehre von den Lebenserscheinungen und ihren Ursachen“ (1909), eine „Zeitschrift für Familienpflege und geschlechtliche Volkserziehung auf biologischer und ethischer Grundlage“ herausgibt; ferner nenne ich den hervorragendsten Mykologen (= Pilzforscher) unserer Zeit, den Abt *Giacomo Bresadola* in Trient, der kürzlich (1926), hochgeehrt von der internationalen Wissenschaft, seinen achtzigsten Geburtstag beging, und endlich neben diesem ältesten als jüngsten: Kaplan *H. Fahsel*, der nach Überwindung von *Schopenhauers* Pessimismus zum katholischen Glauben gelangte; sein glänzender Vortrag über den Eros erfüllte mich mit Bewunderung, trotz grundsätzlicher Verschiedenheit unserer Meinungen über Statthaftes und Sündhaftes. Als geistlicher Naturforscher, dessen bahnbrechende Wirkung sich mit der *Mendels* völlig messen kann,

kommt in der Geschichte der Wissenschaften aber wohl nur der Domherr von Frauenburg in Ostpreußen, Nikolaus *Kopernikus* (1473–1543), in Frage. Seine Arbeiten über die Bewegung der Gestirne haben unser Naturwissen ebenso wie die *Mendels* unendlich erweitert (die Schrift des *Kopernikus* kam daher auch auf den „Index librorum prohibitorum“ = Verzeichnis der verbotenen Bücher der katholischen Kirche; erst 1822, im Geburtsjahr *Mendels*, wurde der Druck der Werke, welche die Bewegung der Erde lehrten, erlaubt). Schlimmer als *Kopernikus* selbst erging es dem streitbarsten Verkünder seiner Lehre, dem Dominikaner Giordano *Bruno*, der am 17. Februar 1600 in Rom als Ketzer verbrannt wurde. Das Wort, das er vor seinem Tode an seine Freunde richtete: „Seid getrost, die Zeit wird kommen, da alle sehen werden, was ich sehe!“ erinnert lebhaft an die prophetischen Worte, die *Mendel* enttäuscht, aber nicht entmutigt über den ausbleibenden Widerhall seiner Lehre seinem Freunde, dem Mathematiker Gustav von *Nißl*, zurief, der den „Naturforschenden Verein“ in Brunn leitete, in dem *Mendel* seinen klassischen Vortrag hielt: „Meine Zeit wird kommen!“ Übrigens verzeichnet die (noch zu schreibende) Sexualgeschichte der Menschheit außer dem Namen *Mendel* noch den eines anderen Augustinerpaters, dessen Geburtsjahr und Sterbejahr (1483–1546) nicht weit von denen des *Kopernikus* entfernt waren; er bestritt die Unfehlbarkeit der Konzilien und damit zugleich die Richtigkeit der von ihnen aufgestellten Sexualgebote. Es war der Mann, von dem Bebel in seinem Buche „Die Frau und der Sozialismus“ schrieb, daß „die gesunde Sinnlichkeit des Mittelalters“ in ihm „ihren klassischen Dolmetsch“ fand. Der Name dieses anderen Augustiners ist – Martin *Luther*.

Hauptsächlich durch die zahlreichen Bücher, die unter den Titeln „Pastoralmedizin“ und „Moraltheologie“ erscheinen, werden immer neue Generationen von Theologen zu den irr tümlichen veralteten Sexualanschauungen erzogen, wobei die neueren Forschungsergebnisse (wie die auf dem Gebiete der sexuellen Zwischenstufen) entweder mit der kurzen Abfertigung „Unkeuschheit“ in Acht und Bann getan werden oder eine Anpassung (wie es teilweise in der Lehre von der „inneren Sekretion“ und der „Psychoanalyse“ geschieht) an die alten Dogmen versucht wird. Unter den „Pastoralmedizinern“ ist die von Dr. med. *Capellmann* (deren 18. Auflage 1920 Sanitätsrat *Bergmann* in Kleve im Verlag der Bonifaziusdruckerei Paderborn herausgegeben hat) immer noch die angesehenste, während die verbreitetste „Moraltheologie“ wohl die (1914 in 12. Auflage bei Herder in Freiburg erschienene) „Theologia moralis“ von dem Jesuitenpater Aug. *Lehmkuhl* ist. Wie alle anderen Moraltheologien hat sie zum Ausgangspunkt die bereits früher erwähnte Theologia moralis von Alfons von *Liguori* (neu herausgegeben 1905–1912 von P. Leon *Gaudé* in Rom). Ich selbst habe mich in der „Geschlechtskunde“ besonders auf die (ebenfalls bei Herder in Freiburg 1922 erschienene) Moraltheologie des Tübinger Theologieprofessors Otto *Schilling* gestützt. Von moraltheologischen Praktikern hat sich nach dem Kriege besonders Dr. Carl *Sonnenschein* einen Namen gemacht. Seine im „Katholischen Kirchenblatt für Berlin und Brandenburg“ vertretene These (abgedruckt 1924 in Nr. 369 der „Germania“): „Ich schäme mich in diesem Norden und Nordosten (von Berlin), die zehn Gebote zu predigen, wenn ich nicht in rastloser Hingabe helfe, daß sie erfüllt werden können“, wird von vielen auf das sechste Gebot auch in dem Sinne bezogen, daß *Sonnenschein* der Meinung sei, Keuschheit nur dann predigen zu können, wenn durch soziale Reformen beispielsweise im Wohnungswesen die Vorbedingungen für ihre Innehaltung geschaffen würden.

Diese Auffassung findet ihre Bestätigung in einem neueren Aufsatz *Sonnenscheins* (in der Zeitschrift „Deutsche Republik“, herausgegeben von Ludwig *Haas*, Paul *Löbe* und Joseph *Wirth*, vom 5. Mai 1927), in dem er schreibt: „Die Menschen sind mehr als die Dinge. Diese müssen gebogen werden, geformt werden, damit jene leben können. Den

Menschen gehört das Land, diese Erde, der Frühling. Darum Licht für ihre Kinder! Raum für ihre Ehen! Ordnung für ihre Wirtschaft! Freiheit für ihr Leben! Disziplin für ihren Staat. Letztes Ziel muß sein, die Ausführung der zehn Gebote dem Menschen möglich zu machen. So zerschlage ich nicht ihre Tafeln. Sondern Christentum ist mir soziale Dynamik.*

Wenn dieses „praktische“ Christentum – von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, die volle Anerkennung verdienen – bisher im allgemeinen nur nicht allzu theoretisch betrieben würde! Über eines wollen wir uns nicht täuschen: irgendwie und irgendwo muß in dem Menschen auch ein starkes religiöses Bedürfnis als natürlicher Drang vorhanden sein, der bei vielen ebenso stark, bei einigen noch stärker ist als der erotische. Sonst könnte es nicht so viele Religionen geben; sonst könnten nicht auf der Erde so zahllose mächtige und prächtige Gotteshäuser ragen. Wenn aber *Sonnenschein* schreibt: „Die Menschen sind mehr als die Dinge“, möchte ich ihm erwidern, es gibt auch etwas, das mehr ist als Religion und Wissenschaft – der Mensch.

Sowohl nach *Malthus* wie nach *Mendel* führen große Bewegungen ihren Namen: der *Malthusianismus* und der *Mendelismus*. Doch ist hier ein nicht unwesentlicher Unterschied zu vermerken. Während die Werke von *Malthus* fast unmittelbar einschlugen und, wie wir im vorigen Kapitel schilderten, sofort viele Geister aller Kulturländer in lebhafte Erregung versetzten, fanden *Mendels* Arbeiten zu seinen Lebzeiten und auch noch lange nach seinem Tode keine Beachtung.

Es war an einem Februarabend im Jahre 1865, als der am 22. Juli 1822 zu Heinzen-dorf in Österreichisch-Schlesien geborene Bauernsohn Johannes (Gregor war sein Ordensname) *Mendel* im Naturforschenden Verein in Brünn unter dem schlichten Titel „Versuche über Pflanzenhybriden“ jenen Vortrag hielt, dem etwa vierzig Hörer beiwohnten, von denen wohl keiner ahnte, daß er der Geburtsstunde einer der größten Geistestaten beiwohnte, die sich je im Schoße der Wissenschaft vollzogen. *Mendel* hatte die Versuche, auf die wir ausführlicher zurückkommen werden, in seinen Mußestunden als Ordensbruder in dem kleinen Garten des Altbrünner Augustinerklosters angestellt.

Der neue und wichtige Gedanke, den *Mendel* begründete, war der, daß sich nicht das Gesamtbild eines Lebewesens vererbt, sondern daß die Einzelmerkmale getrennt, unabhängig voneinander („Autonomieregel“), nach einem ganz bestimmten, zahlenmäßig erfaßbaren Gesetz (der „Spaltungsregel“) übertragen werden. Wie sich ein Mosaikbild aus zahllosen Steinchen zusammensetzt, so auch das Bild eines Einzelwesens aus unendlich vielen Erbatomen oder Erbeinheiten, die jetzt gewöhnlich Gene (von γεννάω = erzeugen) oder Ide (von ἴδιος = eigen) genannt werden. Daher die gelegentliche (wenig ansprechende) Bezeichnung „Mosaikismus“ für Mendelismus.

1866 erschien Mendels Vortrag in der Zeitschrift des Mährischen Provinzialvereins im Druck. Mit Ehrfurcht und Erstaunen nahmen die wenigen Hörer und Leser von der fleißigen und gelehrten Arbeit des geistlichen Herrn Kenntnis, fühlten sich im letzten Grunde aber wohl doch von der „botanischen Mathematik“, die sie in seinen Ausführungen erblickten, etwas seltsam berührt. Empfanden doch die meisten den „Ordensbruder“ schließlich nur als Laien oder Dilettanten, und erinnerten sie seine

Berechnungen unwillkürlich stark an die Zahlenspielerereien, die in der mittelalterlichen Zahlenmystik (der wir auch jetzt noch gelegentlich begegnen) einen so großen Raum einnahmen. Vermutlich wäre man weniger befremdet gewesen, wenn man damals schon das Zahlengesetz der Chromosomen in der männlichen und weiblichen Zelle gekannt hätte, das jedoch erst 1890 von *Boveri* entdeckt wurde, oder wenigstens die Arbeiten des im gleichen Jahre wie *Mendel* 1822 in England geborenen Vererbungsforschers *Francis Galton*, der, zwar nicht auf Experimente, aber auf Beobachtungen und Erwägungen fußend, erklärt hatte, daß wir je $\frac{1}{4}$ unseres Erbschatzes den beiden Eltern, je $\frac{1}{16}$ den vier Großeltern, je $\frac{1}{64}$ den Urgroßeltern und so weiter jedem unserer Vorfahren bis ins Unendliche mit immer entsprechend kleineren Bruchteilen verdanken.

Unter den Forschern seiner Zeit, denen *Mendel* Sonderabdrücke seiner Arbeit schickte, befand sich einer, von dem man wohl hätte annehmen können, daß er, der selbst die Dinge in der Natur nach Maß und Zahl zu erforschen suchte, die hohe Bedeutung der Mendelschen Regeln sogleich hätte erfassen müssen. Es war der angesehene Pflanzen- und Vererbungsforscher *Karl Wilhelm von Nägeli* (geboren 1817 in Kirchberg bei Zürich), derselbe, auf dessen Arbeiten der Entdecker des Tuberkel- und Cholerabazillus und Begründer der modernen Bakteriologie, *Robert Koch* (1843–1910), seine Forschungen aufbaute. *Nägeli* hatte als erster darauf hingewiesen, daß man bei der Vererbung einen scharfen Unterschied machen müsse zwischen der eigentlichen Erbmasse – dem Idioplasma, wie er sagte –, der nur in den Keimzellen lagernden und nur durch diese auf die Nachkommen übergehenden Summe aller Erbanlagen einerseits und den Körper- oder Somazellen andererseits, die an der Vererbung völlig unbeteiligt seien; sie wären zwar auch Abkömmlinge der vereinigten Keimzellen und bewirkten als solche durch Zellteilung den Aufbau des ganzen Organismus; letzten Endes aber wären sie doch nur die sekundären Ausläufer und zugleich Aufbewahrer des primären, ausschließlich für die Vererbung und Erhaltung der Art in Frage kommenden Keimplasmas.

Den nächsten Schritt über *Nägeli* hinaus ist dann der Freiburger Zoologe *August Weißmann* (1834–1914) in seiner berühmten Lehre von den Keimbahnen und der Kontinuität (= dem ununterbrochenen Zusammenhang) des Keimplasmas (1892) gegangen, in der er dartat, „daß die Keimzellen überhaupt nicht aus dem Körper des Individuums, sondern direkt aus den Keimzellen entstehen“. Indem er so annimmt, daß das Einzelwesen kein neues Keimplasma bildet, sondern nur das weiter trägt, was bereits in dem Ausgangskeimplasma der befruchteten Eizelle vorhanden war, um es bei der geschlechtlichen Vereinigung mit dem in einer anderen Person enthaltenen Keimplasma zu verbinden, erklärt er das Keimplasma seiner ganzen Beschaffenheit nach für ewig und unsterblich; er leugnet damit die Bedeutung der Körperseele für die Vererbung sowie die Möglichkeit der Vererbung erworbener Eigenschaften überhaupt. Nach *Weißmanns* Auffassung kommt das, was ein Mensch im Leben aus sich macht, allen Personen seiner geistigen Reichweite

zugute, es wirkt sich nicht nur in seinen eigenen Kindern, sondern in allen aus, die unter seinen Einfluß geraten.

Es seien hier einige Zeilen wiedergegeben, die *Weißmann* im Jahre 1908 einem meiner Mitarbeiter an der damals von mir herausgegebenen „Zeitschrift für Sexualwissenschaft“, Prof. Dr. K. F. *Jordan*, schrieb. Dieser hatte geäußert, daß sich durch die Lehre von der Kontinuität des Keimplasmas nicht erklären lasse, wie der somatische Tod auf das Keimplasma übergehe. Darauf entgegnete *Weißmann*: „... Wenn die Anlagenmasse (Determinanten) des Keims sich zuerst in zwei gleiche Portionen teilt, von denen die eine das Soma des Embryos bildet, die andere aber die Keimzellen desselben, so sind ja damit die Somazellen der folgenden Generation gegeben, und zwar mit denselben Anlagen wie die des Embryos, von denen sie sich nur dadurch unterscheiden, daß sie erst eine Generation später aktiv werden. Die hohe Komplikation der Somazellen und damit ihre Sterblichkeit ist eben nicht durch Gebrauch und Nichtgebrauch, sondern durch Keimesvariationen entstanden, also schon vorher da, ehe sie aktiv wird. Meine alte Ansicht von 1886 habe ich fallen lassen und den Tod aus der Komplikation des Soma hergeleitet.“

Trotzdem *Nägeli* in seinem Briefwechsel mit *Mendel* (den später *Correns* veröffentlicht hat) von dessen Pflanzenzüchtungen mit Aufmerksamkeit und Anerkennung Kenntnis nahm, erwähnt er (anscheinend in akademischem Hochmut) in seinem Hauptwerk „Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre“, das 1884 (im Todesjahr *Mendels*) erschien, mit keiner Silbe die grundlegende Entdeckung des Mannes, ohne den die heutige Vererbungs- und Züchtungswissenschaft einer kernlosen Zelle gleichen würde. Wir dürfen annehmen, daß *Mendel* unter der fehlenden Anerkennung weniger als andere Wegbereiter litt, denn er war inzwischen zum hohen geistlichen Würdenträger, erst zum Abt, dann zum Prälaten aufgerückt und fand es wichtiger, für seinen Orden zu kämpfen, und angenehmer, in seinen Mußestunden mit seinen Neffen *Schach* zu spielen, als sich weiter mit mühseligen Züchtungen zu beschäftigen, deren umstürzende Bedeutung für die Lehre vom Leben niemand beachtete, er wohl selbst nicht einmal in vollem Umfange erkannte.

Schade, daß *Mendel* seine kleine, aber um so inhaltsschwerere Abhandlung nicht den beiden Zeitgenossen zugänglich gemacht hat, von denen man annehmen muß, daß sie nicht nur den hohen Wert seiner Entdeckung mit einem Schlage begriffen hätten, sondern auch ihre vorurteilsfreiesten und begeistertsten Verbreiter gewesen wären: *Charles Darwin* und *Ernst Haeckel*. Hielt ihn vielleicht sein geistlicher Stand zurück, sich an diese zwei von allen Anhängern der biblischen Schöpfungsgeschichte und damit von der Kirche besonders heftig befehdeten Männer zu wenden? Es gibt kaum eine andere Erklärung; waren doch die Namen dieser beiden um die Abstammungs- und Vererbungswissenschaft so hochverdienten Naturforscher gerade um die Zeit, als *Mendel* seinen Vortrag veröffentlichte, in aller Munde, denn dieser Vortrag fiel fast genau in die Mitte der kurzen Zeitspanne, welche zwischen dem Erscheinen von *Darwins* Hauptwerk über „Natürliche Zuchtwahl“ und *Haeckels*

„Natürlicher Schöpfungsgeschichte“ lag. *Haeckel* wußte von *Mendels* Arbeiten bis zu ihrer Wiederentdeckung im Jahre 1900 nichts, sonst hätte er bei den wiederholten Gesprächen, die ich mit ihm über Vererbungsfragen hatte, sicherlich einmal diese Untersuchungen erwähnt, die ganz in seinem Sinne an die Stelle von dem, was man bisher für Willkür, Vorsehung oder Zufall hielt, strenge Naturgesetzlichkeit rückte.

Über die fehlenden Beziehungen *Mendels* zu *Darwin* schreibt sein ausgezeichnete Biograph Dr. Hugo *Illis* in Brünn (in „Gregor Johann Mendel: Leben, Werk und Wirkung. Herausgegeben mit Unterstützung des Ministeriums für Schulwesen und Volkskultur in Prag“, erschienen in Berlin bei Springer 1924) folgendes: „Wie *Bateson* mitteilt, hat der Sohn *Darwins*, der Botaniker *Francis Darwin*, in der noch vollständig unverändert gebliebenen Bibliothek keinen Abdruck von *Mendels* Arbeiten gefunden, so daß mit Sicherheit anzunehmen ist, daß *Darwin* *Mendels* Arbeiten nicht gekannt hat. Es ist wohl anzunehmen, daß die Versuche und Theorien *Mendels* auf die Entwicklung der *Darwinschen* Anschauungen starken Einfluß genommen hätten. Bei *Darwin* hätte *Mendel* am ehesten ein Nachprüfen seiner Versuche erzielt. Verfügte dieser doch über genügende Hilfsmittel und vor allem, als einziger vielleicht, über die nötige Geduld, Sachkenntnis und Geschicklichkeit.“ „Ihm wäre mehr als allen anderen Menschen“, schreibt *Bateson* in seinem ausgezeichneten, 1909 in Cambridge veröffentlichten Werk über „*Mendels Vererbungstheorien*“ (1914 aus dem Englischen übersetzt, mit Begleitwort von R. von *Wettstein* bei Teubner in Leipzig erschienen), „die Nachricht von einem Fortschritt des Problems, dessen Lösbarkeit er als erster der Welt gezeigt hatte, eine aufrichtige Freude gewesen, selbst wenn die Richtung, welche dieser Fortschritt nahm, eine andere als die von ihm selbst erwartete war.“

Wie sehr *Mendel*, trotz des ausbleibenden Widerhalls und seines Verzichts auf die Fortsetzung seiner Versuche, innerlich von ihrer Richtigkeit überzeugt blieb, beweisen die prophetischen Worte, die ich bereits erwähnte: „Meine Zeit wird kommen!“ Und seine Zeit kam — eine tröstliche Aussicht für alle verkannten Wahrheitssucher und Wahrheitskundler — freilich als er schon lange tot war. 35 Jahre nach der Veröffentlichung seines Vortrages traten im März, April und Juni des Jahres 1900 ganz unabhängig voneinander drei Vererbungsforscher auf, die *Mendels* Lehre wieder entdeckten und zu neuem Leben erweckten: der Holländer Hugo de *Vries*, der Deutsche Karl *Correns*, damals noch in Tübingen, jetzt in Berlin, und der Österreicher Erich von *Tschermak*, Universitätsprofessor in Wien.

Ich gebe aus den Schriften der letzten beiden die klassischen Stellen der Neuentdeckung wieder. Die von *Correns* findet sich im 4. Heft der Deutschen Botanischen Gesellschaft in einer elf Seiten umfassenden Abhandlung: „Gregor Mendels Regel über das Verhalten der Rassenbastarde“. Hier heißt es: „Auch ich war bei meinen Bastardierungsversuchen mit Mais- und Erbsenrassen zu demselben Resultat gelangt wie de *Vries*... Als ich das gesetzmäßige Verhalten und die Erklärung dafür gefunden hatte, ist es mir gegangen, wie es de *Vries* offenbar jetzt geht: ich habe das alles für etwas Neues gehalten. Dann habe ich mich aber überzeugen müssen, daß der Abt Gregor *Mendel* in Brünn in den 60er Jahren durch langjährige und sehr ausgedehnte Versuche mit Erbsen nicht nur zu demselben Resultat gekommen ist wie de *Vries* und ich, sondern daß auch er dieselbe Erklärung gegeben hat, soweit das 1866 nur irgend möglich war. Man braucht nur ‚Keimzelle‘, ‚Keimbläschen‘ durch ‚Eizelle oder Eizellkern‘, ‚Pollen-

zelle' eventuell durch 'generativen Kern' zu ersetzen. Diese Arbeit *Mendels*, die in *Fockes* Pflanzenmischlingen zwar erwähnt, aber nicht gebührend gewürdigt ist, und die sonst kaum Beachtung gefunden hat, gehört zu dem Besten, was jemals über Hybriden geschrieben wurde . . . "

Die Bemerkung, welche wenige Monate später *Tschermak* in einer von ihm veröffentlichten Mitteilung hinzugefügt hat, lautet: „Die soeben veröffentlichten Versuche von *Correns* . . . bestätigen ebenso wie die meinigen die *Mendelsche* Lehre. Die gleichzeitige Entdeckung *Mendels* durch *Correns*, de *Vries* und mich erscheint mir besonders erfreulich. Auch ich dachte noch im zweiten Versuchsjahre, etwas ganz Neues gefunden zu haben.“

Auch nach 1900 dauerte es noch eine gute Weile, bis der Mendelismus sich zu dem Ansehen erhob, das er gegenwärtig allseitig genießt. Ich erinnere mich, daß ich einigermaßen in Verlegenheit geriet, als ich einmal zu Anfang des Jahrhunderts in Cambridge Gast bei einem dortigen Universitätsprofessor war und mich ein anwesender Schüler von *William Bateson*, dessen Mendelbuch gerade erschienen war, fragte, ob man sich auf den deutschen Universitäten viel mit Mendelismus beschäftigte. Mir war wie den meisten Zeitgenossen dieser Begriff damals noch so gut wie unbekannt, und es war mir nicht unlieb, daß ich dem jungen Engländer, der mich darüber befragte und dann genauer über die neue Lehre unterrichtete, sagen konnte, daß auch der Begriff des Darwinismus eher in Deutschland Anerkennung und Volkstümlichkeit errungen habe als in seinem englischen Vaterlande. Was der deutsche *Haeckel* für den Engländer *Darwin* war, bedeutete der Engländer *Bateson* für den Deutschmähren *Mendel*. In den letzten zwanzig Jahren freilich haben sich die Begriffe Mendel, Mendelismus mit dem Zeitwort „mendeln“ so sehr in die Wissenschaft und die praktische Tier- und Pflanzenzucht eingebürgert, daß nichts davon zu wissen, heute schon fast als Mangel an allgemeiner Bildung gelten muß.

Zwischen dem Malthusianismus und dem Mendelismus ragt allerdings noch eine dritte Säule, die nicht weniger machtvoll, ja vielleicht noch stärker ist als diese beiden:

der Darwinismus.

Oft totgesagt — eine Schrift von *Dennert* führte den Titel: „Am Sterbelager des Darwinismus“ —, von vielen als „Teufelswerk“ gebrandmarkt — man erinnere sich nur an den Kampf des amerikanischen Präsidentschaftskandidaten *William Jennings Bryan* als Führer der „Fundamentalisten“ für „die buchstäbliche Auslegung und Befolgung der Bibel“, an die Unterrichtsverbote der Entwicklungslehre in den amerikanischen Staaten Tennessee und North Carolina —, von anderen, wie *Charles Deperet*, als „Phantasie-Entwicklungsgeschichte“ verhöhnt, Dutzende von Malen „widerlegt“, „erledigt“ und „endgültig überwunden“, zuletzt angeblich von dem Münchner Paläontologen *Dacqué* und dem Berliner Pathologen *Westenhöfer* mit der Behauptung, daß der Mensch nicht vom Affen, sondern der Affe vom Menschen stamme, steht Darwins Abstammungsgedanke heute lebendiger da denn je.

Mit vollstem Recht konnte daher auf die Umfrage, welche (im April 1926) das

Berliner Tageblatt veranstaltete: Ist der Darwinismus erschüttert?, Prof. Dr. Erwin Baur, der Direktor des Instituts für Vererbungsforschung an der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin (er ist zusammen mit Professor Eugen Fischer und Professor Fritz Lenz Verfasser des dreibändigen, bei Lehmann in München erschienenen Werkes: „Grundriß der menschlichen Erblchkeitslehre und Rassenhygiene“), erwidern, daß der Darwinismus im weiteren Sinn, das heißt die Abstammungslehre als solche, heute fester steht denn je; er schreibt: „*Daran, daß die jetzt lebenden Organismen im Laufe der Erdgeschichte sich aus anderen, ursprünglicheren Formen langsam entwickelt haben, zweifelt kein ernsthaft zu nehmender Biologe*“, und gelangt nach längerer Begründung dieses Satzes zu dem Schlusse: „Von einer Erschütterung der Selektionslehre kann nach meiner Meinung nicht gesprochen werden, sondern viel eher von einer *wesentlichen Befestigung*.“ Selbst der vorhererwähnte Jesuitenpater Erich Waßmann äußerte sich in einer Gastvorlesung, die er im Januar 1927 über „die Abstammungslehre einst und jetzt“ in Frankfurt a. M. hielt, dahin, daß es der göttlichen Weisheit mehr entspreche, eine entwicklungsfähige Welt zu schaffen, die sich durch ihre eigenen inneren Entwicklungsgesetze selbständig entwickelt, als die Arten einzeln hervorzubringen und sie nachträglich zueinander in Beziehung zu setzen. Sicherlich hat der optimistische Gehalt des Darwinismus, die Gleichsetzung der Deszendenz mit der Evolutionstheorie (= der Abstammungs mit der Entwicklungslehre) viel zu seiner Volkstümlichkeit beigetragen, weil sich aus ihm die berechtigte Hoffnung schöpfen läßt, daß der bessere Teil der Menschheitsgeschichte, das goldene Zeitalter oder Paradies, nicht hinter, sondern noch vor uns liegt. Wenn allerdings Waßmann in seiner Rede hinzufügt, daß ein „Affenprozeß“ wie der in Tennessee (in Amerika haben sich nicht weniger als zwölf Staatsparlamente in den letzten drei Jahren mit Gesetzesanträgen nach dem Muster Tennesseees — Lehrverbot des Darwinismus in Schulen — beschäftigen müssen) bei uns in Europa glücklicherweise eine Unmöglichkeit sei, so erwidern wir: „Wir wollen es hoffen, aber ganz so sicher sind wir dessen nicht, solange in Deutschland um ein Konkordat (= Vertrag zwischen der weltlichen Regierung und dem Oberhaupt der katholischen Kirche) gekämpft wird, das unter geistlicher Schulaufsicht einen Schulunterricht fordert, in welchem sich die Wissenschaft dem Glauben, genauer gesagt, dem Dogma beugen soll.“

Schon kurz nach dem Erscheinen der „Entstehung der Arten“ (am 18. Februar 1859) schrieb der Theologe Ch. Kingsley an Ch. Darwin: „Ich habe allmählich einsehen gelernt, daß es eine genau so erhabene Auffassung der Gottheit ist, zu glauben, daß sie ursprüngliche Formen erschaffen hat, welche fähig sind, sich in alle pro tempore und pro loco (= nach Zeit und Ort) notwendigen Formen selbständig zu entwickeln, wie zu glauben, daß sie einer frischen Intervention bedürfe, um die Lücken zu füllen, welche sie selbst gelassen hat. Ich frage mich, ob die erstere Auffassung nicht der höhere Gedanke ist.“

Da es vielfach so dargestellt wird, als ob in Professor Max Westenhöfer seit seinem aufsehenerregenden Vortrag auf der Salzburger Anthropologentagung (1926), in dem er auf Grund vergleichender anatomischer Untersuchungen darlegte, daß seines Erachtens mehr dafür spräche, daß die Menschen die Ahnen als die Nachkommen der Affen

seien, ein besonders gewichtiger und scharfer Gegner der Abstammungslehre entstanden sei, wollen wir darauf hinweisen, daß *Westenhöfer* demgegenüber selbst erst kürzlich (März 1927) in einem Vortrage, den er im Berliner „Wissenschaftlichen Verein“ hielt, ausdrücklich betont hat, daß auch für ihn nach wie vor „die *Deszendenztheorie der unerrückbare Eckstein alles biologischen Denkens*“ sei. Er habe nur die Überzeugung gewonnen, daß Niere und Milz des Menschen, sein Wurmfortsatz, seine embryonale Körperform und andere „Progonismen“ (= Vorfahrenmerkmale) erkennen ließen, daß in der Entwicklungsreihe der Mensch zeitlich früher anzusetzen sei als der Affe.

Auch der Direktor des Anatomischen Instituts der Universität Amsterdam, Professor L. *Bolk*, hat in seiner Schrift „Das Problem der Menschwerdung“ (bei Gustav Fischer in Jena) neuerdings das Ergebnis seiner Einzeluntersuchungen an menschlichen und tierischen Organen dahin zusammengefaßt, daß die Menschenaffen in ihrer individuellen Formentwicklung noch ein Endstück zurücklegen, das vom Menschen nicht mehr durchlaufen wird. Die Unbehaartheit seines Körpers, der Pigmentverlust, die Entfärbung seiner Haut, Haare und Augen, der Bau von Hand und Fuß, die Form der Ohrmuschel und des Beckens, die Art des Gebisses, die Schädelnähte des erwachsenen Menschen stellten im Vergleich mit den entsprechenden tierischen Bildungen Entwicklungshemmungen dar. Körperliche Formverhältnisse und Formeigenschaften, die beim Embryo des Menschenaffen vorübergehend auftreten, sind beim Menschen ein Endstadium der Entwicklung.

Durch die neueren Forschungen sind wir tatsächlich jetzt so weit gekommen, daß in der Frage:

Wie sind Mensch und Affe verwandt?

fünf verschiedene Theorien einander gegenüberstehen. Die einen behaupten, der Mensch stamme vom Affen, die anderen, der Affe stamme vom Menschen ab, andere sagen, Mensch und Affe sind überhaupt nicht miteinander verwandt, und wieder andere, der Mensch ist selbst ein Affe; die fünfte Theorie ist die von *Darwin* selbst, von *Huxley*, *Haeckel* und am entschiedensten von *Klaatsch* vertretene, die nach gemeinsamen Wurzelformen suchten, aus denen sich der äffische Greiffuß und der menschliche Stützfuß und alle anderen Unterschiede zwischen Menschenaffen und primitiven Menschen nach den Gesetzen der natürlichen und geschlechtlichen Zuchtwahl entwickelt haben.

Diese letzte Annahme hat neuerdings eine starke Stütze durch die chemische Blutsverwandtschaftsforschung erhalten, deren Feststellungen die Streitfrage für viele endgültig dahin entschieden haben, daß die vier höchstentwickelten Affenarten: Gorilla, Orang-Utan, Schimpanse und Gibbon, in der Tat dem Menschen näherstehen als den Halbaffen. Reagenzglas und Mikroskop ergeben nämlich bei beiden die gleiche Blutbeschaffenheit: dieselben nur den Menschen und Menschenaffen zukommenden vier Blutgruppen, die sich von der Blutzusammensetzung anderer Tiere, auch der Halbaffen, wesentlich unterscheidet.

Diese Blutgleichheit besteht noch heute, trotzdem man nach *Penck* und anderen annehmen kann, daß seit dem Aussterben der gemeinsamen Stammform, von der sich nach der einen Seite die Menschenaffen, nach der andern die Menschen abzweigten, weit über eine Million Jahre verflossen sind. Ob der 1891 von dem holländischen Arzt Eugen *Dubois* auf der Insel Java ausgegrabene *Pithekanthropos erectus* (= Affenmensch, von *πίθηκος* = Affe und *άνθρωπος* = Mensch, *erectus* = aufrecht), dessen Schädel eine deutliche Mittelstellung einnimmt zwischen den heutigen Menschenaffen und Menschen, wirklich zu den gemeinschaftlichen Stammeltern gehört hat, wird sich mit Sicherheit kaum feststellen lassen. Vielleicht war der *Pithekanthropos* auch schon eine menschliche Frühform, die in einer Vorzeit lebte, in welcher sich die tierischen Lall-, Schnal-, Grunz- und Schnurrlaute noch nicht zu den menschlichen Ausdrucks- und Verständigungslauten entwickelt hatten, die wir

Sprache nennen. Auch hier führt wieder ein Weg, der sich nicht nach Tausenden, sondern nach Hunderttausenden von Jahren bemißt, von den ersten menschlichen Naturlauten zu der Sprache der Tasmanier (der Ureinwohner der 1642 im Süden von Australien entdeckten Insel Tasmania), die nur dreihundert Wörter kennt, und weiter bis zu denen, in welchen ein *Laotse*, *Dante* und *Goethe* den feinsten Stimmungen und erhabensten Gedanken der Menschen Gestaltung und Dauer gaben.

Was ist uns Darwin?

Seine Lehre stellt im Bereich der Naturwissenschaft eine der gewaltigsten Umwälzungen dar, die nicht nur diese, sondern unsere gesamte Lebens- und Welteinstellung von Grund aus verändert hat. Um dies richtig zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß noch vor einem Jahrhundert nicht nur die große Masse der Menschen auf dem Boden der biblischen Schöpfungsgeschichte stand, sondern daß auch der gesamte Lehrkörper der Naturforscher an den Universitäten von Deutschland, Frankreich und England (mit wenigen Ausnahmen, die als Ketzer galten) annahm, daß die verschiedenen Arten der Lebewesen, wie wir sie jetzt in so unendlicher Mannigfaltigkeit vor uns sehen, unabhängig voneinander erschaffen oder wenigstens ursprünglich in ihrer gegenwärtigen Erscheinung ins Leben getreten seien, daß kein Band der Verwandtschaft die Menschen mit den Tieren, die Tiere mit den Pflanzen, die Pflanzen mit den Steinen verknüpfe. Noch Albrecht von *Haller*, wohl einer der größten unter den Naturkennern des achtzehnten Jahrhunderts (1708 – 1777), hatte geschrieben: „Es gibt kein Werden in der Natur. Kein Teil im Tierkörper ist vor dem andern, alle sind zugleich erschaffen.“ Und so wie dieser schweizerische, so lehrte sein schwedischer Fach- und Zeitgenosse (1707 – 1778) Karl von *Linné*: „Wir zählen so viele Arten, als das unendliche Wesen im Anfang der Dinge erschaffen hat.“

Die Alten waren freilich in der Frage der Unveränderlichkeit in der Natur vielfach schon weit über die Lehren der biblischen Schöpfungsgeschichte und die Ansichten *Hallers*, *Linnés* und *Cuviers* hinaus. Auf der Anschauung, daß die Welt nicht ein Sein, sondern ein Werden, daß in ihr nur das Unbeständige beständig sei, beruht ebenso sehr der Ausspruch des alten Philosophen *Heraklit* (535 – 475 v. Chr.): *πάντα ῥεῖ* = alles fließt (nach *Plato* soll *Heraklit* gesagt haben: *πάντα ῥωρεῖ* = alles bewegt sich fort), wie der von den alten Indern, Ägyptern (auch von den Pythagoräern und Neuplatonikern) gehegte Glaube an eine Metempsychose (= Seelenwanderung), wie endlich auch der Ursprung der Worte *natura* von *nasci* und *physis* von *φύω* = entstehen. Überall kehrt in der vorbiblischen Zeit die unbestimmte Vorstellung wieder, daß alles Lebendige sich ständig weiterformt, bildet und entwickelt.

Erst nach und nach gewann der Satz, daß alle Formen in der Natur immer so waren und sein werden wie in der Gegenwart, an Boden, bis er schließlich die gesamte abendländische Naturwissenschaft beherrschte. Da betrat fast genau ein Jahrhundert nach *Haller* und *Linné* *Charles Darwin* die Weltbühne, um mit dem Rüstzeug seines gewaltigen Wissens der Erbentwicklungslehre den Sieg zu verschaffen über die Annahme der Unveränderlichkeit und der Unabhängigkeit alles Erschaffenen voneinander.

Darwins Familie selbst bietet ein besonders gutes Beispiel seiner Vererbungsgesetze. Unser *Darwin*, mit Vornamen *Charles Robert*, wurde am 12. Februar 1809 zu Shrewsbury in England als fünftes unter sechs Kindern geboren. Sein Großvater und Vater waren hervorragende Naturforscher wie er selbst und wie es nun auch schon seit langem seine Söhne sind. Fast alle *Darwins* erhielten ihre medizinisch-naturwissenschaftliche Ausbildung auf der altehrwürdigen Universität Cambridge. Von seinem Großvater *Erasmus Darwin*, der 1731 zur Welt kam und sieben Jahre vor Charles' Geburt starb (1802), hatte er seine ganze Geistesrichtung geerbt. *Erasmus Darwin* war auch schon ein sehr berühmter Mann; die drei Bände seiner „*Zoonomia or the Laws of Organic Life*“ (= Das Wesen der Wesen oder die Gesetze des organischen Lebens), welche er 1794 in London veröffentlichte, wurden schon 1795–1799 von *Brandis* in Hannover ins Deutsche übertragen. Fast jedes Buch des weltberühmten Enkels hat in dem Werke seines Großvaters schon ein Kapitel als Gegenstück, in dem sich, wenn auch oft nur andeutungsweise, die gleichen Gedanken ausgesprochen finden, die Charles sechzig Jahre später mit ebensoviel Unerschrockenheit wie Kenntnis verfocht. Da ist nicht nur bereits von den Rätseln der Vererbung, von der Anpassung, von der geschlechtlichen Zuchtwahl die Rede, sondern auch die Schutzmittel der Tiere und Pflanzen durch vorgetäuschte Ähnlichkeit, der körperliche Ausdruck der Gemütsbewegungen und die Erforschung der Säuglingsseele beschäftigten den Großvater wie den Enkel. Man könnte einwenden, daß sich diese Übereinstimmung doch wohl eher durch unmittelbare Familienüberlieferung und die gleiche Erziehung (von Cambridge) erklären ließe als durch körperseelische Vererbung. Dem ist entgegenzuhalten, daß, wenn diese Keime auf unfruchtbaren Boden gefallen wären, sie schwerlich zu solcher Blüte herangereift wären. Lediglich aber diesen Nährboden – gleichviel, ob wir ihn Anlage, Disposition, Konstitution oder Reaktionsweise nennen – nehmen wir als ererbt an.

Charles' Vater, *Robert Waring Darwin*, hatte eine Arbeit über Augentäuschungen geschrieben, auf die *Goethe* in seiner Farbenlehre Bezug nimmt (auch *Erasmus Darwins* Lehrgedicht „Der botanische Garten“ erwähnt *Goethe* in einem Brief an *Schiller* vom 26. Januar 1798). Dieser Vater war Arzt, und *Darwin* schreibt einmal von ihm als dem „weisesten Mann, den ich je gekannt habe“; er war mit *Susanne Wedgwood* verheiratet, der Tochter des berühmten Töpfers *Josiah Wedgwood* (1730–1795), des Erfinders der noch heute nach ihm benannten Porzellanart. Es verdient im Hinblick auf die viel erörterte Frage des eugenischen (oder dysgenischen) Einflusses der Verwandtenehen auf die Nachkommenschaft bemerkt zu werden, daß *Darwin* selbst wie sein Vater sich mit einer *Wedgwood* vermählte, nämlich mit seiner Cousine *Emma Wedgwood*, mit der er eine lange, glückliche Ehe führte, der sieben prächtige Kinder, fünf Söhne und zwei Töchter, entsprossen sind.

Von *Darwins* Söhnen erwähnten wir bereits *Francis* (gest. 1925), der Professor der Botanik in Cambridge wurde; wir verdanken ihm eine ausgezeichnete Biographie seines Vaters. Seinem Bruder *George Howard* (gest. 1912) wurde 1883 die Pro-

fessur für Astronomie und experimentelle Naturwissenschaft in Cambridge übertragen. Von ihm rührt auch eine wertvolle Arbeit über „die Ehe zwischen Geschwisterkindern“ (Leipzig 1876) her, ein Thema, über das auch *Darwins* jüngster Sohn, *Leonard*, gearbeitet hat. Dieser ist seit dreizehn Jahren Vorsitzender der „Eugenics Education Society“ (= Eugenische Erziehungsgesellschaft), die mit Erfolg bemüht ist, die wissenschaftlichen Arbeitsergebnisse der Vererbungsforscher für das Leben nutzbar zu machen.

Als ich bei meinem letzten Besuch in London (1926) dem Sitz dieser Gesellschaft einen Besuch abstattete, empfing ich dort das soeben (bei Murray in London) erschienene Werk *Leonard Darwins: „The Need for Eugenic Reform“* – Die Notwendigkeit eugenischer Reform –, das die bedeutungsvolle Widmung trägt: „Dedicated to the memory of my father“ (= gewidmet dem Andenken meines Vaters). *L. Darwin* geht in diesem ausgezeichneten (bisher noch nicht ins Deutsche übertragenen) Werk, dessen 27 Kapitel den Umfang und die Vielseitigkeit der eugenischen Wissenschaft bekunden, von dem Gedanken aus, daß die Evolutionstheorie wohl für die gesamte organische Welt jetzt allgemein anerkannt wäre, daß dadurch aber keineswegs gesagt sei, daß alle zur Zeit bestehenden Arten sich notwendigerweise zu immer größerer Vollkommenheit entwickeln müßten. Unendlich viele, auch hochentwickelte Arten der Vorzeit sind ausgestorben (und sterben noch jetzt dauernd aus); nach den Ergebnissen der Forschung ist für jede Art, die in irgendeiner Weltperiode lebt, die Wahrscheinlichkeit des Aussterbens sogar größer als die des dauernden Bestehens. Diese Erkenntnis soll den Menschen veranlassen, alles zu tun, was die Höherzüchtung des Menschengeschlechts fördert, und alles zu meiden, was zu seiner Entartung führen kann. Dazu will die Eugenik verhelfen, deren Ziel *Leonard Darwin* kurz dahin zusammenfaßt: „Ausnutzung des Wissens, das uns das Studium der Evolution vermittelt, für die Hebung der menschlichen Rasse.“ Er bespricht die Möglichkeiten, deren man sich bedienen kann, um bewußt für Vermehrung der Tauglichen und Verminderung der Untauglichen zu sorgen; vor allem nennt er die Geburtenregelung („die bisher am meisten dort ausgeübt wird, wo sie am wenigsten berechtigt ist, und umgekehrt“), die soziale Tätigkeit der Gemeinschaften, besonders des Staates (auch die Unfruchtbarmachung ganz Untauglicher, wie der Gewohnheitsverbrecher, zieht er in Betracht), die Notwendigkeit neuer Ehegesetze, Erziehung und Volksbelehrung. In einer Schlußbetrachtung führt *L. Darwin* aus, daß die Bestrebungen der Eugenik nicht denen der Religion widersprechen – Wissenschaft und Religion sollten Hand in Hand gehen, nicht nur, wenn es gilt, das Wohl der lebenden Nächsten, sondern vor allem auch, wenn es sich darum handelt, das Wohl ungezählter Millionen noch ungeborener Menschen zu fördern.

Das Bemerkenswerteste in der Familiengeschichte *Darwins* ist nun aber, daß auch der Begründer der Eugenik, *Francis Galton*, ein Enkel von *Erasmus Darwin* war. Seine Mutter *Violetta* war die jüngste Schwester von *Darwins* Vater, ihr Gatte war ein reicher Kaufmann (Verfasser eines wissenschaftlichen Buches über das Geldwesen). Wie *Charles Darwin* sollte auch sein Vetter *Francis Galton* Mediziner werden; wie jener 1831 auf dem „Beagle“ fünf Jahre lang die Welt umkreiste, so unternahm auch *Francis* von 1850 ab weite Forschungsreisen (besonders durchforschte er Afrika). Nach seiner Rückkehr wurde *Galton* Vorsitzender der geographischen, dann der meteorologischen (er stellte 1863 die ersten Wetterkarten für

England zusammen), dann der anthropologischen Gesellschaft (er führte die Biometrie = Bestimmung der Maßverhältnisse des menschlichen Körpers, und die Daktyloskopie = Wiedererkennung durch Fingerabdrücke, in England ein), später auch Präsident der statistischen und schließlich der von ihm ins Leben gerufenen eugenischen Gesellschaft. Bevor er am 17. Januar 1911 im hohen Alter von 90 Jahren starb, hatte er die Genugtuung, zu sehen, auf wie fruchtbaren Boden die von ihm gestreute Saat gefallen war.

Galton war einer jener wissenschaftlichen „Dilettanten“, wie sie in England besonders häufig sind, ohne Behang von Titeln, Würden und Graden; auch Ch. Darwin, H. Spencer und viele andere geistige Bahnbrecher gehörten dazu. Bei uns nennt man solche Männer „Privatgelehrte“, mit einem etwas herablassenden Unterton, der um so unberechtigter ist, als die Geschichte der Wissenschaften zeigt, daß große Geistesgaben verhältnismäßig selten den Köpfen „zünftiger“ Gelehrten entsprangen (auch Malthus und Mendel waren keine Universitätsprofessoren), um so häufiger aber von ihnen schwer behindert wurden. Die „Geschlechtskunde“ bringt dafür mehr als ein Beispiel.

Demselben Widerstand der „Akademiker“ und Fachleute wie die theoretischen begegneten auch fast alle praktischen Fortschritte. Als im Jahre 1772 Staatsminister Karl Abraham von Zedlitz in Preußen eine gründliche Reform des Unterrichts in den Volksschulen vorschlug und den Plan hierfür Friedrich II. unterbreitete, erhob sich alsbald in akademischen und militärischen Kreisen lebhafter Widerstand gegen den Unterricht in der Geographie, man nannte den Minister einen „Beförderer der Desertion“; gegen den allgemeinen Schreibunterricht wurden sowohl aus philologischen als juristischen Kreisen Einwände laut, man würde die Jungen zu „mutwilligen Querulanten“ und die Mädchen zum Anfertigen von Liebesbriefen erziehen. Als die erste Eisenbahn in Deutschland gebaut wurde, erhoben die Ärzte ernste Bedenken; ein so geschwindes Beförderungsmittel würde nicht nur für die Insassen, sondern auch für die Sehnerven derer, an denen es vorüberfahre, eine gesundheitliche Gefahr bedeuten. Mit Recht nennt man solche Urteile: Vorurteile; sie entstammen dem menschlichen Beharrungsvermögen und finden sich oft auch bei denen, die sich selbst für völlig „vorurteilslos“ halten.

Ist Galton der Vater der Eugenik, so ist Darwin ihr Großvater. 1859 erschien Darwins, 1869 Galtons Hauptwerk: „Hereditary Genius“ (es wurde seltsamerweise erst 40 Jahre nach seinem Erscheinen von Dr. Otto Neurath und Dr. Anna Schapire-Neurath in Wien ins Deutsche übertragen; die Übersetzung erschien 1910 im Verlag von Dr. Klinkhardt, Leipzig), in dem er ausführte, daß „*der menschliche Aufwuchs in grandioser Weise durch sorgsame Auslese verbessert werden könne, wenn durch Generationen hindurch hervorragend tüchtige Frauen mit nur ebensolchen Männern vermählt werden würden*“; es müsse sich so allmählich „eine hochbegabte Menschenrasse hervorbringen“ lassen. Als Darwin dieses Buch seines Veters studierte, sagte er, daß er sich nicht erinnern könne, je in seinem Leben etwas Interessanteres und Originelleres gelesen zu haben.

Darwin selbst war in seinem Hauptwerk, dessen genauer Titel lautet: „Über die Entstehung der Arten durch natürliche Züchtung oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampf ums Dasein“, auf Grund zwanzigjähriger Forschungsarbeit zu dem

Ergebnis gekommen, daß der Stammbaum jedes lebenden Wesens nicht nur bis zu dem ersten Individuum seiner Art, beim Menschen also nicht nur bis zum ersten Menschenpaar zurückreicht, sondern daß alle Geschöpfe der Erde, alle Pflanzen, Tiere und Menschen gemeinsam von einfacheren Urformen bis schließlich der einfachsten Urform – einem Schleimklümpchen – abstammen, aus denen sie sich nach feststehenden (heute noch gültigen) Naturgesetzen ganz allmählich entwickelt hätten; *eine unendliche Liebeskette erstreckte sich von jedem von uns bis zum ersten Erwachen des Lebens*. Die Übereinstimmung der Lebewesen erkläre sich durch die Vererbung, ihre Verschiedenheit beruhe auf Abweichungen, die ursprünglich nur unscheinbar gewesen seien. Unter diesen Eigenschaften habe es stets auch solche gegeben, die sich für die Umgebung einer Art als besonders vorteilhaft erwiesen hätten; die so begünstigten Einzelwesen konnten sich dann leichter erhalten und vor ihren Feinden schützen, die weniger geeigneten dagegen wären nach und nach erlegen und schließlich ausgestorben. Die Überlebenden hingegen hätten die in ihnen ruhenden, den Anforderungen der Umwelt besser angepaßten Eigenschaften auf die Nachkommen übertragen. Demnach lauten

die fünf Darwinschen Naturgesetze:

- I. Erberhaltung,
- II. Überfruchtbarkeit,
- III. Erbverschiedenheit,
- IV. Lebensauslese,
- V. Liebesauslese.

Mit der Erkenntnis und Verknüpfung dieser fünf Gesetze, vor allem mit der Entdeckung der „Natural selection“ (= natürliche Auslese) und ihrer Verbindung mit der „Sexual selection“ (= geschlechtliche Auslese) setzte *Darwin* an die Stelle eines unvermittelten, sprunghaften, durch übernatürliche Kräfte entstandenen Nebeneinander ein einheitliches Miteinander und natürliches Nacheinander aller Geschöpfe, an die Stelle, an der starre, bis dahin hoffnungslose Unabänderlichkeit stand – ein „so war es immer, und so wird es bleiben“ – ein kühnes Vorwärts – Aufwärts – Empor. Nichts spricht nach *Darwinscher* Auffassung dafür, daß diese fortschreitende Entwicklung und Vervollkommnung, welche sich in der gesamten lebendigen Welt vollzieht, mit dem Auftreten unseres Geschlechts ihren Abschluß gefunden hat. Es gab eine Zeit, in der die im Urmeer umherwimmelnden Schleimzellen die höchsten und einzigen empfindenden Wesen auf unserem Planeten waren, und es wird eine Zeit kommen, in der ein Geschlecht unsere Erde beherrscht, welches uns geistig und körperlich ebenso weit überragt wie wir jene niedersten Lebewesen. Was uns *Darwin* in seinem „Ursprung der Arten“ gab, war, wie unser Freund *Bölsche* einmal treffend bemerkt, „zu der Wahrscheinlichkeit, daß Arten sich natürlich entwickelt haben könnten, die erste Denkmöglichkeit, wie es geschehen sein könnte“. Über die praktische Bedeutung seiner Lehre war *Darwin* selbst sich nicht im Zweifel; das zeigen

seine Worte: „Der Mensch prüft mit skrupulöser Sorgfalt den Charakter und den Stammbaum seiner Pferde, Rinder und Hunde, ehe er sie paart. Wenn er aber zu seiner eigenen Heirat kommt, nimmt er sich niemals solche Mühe. Doch könnte er durch Wahl nicht bloß für die körperliche Konstitution und das Äußere seiner Nachkommen, sondern auch für ihre intellektuellen und moralischen Eigenschaften etwas tun.“

Andererseits geht aus den Schlußworten seines großen Werkes: „Licht wird fallen auf den Ursprung des Menschen und seine Geschichte“, deutlich hervor, daß *Darwin* sich keineswegs einbildete, alles erhellt zu haben, was über „Das Werden der Organismen“ (so nennt Oskar Hertwig seine während des Krieges – in Jena 1916 – veröffentlichte Gegenschrift mit dem Untertitel „Eine Widerlegung von *Darwins* Zufallstheorie“) bis dahin im chaotischen Dunkel lag (oder einfacher und bequemer durch den Glauben an eine einmalige oder wiederholte Schöpfer Tätigkeit geklärt schien). Gleichwohl kann die *Darwinsche* Abstammungslehre wohl nur derjenige als Zufallstheorie bezeichnen, der sich nicht bewußt ist, daß die natürliche und geschlechtliche Auslese nach Ursache und Wirkung genau so gesetzmäßigen Regeln unterliegt wie jede Anziehung und Abstoßung in der Natur.

Nur das dritte der *Darwinschen* Gesetze – die Erbverschiedenheit, auch Variabilität oder Mutabilität genannt – war allerdings auch nach *Darwins* eigener Darstellung ein Vorgang, der mehr oder weniger dem Zufall preisgegeben war; *Darwin* mußte sich damit zufrieden geben, die erbliche Verschiedenheit innerhalb einer gewissen Breite als ebenso naturgesetzlich anzusehen wie die erbliche Gleichheit. Und da ist es nun eines der merkwürdigsten Geschehnisse in der Geschichte der Biologie, daß zu derselben Zeit, als *Darwin* in England seine Lehren aufstellte, in einem anderen Teile Europas bereits in stiller Abgeschiedenheit ein Mann auch aus dem Reiche der Erbverschiedenheit den Zufall verbannte. Dieser unbekannte Zeit- und Weggenosse war Gregor Mendel.

Die drei Mendelschen Regeln,

in denen wir die wichtigste Vervollständigung des Darwinismus zu erblicken haben, sind:

- I. Die selbständige Vererbung von Erbeinheiten oder
die Autonomieregel.
- II. Die Überdeckung nicht sichtlicher durch sichtliche Erbeinheiten oder
die Dominanzregel.
- III. Die Drittelung der Erbeinheiten: ein Viertel gleich dem einen, ein Viertel gleich dem anderen Elternwesen, zwei Viertel gemischt (bastardisch)
die Spaltungsregel.

Wer sich die gewaltigen Gedankengänge der menschlichen Entwicklungslehre zu eigen machen will, darf vor allen Dingen eins nie aus den Augen verlieren: daß wir hier mit ganz anderen Zeiträumen rechnen müssen, als es die meisten Menschen

von Jugend auf, an die schulmäßige Geschichtsüberlieferung von Altertum, Mittelalter und Neuzeit gewöhnt, zu tun pflegen. Wir brauchen dabei nicht so weit zu gehen wie der neuerdings (aus nicht recht ersichtlichen Gründen) von den Antidarwinisten und Antisozialisten auf den Schild gehobene Geologe (= Erdforscher) und Paläontologe (= Vorwesenforscher) der Münchner Universität, Professor Edgar *Dacqué*, welcher annimmt, daß Menschen bereits vor 30–50 Millionen Jahren die Erde bevölkert haben, wobei er allerdings von der Anschauung ausgeht, daß der Mensch nicht am Ende, sondern am Anfange der Tierreihe steht, daß er die Urform sei, aus der sich alle anderen Wesen entwickelt hätten.

In seinem viel beachteten Buch „Urwelt, Sage und Menschheit“ (1924 bei R. Oldenbourg in München), das *Dacqué* im Untertitel „eine naturhistorisch-metaphysische Studie“ nennt und allen denen widmet, „die erkennen, daß wahres Verstehen Glauben ist“, verkündet er seine neue Lehre, die er in einem zweiten Buche (1927 im gleichen Verlage), „Natur und Seele, ein Beitrag zur magischen Weltlehre“, weiter ausbaut. Er stützt seine Theorie durch eine zweite (deren Voraussetzungen einleuchtender sind als die aus ihnen gezogenen Schlußfolgerungen), durch die Annahme nämlich, daß die seit Urzeiten vorhandene Menschheit Erlebnisse aus sehr alter Erdgeschichte im Gedächtnis aufbewahrt habe. Er sucht dies durch die überlieferten Sagen, Märchen, Mythen und Legenden zu beweisen, denen sämtlich, gleichviel ob es sich um die Weltkatastrophe der Sintflut oder die Atlantissage, die Mythen von Drachen, Lindwürmern, Basilisken, Sphinxen, Fischmenschen oder Zyklopen handelt, gleichviel ob es die Mythen von Prometheus, Polyphem und Prokrustes, die Märchen aus Tausendundeiner Nacht oder die biblischen Geschichten sind, Wirklichkeitswert zukomme. Es war gewiß ein glücklicher Gedanke von *Dacqué* (in dem er sich übrigens mit der modernen Psychoanalyse und Parapsychologie berührt), die Aufmerksamkeit auf die Unterscheidung dessen gelenkt zu haben, was an dem Märchen-, Mythen- und Sagenschatz der Völker Zeugenaussagen der Vorzeit, was Phantasiegebilde sind. Wir meinen aber mit Paul *Krische*, daß trotz der Anerkennung, die *Dacqué* gelegentlich dem Glauben und dem Aberglauben zollt, für die religiös-kirchlich-dogmatischen „Belange“ sich nur bei falscher Auswertung dieser neuen Forschungswege etwas herausholen läßt. Diese Auffassung finden wir auch in der Besprechung eines auf streng kirchlichem Boden stehenden Berliner Blattes bestätigt, in dem ein Dr. Bgm. unter dem Titel „Darwindämmern“ schreibt: „Die mehr überraschend als überzeugend klingende Hypothese von Professor *Westenhöfer* (die mit der *Dacqués* zusammenfällt) hat unleugbar ihren Wert; aber dieser besteht nicht darin, daß sie etwa die schon überlebte Abstammungslehre *Darwins* an Wahrscheinlichkeit und Beweiskraft überträfe, sondern wir sehen ihren Wert darin, daß sie uns recht deutlich macht, wie der bereits vom heiligen *Augustinus*, von *Goethe* und *Schopenhauer* verkündete Entwicklungsgedanke durch Überspannung und voreilige Schlußfolgerungen ins Absurde umbiegt, und daß in diesem Gedanken nur gerade so viel Wahrheit enthalten ist, als er mit der biblischen Schöpfungsgeschichte übereinstimmt.“

Darwins Abstammungs- und Anpassungslehre ist nicht ohne geologische Vorkenntnisse verständlich, wie sie ohne Voraussetzung dieser wohl auch niemals hätte aufgestellt werden können. *Darwin*, der (im Gegensatz zu vielen Gelehrten) allen seinen Vor- und Mitarbeitern gebührend Anerkennung zollt, hebt selbst hervor, daß seine Forschungen und Werke nicht ohne die vorangegangenen seines ihm freundschaftlich nahestehenden Landsmannes Sir Charles *Lyell* (1797–1875)

denkbar sind. *Lyell* war der Begründer der modernen Geologie (von $\gamma\eta$ = Erde und $\lambda\acute{o}\gamma\omicron\varsigma$ = Lehre), der Lehre von der Entstehung und dem Bau der festen Erdrinde, im Gegensatz zur Geographie (von $\gamma\eta$ = Erde und $\gamma\rho\acute{\alpha}\gamma\rho\epsilon\iota\nu$ = schreiben), der Beschreibung der Erdoberfläche als Naturgebilde und menschlichen Wohnstätte. *Lyells* „Principles of Geology“ (= Grundlagen der Erdentstehung), die unmittelbar vor *Darwins* Weltreise (1831 – 1835) erschienen waren, nahm der Zwanzigjährige (neben *Miltons* „Verlorenem Paradies“) mit an Bord des „Beagle“. Er lernte nicht aus ihm wie ein Schüler, sondern „er lebte das Buch *Lyells*“, sagt *Bölsche* in seiner Darwinbiographie. „Die Dinge selbst trieben ihn verwandtem Denken zu.“ Im September 1835 schreibt er aus dem Stillen Ozean (von den Galapagos- oder Schildkröteninseln) an seinen Vetter *Fox*: „Ich bin ein eifriger Anhänger von *Lyells* Ansichten geworden, wie er sie in seinem bewundernswürdigen Buche äußert. Bei meinen geologischen Arbeiten in Südamerika fühlte ich mich versucht, sie gelegentlich in noch viel größerem Ausmaße anzuwenden als er selbst . . . Aber ich bin beständig im Zweifel, ob meine geologischen Notizen einen dem Zeitaufwand entsprechenden Wert besitzen, oder ob nicht zoologische Beobachtungen doch wertvoller gewesen wären.“ Aus den Briefen, die *Darwin* später mit *Lyell* wechselte, sei für dieses Kapitel nur eine ganz kurze Stelle wiedergegeben (aus dem Jahre 1860): „Unser Vorfahr war ein Tier, das Wasser atmete, eine Schwimmblase, einen großen Schwimmschwanz, einen unvollkommenen Schädel besaß und zweifellos ein Zwitter war. Da haben Sie eine angenehme Genealogie des menschlichen Geschlechts.“

Fast ebenso stark wie Charles *Lyell* hatte auf *Darwin* ein deutscher Naturforscher gewirkt, dessen Reiseberichte er noch vor Beginn seiner eigenen Weltreise las: Alexander von *Humboldt* (1769 – 1859). „Kein anderes Buch“, schreibt er in seiner Selbstbiographie, „oder ein Dutzend anderer hatten auf mich auch nur annähernd solchen Einfluß wie *Humboldts* Werk und Sir J. *Herschels* (des Sohns des berühmten Astronomen) ‚Einleitung in das Studium der Naturwissenschaft‘. Sie erregten in mir die brennende Begierde, einen Beitrag, und sei es auch den allerbescheidensten, für das erhabene Gebäude der Naturwissenschaften zu liefern. Ich schrieb mir aus *Humboldt* lange Stellen über Teneriffa ab und las sie auf einer botanischen Exkursion vor. Schon bei einer früheren Gelegenheit hatte ich über die Schönheiten Teneriffas gesprochen, und einige aus der Gesellschaft erklärten darauf, sie wollten gelegentlich versuchen, einmal dahin zu gelangen. Das war wohl, glaube ich, mehr scherzhaft gemeint; mir aber war es voller Ernst mit dem Plane.“ A. von *Humboldt* hat in seinem „Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung“ (1845 bei Cotta in Stuttgart erschienen) *Lyells* Gedankenwelt und Weltgedanken aufgenommen, erweitert und breitesten Volkskreisen zugänglich gemacht.

Hier grub *Humboldt* auch das Jugendwerk *Kants* aus, das noch länger unbekannt geblieben war als die Arbeiten *Mendels*; es war im Jahre 1755 erschienen und hieß: „Die allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels“. Mit vollendeter Meisterschaft legt *Humboldt* im „Kosmos“ dar, daß so wie alle Körper aus

Keimen, auch die Weltenkörper aus Sternkeimen hervorgehen. Ohne hier näher auf diese überaus fesselnden Vorgänge einzugehen, erscheint es uns doch notwendig, über die Größenverhältnisse von Raum und Zeit im Weltall unsern Lesern das zu vermitteln, was uns erst in den Stand setzt, Werden und Wesen, Bau und Dauer des Einzelmenschen im richtigen Verhältnis zur Mutter Erde zu sehen, deren Schoß er letzten Endes wie alles, was auf ihr lebt, entspringt, um schließlich wieder zu ihr heimzukehren, so wie es im ersten Buch Mosis 3, 19 heißt:

Denn du bist Erde

Und sollst zu Erde werden. —

Wir wollen davon ausgehen, daß die Erde nicht, wie die Bibel lehrt und man vor einem halben Jahrtausend noch allgemein glaubte, der Mittelpunkt der Welt ist, über den sich das Firmament (von *firmus* = fest) als unbewegliches Himmelsgewölbe spannt, sondern ein vom rotierenden (= kreisenden) Sonnenball durch Zentrifugalkräfte nach mechanischen Gesetzen abgelöster Planet, der immer noch weiter um die Sonne kreist. Pierre Simon *Laplace* (1749–1827) — ein normannischer Bauernsohn von auffälliger mathematischer Begabung (bereits mit 24 Jahren wurde er in die Pariser Akademie der Wissenschaften aufgenommen) — erbrachte unabhängig von, aber in Übereinstimmung mit *Kant* hierfür den Beweis, wobei er sich außer auf *Kopernikus* und *Kepler* vor allem auf *Newton* (1643–1727) stützte, dessen Gravitationsgesetz besagte, daß alle Körper sich gegenseitig, entsprechend ihrer Masse und umgekehrt proportional dem Quadrat ihrer Abstände, anziehen und in ihren Bewegungen beeinflussen. *Laplace* konnte *Napoleon*, als dieser ihn fragte, warum er in seinem fünfbändigen Werke „*Mécanique céleste*“ (= „Die Himmelsmechanik“), in dem er seine Lehre begründete, nicht ein einziges Mal das Wort Gott gebrauche, die stolze Antwort geben: „Sire, ich bedurfte dieser Hypothese nicht.“

Im Kosmos oder Universum (= Weltall) nimmt unsere Erde mit ihren knapp zwei Milliarden Menschen einen unvorstellbar winzigen Raum ein. Allein in der Sonne hätten dreihunderttausend Erdmassen Platz. Im Weltenraum aber jagen Sonnen und Erden als vorübergehende Erscheinungsformen der gleichen Stoffe und Kräfte, wie wir es selber sind, zu ungezählten Millionen mit rasender Geschwindigkeit herum. Hundert Millionen Sonnen wie die unsrige drängen sich in der Milchstraße. Einem Beobachter, der inmitten der Milchstraße zwischen Millionen von Sternen steht, die ihm so groß und hell erstrahlen wie uns der Vollmond, müssen sich Bilder von überwältigender Pracht darbieten. Die Milchstraße hat einen Durchmesser von 10000 Lichtjahren. Was bedeutet das? Ein Lichtjahr wird nach der Strecke bemessen, die der Lichtstrahl in einer Sekunde zurücklegt: dies sind 300000 Kilometer, also ist ein Lichtjahr 10 Billionen Kilometer lang.

Vor nicht langer Zeit wurde auf der amerikanischen Sternwarte des Mount Wilson, die das größte Spiegelteleskop (= Fernrohr) der Erde besitzt, ein Nebelfleck photographisch festgestellt, der von uns rund eine Million Lichtjahre entfernt ist. Die Entfernung, die eine Million Lichtjahre darstellt, ist wohl noch in Zahlen aus-

zudrücken, aber in unser Vorstellungsvermögen geht ein solcher Zeitraum nicht mehr hinein. Man hat allen Grund, anzunehmen, daß dieser eben erwähnte Nebelfleck, der hundertmal weiter von der Erde abliegt, als die Milchstraße lang ist, selbst ein riesiges Weltensystem, etwa wie die Milchstraße, ist. Kaum hatte sich die Menschheit, soweit sie davon erfuhr, von dem Erstaunen über so ungeheure Entfernungen im Weltenraum und ihre Sichtbarkeit erholt, als Dr. *Hubble* von derselben kalifornischen Mount-Wilson-Sternwarte im „Astrophysical Journal“ von noch viel größeren Strecken berichten konnte, die ihm sein hundertzölliges Fernrohr enthüllt hatte. Er entdeckte Sternnebel, deren Licht

140 Millionen Jahre

braucht, um uns zu erreichen. Zwischen der Erde und diesem Nebelflecken befinden sich zwei Millionen ähnlicher Nebel, von denen *Hubble* festgestellt hat, daß sie ziemlich gleichförmig in durchschnittlichen Abständen von etwa 1 800 000 Lichtjahren voneinander entfernt sind. Für den Moment sind wir damit an die äußerste, unseren Augen erreichbare Kosmosgrenze gelangt; ob wir damit zugleich aber die Grenze des Weltalls überhaupt erreichen, ist höchst unwahrscheinlich. Noch vor wenigen Jahren galt es als wissenschaftliches Dogma – auch in der Naturwissenschaft gibt es Dogmen –, daß der Weltenraum unbegrenzt sei – unendlich und ewig wie die Zeit. Neuerdings hat aber kein Geringerer als *Einstein* es unternommen, die Größe des Weltenraumes zu berechnen und seine Gestalt festzustellen. Er kam zu dem Ergebnis, daß der Weltenraum einen ungefähren Durchmesser von 100 Millionen Lichtjahren und eine „quasi sphärische“ (annähernd kugelförmige) Gestalt aufweist. Nun aber hat *Hubbles* Fernrohr auch diese Schätzung bereits wieder um 40 Millionen Lichtjahre überholt. Auf welchen Befunden und Berechnungen die umwälzenden Feststellungen *Einsteins* beruhen, kann hier nicht weiter dargelegt werden. Es mag genügen, daß sie aufgestellt wurden.

Schon vor den letztentdeckten Nebelflecken hatte man am Sternhimmel Tausende ähnlicher in Entfernungen von 200 000 bis 300 000 Lichtjahren aufgefunden. Jede Verbesserung des Fernrohrs brachte uns neue Weltensysteme, die alle zusammen aber doch nur einen geringen Teil des Himmels bedecken. Zu *Humboldts* Zeiten war man noch bei weitem nicht so tief in das Weltall vorgedrungen. Immerhin führt auch er bereits im „Kosmos“ an, daß das Licht vieler Gestirne, das wir am klaren Abendhimmel erblicken, mehrere tausend Jahre vorher seinen Ausgangspunkt verließ, ehe es auf der Sehfläche unseres Auges anlangt. Wären diese Sterne Spiegel, sagt *Humboldt*, so würden wir in ihnen nicht unser Bild erschauen, sondern die Widerspiegelung von Christus und Paulus, Cäsar, Augustus und anderen, die vor zweitausend Jahren auf dieselben Sterne blickten.

So unendlich klein der Mensch im Verhältnis zum Weltenraum ist, so unendlich kurz ist sein Leben im Verhältnis zur Weltzeit. Wir wollen hier unsere Betrachtungen nur auf das Alter der Erde und des Menschengeschlechts beschränken.

Schon im Mittelalter bemühten sich viele Gelehrte namentlich im geistlichen Stande, unter Zugrundelegung der Zahlenangaben der Bibel festzustellen, wie lange die Zeit zurückliegt, in der Adam, der erste Mensch, durch Gottes Schöpferwillen aus dem berühmten Erdenkloß entstand. Je nach der Deutung, die man den biblischen Daten beilegte, hat man für den Zeitraum zwischen der Schöpfung des Menschen und der Geburt Christi 4891 (Tournemine), 5604 (Clemens von Alexandrien), 6000 (Cyprianus), 6311 (Onupderius) Jahre herausgerechnet. Bei den widersprechenden und lückenhaften chronologischen Angaben der Bibel ist es bemerkenswert, daß ein neuerer katholischer Gelehrter, der Zisterzienser-Ordenspriester Dr. Bonifazius *Platz*, sich der Meinung *Belynks* anschließt, welcher erklärt: „In der Bibel gibt es keine Chronologie“, und zu dem Schluß kommt, daß wir das Alter des Menschengeschlechts für bedeutend höher erklären müssen, als bisher Gewohnheit war. Immerhin wehrt sich Dr. *Platz* dagegen, für die Zeit von der „Sündflut“ bis Christus mehr als fünfeinhalb bis sechs Jahrtausende anzusetzen. Die Geologie rechnet freilich hier mit Zahlen, gegen welche die eben genannten winzig klein erscheinen müssen, es sei denn, man hält sich, um diesen Widerspruch zu überbrücken, an die Worte des 90. Psalms, der für den ältesten gehalten und Mose zugeschrieben wird; hier spricht im vierten Verse der Sänger zu Gott: „Tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache“. Auf diese Stellen verwiesen schon die alten Rabbinen und Kirchenväter, wenn bereits bei den Kindern in der Schule Zweifel auftauchten wegen der sechs Tage, auf die sich das ganze Schöpfungswerk beschränkt haben soll.

Von den Geologen wird angenommen, daß seit dem bedeutungsvollen Vorgang der Wasserbildung auf unserer Erde mindestens 100 Millionen Jahre verflossen sind. Für die vorhergehende Zeitspanne von der Ablösung der glutflüssigen Erde vom Mutterkörper der Sonne (den sie in einem mittleren Abstand von 149,5 Millionen Kilometer weiter umkreist) bis zur Bildung der dünnen festen Kruste von einem Hundertstel Erdradius, welche wir bewohnen, und unter der es, wie die feuerspeienden Berge zeigen, noch immer glüht und brodelt — nicht weniger als 1700 Grad Celsius soll die Temperatur betragen, welche in der inneren Erde herrscht —, setzen die Geologen 630 Millionen Jahre ein. Während dieser Zeit war organisches Leben nicht möglich. Erst seit die Temperatur der Oberfläche so weit gesunken war, daß sich aus der umgebenden Dampfhülle tropfbar flüssiges Wasser niederschlagen und Meere und Flüsse entstehen konnten, war die Vorbedingung zum Leben gegeben.

Neuere Forscher nehmen hier noch viel höhere Zahlen an. Sie legen ihren Methoden der Zeitbestimmung teils die Zerfallsdauer radioaktiver Substanzen zugrunde, teils suchen sie die Fragen auf dem Wege der Untersuchung mechanischer Wärmeprozesse zu lösen. So berechnet O. *Schmiedel* aus Corrientes (Argentinien) in einer der letzten Veröffentlichungen auf diesem Gebiet, betitelt: „Das Alter der Erde nach dem Abkühlungsprozeß“ (bei Dümler in Berlin, 1927), daß zu der Temperaturerniedrigung von 1200 Grad Celsius, die etwa dem Oberflächentemperaturgefälle während der Rindenbildung entspricht, 12400 Millionen Jahre erforderlich waren; er gibt folgende Daten an:

1. Die Mindestzeit, die verflossen ist, seit die Erde ihre Höchsttemperatur besaß, beträgt $1800 \cdot 10^6$ (= 1800 Millionen) Jahre.
2. Mindestzeit der Rindenbildung: $800 - 1000 \cdot 10^6$ Jahre.
3. Mindestzeit der Meeresbildung: $300 \cdot 10^6$ Jahre.

Von anderen Seiten wird das erste Entstehen einer organischen Welt auf der Erdoberfläche rund eine Milliarde Jahre zurückverlegt. Damals sollen nach Bildung der Meere die ersten kolloidalen kohlenstoffhaltigen Riesenmoleküle durch Intussuszeption (von *intus* = inwendig und *suscipio* = aufnehmen) der Urstoffe entstanden sein. Diese kolloidalen Gemenge sollen sowohl die Vorläufer aller leblosen als aller lebenden Wesen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sein. Zwischen diesen beiden Gruppen stehen die Probionten (= Vorlebewesen), über welche (als Brücke von der unorganischen zur organischen Welt) uns Ernst *Haeckel* in dem Buche „Kristallseelen“ noch kurz vor seinem Ableben eine wundervolle Studie schenkte.

In der Tat gehören fast alle Flüssigkeiten und festen Körper, die die Organismen aufbauen, zu den Kolloiden (von *κόλλα* = Leim oder Schleim). Der Zellsaft, das Blut, die Lymphe und andere Körperflüssigkeiten sind kolloide Lösungen, sie enthalten Eiweißstoffe und anderes in kolloider Verteilung; die festen Körper, wie Zellwände, Muskelfasern, Nervenfibrillen, sind gleichfalls Kolloide, sie haben gallertigen Charakter. In neuerer Zeit haben es zwei Forscher, *d'Arcy Thompson* und *Emil Hatschek* in London, unternommen, dem Ursprung organischer Formentypen dadurch näher zu kommen, daß sie mit Hilfe kolloider Substanzen Modelle von Organismen herzustellen suchten. Sie ließen Gelatine-*lösung* in eine geeignete Salzlösung tropfen; die Gelatinelösung bildete dabei einen Wirbel und erstarrte sehr bald unter der Einwirkung des Salzes. So erhält man kleine Gelatinegebilde, die in auffallender Weise an die Formen der Medusen (= Quallen, vom griech. *Μέδουσα*) erinnern. Je nach der Temperatur und der Konzentration der Lösung zeigen diese „Medusen“ Furchen und Rippen oder glatte Oberflächen; durch ganz geringe Änderungen der Versuchsbedingungen kann man willkürlich weitgehende Änderungen der Formen erzielen. Noch überraschender ist die Bildung eines sehr gelungenen Modells der menschlichen roten Blutkörperchen. Mit Hilfe eines geeigneten Zusatzes zur Gelatine gelingt es, eine Membrane über den Tropfen zu bilden. Die Wirbelbewegung wird dadurch zum Stillstand gebracht, sobald sich der Tropfen zu einer kleinen Scheibe ausgebreitet hat. Das Scheibchen sinkt in der Salzlösung und nimmt dabei immer mehr die Gestalt der menschlichen roten Blutkörperchen in 700–800 facher Vergrößerung an. Höchst beachtenswert sind die Variationsmöglichkeiten, die durch geringe Veränderungen im umgebenden Medium, in der Salzkonzentration des Organismus und in der Temperatur hervorgerufen werden. Um die Versuchsanordnungen noch mehr den organisch gegebenen Bedingungen anzupassen, wollen die Forscher demnächst „komplexere Gelees“, namentlich solche, die Lösungen oder Emulsionen (von *emulgere* = ausmelken; eine Emulsion ist eine Flüssigkeit, die andere mit ihr nicht mischbare flüssige Substanzen in feinsten Verteilung enthält; beispielsweise ist die Milch eine Emulsion kleinster Fetttröpfchen in salzhaltiger Eiweißlösung, daher der Name Emulsion = wie Gemolkenes) von Fett enthalten, benutzen.

Darwin selbst hat das Problem der ersten Lebensentstehung auf der Erde nach der als Vorbedingung hierfür notwendigen Wasserbildung nicht erörtert. Seine Großtat war es nur, die Antwort auf die Frage gesucht und gefunden zu haben, wie sich

in den unvorstellbar großen geologischen Zeiträumen durch Vererbung und Anpassung die höheren Formen aus niederen entwickelt und im Zusammenhange mit ihrer Umwelt immer verwickelter gestaltet haben. Er zeigte, wie sich seit dämmergrauen Tagen der Vorzeit durch Jahrmillionen auf natürlichem Wege die unendliche Verschiedenheit und wunderbare Zweckmäßigkeit im Bau der Pflanzen und Tiere gebildet hat. Das All und wir, wir und das All, demselben Urquell entsprungen, aus denselben paar Dutzend Elementen = Urstoffen zusammengesetzt, nur in verschiedene Formen gebannt, drängen in einem ungeheuren Ringen um Höherentwicklung innerhalb einer Zeitspanne, der gegenüber wir alle wie Eintagsfliegen sind, demselben Ziele der Vervollkommnung zu, das der Dichter Graf Adolf von *Schack* (1815 – 1894) in die Worte kleidete:

„Aufwärts führt der Menschheit Gang,
Ob sich der Weg auch krümmt und windet,
Ja, ob er auch jahrhundertlang
In dunklen Abgrundtiefen schwindet,
Nach oben wieder reißt ihn doch ein Drang.“

Gewöhnlich teilt man die organische Erdgeschichte in vier Perioden ein, in die Primordialzeit, welche der Primärzeit vorausging, in der die Fische die höchstentwickelte Klasse der Lebewesen waren; ihr folgte die Sekundärzeit, in der die Reptilien an die erste Stelle rückten, und dann die Tertiärzeit, welche nach Ansicht einiger erst 12, nach anderer 30 – 50 Millionen Jahre, nach mancher Meinung aber bereits noch länger währt. In ihr stehen die Säugetiere obenan. Um die riesige Länge dieser geologischen und biologischen Perioden der menschlichen Auffassung näher zu bringen, hat einmal Professor Heinrich *Schmidt* in Jena, der treue Verwalter von Ernst *Haeckels* geistigem Erbe, eine der niedrigeren Schätzungszahlen der organischen Erdgeschichte, nämlich 100 Millionen Jahre, auf einen Tag übertragen. Dabei verteilen sich die Zeitalter auf 24 Stunden wie folgt: Die Primordialzeit würde 12 Stunden und 30 Minuten umfassen, die Primärzeit 8 Stunden und 5 Minuten, die Sekundärzeit 2 Stunden und 38 Minuten, auf den Rest – die Tertiärzeit – käme noch nicht eine Stunde, wovon 2 Minuten auf das Zeitalter des Menschen und etwa 5 Sekunden auf die letzten 6000 Jahre der Weltgeschichte fallen würden. Demnach steckt die Menschheit mit ihrer vielgerühmten Kultur tatsächlich noch in ihren Kinderschuhen; sie befindet sich trotz Dynamit und Dynamo, trotz Auto, Kino, Radio noch im Spielalter. Noch lagern und lauern im Genotyp (= Erbbild) des Menschen (namentlich wo er in „Rudeln“ erscheint) alle Raubtierinstinkte der Selbstsucht und Gewalt. Wie notdürftig sie vom Phänotypus (= Erscheinungsbild) überlagert sind, spürten viele unserer Zeitgenossen erst, als der Weltkrieg ausgebrochen war, unbelehrt vom früheren, und wie es scheint, leider auch unbelehrbar für späteres Weltgeschehen.

Selbst die größten Geschichtschreiber vom Altertum bis zur Neuzeit – von *Herodot* und *Thukydides* bis zu *Ranke* und *Mommsen* – haben kaum je die lange

biologische Menschheitsgeschichte berücksichtigt, die den von ihnen geschilderten Zeitausschnitten voranging. Nur zu leicht wird übersehen, daß Völker, die wir als Stammgruppen ansehen, wie die Indogermanen, auch schon eine Vorgeschichte von vielen Tausenden von Geschlechtern hatten, daß sie trotz äußerer Sprachverwandtschaft und Sprachgleichheit mit andern Völkern selbst keine einheitlichen Gebilde mehr darstellten, sondern hochprozentige Mischungen – dies in um so höherem Grade, als die Menschen vorgeschichtlicher Zeitläufte noch viel weniger sesshaft waren als wir und in einer Zeitepoche, in der das Land vermutlich noch ebenso sehr Allgemeingut war wie jetzt zum großen Teil noch die Luft und das Wasser, über weitere Strecken nomadisierten (= umherwanderten) als die bodenständiger gewordenen Menschen in den paar Jahrtausenden vor und nach Christi Geburt.

Wenn wir uns einmal recht genau überlegen, daß jeder Mensch in direkter Linie Stammeltern haben muß, die nicht nur vor hundert oder tausend, sondern vor vielen hunderttausend Jahren lebten, daß die ununterbrochene Kette, deren letztes Glied wir sind (gleichviel, ob sie sich fortsetzt oder mit uns abreißt), eigentlich überhaupt ohne Anfang ist (es sei denn, wir sehen das vorerwähnte Kolloidgebilde dafür an oder nehmen an, daß unsere Art oder Vorart irgendwo und irgendwann durch Urzeugung oder den planmäßigen Willen eines Schöpfers entstanden sei), wenn wir bedenken, daß jeder von uns allein in zweitausend Jahren, also bis zur Römerzeit,

dreihunderttausend Ähnen

hat, von denen die meisten kaum ein Dutzend kennen, erst dann können wir uns vorstellen, aus wie vielen Milliarden Erbatomen sich jeder einzelne Mensch zusammensetzt, wie sehr jeder für sich eine Einheit bilden muß, die nach den Vererbungsgesetzen nie mit einer anderen übereinstimmen kann. Eine wirklich sichere Brücke kann daher vom einzelnen immer nur zu einer anderen Einheit führen, nämlich zur Menschheit, so stark auch die Schicksalsgemeinschaft mit denen sein mag, mit denen wir durch die gleichen Eltern und Großeltern, die gleiche Heimat, Sprache, Erziehung und Umwelt verbunden sind.

Von den Gegnern der Entwicklungslehre ist oft die Frage aufgeworfen worden, weshalb Umwandlungsvorgänge, wie *Darwin* sie annimmt, noch niemals tatsächlich beobachtet wurden, woher sie sich überhaupt solange der menschlichen Kenntnis und Erkenntnis entzogen haben. Dem ist entgegenzuhalten, daß das, was *Darwin* mit der natürlichen Züchtung meint, ein Vorgang ist, der sich ganz außerordentlich langsam und außerdem mit großen Unterbrechungen vollzogen hat. Wir können nicht Zeugen von Prozessen sein, die zu ihrem Vollzug Millionen Jahre gebraucht haben. Was für die Entwicklung des einzelnen ein Tag ist, sind für die Entwicklung der Art hunderttausend Jahre. Wie wenig vermögen wir selbst an Menschen, mit denen wir dauernd zusammenleben, allmählich eintretende Veränderungen der Körperseele wahrzunehmen, wie sie etwa das natürliche Altern mit sich bringt! Nur wenn wir jemanden in größeren Abständen wiedersehen, fällt uns der Wandel auf.

Ähnlich wie mit dieser Auf- und Abentwicklung bei den Einzelwesen ist es mit der allmählichen Entstehung neuer Klein- und Großarten aus den geringfügigen Abweichungen, welche als Varianten (oder Varietäten = Spielarten oder Abarten) bei den alten Naturforschern wenig beachtet wurden und noch weniger beliebt waren, weil sie ihnen oft genug die Ordnung störten, die Systematisierung und Schematisierung erschwerten. Um so größere Wichtigkeit legte ihnen *Darwin* bei! Sah er doch in ihnen die ersten Stufen zur Vervollkommenung, zur Bildung neuer Arten durch die natürliche Auslese. *Darwin* selbst ruft einmal aus: „Wie flüchtig sind die Wünsche und Anstrengungen des Menschen, wie dürftig müssen die Erzeugnisse seiner Zucht sein gegenüber denen der Natur, welche sie zum Vorteil des Wesens im Verlauf ganzer geologischer Perioden anhäuft! Still und unerkennbar arbeitet die Natur. Wir sehen nichts von ihren langsam fortschreitenden Veränderungen, bis wir auf eine abgelaufene Erdperiode blicken, wo wir dann nur das eine wahrnehmen, daß die Lebensformen jetzt andere sind, als sie es bisher waren.“

Daß dem wirklich so ist, dafür haben wir sichere Anhaltspunkte in der Paläontologie (von *παλαιός* = ehemalig und *λόγος* = Lehre) oder Vorwesenkunde, die sich mit den Überresten, Steinabdrücken und anderen Hinterlassenschaften von Menschen, Tieren und Pflanzen beschäftigt, welche die Erde in grauer Vorzeit bevölkerten. In früheren Jahrhunderten vermochte man sich diese Petrefakte (von *petra* = Stein und *factus* = geworden) oder Fossilien (von *fossilis* = ausgegraben) nicht recht zu erklären. Man hielt sie für Trümmer der Sintflut (die ursprünglich althochdeutsch *sinfluot* = große Flut hieß, bis ihr Name bezeichnenderweise von den in steter Versündigungsangst gehaltenen Menschen in Sündflut umgemodelt wurde). Im elften Jahrhundert stellte dann der arabische Arzt und Philosoph *Avicenna* (Ibn Sina, geb. 980, gest. 1037) die Behauptung auf, die Natur übe sich an diesen unterirdischen Gesteinsbildungen für die Hervorbringung ihrer oberirdischen Wesen (ein Gedankengang, der nicht so einfältig ist, wie er jetzt vielen klingen mag, jedenfalls im letzten Grunde dem Darwinschen Entwicklungsgedanken nähersteht als der biblischen Überlieferung).

Als es dann aber am Ende des sechzehnten Jahrhunderts ein einfacher Töpfer namens *Palissy* wagte, der gelehrten Welt gegenüber die Meinung zu vertreten, die fossilen Gebilde, mit denen ihn sein Handwerk in Berührung brachte, seien Reste und Abdrücke von Wesen, die in vorgeschichtlicher Zeit die Erde bevölkert hätten, hielt man ihn für einen Narren; es hätte nicht viel gefehlt, man hätte ihn in ein Irrenhaus gesperrt. Die größte Autorität folgender Zeit auf dem Gebiet der Zoologie, der französische Naturforscher *Cuvier* (1769–1832, er war wie *Schiller* aus der Karlschule in Stuttgart hervorgegangen), entschied: „Die Beständigkeit der Arten ist eine notwendige Bedingung für das Bestehen einer wissenschaftlichen Naturgeschichte.“ *Cuvier* war ein sehr bibelgläubiger, frommer Mann (er setzte als Abgeordneter die Errichtung von fünfzig neuen protestantischen Pfarreien in Frankreich durch). Als sich nun die Entdeckungen ausgestorbener Tiere immer mehr häuften (1799 wurden die

ersten Mammute gefunden), kam er mit seinen religiösen Ansichten in nicht geringe Verlegenheit und erklärte schließlich, daß Gott nicht nur einmal die Welt geschaffen habe, sondern nach wiederholten Erdkatastrophen – „Katastrophentheorie“ – dreißig bis fünfzig Auflagen seines Schöpfungswerkes verfaßt habe, bis ihm die jetzigen Wesen und vor allem der Mensch als Krone der Schöpfung gelungen seien. Wir können nicht finden, daß in den acht Jahrhunderten von *Avicenna* bis *Cuvier* die Gelehrtenweisheit in dieser Hinsicht große Fortschritte gemacht hat.

Es muß den Paläontologen zugute gehalten werden, daß das Material, welches sie ihren Theorien zugrunde legten, immer nur ein sehr geringes war, da von den Vorwesen nur ein verschwindend geringer Bruchteil auf uns gekommen ist. Über zwei Drittel (genau 70,8 v. H.) der gesamten Erdoberfläche liegen unter dem Meere begraben, und die großen Festländer (die nur 29,2 v. H. des Erdbodens umfassen), namentlich Asien, Afrika, Amerika und Australien, sind in bezug auf ihre paläontologischen Einflüsse bisher so gut wie unerforscht. Treffend bemerkt *Darwin* einmal: „Die Geschichte der Erde gleicht einem Buch, in dem die meisten Seiten ausgerissen sind.“ Die übergroße Mehrzahl ehemaliger Lebewesen ist völlig vernichtet, vor allem gilt dies für alle Weichtiere und alle Weichteile der übrigen Tiere. Nur außerordentlich selten haben sich ganze Tiere mit allem Zubehör erhalten, wie etwa die sibirischen Mammute, welche in dem rings sie umgebenden Eise so unverändert geblieben sind, daß man noch im Magen die Reste ihrer letzten Mahlzeit fand und ihr Fleisch selbst noch Menschen zur Nahrung dienen konnte, trotzdem seit ihrem Verenden Zehntausende von Jahren verflossen waren (die sibirischen Nomadenvölker hielten die Mammute für ungeheure Wühlratten, die, sobald sie mit dem Licht der Oberwelt in Berührung kämen, verendeten; in ihren unterirdischen Bewegungen sahen sie die Ursache der Erdbeben).

Besonders merkwürdig sind die ausgegrabenen Vorweltkolosse, wie der 40 Meter lange *Ichthyosaurus*, der ebenso langgestreckte *Atlantosaurus*, der 30 Meter lange *Diplodokus*, der „nur“ 20 Meter lange *Iguanodon*, Tierriesen, deren Schädel meist mehrere Zentner, deren Backzahn allein bei einigen über einen Zentner wiegt. Noch vor kurzem fand man in Berlin bei der Ausschachtung der Untergrundbahn einen solchen Zahn, der wie ein Amboß aussah, und fast gleichzeitig im Rhein-Herne-Kanal (bei Gelsenkirchen) bei Baggararbeiten einen sechs Zentner schweren Schädel in unbeschädigtem Zustand, nicht weit davon entfernt kamen Knochen von zwei Meter Länge zum Vorschein (diese vermutlich einst ein und demselben Mammut gehörigen Skeletteile wurden dem Geologischen Institut der Universität Münster überwiesen). In Wyoming (Nordamerika) wurde vor einiger Zeit sogar eine fossile Eidechse von 96 Meter Länge gefunden; ein einziger versteinelter Rückenwirbel wog neun Zentner. Man nimmt an, daß seit ihrem Tode ungefähr zwei Millionen Jahre vergangen sind.

So beschränkt und bescheiden aber unsere Kenntnisse der Vorwesen auch sind, so sehen wir doch mit großer Deutlichkeit, daß diese Organismen in ihrer äußeren Gestalt von den heute vorhandenen erheblich abweichen, nicht sowohl im Grundschema: Kopf, Rumpf, Gliedmaßen, in dem diese vorweltlichen „Wolkenkratzer“ der

Natur sogar eine überraschende Übereinstimmung mit den jetztweltlichen zeigen, aber doch in ihrem Gesamteindruck und Formeinzelheiten, vor allem aber in Maß und Gewicht. Jedenfalls muß der Anblick, den die Erde vor hunderttausend oder gar einer halben Million Jahren bot, von dem heutigen grundverschieden gewesen sein. Besonders verdient hervorgehoben zu werden, daß die ausgestorbenen Tiergattungen zwischen den jetzt unsere Erde bevölkernden Reptilien, Fischen, Vögeln und Säugetieren häufig Übergänge bilden. Der Ichthyosaurus führt ja seinen Namen daher, daß er eine Zwischenstufe zwischen einem Fisch (= ἰχθύς) und einer Eidechse (= σαύρος) ist. Der als Sehenswürdigkeit ersten Ranges weltbekannte Urvogel in unserem Berliner Museum für Naturkunde, der *Archaeopteryx lithographica* (= der im Stein abgedruckte Urvogel, von ἀρχή = Anfang und πτέρυξ = Vogel, der 1877 im Solnhofen Kalkschiefer aufgefunden wurde), zeigt Fuß, Skelett und Federn eines Vogels und zugleich Gebiß, Schwanz und Krallen eines Reptils. Mischtypen der Vorwelt sind auch die anscheinend jetzt gerade im Aussterben begriffenen Wale (noch kürzlich sah ich auf der Filmleinwand einen im Nordatlantik erlegten Walfisch von 24 Meter Länge, 150000 kg Gewicht, der 30000 kg Tran und 1600 kg Fischbein lieferte); man kann sie als säugetierartige Fische oder fischartige Säugetiere bezeichnen.

Am meisten hat man sich naturgemäß nach einer Zwischenstufe zwischen dem Menschenaffen und dem Urmenschen umgesehen, und viele Funde haben seit einem halben Jahrhundert zu lebhaften Erörterungen geführt, ob man nun endlich das „missing link“ (= fehlendes Glied) entdeckt habe. So verführerisch es wäre, der Abstammung des Menschen im einzelnen nachzugehen und in die Paläoanthropologie (= die Lehre vom Menschen der Vorzeit) einen Abstecher zu machen, wir müssen es uns aus Raumgründen versagen. Nur eines einzigen Fundes sei gedacht, der für unser gegenwärtiges Wissen vom vorgeschichtlichen Menschen die Grundlagen schuf und das lapidare (= wie in Stein gehauen, von lapis = Stein) Wort *Cuviers* „L'homme fossile n'existe pas“ – es gibt keinen Vorzeitmenschen – ins Wanken und schließlich zum Stürzen gebracht hat; es ist

der Neandertal mensch.

Wie trug sich seine Auffindung zu? Wir wollen der Schilderung folgen, die uns Oberstudienrat *Rein* auf der Naturforscherversammlung in Düsseldorf (1926) bei Gelegenheit der Enthüllung einer Gedenktafel gab, die man dem Erforscher dieses ersten Fundes eines vorgeschichtlichen Menschen, Karl *Fuhlrott* – 70 Jahre nach seinem Funde und 40 Jahre nach seinem Tode – am Rabenstein in dem kleinen idyllischen Neandertal (unweit Düsseldorf) setzte. Dort war in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Steinbruchbetrieb eröffnet worden. Als im Sommer 1856 die Arbeiter bei der Zerstörung von Felswänden am Düsselufer auf eine Höhle stießen, aus der sie Lehm ausräumten, legten sie die Knochen eines Skelettes frei; zunächst warfen sie die Knochen achtlos mit dem Lehm in die Tiefe, suchten sie dann aber auf Geheiß des Steinbruchbesitzers aus dem Lehm wieder zusammen. Diese Knochen

wurden dem Elberfelder Realgymnasialprofessor Dr. C. *Fuhlrott*, dem Vorsitzenden des Elberfelder Naturwissenschaftlichen Vereins, der bereits viel geologisch gearbeitet hatte, übergeben. Es waren folgende Menschenknochen: eine Hirnschale mit getrenntem Bruchstück der linken Schläfenschuppe, beide Oberschenkelbeine, der rechte Oberarmknochen mit zugehöriger Speiche, der linke Oberarmknochen mit abgebrochenem Kopfe, das linke Ellenbogenbein, ein Bruchstück des rechten Schulterblattes, das fast vollständige rechte Schlüsselbein, die fast vollständige linke Hälfte des Beckens und fünf Rippenbruchstücke. (Das Skelett befindet sich jetzt im Provinzialmuseum in Bonn, seine Erhaltung gleicht etwa der von Höhlenbären und anderen eiszeitlichen Säugetieren, auf welche man wiederholt im Lehme rheinischer und westfälischer Höhlen gestoßen ist). An dem Schädel fielen Professor *Fuhlrott* sofort die mächtigen knöchernen Augenbrauenwülste, die fliehende Stirn und die flache Schädelwölbung auf. *Fuhlrotts* großes Verdienst besteht nun darin, sofort klar erkannt zu haben, daß es sich um die Überreste eines Diluvialmenschen handelte, und in seiner ersten Veröffentlichung darüber, auf der in der Pfingstwoche 1857 in Bonn tagenden Generalversammlung des Naturhistorischen Vereins der preussischen Rheinlande und Westfalens, stellte er kühn die Behauptung auf: „... Die Gebeine stammen aus der vorhistorischen Zeit, wahrscheinlich aus der Diluvialperiode, und haben einstens einem urtypischen Individuum unseres Geschlechts angehört...“

Wie nicht anders zu erwarten, nahm die Gelehrtenwelt sofort gegen diese vermessene Behauptung eines „Laien“ Stellung und ersetzte sie durch Erklärungen, die uns heute teilweise recht sonderbar anmuten. So hielt Professor *Mayer* in Bonn (1859) den Neandertaler für einen mongolischen Kosaken von *Tschernitscheffs* Armeeekorps aus dem Jahre 1814, Professor *Wagner* (Göttingen) deutete ihn als alten Holländer und *Prunier* in Paris als Kelten. Auch der Bonner Anatom *Schaffhausen*, der das Skelett anatomisch untersuchte und der Vermutung von *Fuhlrott* anfangs geneigt schien, fürchtete, sich zu blamieren, und schränkte seine Zustimmung mehr und mehr ein. Mit größter Spannung wartete alles, wie sich Rudolf *Virchow* (1821 – 1902), der führende Meister der Anthropologie, über das gefundene Skelett äußern würde. Aber auch er versagte. In seinem Gutachten heißt es: „Das fragliche Individuum hat in seiner Kindheit an einem geringen Grad von Rachitis (= englischer Krankheit) gelitten, hat dann eine längere Periode kräftiger Tätigkeit und wahrscheinlicher Gesundheit durchlebt, welche nur durch mehrere Schädelverletzungen, die aber glücklich abliefen, unterbrochen wurde, bis sich später Arthritis deformans (Gicht) mit andern, dem hohen Alter angehörigen Veränderungen einstellte, insbesondere der linke Arm ganz steif wurde; trotzdem hat aber der Mann ein hohes Greisenalter erlebt. Es sind das Umstände, die auf einen sicheren Familien- und Stammesverband schließen lassen, ja, die vielleicht auf eine wirkliche Sesshaftigkeit hindeuten, denn schwerlich dürfte in einem bloßen Nomaden- oder Jägervolk eine so vielgeprüfte Persönlichkeit bis zum hohen Greisenalter hin sich so zu halten vermögen.“

Damit hatte „Rom“ gesprochen. Es ließ den Neandertaler nicht als Eiszeitler gelten, und so blieb dieses Urteil trotz der gegenteiligen Meinung von *Lyell*, *Broca* und *King*, der den Namen „Neandertalrasse“ prägte, drei volle Jahrzehnte bestehen, bis es durch die erdrückende Häufung der Tatsachen widerlegt und von

Virchow selbst aufgegeben wurde. *Fuhlrott* galt inzwischen als „unverbesserlicher Phantast“, so wie kurz nach ihm der „Laie“ *Heinrich Schliemann* (1822 – 1890), als er auszog, das sagenhafte Troja Homers auszugraben, und – es ausgrub.

Vor allem waren es mein Straßburger Lehrer *Schwalbe* und der weitblickende Breslauer Anthropologe *Klaatsch*, die den „homo Neandertalensis“ als Urmenschen zu Ehren brachten. Die letzten Bedenken gegen *Fuhltrotts* Auffassung schwanden, als immer neue Funde gemacht wurden, die seine Deutung bestätigten – im ganzen sind vom Ende der achtziger Jahre ab bis heute Knochenreste (vollständige Skelette, einzelne Schädel, Unterkiefer usw.) von etwa 30 Individuen aus der Erde geholt worden, die mit dem Neandertaler Fund mehr oder weniger übereinstimmen, und über deren eiszeitliches Alter wegen der in ihrer unmittelbaren Umgebung gefundenen diluvialen Leitfossilien (darunter versteht man die eine bestimmte geologische Stufe kennzeichnenden Versteinerungen, wie „Leitmuscheln“) kein Zweifel sein kann. Am bekanntesten von diesen Urzeitmenschen sind geworden: der bereits erwähnte, von dem holländischen Arzt Professor Dr. Eugen *Dubois* entdeckte „Affenmensch von Java“, die beiden von dem ausgezeichneten Schweizer Vorweltforscher Otto *Hauser* in der französischen Dordogne gefundenen und in seinen Schriften „Der Mensch vor 100 000 Jahren“ (Leipzig 1917) und „Urmensch und Wilder“ (bei Ullstein, Berlin 1921) in ihren Lebensgewohnheiten geschilderten vorgeschichtlichen Menschen, der „homo Mousteriensis“ und „homo Aurignacensis“, ferner der am 31. Oktober 1907 in dem Dorf Mauer, 10 km südöstlich von Heidelberg, in einem Seitental des Neckars gefundene (von dem Heidelberger Anthropologen Otto *Schoetensack* beschriebene „homo Heidelbergensis“. *Pendk* nimmt an, daß dieser die erste aller in den letzten sieben Jahren aufgefundenen menschlichen Frühformen sei und 500 000 bis eine Million Jahre vor der Gegenwart gelebt haben dürfte. Von Funden nach der Kulturpause des Weltkriegs seien besonders hervorgehoben der ausgezeichnete Neandertalerschädel, den der junge englische Archäologe Francis *Turville-Petre* (am 15. Juni 1925) in Palästina in einer Höhle nördlich von Tiberias fand (in der „Times“ vom 14. August 1925 bringt Sir Artur *Keith* unter dem Titel „Galilee Skull, new light on early man“ – Galiläaschädel, neues Licht über den Urmenschen, einen ausführlichen illustrierten Bericht über diesen Fund), und der „Ehringsdorfer Schädel“, den man im Herbst 1925 in einem Steinbruch zu Ehringsdorf bei Weimar in einer Tiefe von 18 Metern entdeckte. Der Breslauer Geologe Professor *Soerpel* schätzte das Alter dieses Schädels zwar „nur“ auf 140 000 Jahre. Auch Professor *Weidenreich* aus Mannheim (der kürzlich – März 1927 – über seine eingehenden Untersuchungen des Ehringsdorfer Fundes im Verein für Vorgeschichte in Weimar sprach) rechnet ihn noch zur „Neandertalgruppe“, weist aber darauf hin, daß bereits eine starke Formentwicklung zum modernen Menschen vorliegt, wodurch er die Annahme bestätigt sieht, daß es in der Entwicklung des Menschen eine kontinuierliche (= zusammenhängende) Reihe gibt, in der die starke Wölbung der Stirnwülste, welche beim Neandertaler in so auffallender Weise hervortritt, immer mehr abnimmt.

Nach Ähnlichkeitsmerkmalen mit den Menschenaffen hat man den Ehringsdorfer Menschen auch als die schimpansoide, den Neandertaler als die gorilloide und den Aurignacmenschen als orangoides Rasse bezeichnet. Der letzte Fund eines Neandertalers glückte 1926 der Engländerin Dorothy Garrod in Gibraltar. Er führt in dem urgeschichtlichen Archiv des Menschen die Bezeichnung Gibraltarschädel Nr. II, da man in seiner Nähe schon längere Zeit vor der Auffindung des Schädels im Neandertal Skeletteile gefunden hatte, die man zwar als seltsam aufbewahrte, in ihrer eigentlichen Bedeutung aber erst nach *Fuhlrotts* Darlegungen erkannte.

Karl *Fuhlrott* erlebte alle diese Anerkennungen seiner Entdeckung und seiner Auslegung nicht mehr; er hatte sich bereits geraume Zeit vorher (1877) dem endlosen Zuge wissenschaftlicher Märtyrer angeschlossen, die, bevor sie Widerhall fanden, ins Grab gesunken waren.

Zu der zeitlichen und räumlichen Unbegrenztheit tritt als Voraussetzung für das Verständnis der Darwinschen Lehre von der Lebensauslese noch eine dritte Grenzlosigkeit, die stoffliche, oder

Überfruchtbarkeit.

Darwin selbst sagt: „Es gibt keine Ausnahme von der Regel, wonach jedes Lebewesen auf natürlichem Wege sich so stark vermehrt, daß, wenn es keiner Vernichtung ausgesetzt wäre, die Erde bald von den Nachkommen eines einzigen Paares bedeckt sein würde.“

Unter den 34 Vorgängern, welche *Darwin* selbst in seinem Hauptwerk erwähnt, um zu zeigen, daß ähnliche Ideen wie die seinen schon lange im Schoße der Wissenschaft schlummerten und nur aus Mangel an tatsächlicher Begründung sich nicht durchsetzen konnten, sollen hier nur zwei hervorgehoben werden: unser *Goethe*, in dessen 60. Lebensjahr *Darwin* zur Welt kam, und der Franzose Jean Baptiste *Lamarck* (1774 – 1829), der starb, als *Darwin*, 20 Jahre alt, in Cambridge Medizin und Naturwissenschaften studierte.

Goethes Einfluß auf *Darwin* war mehr allgemeiner Natur, bewegte sich aber völlig in dem gemeinsamen Gedanken an die Auseinander- und Aufwärtsentwicklung einer einheitlichen Wesenswelt. *Lamarcks* Einfluß war begrenzter, aber gegensätzlicher, wenn auch nicht so gegensätzlich, wie *Darwin* selbst glaubte; so vertraten beide in zwei der wichtigsten Grundfragen der Vererbungslehre eine übereinstimmende (und zwar, wie wir gleich hinzufügen wollen, nach unserer heutigen Auffassung irrthümliche) Ansicht, nämlich in der „Pangenesistheorie“ (der Meinung, daß sich alle Eigenschaften einer Person durch ihre Keimzellen übertragen) sowie in der vielumstrittenen Frage der Vererbung erworbener Eigenschaften. Dennoch wäre es ein Fehler, anzunehmen, daß die Bedeutung, welche *Goethe* für *Darwin* hatte, im wesentlichen nur die eines philosophischen Dichters oder eines dichtenden Philosophen war. *Darwin* wußte, daß, wenn man von *Goethe* alles abstrich, was den Dichter des „Faust“ und anderer unsterblicher Werke ausmachte, immer noch ein sehr beachtlicher Natur-

forscher übrigblieb, der von sich selbst einmal gesagt hatte: „Die Erscheinungen des Wandels und Umwandels organischer Geschöpfe hatten mich mächtig ergriffen.“

Von den beiden Worten, die *Goethe* zu Beginn des naturwissenschaftlichen neunzehnten Jahrhunderts sprach, hätte man das eine:

„Nach ewigen, ehernen
Großen Gesetzen
Müssen wir alle,
Unseres Daseins
Kreise vollenden“,

dem Darwinismus, das andere:

„Und kein Gesetz und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt“,

dem Mendelismus als Geleitwort mitgeben können. Vor allem hat *Goethe* in seiner 1790 erschienenen „Metamorphose der Pflanzen“ die hauptsächlichsten Grundsätze der Entwicklungslehre mit aller Klarheit ausgesprochen, wie denn der große Weimaraner später auch zu den wenigen Zeitgenossen gehörte, die *Lamarck* von dem Fluch der Lächerlichkeit zu befreien suchten, den seine Fachgenossen nach dem Erscheinen seiner Tierphilosophie über ihn verhängten. *Goethes* ernstes Mahnwort:

„Wir könnten erzogene Kinder gebären,
Wenn nur die Eltern erzogen wären“,

war in *Lamarcks* Sinn gemeint.

Wie sehr *Goethe* an der Vorstellung hing, daß das Weltall eine große Einheit darstelle, die von einem einheitlichen Gesetz beherrscht sei, nach dem sich im Laufe ungeheurer Zeiträume die Erde wie alle übrigen Himmelskörper, die Menschen wie alle übrigen Lebewesen aus einfacheren zu immer verwickelteren Formen bis zu ihrer heutigen Formvollendung umgewandelt haben, ließe sich durch viele Stellen aus seinen Schriften belegen. So schreibt er einmal (zitiert nach *Goethes* „Morphologischen Schriften“, ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm *Troll*, erschienen 1926 bei Diederichs in Jena in der von Wilhelm *Röfle* herausgegebenen „Schriftenreihe zur Neubegründung der Naturphilosophie: Gott – Natur“): „Als ich auf den Dünen des Lido, welche die venezianischen Lagunen von dem Adriatischen Meer sondern, mich oftmals erging, fand ich einen so glücklich geborstenen Schafschädel, der mir nicht allein jene große, früher von mir erkannte Wahrheit, die sämtlichen Schädelknochen seien aus verwandelten Wirbelknochen entstanden, abermals bestätigte, sondern auch den Übergang innerlich ungeformter organischer Massen durch den Aufschluß nach außen zu fortschreitender Veredelung, höchster Bildung und Entwicklung in die vorzüglichsten Sinneswerkzeuge vor Augen stellte und zugleich meinen alten, durch Erfahrung gestärkten Glauben wieder auffrischte, welcher sich fest darauf begründet, daß die Natur kein Geheimnis habe, was sie nicht dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen stellt.“ Man kann die Verstimmung wohl verstehen, aus der heraus *Goethe* dem Verleger *Göschen*, als dieser den Druck seiner „Metamorphose der Pflanzen“ abgelehnt hatte (die dann *Ettinger* in Gotha annahm), am 4. Juli 1791 schrieb: „Es tat mir leid, daß Sie den kleinen Versuch der Metamorphose ausschlugen, und ich war genötigt, mich nach einem anderen Verleger umzusehen und Verbindungen einzugehen, die ich sogleich nicht lösen kann. Wahrscheinlich werde ich in der Folge ebensoviel in der Naturlehre wie in der Dichtkunst arbeiten.“ Es stand zwischen den Zeilen hier bereits der gleiche Ton des Verkanntseins, in dem er sich noch als alter Mann beklagte: „Seit länger als einem halben Jahrhundert kannte man mich im Vaterlande und auch wohl auswärts als Dichter und läßt mich allenfalls als solchen gelten; daß ich aber mit großer Aufmerksamkeit mich

um die Natur in ihren allgemein physischen und ihren organischen Phänomenen emsig bemüht und ernstlich angestellte Betrachtungen stetig und leidenschaftlich im stillen verfolgt, dieses ist nicht so allgemein bekannt, noch weniger mit Aufmerksamkeit bedacht worden.*

Darwins „Weltanschauung“ deckte sich im letzten Grunde völlig mit der, welche Deutschlands Denker und Dichter um die Wende vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert vielfältig zum Ausdruck brachten, wie beispielsweise *Herder*, der in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (1784) die Verbundenheit der ganzen Natur betonte in einer Entwicklungsreihe, die vom Stein zum Menschen reichte, ganz im Geiste von *Goethes*:

„Und lehrst mich meine Brüder kennen
Im stillen Busch, in Luft und Wasser“ —

und wie vor allem *Kant*, der zwar anfangs *Herders* kühnen Ideenflug ablehnte, um aber fünf Jahre später (1790) in der „Kritik der Urteilskraft“ dennoch zu schreiben: „Die Übereinkunft so vieler Tiergattungen in einem gewissen gemeinsamen Schema, welches nicht allein in ihrem Knochenbau, sondern auch in der Anordnung der übrigen Teile zugrunde zu liegen scheint, läßt einen obgleich schwachen Strahl von Hoffnung in das Gemüt fallen, daß hier wohl etwas mit dem Prinzip des Mechanismus in der Natur, ohne welches es keine Naturwissenschaften geben kann, auszurichten sein würde.“ Und weit bestimmter fährt *Kant* dann fort: „Diese Analogie der Formen verstärkt die Vermutung einer wirklichen Verwandtschaft derselben in der Erzeugung von einer gemeinschaftlichen Urmutter durch stufenartige Annäherung einer Tiergattung zur andern, vom Menschen bis zum Polypen, von diesem sogar bis zu Moosen und Flechten und endlich zu der niedrigsten unmerklichen Stufe der Natur, zur rohen Materie, aus welcher in ihren Kräften die ganze Technik der Natur abzustammen scheint, die uns in organischen Wesen so unbegreiflich ist, daß wir uns dazu ein anderes Prinzip zu denken genötigt glauben.“

Daß *Goethe* nicht nur *Darwins*, sondern auch *Gregor Mendels* naturwissenschaftliches Denken stark beeinflusst hat, war ziemlich unbekannt, bis *Mendels* Biograph *Illis* in Brünn den Weg wieder freilegte, der unmittelbar vom Weimarer Goethehaus in das Altbrünner Kloster führte. Der Ordensbruder, welcher *Mendel* in den ersten acht Jahren nach seinem Eintritt in das Kloster im täglichen Umgang am nächsten stand, war sein mährischer Landsmann Franz Theodor *Bratonek* (1815–1881). Dieser aber hatte sich, bevor er im Brünner Stift zum Privatsekretär des Prälaten ernannt wurde, im Hause der Freifrau Ottilie von *Goethe* in Weimar der Erziehung der beiden Goetheenkel, Walter und Wolfgang, gewidmet. Die beiden Knaben waren ihm sehr zugetan. In seinen Freistunden arbeitete *Bratonek* viel in dem damals nur wenigen Sterblichen zugänglichen Goethearchiv und gab aus *Goethes* Nachlaß seine naturwissenschaftliche Korrespondenz heraus, namentlich den Briefwechsel *Goethes* mit Alexander und Wilhelm von *Humboldt*. Später schrieb *Bratonek* ein Buch „Ästhetik der Pflanzenwelt“ (1852, bei Brockhaus in Leipzig), das Walter von *Goethe* scherzweise die „grüne Ästhetik“ nannte. Als *Goethes* Enkel später selbst in das

Altbrünner Stift kam, um mit seinem Freund *Bratonek* die mährische Schweiz zu durchstreifen, lernte *Mendel* ihn auch persönlich kennen. Es ist klar, daß, wie *Illtis* sich ausdrückt, der junge Novize *Mendel* so „gleichsam im Dunstkreis Goethescher Anschauungen wandelte“. *Bratonek* selbst erhielt 1851 einen Ruf als Professor für Philosophie und Naturwissenschaften an die Krakauer Universität und wirkte dort dreißig Jahre als „Leuchte der Wissenschaft“, während *Mendels* Licht mehr im verborgenen glimmte, um später allerdings desto heller zu erstrahlen.

Wir haben in diesem Kapitel, das uns in die Grundlehren der Vererbungswissenschaft einführen soll, bereits oben am Beispiel *Darwins* die eugenische Bedeutung der Familie zu erläutern gesucht. Auch *Goethe* (wie schließlich jede Persönlichkeit) ließe unter diesem Gesichtswinkel eine lehrreiche Betrachtung zu, sowohl nach seiner Vorfahren- als Nachkommenseite; wir wollen davon Abstand nehmen, aber an seinem Beispiel zeigen, wie sich eine im Gewande der Wissenschaftlichkeit einherschreitende Abstammungslehre verirren kann, wenn statt kühler Sachlichkeit aus unterbewußten Kontrainstinkten Hochmut- und Haßempfindungen quellen. Einer der seit *Gobineau* und *Chamberlain* so zahlreich gewordenen Rassenfanatiker, die den im *Ploetyschen* Sinn überaus wert- und gehaltvollen Begriff „Rassenhygiene“ stark in Mißkredit gebracht haben (*Hans Hermann*, zitiert nach *Herß*: „Rasse und Kultur“, S. 397), äußert sich über *Goethe*: „Sieht man nun *Goethe* an, diese vorquellenden dunkelbraunen Augen, diese an der Spitze gekrümmte Nase, diesen langen Oberleib mit den kurzen Beinen, welchen selbst ein leicht ‚wehmütiger‘ Zug nicht fehlt, dann haben wir ganz das Urbild eines Nachkommen Abrahams vor uns. *Goethe* war Mischling durch das Blut seiner Mutter, und nicht nur in seinem Äußeren prägt sich seine Abstammung von den alttestamentarischen Helden ab, sondern auch in seinem ganzen Wesen. Seine glühende Sinnlichkeit und ewige Verliebtheit, seine unsittliche Lebensweise und fragwürdige Ehe, der er erst ganz heimlich die Weihe geben ließ, als *Napoleon*, der gewiß kein Abstinenzler und Tugendbold war, sich eine etwas ironische bezügliche Frage gestattet hatte, sein Servilismus (= Unterwürfigkeit) gegen Fürsten, der seinem steifnackigen Vater sehr zuwider war, sein völliger Mangel an Vaterlandsliebe, seine Feigheit den kriegerischen Ereignissen seiner Zeit gegenüber und noch manch andere Züge reden eine zu deutliche Sprache, als daß ein Mensch von unbefangenen Urteil sich der Überzeugung verschließen könnte, daß *Goethe* weit mehr Semit als Deutscher war.“

Ein wie hoher Grad von Oberflächlichkeit und Überhebung, welcher Mangel an Menschengüte und wirklicher Menschenkenntnis, vor allem welche Pietät- und Respektlosigkeit geben sich in diesen Äußerungen einem Manne gegenüber kund, der unter den wenigen ganz großen Weisen der Welt einer der weisesten war! (Sehr treffend sagt *Wilhelm Troll* im Vorwort seiner Ausgabe von Goethes „Morphologischen Schriften“: „*Goethe* war kein Gelehrter, er war ein Weiser“.) Vielleicht würde man richtiger verfahren, wenn man das, was ein Schriftsteller wie *Hermann* über *Goethe* schreibt, mit Stillschweigen überginge, überzeugt, daß hier ein unglücklicher

Mensch eine eigene Verbitterung „abreagiert“; leider aber steht in dieser Beziehung weder der Beurteilte noch der Beurteiler in einer nach der seelischen Erschütterung des Weltkrieges mächtig angeschwollenen Literatur, mit der wir uns in sachlicher Gegnerschaft auseinandersetzen müssen, einzig da. Die Art und Weise, mit der von manchen Seiten aus den Eigenschaften Rückschlüsse auf die Rasse und von der Rasse Rückschlüsse auf die Eigenschaften gezogen werden, bestätigt durchaus das, was B. *Laquer* (Wiesbaden) schon vor dem Kriege in einer ausgezeichneten Schrift „Eugenik und Dysgenik“ (die er zum 60. Geburtstag Paul *Ehrlichs*, „des Meisters des biologischen Denkens“, erscheinen ließ) aussprach: „Wenn die Eugenik ‚völkisch‘ wird, so wird diese Wissenschaft zur Leidenschaft.“

In Wirklichkeit entsprach von dem einzigartigen Siebengestirn, das um die für die europäische Menschheit so bedeutsame Jahrhundertwende über Deutschland strahlte: *Goethe – Schiller – Herder – Lessing – Kant – Beethoven – Alexander von Humboldt*, nicht ein einziger der von *Gobineau*, *Chamberlain* und ihren Nachfolgern mit soviel Begeisterung geschilderten blondhaarigen, blauäugigen, langschädelligen, schlanken, nordisch-germanischen Idealgestalt. Nicht einmal *Chamberlains* Abgott und Schwiegervater *Richard Wagner* ließ diesen Typus erkennen, so daß sich *Nietzsche* durch sein Aussehen zu der ihm mit Recht verdachten Bemerkung veranlaßt sah, *Wagner* sei bereits ein Vorschuß seiner Mutter auf ihre zweite Ehe mit einem jüdischen Schauspieler gewesen. Übrigens kann die in unserer Zeit so verbreitete

Rassenbewertung des Menschen

durch nichts besser widerlegt werden als durch eine Zusammenstellung der größten Geister der Weltgeschichte. Es ergibt sich dann nämlich sofort, daß die kulturellen Plusvarianten der Menschheit nicht nur in ihrer Wirkung, sondern auch nach ihrer Herkunft nahezu gleichmäßig allen Völkern der Erde angehören.

F. *Lenz* schreibt zwar (in seinem „Grundriß der menschlichen Erblchkeitslehre und Rassenhygiene“): „Wenn wir die geistigen Führer der Menschen, die großen Staatsmänner und Feldherren, Forscher und Philosophen, Erfinder und Entdecker, Künstler und Dichter auf ihren Typus betrachten, so finden wir, daß die allermeisten auch in ihrem Äußeren überwiegend von nordischer Rasse sind. Diese Erfahrung ist derart in das allgemeine Bewußtsein übergegangen, daß zum Beispiel sogar Christus regelmäßig als vom nordischen Typus dargestellt wird. Auch im Weltkrieg waren die erfolgreichsten Führer auf beiden Seiten Menschen nordischer Rasse, nicht nur *Hindenburg* und *Ludendorff*, sondern auch *Joffre* und *Foch*, *Lloyd-George* und *Wilson*.“ Betrachten wir aber nur etwa siebzig der anerkanntesten Persönlichkeiten aus allen möglichen Gebieten der Kulturgeschichte, so ergibt sich, daß die einseitige Einreihung geistiger Führer, wie sie *Lenz* hier vornimmt, den Tatsachen nicht entspricht. Greifen wir von den Religionsstiftern *Buddha*, *Christus* und *Mohammed* heraus, von großen Weltweisen: *Konfuzius*, *Zoroaster* und *Sokrates*, von Philosophen: *Spinoza*,

Cartesius und *Kant*, von bedeutenden Physikern: *Galilei*, *Newton* und *Helmholtz*, von Mathematikern: *Euklid*, *Gauß* und Sophie von *Kowalewska*, von Astronomen: *Ptolemäus*, *Kopernikus* und *Einstein*, von Erfindern: *Joh. Gutenberg*, *Lavoisier* (den 1794 hingerichteten Begründer der modernen Chemie) und *Edison*, von Entdeckern: *Kolumbus* (dessen Herkunft immer noch unsicher ist, bald soll er Baske, bald Katalonier, bald Genuese, bald ein spanischer Jude gewesen sein, der aus Angst vor der Inquisition seine Abstammung verbarg), *Stanley*, *Nansen*, von Erziehern: *Comenius* (eigentlich Komensky), *Pestalozzi*, *Liebig*, von Feldherren: *Alexander*, *Cäsar* und *Moltke*, von überragenden Herrschern drei, die den Beinamen „der Große“ führen: *Theoderich*, *Friedrich* und *Napoleon*, von Staatsmännern: *Washington*, Lord *Beaconsfield* (*Disraeli*) und *Bismarck*, von neueren weltbewegenden Politikern: *Sunyatsen*, *Lenin* und *Masaryk*, von Gesetzgebern: *Moses*, *Solon* und *Cambacérès*, von Bildhauern: *Phidias*, *Michelangelo* und *Rodin*, von Madonnenmalern: *Raffael*, *Murillo* und *Holbein*, von anderen großen Malern: *Rembrandt*, *Hokusai* (den japanischen Meister) und *Menzel*, von Komponisten: *Beethoven*, *Tschaikowskij*, *Verdi* und *Grieg*, von epischen Dichtern: *Homer*, *Dante*, den Dichter der „Hölle“, und *Milton*, den des „Verlorenen Paradieses“, von Dramatikern: *Shakespeare*, *Calderon* und *Schiller*, von Lyrikern: *Chamisso*, *Puschkin* und Graf *Platen*, von Romanschriftstellern: *Gustav Freytag*, *Zola* und *Sienkiewicz*, den Verfasser von „*Quo vadis*“, von berühmten Schauspielerinnen: *Charlotte Wolter*, *Sarah Bernhardt*, *Eleonore Duse*, von bekannten Sängern: *Andrade*, *Caruso*, *Schallapin*, endlich von Bahnbrechern auf dem Gebiete der Geschlechtskunde: *Krafft-Ebing*, *Havelock-Ellis* und *Forel* — so ergibt sich aus dieser Liste, die nicht mühsam zusammengestellt zu werden brauchte, sondern auf raschen Einfällen beruht und in ihrer Ausdehnung leicht verdoppelt oder verdreifacht werden kann (auch durch eine vergleichende Liste der „Nobelpreisträger“ ergänzt werden könnte), daß die großen Menschheitsleistungen weder an eine bestimmte Körpergröße noch an eine bestimmte Haar- und Augenfarbe, weder an eine bestimmte Schädelform noch an eine bestimmte Nasenbildung noch an eine bestimmte Rasse gebunden sind. Nicht der Rassen, sondern der Individual- und Sexualtypus eines Menschen entscheidet. Der große Einzelmensch, und auf diesen kommt es letzten Endes an, kann allerorts und allerzeit in Erscheinung treten, es bedarf nur einer guten Mischung der Gene. *Unrichtig und unrecht ist jede Bewertung, die sich nicht ausschließlich an die Person des Menschen hält.*

In überzeugender Weise wendet sich Friedrich Herß in „Rasse und Kultur“ („Eine kritische Untersuchung der Rassentheorien“, 3. Aufl., bei Kröner in Leipzig, 1925) gegen Hans Günthers Lehre, daß schöpferischer Geist nur der nordischen Rasse eigen sei, mit folgenden Worten: „Die allermeisten Genies zeigen einen Mischtypus und widerlegen hierdurch schlagend den Irrwahn von der Schädlichkeit der Rassenmischung, die Günther so schön eine ‚Rassenschande‘ nennt. Günther selbst bringt zahlreiche physiognomisch interessante Bilder und bezeichnet zum Beispiel *Schopenhauer*, *Ibsen*, *Björnson*, *Luther*, *Fr. Reuter*, *F. Schubert*, *R. Schumann*, *Helmholtz*, *Rembrandt*, *Beethoven* und andere

als nordisch-östliche Mischlinge, *Balzac*, *Justinus Kerner*, *J. Machar*, *Ebner-Eschenbach* als rein oder vorwiegend östlich. Bei anderen großen Männern konstatiert er andere Mischungen, so bei *Dostojewski*, *Gorki*, *Strindberg* (man könnte auch *Tolstoi* hinzufügen) mongolische Gesichtszüge, was tatsächlich nicht abzuweisen ist.“ Weiter bemerkt *F. Herß*: „Die Tatsache, daß Jesus ein Jude war und sich als solcher fühlte, hat bei vielen Rassengläubigen Anstoß erregt. Die Ehrlicheren unter ihnen, wie *E. v. Hartmann*, *Dühring* und andere, greifen auch Jesus als Verkörperung des Judentums an. Andere, wie insbesondere *Chamberlain*, haben verzweifelte Anstrengungen gemacht, um Jesus' jüdische Abkunft sophistisch wegzuleugnen und ihn für das Ariertum zu annektieren.“ Gegen *Eugen Fischers* Behauptung, „die Germanen hätten geringe Neigung, fremde Ideen zu übernehmen“, macht *Herß* folgendes geltend: „Dieser Gelehrte übersieht anscheinend völlig, daß wir unseren Kalender aus Babylonien, unsere Schrift aus Phönizien, unsere Ziffern aus Indien, unsere Religion aus Judäa, unser Recht aus dem ‚Rassenchaos‘ des späten Rom, unsere Philosophie aus Griechenland, die Grundlagen unserer exakten Wissenschaften größtenteils von den Arabern erhalten haben. Im Gegensatz zu dieser These *Fischers* findet übrigens *Günther*, daß gerade allzu leichtes Aufgeben eigenen Gutes gegen Fremdes spezifisch nordisch sei.“

Im Anschluß hieran noch zwei kleine Beiträge zum Thema „Rassenvorurteile“: Eine Dame erzählte mir einmal, wie ihr Mann „vom Antisemitismus kuriert wurde“. Sie wohnte mit ihrem Gatten, der Studienrat an einem Berliner Vorortsgymnasium war, der Beerdigung seines von ihm sehr verehrten Studiendirektors bei. Als der Sarg versenkt wurde, ertönten (wie in Berlin sehr üblich) die ergreifenden Klänge des Liedes „Es ist bestimmt in Gottes Rat.“ Der Mann war aufs tiefste erschüttert. „Wie wir nach Hause gingen“, fuhr die Frau fort, „unterbrach er unser Schweigen mit den Worten: ‚Wenn ich einmal sterbe, soll diese herrliche Melodie auch erklingen.‘ Ich erwiderte: ‚Du scheinst nicht zu wissen, daß sie von dem jüdischen Komponisten *Mendelssohn* ist.‘ „Dann geht es natürlich nicht“, antwortete er. Als wir am andern Morgen am Kaffeetisch saßen, kam er auf unser Gespräch vom vorigen Tage zurück. „Ich habe es mir heute nacht noch einmal genau überlegt“, sagte er, „ich möchte doch mit Mendelssohns Lied in die Grube fahren. Ich bin nicht mehr Antisemit. Mendelssohn hat mich bekehrt. Da liegt schon mein Austrittsschreiben an die Deutsche Reformpartei.“

Bis zu welchem Grade rassische Zersplitterung jede andere, beispielsweise berufliche Zusammengehörigkeit sprengen kann, zeigte mir ein Erlebnis in der Hauptstadt Lettlands, Riga. Ich wohnte dort einem Vortrag des Dorpater Physiologen *A. Lipschütz* bei, zu dem sich die vier Ärztevereine der Stadt: der deutsche, lettische, russische und jüdische, versammelt hatten. Vier „völkische“ Ärztevereine in einer Stadt von noch nicht 300 000 Einwohnern! Dabei verstanden sämtliche Ärzte Deutsch (sie hatten auf deutschen Universitäten studiert), und der Berufstypus überwog so sehr, daß eine Diagnose, welchem der vier ärztlichen „Rassenvereine“ ein Kollege angehörte, bei den meisten nicht zu stellen war. Erwähnenswert ist auch die Beobachtung, daß Doppelgänger berühmter Leute sehr häufig einer anderen Rasse angehören; so tauchte in Paris unmittelbar nach Eintreffen des amerikanischen Ozeanfliegers *Ch. Lindbergh* (der aus schwedischer Familie stammt) ein russischer Student als Doppelgänger auf.

Um von vornherein den Standpunkt klar zum Ausdruck zu bringen, den wir in der Rassenfrage einnehmen (und noch des näheren begründen werden), sei folgendes bemerkt: Wenn wir unter Rasse eine Zusammenfassung körperlicher, seelischer und geschlechtlicher Eigentümlichkeiten verstehen, welche den Unterabteilungen einer

Art als unabänderliche Unterscheidungsmerkmale anhaften und sich vererben, so soll nicht bestritten werden, daß es solche Kennzeichen gibt (obwohl viele, die dafür gehalten werden, nur oberflächlich aufsitzende Mimikryerscheinungen sind, die an ein bestimmtes Milieu, nicht aber an eine bestimmte ererbte Konstitution gebunden sind). *Wogegen wir uns wenden, ist nur, daß Rassenmerkmale mit Wertvorzeichen versehen werden. Es gibt nicht gute oder schlechte Rassen oder Völker, sondern nur innerhalb jeder Rasse Menschen mit guten oder schlechten (hübschen oder häßlichen, nützlichen oder schädlichen) Eigenschaften. Nur auf die körperlichen, seelischen und geschlechtlichen Individualcharaktere (in Verbindung mit der familiären Abstammung) kommt es bei der Vererbung, bei der Liebeswahl und auch bei der Höherzüchtung des Menschengeschlechts an.* Wir können in dieser Beziehung sowohl *Dehnow* beistimmen, welcher schreibt: „Als sicher kann gelten, daß die Unterschiede zwischen den Angehörigen ein und derselben Rasse größer sind als die Unterschiede zwischen Durchschnittsvertretern der europäischen Rassen. Hiernach kann die Zugehörigkeit eines Europäers zu einer bestimmten anthropologischen Rasse nur verhältnismäßig wenig für sein Wesen und seinen Wert besagen,“ als auch *Gruber*, der bemerkt, „daß es sich nicht darum handeln kann, bestimmte Arten zu züchten, sondern nur die besten vieler Arten“.

Einiges nun noch über *Darwins* unmittelbaren Vorgänger *Lamarck*, dessen Ansehen gerade in den letzten Jahren eher zu- als abgenommen hat, so daß neuerdings eine ganze Reihe von Vererbungsforschern als Neolamarckisten bezeichnet werden. *Lamarck*, welcher an der Pariser Universität den Lehrstuhl für Zoologie innehatte, gab 1809 (im Geburtsjahr Darwins) seine berühmte „Philosophie zoologique“ (= Philosophie der Tierlehre) heraus, die ihm zu seinen Lebzeiten mehr Spott und Hohn als Anerkennung und Beifall eintrug. Wagte er doch in ihr nichts Geringeres, als dem hochangesehenen Herrn Baron von *Cuvier*, Vertreter der Katastrophentheorie, gegenüber die jetzt so weitverbreitete, damals aber ebenso neuartige wie eigenartige Lehre aufzustellen, daß die Tierarten nicht unveränderlich erschaffen seien, sondern daß eine allmähliche Auseinanderentwicklung der organischen Welt durch ungeheure Zeiträume hindurch von den niederen Formen bis zu ihrer heutigen Erscheinungshöhe stattgefunden haben müsse. Die Ursachen dieser Emporbildung erblickte *Lamarck* vor allem in der aktiven Anpassung der Lebewesen an ihre Umgebung, in der Übung und Schonung ihrer Organe, in vorhandenen oder fehlenden Bedürfnissen und dementsprechendem Gebrauch oder Nichtgebrauch ihrer körperseelischen Funktionen, in ihren Lebensgewohnheiten, in der Einwirkung äußerer Lebensumstände, alles unter Mithilfe der Vererbung.

Einige Beispiele mögen seine Auffassung erläutern: Die Schlangen, meinte er, hätten durch das Hindurchschlüpfen unter allen möglichen Gegenständen nach und nach ihren glatten, sich schlängelnden Körper bekommen, oder die Maulwürfe kämen deshalb blind zur Welt und blieben es, weil ihre Augen sich dem Leben im Dunkel unter der Erde angepasst hätten; dadurch seien die überflüssig gewordenen, nicht mehr gebrauchten Seh-

organe allmählich verkümmert. Gerade diese zurückgebildeten Organe, welche man bei allen Pflanzen und Tieren und in nicht geringem Grade auch beim Menschen nachweisen kann, Bildungen, die vor *Lamarck* und *Darwin* keine natürliche Erklärung zuließen, sind eine wesentliche Stütze der Erblehre geworden, die nicht ein für allemal in unabänderlicher Form erschaffene Arten, sondern ein allmähliches Verschiedenwerden der Arten aus gemeinsamen Stammformen annimmt. Ererbte Eigenschaften und Organe, deren man nicht mehr bedarf, werden rudimentär (= leistungsunfähig). Ein naheliegendes Beispiel sind die Brustdrüsenreste männlicher Säugetiere; als Zeichen der einheitlichen väter-mütterlichen Vererbung angelegt, entwickeln sie sich beim Weibe, das Kinder stillt, zu hoher Blüte, während sie beim Manne, der dies nicht nötig hat, zurückgehen. Anderweitige Erbstücke, die der Mensch als Überbleibsel aus der Tierzeit an sich trägt, meist ohne sich dessen bewußt zu sein, wurden zum Teil bereits an anderen Stellen dieses Buches erwähnt, wie die verkümmerten Bewegungsmuskeln der Ohrmuskeln, denen man die dünnen menschlichen Hautmuskeln an die Seite stellen kann, mit denen viele Tiere ihr Fell erzittern lassen, um sich des Ungeziefers zu erwehren (die Finger haben beim Menschen diese Muskeln überflüssig gemacht). In dasselbe Gebiet fallen die Morgagnische Grube zwischen den wahren und falschen Stimmbändern als Andeutung des bei vielen Affen stark ausgebildeten Brüllsacks (der sich beim Menschen zurückentwickelte, seit durch „die Gewalt der Rede“ das Brüllen unnötig wurde), der Wurmfortsatz als Rest eines bei vielen Tieren gut entwickelten Darmteils, dessen Aufgabe beim Menschen hauptsächlich nur noch darin zu bestehen scheint, Blinddarmentzündungen und Blinddarmoperationen zu veranlassen, endlich die Schwanzfortsätze, von denen bei den Menschen und ungeschwänzten Affen gewöhnlich an der Steißwirbelsäule nur winzige Reste, gelegentlich aber doch auch ganz ansehnliche Anhängsel vorkommen; so teilte vor einiger Zeit Dr. *Schulz* in Weissenburg bei Löbau in Sachsen mit, daß er in dem Dörfchen Maltitz die Leiche eines totgeborenen Kindes untersucht habe, das einen acht Zentimeter langen Schwanz von der Stärke eines ausgewachsenen Zeigefingers besaß und außerdem an jeder Hand und jedem Fuß statt mit fünf mit sechs Fingern bzw. Zehen versehen war. Es gab Zeiten, in denen man Frauen, die solche Kinder zur Welt brachten, wegen Sodomie (= Verkehr mit Tieren) tötete. Auch heute noch führen wir solche Abweichungen auf tierische Vorfahren zurück, aber nicht mehr auf eine unmittelbare Vermischung mit ihnen, sondern auf unsere alte Verwandtschaft mit den Tieren, auf Vererbungsrückschläge, die wir als Atavismen (= Rückschläge) zu bezeichnen pflegen.

Die Rückbildung einzelner Teile und Eigenschaften in der Entwicklungsreihe schließt keineswegs die Vervollkommnung des Ganzen aus – gewöhnlich geht die Verschlechterung gewisser Funktionen mit der Verbesserung anderer Hand in Hand –; so zeigt das Geruchsvermögen des Kulturmenschen gegenüber der feinen Witterung der Wilden und Tiere einen um so stärkeren Rückgang, je mehr das Auge das führende Organ wurde, das seine Lebens- und Liebeshandlungen beherrscht. Die alte Symbiose (= Arbeitsgemeinschaft) zwischen Hund und Mensch verdankt ihre Entstehung geradezu dem Umstande, daß sich das schärfere Geruchs- und Gehörsvermögen des Hundes mit dem besseren Seh- und Denkvermögen des Menschen zu einem Schutz- und Trutzbündnis verband; unsere Polizei- und Sanitätshunde sind in diesem bis in die vorgeschichtliche Zeit zurückreichenden Bündnis nur die modernen Vertreter.

Die wesentlichsten Unterschiede zwischen *Lamarck* und *Darwin* bestehen darin,

daß *Lamarcks* Deutungen meist verblüffend einleuchtende Geistesblitze, aber im letzten Grunde doch nichts anderes als reine Hypothesen (= Vermutungen) sind, während *Darwin* sich viel strenger und vorsichtiger auf den Boden von Tatsachen stellte. Vor allem aber legt *Lamarck* das Hauptgewicht auf die selbsttätige Anpassung der Wesen an ihre Umgebung, also auf einen aktiven Faktor, während *Darwin* diesen Umständen nur einen sehr untergeordneten Wert beimißt, vielmehr annimmt, daß die Geschöpfe, welche sich von vornherein in irgendeiner Beziehung vorteilhaft vor anderen auszeichnen, leichter leben bleiben und Gelegenheit haben, ihre bestimmten Lebensbedingungen angepaßten Eigenschaften durch Vererbung auf folgende Geschlechter zu übertragen, besonders wenn sie sich mit tauglichen Partnern verbinden, während ungeeignete Formen allmählich zugrunde gehen.

Ein bereits in der englischen Fachliteratur angeführtes Beispiel, das den Gegensatz zwischen Lamarckismus und Darwinismus veranschaulichen soll, sei auch hier kurz wiedergegeben. *Lamarck* sagt: Die Giraffen haben einen langen Hals bekommen, weil sie das junge Laub gewohnheitsmäßig von hohen Bäumen abweiden; diesem Bedürfnis und dieser Ernährungsform hätte sich im Laufe vieler Jahrtausende ihr Körper angepaßt, den sie nun weitervererben. Der Gedanke *Darwins* ist nicht ganz so einfach. Er nimmt an, daß unsere heutige Giraffe von einer längst untergegangenen Tierform abstammt, deren Bau sich in mannigfacher Hinsicht von der jetzigen Gestalt der Giraffe unterschied, und die auch keinen so langen Hals wie diese hatte. Diese Tierart lebte einige hunderttausend Jahre ohne wesentliche Veränderung. Dann traten an ihren Wohnstätten Perioden großer Trockenheit auf, in denen die meisten Bäume zugrunde gingen und nur die stärksten und höchsten am Leben blieben. Eine natürliche Folge dieses Vorganges war, daß von einer beliebig großen Giraffenherde sich nur diejenigen ausreichende Nahrung verschaffen konnten, welche sich von vornherein durch einen höheren Körperbau und längeren Hals von den anderen unterschieden. Nur diese konnten sich erhalten, leben bleiben und die in ihnen vorhandenen, also nicht erworbenen Eigenschaften auf ihre Nachkommen vererben. Indem sich dieser Vorgang mit gleicher Wirkung im Laufe vieler Jahrtausende mehrmals wiederholte, entstand die heutige Giraffenform.

Viele Naturerscheinungen, die durch die aktive Anpassung *Lamarcks* nur schwer eine Deutung zulassen, sind durch die passive Auslese *Darwins* blitzartig erhellt worden. Wir denken da in erster Reihe an

das Gesetz der Mimikry,

die Anpassung an die Umgebung, der biologisch und soziologisch eine viel größere Bedeutung zukommt, als anfangs erkannt wurde. Das Wort, in dem die alte Benennung des Schauspielers „Mime“ steckt, leitet sich von *μιμέομαι* = nachahmen ab. *Darwin* beschränkte es zunächst auf die Ähnlichkeit, die manche Tiere (vor allem Insekten) mit Blättern, Steinen oder anderen Wesen annehmen, um unauffällig zu erscheinen und sich so besser verbergen zu können. Später wurde es auch gleichbedeutend mit dem Begriff der „sympathischen Färbung“ angewandt, durch welche die meisten Tiere sich möglichst wenig von ihrer Umgebung abzuheben suchen. Dies schützt sie davor, verfolgt zu werden, und erleichtert ihnen die aktive Verfolgung.

Darüber hinaus aber können wir unter Mimikry jede angenommene Ähnlichkeit verstehen, die den Zweck hat, die Auffälligkeit eines Wesens nach Möglichkeit einzuschränken, um dadurch Nachteile zu vermeiden und Vorteile zu erzielen.

Von diesem Gesichtspunkt aus können wir dann drei Formen dieser äußerst wichtigen, weitverbreiteten Erscheinung unterscheiden:

die biologische	} Mimikry.
die sexologische	
die soziologische	

Von der sexuellen Mimikry war bereits im ersten Bande mehrfach die Rede (z. B. Seite 45, 231). Auch Beispiele biologischer Mimikry wurden angeführt. Die Tiere am Nordpol und im Hochgebirge sind weiß wie die sie umgebende Schnee- und Eislandschaft, die Tiere der Wüste gelb wie der Sand, in dem sie leben, die meisten Meeresbewohner sind wasserfarben, im Walde überwiegen vom Eichkätzchen bis zum scheuen Reh die braunen Tiere, welche sich nur wenig von dem Blätterteppich des Bodens oder der Baumrinde abheben, die sie bewohnen.

Wie ist diese Erscheinung zu erklären? Wie kommt es beispielsweise, daß die Bären im Walde braun und die Eisbären weiß sind? Die Theologen sagen: Hier zeigt sich eben die Weisheit und Güte des Schöpfers, die alles Erschaffene so einrichtet und ausstattet, wie es für seinen Schutz, die Erhaltung seiner selbst und seiner Art am zweckmäßigsten ist. Anders die Teleologen, sie halten sich an

die Entelechie

(ἐντελέχεια) des *Aristoteles*, die besagt, daß eine von Natur allen Wesen innewohnende Zielstrebigkeit, alle Eigenschaften und Lebensäußerungen — ihr Da-sein und So-sein — bedingt. Der in diesem Worte steckende Stamm *τέλος*, der auch heute noch so vielfach Anwendung findet, sei es in realen Begriffen, wie Teleskop (Fernrohr), Telefon (Fernhörer), Telegramm (Fernschreiber), sei es in weniger realen, wie Telepathie (Fernübertragung) und Telegonie (Fernzeugung), bedeutet: Ferne, Ende, Ziel, Zweck. In *Lamarcks* Deutungen der zweckmäßigen Anpassung an die Umgebung und der Wechselwirkung von Außenwelt und Innenwelt steckte unbewußt noch vollkommen der Geist des *Aristoteles*. Erst *Darwin* vollzog den entscheidenden Schritt (oder Schnitt), indem er erklärte: „Heaven defend me from *Lamarck's* nonsense of a ‚tendency to progressions‘, ‚adaptation from the slow willing of animals‘ etc.“ („Der Himmel bewahre mich vor dem Lamarckschen Unsinn einer ‚Richtung auf den Fortschritt‘, ‚Anpassungen aus dem dunklen Drange der Tiere heraus‘ usw.“)

Wie erklärt nun aber *Darwin* selbst die braunen und weißen Bären? Ehemals, meint er, in den Zeiten vorstaatlicher Horden, gab es in unseren Breiten Bären von verschiedener Färbung, helle und dunkle, braune, schwarze und weiße. Als sich dann aber die nomadisierenden Menschen in Mitteleuropa ansiedelten, hätten sich die Bären vor ihnen und ihren Ansiedelungen mehr und mehr in nördliche Gegenden zurückgezogen, bis sie schließlich in die Polargegenden gelangt wären. Auch

hier hätte es anfänglich noch helle und dunkle Bären gegeben. Die dunklen Bären aber wären im Laufe der Zeit ihren Feinden zum Opfer gefallen, weil sie erkenntlicher waren, namentlich die jüngeren, die sich noch nicht erfolgreich verteidigen konnten. So vermochten immer weniger sich bis zu ihrer eigenen Fortpflanzungsfähigkeit zu erhalten und wären mit der Zeit gänzlich ausgestorben. Nur die weißgefärbten, die sich von ihrer Umgebung nicht wie dunkle Flecken abhoben, blieben verborgen und überdauerten. So seien am Ende nur die Eisbären übriggeblieben.

Daß die passive Auslese jedoch keineswegs die aktive ausschließen muß, vielmehr beide oft genug einander ergänzen und entgegenkommen, zeigt

die soziale Mimikry,

die unser öffentliches Leben durchsetzt. Wir übergehen dabei die auch von den Menschen viel benutzte Schutzfärbung: der grüne Rock des Jägers und Försters paßt sich dem Waldesgrün, das blaue Seemannskleid dem Meeresblau an, so wie im Kriege die feldgraue oder horizontblaue Uniform der Soldaten der Erde oder Luftfarbig (selbst die leuchtenden roten Hosen der Franzosen und Bayern, die als Lockfarben so viele Mädchenherzen schlagen ließen, mußten den bescheidenen Schutzfarben weichen) — alles nur, um bei aktiver und passiver Verfolgung unbemerkt zu bleiben.

Der Begriff der sozialen Mimikry geht aber noch viel weiter.

Wir tragen alle eine unsichtbare Uniform.

Die soziale Mimikry tritt in vielen Formen auf und trägt sehr verschiedene Namen. Bald wird sie Sitte, bald Mode genannt, bald heißt sie Korpsgeist, bald Solidarität, bald Tradition, bald Schablone, bald schreitet sie im Gewand der Etikette daher. Wie viele wichtige Entscheidungen und Entschlüsse unterblieben aus nicht erfüllbarer Mimikry, etwa weil jemand „nichts anzuziehen“ (beispielsweise keinen „Frack“) hatte!

Man kann eine örtliche (an eine bestimmte Gegend gebundene) und zeitliche (von der jeweiligen Zeit abhängige), eine berufliche und organisatorische Mimikry unterscheiden. Alle Heere und Ämter, alle Schulen und Zünfte, alle Vereine und Parteien, alle Kasten und Logen, kurz alle Gruppen von Menschen mit übereinstimmenden Bestrebungen und Zielen, gemeinsamen Riten und Bräuchen, mit gleichen Abzeichen, Farben, Fahnen, Symbolen und Emblemen sind vom Geist der Mimikry erfüllt. Vieles, was für ein Volk, eine Rasse typisch erscheint, beruht in Wirklichkeit nur auf Mimikry, teils entstanden durch aktive, mehr oder minder unbewußte Anpassung, teils durch den suggestiven Einfluß von Umgebung und Überlieferung, teils aber auch durch passive Auslese. Abweichendes sucht jede Gruppe abzustößeln, sie strebt nach Einheitlichkeit der Formen. Viele Verbindungen (beispielsweise studentische) achten bei der Gewinnung neuer Mitglieder genau darauf, daß diese ihrem ganzen Wesen nach zu den alten passen, wer ihnen nach seinem Aussehen und Auftreten „nicht paßt“, wird beim „Keilen“ nicht berücksichtigt oder nach

kurzer Zeit als „Außenseiter“, Sonderling, Spießer, Philister, Eigenbrötler oder Stubenhocker, mag er ansonsten noch so tüchtig sein, hinausgetan. Gehört aber der geeignet Befundene erst einer Gemeinschaft an oder wächst gar in ihr auf, so nimmt er willkürlich und noch mehr unwillkürlich sehr viel von dem Wesen und Benehmen derer an, zwischen denen er nun lebt, von ihren Bewegungen, ihren Gebräuchen, ihren Umgangs- und Ausdrucksformen. Bewußt oder unbewußt sind wir alle Mimikristen. Das Wesentliche und Eigentliche am Menschen ist dies aber nicht. Es ist nur die Fassade, die Tünche, hinter der sich der eigentliche Mensch verbirgt, dessen Erkenntnis eine viel gründlichere Vertiefung in seinen Individual- und Sexualcharakter erfordert, als es unter dem Gesichtspunkt allgemeiner Schablonisierung zu geschehen pflegt.

Ziehen wir als Beispiel der Assimilation wieder einmal die Sprache heran. Mit welcher Leichtigkeit und Geschwindigkeit werden Dialekteigentümlichkeiten angenommen: Kehrt ein Landmädchen nach wenigen Jahren Großstadttums in ihre provinzielle Heimat zurück, so hat sie (teils absichtlich, teils unabsichtlich) so viel von dem Berliner oder Hamburger, Münchner oder Wiener „Akzent“ angenommen, daß sie ihren alten Landsleuten geradezu fremdartig erscheint.

Nach dieser örtlichen ein Beispiel gesellschaftlicher Sprachmimikry. Sie betrifft die eigenartige nāselnd-schnarrnde Aussprache, welche in gewissen „vornehmen“ Kreisen Deutschlands unter der Regierung des letzten Kaisers weit verbreitet war. Das Kriegsende hat mit ihm groβenteils, aber nicht vōllig aufgeräumt. Dieser auffällige Tonfall einer Gesellschaftsschicht (der, so lächerlich es ist, nicht wenig beitrug, uns im In- und Auslande unbeliebt zu machen) wird von Kennern auf folgenden Vorfall zurückgeführt, eine Erklärung, die durchaus glaubhaft erscheint. In dem Offizierskasino eines Garderegiments stellte sich einmal ein neuer Landesfürst zu Besuch ein. „Der hohe Herr“ hatte einen starken Stockschnupfen, demzufolge er „durch die Nase sprach“. Die jungen Offiziere ahmten die ihnen „feudal“ erscheinende nāselnde Sprache, deren eigentliche Ursache sie nicht kannten, nach, so wie sie bereits vorher die Barttracht und den Mützensitz des Chefs angenommen hatten. Wie sagt doch in Wallensteins Lager der Jäger:

„Wie er räuspert, und wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt.“

Von den Garderegimentern ging die nāselnde Sprache auf die Linienregimenter, auf die studentischen Korps und andere Kreise der Aristokratie über, bis alles, was sich für vornehm hielt oder dafür gehalten werden wollte, nāselte (so mancher Hochstapler vom Typus des falschen Hohenzollernprinzen Domela verdankte seine Erfolge solchem Hilfsmittel). Ähnlich verhält es sich mit anderen Ausdrucksbewegungen, wie dem Zurückschnellen der Ellenbogen, dem Zusammenklappen der Hacken beim Gruß und tausend andern Dingen, die „zum guten Ton“ gehören.

Der amerikanische Philosoph und Dichter Ralph Waldo Emerson (1803–1882) bemerkt einmal: „Jede religiöse Sekte hat ihren Gesichtsausdruck. Die Methodisten haben ihr Gesicht, die Quāker ihr Gesicht, die Nonnen das ihrige. Ein Engländer wird den Freidenker an seinem Betragen erkennen. Beruf und Gewerbe graben ihre eigenen Linien auf Gesicht und Form usw.“ Sogar die Parteizugehörigkeit. Auch sie läßt sich an dem Typus erkennen, der teils der eigenen Artung, teils unbewußter Mimikry entspringt. So waltete in einem Kaffeehaus des Berliner Westens viele Jahre hindurch ein Zeitungskellner seines Amtes, der jedem neuen Gast sofort sein „Leibblatt“ überreichte; er sah ihm an, ob er die

„Vossische“ oder das „Tageblatt“, den „Reichsboten“, die „Deutsche Tageszeitung“ oder den „Vorwärts“ las und griff (wie ich mich selbst überzeugte) fast niemals fehl. Noch weiter hatte es in dieser Fertigkeit ein Marienbader Zeitungskellner gebracht, der seinen Posten allerdings schon einige Jahrzehnte versah. Er erkannte „auf den ersten Blick“ nicht nur die Partei, sondern auch die Landeszugehörigkeit seiner neuen Gäste, die oft nicht wenig überrascht waren, wenn ihnen die aufmerksame Bedienung, bevor sie danach fragten, den „Figaro“ oder „Messaggero“, die „Times“ oder „World“, die „Frankfurter Zeitung“ oder das „Neue Wiener Journal“ auf den Tisch legte.

Und wie es hier im Kleinen ist, so ist es auch im Größeren und ganz Großen. Überall begegnen sich aktive Anpassung und passive Auslese. Jede Gemeinschaft wird zu einem Schmelztiegel. Dieser Ausdruck – *smelting pot* – wurde in diesem Zusammenhang zuerst in den Vereinigten Staaten von Amerika angewandt, um die einheitliche Mischung zu kennzeichnen, in die sich durch die Einflüsse und Eindrücke, welche die gemeinsame Umgebung Tag für Tag auf alle Sinnesorgane und den Geist ausübt, alles auflöst, was zunächst ein eigenes, fremdartig-originelles Gepräge trägt. Da fast jeder Europäer Verwandte oder Bekannte in Amerika besitzt, hat wohl jeder bereits Gelegenheit gehabt, festzustellen, wie verändert ein Mensch nach mehrjährigem, oft schon fünfjährigem Aufenthalt aus Amerika zurückkehrt. Nicht nur die äußere Erscheinung (Schnitt der Haare, Kleider und Schuhe) ist anders, das ganze Auftreten und auch die Anschauungen sind andere geworden, und vollends in der zweiten oder dritten Generation hat sich in der Familie der Eingewanderten eine solche Anpassung vollzogen, daß vielfach (und, wie es scheint, nicht mit Unrecht) behauptet wird, es sei sogar in Gesicht und Gestalt eine Annäherung an den Indianertypus der ausgerotteten Ureinwohner eingetreten. Das gilt für den englischen und irischen Einwanderer wie für den Bauern aus Norddeutschland, den Händler aus Galizien und den Arbeiter aus Italien. Sie alle sind dem gleichen Einschmelzungsprozeß verfallen (die noch in der ersten Generation vorhandene Vorsilbe „Deutsch“-Amerikaner usw. verschwindet meist schon in der zweiten), und in wenigen Menschenaltern, die, am Menschheitsalter gemessen, eine verschwindend kurze Spanne Zeit sind, ist aus ihnen allen der einheitliche Amerikaner geworden, dessen Nationalbewußtsein dem der ältesten europäischen und asiatischen Völker in nichts nachsteht.

In seiner temperamentvollen Weise schreibt *Forel* einmal: „Man hat behauptet, daß der Patriotismus aus der Rassenzugehörigkeit entstehe und auf die Gemeinschaft des Blutes gegründet sei. Welche Absurdität! Sehen wir nicht die Yankees, die Nordamerikaner, jene seltsame Mischung aller Rassen der Welt, jenes Zwittervolk, in welchem englisches, irländisches, französisches, deutsches, slawisches, skandinavisches, jüdisches, italienisches, ja selbst indisches, chinesisches und Negerblut rollt, heute sich mit einem amerikanischen Patriotismus brüsten, der ebenso chauvinistisch und ebenso exklusiv ist wie der der Tschechen, Ungarn und Basken? Und die Ungarn, die so stolz sind auf ihren Namen und ihren magyarischen Patriotismus? Untersuchen wir sie näher, so finden wir bei ihnen ein Gemisch von Juden, Slawen und magyarisierten Deutschen, das derartig verbreitet ist, daß man in Budapest oft vergeblich nach einem wahren magyarischen Typus sucht.“ Vielfach wurde auch darauf hingewiesen, wie stark jüdische Familien sich in ihrer Erscheinungsform der Bevölkerung annähern, in der sie leben. „Sogar in China sind die Juden von den Chinesen kaum zu unterscheiden. In Nordeuropa ähneln sie dem nordischen Typus, in Rußland dem russischen, in Afrika werden sie negerähnlich.“ Übrigens gibt es auch unter den Negern selbst Juden.

Die volle Bedeutung der sozialen Mimikry wird uns erst klar, wenn wir bei ihrer Würdigung eine andere allgemeine Naturerscheinung berücksichtigen:

das Gesetz des Wanderns,

dem alle Organismen unterworfen sind. Es wird durch sehr verschiedene Gründe veranlaßt, wie durch Übervölkerung, Nahrungsmangel, Kriege, Staatsumwälzungen, Verfolgungen, auch durch innere Unruhe, Veränderungstrieb, Unternehmungsdrang, Abenteuersucht, Wißbegier. Die große „Völkerwanderung“, welche um 375 n. Chr. den Übergang vom Altertum zum Mittelalter vorbereitete, setzte riesige Scharen in Bewegung (namentlich rückten germanische Volksstämme nach dem Süden und Westen Europas, während Mongolen [Hunnen] in Osteuropa eindrangen und Slawen nach dem europäischen Osten und Südosten zogen), verdient aber eigentlich diese Sonderbezeichnung nicht, da sie weder die einzige noch die stärkste ist, die wir kennen. Betrug doch allein die Wanderung von Europa nach den Vereinigten Staaten in den Jahren 1821 bis 1921 33,8 Millionen Menschen. In dem einen Jahrzehnt von 1880 bis 1890 wanderten 1 342 000 Personen aus Deutschland aus, um sich in Amerika eine neue Heimat zu gründen. Die drittgrößte deutschbevölkerte Stadt ist (nach Berlin und Hamburg) New York. Es hat über eine Million deutsche Einwohner. An Juden zählt New York doppelt soviel wie ganz Deutschland. Die letzte große Völkerwanderung, welche wir erlebten, vollzog sich im und nach dem Weltkriege. Aus Rußland wanderten während und nach der großen russischen Revolution von 1917 sechs Millionen Menschen aus, die sich über ganz Europa verbreitet haben, um sich überall nach den Gesetzen der Mimikry in die Bevölkerungen der verschiedenen Länder mehr oder weniger schnell einzufügen. So zählt Berlin zurzeit 600 Chauffeure, die früher der russischen Aristokratie und Bourgeoisie angehörten.

Wie erdbedingt die Wesen sind, wie abhängig von Luft und Licht, Klima und Wasser, von ihrem Nährboden überhaupt, lehrt ein aufmerksamer Blick in das Tier- und Pflanzenreich. Bei starker Sonnenbestrahlung werden alle Farben kräftiger und feuriger, bei Sonnenarmut bleichen sie aus. Auch das Wachstum ändert sich. Während die Bäume in den heißen Gegenden mehr pyramidenartig zum Himmel streben, sind ihre Wipfel bei uns mehr schirmartig breit. Verpflanzt man europäische Pflaumen- und Apfelbäume nach Indien, so nehmen sie dort eine höhere Gestalt an. Umgekehrt ist es bei den Menschen. Sie schießen im Norden mehr in die Höhe und sind in den Tropen im allgemeinen kleiner. Offenbar hängt dies damit zusammen, daß ihre Geschlechtsdrüsen im Norden später reifen als im Süden. Denn mit dem Ende der Geschlechtsreife schließt das Längenwachstum ab; daher ist der nordische Mensch durchschnittlich länger (schlanker) als der südliche. Doch hat diese Regel viele Ausnahmen, die von der Erbmischung und der Beteiligung anderer Drüsen am Wachstum herrühren.

Viele Beispiele ließen sich noch anführen, wie umgestaltend der Erdboden auf die Organismen einwirkt. Man hat versucht, unseren Rheinwein in Südafrika anzupflanzen. Er gedeiht dort sehr gut, hat aber bald völlig das Aroma des Rheinweins verloren, dem er seinen Weltruhm verdankt, ist dagegen viel stärker. Alpenrosen, die man vom Himalaja nach England einfuhrte, brachten dort viel größere und bessere Blüten hervor, so daß

sie kaum noch den Blumen ähnlich sahen, von denen sie stammten. Die Rhabarberpflanze gedeiht bei uns sehr gut und entwickelt sich zu einer stattlichen Staude, enthält aber nicht mehr jene abführende Arzneisubstanz, welche ihre Genossen in der chinesischen Tatarei enthalten. Umgekehrt hat man beobachtet, daß der Schierling, wenn man ihn nach Schottland bringt, völlig sein giftiges Prinzip verliert. Bienen, welche man nach Australien oder Kalifornien beförderte, veränderten dort vom zweiten oder dritten Jahre ab vollständig ihre Gewohnheiten. Sobald sie spüren, daß dort ewiger Sommer herrscht und es niemals an Blumen mangelt, begnügen sie sich, so viel Pollen und Honig einzutragen, wie für den täglichen Gebrauch erforderlich ist. Der ererbte Trieb, Wintervorräte aufzuspeichern, ist nicht mehr vorhanden. Die Gans büßt in der Tropensonne völlig ihren Wohlgeschmack ein. Ziegen, die man von Tibet fortbringt, verlieren sehr bald ihre feine Wolle.

Mit diesen Beispielen, die sich auch in bezug auf den Menschen beliebig fortsetzen ließen, sind wir aber bereits über die Mimikry hinaus in das ihr nahestehende, aber keineswegs mit ihr identische (= übereinstimmende) Gebiet der Milieueinflüsse gelangt. Wir werden dort und bei der Frage der Vererbung erworbener Eigenschaften auf sie noch einmal Bezug nehmen.

Bevor wir uns nun noch verschiedenen Einzelheiten der Vererbungslehre zuwenden, um aus ihnen die praktischen Schlüsse für die Höherzüchtung des menschlichen Geschlechts zu ziehen, müssen wir uns noch einer Aufgabe unterziehen, von der wir wünschten, daß wir sie uns gerade auf diesem Gebiet ersparen könnten: Wir haben die Fachausdrücke der Gelehrtensprache in ein allgemeinverständliches Deutsch zu übertragen, um der Vererbungswissenschaft den ihr dadurch immer mehr beilegenden Charakter einer Geheimwissenschaft nach Möglichkeit zu nehmen. Die Arbeiten von *Darwin* selbst zeichnen sich zwar durch eine ebenso große Klarheit wie Schönheit des Ausdrucks aus, aber schon bei seinem Nachfolger, dem vortrefflichen Ernst *Haeckel*, tritt eine starke Neigung zu neuen fremdsprachlichen Wortbildungen hervor, die dem nicht akademisch vorgebildeten Leser (und das ist die große Mehrzahl) das Verständnis seiner Schriften erheblich erschwert. Wie aber soll wohl ein einfacher Mensch seinen Wissensdurst stillen, wenn er in Richard *Semons* bedeutungsvollem Vererbungswerk vom Jahre 1904: „Die Mneme“ (*μνήμη* = Gedächtnis oder Erinnerung), von „alternativ ekphorierbaren Dichotomien (von *διχότομος* = Teilung in zwei gleichwertige Äste) auf ontogenetischem Gebiet“ liest. Diese Schreibart, für die sich viele ähnliche Beispiele anführen ließen, erinnert doch schon lebhaft an die Ausdrucksweise des Philosophen *Hegel*, der bei Betrachtung eines Madonnenbildes von der „partiellen Negation im unmittelbaren Um- und Ansichsein der passiven Kausalität des Absoluten“ gesprochen hat oder gesprochen haben soll oder wenigstens gesprochen haben könnte. Er meinte mit der „partiellen Negation“, dem „teilweisen Nichts“, ein „Loch“, mit dem „unmittelbaren Um- und Ansichsein“ ein „Hemde“, mit der „passiven Kausalität“ als „empfangender Ursache“ die „Mutter“ und mit dem „Absoluten“ den „unumschränkten“ Gott; es war also ein einfaches „Loch im Gewande der Madonna“, das in der Sprache des Philosophen zu einem

ebenso unverständlichen Etwas wurde wie viele ebenso einfache Begriffe im „Jargon“ (= Mundart, Berufssprache oder „Kauderwelsch“) der Vererbungsgelehrten. Schon F. *Martius* (in „Konstitution und Vererbung in ihren Beziehungen zur Pathologie“, Berlin 1914) betonte mit Recht, daß „das Studium der Vererbungslehre durch die verhängnisvolle Neigung, namentlich der Mendelianer, zu neuen Begriffs- und mehr noch zu neuen Wortbildungen derart erschwert wird, daß, wie von *Hansemann* bemerkt, jedem dieser Werke eigens ein besonderes Lexikon beigegeben werden müßte“. Seither hat diese Neigung aber noch viel mehr überhand genommen, so daß sich nun tatsächlich bereits eine Reihe von Autoren genötigt gesehen haben, ihren Büchern einen besonderen Anhang mitzugeben zur Verdeutschung und Erklärung der „vererbungsbiologischen Terminologie“ (= Fachsprache). Was Fritz *Lenz* schreibt: „Der Bau der modernen Erblchkeitslehre ähnelt in gewisser Hinsicht dem Turmbau zu Babel. Zumal Anfänger in diesem Baugewerbe scheinen öfter der Meinung zu sein, es komme vor allem auf eine Umwörtung aller Worte an, um Eindruck zu machen“, ist nur zu wahr. Diese Unverständlichkeit ist um so unverständlicher und bedauerlicher, als ja die führenden Vererbungsforscher mit vollem Recht den größten Wert darauf legen, daß ihre Lehren bekannt werden und sich im Leben auswirken. Wie es jetzt ist, könnte man fast glauben: Diese Wissenschaft ist nicht der Menschen wegen, sondern um ihrer selbst willen da. Wie notwendig aber wäre das Gegenteil!

Wenn wir nun im folgenden (um unsere Leser in den gegenwärtigen Stand der Vererbungswissenschaft einzuführen) ebenfalls eine Erklärung der gebräuchlichsten Fachausdrücke geben, so wollen wir dies wenigstens nicht (wie es vielfach geschieht) in alphabetischer Reihenfolge tun, sondern in sinngemäßer Verknüpfung, indem wir damit zugleich einen kurzen geschichtlichen Abriß der Erbkunde bringen.

Wir wollen unsern Ausgang von dem „Probanden“ (von *probo* = prüfen) nehmen; das ist von der Person, deren Erbverhältnisse untersucht werden sollen. Die Vorfahrenreihen, von denen der Proband abstammt, werden Parentialgenerationen (von *parentes* = Eltern), die Nachkommenreihen Filialgenerationen (von *filius* = Sohn) genannt. Man unterscheidet hiernach bei den Eltern und Voreltern die erste, zweite, dritte und weitere Parentialgeneration, abgekürzt P_1 , P_2 , P_3 usw., während man die dem Probanden unmittelbar entstammende Kinderreihe als erste Filialgeneration oder F_1 , die Enkelreihe als zweite oder F_2 , die Urenkel als dritte oder F_3 , die weiteren Sprößlinge entsprechend bezeichnet. Von *Hippokrates* bis *Darwin* nahmen fast alle Lebensforscher an, daß sich durch den Zeugungsstoff der ganze Organismus mit allen seinen Einzelheiten von den Erzeugern auf den Erzeugten übertrage. Diese Lehre wurde Pangenesisstheorie (von *παν* = alles und *γένεσις* = Entstehung) oder auch Evolutionstheorie (von *evolvo* = herauswälzen) genannt zum Unterschied von der Epigenesisstheorie (von *ἐπι* = nach), welche Kaspar Friedrich *Wolff* 1759 aufstellte. Nach dieser sollte das Junge nicht bereits im Ei oder Samen vorgebildet sein, sondern jeder Teil durch Neubildung nach und nach entstehen.

August *Weißmann* stürzte sowohl die Pangenesis als die Epigenesislehre, indem er klarlegte, daß weder die ganze Person noch die ganze Keimzelle als Vererbungsträger in Betracht käme, sondern nur ein Teil der befruchteten Eizelle, der sich, vom Gesamtkörper unabhängig, selbständig bis zu den Fortpflanzungszellen des nächsten Organismus weiterentwickle; er nannte diesen Teil des Keims *Germinalteil* zum Unterschied von dem nicht vererblichen *Personalteil*, aus dem durch Zellteilung Soma und Psyche (die Körperseele) hervorgehen. Die direkt von Geschlecht zu Geschlecht laufende Übertragung der Keimzellen – die Kontinuität des Keimplasmas – bezeichnete er als Keimbahn.

Daß aber auch dieser *Germinalteil* kein einheitlicher, sondern ein erst wieder aus unendlich vielen Erbeinheiten zusammengesetztes Gebilde ist, ergaben die Forschungen *Nägeli*s und vor allem die Versuche *Mendels*.

Nägeli nannte die Erbmasse (die Erbsubstanz) in der Ei- und Samenzelle *Idioplasma* (von *ἴδιος* = eigentlich). Hiernach wurden (wohl zuerst von *Weißmann*) die Erbeinheiten (oder Erbatome) im *Idioplasma* als *Ide* bezeichnet (Einzahl *Id*), auch wohl als *Idioblasten*. Anatomisch dürften sie mit den Chromomeren identisch sein, den Teilstücken der Chromosomen. Für die Übertragung der *Ide*n von den Vorfahren auf die Nachkommen, also die Vererbung im strengeren Sinn, findet sich der Ausdruck *Idiophorie*. Aber auch von *Idiovariationen* (oder *Idationen*) ist die Rede (zuerst bei E. *Baur* 1911), für Erbabweichungen, welche durch *Idiokinese* entstehen. Diesen Begriff führte *Lenz* 1912 in die Erbkunde ein. In diesem Jahr gab der damalige Medizinalpraktikant Fritz *Lenz* in Freiburg eine mit Recht vielbeachtete Studie heraus: „Über die krankhaften Erbanlagen des Mannes und die Bestimmung des Geschlechtes beim Menschen.“ In ihr gelangte er zu einem Ergebnis, das er in dem Satz zusammenfaßte: „Das Ziel der Rassenhygiene ist vielmehr die Sammlung der letzten gesunden *Idioplasmastämme* und ihre möglichste Vermehrung, so daß sie sich im Laufe der Generationen an die Stelle der kranken setzen.“ Er ist der Meinung, daß eine Neuentstehung pathologischer Erbanlagen durch Änderung des *Idioplasmas* infolge äußerer Ursachen erfolgen könne, und schreibt: „Da eine zusammenfassende Bezeichnung dafür bisher fehlt, so nenne ich die betreffenden Faktoren *idiokinetische Faktoren* oder *Idiokinetika*, den Vorgang selbst *Idiokinese*. *Idiokinese* ist also die Änderung des *Idioplasmas* durch transitive (= übertragene) Ursachen, und dadurch entstehen letzten Endes sowohl die pathologischen wie die physiologischen Erbanlagen.“ Er fügt hinzu: „*Idiokinese* ist also nicht identisch mit *Mutation*, sondern die Ursache der *Mutation*. Der Bewegungsantrieb für die Entstehung von *Mutationen* kann nicht im *Idioplasma* liegen, denn es ist eben das Wesen des *Idioplasmas*, daß es auf Beharrung gerichtet ist. Es ändert sich niemals aktiv, sondern wo es geändert wird, da geschieht es passiv durch *Idiokinese*.“

Die Summe aller in einer Person vereinigten Erbeinheiten macht seinen *Idiotypus* aus. Diesem Erbbild oder Anlagebild gegenüber steht der *Phänotypus* (von *φαίνω* = sichtbar werden oder in Erscheinung treten), das Erscheinungsbild eines

Menschen. Es besteht aus dem Idiotypus und dem Paratypus (= Nebenbild), unter welchem nichterbliche (also nicht ererbte und nicht vererbbare) Eigenschaften eines Lebewesens verstanden werden.

Für Id und Idiotypus haben in der neueren „Genetik“ (= Vererbungslehre) die Ausdrücke

„Gen“ und „Genotypus“

rasche Verbreitung gefunden, offenbar weil sie sich ebenso wie die noch genauer zu erläuternde Wortschöpfung „Eugenik“ in sehr glücklicher Weise an einen Sprachstamm anlehnen, der seit alters in den mit der Fortpflanzung und Vererbung zusammenhängenden Begriffen am häufigsten wiederkehrt. Es ließe sich hier von den Genitalien (= Geschlechtsorganen, genitalis heißt im Lateinischen zur Zeugung gehörig) bis zur Genealogie (= Geschlechterfolge) ein sehr langes Register anführen, aus dem wir nur die Bildungen: Generation (von genero = erzeugen), Degeneration (= Entartung), Regeneration (= Aufartung) sowie die zahlreichen Verbindungen mit den Endsilben -gen (auch -genese und -genie, von γεννάω = erzeugen, γένεσις = Zeugung, Entstehung) hervorheben wollen, wie endogen und exogen (= aus inneren oder äußeren Ursachen entstanden), physiogen (von φύσις = Natur, oft im Sinn von Leib gebraucht), psychogen (= seelisch bedingt), pathogen (von πάθος = Leiden; krankhaft). Ableitungen vom Stamme „gen“ gehören dem Sprachschatz aller Nationen schon seit langer Zeit an. Beispielsweise sagt *Herder* in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“: „So gewiß ich's weiß, daß ich denke, und kenne doch meine denkende Kraft nicht, so gewiß empfinde und sehe ich's, daß ich lebe, wenngleich ich nie weiß, was Lebenskraft ist. *Angeboren, organisch, genetisch ist dies Vermögen*; es ist der Grund meiner Naturkräfte, *der innere Genius meines Daseins*.“ (II. S. 108). Die Herausschälung des Wortstammes „Gen“ als selbständiger Bezeichnung für den kleinsten erfaßbaren Teil einer Erbanlage, sozusagen für ein Erbatom, rührt allerdings erst von Professor *Johannsen* (geb. 3. Febr. 1857), dem Direktor des pflanzenphysiologischen Laboratoriums der Universität Kopenhagen, her. Sein Hauptwerk: „Elemente der exakten Erblchkeitslehre“ (bei Gustav Fischer in Jena), gab er 1909 zu *Darwins* hundertstem Geburtstag (in deutscher Sprache) heraus. Ist es Zufall oder auch eine entwicklungsgeschichtliche Gesetzmäßigkeit auf dem Gebiete geistiger Fortzeugung, daß genau in der Mitte zwischen *Lamarcks* und *Johannsens* großen Vererbungswerken (1809 und 1909), also anno (= im Jahre) 1859, *Darwins* „Abstammung der Arten“ erschien?

Der Ausdruck Paratypus (von παρά = neben) für das Nichterbliche am Organismus, „die Gesamtheit der nichterblichen Merkmale eines Lebewesens“, wurde von dem trotz seiner Jugend bereits sehr verdienstvollen Vererbungsforscher Dr. Hermann Werner *Siemens* in die Erbkunde eingeführt (vor allem seine „Einführung in die allgemeine und spezielle Vererbungs-pathologie des Menschen“, Berlin, 2. Auflage 1923, und seine „Grundzüge der Vererbungslehre, der Rassenhygiene und der Be-

völkerungspolitik“ für Gebildete aller Berufe, 3. Aufl. bei Lehmann in München, 1926, sind hervorzuheben). *Siemens*, der selbst Erbträger eines großen Namens ist (gegenwärtig Privatdozent für Haut- und Geschlechtskrankheiten an der Universität München), unterscheidet den Paratypus als „Nebenbild“ von dem Genotypus als „Erbbild“ und dem Phänotypus als „Erscheinungsbild“, schränkt aber selbst die scharfe Umschreibung des von ihm gebildeten Begriffs ein, indem er sagt: „Rein phänotypisch“ hat den gleichen Sinn wie „paratypisch“. Im Gegensatz zum Idioplasma nimmt er ein besonderes Paraplasma an (ein Ausdruck, den ältere Zellforscher, wie mein Lehrer v. *Kupffer* und *Flemming* übrigens schon für etwas ganz anderes, nämlich die Zwischen- oder Nährsubstanz zwischen dem Gerüst- oder Fadengerüstwerk des Protoplasmas, mit Beschlag belegt hatten). Nach *Siemens* ist Paraplasma das „nichterbliche (paratypische) Plasma des Körpers“; auch spricht er von Paravariationen (abgekürzt Parationen) als den umweltbedingten, nicht erblichen Abweichungen, die auf Parakinese oder parakinetische Faktoren – Umwelteinflüsse – zurückzuführen sind, welche das Auftreten von nichterblichen Merkmalen verursachen. Die Nachwirkungen von Paravariationen auf die nächsten Generationen nennt er Paraphorie oder Nebenübertragung. *Johannsen* hat die Aufstellung des Begriffes eines Paratypus neben seinem Phänotypus als nicht notwendig abgelehnt, weil alle Eigenschaften, die der Beobachtung von außen zugänglich sind, als solche nicht erblich sind und nur als Reaktionsweisen des Genotypus auf die einwirkende Lebenslage zu gelten haben.

Johannsen selbst gibt in einem Aufsatz, den das „Berliner Tageblatt“ (vom 2. Februar 1927) zu seinem 70. Geburtstage veröffentlichte, nochmals eine klare, allgemeinverständliche Erklärung von dem, was er unter den von ihm geprägten Ausdrücken verstanden wissen will, er schreibt: „Die heutige Vererbungsforschung faßt die persönlichen Eigenschaften der Individuen – Pflanzen, Tiere oder Menschen – als Reaktionen auf, nämlich als Ausdrücke eines Zusammenspiels von allen Faktoren der Lebenslage mit den Elementen der erblichen Veranlagung der betreffenden Organismen. Den Inbegriff dieser Elemente nennen wir den Veranlagungstypus des Organismus (seinen Genotypus); und die im Laufe der Entwicklung des Individuums unter gegebener Lebenslage erhaltene persönliche Beschaffenheit nennen wir den Erscheinungstypus (seinen Phänotypus). Die Beschaffenheit eines gegebenen Individuums läßt sich deshalb durch dieses Schema allgemein ausdrücken

Genotypus mit Lebenslage
Phänotypus

... Die Lebenslage wird nicht oder jedenfalls nur unter ganz besonders seltenen, noch nicht sichergestellten Verhältnissen den Genotypus ändern – was früher aber recht allgemein geglaubt wurde. Für Anhänger dieses jetzt veralteten, unrichtigen Glaubens existierte eine scharfe Trennung der Begriffe Genotypus und Phänotypus nicht, wie sie aber jetzt als einer der Hauptecksteine der Vererbungslehre steht.“ *Johannsen* schließt seinen Geburtstagsartikel mit der Bemerkung, daß „jedes Individuum einer Gleichung mit zwei Unbekannten entspricht“ oder vielmehr „einer Gleichung mit zwei Summen vieler Unbekannten, so daß ein buntes und nicht immer fröhlich schwankendes Glücksspiel im Leben und Schicksal der Generationen entsteht“.

Im Grunde genommen deckt sich die Formel *Johannsens*: „Genotypus und Lebenslage gleich Phänotypus“, mit der bereits in meinen ersten Arbeiten über das Geschlechtsleben und seit dreißig Jahren immer wieder von mir vertretenen Grundregel: *Der Mensch ist ein Produkt von Anlage und Lage*. Für Lage oder Umwelt findet sich in der neueren Vererbungswissenschaft eine Reihe synonyme (= gleichbedeutende) Ausdrücke, so das dem Laien gänzlich unverständliche und ganz unnötige griechische Wort Peristase (= *περίστασις*, wörtliche Übersetzung von Umwelt); gelegentlich liest man auch von „peristatischen Faktoren“ (Umwelteinflüssen) im Gegensatz zu den fest an die Erbmasse gebundenen „idiogenen“ oder „idiotypischen“. Andere viel angewandte Fachausdrücke sind

K o n d i t i o n u n d K o n s t e l l a t i o n .

Kondition (lat. *conditio*) heißt eigentlich Bedingung – vergleiche unser deutsches „Lebensbedingungen“ – , das Wort bedeutet nach *Lenz*, „was an einem Individuum durch Milieueinflüsse geändert werden kann“. *Vernorn* bezeichnet als *Konditionalismus* das Naturgesetz, nach dem alle Vorgänge und Zustände von mehreren Bedingungen abhängen, die sämtlich gleichwertig sind, insofern sie dazu notwendig sind.

Der Ausdruck Konstellation leitet sich von *stella* = Stern ab; er stammt aus der Astrologie und bedeutet die gegenseitige Stellung der Himmelskörper zur Zeit der Geburt eines Menschen. Diese sah und sieht man noch heute vielfach – denn noch jetzt lassen sich zahlreiche Menschen danach ihr „Horoskop“ stellen – als schicksalsbestimmend an, unbekümmert darum, daß für die individuelle Wesenheit einer Person überhaupt nicht die Geburt, sondern die Befruchtung entscheidend ist. Wer kennt nicht *Goethes* „orphischen Spruch“ (hergeleitet von Orpheus, dem sagenhaften griechischen Sänger und Zauberer, der als Stifter geheimnisvoller Kultgebräuche, der orphischen Mysterien, galt):

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen . . .“

Ein neueres Werk des Pathologen *Tendeloo* von der holländischen Reichsuniversität Leyden führt den Titel: „Konstellationspathologie und Erbllichkeit“ (1921 bei Springer in Berlin erschienen). Wenn ein anderer Autor die „Konstellation der Erbfaktoren“ und die „Konstellation der Außenfaktoren“ gegenüberstellt, so läuft auch dies im Grunde wieder auf die Unterscheidung von Anlage (= Erbfaktoren) und Lage (= Außenfaktoren) hinaus.

Sehr eingebürgert hat sich bei uns in Deutschland für Umwelt seit einigen Jahrzehnten das französische Wort

„ M i l i e u “ ,

und zwar nicht nur in fachlichen Kreisen, sondern weit darüber hinaus (so brachte *Heinrich Zille* einen Band Zeichnungen unter dem Titel „Mein Milljöh“ heraus, und

Eugen Ortner schrieb ein Theaterstück: „Jean braucht ein Milieu“). In Frankreich selbst wird der Ausdruck bereits seit dem siebzehnten Jahrhundert viel gebraucht; er scheint dort hauptsächlich durch *Pascal* volkstümlich geworden zu sein, der ihn in der Verbindung „juste milieu“ (= die richtige Mitte) in seinen weitverbreiteten „Pensées sur la religion“ (= Gedanken über die Religion) anwandte. Die deutsche Anwendung erscheint sprachlich insofern nicht ganz sinngemäß, als Milieu nicht, wie man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch annehmen könnte, den Umkreis, sondern eigentlich den Mittelpunkt bedeutet.

In einem Vortrage, den ich (am 30. April 1927) auf dem Zweiten allgemeinen ärztlichen Kongreß für Psychotherapie in Bad Nauheim unter dem Titel „Psychische Milieuthérapie“ hielt, gab ich folgende Definition (= Erklärung): *Milieu ist die Summe aller äußeren Einflüsse, welche für eine gewisse, nicht zu kleine Zeitspanne auf einen Menschen einwirken.* Ich fügte hinzu: Wohlbehagen entsteht, wenn einem Wesen, das sich mit sich selbst einig fühlt, die Möglichkeit gegeben ist, sich seiner Eigenart entsprechend mit der Umwelt auseinanderzusetzen; Mißbehagen entsteht als physiologische Reaktion, wenn zwischen Persönlichkeit und Leben ein Zwiespalt klafft.

Es scheint mir von Wert zu sein, hier auf den Inhalt dieses Vortrags noch etwas näher einzugehen, weil ich in ihm die theoretische und praktische Bedeutung des Begriffes Milieu im Verhältnis zum Genotypus besonders scharf herausgearbeitet hatte. Meiner Gewohnheit gemäß ging ich dabei von einer sprachkundlichen Bemerkung aus, indem ich an das Wort des Darmstädter Philosophen H. Keyserling: „Der Ursinn der Worte ist tiefer als jede Philosophie“, anknüpfte. Wenn ein Leidender (zu deutsch: „Patient“) zum Arzte kommt, teilt er ihm mit, „was ihm fehlt“. Der Arzt sucht dann meist ihm „das Fehlende“ nicht zu bringen, sondern wegzubringen, mit anderen Worten, er bemüht sich, die Inwelt des Leidenden so umzugestalten, daß er der Umwelt nicht mehr mit unbefriedigter Leere, mit Unruhe, Angst oder anderen schmerzhaften Empfindungen gegenübersteht. Zweifellos ist der Weg, den der Arzt damit einschlägt, in vielen Fällen auch der richtige, namentlich überall dort, wo erfahrungsgemäß das, wonach der Kranke verlangt, seinen körperseelischen Zustand nachteilig beeinflußt. Beispielsweise gilt dies für alle Rausch-süchtigen, die sich aus ihrer nervösen Unrast in irgendein Narkotikum, zum Opiat, zum Kokain, zum Alkohol, zur Zigarette oder an den Spieltisch flüchten.

Die bei Narkotikern „mit Erfolg“ angewandten Entziehungskuren zeigen aber zugleich die ganze Unzulänglichkeit einer bloßen Zurücksetzung in den Stand vor dem Morphismus oder Kokainismus, in der viele schon eine Heilung erblicken zu können glauben; denn solange nicht die Gleichgewichtsstörung beseitigt ist, welche der Patient mit untauglichen Mitteln auf eigene Faust zu beseitigen suchte (seine Krankheit ist ja meist nichts weiter als ein verunglückter Heilversuch), wird die Wahrscheinlichkeit eines Rückfalls fast zur Gewißheit. Auf rein körperlichem Gebiet nennen wir das, was dem Leidenden „fehlt“ (hier das Wort ganz wörtlich genommen), oft Ausfallserscheinungen und besitzen in verschiedenen Behandlungsmethoden, wie der Vitamin- oder Hormontherapie, gute Mittel, die tatsächlich ausgefallenen, also fehlenden Stoffe zu ersetzen. Auf seelischem Gebiet stehen uns so einfache Mittel, Ausfälle zu erkennen und zu beheben, nicht zur Verfügung. Da brauchen wir viel verschlungenere Wege, die uns vor allem *Freud* gezeigt hat, indem er uns lehrte, das Verdrängte freizulegen. Den Weg zu sich selbst zu finden, ist keineswegs eine leichte Aufgabe. Gelingt es aber mit Hilfe eines tüchtigen Psychotherapeuten, so ist viel gewonnen (das englische Sprichwort: Wo ein Wille, ist ein Weg! hat auch in der Umkehrung: Wo ein Weg, ist ein Wille! einen tiefen Sinn). Dabei kommt es nach meiner Erfahrung

nicht einmal so sehr auf das Bewußtwerden des Unbewußten an, als auf die erhellende und damit heilende Wirkung des „Erkenne dich selbst“ (das bei den Hellenen gewöhnlich die Gedankenverknüpfung mit der anderen Inschrift am Apollotempel in Delphi: „Alles mit Maßen“, auslöste).

Eine große Anzahl seelischer Leiden beruht auf einem Mißverhältnis zwischen Sein und Sollen, zwischen dem Wesen und Wollen eines Menschen, zwischen seiner Konstitution und seinem Milieu. Sehr richtig sagt Professor V. v. Weizsäcker in dem Artikel „Der neurotische Aufbau bei Magen- und Darmerkrankungen“ (erschieden in Nr. 51 der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ 1926): „Das Wesen der Neurose werden wir immer zuletzt darin zu suchen haben, daß Vitalkonflikte in unzulänglicher Weise erledigt werden.“ Die Lösung dieser Vitalkonflikte kann auf zweierlei Wegen geschehen. *Man kann die Person oder das Leben ändern*, die Inwelt oder die Umwelt. Die Mehrzahl der Ärzte wählt den ersten Weg. Sie nehmen das Leben als etwas Gegebenes, als eine starre Norm, die für alle, auch für den abnormalen Menschen, volle Gültigkeit hat. Sie betrachten sich dem Leidenden gegenüber als die Vertreter der Gesellschaft, wie einige sagen, des „Realitätsprinzips“.

In Wirklichkeit gibt es aber auch für den abnormalen Menschen vielfach Möglichkeiten, aus deren Erfüllung weder einem andern noch der Gesellschaft Schaden erwächst. Der Arzt, der helfen will, muß sich freilich in dieser Hinsicht einen unbefangenen, offenen Blick bewahren, er darf nicht auf der einen Seite eine juristische, auf der anderen eine theologische Scheuklappe tragen. Er darf selbst nicht „Verdränger“ sein und muß wissen, daß die meisten Menschen Verbotenes und Verpöntes als Unrecht empfinden, ohne sich selbst zu überlegen, ob es unrecht ist. Es genügt, an die Ritualgesetzgebungen zu erinnern; mit welchem Fanatismus werden hier noch zeremonielle Vorschriften innegehalten, die ihren ursprünglichen Sinn längst verloren haben!

Durch psychische Mittel, vor allem durch Klärung, können die nervösen und seelischen Verkrampfungen an einem Menschen gelöst, seine eingeklemmten Affekte zur Abreaktion gebracht werden, aber nur bis zur Grenze seiner Individualkonstitution (seines Genotypus).

Hier setzt die Milieuthérapie ein. Wird eine Persönlichkeit in ein ihrem Wesen nicht entsprechendes Milieu gezwängt, dann entwickelt sich durch den Aufwand von innerer Abwehr, durch die Minderung der eigenen Totalität (= Ganzheit), durch Geltungstendenzen und Selbstbehauptungsenergie ein Manko, das in stark negativen Stimmungsschwankungen in Erscheinung tritt. In solchen Fällen kann der dauernde Abstrom von Persönlichkeitsvalenzen (Valenz = Wertigkeit, von *valere* = wert sein) nur dadurch aufgehalten werden, daß der Leidende in ein Milieu verpflanzt wird, in dem er sich nicht als Unterlegener fühlt, sondern dem er sich als zugeordneter Zähler einfügen kann. Mit einem „Du sollst nicht!“, „Du darfst nicht!“ ist dem Menschen, dem im letzten Grunde meist doch mehr an der Hilfe als an der Heilung liegt, nicht gedient.

Man kann

zwei Arten von Milieuthérapie

unterscheiden: die inadäquate und die adäquate; die *inadäquate* sucht die betreffende Person möglichst aus dem Umkreis aller Reiz- und Lustquellen zu entfernen (= „negative Milieuthérapie“) und sie in eine solche Umwelt zu versetzen, von der man glaubt, daß durch exogene (= äußere) Reize neue Eindrucks- und Ausdrucksmöglichkeiten „gebahnt“ werden (= positive Milieuthérapie). Man hat diese letztere auch Assoziationstherapie genannt und sie in mannigfaltiger Weise in Anwendung gebracht. Da werden die Betreffenden aus der Großstadt mit ihren „gefährlichen Verführungen“ entfernt, aufs Land oder gar ins Ausland geschickt. Da werden ihnen, wenn es sich um geschlechtlich abartig veranlagte

Menschen handelt, Tanzdielen oder Revuen (oder „öffentliche Häuser“) verordnet, um möglichst viele normalsexuelle Fetische auf sie wirken zu lassen, oder sie werden gar zur Ehe veranlaßt (die allerdings in den letzten Jahren als Heilmittel nicht mehr so viel gemäßbraucht wird wie ehemals). Auch die gewöhnliche Suggestionstherapie wird meist inadäquat betrieben, indem man versucht, dem Menschen seine Es- und Ichtriebe durch andere zu ersetzen, „fortzusuggestieren“, „auszureden“.

In Wirklichkeit ist diese sogenannte Assoziationstherapie eine Dissoziationstherapie, indem sie die eingeklemmten Affekte verstärkt und die Verstimmung und Verbitterung vermehrt. Für das Wesen der Verdrängung an und für sich bleibt es sich gleich, ob der Patient selbst oder der Arzt als Verdränger auftritt.

Die *adäquate Milieuthérapie* sucht den Patienten in eine Umgebung zu bringen, die dem entspricht, was er ist; sie ist persönlichkeitsbejahend. Man kann auch hier eine Zweiteilung vornehmen: die gegenständliche und die persönliche Adäquationstherapie. Die gegenständliche erstreckt sich auf den Ort, in dem ein Mensch lebt, die Räume, in denen er sich aufhält, die Ausstattung, die Kleidung, die Dinge, welche ihn umgeben, auf seine Arbeit, seinen Beruf, kurz auf seine ganze Lebensweise. Die persönliche bezieht sich auf den Personenkreis, der um jemand gezogen ist. Sie stellt nach meiner Erfahrung den wichtigsten Behandlungsfaktor dar. Bei einem Leidenden kommt hier zunächst ein verständnisvoller Arzt in Betracht, der zwischen sich und dem Hilfsbedürftigen ein Vertrauensfluidum herzustellen weiß. Aber dieser Einfluß kann naturgemäß nur ein vorübergehender sein; deshalb muß eine Ablösung stattfinden durch Personen, bei denen der Leidende ein ähnliches Vertrauen und Verständnis findet wie bei seinem Arzt. Besonders gut eignen sich hierzu Leidensgefährten, die ihrem Schicksal gegenüber bereits eine höhere, freiere Stellung errungen haben. Der alte Satz: „Solamen miseris socios habuisse malorum“ (=Trost dem Leidenden ist es, Genossen des Unglücks zu haben), hat eine hohe therapeutische Bedeutung. Sehr verstärkt wird dieser harmonisierende Milieueinfluß, wenn sich in dem genannten Kreise auch ein Mensch befindet, auf den der Leidende psychoerotisch „überträgt“. So sehr die äußere Bindung an eine erotisch inadäquate Person, vor allem auch innerhalb der Ehe, schwere Formen der Neurose und Hysterie hervorbringen kann (oft von lebenslänglicher Dauer), so sehr ist die bloße Anwesenheit einer erotisch anziehenden Person mit ihrer magnetischen Ausstrahlung geeignet, hochgradige neurotische und hysterische Zustände zum Abklingen zu bringen.

Um jeden Menschen sind drei Kreise gezogen, in deren Mittelpunkt er steht: der engere, der von seiner Familie (oder auch von seinem Freundeskreise) gebildet wird, der weitere, den man als Bekanntenkreis zu bezeichnen pflegt, und ein dritter Umkreis, dessen Peripherie aus allen besteht, auf die jemand wirkt, und die auf ihn wirken. Diese Wechselwirkung zwischen In- und Umwelt ist die Konstitutionsreaktion.

Auf dem Kongreß für Psychotherapie, auf dem ich obiges ausführte, war von einem Teilnehmer (Oswald Schwarz aus Wien) in einem Vortrage mit dem Titel: „Gibt es konstitutionelle Grundlagen der Sexualstörungen?“, die Frage gestellt, ob es sich bei den abartigen Sexualtrieben um ein Konstitutions- oder ein Reaktionsphänomen handelt. Ich bemängelte dieses „oder“. Wie so oft beruht auch hier das „oder“ auf einer falschen Fragestellung, denn Konstitution und Reaktion sind nichts Gegensätzliches, sondern so eng miteinander verbunden, daß sie ohne einander nicht zu denken sind.

Ich stellte in diesem Zusammenhange Freud neben seinen Landsmann Mendel, von denen der eine aus dem Seelischen, der andere aus dem Körperlichen das Zufällige und Willkürliche zu beseitigen suchte. Ist es nicht merkwürdig, daß diese beiden tiefeschürfenden Forscher, welche für das Erb- und Erscheinungsbild des Menschen, für die Bio- und Psychoanalyse und damit die Menschenkunde überhaupt Grundlagen schufen, auf denen

noch Jahrhunderte bauen werden, in gleicher Umwelt, wenige Kilometer voneinander, in demselben kleinen Lande Mähren (unweit Olmütz) geboren wurden: *Freud* und *Mendel*, durch deren zusammengefaßte Arbeiten erst eine volle Erfassung der Körperseele möglich ist? Leider aber kennen die Freudianer nicht *Mendel* und die Mendelianer nicht *Freud*. Die Aufgabe eines wahren Psychotherapeuten aber ist eine doppelte. Er soll nach Möglichkeit die Konstitution mit dem Milieu und das Milieu mit der Konstitution in Einklang bringen. Die Milieuthérapie setzt so im ursprünglichen Sinn des Wortes Milieu den Menschen in die Mitte zwischen Anlage und Lage.

Wir können uns so völlig mit dem Satz einverstanden erklären, den unser verehrter Freund, der so überaus verdienstvolle Leiter des österreichischen Gesundheitswesens, Professor *Tandler*, in seinem Vortrage „Konstitution und Rassenhygiene“ aufstellte: „Was an einem Individuum durch Milieueinflüsse geändert werden kann, ist niemals seine Konstitution, sondern seine Kondition.“

Was bedeutet Konstitution?

Unter der Konstitution eines Menschen verstehen wir die Gesamtsumme seiner Gene. Leider herrscht aber selbst über diesen grundlegenden Begriff der Vererbungs-wissenschaft keine einheitliche Auffassung. Während wir mit vielen anderen ihn nur auf die eingeborene Veranlagung beschränkt wissen wollen, gleichviel, ob sie zur Auswirkung gelangt oder nicht, ihn also vollkommen dem Genotypus gleichsetzen, verstehen andere darunter das gesamte Erscheinungsbild eines Menschen, „die phänotypische Beschaffenheit eines Menschen, soweit sie dauernd ist und nicht oder nur schwer durch Umwelteinflüsse geändert werden kann“. Diese Erklärung gibt *Lenz* und fügt hinzu: „Es erscheint nicht zweckmäßig, den Begriff der Konstitution auf die erbliche Veranlagung zu beschränken, wie einige wollen, noch weniger auf die Summe der anerzeugten Anlagen, was nicht ganz dasselbe ist.“ Gründe für diese abweichende Meinung gibt *Lenz* nicht an.

Nach *J. Kaup* ist „Konstitution die aus der keimplasmatischen Anlage (Erbanlage, Genotypus) unter dem Einfluß der Lebenslage bis zur Vollreife entstandene Körperbeschaffenheit des Individuums (Phänotypus, Erscheinungsbild)“. *Kronacher* schreibt: „Unter Konstitution fassen wir zusammen die histologische und physiologische Beschaffenheit der gesamten Zellen und sonstige nicht zelluläre Bestandteile des Körpers, also Grad und Art ihres dadurch bedingten Reaktionsvermögens auf alle sie treffenden Einflüsse, den Grad ihrer Lebenskraft und Leistungsfähigkeit, ihres Widerstandsvermögens gegen ungünstige Lebensbedingungen und Einwirkungen aller Art.“ Eine gute Definition (= Erklärung) des Konstitutionsbegriffes gibt *Villaret*; nach ihm ist Konstitution „der auf der Summe der Körpereigenschaften beruhende, jedem Individuum besonders eigentümliche Zustand, der in Temperament, Leistungsfähigkeit und in dem Grade der Widerstandsfähigkeit gegen Krankheit und abnorme Einflüsse überhaupt, also in der Betätigung der Lebenskraft seinen Ausdruck findet“.

Die einzelnen konstitutionellen Erbanlagen werden von einigen auch „Determinanten“ genannt (nach *Lenz* ist die Determinante der Elementarunterschied zweier Erbeinheiten); manche sagen statt Determinanten auch Dominanten. Im

wesentlichen sind diese dasselbe wie die vorerwähnten Ide und Gene. Der bedeutende amerikanische Vererbungsforscher *Morgan* spricht in demselben Sinn von Erbfaktoren, die sich kettenartig in den Kernschleifen der Chromosomen (*Weißmanns* „Idanten“), den eigentlichen Trägern der Vererbung, aneinanderreihen. Ihre kleinsten austauschbaren Teilchen heißen Chromomeren oder auch Idiomeren.

Gegen die allzu mechanische Auffassung der Chromosomen als Vererbungsträger (und des Chromatins als Vererbungssubstanz) hat sich vor einiger Zeit Dr.-Ing. Jaroslav *Kříženecký* gewandt in einem Vortrage: „Die heutige Vererbungswissenschaft und ihre neuen Aufgaben“, den er an derselben Stelle hielt (im Februar 1922 im „Naturforschenden Verein“ in Brunn), an der einst *Mendel* seine historischen Versuche an die Öffentlichkeit brachte. Er stellte den „tatsächlichen Mendelismus“ und den „theoretischen Mendelismus“ einander gegenüber und meint, daß man die Erbfaktoren nicht als materielle Formbestandteile, sondern als dynamische, energetische Kraftwerte auffassen müsse, ähnlich wie in der Physik die atomische Lehre in neuester Zeit in eine Lehre von den verschiedenen Energieformen aufgegangen ist. Ähnlich hatte sich schon A. W. *Thompson* („Growth and Form“ = „Wachstum und Form“, Cambridge 1917) geäußert: „Bei allen Hypothesen von der Art der Pangenesis, bei allen Theorien, die mit spezifischen Eigenschaften von Mizellen, Idioplasten, Iden oder anderen Bestandteilen des Protoplasmas oder der Zelle arbeiten, verfallen wir leicht in den Irrtum, der Materie das zuzuschreiben, was der Energie zukommt und sich als Kraft ausdrückt, oder, genauer gesprochen, individuellen materiellen Teilchen als solchen die Eigenschaften beizulegen, die auf der Energie ihrer Gesamtheit beruhen . . .“

Das wechselnde Zusammenspiel der Chromomeren wird als Mixovariation oder Mixation bezeichnet. Es vollzieht sich bei der Amphimixis (ἀμφι = beiderseitig, μῆξις = Mischung), wie die Vereinigung der beiden Geschlechtszellen oder Gameten genannt wird, also das, was gewöhnlich Befruchtung oder Kopulation heißt. Zellen, die wie die unbefruchtete Eizelle nur einen Satz von Chromosomen enthalten, also von jedem Erbanlagenpaar nur einen Paarling besitzen, heißen haploide (von ἀπλοῦς = einfach), diejenigen, welche wie die Zygote einen Doppelsatz von Chromosomen beherbergen, werden diploide (von διπλοῦς = doppelt) genannt. Sie verwandeln sich wieder in haploide, indem bei der „Reduktionsteilung“ die Chromosomen halbiert werden, wodurch dann die reifen Geschlechtszellen entstehen, welche von den Erbanlagenpaaren dann nur je einen Paarling besitzen. Hierauf beruht das Mendelsche Gesetz, nach dem jede Erbanlage nur die halbe Wahrscheinlichkeit hat, in die kindliche Erbmasse überzugehen. Da dieser Prozeß in jeder der vielen Millionen Erbanlagen sich selbständig abspielt, ergibt sich daraus eine unendliche Fülle von Möglichkeiten der Mixovariationen.

Als gleichbedeutend mit der Idiovariation und Mixovariation wird von vielen neueren Vererbungsforschern auch

die Mutation

erachtet. Dieses Wort führte der hervorragende holländische Botaniker und Vererbungsforscher Hugo de Vries (geb. 1848 in Haarlem) in die Erbkunde ein. Nach seinen beiden Werken „Die Mutationstheorie“ (1901/02) und „Die Mutation in der Erblchkeitslehre“ (1922) ist die Mutationstheorie (auch Transmutations- oder Transformationstheorie genannt) die Lehre, nach welcher es durch Mutationen zur Bildung neuer Arten kommt. Die Mutationen selbst sind sprungweise und ohne nachweisbare Ursache auftretende Neubildungen von Artcharakteren (auch „sports“ oder „single variations“ genannt), die zunächst in der Natur immer nur bei sehr wenigen Individuen auftreten, bei diesen aber die Neigung haben, sich zu vererben. De Vries sagt: „Hervorgerufen werden die Mutationen, wie auch Darwin annimmt, durch die Häufung der Wirkung günstiger Entwicklungsbedingungen und guter Nahrung im Verlaufe mehrerer Generationen.“ Von späteren Gelehrten werden diese auffälligen Änderungen („Habitusmutationen“) für Ergebnisse komplizierter Spaltungen gehalten oder als Neukombinationen von Genen angesehen, die in der ursprünglichen Stammart schon vorhanden waren. Es würden demnach auch die vermeintlichen Mutationen, was wir allerdings für sehr wahrscheinlich halten, unter die Mendelschen Regeln fallen, indem es sich bei ihnen um verborgene „rezessive“ Erbs eigenheiten handelt, die durch bestimmte Vermischungen neu in Erscheinung treten.

Der Berliner Vererbungsforscher R. Goldschmidt (Verfasser einer „Einführung in die Vererbungswissenschaft“, 3. Aufl., Leipzig 1920) sagt kurz: „Das plötzliche Auftreten einer Veränderung der genotypischen Beschaffenheit der Erbmasse aus Ursachen, die nichts mit der Selektion zu tun haben, ist Mutation.“ Ähnlich Johannsen: „Der Begriff Mutation im Sinne von de Vries ist nur zu gebrauchen, wo eine nicht durch Neukombinationen nach Kreuzung bedingte stoßweise Änderung des Genotypus auftritt. Stoßweise, diskontinuierliche Änderungen der genotypischen Grundlagen sind Erscheinungen sui generis und haben mit der Selektion sowohl wie mit reinen Fluktuationen nichts zu tun.“

In „Der Weg zur Kultur“ (Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky, Wien-Leipzig 1924) äußert sich Forel: „De Vries versteht unter ‚Mutationen‘ plötzlich auftretende, aber dauernder werdende Veränderungen einer Art als die Wirkungen der natürlichen Zuchtwahl. Ihm folgend und die ganze Frage, auch die des Mendelismus, tief und gründlich berücksichtigend, hat R. Semon die wahren dauernden Mutationen durch eine latente Kumulierung (= Anhäufung) während unzähliger Generationen solcher Reizwirkungen der Außenwelt auf die Lebewesen zu erklären versucht, deren Vorkommen und ‚homophone‘ Ekphorien (Wiederhervorrufungen) nicht nur im individuellen Leben, sondern auch im Verlauf genannter unzähliger Generationen sich immer wiederholen. Dies eben allein gibt nach Semon, dessen Ansicht ich stets besonders betonte und unterstützte, den Mutationen ihre erbliche Zähigkeit. Selbstverständlich gibt es auch ‚negative‘ oder ‚Verlustmutationen‘, d. h. Verschwinden von Erbmerkmalen.“ Paul Kammerer war der Meinung, daß alle Mutationen nichts weiter als vererbbare erworbene Eigenschaften sind.

Einige Forscher legen den Mutationen eine große praktische Bedeutung bei; so schreibt R. Koffmann (in seiner „Züchtungspolitik“, erschienen bei Otto Lehmann in Schmargendorf bei Berlin 1905): „Früher durfte man glauben, die Menschenrassen der Zukunft würden durch natürliche Zuchtwahl entstehen, Anomalien gliederten sich dabei allmählich anein-

ander, und schließlich würde die neue Rasse fertig sein, langsam im Laufe von Jahrhunderten. Nach der Mutationstheorie verläuft der Prozeß wesentlich anders: nach langer, viele Jahrhunderte langer Persistenz (= Dauer) der einmal entstandenen Rassen trotz weitgehender Variabilität keine neuen Formen. Dann unter Bedingungen, die noch unbekannt sind, Auftreten einer Mutationsperiode; die vorhandenen Rassen beginnen zu mutieren und entwickeln plötzlich neue Formen, die sich von den nächsten Verwandten mehr oder weniger in allen ihren Merkmalen unterscheiden. Die Neubildung besitzt also nach den Erfahrungen an den Pflanzen etwas Sprunghaftes; zwischen den einzelnen Arten bestehen trotz des innigen verwandtschaftlichen Zusammenhanges dennoch keine Übergänge, sondern deutlich vorhandene Grenzen. Wenn die Menschheit also wieder, wie ehemals, neue Rassen hervorbringen soll, dann genügt die vorhandene Variabilität nicht. Es muß eine Periode der Mutation auftreten, während der die vorhandenen Rassen in einen Umwandlungsprozeß geraten.“

Die einzelnen voneinander abhängigen Eigenschaften, aus denen sich das ererbte Gesamtbild einer Persönlichkeit mosaikartig zusammensetzt, werden, insoweit sie sichtbar hervortreten (wobei der sichtbare den zum gleichen Anlagenpaar gehörigen unsichtbaren Anlagenpaarling zudeckt), als *dominant* (von *dominare* = beherrschen), überdeckend, oder epistatisch (von *ἐπιστάμαι* = darüberstehen) bezeichnet, während die zurücktretenden Erbanlagen *rezessiv* (von *recedo* = zurückweichen), überdeckt, oder hypostatisch (von *ὑπόσταμαι* = heruntertreten) genannt werden. Verwandte Begriffe der älteren Erbkunde waren *manifest* (*manifestus* = offenkundig) und *latent* (= verborgen). Die Hauptwörter für vorhandene Erbanlagen, die erkennbar zutage treten, lauten *Dominanz* und *Epistase*, für nicht sichtbare Erbanlagen *Rezessivität*, *Hypostase* und *Latenz*.

Sowohl die dominanten als die rezessiven Gene befinden sich in der befruchteten Eizelle oder Zygote (von griech. *ζυγόν* = das Joch, mit dem zwei Tiere vor den Wagen gespannt wurden); das ist die Erstzelle, welche den Ausgang eines neuen Lebewesens bildet. Man nennt die Erbanlagenpaarlinge, um das Verständnis der ohnehin schon so schwierigen Erbvorgänge noch ein wenig schwieriger zu gestalten, *Allelomorphe* oder abgekürzt *Allele* (von *ἀλλήλων* = wechselseitig) oder auch *antagonistische Erbeinheiten*. Sind Erbanlagenpaarlinge gleichartig, ist also eine Erbeinheit in der mütterlichen und väterlichen Geschlechtszelle von derselben Beschaffenheit (ist beispielsweise in beiden die Haarfarbe blond enthalten), so nennt man dieses Verhalten „*homozygot*“ (von *ὁμος* = gleich); ist es verschiedenartig (Vater blond, Mutter schwarzhaarig), so spricht man von „*heterozygot*“ (von *ἕτερος* = der andere). Dementsprechend bedeutet *Homozygotie* Gleichanlagigkeit, *Heterozygotie* Verschiedenanlagigkeit. *Lenz* schlägt statt dessen vor, *Homogametie* = Reinerbigkeit oder Gleicherbigkeit und *Heterogametie* = Ungleicherbigkeit oder Spalterbigkeit zu sagen, indem er mit Recht darauf hinweist, daß es sich ja gar nicht um ungleiche Zygoten (befruchtete Zellen), sondern um gleiche oder ungleiche Gameten handelt (Geschlechtszellen, aus denen erst die Zygote hervorgeht). Andere verstehen allerdings unter *Heterogametie* wieder etwas ganz anderes, nämlich „die Erscheinung, daß bei vielen getrenntgeschlechtigen Lebewesen das eine von beiden Geschlechtern zweierlei morphologisch (= in ihrer äußeren Erscheinung) unter-

scheidbare Geschlechtszellen bildet, von denen die eine Sorte bei der Befruchtung Männchen, die andere Weibchen ergibt“.

Statt heterozygot gebrauchen ältere Vererbungsforscher (namentlich *Mendel*, dessen grundlegende Arbeit „Über Pflanzenhybride“ lautet) das Wort „hybrid“. *De Vries* unterschied (1900) Mono-, Di- und Polyhybride, je nachdem sich die Eltern in einem, zwei oder mehreren Merkmalen unterscheiden, oder je nachdem man nur ein oder mehrere Merkmale bei der Erbforschung berücksichtigt. Gleichbedeutend mit hybrid wird Bastard angewandt. Beide Ausdrücke entstammen der asketischen Mentalität (= Geistesart): Hybrid kommt von *ὕβρις* = Frevel und heißt eigentlich der freventlich Erzeugte, Bastard stammt von *bastum* = Sattel und heißt der unterwegs (= „bei einem Seitensprung“) Gezeugte. Bastard findet man in dreifacher Bedeutung verwandt; bald soll es, namentlich in Verbindungen, ganz allgemein dasselbe wie unecht („pseudo“, „after“) heißen, bald werden alle Individuen mit heterozygoten Erbanlagenpaaren als Bastarde bezeichnet und bald die Nachkommen von Eltern, die zwei verschiedenen Arten oder Rassen angehören.

Biologisch genau genommen sind alle Menschen Bastarde, Mischlinge von Personen mit verschiedenen Eigenschaften. Denn was *Johannsen* „die reine Linie“ nannte, die durch dauernde ausschließliche Selbstbefruchtung eines Lebewesens entstandene Nachkommenschaft, deren Einzelwesen genotypisch vollkommen miteinander übereinstimmen, kommt beim Menschen nicht vor; eine solche „reine Linie“ wäre gewiß manchen Schwärmern für Rassenreinheit der liebste Zustand, aber für den Menschen ist er nur ein Traum, ebenso wie „der Klon“, unter dem englische und deutsche Vererbungsforscher die durch ungeschlechtliche Vermehrung aus einem Individuum erzielte Nachkommenschaft verstehen.

Bereits *Ammon* hat berechnet, daß, wenn sich in einer Bevölkerung nur durch drei Jahrhunderte Menschen mit verschiedenen Merkmalskombinationen kreuzen, in ihr kaum noch „reinrassige“ Individuen auffindbar sind. Was aber wollen drei Jahrhunderte gegenüber der sich über Jahrmillionen erstreckenden Vorahnenreihe jedes einzelnen Menschen besagen? Nur selten hält jemand, der für reinrassig gehalten wird, einer genauen Nachprüfung nach den aufgestellten Rassentypen stand. Selbst *Günther* hat verhältnismäßig nur wenigen seiner zahlreichen Bilder reinrassige Unterschriften, wie „nordisch“, geben können; häufig heißt es „vorwiegend nordisch“ oder „nordisch-dinarisch“ oder gar „nordisch-östisch-westisch“; *Karl Spittweg* wird als dinarisch-nordisch-östisch, *Ludwig Thoma* als östisch-nordisch-dinarisch bezeichnet.

In diesem Zusammenhang sei eine kleine Begebenheit, die mir berichtet wurde, als ein für die Frage der Zuverlässigkeit objektiver Rassenmerkmale lehrreiches Beispiel mitgeteilt. Ein jüdischer Student durchblättert Hans *Günthers* „Rassenkunde des deutschen Volkes“. Plötzlich stößt er und ruft aus: „Wie kommt denn da das Bild meiner Cousine Selma hinein?“ Erst als man ihn auf die Unterschrift aufmerksam macht, die in diesem Falle kurzweg „nordisch“ lautete, ließ er sich überzeugen, daß eine täuschende Ähnlichkeit vorlag.

Sehr viel tragen zur innigen Vermischung aller Eigenschaften naturgemäß die psychosexuellen Anziehungsgesetze bei. Wir haben in früheren Abschnitten ausführlich dargelegt, daß mindestens in der Hälfte aller Fälle die entgegengesetzten körperseelischen Charaktere gesucht werden, also dunkelhaarige Personen blonde, große Männer kleine

Frauen, geistig bedeutende geistig unbedeutende Menschen lieben und umgekehrt. So konnte es denn auch nicht ausbleiben, daß Anhänger der Rassenkunde, die sich über solche Naturgesetze hinwegsetzen zu können glauben, dem weiblichen Geschlecht wiederholt den Vorwurf gemacht haben, daß es „die Rasse verderbe“. Selbst *Driesmanns* schrieb unter dem Titel „Die Tragik des blonden Typus“: „Man will dem unaufhaltsamen Rückgang des germanischen (blonden) Typus, der allmählich zum Aussterben verurteilt scheint, neuerdings durch Inzucht vorbeugen. Aber dieser Plan dürfte illusorisch bleiben, solange es nicht gelingt, den Geschmack der deutschen Weibnatur zu verändern, die überall die dunkle Komplexion (= Typ) als die interessantere und reizvollere empfindet und auf dem Wege einer instinktiven Auslese den Grundtypus des deutschen Volkes mehr und mehr verändert und sich selbst entfremdet. So hat der germanische weibliche Typ den männlichen unbewußt auf den Aussterbeetat gebracht und durch die geschmeidigere, gewandte und blendende slawische, magyarische und romanische Natur verdrängt oder doch hart in die Enge getrieben. Man könnte einwenden, daß vom anderen Geschlecht ebenfalls in diesem Punkte gesündigt werde; allein dieser Einwurf dürfte insofern nicht gleichwertig sein, als die Versündigung weiblicherseits ungemein schwerer ins Gewicht fallen muß.“

Wir sind uns bewußt, daß die erklärte Masse von Fach- und Fremdwörtern (die noch nicht einmal auf Vollständigkeit Anspruch machen kann) auf diejenigen, die sich in die Erbkunde hineinarbeiten möchten, zunächst mehr verwirrend als klärend, mehr abschreckend als anziehend wirken muß. Doch durften wir sie weder unseren Lesern noch uns ersparen, wenn die Aufgabe dieses Lehrbuchs, über die einzelnen Teilgebiete der Geschlechtskunde die grundlegenden Kenntnisse zu vermitteln, erfüllt werden soll. Die Vererbungsforscher seien aber nochmals daran erinnert, daß der Menge auf die Dauer nur das einleuchtet, was deutlich (d. h. im Deutschen auch deutsch) ausgedrückt werden kann und wird; Unklarheit erscheint nicht nur als Unsicherheit, sondern ist es wirklich.

Von dem strengen Zahlengesetz, das den Kernpunkt des Mendelismus bildet, mögen nun noch einige wenige Beispiele ein anschaulicheres Bild geben. Ich setze ihnen den verheißungsvollen Ausspruch des botanischen Vererbungsforschers Erwin *Baur* voran: „Ich bin auf Grund der genauen Kenntnis der Grundunterschiede von *Antirrhinum majus* (= Gartenlöwenmaul) imstande, ähnlich wie ein Chemiker, der sich aus wenigen Grundstoffen eine ungeheuer große Zahl von Verbindungen herstellen kann, mit Hilfe eines kleinen Satzes von Pflanzen, deren Formel ich genau kenne, irgendeine gewünschte Rasse, das heißt eine gewisse Kombination von Grundunterschieden jederzeit herzustellen.“ Bemerkenswert sind die Worte, mit denen Julius *Bauer* in seinem vortrefflichen Buch „Praktische Folgerungen aus der Vererbungslehre“ diesen Satz *Baur*s begleitet: „Wenn auch die Übertragung dieser fabelhaften Erfolge der Vererbungswissenschaft auf den Menschen stets eine Utopie darstellen muß, so zeigt sie uns doch ein Ziel, dem zuzustreben des Schweißes der Besten wert scheint.“

E. *Baur* kreuzte elfenbeinfarbiges mit rotfarbig blühendem Gartenlöwenmaul. In der ersten Tochtergeneration entstanden nur rosa blühende Pflanzen. Wurden nun zwei dieser rosa blühenden Exemplare gepaart, so waren in der entstehenden zweiten Tochtergeneration ein Viertel der Pflanzen rot blühend, ein Viertel elfenbeinfarbig und zwei Viertel rosa blühend. Kreuzte man wiederum zwei von den rosa blühenden,

so ergab die folgende Generation ebenfalls ein Viertel rot, zwei Viertel rosa und ein Viertel elfenbeinfarbig blühende Pflanzen, während jedoch die Paarung roter untereinander immer nur rote Blüten und die Paarung elfenbeinfarbiger untereinander immer nur elfenbeinfarbige Blüten ergab. Schließlich entstanden aus der Vermischung einer rosa blühenden mit einer rot blühenden rote und rosafarbene in gleicher Zahl, und bei Vermischung einer rosafarbenen mit einer elfenbeinfarbenen rosafarbene und elfenbeinfarbene in gleicher Zahl. Tabelle I gibt eine zusammenfassende Übersicht davon:

$\text{rot} + \text{elfenbein}$	$\text{rosa} + \text{rosa}$
nur rosa	$\frac{1}{4} \text{ rot}, \frac{2}{4} \text{ rosa}, \frac{1}{4} \text{ elfenbein}$
$\text{rot} + \text{rot}$	$\text{elfenbein} + \text{elfenbein}$
nur rot	nur elfenbein
$\text{rot} + \text{rosa}$	$\text{elfenbein} + \text{rosa}$
$\frac{1}{2} \text{ rot}, \frac{1}{2} \text{ rosa}$	$\frac{1}{2} \text{ elfenbein}, \frac{1}{2} \text{ rosa}$

Tabelle I.

Zur Erklärung dieser Gesetzmäßigkeit nahm *Mendel* an, daß der aus Vermischung der rot mit der elfenbeinfarbig blühenden Pflanze entstandene rosa blühende Bastard zweierlei Geschlechtszellen bildet, solche mit der Eigenschaft: rot blühend und solche mit der Eigenschaft: elfenbeinfarbig blühend. Bezeichnet man die Geschlechtszelle mit der rot blühenden Eigenschaft als F, die mit der elfenbein blühenden Eigenschaft f, so enthielte die rosa blühende Pflanze also in gleicher Zahl F- und f-Keimzellen, und wir nennen sie deshalb Ff. Bei der Paarung mit einer zweiten Ff-Pflanze können nun folgende Keimzellenverbindungen eintreten: Es kann sich

eine F-Eizelle mit einem F-Pollenkorn verbinden = FF = rot
 „ F „ „ f „ „ = Ff = rosa
 „ f „ „ F „ „ = fF = rosa
 „ f „ „ f „ „ = ff = elfenbeinfarben.

Es werden also 25 rot blühende, 50 rosa und 25 elfenbeinfarben blühende auf das Hundert gebildet. Verbinden sich von diesen so entstandenen Pflanzen zwei rot blühende (Formel FF), so können immer nur wieder rot blühende entstehen, da die sich vereinigenden Geschlechtszellen nur die Eigenschaft F = rot blühend enthalten, ebenso entstehen aus elfenbeinfarbig blühenden nur wieder gleichfarbig blühende Pflanzen. Bei der Kreuzung einer rot blühenden (FF) mit einer rosa blühenden (Ff) Pflanze ergibt sich dann folgendes Bild: Es kann sich

eine F-Eizelle mit einem F-Pollenkorn verbinden = FF = rotfarbene Blüte
 „ F „ „ f „ „ = Ff = rosafarbene „
 ein F-Pollenkorn mit einer F-Eizelle „ = FF = rotfarbene „
 „ F „ „ f „ „ = Ff = rosafarbene „

Es werden in diesem Falle auf 100 Stück 50 rot und 50 rosa blühende entfallen, und entsprechend ist auch das Ergebnis bei Kreuzung einer rosa blühenden mit einer

elfenbeinfarbig blühenden. Die Bastardpflanze enthält also den rot blühenden und den elfenbeinfarbig blühenden Erbfaktor (Ff) und wird heterozygot (= ungleicherbig) genannt, die rot und die elfenbeinfarbig blühende Pflanze enthält nur je einen Erbfaktor (FF bzw. ff) und heißt daher homozygot (= gleicherbig).

Nun gibt es freilich zahlreiche Erbeigenschaften, bei denen die mit beiden entgegengesetzten Eigenschaften begabten Individuen nicht so leicht zu erkennen sind wie die rosa blühenden Pflanzen des Gartenlöwenmauls. Beispielsweise kommt es vor, daß die Kreuzung einer schwarzen mit einer weißen Maus nur schwarze Mäuse gibt. Nach der am vorigen Beispiel erklärten Erbgel müssen, wenn wir der schwarzen Maus die Formel SS, der weißen die Formel WW geben, die Jungen aus dieser Kreuzung sämtlich die Formel SW haben. Sie unterscheiden sich aber in ihrer Farbe nicht im geringsten von ihren schwarzen Eltern. Hier macht sich das wichtige Gesetz der Vererbungslehre geltend, daß in einem Gegensatzpaar von Eigenschaften die eine Eigenschaft die andere überwiegen kann, über sie dominiert (= herrscht). Im Falle der weißen und der schwarzen Maus ist die schwarze Farbe die beherrschende oder dominante, die weiße Farbe die unterdrückte oder rezessive. Schwarz sind also nicht nur die Tiere, welche allein den Erbfaktor der schwarzen Farbe (SS) in sich tragen, sondern auch die Bastarde, welche einen Erbfaktor, der schwarze Farbe bildet, und einen, der weiße Farbe bildet (SW), in sich tragen. Weiß sehen nur die Tiere aus, welche *allein* die Eigenschaft der weißen Farbbildung (WW) in ihrer Erbmasse besitzen. Aus dieser Überlegung wird auch erklärlich, weshalb die weißen Mäuse so sehr viel seltener sind als die schwarzen, denn die Wahrscheinlichkeit, daß ein Tier mit der Erbmischung WW entsteht, ist bedeutend geringer als die, daß eine der für schwarze Farbe maßgebenden Zusammensetzungen der Erbmasse eintritt. Aus der Tabelle II ist das gut ersichtlich:

SS (schwarz) + WW (weiß)
alle SW (schwarz)
SW (schwarz) + SW (schwarz)
$\frac{1}{4}$ SS (schwarz), $\frac{2}{4}$ SW (schwarz), $\frac{1}{4}$ WW (weiß)
SS + SS
nur SS (schwarz)
SS (schwarz) + SW (schwarz)
$\frac{2}{4}$ SS, $\frac{2}{4}$ SW (alle schwarz)
SW (schwarz) + WW (weiß)
$\frac{2}{4}$ SW (schwarz), $\frac{2}{4}$ WW (weiß)
WW + WW
nur WW (weiß)

Tabelle II.

Es besteht also hier ein Unterschied zwischen der äußeren Erscheinung der gleichmäßig schwarzen Tiere und ihrer inneren Erbanlage, die teilweise aus den Erbfaktoren SS und teilweise aus den Erbfaktoren SW gebildet ist; bei den SW-Tieren ist die äußere Erscheinungsform, der Phänotypus, abweichend von der inneren Erbanlage, dem Genotypus, welcher verborgen die Anlage der weißen Farbe enthält. Treffen nun aber zufällig zwei schwarze Mäuse mit der Anlage SW zusammen, so wird in jedem aus ihrer Vereinigung entspringenden Wurf durchschnittlich immer das vierte Tier weißfarbig sein. So kann es auch kommen, daß durch Generationen hindurch die weiße Farbe im Phänotypus, also in der lebendigen Erscheinung, fehlt, da immer nur Tiere von der Erbzusammensetzung SS und SW sich kreuzten, aus denen die für das Erscheinen der weißen Farbe notwendige Erbanlage WW nie entstehen kann, bis dann durch ein Zusammentreffen zweier SW-Tiere unvermutet wieder ein weißes Tier erscheint.

Weitaus die meisten Erbfaktoren werden nach dem Gegensatz dominant – rezessiv vererbt. Setzen wir allgemein für die dominante Eigenschaft D, für die rezessive Eigenschaft R, so lautet die Erbgel:

DD	mit	RR	gibt	nur	DR
DR	"	DR	"	25 ⁰ / ₀	DD, 50 ⁰ / ₀ DR, 25 ⁰ / ₀ RR
DD	"	DD	"	nur	DD
DD	"	DR	"	50 ⁰ / ₀	DD und 50 ⁰ / ₀ DR
RR	"	DR	"	50 ⁰ / ₀	RR " 50 ⁰ / ₀ DR
RR	"	RR	"	nur	RR

Tabelle III.

Die dominante Eigenschaft D erscheint im Leben bei allen Erbmischungen, welche ein D enthalten, also bei DD und DR (der Phänotypus D tritt sowohl beim Genotypus DD wie DR ein); die rezessive Eigenschaft R erscheint im Leben nur bei der Erbmischung RR, während sie bei der Erbmischung DR verborgen bleibt. Diese Tatsache ist zum Verständnis gewisser unerwarteter Zwischenfälle in der Vererbung sehr wichtig. Es gibt zahlreiche vererbare Mißbildungen und Krankheitsanlagen, die als rezessive Erbfaktoren generationenweise im Keim verborgen bleiben, bis sie irgendwann auf einen zweiten R-Faktor treffen und nun auch im Leben erscheinen. Vom sexualbiologischen Standpunkt aus liegt der Nachteil der unter Verwandten geschlossenen Ehen (Inzucht) vor allem darin, daß das Zusammentreffen zweier rezessiver krankhafter Erbfaktoren bei ihnen leichter zustande kommt als unter Gatten aus Familien, die nicht miteinander verwandt sind. Nehmen wir ein Beispiel, welches *Fetscher* beobachtete: In einer Geschwisterreihe von sechs Geschwistern kommen zwei Fälle von erblicher Kurzsichtigkeit vor, sagen wir bei Fritz und Berta. Fritz heiratete nun eine gesunde, nicht verwandte Frau, Berta einen gesunden, nicht ver-

wandten Mann. Fritz hatte in seiner Ehe vier gesunde Kinder, Berta in ihrer Ehe drei gesunde Kinder; nun heiratete eine Tochter des Fritz einen Sohn der Berta, also ihren Vetter, und aus dieser Ehe entstanden vier Kinder, von denen eins wiederum kurzsichtig war. Versuchen wir dieses Beispiel nach unseren Erbgesetzen zu verstehen, so geht zunächst aus der Tatsache, daß sowohl Fritzens als Bertas Kinder gesund waren, hervor, daß die Kurzsichtigkeit sich in diesem Falle rezessiv vererbte. Fritz und Berta müssen also für das Merkmal der Kurzsichtigkeit die Erbanlage RR in sich getragen haben, da nur in diesem Falle der rezessive Krankheitsfaktor im Leben erscheinen konnte. Sie heirateten gesunde Gatten mit der Erbanlage DD (dominant ist in diesem das Fehlen des Erbfaktors Kurzsichtigkeit). Ihre Kinder hatten demnach – sowohl Bertas wie Fritzens – sämtlich die Anlage DR, waren also äußerlich gesund mit einem verborgenen Krankheitsfaktor. Wenn diese Kinder untereinander heirateten, so muß demnach $DR + DR$ zusammentreffen, und das ergibt für jedes vierte Kind aus einer solchen Vetternehe die Erbanlage RR, also der offenen Krankheit. Hätten sie aber nicht untereinander, sondern fremde Gatten geheiratet, so würde mit hoher Wahrscheinlichkeit zu dem DR-Faktor ein DD-Faktor getreten sein, denn die erbliche Kurzsichtigkeit ist nicht gerade häufig, und es wäre daher ein großer Zufall, wenn der fremde Gatte auch den DR-Faktor in sich trüge. Die Kinder aus solchen Ehen hätten dann aber zur Hälfte die Anlage DD, zur andern Hälfte die Anlage DR, das heißt der eine Teil wäre ganz gesund, der andere wäre äußerlich gesund mit einem verborgenen Krankheitsfaktor, ein tatsächlich kurzsichtiges Kind hätte jedoch niemals entstehen können.

Wer sich die Mühe macht, es weiter auszurechnen, mit welcher Wahrscheinlichkeit rezessive Krankheitsfaktoren ans Tageslicht treten, der wird unschwer herausfinden, daß wiederholte Verwandtenehen eine Züchtung rezessiver Erbfaktoren verursachen, die, soweit sie krankhafter Natur sind, dann die ganze Generationsfolge mit krankhaften Erbfaktoren überladen und damit im Sinne erblicher Belastung oder Degeneration (= Entartung) biologisch minderwertig machen. Durch fremde Beimischungen, welche mit großer Wahrscheinlichkeit die rezessiven Erbfaktoren nicht enthalten, kann aber immer wieder ein Stillstand und auch eine Abnahme der Entartungserscheinungen bewirkt werden: eine Regeneration (= Aufartung) oder erbliche Entlastung.

Natürlich gibt es auch wertvolle (überdurchschnittliche) rezessive Erbfaktoren („Begabungen“ aller Art), die durch Verwandtenehen gezüchtet („angereichert“) werden. So erklärt es sich, daß sich bei ihren Nachkommen so häufig hohe geistige Fähigkeiten bis zur Genialität mit Degenerationserscheinungen verbinden und sich Typen entwickeln, für die die alte französische Erbforscherschule (B. Morel 1809–1873 und V. Magnan 1835–1916) den bezeichnenden Ausdruck

D é g é n é r é s s u p é r i e u r s

(= triebhaft Abartige mit höheren Geistesgaben) prägte. Sie rechneten dazu vor allem auch die vielen von der Geschlechtnorm abweichend gerichteten Künstlernaturen.

Daß namentlich die Intersexualität zu den angeborenen Eigenschaften gehört, die besonders leicht auf dem Boden von Verwandtenehen entstehen, halte ich nach meiner Erfahrung für zweifellos. Doch kommen auch hier nach beiden Seiten Ausnahmen vor; viele miteinander verheiratete Verwandte zeugten keine intersexuellen Nachkommen, und viele Intersexuelle stammen nicht aus elterlichen oder großelterlichen Verwandtenehen.

Die meisten Erbanlagen vererben sich in regelmäßiger Verbindung mit bestimmten andern, wie der Erbforscher sagt, in

F a k t o r e n k o p p e l u n g ,

jedoch kommen dabei immer wieder in gewissen Abständen Ausnahmen vor. Am bekanntesten sind die an das Geschlecht gekoppelten Erbfaktoren; zum Beispiel vererbt sich die Rot-Grün-Blindheit und die Bluterkrankheit nur auf die männliche Nachkommenschaft (wie in unserer Zeit die Thronfolger zweier großen Reiche: der letzte Zarewitsch und der Prinz von Asturien, lehrten). Vor allem ist hier jene Faktorenkoppelung zu nennen, die dem entspricht, was man in der alten Vererbungswissenschaft als „geschlechtliche Vererbung“ bezeichnete: die Bindung bestimmter Geschlechtszeichen (der „sekundären“ und „tertiären“ Geschlechtscharaktere) an die männliche oder weibliche Geschlechtsdrüse, welche sich durch das gesamte Naturreich zieht. Die augenscheinliche Beziehung, welche zwischen dem Kamm des Hahnes, dem Geweih des Hirsches, der Mähne des Löwen, dem Bart des Mannes und unendlich vielen andern Geschlechtsmerkmalen einerseits und der inneren Sekretion der Geschlechtsdrüsen anderseits besteht, haben wir bereits im ersten Bande eingehend erörtert; hier legt uns dieser Zusammenhang vor allem den Gedanken nahe, daß es sich bei dieser Koppelung nicht um eine äußere Zusammenfassung von Genen handelt, sondern um einen ursächlichen inneren Zusammenhang zwischen chemischen Kräften, die vom Drüsensystem, vor allem von der Geschlechtsdrüse, ihren Ausgang nehmen, und dynamischen (von *δυναμικός* = kraftausübend) Wirkungen, die sie der Erbmasse gegenüber entfalten. Diese Auffassung hat um so mehr Wahrscheinlichkeit, als ja auf die verschiedengeschlechtlichen Sprößlinge die gleichen Eigenschaften nur in verschieden starker Ausbildung übertragen werden, die Drüsendynamik mithin nur graduelle Abstufungen erzielt.

Der Geschlechtsvererbung steht diejenige gegenüber, welche *Darwin* die *gemischte* oder *beiderseitige* nannte, nach der jedes aus der Vereinigung einer männlichen und einer weiblichen Fortpflanzungszelle hervorgegangene Wesen die Eigenschaften beider Erzeuger annimmt. Den klassischen Ausdruck hierfür hat auch wieder *Goethe* in den berühmten, meist unvollständig angeführten autobiographischen Versen aus den „zahmen Xenien“ gefunden, die lauten:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust, zu fabulieren.

Urahn herr war der Schönsten hold,
 Das spukt so hin und wieder;
 Urahn frau liebte Schmuck und Gold,
 Das zuckt wohl durch die Glieder.
 Sind nun die Elemente nicht
 Aus dem Komplex zu trennen,
 Was ist denn an dem ganzen Wicht
 Original zu nennen?“

Im Grunde genommen ist die Geschlechtsvererbung eigentlich auch nur eine Sonderform der gemischten Vererbung. Auch für sie gelten die Gesetze *Mendels*. Nach ihnen muß die Mischung von Mann und Weib eine bestimmte Anzahl Männer, eine bestimmte Anzahl Weiber und eine bestimmte Anzahl zwischengeschlechtlicher Personen ergeben. So kommen wir durch *Mendel* auch der Lösung der früher ganz unlöslich scheinenden Tatsache, daß die Zahl männlicher und weiblicher Geburten im Tier- und Pflanzenreich eine konstante Größe darstellt, beträchtlich näher.

Goethe erwähnt in obigem Spruch auch die Form der Vererbung, welche man zu *Darwins* Zeiten als latente bezeichnete, von der die alternierende = abwechselnde oder

der Generationswechsel

eine besondere Unterart ist. Bei dieser überspringt die Vererbung gesetzmäßig ein Geschlecht; Beispiel: der Bandwurm bringt eine Finne und diese erst wieder einen Bandwurm hervor. Auch beim Menschen ist der Generationswechsel sehr verbreitet; man kann leicht feststellen, daß viele Personen mehr Eigenschaften von ihren Großeltern als von ihren Eltern ererbt haben.

Wenn die latente Vererbung eine große Anzahl von Generationen, oft mehrere hundert, überspringt und plötzlich bei einem Abkömmling Eigenschaften auftauchen, von denen man annahm, daß sie der Art bereits völlig verlorengegangen seien, so handelt es sich um den Vorgang, den man als Rückschlag oder Atavismus bezeichnet hat. Eine Zeitlang war es förmlich Sitte, fast könnte man sagen Mode geworden, alle möglichen „unmenschlichen“ Gelüste und Akte auf atavistische Regungen, „Raubtierinstinkte“, zurückzuführen, etwa den Krieg oder den Mord, den Raub oder sadistische Gewaltakte. Dabei handelt es sich meist um sehr oberflächliche Auslegungen, welche der angeblich so unmenschlichen Tierseele wenig gerecht werden.

Für echten Atavismus seien nur drei Beispiele angeführt: die in seltenen Fällen beim Menschen beobachtete Schwanzbildung an der Steißwirbelsäule, wie sie im allgemeinen bei den ungeschwänzten Affen und beim Menschen nicht mehr vorkommt, deren gelegentliches Auftreten jedoch deutlich darauf hinweist, daß ähnliche Gebilde auch bei unseren Urahnen wie bei tieferstehenden Geschöpfen vorhanden waren, ferner die nicht minder seltene *Fistula colli*, sehr feine Fisteln (= Röhren) am Halse, an der Stelle, wo bei den Fischen und Embryonen die Kiemenspalten liegen, und von mehr geistigen Eigenschaften das bei manchen Menschen bemerkbare Witterungsvermögen, in dem uns so viele Tiere weit überlegen sind.

Um Erbeigenschaften richtig zu beurteilen, darf man nicht übersehen, was *Darwin* die Vererbung im korrespondierenden (*correspondeo* = entsprechen) Lebensalter nannte. Wir dürfen, wenn wir die Vorfahren und Nachkommen vergleichen, nicht etwa den Eltern und Großeltern die Kinder und Enkel in dem Alter, in dem sich beide gleichzeitig befinden, gegenüberstellen, sondern wir müssen die Kindheit des Vaters und Großvaters mit der Kindheit des Sohnes und Enkels und ebenso auch die übrigen Lebensalter miteinander vergleichen. Erst wenn man ein Kinderbildnis der Mütter mit einem der Töchter vergleicht, nimmt man die oft so verblüffende Ähnlichkeit in ihren Gesichtszügen wahr. Zur korrespondierenden Vererbung gehört es, daß in vielen Familien alle Mitglieder erst im Anfange der zwanziger Jahre an der Schwindsucht, in anderen die meisten erst zu Beginn der vierziger Jahre an der Fettsucht oder der Kahlköpfigkeit ihrer Vorfahren erkranken. In manchen englischen Lordfamilien soll es geradezu peinlich berühren, wenn die Sprößlinge nicht mit dreißig Jahren von der Gicht betroffen werden, an der alle Ahnen mit Stolz gelitten haben. Die meisten echten *Bonaparte* starben Ende der Fünfzig an dem Krebs ihrer Familie.

Offenbar vererbt sich hier nicht die Krankheit als solche, sondern das, was man die „Disposition“ (= Anlage, Empfänglichkeit oder Bereitschaft, vom lateinischen *dispono* = instandsetzen) nennt, ungefähr dasselbe, was man früher auch „Diathese“ (griechisch *διάθεσις* = Zustand, Verfassung oder geeignete Beschaffenheit des Körpers für bestimmte Erkrankungen) oder noch früher „Dyskrasie“ (griechisch *δυσκράσια* = fehlerhafte Mischung der Körpersäfte, vor allem des Blutes) nannte. Nach unserer heutigen Vorstellung würden wir sagen (ohne daß wir damit dem Begriff der Disposition in seiner eigentlichen Wesenheit viel näher kommen), es vererbt sich eine organische Minderwertigkeit oder Gewebsschwäche, der konstitutionelle Nährboden, auf dem sich weitverbreitete Krankheitskeime, vor allem die Bakterien (= Spaltpilze, griechisch *βακτηρίον*, bedeutet eigentlich Stäbchen), leichter ansiedeln und vermehren können als auf einem nicht disponierten Grunde von gesunder Widerstandsfähigkeit. Disposition ist das Gegenteil von Immunität (siehe früher). Auch bei seelischen Schädigungen sind beide von größter Bedeutung.

Die vererbte Disposition gibt vielfach nicht nur für eine einzige, sondern für mehrere Störungen die geeignete Basis (= Grundlage) ab, wodurch sich zugleich das erklärt, was die ältere Erbwissenschaft als

gleichartige und ungleichartige Vererbung

unterschieden hat. Erben die Nachkommen eine Eigenschaft, etwa die Haut-, Haar- oder Augenfarbe, genau in der elterlichen oder vorelterlichen Beschaffenheit, so spricht man von gleichartiger Übertragung; ungleichartig nannte man dagegen angeborene Eigenschaften, die zwar nicht mit denen der Vorfahren übereinstimmen, aber auf gemeinsamem Boden erwachsen sind. Nehmen wir als Beispiel das Verhältnis der Skrofulose zur Tuberkulose. Lange vor der Entdeckung des Tuberkelbazillus war man sich bereits wegen der Häufigkeit, mit der skrofulöse Kinder von tuberkulösen

Eltern stammen, darüber klar, daß zwischen diesen beiden Krankheiten enge verwandtschaftliche Beziehungen bestehen müßten, die sich auch auf den Lupus (= fressende Flechte, eigentlich „Wolf“) und gewisse Formen der Hüftgelenkentzündung (Coxitis) erstreckten. Auf ungleichartiger seelischer Vererbung beruht die von *Lombroso* und anderen oft hervorgehobene Verwandtschaft zwischen Genie, Wahnsinn und Verbrechen, von der die drei amerikanischen Gebrüder *Booth* wohl eins der augenfälligsten Beispiele sind; einer ermordete den Präsidenten *Lincoln*, der zweite lebte und starb im Irrenhaus, und den dritten bewunderten wir als einen der größten *Shakespeare*-Darsteller aller Zeiten.

Eine besondere Form der ungleichartigen Vererbung ist

die umschlagende Vererbung.

Hier finden sich bei dem Kinde geradezu die einem seiner Eltern entgegengesetzten Eigenschaften. Man hat den Eindruck, als ob ein Zuviel bei dem Vater oder der Mutter durch ein Zuwenig bei dem Sohn oder der Tochter ausgeglichen werden soll, um aus der Summe beider wieder einen gewissen Durchschnitt herzustellen. Namentlich auf geschlechtlichem Gebiet habe ich viele Beispiele dieser umschlagenden Vererbung beobachtet. So haben stark männliche Frauen oft sehr feminine Söhne, Väter, die auf normalgeschlechtlichem Gebiet sehr ausschweifend lebten, vielfach Kinder, die in der Triebstärke unterdurchschnittlich oder in ihrer Betätigung stark gefühlsmäßig gehemmt oder auch abnormal gerichtet sind. Auch die Tatsache, daß Söhne und Töchter geistig hochveranlagter Eltern nicht selten ein geistiges Minus aufweisen, gehört in das Gebiet dieser umschlagenden Vererbung. Wir führen nur das bekannte Beispiel von *Goethes* einzigem, früh verstorbenem Sohn August an, der (vor der Ehe geboren, später aber als legitim anerkannt) in seinen geistigen Fähigkeiten weit unter dem Durchschnitt stand; mit Augusts beiden Kindern Walter und Wolfgang, die beide Junggesellen und ausgemachte Sonderlinge waren, endete dann das Geschlecht, das sich in der übermenschlichen Gestalt ihres Großvaters völlig verausgabt zu haben schien.

Ehe wir nun weiter dazu übergehen, aus der Vererbungswissenschaft erbgewissenhygienische Nutzenwendungen für den Menschen zu ziehen, auch hier einiges über das Vokabularium (= Wortschatz) der praktischen Erbkunde. Da tritt uns zunächst der Ausdruck entgegen, dessen geniale Treffsicherheit wir bereits bei Erörterung des Stammwortes „Gen“ für Erbeinheit kurz hervorgehoben haben, das Wort

E u g e n i k

(= Wohlzeugung, von *εὖ* = gut, schön, echt, edel, und *γενάω* = zeugen, oder nach F. Lenz „von *εὖ* gut und *γένος* Geschlecht, Rasse“; das griechische Hauptwort *εὐγένεια* wird meist mit „edle Abstammung“ übersetzt).

Wir müssen wollen, daß möglichst viele Menschen möglichst viele gute Gene haben. Nur so ist eine Höherentwicklung der Menschheit möglich. Je weiter der eugenische Gedanke um sich greift, je stärker er die ganze Erde durchdringt, um so besser ist es. Wenn jedes Volk nur an seine eigenen Gene denkt, ist die Gefahr gegeben, daß es von denen mit weniger guten Genen überwunden wird, denn es ist durchaus nicht gesagt, daß in dem Wettkampf der Menschen und Völker die wirklich höherstehenden, körperseelisch tüchtigeren, edleren die Oberhand behalten; im Gegenteil sehen wir, daß bisher vielfach gerade die schlechteren Instinkte, wie Selbstsucht, Rücksichtslosigkeit und Roheit, Gewalttätigkeit und Grausamkeit, List, Schlaueheit und Unaufrichtigkeit, über die besseren Eigenschaften (namentlich die von den Religionen als solche gepriesenen), wie Nächstenliebe, Opferwilligkeit, Sanftmut, Demut, Bedürfnislosigkeit und andere Tugenden, siegten. Letzten Endes hat sich die Macht bisher noch immer stärker als das Recht erwiesen. Daher liegt es durchaus im wohlverstandenen Interesse aller Nationen, daß nicht eine Nation, eine Menschenschicht für sich, ein mehr oder minder großer Volksteil Eugenik betreibt, sondern daß alle die Verbesserung ihrer Gene betreiben. Dies hindert natürlich nicht, sondern erfordert sogar, daß, wie jeder Mensch und jede Familie, auch jede Nation an ihrer Veredlung arbeitet (aber nicht auf Kosten oder unter Herabsetzung anderer). Wenn irgendwo, so ist hier ein friedlicher, edler Völkerwettstreit (ein Mit-, nicht Gegen-einander) am Platz.

Einer der ersten Weisheitslehrer, der die Ideen der Menschenzüchtung – und zwar auch schon unter Bezugnahme auf die Erfahrungen der Tierzüchter – verkündete, war der große Naturphilosoph *Plato*, der die Lehren seines als „Jugendverderber“ zum Tode verurteilten Meisters *Sokrates* weitertrug. In fast allen seinen Schriften (vor allem in der Schrift „Der Staat“) kehrt dieser Gedanke der Menschenveredelung wieder, ohne freilich jemals in der breiteren Masse des Hellenenvolkes volles Verständnis und Widerhall gefunden zu haben. *Galtons* aus platonischem Geist geborene Wortschöpfung „Eugenik“ war kein Zufallsprodukt. Er hatte anfangs für denselben Begriff die Bezeichnung „Virikultur“ (was die Pflege der Kräfte bedeuten sollte) gewählt; doch schien ihm dies für das, was er wollte, nicht klar genug. So sann er weiter und schrieb 1883 in seinem Buch „Inquiries into Human Faculty and its Development“ (Forschungen über die menschliche Begabung und ihre Entwicklung): „Wir brauchen ein kurzes Wort, um die Wissenschaft von der Vervollkommnung der Anlagen auszudrücken; eine Wissenschaft, die sich keineswegs auf Fragen der richtigen Paarung beschränkt, die vielmehr – besonders hinsichtlich der Menschen – alle diejenigen Einflüsse untersucht, welche auf irgendeine Weise den besser entwickelten Rassen oder Geschlechtern mehr Aussicht, als sie unter den heutigen Verhältnissen haben, bieten, den weniger entwickelten Geschlechtern rasch den Rang abzulaufen. Das Wort ‚Eugenik‘ mag diesen Gedanken hinreichend zum Ausdruck bringen.“ Seither bediente er sich nur noch dieses Ausdrucks, dessen Sinn er (1904) in „Eugenics, its Definition, Scope and Aims, Sociological Papers“ (= Eugenik, Er-

klärung, Ausdehnung und Ziele) wie folgt klarlegte: „Die Eugenik ist die Wissenschaft, die sich mit allen Einflüssen befaßt, welche die angeborenen Eigenschaften einer Rasse verbessern und diese Eigenschaften zum größtmöglichen Vorteil der Gesamtheit zur Entfaltung bringen.“

Nach *Schallmayer* ist Eugenik die Fürsorge für gedeihliche Stammesentwicklung (Phylogenese) mittels Zuchtwahl, Euthenik (von *εὐθηνεία* = blühender Zustand) die Fürsorge für das (ontogenetische) Gedeihen der jeweils vorhandenen Generationen. Der Ausdruck Euthenik hat außer in Amerika nur wenig Verbreitung gefunden, weil er sich im wesentlichen mit den älteren Begriffen der öffentlichen und persönlichen (sozialen und privaten) Hygiene deckt. Setzen wir Hygiene (von *ὑγιής* = gesund) gleich Gesundheitspflege und sehen in ihr die Lehre von der Erhaltung und Erhöhung der Gesundheit sowohl des einzelnen als der ganzen Bevölkerung, so stellt die Eugenik neben der privaten und sozialen Gesundheitspflege einen wesentlichen dritten Zweig der Hygiene dar, den man als

E r b h y g i e n e

bezeichnen kann. Ihre Aufgabe ist es, die körperseelische Gesundheit der Menschen durch günstige Beeinflussung des Genotypus nach den Gesetzen der Vererbung zu erhalten und zu verbessern.

Diese Verbesserung kann auf zweierlei Wegen geschehen: durch die Zusammenfügung nützlicher oder die Ausschaltung schädlicher Gene; in ersterem Falle sprechen wir von positiver, in letzterem von negativer Eugenik oder auch von Dysgenik (nach B. *Laquer*, Wiesbaden, der 1914 – bei J. F. *Bergmann* in Wiesbaden – eine ausgezeichnete Schrift unter dem Titel „Eugenik und Dysgenik“ erscheinen ließ).

Nicht verwechselt werden darf die negative Eugenik mit der negativen Auslese, die in der Fachliteratur auch als Gegenauslese oder Kontraselektion bezeichnet wird. Während bei der negativen Eugenik nach Möglichkeit die Minusvarianten ausgeschaltet werden, gestaltet sich bei der Kontraselektion das Ausleseverhältnis umgekehrt, nämlich gerade so, daß man „nicht die Tüchtigen, sondern die Untüchtigeren überleben und die größere Nachkommenschaft haben“ läßt. Verwandte Begriffe sind auch „die eliminatorische Selektion“ oder „Elimination“ sowie „elektive Selektion“ oder „Elektion“. Unter Elimination versteht die Erbwissenschaft die Herbeiführung einer geringeren, unter Elektion die Förderung einer größeren Fruchtbarkeit bestimmter erblicher Eigenschaften.

Die Mehrzahl der praktischen Eugeniker sucht positive Ziele auf negativem Wege zu erreichen: weniger die Aussonderung erbtüchtiger Elemente für die Fortpflanzung als die möglichste Ausjätung erbschädlicher Gene wird beabsichtigt. Dieser Weg ist vorläufig gangbarer als der positive, weil wir in bezug auf die „Minderwertigen“ übersichtlichere und darum sicherere Unterlagen verfügen, beispielsweise in Krankenhäusern, Irrenhäusern, Gefängnissen und anderen „geschlossenen“ Anstalten. Bei der Aus-

merze besitzt der Staat auch bessere Möglichkeiten, wie Eheberatungsstellen, Heiratsverbote, Einwanderungsverbote, Sterilisierungen usw. Hier knüpft man auch an uralte Überlieferungen an, die sich bis ins graue Altertum zurückverfolgen lassen; wir erinnern nur an die einschränkenden Vorschriften über Verwandtenehen in der Bibel, an die altjüdischen Verbote ehelicher Verbindungen mit aussätzigen und epileptischen (= fallsüchtigen) Frauen (erst eine neuere statistische Erhebung zeigte wieder, daß von 553 Kindern Epileptischer nur 105 gesund waren, während 195 als Kinder starben und der Rest krank war); des weiteren an die strengen indischen Heiratsverbote, an die in einigen griechischen Staaten übliche Untersuchung der Ehe-kandidaten, „der Männer ganz, der Bräute bis zum Gürtel“, sowie an die Lykurgische Gesetzgebung, die schon 400 Jahre vor *Plato* die Verehelichung mit minderwertigen Frauen unter Strafe stellte, die Trennung kinderloser Ehen vorschrieb und die Aussetzung schwächlicher und mißgestalteter Neugeborener nach Entscheidung der Stammesältesten befürwortete.

Galton konnte sich noch überzeugen, wie bereitwillig (namentlich von anglo-amerikanischer Seite) mit seiner Idee auch der von ihm vorgeschlagene Name Eugenik als sinngemäß und mundgerecht aufgegriffen wurde. 1908 gründete *Galton* die „Eugenics Education Society“, der jetzt seines Vetters *Charles Darwins* Sohn *Leonard* vorsteht. Ihr Organ ist die „Eugenic Review“. Schon vorher (1905) hatte *Galton* den größten Teil seines erheblichen Vermögens hingegeben, um an der Londoner Universität einen Lehrstuhl für Eugenik zu errichten mit einem gut ausgestatteten Laboratorium für Vererbungsforschung, in welchem Vererbungsmaterial gesammelt und Untersuchungen und Enqueten (= Umfragen) veranstaltet werden sollten. Die Londoner Universität stellte für die jetzt „Galtoninstitut“ und „Galtonprofessur“ genannte Stiftung geeignete Räume zur Verfügung und erteilte dem Leiter den Auftrag:

1. alles auf Eugenik bezügliche Material zu sammeln und zu ordnen,
2. eine Zentralstelle einzurichten, um Privatpersonen und öffentlichen Behörden Informationen über die Vererbungsgesetze beim Menschen zu geben,
3. für die Verbreitung der Wissenschaft der Eugenik in umfassendster Weise Sorge zu tragen durch Unterricht, durch gelegentliche Veröffentlichung von Schriften belehrenden Inhalts, durch Experimente und Beobachtungen.

Der gegenwärtige Leiter dieses Instituts ist der Mathematiker Professor *Karl Pearson*, der ein Buch: „The Life, Letters and Labours of Francis Galton“ (Leben, Briefe und Arbeiten Francis Galtons) 1914 in Cambridge herausgegeben hat. In seinen verschiedenen Büchern (vor allem „Die Vererbungsgesetze beim Menschen“) bringt *Pearson* besonders den Nachweis, daß sich ebenso wie die körperlichen auch die geistigen Eigenschaften in höherem Maße vererben, als man früher glaubte. Das Institut gibt auch eine wissenschaftlich sehr hochstehende Zeitschrift, „Biometrika“, heraus. 1912, ein Jahr nach *Galtons* Tode, fand in London der erste Kongreß für Eugenik statt, dessen Einheit und Bedeutung leider durch die, wie es scheint, nirgends zwischen Fachkollegen ausrottbaren Eifersüchteleien und Kleinigkeitskrämereien Einbuße erlitt. Der zweite internationale Eugenikerkongreß (zu dem — nicht minder bezeichnend als bedauerlich — Deutschland nicht eingeladen war) fand 1921 in Washington, der Hauptstadt der Ver-

einigten Staaten, statt, wo mittlerweile die eugenische Bewegung einen gewaltigen Aufschwung genommen hatte. Zuerst wurde in Amerika im Jahre 1903 von wissenschaftlich gebildeten Tier- und Pflanzenzüchtern eine Gesellschaft zum Studium der Vererbungs-gesetze bei Tieren gegründet. Diese wandte sich aber alsbald in der Erkenntnis, daß es nicht minder wichtig wäre, dieselben Gesetze auch beim Menschen zu prüfen, der Eugenik zu und richtete 1910 ein Bureau ein, das seine Hauptaufgabe darin erblickt, Familienstammbäume von Personen zu sammeln, welche bestimmte Züge und Fehler aufweisen, und zu untersuchen, welche Rolle die Vererbung hierbei spielt. Das hierzu erforderliche Material wird teils durch Korrespondenzen beschafft, teils durch die Arbeit der „field workers“ (eigentlich Feldarbeiter); dies sind Studenten, welche während der Sommerferien zwecks Erhebungen verschickt werden, namentlich nach Gegenden, in denen es besonders viele Geisteskranke gibt. Auch in Anstalten für Geistesschwache und Irrsinnige machen sie praktische Studien. Das gesamte Material wird auf genealogischen Karten verzeichnet und in einem feuerfesten Raum in Cold Spring Harbour auf der Insel Long Island bei New York, dem Hauptsitz der Gesellschaft, aufbewahrt. Die Ergebnisse werden in den „Record Office Bulletins“ veröffentlicht. Die oberste Leitung dieser von Frau E. H. Harriman gestifteten und unterhaltenen Einrichtungen liegt in den Händen des von einem ausgezeichneten Mitarbeiterstab umgebenen Ch. B. Davenport. Auch andere Philanthropen, wie *Carnegie*, *Kellog* und der Erfinder des Telephons, A. Graham Bell, welcher selbst zu den hervorragendsten Vererbungsforschern gehört und in dem von ihm begründeten Genealogical Record Office viele tausend Stammbäume langlebiger Personen gesammelt hat, haben der eugenischen Bewegung durch große Mittel, welche sie ihr zur Verfügung stellten, sehr genützt.

Schon vor dem Kriege berichtete *Laquer* in seiner Schrift: „In den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind Francis Galton und Gregor Mendel Halbgötter; alles, was ‚soziale Reform‘ heißt, ob es sich nun um Prostitution, welche man drüben immer nur ‚the vice‘ (das Laster) oder ‚the social evil‘ (das soziale Übel) nennt, oder um Tuberkulose oder um den Kampf gegen die Säuglingssterblichkeit oder um Jugendgerichte oder um das Problem der Armut handelt – alles beginnt und endet mit – Eugenik.“ Als Woodrow Wilson (1856–1924) Präsident der Vereinigten Staaten wurde, hielt er eine Rede, in der er sagte: „Das ganze Land ist erwacht und erkennt die außerordentliche Bedeutung der menschlichen Vererbungswissenschaft sowie deren Anwendung zur Veredelung der menschlichen Familie.“ Heute gibt es wohl kaum noch in den Vereinigten Staaten eine Hochschule, in deren Lehrplan nicht die Eugenik, sei es als besonderes Fach, sei es innerhalb eines andern Fachs (wie Biologie, Soziologie), eine hervorragende Stelle einnimmt. Daß gleichwohl in demselben Lande, in dem auf die eugenische Abstammungslehre *Galtons* ein so hoher Wert gelegt wird, Staaten gesetzlich den Unterricht in der *Darwinschen* Entwicklungslehre verboten haben, die doch der Anlaß und die Grundlage dieser ganzen praktischen Wissenschaft ist, zeigt, daß Amerika nicht nur das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, sondern auch der unbegrenzten Widersprüche ist.

Hat auch bisher in keinem der europäischen Staaten der eugenische Gedanke einen so starken Widerhall gefunden wie in Nordamerika, so sehen wir doch, daß namentlich seit dem Weltkriege auch in Europa ein Staat nach dem andern eugenische Zentralstellen zu schaffen bemüht ist. Von denen, die bereits in voller Tätigkeit sind, nennen wir das eugenische Laboratorium in Winderen bei Oslo, an dessen Spitze der rührige Eugeniker John Alfred Mjößen steht, ferner das von *Solpay* errichtete und von *Govaerts* geleitete belgische Institut sowie die beiden russischen eugenischen Bureaus, von denen das dem Moskauer biologischen Institut angegliederte Herrn Prof. *Koltzoff*, das Leningrader dem ausgezeichneten Biologen *Philipschenko* untersteht, der namentlich zur Frage der Misch-

ehen (die er günstig beurteilt) wertvolle Arbeiten veröffentlicht hat. Letzteres Institut ist in Peterhof am Finnischen Meerbusen in den prächtigen Räumen und Parks des einst dem Herzog von Leuchtenberg gehörigen Schlosses untergebracht, wo ich es im Sommer 1926 unter Führung *Philipstschenkos* und des alten Botanikers *Busch* persönlich kennenlernte.

Einen der ersten Plätze nimmt unter den Vorkämpfern der forschenden und praktischen Eugenik seit 1904 der Schwede Hermann *Lundborg* ein. „Es gilt, dafür Sorge zu tragen,“ schreibt er in seinen „Rassenbiologischen Übersichten und Perspektiven“ (Jena, 1921), „daß jede Generation sich auf den biologisch wertvollsten Bestandteilen der vorhergehenden aufbaut. Jedes menschliche Wesen hat das Recht, ein möglichst glückliches Dasein zu führen, und soll, wenn es nötig ist, geschützt und gepflegt werden; aber wirklich minderwertigen Menschen soll das Recht und die Möglichkeit, ihre Eigenschaften auf Nachkommen in unbegrenzter Zahl zu übertragen, genommen werden.“ *Lundborgs* unermüdlicher Tätigkeit ist es zu verdanken, daß im Jahre 1921 die schwedische Regierung das „Statens Institut for Rasbiologie“ in Upsala errichtete, dessen Führung ihm übertragen wurde. Auch im Heimatlande Gregor *Mendels* wurde vor kurzem ein eugenisches Institut eröffnet, nachdem gelegentlich der Hundertjahrfeier von *Mendels* Geburtstag der tschechische Gesundheitsminister Dr. *Srámek* erklärt hatte, daß er es als eine seiner Hauptaufgaben betrachten werde, sich mit allen Kräften für die Verwirklichung der eugenischen Forderungen einzusetzen. Zum Direktor des „Tschechoslowakischen Eugenischen Instituts“ wurde Prof. Dr. Vlad. *Ružiška* ernannt, der selbst die experimentelle Abteilung leitet, während der vitalstatistischen Dr. *Netušil*, der mendelistischen Prof. Dr. *Brožek* und der für praktische Eugenik Prof. Dr. *Matjuschencko* vorsteht.

In Italien leistet die wertvollste Pionierarbeit auf eugenischem Gebiet die 1920 von Professor Aldo *Mieli* in Rom begründete „Rassegna di Studi sessuali e di Eugenia“ (= Zeitschrift für Sexualforschung und Eugenik), das Organ verschiedener Gesellschaften für Sexualwissenschaft, Eugenik und Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Wie ich mich anlässlich eines Vortrages, den ich vor einigen Jahren in dem physiologischen Institut von Professor Silvestro *Baglioni* in Rom, des Präsidenten der italienischen sexualwissenschaftlichen Gesellschaft, hielt, überzeugen konnte, zeichnet sich die von den italienischen Kollegen geleistete Arbeit durch hervorragende wissenschaftliche Gründlichkeit aus, deren Erfolge sich über kurz oder lang sicherlich auch praktisch bemerkbar machen werden.

Auch bei uns in Deutschland geht nun endlich ein Forschungsinstitut „für Anthropologie, menschliche Erblchkeitslehre und Eugenik“ — errichtet in Dahlem von der mit der Berliner Universität im Zusammenhang stehenden „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften“ — der Vollendung entgegen. Seinem Namen entsprechend soll es drei Abteilungen enthalten, von denen die erste Prof. Eugen *Fischer* (der bisherige Freiburger Anatom) leiten soll, der zugleich Direktor der ganzen Forschungsstätte wird; die zweite Abteilung für menschliche Erblchkeitslehre ist dem früheren Jesuitenpater Prof. *Muckermann* übertragen. Wer die leitende Stellung der dritten Abteilung für Eugenik übernehmen wird, ist noch nicht endgültig entschieden. Wenn das Institut, das gelegentlich der im September 1927 in Berlin stattfindenden Tagung des Fünften internationalen Vererbungskongresses eingeweiht werden soll, den oben angegebenen Namen beibehält, so würde dies (ebenso wie der Name der im Frühjahr 1927 in Berlin veranstalteten „Ausstellung für Erbkunde und Eugenik“) dafür sprechen, daß man auch bei uns in maßgeblichen Kreisen dazu übergeht, die bisher für die angewandte Vererbungswissenschaft meist gebrauchte Bezeichnung Rassenhygiene durch das international gewordene Wort Eugenik zu ersetzen.

Rassenhygiene

stammt von Dr. med. Alfred *Ploetz* (geboren 1860 in Swinemünde, jetzt in Herrsching am Ammersee) her, in dem wir neben Dr. med. Wilhelm *Schallmeyer* und Alfred *Grotjahn* den Begründer und verdienstvollsten Förderer der eugenischen Bewegung in Deutschland zu erblicken haben. 1895 erschienen (bei S. *Fischer*, Berlin) seine „Grundlinien einer Rassenhygiene“ mit dem Untertitel: „Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen. Ein Versuch über Rassenhygiene und ihr Verhältnis zu den humanen Idealen, besonders zum Sozialismus.“ Im Vorwort betont *Ploetz*, daß sich das Buch nicht nur an den Wissenschaftler, sondern hauptsächlich an den sozialen Praktiker wendet. Ausdrücklich hebt er hervor, daß er unter Rassen nicht die anthropologischen oder Systemrassen (nordische, alpine, dinarische usw.) verstanden wissen will, sondern die biologische oder Vitalrasse, welche den sich durch die Geschlechterfolge erhaltenden Lebensstrom, die Erhaltungs- und Entwicklungseinheit des Lebens darstellt. In der Schrift „Ziele und Aufgaben der Rassenhygiene“ (1911 bei *Vierweg* in Braunschweig) erklärt *Ploetz* nochmals: „Als Namen für diesen Kreis das Leben erhaltender und fortzeugender Individuen wollen wir das Wort Rasse wählen, und zwar Rasse in biologischem Sinne oder Vitalrasse im Gegensatz zur Systemrasse oder Varietät, die lediglich einen engeren morphologischen Formenkreis innerhalb einer systematischen Spezies bezeichnet.“ (S. 17).

Das Wort Rassenhygiene schuf *Ploetz* im Gegensatz zur Individualhygiene „als die Hygiene einer Gesamtheit von Menschen“, womit er sie genau genommen zu einer Unterabteilung der sozialen Hygiene stempelte – eine Auffassung, der später *Grotjahn* als Professor für Hygiene an der Berliner Universität insofern Rechnung trug, als er die Fortpflanzungshygiene das Zentralproblem der sozialen Hygiene nannte. In einen gewissen Widerspruch mit sich selbst setzte sich *Ploetz* allerdings dadurch, daß er zwar betont, daß er das Wort Rassenhygiene im allgemeinen entsprechend seinem Gebrauch des Wortes Rasse anwendet, also für alle Menschen; dann aber wörtlich weiter fortfährt: „Dies schien mir um so eher gestattet, als, wie ich glaube, die Hygiene der gesamten menschlichen Gattung zusammenfällt mit derjenigen der arischen Rasse, die, abgesehen von einigen kleineren, wie der jüdischen, die höchstwahrscheinlich ohnehin ihrer Mehrheit nach arisch ist, die Kulturrasse par excellence darstellt, die zu fördern gleichbedeutend mit der Förderung der allgemeinen Menschheit ist.“ Hätte *Ploetz* (dessen Vorträge ich damals oft hörte) voraussehen können, daß im gewöhnlichen Sprachgebrauch die allgemeine (zusammenfassende) Bedeutung des Begriffes Rasse allmählich fast völlig hinter die spezialisierende (sondernde) zurücktreten würde, so hätte er es wohl vorgezogen, um irrtümlichen Auffassungen von vornherein die Spitze abzubrechen, statt Rassenhygiene genauer Vitalrassenhygiene (oder, da dies Wort ebenso wenig anspricht, wie es sich schwer ausspricht, vielleicht sogar Eugenik) zu sagen.

Die Abstammung des in der Gegenwart so außerordentlich viel angewandten Wortes Rasse ist ziemlich dunkel; weder im Griechischen und Lateinischen noch überhaupt im Indogermanischen oder gar im Hebräischen lassen sich Vorfahren oder Verwandte von ihm nachweisen. Es taucht wie ein Fremdling zuerst im sechzehnten Jahrhundert in Europa auf, und zwar im Italienischen als „razza“. Etwas später erscheint es im Französischen als „race“, von wo aus es die Engländer gleichlautend als „race“ entlehnten. Einige meinen, daß es nach Italien auf dem Umweg über Spanien eingewandert sei, wohin es die Mauren (Araber) aus Nordwestafrika mitgebracht hätten, in deren Sprache es ein Wort „râs“ gibt, das Ursprung bedeutet. Von anderer Seite wiederum wird es mit „radix“ = Wurzel zusammengebracht, oder auch mit dem althochdeutschen „reiz“ = Strich, was unserem „Riß“ oder „Ritze“ entspricht. Im Englischen gibt es ein Wort „to race“ oder „to rase“, das reißen oder ritzen bedeutet. In die Fachliteratur scheint (nach *Scheidt*) *Buffon* (der in demselben Jahr – 1707 – wie *Linné* geborene französische Antipode des großen schwedischen Systematikers) das Wort „Race“ eingeführt zu haben. In dem dritten Band seiner 49 Bände umfassenden Naturgeschichte spricht er von den Varietäten der Spezies Mensch (*variétés dans l'espèce humaine*) und unterscheidet folgende: 1. die lappländische oder Polarrasse, 2. die tatarische oder mongolische Rasse, 3. die südasiatische Rasse, 4. die europäische Rasse, 5. die äthiopische Rasse, 6. die amerikanische Rasse. Im Deutschen finden wir den Ausdruck Rasse (anfänglich auch „Race“ geschrieben) ebenfalls erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Das grammatikalische Wörterbuch von *Richter* bucht es 1791 als „Raze“, und zwar gleichbedeutend mit Geschlecht. Einer der ersten, der das Wort literarisch verwandte, war *Goethe*, in dessen „Götter, Helden und Wieland“ es sich 1774 findet.

1775 erschien dann Immanuel *Kants* Programmschrift zu seiner Sommervorlesung an der Universität Königsberg, deren Titel hieß: „Von den verschiedenen Racen der Menschen“. In der Rassengliederung, die er hier gibt, unterscheidet *Kant*:

1. Die Rasse der Weißen, wozu alle Bewohner Europas, die Mauren in Nordafrika, die Araber, die Perser und Vorderasiaten zu rechnen sind;
2. die Rasse der Neger, zu denen außer den Negern in Afrika wahrscheinlich auch die Bewohner von Neuguinea gehören;
3. die hunnische (mongolische oder kalmückische) Rasse, bestehend aus den Mongolen, Hunnen, Koschitten, Torgöts und Dsingoren;
4. die hinduische oder hindostanische Rasse, welche in Indien verbreitet ist.

Alle übrigen Stämme sind nach *Kant* „entweder vermischte oder angehende Rassen“, bei denen die Umwelt noch nicht lange genug wirkte, um einen dauerhaften Schlag zu bilden. Für solche Mischrassen werden zahlreiche Beispiele genannt, als eine angehende hunnische Rasse werden die Bewohner der Nordküste Asiens, als eine noch nicht völlig eingearbeitete hunnische Rasse die Bewohner Amerikas angeführt.

Der feinfühlige J. G. v. *Herder* (1744 – 1803) wandte sich in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (1784 – 1791) gegen jeden Gebrauch

des Wortes Rasse in bezug auf Menschen, wie auch später verschiedentlich (sogar von *Deniker*, der die beste Typeneinteilung der Menschen gab) dagegen Einspruch erhoben wurde, den Rassenbegriff von der Zoologie und Botanik auf den Menschen zu übertragen.

Es läßt sich sowohl aus dem deutschen als auch aus dem französischen und englischen Schrifttum feststellen, daß das Wort „Rasse“ von Anfang an in doppeltem, eigentlich dreifachem Sinn Verwendung fand, was zur Folge hatte, daß diejenigen, die es in der Wissenschaft (der Rassenhygiene und Rassenkunde) gebrauchten, meist erst eine Erklärung abgaben, wie sie es verstanden wissen wollten. Nicht mit Unrecht bemerkt daher v. *Behr-Pinnow* in seiner lesenswerten Arbeit: „Die Zukunft der menschlichen Rasse, Grundlagen und Forderungen der Vererbungslehre“ (Berlin 1925, bei Fontane), daß der gewählte Name Rassenhygiene ein Grund sei, weshalb das, was *Ploetz* anstrebt, vielen Mißverständnissen begegne. Er schlägt deshalb vor, auch bei uns statt Rassenhygiene lieber das Wort Eugenik zu benutzen, „das auf die Erzielung eines edlen Geschlechts hinweist und sehr gut gewählt ist, weil, soweit in einem Worte Prägnanz möglich ist, diese tatsächlich hier vorhanden ist“. Er schreibt: „Für meinen Teil möchte ich jedenfalls davon Gebrauch machen. Es ist doch auch kein Bedenken vorhanden, auf dem Gebiete der Wissenschaft eine Bezeichnung zu wählen, die besser ist als die bisherige, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob sie vom Auslande kommt.“ Auch *Grotjahn* hebt hervor, daß „der von *Ploetz* geprägte Ausdruck Rassenhygiene nicht als glücklich bezeichnet werden kann, denn er hat in zahlreichen Köpfen eine Begriffsverwirrung hervorgerufen und zu Vorurteilen und Mißverständnissen Veranlassung gegeben. Es ist daher erfreulich,“ meint er, „daß in den letzten Jahrzehnten das von dem englischen Soziologen *Galton* zuerst gebrauchte Wort Eugenik auch in Deutschland den Ausdruck Rassenhygiene verdrängt hat.“

Wir halten diese Meinungsäußerungen v. *Behr-Pinnows* und *Grotjahns* für um so beachtlicher, als die drei verschiedenen Anwendungsweisen des Wortes Rasse zwar nahe miteinander verwandt, aber doch wiederum so verschieden sind, daß sich unrichtige Auffassungen und Mißdeutungen kaum umgehen lassen. Sehr häufig (namentlich im Englischen) bedeutet „menschliche Rasse“ („human race“) genau dasselbe wie „Menschengeschlecht“. Wir hätten dieses Kapitel auch statt Höherzüchtung des Menschengeschlechts ebensogut Höherzüchtung der menschlichen Rasse benennen können.

Auch *Lenz* setzt Rasse gleich Geschlecht; *γένος* bedeute beides (trotzdem die Alten unsern Begriff Rasse, namentlich in seinem Doppelsinn, noch gar nicht kannten). Indem *Lenz* für den Gebrauch des Wortes Rassenhygiene eintritt, schreibt er: „Auch wörtlich bedeutet das Wort Eugenik ‚Lehre von der guten Rasse‘ . . . Es ist also eine falsche Annahme, daß das Wort Eugenik ‚Fortpflanzungshygiene‘ oder wörtlich ‚Lehre von der guten Zeugung‘ bedeute.“ Wenn *Lenz* dann weiter meint: „Wir gebrauchen vielmehr das Wort Rassenhygiene als eine deutsche Übersetzung des Wortes Eugenik, ebenso wie wir zum Beispiel auch Augenheilkunde für Ophthalmologie sagen“, so ist dem entgegenzuhalten, daß wohl

Augenheilkunde, aber nicht Rassenhygiene ein deutsches Wort, jedenfalls kein deutsches als Eugenik ist, denn Rasse ist unbekannt (vielleicht arabischen), schwerlich aber deutschen Ursprungs, und Hygiene ist der griechische Ausdruck für Gesundheitspflege. Es ist wirklich nicht einzusehen, weshalb man sich auf ein mißverständliches Wort versteift, wenn ein unmißverständliches zur Verfügung steht. Es soll wirklich keine Ironie sein, wenn ich der Meinung Ausdruck gebe, daß Professor für Eugenik doch auch nicht schlechter klingt als Professor für Rassenhygiene.

Wenn man die große Rassenliteratur betrachtet, die namentlich nach dem Weltkriege in Deutschland einen kaum noch übersehbaren Umfang angenommen hat, so tritt doch deutlich zutage, daß hier unter Rasse nicht die menschliche Rasse als Ganzheit verstanden wird, sondern ganz im Gegenteil immer nur Teile dieser in sehr verschiedener Bewertung und Gruppierung. Richtig bemerkt daher auch v. *Behr-Pinnow*, der sonst völlig, vor allem auch in der Vorzugsstellung, die er der nordischen Rasse einräumt, auf Lenz'schem Boden steht: „Mit dem Wort Rasse werden heutzutage zu häufig Bestrebungen verbunden und dahinter gesucht und vermutet, die voreingenommen dem einen oder anderen Rassenkampf dienen sollen.“ Aus gleichen Gründen wendet sich auch *J. Kaup*, Professor der Hygiene an der Universität München, in seiner Schrift „Volkshygiene oder selektive Rassenhygiene“ gegen die Verwendung des Wortes Rasse auf dem hygienisch-eugenischen Gebiet, indem er zugleich an *Schallmayers* Worte erinnert: „Doppelsinnige Ausdrücke erschweren erfahrungsgemäß das Auseinanderhalten der Begriffe. Aber manchem paßt gerade das Nichtauseinanderhalten besser.“ Eine ähnliche Ansicht vertritt Fritz *Dehnow*, der in einer vortrefflichen Arbeit, „Die neuere Entwicklung der Eugenik“ (Karl Hagemann Verlag, Berlin 1925), bemerkt: „Das Wort Rassenhygiene gibt zu Irrtümern Anlaß . . . *Lenz* sagt, die Rassenhygiene komme allen Rassen zugute. Man könnte in diesem Sinne auch von Menschheits- oder Völkerhygiene sprechen. Publikum und Presse sind nun einmal so eingestellt, daß sie bei der Frage Rassenhygiene zugleich an Rassenfragen denken, meistens Scheinprobleme . . . Am geeignetsten scheint immer noch der international brauchbare Name, den *Galton*, der englische Schöpfer der Eugenik, prägte.“

Ein neuerer Autor, Dr. med. *Stavros Zurukzoglu*, setzt sich (in seiner bemerkenswerten Arbeit: „Biologische Probleme der Rassenhygiene und die Kulturvölker“, bei Bergemann in München 1925) dafür ein, den Ausdruck Rassenhygiene durch den deutlicheren „Vitalrassenhygiene“ zu ersetzen. Er schreibt durchaus sachlich und zutreffend: „Obschon unter der Bezeichnung Rassenhygiene alle Richtungen zusammengefaßt werden, erweckt die Bezeichnung ‚Rassen‘ die Meinung eines engeren Zusammenhanges mit den anthropologischen Rassen. Wenn nun dieser Ausdruck nur das bedeuten würde, daß man hier mit demjenigen Teil der Hygiene zu tun hat, der sich besonders mit der Erhaltung der Gesundheit und der Kulturtüchtigkeit sämtlicher Rassen und Rassengemische, die die Menschheit zusammensetzen, befaßt, so wäre die Erhaltung dieser Bezeichnung zu befürworten. Nun gibt es aber eine Richtung, nämlich die rassenaristokratische, die behauptet, daß eine unter den Rassen, die nordische Rasse, die am meisten kulturschöpferische sei, und die bei ihrer Arbeit mehr oder weniger an den anthropologischen Rassenmerkmalen festhält. Nach dieser Richtung würde die Rassenhygiene sich als die Hygiene dieser Rasse gestalten.“

Es kommt hinzu, daß das Wort Rasse in steigendem Maße noch einen anderen Sinn angenommen hat, der sich nicht auf bestimmte Personenkreise, sondern bestimmte Eigenschaften bezieht. Wenn gesagt wird, „ein Weib hat Rasse“, oder „ein Mann ist rassig“, so werden darunter nicht Angehörige einer einzelnen Rasse verstanden, sondern Menschen aller Rassen, die etwas „Feuriges“, „Temperamentvolles“,

„urwüchsig Wildes“ an sich haben. Dieser Gebrauch hat sich in den letzten Jahren immer mehr verallgemeinert, las ich doch kürzlich in der Theaterkritik eines ernsten Blattes von einem Stück, das die „Rasse der Reaktionäre aus dem Vorkrieg“ schildere, und neuerdings sogar von einem „rassigen“ Auto.

Schallmayer hat empfohlen, statt Rassenhygiene Rassehygiene zu sagen, weil die Doppelsinnigkeit von Rassenhygiene dazu geführt hat, das Ideal des Rassendienstes, *das für jede Rasse und für jede Nation gilt*, gleichgültig, aus welchen Rassenmischungen sie entstanden ist, mit Bestrebungen zu verketten, die von der — mehr naiven als wissenschaftlichen — Annahme ausgehen, daß von den verschiedenen Rassen, aus deren Mischung die Bevölkerung Deutschlands besteht, die „nordische Rasse“ die edelste und darum vor den anderen zu bevorzugen sei. Ob durch Auslassung des einen Buchstaben *n* den Mißverständnissen tatsächlich der Boden entzogen werden würde, erscheint mir mehr als fraglich.

Der Arzt Dr. Wilhelm *Schallmayer*, von dem dieser Vorschlag ausgeht, veröffentlichte bereits 1891 seine erste eugenische Arbeit, für die er fünf Jahre keinen Verleger finden konnte. Ihr Titel lautet: „Über die drohende körperliche Entartung der Kulturmenschheit und die Verstaatlichung des ärztlichen Standes“ (Neuwied 1891). Treffend sagt hier der Verfasser: „Durch eine vernünftige Beeinflussung der menschlichen Zuchtwahl die Zahl der rüstigen Menschen allmählich und stetig zu vergrößern, die der kränklichen und schwachen zu vermindern, das wäre doch gewiß ein dankbareres Bestreben als die Sisyphusarbeit der Medizin. Die Vervollkommnung der menschlichen Nachkommenschaft ist doch wohl nicht weniger erstrebenswert als die Vervollkommnung unserer Haustierrassen, die von alters her erfolgreich betrieben wird.“

Nachdem in den für die Entwicklung der Geschlechtskunde so hochbedeutsamen neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts außer der bereits erwähnten Arbeit von *Ploetz* noch eine größere Reihe kleinerer Schriften erschienen waren (vor allem sind die von *Möbius* über das Entartungsproblem zu erwähnen, die viel Ausgezeichnetes, aber auch viel Abwegiges enthalten), und zwar unabhängig von den damals bei uns noch ziemlich unbekannten Werken *Galtons*, forderte am 1. Januar 1900 ein mit reichen Mitteln ausgestattetes Preisausschreiben, das von dem Zoologen Ernst *Haeckel* in Jena und dem Nationalökonom John *Conrad* in Halle unterzeichnet war, zur Beantwortung der folgenden Frage auf: „Was lernen wir aus den Prinzipien der Deszendenztheorie in bezug auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?“ Dieses Preisausschreiben war von Friedrich Alfred *Krupp*, dem bekannten Essener Großindustriellen, veranlaßt, was erst nach seinem Tode bekannt wurde, der 1904 erfolgte, unmittelbar nachdem er zunächst in der italienischen, dann in der deutschen Presse homosexueller Neigungen verdächtigt war (ob er freiwillig oder unfreiwillig aus dem Leben schied, wird sich wohl niemals mit Sicherheit feststellen lassen).

Das Preisgericht erkannte den Preis *Schallmayer* zu für die Beantwortung, welche er auf diese Frage in dem grundlegenden Werke erteilte, dem er den Titel gab: „Ver-

erbung und Auslese, Grundriß der Gesellschaftsbiologie und der Lehre vom Rassen-
dienst. Für Rassehygieniker, Bevölkerungspolitiker, Ärzte, Anthropologen, Sozio-
logen, Erzieher, Kriminalisten, höhere Verwaltungsbeamte und politisch Interessierte
und Gebildete aller Stände“ (die 4. Auflage erschien als unveränderter Nachdruck
der 3. Auflage 1920 bei Gustav Fischer in Jena, nach dem Tode *Schallmayers*, der
ihn am 4. Oktober 1919 im Alter von 62 Jahren allzufrüh ereilte).

Ein Jahr nach *Schallmayers* Preisschrift, an die sich eine unerfreuliche, von unzu-
friedenenen Teilnehmern an der Preisbewerbung ausgehende Polemik (= Auseinander-
setzung) knüpfte, begründete *Ploetz* das jetzt von ihm gemeinsam mit *Lenz* heraus-
gegebene „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“, eine Fundgrube eu-
genischen Wissens, und wieder ein Jahr später, am 22. Juni 1905, rief *Ploetz* in Berlin
die Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene ins Leben, die bald darauf den Namen
„Internationale Gesellschaft für Rassenhygiene“ annahm. Sie erklärte als ihre Auf-
gabe: die Förderung der Theorie und Praxis der Rassenhygiene unter den weißen
Völkern.

Es ist unmöglich, hier alle die verdienstvollen Persönlichkeiten aufzuzählen und
nach Gebühr zu würdigen, die sich seither in den Dienst dieser Bestrebungen gestellt
haben. Die von ihren Arbeiten ausgehende Wirkung wäre sehr wahrscheinlich
in unserem Vaterlande noch wesentlich größer gewesen, wenn nicht in den breiten
Strom, der von *Schallmayer*, *Ploetz* und ihren Nachfolgern entsprang, ein Zustrom
eingemündet wäre, der, von ganz anderer Seite kommend, den Lauf der eu-
genischen Bewegung mehr gehemmt als gefördert hat. Die Quellen dieses Zuflusses
waren zwei in ihrer Heimat entwurzelte, geistig hervorragende, aber in dieser
Frage recht einseitig eingestellte Persönlichkeiten: der Franzose Graf Artur
Gobineau (geb. 1816 in Ville d'Avray, gest. 1882 in Turin) und der Engländer
Houston Stewart *Chamberlain* (geb. 1855 zu Portsmouth, gest. 1927 zu Bayreuth).
Beide vertraten die Anschauung, daß die nordische oder germanische, von anderen
auch als teutonische oder baltische Rasse bezeichnet, allen anderen körperlich und
geistig weit überlegen sei.

Ihren Ausgang nahm diese Lehre um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von
Gobineaus vierbändigem, 1853–55 erschienenen, von Ludwig *Schemann* über-
setzten Werk: „Essai sur l'inégalité des races humaines“ (= Abhandlung über die
Ungleichheit der Menschenrassen; das hier von *Gobineau* gebrauchte Wort Essai für
populärwissenschaftliche Darstellungen, das auch in die deutsche und englische
Sprache übergang, wandte zuerst 1580 *Montaigne* an.) Nach *Schemann* („*Gobineau*
und die deutsche Kultur“) wurde als „Kern der Gobineauschen Wirkungen ein aristo-
kratisierender Gegenvorstoß gegen die Gleichmacherei und Nivellierung des Libe-
ralismus, eine Rückdämmung des demokratischen Stromes unserer Zeit“ angesehen.
Schallmayer erhob seine warnende Stimme: „Wer nach Mitteln suchen würde, das
deutsche Einheitsbewußtsein zu zerrütten, müßte die Ausbreitung jener Theorie
von *Gobineau* begünstigen.“

Gobineau, der von den Menschen eine nicht gerade günstige Meinung hatte, wie sein Ausspruch: „L'homme est l'animal méchant par excellence“ (= Der Mensch ist das Tier, welches an Börsartigkeit alle anderen übertrifft) zeigt, galt in seinem Vaterlande als großer Sonderling. Iwan Bloch schreibt in seinem „Sexualleben unserer Zeit“, daß aus den Briefen *Gobineaus* an seinen Freund Fürst Philipp *Eulenburg* eine asexuelle edle Liebe zwischen Männern leuchtet. Mehr Beachtung als in seiner Heimat fand *Gobineau* in Deutschland, wo sich aus dem Kreise, der sich in Bayreuth um Richard *Wagners* „Haus Wahnfried“ sammelte, eine besondere *Gobineau*-Gesellschaft bildete. *Wagners* Schwiegersohn *Chamberlain* rückte zwar bald von *Gobineau* ab, warf ihm sogar „Verschrobenheit“ und „perverse Antiwissenschaftlichkeit“ vor (Eigenschaften, die seine Gegner auch ihm zuschrieben), übertraf ihn aber noch in schwärmerischer Verherrlichung der germanisch-nordischen auf Kosten aller anderen Rassen und vor allem an äußerem Erfolg; denn sein zuerst 1899 erschienenenes zweibändiges Werk „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“, das F. *Friedrich* „Chamberlains siegesfrohen Triumphgesang von der Germanenherrlichkeit“ im Gegensatz zu „Gobineaus schwermütigem Requiem auf die Arierherrlichkeit“ nennt, erlebte in rascher Folge eine Auflage nach der andern, namentlich nachdem es *Wilhelm II.* zu seinem Lieblingswerk erkoren hatte, der ihm noch in seinen Lebenserinnerungen folgende Worte widmet: „Das Germanentum in seiner Herrlichkeit ist dem erstaunten deutschen Volke erst durch *Chamberlain* in seinen „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ klargemacht und gepredigt worden. Aber, wie der Zusammenbruch des deutschen Volkes zeigt, erfolglos.“

Von dem germanischen Rassetypus mit seinen „großen strahlenden Himmelsaugen, dem goldenen Haar, der Riesengestalt, dem Ebenmaß der Muskulatur, dem hohen Antlitze, das ein gesteigertes Seelenleben zum Sitze seines Ausdrucks geformt hat“, entwirft *Chamberlain* die begeistertsten Schilderungen. „Körperlich und seelisch“, ruft er einmal aus, „ragen die Arier unter allen Menschen empor; darum sind sie von Rechts wegen (wie der Stagirit – gemeint ist *Aristoteles*, der im vierten Jahrhundert v. Chr. die Menschenglaverei verteidigte – sich ausdrückt) die Herren der Welt.“

Chamberlain, der feinsinnige Biograph *Goethes*, *Kants* und Richard *Wagners*, war indessen ein viel zu gescheiter Mann, um sich bei diesen und ähnlichen Beschreibungen nicht bewußt zu werden, daß in Rassefragen noch mehr als sonst alle Gründe aus Instinkten geboren werden. Im Vorwort zur vierten Auflage seiner „Grundlagen“ wendet er sich gegen jede Erklärung des Begriffes Rasse; es sei eine Gefühlsangelegenheit; dann fährt er fort: „Der bekannte und verdienstvolle Anthropolog *Wilser* wirft mir vor, ich hätte keine Ahnung, was Rasse sei; meine Darstellung sei aus „Redensarten“ zusammengewoben, sie könne in keiner Hinsicht die aufgeworfenen Fragen beantworten, usw. *Wilser* ist eben ein Rassendogmatiker. Von der Entstehung der Wirbeltiere an bis zur Geburt des Menschen, und von da an durch alle planetarischen Umwälzungen bis zur glücklichen Ausbildung der arischen Rasse, sodann die Reihe der Wandlungen dieser Rasse: er weiß alles im einzelnen zu erzählen, förmlich, als wäre er dabei gewesen und weilte nur infolge einer glücklichen Metempsychose (= Seelenwanderung) noch einmal unter den Spätgeborenen. Da ist er nun im Vorteil, denn ich weiß von dem allen gar nichts

und kann mir höchstens sehr wichtige Versuchshypothesen darüber bilden. Und was *Wilser* bei mir vermißt, ist eben dieses bestimmte Wissen über Dinge, von denen kein Mensch etwas wirklich ‚weiß‘, und außerdem der Mangel an Definition. Das ist das rechte Steckenpferd der Schulweisheit! Ich gebe nirgends eine scharfe Begriffsbestimmung, sondern lasse den Leser aus den vorgeführten Tatsachen nach und nach entnehmen, was Rasse sei; die Merkmale ‚verschwimmen vor meinen Augen‘; ja, ich gehe so weit, jenes ganz unwissenschaftliche, ungelehrte Ding, ‚das eigne Bewußtsein‘, die ganze gemeine tägliche Erfahrung der einzelnen in die Rassendarstellung hereinzuziehen – wo doch der rechte Anthropolog erst bei ausgegrabenen Knochen zu denken anfangen darf. Die Empörung des Gelehrten über ein so unerhörtes Vorgehen verstehe ich ganz gut. Und doch, hätten ihm seine Fachstudien ein wenig Muße gelassen, sich in der Philosophie umzusehen – eine von vielen Naturwissenschaftlern verpönte, nichtsdestoweniger aber sehr nützliche Beschäftigung – so hätte er von *Kant*, ja schon von *Descartes* erfahren, daß nur Gedankendinge, nicht wirkliche Dinge, sich überhaupt definieren lassen.“

Wir müssen es uns versagen, hier auch nur die wichtigsten Männer mit ihren Hauptwerken namhaft zu machen, die sich nach dem Vorgang *Gobineaus* und *Chamberlains* in immer steigendem Grade für die kulturelle Überlegenheit der nordischen Rasse eingesetzt haben – von dem französischen „Anthroposoziologen“ *Vacher de Lapouge*, der prophezeit: „Ich bin überzeugt, daß man sich im nächsten (20.) Jahrhundert nach Millionen schlachten wird wegen ein oder zwei Graden mehr oder weniger im Schädelindex. An diesem Zeichen, das das biblische Schiboleth und die Sprachverwandtschaft ersetzen wird, werden sich die verwandten Rassen erkennen, und die letzten Sentimentalen werden gewaltige Ausrottungen von Völkern erleben“, bis zu *Wendrin*, der das biblische Paradies nach Mecklenburg verlegt und jeden in Grund und Boden verdammt, der Jesus nicht für einen Urgermanen hält. Ab 1902 sammelten sich die „Pangermanen“, die in den „Panslawisten“, der „Irredenta“ Italiens, den „Erwachenden“ in Ungarn, dem (bereits 1865 gegründeten, in seinem Einfluß bei uns sehr unterschätzten) nordamerikanischen Geheimbund Ku-Klux-Klan (der außer gegen farbige und jüdische auch gegen die römisch-katholischen Volksgenossen arbeitet) sowie in entsprechenden Richtungen in fast allen anderen Ländern Parallelen haben, um die von *Ludwig Woltmann* gegründete „Politisch-Anthropologische Revue“. Ich kannte *L. Woltmann* persönlich, er war äußerlich und innerlich eine edle Erscheinung, die wie der reine Tor „Parsifal“ wirkte, aber auf festem Wirklichkeitsboden stand er nicht. Der frühe Tod, den er an der ligurischen Küste im Mittelmeer erlitt (bei Sestri Levante), war wie sein Leben in ein tiefes Geheimnis gehüllt. Wie *Ploetz*, *Grotjahn* und ich selbst gehörte auch *Woltmann* damals der sozialistischen Bewegung an, in der Hoffnung, bei dieser von alten Vorurteilen unbeschwerten Richtung noch am ehesten Verständnis für neue Ideen und Ideale zu finden.

Nach *Woltmanns* Tode nahm seine Zeitschrift eine immer extremere Richtung an, setzte sich unter *Lanz-Liebenfels* sogar für die von ihm in der „Ostara-Gesell-

schaft“ und von W. *Hentschel* im „Mitgartbund“ begründeten „Reinzuchtkolonien für die Blonden“ ein (ähnliches plante nach der Zeitschrift „Die Nornen“ auch die Siedlungsgesellschaft „Thule“), bis sie schließlich an Abonentenschwund erlosch. Damit verschwand aber keineswegs die Idee von der bevorzugten Stellung und der notwendigen Reinerhaltung der nordischen Edelfrasse, die im Gegenteil nach dem Weltkriege immer mehr an Boden gewann und ihren stärksten Ausdruck in den vielgelesenen Büchern von Hans *Günther* fand, unter denen allein „Die Rassenkunde des deutschen Volkes“ (bei *Lehmann* in München) innerhalb eines Jahres drei Auflagen erlebte. Bezeichnet doch sogar ein Gesinnungsgenosse *Günthers*, Dr. L. F. *Clauß*, in seinem Buch „Rasse und Seele“ die nordische (oder arische) Bewegung, „die sich gegen die Übergriffe des Menschheitsglaubens wendet und gegen die fremden oder verfremdeten Pfaffen der Humanität“, als den zweiten Protestantismus gegenüber dem ersten von Martin *Luther*, der „nur einen Teil der fremden Gewandung abwarf“. Wie objektiv und gerecht abwägend klingen diesem „Evangelium“ der Rasse gegenüber Worte, wie ich sie in einer Abhandlung des alten Münchner Hygienikers Max von *Gruber* über „Volk und Rasse“ fand; sie lauten: „Unter den edelsten Menschen, die mir im Leben begegnet sind, befanden sich auffallend viele, die in ihrem Äußeren sehr wenig von nordischer Rasse merken ließen, und unter den brutal selbstsüchtigen Strebern nicht wenige, die recht nordisch aussahen. Die vorurteilslose Prüfung der einzelnen und gerade ihrer Ahnen und Geschwister auf ‚Herz und Nieren‘ ist viel zuverlässiger für die Beurteilung ihres sozialen Wertes als die auf Augen- und Haarfarbe; so wie es viel zuverlässiger ist, den Menschen selbst sich anzusehen als sein Horoskop.“

Die in H. *Günthers* „führendem Rassenwerk“ vertretene Lehre von der „Entnordung Deutschlands“ (nur 10 Prozent der deutschen Bevölkerung sind nach *Günther* Angehörige der nordischen Rasse, nach *Hildebrand* und anderen sind es sogar nur noch 6 Prozent) scheint nun allerdings viele Anhänger der „völkischen“ und „alldeutschen“ Bewegung selbst zur Besinnung gerufen zu haben. So schreibt K. F. *Wolff* in seiner „Rassenlehre“ („Neue Gedanken zur Anthropologie, Politik, Wirtschaft, Volkspflege und Ethik“, erschienen in der von Professor Dr. Gustav *Kossinna* herausgegebenen Mannus-Bibliothek, 1927 bei Kabitzsch, Leipzig): „Mit seiner Lehre von der ‚Entnordung Deutschlands‘ und mit dem ‚ostischen‘ Gespenst, das er an die Wand des deutschen Hauses malt, hat *Günther* viel Unruhe und Besorgnis verbreitet.“ *Wolff* beruft sich dabei auf H. *Schemmel*, der in einem Aufsatz der „Alldeutschen Blätter“, „Die ostische Gefahr“ (vom 18. Oktober 1924), seine warnende Stimme erhebt; er schreibt: „Es scheint fast so, als ob jeder ernste, völkisch gesinnte Deutsche, der die ‚Rassenkunde‘ gelesen hat, sich schnellstens vor den Spiegel stellt und angstvoll danach forscht, ob er nicht etwa durch ostische Merkmale bemakelt sei. Das ist ein unhaltbarer Zustand und hat zur Folge, daß sich wertvolle völkische Kreise rassisch entwurzelt fühlen müssen. Und das ist gerade das Furchtbare, daß der Zusammenbruch uns auf fast allen Gebieten des Lebens

wurzellos gemacht hat; wird nun auch der letzte feste Zusammenhang untergraben, das Bewußtsein, durch die lebendigen Bande des Blutes unlösbar mit der Volksgemeinschaft verbunden zu sein, so sieht der Mensch sich rettungslos einem Chaos gegenüber. Der Sinn des Lebens ist letzten Endes damit ausgelöscht . . . Es geht nicht an, auf Grund der noch sehr unvollkommenen Ergebnisse einer Wissenschaft, die vielleicht doch an dieser Stelle geirrt hat, einen neuen Keil ins deutsche Volk zu treiben.“ Noch schärfer äußert sich V. *Lebzelter* in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft“ in Wien (Bd. 56, S. 218): „Wir müssen uns schon weit in der Weltliteratur umsehen, um einen Autor zu finden, der im wissenschaftlichen Gewande, aber ohne jede wissenschaftliche Berechtigung den Charakter des größten Teiles seiner Volksgenossen so verunglimpfen würde, wie *Günther* das tut.“

In nicht minder ernsten Worten wendet sich der Kieler Botaniker Dr. Fritz *Merken-schlager* in einer besonderen Schrift, betitelt: „Götter, Helden und Günther“ (bei L. *Spindler* in Nürnberg), gegen die Günthersche Rassenkunde; er sagt wörtlich: „Meine Kritik wird sich zur Anklage steigern, ich klage das Buch („Die Rassenkunde des deutschen Volkes“) an wegen eines Verbrechens am Seelenleben des deutschen Volkes.“ Mehr noch wie diese Ausdrücke der Empörung fällt für mich eine Bemerkung ins Gewicht, die von F. *Lenz* selbst herrührt (in einem Aufsatz der Süddeutschen Monatshefte: „Nordisch oder Deutsch?“). Hier sagt er: „Es war kein ganz glücklicher Einfall des Verlegers *Lehmann* — denn er ist der geistige Vater des Güntherschen Buches —, gerade ein Buch über die Rassen Deutschlands schreiben zu lassen. Gewiß wollte er damit dem deutschen Volke einen Dienst erweisen; eben darum sollte es ja eine Rassenkunde des deutschen Volkes sein. Er hatte mich in früheren Jahren mehrfach aufgefordert, ein solches Buch zu schreiben, was ich aber stets ablehnte, da ich Bedenken trug, die Rassenunterschiede innerhalb des deutschen Volkes zum Gegenstande einer besonderen Darstellung zu machen. Er hat dann in dem Philologen *Günther* den gesuchten Verfasser für sein Buch gefunden.“

Um diese Urteile zu begreifen, muß man zweierlei berücksichtigen: erstens die Tatsache, welche der bekannte Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher“, Hans *Delbrück* (geb. 1848 auf Rügen), (in „Regierung und Volkswille“, 1914, S. 3) so formuliert hat: „Es ist gar kein Zweifel, daß nur ein geringer Teil des heutigen deutschen Volkes in der Hauptsache Germanen sind;“ und zweitens, daß die „ostische Gefahr“ bei *Günther* nicht etwa wie bei angstvoll nach dem Osten blickenden Politikern mit der gelben Gefahr oder der russisch-bolschewistischen zusammenfällt, sondern daß er unter der „ostischen“ die von V. *de Lapouge* und anderen als alpin (auch als turanisch) bezeichnete, im deutschen Sprachgebiet am stärksten vertretene Rasse versteht, die er wie folgt schildert: Kurz gewachsen, kurzschädelig, breitgesichtig, mit schwerem, massigem Unterkiefer, unausgesprochenem Kinn; stumpfe, kurze Nase mit flacher Nasenwurzel; hartes braunes oder schwarzes Haar; nach vorn liegende braune Augen, gelblich-bräunliche Haut. *Günther* behauptet: „Die Ostrasse hat keine überragenden Menschen hervorgebracht“ (S. 188), ihr ist „jede eigentliche Schöpfergabe versagt“ (S. 316).

Noch in der letzten Arbeit, welche Hans *Günther* (aus Lidingö in Schweden) unter dem Titel: „Der nordische Gedanke“ (Juli 1927) erscheinen ließ, wendet er sich gegen die ostische Rasse mit folgenden Worten: „Nun steht aber unter allen europäischen Rassenbildern das seelische Bild der ostischen wie auch der ostbaltischen Rasse den mehr oder minder klaren Vorstellungen vom edlen Menschen, die sich im Abendlande nachweisen lassen, am fernsten. Das mag schon die Erscheinung andeuten, daß im allgemeinen die gänzlich unbewußt urteilenden Zeichner der Witblätter, der Werbetafeln usw. denjenigen Menschenbildern, denen sie minder edle Kennzeichen geben wollen, zugleich auch leibliche Merkmale geben, wie sie für die ostische (alpine) und ostbaltische Rasse kennzeichnend sind. Da nun aber so das seelische Bild der beiden kurzgewachsenen, breitgesichtig-kurzköpfigen, stumpfnäsigen Rassen mit dem unausgesprochenen Kinn — um nur allgemeiner beachtete Merkmale anzugeben — dem immer noch im Abendlande geltenden Bilde des edlen Menschen ferner steht, da zudem im allgemeinen — wie die gleichen Zeichner bezeugen können — der edle Mensch zumeist die Züge der nordischen Rasse trägt, so muß gegenwärtig noch das ostische und ostbaltische Rassenbild, sowohl leiblich wie seelisch, minder anziehend erscheinen. Die nordische Bewegung“, fährt er fort, „will möglichst viele vorwiegend nordische Deutsche der heute allmächtig scheinenden individualistischen Lebensauffassung entziehen, damit sie sich durch ‚Wahl eines nordischen Ehegatten‘ für das Gedeihen ihrer Rasse und Deutschlands ‚Aufordnung‘ (L. F. *Clauß*) einsetzen.“

Weiter noch geht O. *Hauser*, der (in „Rasse und Rassefragen in Deutschland“, bei Alexander Duncker in Weimar, 1915) dringend die Menschen der nordischen Rasse davor warnt, sich mit Deutschen zu vermählen, die der ostischen Rasse angehören, von der er unter anderem sagt: „Der Alpine ist vor allem Geschäftsmann. Er ist als solcher fleißig, aber skrupellos (unfair), verschmäht keinen Trick, erniedrigt sich, um einen Pfennig zu verdienen, das völlige Gegenteil des Mediterranen, der auch als Geschäftsmann caballero bleiben will. Er hat kein wahrhaftes Interesse außerhalb seiner selbst und seines Geldes, womit er nur sich selbst dienen will. Er kauft sich wohl Bildung — anders als der indolente Mediterrane, dem kein Besitz imponiert —, aber zu keinem innerlichen Nutzen. Er entpuppt sich immer als Parvenu. Er ist Geschäftsmann in allem, auch in der ‚Liebe‘. Er schließt die vorteilhaften Heiraten und bleibt immer eifriger Bordellbesucher. Denn er ist sehr sinnlich und stolz auf seine Potenz, zumeist aber weniger potent, als er zu sein vorgibt. Er ist auch da im Grunde nüchtern, darum nicht wie der Mediterrane naiv-obszön oder kultiviert-pikant, sondern auch da Geschäftsmann. Er bezahlt alles, berechnet; er kommt daher selten in Verlegenheiten — die berüchtigte Chantage scheitert an seiner Klugheit, während der Norde zu unzähligen Malen Erpressern in die Hände fällt, oft auf ganz unbedeutende Absonderlichkeiten seiner Sexualanlage hin. In jüngster Zeit hat sich in der Wissenschaft sehr stark der alpine Einschlag geltend gemacht. Man erforscht mit Vorliebe die Vita sexualis der Genies, führt alle Empfindungen auf geschlechtliche Regungen zurück. Der Norde würde die Homosexualität bei dem und jenem Großen einfach als Tatsache vermerken, ebenso die syphilitische Ansteckung oder sonst ein Moment aus dem Geschlechtsleben, sofern es wirklich bedeutsam ist; der Alpine zieht alles zu seinem Niveau herab. Es gibt für ihn keine Werte über die Sachwerte hinaus. Erst durch viel nordisches Blut verliert er seine tiefinnere Gemeinheit, erst dann, wenn seine Haut die rosige Weiße des Nordens hat. Aber selbst ein *Balzac* ist nichts weniger als ‚edel‘ im nordischen Sinne und *Beethoven* trotz seinem ernstesten Streben und seiner Selbstlosigkeit wenig ‚sympathisch‘.“ Wenn es auch nicht offen ausgesprochen wird, so geht doch aus allem klar und deutlich hervor, daß den nordischen Deutschen im Sinne von *Günther*, *Hauser* und *Clauß* der nordische im fremden Lande (Skandinavien, Amerika, England usw.)

innerlich gefühlsmäßig näher steht als der „ostische“ oder „westische“ im eigenen Vaterlande. In diesem Geiste schrieb schon Madison *Grant* während des Weltkriegs: „Vom Rassenstandpunkt aus ist der gegenwärtige europäische Krieg im wesentlichen ein Bürgerkrieg.“ Wie *Günthers* Rassenwerke in Deutschland, so haben die von Madison *Grant*, vor allem „Der Untergang der großen Rasse“, in Nordamerika große Verbreitung gefunden und in weiten Kreisen der dortigen Bevölkerung einen Rassenstolz und Rassenhaß hervorgerufen, der nicht dazu beitragen wird, aus den Vereinigten Staaten vereinigte Menschen zu machen.

Günthers „westische“ Rasse ist die, welche *Sergi* in Rom und nach ihm Eugen *Fischer* und andere als mediterran (= mittelländisch), andere auch als iberisch bezeichnet haben. *Günther* bezeichnet sie als „kleingewachsen, langschädlig, schmalgesichtig, mit minder ausgesprochenem Kinn; schmale Nase mit hoher Nasenwurzel; weiches, schlichtes oder lockiges braunes oder schwarzes Haar; zurückliegende braune Augen; bräunliche Hautfarbe. Ebenso wie der Ostrasse sollen auch der Westrasse die großen schöpferischen Menschen fehlen. *Günther* wählte die Ausdrücke „ostisch“ und „westisch“ (von „südlich“ sah er ab) im Gegensatz und gleichzeitig in sprachlicher Anlehnung an die Bezeichnung nordische Rasse, die von dem russischen Anthropologen J. *Deniker* stammt, dessen Werk „Les races et les peuples de la terre“ (= Rassen und Völker der Erde) 1900 in Paris erschien. Von der nordischen Rasse gibt *Günther* folgende Schilderung: Hochgewachsen, langschädlig, schmalgesichtig, mit ausgesprochenem Kinn; schmale Nase mit hoher Nasenwurzel; weiches, schlichtes oder welliges helles (goldblondes) Haar; zurückliegende, helle (blaue oder graue) Augen, rosig-weiße Hautfarbe. Dann sagt er wörtlich: „Zum Schauen bestellt scheint vor allem der nordische Mensch zu sein. Die Menschen anderer Rassen, selbst die geistigeren, *blicken* umher; die geistigeren Menschen der Nordrasse schauen. Gerade auch im Vermeiden besonderer, einzelner Kennzeichnung des Blickens darf man wohl in der griechischen Bildkunst den nordischen Geist in griechischer Sondergestaltung erblicken. Das schauende Verhalten der Nordrasse schafft ihre besondere wissenschaftliche Begabung.“

Den ebenfalls von *Deniker* herrührenden Namen der dinarischen Rasse, so benannt nach den Dinarischen Alpen (an der Nordseite der Adria, von Krain bis Albanien) als dem Gebiet ihrer stärksten Verbreitung, hat *Günther* beibehalten; er schildert sie als hochgewachsen, kurzschädlig, schmalgesichtig, mit steilem, wie abgehackt wirkendem Hinterhaupt; sehr starke Nase, die, mit hoher Nasenwurzel weit herausspringend, sich im Knorpelteil nach unten senkt und gegen unten ziemlich fleischig wird; lockiges braunes oder schwarzes Haar, zurückliegende braune Augen, bräunliche Hautfarbe. Von anderen Seiten ist die dinarische Rasse auch als adriatische oder sarmatische bezeichnet worden, sie soll ihrer Abstammung nach der jüdischen am nächsten stehen.

Als Beispiel für die nordische Rasse wird Helmut v. *Moltke*, für die Mittelmeerrasse *Napoleon*, für die alpine Rasse *Beethoven* angeführt und für die dinarische Rasse die von *Defregger* gemalte Bewohnerschaft Tirols.

Von den vier europäischen Hauptrassen sitzt nach Eugen *Fischer* die nordische am reinsten in Teilen von Schweden und Schottland. Als wesentlicher Bestandteil schiebt sie sich bis weit nach Mitteleuropa vor, in geringerem Grade auch nach Süd- und Osteuropa; auch Oberitalien weist einen erheblichen nordischen Einschlag auf. Durch Kolonisation hat sie sich auch außerhalb Europas, namentlich in Nordamerika, Südafrika und Australien weit verbreitet. In unserer Reichshauptstadt Berlin finden sich nach meiner Schätzung unter vier Millionen Einwohnern hoch gerechnet 200 000 Männer und Frauen, welche der Schilderung des nordischen Rassentyps entsprechen; in den süddeutschen Großstädten (München, Stuttgart, Frankfurt) ist die Verhältniszahl noch niedriger. Die mediterrane Rasse hat nach *Fischer* um das Mittelmeer herum ihren Sitz; die alpine hauptsächlich in Mittel- und Südwestfrankreich, ferner im Alpengebiet, von wo sie nach Süden und Norden vorstößt. Die dinarische Rasse sitzt vor allem im Balkangebiet, von wo sie nach Kleinasien übergeht und nach der anderen Seite über die österreichischen Alpenländer bis Süd- und Mitteldeutschland reicht. *Lenz* hält die dinarische Rasse für ein Mischprodukt aus vorderasiatischen und nordischen Bestandteilen; die nordische selbst teilt er in zwei große Zweige, die er als die schlanke blonde Rasse und die schwere blonde Rasse bezeichnet. Von der alpinen (oder ostischen) Rasse schreibt *Lenz*: „Ich habe mich nämlich bisher nicht überzeugen können, daß es überhaupt nötig sei, eine solche Rasse aufzustellen.“

Als fünfte führt *Günther* dann noch die von *Nordenstreng* als „ostbaltisch“ bezeichnete Rasse an (kurzgewachsen, kurzschädlig, breitgesichtig, mit schwerem, massigem Unterkiefer, unausgesprochenem Kinn; stumpfe, ziemlich breite, kurze Nase mit flacher Nasenwurzel, hartes, helles [aschblondes] Haar, nach vorn liegende helle, graue oder weißblaue Augen, helle Hautfarbe mit grauem Unterton). Von *Deniker* wird die ostbaltische Rasse „race orientale“, von *Kraitschek* in seiner Rassenkunde „Ostrasse“ genannt. Als ostbaltische Beispiele bildet *Günther* Maxim *Gorki* und den Schauspieler Paul *Wegener* ab.

Der Rassenbezeichnungswirrwarr wird nicht geringer, wenn wir nun auch noch den Begriff „arisch“ in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen, ein, namentlich seit *Vacher de Lapouge* 1899 sein Buch: „L'Aryen, son rôle social“ (= Der Arier, seine soziale Rolle) erscheinen ließ, ebenso viel wie verschiedenartig und mißbräuchlich gebrauchtes Wort. Wir können hier völlig *Günther* beistimmen, der schreibt: „Die Sprachwissenschaft hat früher die indogermanischen Sprachen als arische bezeichnet; heute wendet sie die Bezeichnung ‚arisch‘ meist nur auf den indisch-persischen Zweig der indogermanischen Sprache an. Die Rassenkunde hat in ihren Anfängen die (nicht-vorhandene) weiße oder kaukasische Rasse ab und an als arisch bezeichnet, später auch ab und an die Völker indogermanischer Sprache als arische Völker und schließlich auch die nordische Rasse als arische Rasse. Heute ist die Bezeichnung ‚arisch‘ wissenschaftlich unbrauchbar geworden, und ihrer Anwendung ist zu widerraten, zumal sich in nichtwissenschaftlichen Kreisen das Wort ‚arisch‘ in noch mehr Bedeutungen herumtreibt, meist in einer ganz verschwommenen Anwendung auf die Völker, die

nicht semitische Sprachen sprechen. Den ‚Ariern‘ werden dann die ‚Semiten‘ entgegengesetzt. Die Bezeichnung ‚Semiten‘ ist aber in der Rassenkunde ebenfalls aufgegeben worden, da Menschen und Völker verschiedener Rassenherkunft semitische Sprachen sprechen.“

Zu denen, die heute noch an dem Arierbegriff esthalten, gehört Prof. Rudolf Pollard in Graz. In einer Anmerkung zu seiner Übersetzung von Madison Grants bekanntem Buch „Über den Untergang der großen Rasse“ schreibt er: „Als Arier bezeichnen wir jene nordischen Völker, welche einst (zwischen 3000 und 2500 v. Chr.) nach Asien abgewandert sind. Die in Europa sesshaft gebliebenen bezeichnen wir zum Unterschied als europäische Norden. Der Rasse nach gehören beide zusammen und bilden die arische Rasse.“

Als Semiten werden von den Antisemiten (auch diese Bezeichnung kam erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts auf) vor allem die Juden angesehen. Diese aber setzen sich nach Günther (der im wesentlichen Eugen Fischer folgt) aus nicht weniger als sechs bis acht Rassen zusammen: zunächst aus den beiden Grundrassen, der armenischen und der semitischen, von denen die erste nahe mit der dinarischen verwandt ist, deren Mischung mit nordischem Blut auch Günther betont. Die orientalisch-semitische aber steht der mittelländischen sehr nahe. Um das Mittelmeer herum wohnende Juden sind daher körperbaulich aus der umgebenden Bevölkerung sehr schwer herauszufinden; ebensowenig natürlich diese aus den Juden (wie jüdisch – nach den von den Antisemiten entworfenen Bildern – sieht beispielsweise der jetzige König Alfons von Spanien aus!). Als dritter Einschlag ist der nordische in erheblichem Grade vorhanden. Virchow fand, daß unter 75000 jüdischen Kindern in Deutschland 32% helles Haar und 46% helle Augen hatten. In Jerusalem waren (1914) nach F. Schiff bei den Aschkenasiern 40% blond und 30% blauäugig. Weiter wird hamitische, negerisch-maurische und mongolische Beimischung angenommen. Auf den Wanderungen nahmen die Ostjuden viel ostisches Blut, die Westjuden mittelländisches Blut auf. Nach Deutschland kamen die Juden bereits mit den Römern vor fast zweitausend Jahren, teils als Krieger, teils als Händler. Hauptsächlich siedelten sie sich damals im Rheinland (zwischen dem jetzigen Frankfurt a. M., Worms und Trier) an.

Damals traten viele aus den dort ansässigen deutschen Stämmen nicht nur zum Christentum, sondern auch zum Judentum über, vor allem auch bei Vermählungen, während umgekehrt alle Völker Europas seit dem frühen Mittelalter teils durch Zwangstaufen, teils durch Eheschließungen oder freiwilligen Übertritt eine jüdische Beimischung erfahren haben, die im Laufe zweier Jahrtausende einen erheblichen Grad erreicht hat. Gegenwärtig verheirateten sich in Preußen etwa ein Viertel der Juden christlich. Wenn es wirklich einmal so weit kommen sollte, was ich vorläufig für recht unwahrscheinlich halte, die Rassenunterschiede durch Blutreaktion ausfindig zu machen, würden viele Antisemiten sicherlich über das Ergebnis einer bei ihnen vorgenommenen Blutprobe nicht sehr erbaut sein.

Das Wort „arisch“ stammt aus der indischen Sanskritsprache, in der *arya* nach Form und Inhalt unserem „Herr“ entspricht. Als Arier oder Herren bezeichneten sich ursprünglich nur die Bewohner von Iran, dessen älterer Name dementsprechend *Aryana* lautet. Später ging die Bezeichnung auch auf die Bewohner Vorderindiens und Persiens über, und schließlich nannten sich in ganz Indien die Angehörigen der drei obersten Kasten so, im Gegensatz zu den Curda, den niederen Kasten der Handwerker und Arbeiter. Die Arier betrachteten sich als die Aristokraten (= die „Vornehmen“) ihres Landes und wurden daher auch so betrachtet. Ich halte es durchaus nicht für ausgeschlossen, daß die sprachliche Verwandtschaft von Arier sowohl mit Herren

als mit *Ἀριστοί* = die Besten im Unterbewußtsein der Völker viel zu der Hochwertung und Übertragung dieses Ausdrucks von der Sprachforschung auf die Rassenforschung beigetragen hat. Trotzdem die vergleichende Sprachforschung von *Bopp*, *Grimm*, *Max Müller* und anderen zeigte, daß zu dem indogermanischen oder arischen Sprachstamm genau so wie die germanische auch alle slawischen und romanischen Sprachen zählen, und nicht minder die griechische, armenische und altpersische, schreibt beispielsweise der Karlsruher *Otto Ammon* (dessen Bücher: „Die natürliche Auslese beim Menschen“ und „Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen“ auch bereits 1893 und 1895 erschienen): „Einzig und allein der in dem rauen Klima Nordeuropas unter Jagd, Krieg und ritterlichen Übungen aufgewachsene Mensch bietet diejenigen Anlagen, welche die Zierde des Ariers ausmachen, nämlich Kraft, Energie, Tapferkeit, Selbstgefühl, Wahrhaftigkeit, Mitleid mit Schwachen und echte Menschlichkeit usw.“

Von hervorragenden Gelehrten, die sich in überzeugender Weise gegen jede Verwendung der Sprache als Rassenmerkmal wandten, seien zwei genannt, der berühmte Sanskritforscher *Max Müller* in Oxford und der Grazer Nationalökonom *Ludwig Gumplowicz* (1838 – 1909). *Max Müller*, der im Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn noch selbst von arischen Rassen geschrieben hatte, änderte seine Ansichten so vollkommen, daß er schrieb: „Für mich ist ein Ethnologe, der von ‚arischer Rasse‘, ‚arischem Blut‘, ‚arischen Augen und Haaren‘ spricht, ein so großer Sünder wie ein Sprachforscher, der von einem dolichocephalen (= langköpfigen, von *δολιχός* = lang, *κεφαλή* = Kopf) Wörterbuch oder einer brachycephalen (= rundköpfigen von *βραχύς* = kurz) Grammatik redet. Es ist ärger als die babylonische Verwirrung – ja geradezu ein Betrug. Wenn ich von Ariern spreche, so meine ich weder Blut noch Knochen, weder Haare noch Schädel. Ich meine damit einfach diejenigen, die eine arische Sprache sprechen.“

Und *Gumplowicz*, der bereits im Jahre 1875 (als es, wie er einleitend bemerkt, noch in vielen Kreisen für sehr anstößig angesehen wurde, überhaupt über Rasse zu schreiben) eine Schrift unter dem Titel „Rasse und Staat“ erscheinen ließ, bemerkt in der 2. Auflage dieses Buches, das 1909 unter dem Titel „Der Rassenkampf“ erschien: „Die große ‚arische‘ Familie umfaßt nach der modernen Linguistik (= Sprachkunde) fast alle Völker vom Indischen Meer bis an den Atlantischen Ozean, ganz Europa mit inbegriffen, und die ‚Urverwandtschaft‘ der Sprachen all dieser ‚arischen‘ Völker soll ein Beweis für ihre gleiche Abstammung, somit ein Beweis sein, daß all diese Völker eine Rasse in ethnologischer und kosmischer Bedeutung sind und wahrscheinlich von einem ersten Menschenpaare abstammen. Diese Theorie würde nun unsere Ansicht und unsere Hypothese vom Ursprung der Rassen ganz beseitigen. Indessen, wie scharfsinnig auch und gelehrt die linguistischen Forschungen der Neuzeit sind, wie klar sie auch die Abstammung der klassischen, sodann der germanischen und slawischen Sprachen aus dem Sanskrit nachweisen, den Beweis, daß Sprachgebiet und Rasse immer sich decken, daß Sprache immer untrügliches Merkmal der Rassenidentität ist, den Beweis zu führen, ist die Linguistik nicht imstande. Solange aber dieser Beweis nicht geführt, ist auch der Widerspruch zwischen unserer Ansicht von den Rassen und den Ergebnissen der Forschung ein scheinbarer und leicht zu beseitigender. Denn es schließt

ja zum Beispiel der Umstand, daß alle Hellenen eine Sprache hatten, keinesfalls die Annahme aus, daß diese Sprache von einer höher entwickelten arischen Erobererrasse nach Griechenland gebracht wurde und hier einer Bevölkerung von anderer Abstammung zugleich mit der ‚Wohltat‘ staatlicher Einrichtungen mitgeteilt oder aufgedrungen wurde. Die weite Verbreitung der arischen Sprachen in Europa wäre dann nur ein Beweis, daß es eine arische Rasse war, die, von Asien nach Europa kommend und hier sich nach allen Seiten hin verbreitend und zersplitternd, die in Europa ansässigen Rassen, die zu der Zeit vielleicht noch zu gar keiner festen Sprachbildung gekommen sein mögen, der Wohltat einer fertigen Sprache teilhaftig machte. Daß aber diese eine Sprache in den verschiedenen Völkerschaften Europas so verschiedenen und bedeutenden Änderungen unterlag, das mag seinen Grund haben in der Verschiedenheit der physischen Beschaffenheit der Stimm- und Sprechorgane dieser verschiedenartigen Völkerschaften, von denen nun jede ein und dieselbe, ihr von der arischen Rasse mitgeteilte Sprache nach ihrer Weise und nach der Eigenart ihrer Stimmorgane umänderte.“

Da man vielfach glaubt, daß die arischen Sprachen und unter diesen die englische, auf der Erde am verbreitetsten seien, mag dieser Irrtum dahin berichtigt sein, daß an erster Stelle das Chinesische kommt, das von 480 Millionen gesprochen wird, an zweiter Stelle das Indische, das die Muttersprache von 325 Millionen Menschen ist. Erst dann kommt Englisch mit 175 Millionen, Deutsch mit 95 Millionen, Spanisch mit 85, Russisch mit 80, Französisch mit 45 und Italienisch mit 40 Millionen. Rechnet man allerdings aus, wie viele Menschen diese Sprachen verstehen, so ändert sich das Bild nicht unwesentlich. Man hat festgestellt, daß sich in Englisch rund 250 Millionen, in Französisch ungefähr 200 Millionen, in Deutsch, Russisch und Spanisch etwa 120–130 Millionen verständigen können. Neben diesen Hauptsprachen gibt es aber zurzeit auf der Erde noch gegen 600 Sprachen, die untereinander so verschieden sind, daß sie nur von denen gebraucht werden können, die sie erlernt haben, und daneben mindestens 4000 sich mehr oder minder stark voneinander unterscheidende Dialekte. In Kalifornien gibt es mehrere Dialekte, die von kaum 1000 Personen gesprochen werden. Erlebte ich es doch selbst in einem Prozeß (gegen den Fürsten *Eulenburg* wegen Meineids), daß ein Berliner Gericht für Zeugen aus den ländlichen Bezirken Oberbayerns Dolmetscher hinzuziehen mußte. Vielfach gehen auch Dialekte und Sprachen ineinander über oder verwandeln sich allmählich ineinander, so daß es fraglich wird, ob man sie als Jargon, Mischdialekt oder selbständige Sprech- oder Schriftsprache anzusehen hat. So hat man sich nicht ohne Grund dagegen gewandt, das „Jiddische“, das seine Doppelwurzel im mittellalterlichen Deutsch und im Hebräischen hat (die vielen jetzt nach Westen zurückflutenden Ostjuden kamen, wie aus den von ihnen so zähe festgehaltenen mittelhochdeutschen Ausdrücken hervorgeht, zur Zeit der Kreuzzüge und der mit ihnen zusammenhängenden Judenverfolgungen aus Deutschland nach Rußland und Polen), als Jargon zu bezeichnen, da es sich zu einem von Millionen gesprochenen eigenen Ausdrucksmittel mit selbständiger Grammatik und umfangreicher Literatur entwickelt hat, nicht viel anders als das Englische aus dem Französischen und Angelsächsischen, als das Italienische und andere Sprachen aus dem Lateinischen. Mag dem nun aber sein, wie ihm wolle, jedenfalls steht so viel fest, daß die Sprache außerordentlich stark den Gesetzen der Mimikry unterliegt, und wenn nicht der ersten Generation, so doch der zweiten und dritten so sehr in „Fleisch und Blut“ übergeht, daß sie als Rassenmerkmal unverwendbar ist.

Es liegt auf der Hand, daß diese gewaltige Zerrissenheit der Menschheit in ihrer sprachlichen Ausdrucksform viel dazu beigetragen hat und noch beiträgt, daß die Menschen einander so wenig „verstehen“. Der biblische Mythos (1. Mos. 11) vom Turmbau zu Babylon, dessen Vollendung Gott durch Sprachverwirrung verhindert, hat dieses richtig erfaßt. Um ihre verhängnisvollen Folgen zu überwinden, wäre ein allen gemeinsames

Verständigungsmittel, eine Weltsprache gewiß von höchstem Wert; eine Frage ist nur, ob es je möglich sein wird, den lebendig sprudelnden Quell der Sprache in ein ruhiges Bett zu zwingen. Die Deutschen, die vor zwei Jahrtausenden lebten, würden die heutigen nicht mehr verstehen. In einer Arbeit, die ich in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts über den „Traum einer Weltsprache“ gegen das damals erfundene Volapük des Pfarrers *Schleyer* veröffentlichte, wandte ich mich daher gegen die Möglichkeit einer Weltsprache. Kurz darauf (1887) gab dann der Warschauer Augenarzt *Zamenhof* (1859 bis 1917) unter dem Pseudonym „Esperanto“ das Lehrbuch einer neuen „Welthilfssprache“ heraus, die sich seitdem sehr viele begeisterte Anhänger erworben hat. Ihr Dauererfolg dürfte meines Erachtens davon abhängig sein, inwieweit es gelingt, sie neben den Muttersprachen als internationale Hilfssprache den Kindern möglichst aller Länder in den Schulen beizubringen.

Eher als aus der Sprache ließen sich schon aus den Eigennamen (Vor- und Zunamen) eines Menschen gewisse Rückschlüsse auf seine Abstammung, die Herkunft seiner Vorfahren, ziehen, aber auch diese Schlußfolgerungen sind oft äußerst „einseitig“. Leider besitzen wir noch keine gründliche Geschichte der Personennamen, aus der hervorgehen würde, mit wie zahlreichen Veränderungen, Umbenennungen, Anpassungen, „Pseudonymen“ (Decknamen) wir es hier zu tun haben. Um wenigstens an einigen Beispielen zu erhärten, wie unzuverlässig auch dieser Indikator (= Anzeiger) ist, sei an gewisse, nur dem Ununterrichteten befremdliche Erlebnisse des Weltkrieges erinnert, in dem es vor kam, daß russische Heere von Generalen mit deutschen Namen wie *Rennenkampf*, deutsche von Generalen mit französischen Namen wie *François* geführt wurden; auch die englischen Gesandten, die sich bei Ausbruch des Krieges in Berlin und Wien befanden, trugen deutsche Namen (*Goschen* und *Bunsen*); in der Tschechoslowakei finden sich unter den Führern der Tschechen viele Träger deutscher wie unter den deutschen Parteiführern solche tschechischer Personennamen. So heißt ein Führer der deutschen Agrarier *Krzepek*, ein Führer der deutschen Sozialdemokraten sogar Dr. *Czech*, während einer der Leiter der tschechischen Sozialdemokraten der frühere Wohlfahrtsminister *Habermann* (gewiß ein deutscher Name!) ist, und ein anderer zwar *Nemec* heißt, was jedoch in tschechischer Sprache der „Deutsche“ bedeutet. Auch die Namen vieler Herolde der „deutschen Rasse“, der Grafen *Gobineau* und *Reventlow*, der *Chamberlain* und Paul *de Lagarde* (eigentlich Bötticher) verraten nichts von deutscher Abkunft und Gesinnung. Diese Beispiele ließen sich verhundertfachen. Sie bestätigen die Ansicht von H. Herß: „Der Rassenhaß ist kein natürliches Gefühl. Radikale Nationalisten sind oft von fremder Abstammung, ähnlich wie Renegaten (= Abtrünnige) ihre früheren Glaubensgenossen am heftigsten befehlen.“

Mußten sich aus diesen Gründen fast alle ernst zu nehmenden Rassenforscher wohl oder übel entschließen, Sprachen und Namen als allzu unsichere Zeichen fallen zu lassen, so wandten sie zwecks Auffindung durchschlagender Gruppenmerkmale eine um so größere Aufmerksamkeit der äußeren Erscheinung des Menschen zu.

In erster Linie kommt hier

die Menschenfarbe

in Betracht. Sie legte vor allem der große Systematiker *Linné* seiner Einteilung der Menschenrassen zugrunde und verband sie in eigenartiger Weise mit Kennzeichen, die sich teils auf die körperseelischen Eigenschaften der Menschen, teils auf ihre Umwelt bezogen. Seine geistvolle Vierteilung lautete:

I. Der Europäer, weiß, sanguinisch, fleischig, leicht beweglich, scharfsinnig, erfinderisch; bedeckt mit anliegenden Kleidern, regiert durch Gesetze.

II. Der Amerikaner, rötlich, cholerisch, gerade aufgerichtet, hartnäckig, zufrieden, frei, bemalt mit labyrinthischen Linien, regiert durch Gewohnheiten.

III. Der Asiate, gelblich, melancholisch, zäh, grausam, prachtliebend, geizig; gehüllt in weite Gewänder, regiert durch Meinungen.

IV. Der Afrikaner, schwarz, phlegmatisch, schlaff, schlau, träge, gleichgültig; mit Fett gesalbt, regiert durch Willkür.

Die Färbung der Haut rührt ebenso wie die der Haare und Augen von einer stärkeren oder schwächeren Pigmentierung her, die ihrerseits wiederum wie bei den Pflanzen wesentlich von der Sonnenbelichtung abhängig ist. Daß es sich bei den verschiedensten Hautfärbungen vom hellsten Weiß bis zum tiefsten Schwarz in Wirklichkeit nur um Grad, nicht um Artunterschiede handelt, ist leicht durch das Mikroskop zu erweisen. Alle Menschen haben dasselbe körnige Pigment (= Farbstoff), und die verschiedene Hautfarbe der Einzelmenschen und Einzerrassen entsteht lediglich durch Verschiedenheiten in der Anhäufung und Verteilung desselben Farbstoffes. Im übrigen sollte eigentlich, seit Arnold *Rikli* in Veldes (Krain) vor einigen Jahrzehnten die so heilsamen Sonnenbäder einführte und diese in unzähligen Freiluftbädern weiteste Verbreitung gefunden haben, jedermann wissen, in wie hohem Grade die Hautfärbung von der Sonne (selbst von der künstlichen Höhensonne) und in wie geringem Grade der Charakter eines Menschen von der Hautfärbung abhängt. *Virchow* erzählt, daß er in Ägypten in sechs Wochen so braun geworden sei wie die eingeborenen Fellachen, und bei dem um die Sonnentherapie so hochverdienten Dr. *Rollier* in Leysin (Schweiz) sah ich tuberkulöse Kinder, deren blasse Haut so tiefbraun geworden war, daß sie von der farbiger Kinder nicht mehr zu unterscheiden war.

Ist vielleicht gar der Drang vieler Menschen, sich im Sommer bräunen zu lassen, ein atavistischer Zug? Die braune Gesichts- und Körperfarbe gilt dann, namentlich beim Manne, als gesund und schön. Nur die bei manchen auftretenden örtlichen Pigmentanhäufungen – die „Sommer“-sprossen – werden meist als häßlich empfunden (wie die vielen dagegen empfohlenen „kosmetischen“ Mittel beweisen), es sei denn, es handelt sich um einen einzelnen „Leberfleck“, der in manchen Zeiten sogar als „Schönheitsfleck“ künstlich angepinselt oder aufgeklebt wurde.

Die vier Grundfarben der Haut: weiß, gelb, rot und schwarz kommen in allerlei Abstufungen und Übergängen vor, auch wo kein unmittelbarer Einfluß durch Mischen nachweisbar ist. So sind weiße Neger keineswegs selten, und wie viele gelbe (und bräunliche) Europäer es gibt, kann man besonders deutlich in der Anatomie oder in Leichenschauhäusern erkennen, wenn nicht mehr das durchschimmernde Blut den eigentlichen Farbton der Haut verändert.

Die graduelle Pigmentregel (nur auf die Menge des Farbstoffs kommt es an) gilt nicht nur für die Haut, sondern auch für die Haar- und Augenfarbe. Gewiß sind

goldblonde Haare und blaue Augen wunderschön und verdienen schon um ihrer Seltenheit willen die Bewunderung, die man ihnen zollt (daher gebrauchten auch schon die alten Völker wie die moderne Kosmetik Färbemittel, um die Haare blond erscheinen zu lassen), aber daß die Blondhaarigen und Blauäugigen ganz im allgemeinen einen besseren Charakter, einen bedeutenderen Geist, einen höheren Wert haben als Männer und Frauen mit dunkelfarbigen Augen und Haaren, dies kann nur jemand behaupten, der den Einzelmenschen nicht mit genügender Schärfe unter die analytische Lupe genommen hat. *Lombrosos* Behauptung, daß das Genie mit dunkler Pigmentierung zusammenhänge, verdient ebenso wenig ernst genommen zu werden, wie die gegenteilige *Woltmanns*. Bei unvoreingenommener Betrachtung kommt der äußeren Menschenfärbung keine größere Bedeutung zu, als die Farbe bei allen übrigen Geschöpfen besitzt. Gewiß kann man sehr verschiedener Meinung sein, ob eine weiße Rose schöner ist als eine gelbe oder eine hellrote besser aussieht als eine dunkelrote, auch ist es Geschmacksache, ob jemand weiße, schwarze, braune oder graue Kaninchen oder Bären hübscher findet, oder ob ihm ein Rappe, ein Falber oder ein Schimmel besser gefällt, aber Werturteile daran zu knüpfen, wird wohl kaum jemandem einfallen. Nur unter uns hält der Weiße den Schwarzen oder Gelben für minderwertig und blickt auf seine Hautfarbe mit Verachtung oder gar Haß, ebenso wie der Dunkelfarbige auf die „Bleichgesichter“. Ohne sich über das „Warum“ Rechenschaft zu geben, erblicken sie in ihrem subjektiven Distanzgefühl und Unbehagen einen objektiven Maßstab und schließen in oberflächlicher Einfalt von der schwarzen Farbe auf eine „schwarze Seele“.

Wie subjektiv der Schönheitsbegriff ist und wie sehr abhängig von der Gewohnheit an die Umgebung, zeigt eine Stelle aus dem Buche „We Tibetans“. Die Verfasserin, eine Tibetanerin, Rhin-Chen-Lha-Mo, schildert darin den Eindruck, den sie von dem Aussehen der Europäer empfangen hat, wie folgt: „Nach unseren Anschauungen sehen Europäer im allgemeinen nicht gut aus. Wir finden, ihr habt zu große Nasen, die oft ausladen wie der Schnabel eines Topfes. Eure Ohren sind wie Schweinsohren so groß; eure Augen so blau wie die Spielkugeln für Kinder, die Augenhöhlen sind zu tief, die Brauen zu weit vorspringend wie bei Affen.“ —

Auch die Behauptungen von einem bestimmten Hautgeruch der Rassen sind unzutreffend. So bestreitet Max *Weber* aus eigener Wahrnehmung mit Entschiedenheit den Rassengeruch der Neger. Im Mittelalter wurde den Juden ein widerlicher Geruch zugeschrieben. Die asiatischen Völker wiederum wollten genau wissen, daß die europäischen stinken und so weiter von Volk zu Volk.

Ich habe während des Weltkrieges in unseren Gefangenenlagern sehr viele Angehörige farbiger Völker kennengelernt und bin auch vorher und nachher mit Farbigen in nähere Berührung gekommen (erst kürzlich hatte ich einen tiefschwarzen Rechtsgelehrten aus Natal in Südafrika, der von dem Brüsseler Kongreß gegen koloniale Unterdrückung kam, J. T. *Gumede*, den Vizepräsidenten des „African National Congress“, bei mir zu Tisch, zusammen mit einem Rifkabylen; nicht lange vorher sprach ich ausführlich mit dem hochintelligenten nordamerikanischen Neger-

professor William *Pickens*, auch der japanische Schriftsteller Ken *Sato* war mehrere Wochen Gast in unserem Hause). Ebenso habe ich mich in Amerika und Afrika bemüht, das Seelenleben Farbiger selbständig zu ergründen und bin so auf Grund unvoreingenommener Prüfung immer stärker zu der Überzeugung gekommen, daß die farbigen Menschen wohl in ihren Anschauungen und Gewohnheiten vielfach primitiver (unentwickelter, kindlicher) sind als wir, nicht selten aber auch komplizierter, daß ihr objektiver Wert, ihre Kulturfähigkeit aber keineswegs geringer ist als die der weißen Völker. Anderssein bedeutet nicht Schlechtersein.

Von Missionaren, mit denen ich sprach, wurde mir mein Urteil über die Farbigen mehrfach bestätigt. In dem Vortrage, den der eben erwähnte Professor *Pickens* im Berliner Herrenhause „über die Lage der Neger Nordamerikas“ (deren es nicht weniger als zwölf Millionen gibt) in deutscher Sprache hielt, stellte er den Satz auf: Rassenkampf ist Klassenkampf. Er hätte sich dabei auf den bedeutendsten deutschen Anthropogeographen, Friedrich *Ratzel* (1844—1904), berufen können, den Verfasser der Bücher „Völkerkunde“ (2. Auflage 1894—95) und „Politische Geographie“ (3. Auflage 1923), welcher schreibt: „Der Rassenkampf ist vor allem ein Kampf ums Land.“

Wer sich frei von bewußter und unbewußter Befangenheit gutwillig und liebevoll in das Seelenleben Farbiger vertieft, so wie es neuerdings etwa Leo *Frobenius* in seinem Werk „Erlebte Erdteile“ (Frankfurter Sozietätsdruckerei 1925) hinsichtlich Afrikas, Richard *Wilhelm* in bezug auf China und Professor A. *Posnanski* in La Paz für Bolivien taten, oder mehr im allgemeinen Hermann *Klaatsch* in „Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur“ oder Eduard *Westermarck* in „The Origin and Development of the Moral Ideas“ (= Ursprung und Entwicklung der Sittlichkeitsbegriffe), wird nicht anders können, als Felix von *Luschan* beipflichten, welcher einmal sagte: „Es gibt keine an sich minderwertigen Rassen“, und ein anderes Mal: „Es gibt keine wilden Völker, es gibt nur Völker mit einer anderen Kultur als die unsere“, oder dem ausgezeichneten Hamburger Afrikaforscher Professor *Meinhof*, welcher schrieb: „Die Afrikaner sind nicht Wilde, sondern Menschen“, oder *Vohsen*, der auf Grund vieljährigen Aufenthaltes in Afrika den Ausspruch tat: „Der Neger unterscheidet sich vom Europäer nur in der Farbe.“ Ein nicht minder guter Afrikakenner, Prof. Karl *Weule*, sagt in seiner Arbeit „Negerleben in Ostafrika“ (1908): „In Europa gibt es dumme, mäßig begabte und ganz kluge Menschen; in Afrika ist es nicht anders. In meinem während einer ganzen Reihe von Monaten durchgeführten Zusammenleben mit den Völkern des Rovumagebietes habe ich den Eindruck der Albernheit, den wir mit dem Neger gar zu gern verbinden möchten, niemals entdeckt; im Gegenteil, man konnte das Benehmen, mit dem nicht nur die würdigen Alten, sondern auch die feurigen Jungen mit uns verkehrten, mit Fug und Recht als wohlthuende Geseßtheit bezeichnen. Europäische Volkskreise von gleicher sozialer Stellung hätten sich ein Beispiel daran nehmen können.“ Dasselbe erzählte mir oft mein im Weltkrieg allzufrüh verstorbener Schulfreund Richard *Kandt*, Verfasser des prächtigen Werkes „Caput Nili“ (= Ursprung des Nils), der während der fünf Jahre, die er zur Umwanderung des Kiwusees brauchte, keinen einzigen Weißen sah. W. P. *Livingstone* endlich faßte in „Black Jamaica, a Study in Evolution“ (= Schwarz-Jamaika, eine Entwicklungsstudie) (London 1899) sein Endurteil dahin zusammen: „Das Material beweist hinreichend, daß der Neger kein Tiefpunkt unter den Entwicklungen der höheren Arten ist, sondern im Grunde gleich mit dem weißen Mann.“

Ähnliche Beispiele ließen sich von allen Völkern in großer Menge anführen, nur zwei seien noch wiedergegeben, die sich auf Erdbewohner beziehen, die lange für die allerprimitivsten, allerniedrigsten Menschenrassen gehalten wurden: die kleinwüchsigen Pygmäen Zentralafrikas und die Feuerländer an der Südspitze Amerikas. Der Ethnologe P. Wilhelm Schmidt (in „Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen“, 1910), welcher sie für die älteste Urrasse der Menschen hält, sagt von ihnen, „daß die allgemeine geistige Befähigung der Pygmäen durchaus die eines wirklichen Menschen ist und nicht um einen Grad etwa einer tierischen Stufe näherrückt. Wir treffen bei ihnen einen wirklich denkenden Geist, ein wahrhaft menschliches Gefühl und einen genügend energischen dynamischen und ethischen Willen. Seine intellektuelle Befähigung steht nicht unter derjenigen von Völkern, deren höhere Kulturentwicklung an derselben keinen Zweifel aufkommen läßt; es gibt genug Zeugnisse einwandfreier Forscher, welche behaupten, daß sein Geist frischer und lebendiger sei als der mancher von jenen“. In Malerei und Skulptur haben die ihnen nahestehenden Buschmänner Hervorragendes geleistet. Die größten Überraschungen bieten aber die Pygmäen auf sozialem, ethischem und religiösem Gebiet. Ihre Sittlichkeit ist fast durchweg besser und reiner als jene weit „kultivierterer“ Völker. Sie sind monogam, *ihre eheliche Treue ist musterhaft*, die Eltern sind mit den Kindern durch zärtliche Liebe und Sorge verbunden. Nicht roher, rücksichtsloser Kampf ums Dasein, sondern ausgesprochener Altruismus herrscht unter ihnen. Lüge und Diebstahl sind sehr selten. Selbst ihre religiösen Vorstellungen sind keineswegs niedriger Art. In vieler Hinsicht stellen die Kulturvölker Degenerationsstufen im Vergleich mit jenen „Wilden“ vor. Nochmals betont Schmidt, daß „die geistige Veranlagung der Pygmäen in gar keinem wesentlichen Punkte von der auch des höher entwickelten Kulturmenschen verschieden ist“, daß sie vielmehr „geistig vollkommen in gleicher Reihe mit den übrigen Menschen stehen“. Besonders hoch stellt er sie in moralischer Hinsicht, ja, er meint, daß „diese kleinen Geschöpfe in vielen, sehr vielen Dingen sogar noch ‚bessere Menschen‘, sind als der Durchschnitt der höher zivilisierten Völker, viele Europäer nicht ausgenommen“. Und den Feuerländern, die (nach Rafels „Völkerkunde“) selbst Darwin noch für „äußerst tierisch“ hielt, sagt Dr. Wilhelm Koppers (in „Unter Feuerland-Indianern“, 1924) u. a. „fabelhaftes Gedächtnis“, „tiefes persönliches Pflichtgefühl“, „überraschend hohes geistig-religiöses und moralisches Eigenleben“, „Anhänglichkeit, Treue und Dankbarkeit“, praktischen Altruismus und Hilfsbereitschaft gegen Fremde, Alte und Schwache, rührende Elternliebe nach. Über ihr geistiges Wesen urteilt er: „Es ist klar, daß ein komplizierter Wirtschafts- und Kulturbetrieb naturnotwendig zu einem mehr geordneten und systematischen Denken erzieht. Aber daß hier der erhöhten Zivilisation gegenüber nur graduelle und keine wesentlichen Unterschiede vorliegen, darüber lassen die bei den Yagan festgestellten Tatsachen nicht den geringsten Zweifel. Sowohl nach Eigenart wie auch nach Ziel und Zweck bewegen sich die geistigen Operationen in ganz demselben Rahmen wie sonstwo auf der Welt, wo vernünftige Menschenkinder geistig sich betätigen.“

So bestätigte sich, was bereits die beiden berühmtesten Naturforscher Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert: Alexander von Humboldt und Rudolf Virchow (beider Denkmäler zieren ihre Wirkungsstätte Berlin) zum Ausdruck brachten. Ersterer schrieb im „Kosmos“ (I. 382): „Indem wir die Einheit des Menschengeschlechts behaupten, widerstreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschenrassen. Es gibt bildsame, höher gebildete, durch geistige Kultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme.“ Und Rudolf Virchow gelangte zu dem Ergebnis, „daß, wenn er die gesamte Geschichte der Menschheit

übersehe, er sich nicht der Vorstellung enthalten könne, daß wir wirklich Brüder und Schwestern seien“.

Die Fragen, welches die Urfarbe der Menschen war (die Weißen stellen sich die ersten Menschen — Adam und Eva — weiß, die Schwarzen schwarz vor), ob es überhaupt eine ursprüngliche Einheitsfarbe gegeben hat, sind ebensowenig geklärt wie die eng damit zusammenhängende nach der

U r h e i m a t d e s M e n s c h e n g e s c h l e c h t s .

Man muß annehmen, daß die Menschen ihren Ausgang von Gegenden genommen haben, in deren Klima sie sich im Naturzustande aufhalten konnten, ohne die künstlichen Behelfe von Heizung, Wohnung und Kleidung, in denen wir Errungenschaften viel späterer Kulturperioden zu erblicken haben. Daß diese Urheimat nun gerade, wie Franz von *Wendrin* (in seinem Buch „Die Entdeckung des Paradieses“, dessen achte Auflage 1926 im Verlage der Germanischen Welt erschien) auseinandersetzt, „die Gegend von Wismar bis an die Oder mit Rügen, Greifswald, Swinemünde, Stavenhagen, Malchin, den Kummerowsee und der Stadt Demmin als Mittelpunkt“ gewesen sein soll, erscheint vom klimatisch-biologischen Standpunkt nicht gerade wahrscheinlich, selbst wenn wir annehmen, daß in meiner Heimat in Pommern und in Mecklenburg die Temperaturen für Menschen im paradiesischen (nackten) Zustande einstmals günstiger lagen als heute.

Einleuchtender erscheint uns jedenfalls die Auffassung einiger neuerer Naturforscher, nach der die ersten Menschen in den weiten Steppen Mittelasiens (vielleicht auch außerdem in ähnlichen Steppengegenden Südamerikas) „aufgetreten“ seien, deren Grashöhe ungefähr der Menschenlänge entspricht. Um sich über die Umgebung unterrichten zu können, hätten die hierher gelangenden Menschenaffen über das Gras hinübersehen und sich viel aufrecht halten müssen. So hätte sich in einigen Hunderttausenden von Jahren der aufrechte Gang des Menschen entwickelt, aus dem alle anderen Eigenschaften entstanden sind, durch die sich der Mensch über das Tier „erhebt“.

Mit dieser Ansicht stimmen auch die kürzlich veröffentlichten Ergebnisse der drei Expeditionen überein, welche amerikanische und chinesische Gelehrte gemeinsam in den Jahren 1922–25 nach der Wüste Gobi in Zentralasien unternommen haben. Die Geschichte der Tier- und Pflanzenwelt in diesem Gebiet läßt sich nach ihren Berichten in fast lückenloser Kette 400000 Jahre zurückverfolgen, wobei es ihnen gelungen ist, nicht weniger als 24 Entwicklungsperioden deutlich voneinander unterscheiden zu können. Die Forscher sind der Überzeugung, in der jetzt so trostlosen Wüste Gobi das älteste und größte Lebenszentrum der Erde entdeckt zu haben, von der sich die Geschöpfe und auch der Mensch allmählich auf fünf Straßen über die Erde verbreitet haben. „Alles deutet darauf hin,“ so meinen sie, „daß hier die Wiege des Menschengeschlechts, das, was man als Paradies bezeichnet, gestanden hat.“

Wie vieles auch in dieser Hinsicht noch der Klärung bedarf, wurde uns erst recht bewußt, als Friedrich *Delitzsch* 1881 mit seiner Aufsehen erregenden Schrift:

„Wo liegt das Paradies?“

herauskam. Folgen wir seiner und damit der biblischen Anschauung, so dürfte die anfängliche Hautfarbe des Menschen ein bräunliches Gelb gewesen sein, wie sie auch heute noch die Bewohner des vorderasiatischen Gebietes zwischen Euphrat und Tigris (Mesopotamien) aufweisen, in welche Gegend eine uralte Überlieferung das Paradies verlegt hat. Die gelbbraune Mittelfarbe wäre dann unter dem Einfluß der fehlenden Sonne bei den nach Norden abgewanderten Menschen allmählich mehr ausgebleicht (so wie auch die Farben der Pflanzen blasser werden, wenn man ihnen das Sonnenlicht vorenthält), während die Horden, welche sich nach den südlichen Ländern, vor allem nach Afrika begaben, im Laufe der Jahrtausende von der Sonne so eingebrannt wären, daß sich allmählich auch in der Erbsubstanz (nicht etwa durch Übertragung vom Körper, sondern durch unmittelbare Beeinflussung der Strahlen) tiefdunkle Gene gebildet hätten.

Auch *Kants* „genetische Hautfarbeneinteilung“ (vom Jahre 1765) geht von der Anschauung aus, daß die ursprüngliche Stammgattung des Menschen, von der aus sich die Rassen bildeten, in einem gemäßigten Klima gelebt habe und wahrscheinlich weißhäutig und brünett gewesen sei. Davon zweigten sich sodann ab:

1. Hochblonde im nördlichen Europa unter dem Einfluß der feuchten Kälte,
2. Kupferrote in Amerika unter dem Einfluß der trockenen Kälte,
3. Schwarze in Senegambia unter dem Einfluß der feuchten Hitze,
4. Olivengelbe in Indien unter dem Einfluß trockener Hitze.

Die Bibel gibt bekanntlich von der Abstammung des Menschengeschlechts eine doppelte Darstellung, eine *monogenetische* (= von einem Ahnenpaar abstammend) und eine *polygenetische* (= von mehreren Ahnenpaaren stammend) Geschichte. Die eine im ersten Buch Mosis (1, 27. 28) besagt, daß das gesamte Menschengeschlecht, also sämtliche Völker und Rassen jedweder Farbe und Eigenart, von dem einzigen Menschenpaar Adam und Eva ihren Ursprung genommen haben; die zweite (im ersten Buch Mosis Kap. 9 und 10 geschilderte) knüpft an die große Weltkatastrophe der Sintflut an, aus der sich nur Noah samt Familie gerettet hat. Seine drei Söhne Sem, Ham und Japhet wurden die neuen Stammväter der Menschheit. Diese Brüder und ihre Nachkommen hätten nun – so berichtet die Sage weiter – die drei damals bekannten Erdteile in der Weise unter sich verteilt, daß Sem als der Älteste mit seinen Abkömmlingen in Asien verblieb, während Japhet Europa besiedelte und Ham (zur Strafe, weil er über seines Vaters Geschlechtsteile spottete) Afrika übernahm. Bibelgläubige leiteten aus dieser Stelle die Berechtigung der Negersklaverei ab (noch gegenwärtig leben in Afrika vier Millionen Menschen als Sklaven, mit denen in den an die Sahara angrenzenden Gebieten ein schwunghafter Handel getrieben wird). Sie sei Gottes Wille, weil Ham und seine Söhne von seinem Vater

mit dem Fluch belegt wurden, seinen Brüdern Sem und Japhet sowie ihren Nachkommen Knechtsdienste zu leisten. Auch heute werden die Nubier, Äthiopier und vielfach sogar die Ägypter Hamiten genannt.

Der bibelgläubige Naturforscher *Cuvier* hielt sich in Frankreich noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts streng an diese alte Einteilung der Menschheit in drei Rassen, während sich in Deutschland bereits die von *Linné* angegebene Vierteilung eingebürgert hatte, die dann der bekannte Göttinger Anthropologe *Friedrich Blumenbach* (1752—1840) insofern erweiterte, als er noch eine fünfte Rasse, nämlich die Malaien, hinzunahm. Die klaren Linnéschen Bezeichnungen ersetzte er zugleich durch andere, weniger scharf umschriebene Namen. Diese Blumenbachsche Einteilung der Menschheit (vom Jahre 1795) in die kaukasische (oder weiße), äthiopische (oder schwarze), mongolische (oder gelbe), amerikanische (oder rote) und malaiische (oder braune) Rasse war diejenige, welche noch bis in meine Schulzeit jeder Mensch auf seinen Lebensweg als Lehrsatz mitbekam. Die „kleinen“ Rassen („nordische“, „ostische“, „westische“ usw.) waren erst eine Entdeckung späterer Zeit.

Die Frage: Monogenismus oder Polygenismus? mit anderen Worten: Sollen wir einen einstämmigen oder mehrstämmigen Ursprung des Menschengeschlechts annehmen? ist immer noch offen und dürfte sich wohl auch kaum noch mit Sicherheit entscheiden lassen. Von denen, die sich ihr in neuerer Zeit mit besonderem Eifer gewidmet haben, verdient in erster Reihe *von Horstig* genannt zu werden, dessen Arbeit „Die natürlichen Grundstämme der Menschheit“ 1918 (in Berlin) erschien. Schon vor ihm (1910) hatte *Melchers* in Berlin ein vierteiliges Menschheitssystem aufgestellt, das er auf die vier Menschenaffen: Gorilla, Schimpanse, Orang-Utan und Gibbon, aufbaute. Dem Gorilla schloß er die Großneger Afrikas, die Nordeuropäer und Finnen an; dem Schimpanse die Zwergneger, die Hamiten und Südeuropäer; dem Orang-Utan die Tasmanier, Indoastralier und Süddeutschen und dem Gibbon die Mongolen, Malaien und Indianer. Von *Melchers* angeregt, stellte *Klaatsch* Untersuchungen über die Beziehungen der Affen zu den vorzeitlichen Menschen an und meinte, einen „Ost- und Weststrom der Menschheit“ nachweisen zu können. Der eine soll vom Gorilla seinen Ausgang genommen und die Neger und Neandertaler abgespalten haben, der andere, vom Orang-Utan abstammend, soll in Asien die mongolischen Stämme geliefert haben. Beide hätten nach Europa Seitenzweige abgegeben. Einfacher ist *von Horstigs* Gedankengang: Drei Menschenaffen und drei Menschenarten, von denen jede einem anthropoiden (= menschenähnlichen) Affen entspricht. Er setzt in stammesgeschichtlichen Zusammenhang: Gorilla — schwarze Menschen, Schimpanse — weiße Menschen, Orang-Utan — gelbe Menschen. Dies wird vor allem damit begründet, daß Gorilla und Neger in der Schädelform, der fliehenden Stirn, der Längenausbildung des Gesichtsskeletts, dem muskelkräftigen Körperbau, in der ähnlichen Ausbildung des Kopfhaares und schließlich in dem cholerisch-phlegmatischen Temperamente übereinstimmen. Für Orang und Mongolen werden die „Mongolenflecke“ als Zeichen gemeinsamer Abstammung angeführt, das sind die besonders bei jungen Asiaten über dem Kreuzbein auftretenden bläulichen Flecke, die auf dem Durchschimmern dunklen Pigmentes in der Lederhaut beruhen; auch sei die gleiche melancholisch-besinnliche Richtung des Temperamentes bei Asiaten und Orangs vorhanden u. a. m. Für die weißhäutigen Menschen und Schimpansen wird die bei diesen Menschenaffen vorkommende hellrosafleckige Gesichtshaut sowie das sanguinisch heitere Temperament als Übereinstim-

mung genannt. Wir führen diese Theorien hier der Vollständigkeit halber an, ohne jedoch in ihnen bisher mehr als wissenschaftliche Spitzfindigkeiten, man kann auch sagen Spielereien erblicken zu können.

Jedenfalls hat sich bisher nichts ergeben, was den Ausspruch widerlegt, den *Lassaux* in seiner „Philosophie der Geschichte“ tat: „Das ganze Menschengeschlecht ist seiner leiblichen und geistigen Natur nach nichts anderes als die in der Vielheit auseinandergegangene Einheit des ersten Menschen, und der erste Mensch nichts anderes als die noch in der Einheit beschlossene Vielheit aller derjenigen, die aus ihm hervorgehen“ — so wie es sich wohl auch *Schiller* dachte, als er dichtete: „Vom Mongolen bis zum griechischen Seher, der sich an den letzten Seraph reiht . . .“

Bedeutsamer erscheint uns ein anderes Problem, das wir in diesem Zusammenhang erörtern müssen: Wie ist es mit der

G e s c h l e c h t s v e r m i s c h u n g W e i ß e r u n d F a r b i g e r ?

Diese Mischung galt und gilt heute mehr denn je in weiten Kreisen für verwerflich und schädlich, und wir sind uns bewußt, auch hier wieder „in ein Wespennest zu stechen“, wenn wir der Überzeugung Ausdruck geben, daß eine unvoreingenommene wissenschaftliche Forschung von den hier behaupteten Gefahren so gut wie nichts hat bestätigen können.

Vorerst sei die äußerst wichtige Tatsache betont, daß Mischungen sämtlicher Menschenrassen untereinander möglich sind, und daß aus allen Nachkommen hervorgehen können. Dieses Naturgesetz ist eine der stärksten Stützen für die monogenetische Auffassung vom Ursprung der Menschheit, nach der sich die verschiedenen Rassenformen im Sinne der Darwinschen und Mendelschen Gesetze aus gleichen Urahnen auseinanderentwickelt haben, ohne dabei den einheitlichen Artcharakter einzubüßen. Wenn die Gefährlichkeit der Rassenmischungen tatsächlich so ungeheuer groß ist, wie sie von denen, die mit Vorliebe die Worte „Rassenschande“, „Rassenbrei“ und ähnliche im Munde führen, geschildert wird, warum läßt dann die Natur selbst die Vereinigung angeblich so schlecht zueinanderpassender Keime zu und verhindert sie nicht durch Unfruchtbarkeit, wie sie es bei der Verbindung menschlicher und tierischer Keimzellen tut?

Die hier bestehenden gefühlsmäßigen Vorurteile sind allerdings von so dogmatischer Starrheit, daß bisher nur ganz wenige Naturforscher und Ärzte sich sachlich und unvoreingenommen an die Frage herangewagt haben. Um so häufiger haben es Dichter, von *Shakespeares* „Kaufmann von Venedig“:

God made him and therefore let him pass for a man

(Gott schuf ihn, also läßt ihn als Menschen gelten),

bis zu *Verdis* „Macht des Schicksals“ und *Leon Gordons* „Die weiße Fracht“, versucht. Immerhin besitzen wir einige wissenschaftliche zuverlässige Quellen. Hierzu rechne ich vor allen Dingen das, was uns Dr. W. *Habelburg* mitgeteilt hat, der selbst einige Jahrzehnte in Südamerika als Arzt tätig war und in einer Mischehe lebte; er war

mit einer Brasilianerin verheiratet. Aus verschiedenen Abhandlungen, die er veröffentlichte, und mündlichen Mitteilungen, die ich von ihm erhielt, geht folgendes hervor: Die Ansicht, daß Bastarde (= Mischlinge) verschiedener Rassen unfruchtbar sind, trifft keinesfalls zu. Immer wieder wird behauptet, daß Mulatten in den späteren Geschlechterfolgen aussterben, man kann sich aber leicht überzeugen, beispielsweise auf den Inseln Kuba und Haiti, daß Bevölkerungen, die aus Mischehen zwischen Weißen und Negern hervorgegangen sind, sich in sehr großen Mengen und in genau so zahlreichen Geschlechtern vermehren wie Weiße und Neger für sich. Auch Abkömmlinge von Negern und Frauen der roten Urbewohner Amerikas, man nennt sie Sambos, vermehren sich stark. Besonders zahlreich sind ihre Nachkommen in Mittelamerika (beispielsweise an den Küsten von Panama und Kolumbien) vertreten. Ebenso zählen die Mestizen, die Mischlinge von Europäern und eingeborenen Amerikanerinnen, mit den von ihnen abstammenden Nachkommen nach Millionen. In Brasilien lebt eine zahlreiche Bastardbevölkerung von Negern und Portugiesen, in Chile von Spaniern und Indianern. In anderen Teilen Südamerikas kommen die kompliziertesten Kreuzungen zwischen Indianern, Negern und Weißen vor. Wie *Havelburg* mitteilt, bieten gerade diese Kreuzungen die schärfste Probe für die wechselseitige Fruchtbarkeit der verschiedenen Stämme. In Paraguay ist die Fruchtbarkeit der Mischrassen stärker als die der beiden Rassen, aus denen sie hervorgegangen sind. Wenn in einigen Ländern wie in Australien die Mischlinge selten sind, so kommt dies daher, daß, wie ich im vorigen Kapitel (unter Kindesmord) bereits kurz erwähnte, von den Eingeborenen Mischlinge gleich nach der Geburt getötet werden, weil sie sich durch Vermischungen mit fremden Stämmen in ihrem Rassenstolz verletzt fühlen.

Auch aus Südafrika liegen Mitteilungen vor, welche diesen günstigen Berichten völlig entsprechen. So erzählt *Le Vaillant*: „Die Hottentotten erhalten, wenn sie sich unter sich verheiraten, drei oder vier Kinder, wenn sie sich mit Negern verbinden, verdreifachen sie die Zahl und erhöhen sie noch mehr, wenn sie sich mit Weißen vermischen.“ Und in der so überaus wichtigen Arbeit, welche Eugen *Fischer* über die „Rehobother Bastarde und das Bastardierungsproblem beim Menschen“ (Jena 1913) veröffentlicht hat (wichtig vor allem deshalb, weil durch sie die erste Bestätigung Mendelscher Gesetze für den Menschen erbracht wurde), wird angeführt, daß bei dem in jeder Beziehung tüchtigen Bastardvolk, das in Südafrika aus Verbindungen von Buren und Hottentottenfrauen (Rehoboth war der Hauptort im ehemaligen Deutsch-Südwestafrika) hervorging, durchschnittlich auf eine Ehe 7,7 Kinder kamen.

Um so befremdlicher muß es erscheinen, daß die südafrikanische Union neuerdings ein Gesetz erlassen hat, welches vom 30. September 1927 ab den außerehelichen Geschlechtsverkehr zwischen Europäern und Eingeborenen, sowohl den Verkehr zwischen europäischen Männern und eingeborenen Frauen wie auch zwischen europäischen Frauen und eingeborenen Männern, verbietet. Übertretung des Gesetzes wird mit Strafe belegt, und zwar können Männer bis zu fünf Jahren und Frauen bis zu vier Jahren Gefängnis erhalten.

Hoffentlich findet dieses Gesetz, welches von einem Hamburger Blatt als „vernünftig“ bezeichnet und den deutschen Seeleuten und Vergnügungsreisenden zur besonderen Beachtung ans Herz gelegt wird, keine Nachahmung. Es würde doch nur wieder dazu dienen, die sexuelle Verfolgung, Bevormundung und Erpressung zu fördern, ohne auf der andern Seite nennenswerten Nutzen zu schaffen.

Wir dürfen uns in dieser Frage völlig *Schallmayer* anschließen, der, indem er besonders auf die sorgsamsten Ermittlungen unseres ausgezeichneten Berliner Anthropologen L. v. *Luschan* und des Amsterdamer Ethnologen S. R. *Steinmetz* (die dieser in dem Aufsatz „Das persönliche Element in der Rassenkreuzung“ im „Archiv für Sexualforschung“ 1915, Heft 1, niederlegte) sich beruft, schreibt: „Was sodann die Mischung mit fremden Rassen anlangt, so ist die sehr verbreitete Anschauung, daß ihre Ergebnisse durchschnittlich schlechter seien als jede der elterlichen Rassen, ebenso unhaltbar wie die, daß die natürliche Fruchtbarkeit solcher Verbindungen und der aus ihnen hervorgehenden Mischlinge verringert sei. Von *Ploß-Bartels*, *Reitzenstein* und anderen wird sogar die Meinung vertreten, daß aus Rassenmischungen die schönsten Frauen hervorgehen, so aus Verbindungen von Europäern mit Malaiinnen, mit Maorifrauen, mit Grönländerinnen, mit Indianerinnen in Nord- und Südamerika usw.“ Die „Halfcast“- (= Halbblut-) Schönheiten, die von Indianern und Eskimos in Alaska herkommen, sind geradezu berühmt.

Die allgemeine Erfahrung zeigt, daß die Nachkommen verschiedenfarbiger Eltern meist mischfarbig sind, doch kommt es auch vor, daß beispielsweise das Kind zwischen einem Weißen und einer Negerin oder umgekehrt in Farbe und Typus bald mehr dem weißen, bald mehr dem schwarzen Elter nachschlägt. Über die Rassenmischungen von Kaffern und Weißen sagt der vielgereiste, jüngst (1927) in hohem Alter verstorbene Anthropologe Gustav *Fritsch*: „Das Verhalten der Hautfarbe bei den Mischungen ist sehr sonderbar, und es hält schwer, irgendwelche Gesetze darin aufzufinden. Sicher ist einmal, daß solche Personen öfters eine auffallend dunkle Hautfarbe haben, welche an Kraft der reinen Rasse nichts nachgibt, und ferner, daß die späteren Generationen eine Neigung zeigen, zurückzuschlagen, daß also Atavismus statthat, indem die Enkel wieder den Großeltern ähnlicher werden.“ Als *Fritsch* dies aussprach, kannte er noch nicht die Vererbungsgesetze, welche *Mendel* gerade an den Farbverhältnissen gezüchteter Pflanzen durch genaue Beobachtung und Auszählung entdeckt hatte, Gesetze, die für die Färbung aller übrigen Lebewesen – einschließlich des Menschen – die gleiche Gültigkeit besitzen dürften wie für die Pflanzenfarben.

Über das Übergewicht, das allmählich die helle Hautfarbe über die dunkle bekommt, wenn sich mulattische Nachkommen mit weißen verbinden, gibt auch *Haezelburg* wertvolle Aufschlüsse. „Bei der Kreuzung zwischen Mulatten und Weißen“, schreibt er, „wird das Negerblut in den folgenden Generationen in Bruchteilen bezeichnet: Terzeron ist das Kind vom Europäer und einer Mulattin, Quarteron vom Europäer und Terzeron, dann folgen Quinteron bis Oktaron. Der Quinteron ist vom Weißen kaum mehr verschieden, er galt schon vor der Sklavenemanzipation (= Sklavenbefreiung) in den Vereinigten Staaten vor dem Gesetze als Weißer. Während der Mulatte noch stark negerähnlich ist, bleibt bei den weniger Negerblut enthaltenden Individuen noch die weißblau-liche Farbe der Nägel und ein bläulicher Ring um die Augen als charakteristisches Kennzeichen, die am spätesten verschwinden. Verbinden sich umgekehrt Mulatten mit Negern, so ist in

der vierten bis fünften Generation das weiße Blut wieder vollständig verschwunden. Der Erfolg der Kreuzung ist übrigens keineswegs ein regelmäßiger und berechenbarer.*

Von den zahlreichen Namen, die für die vielfältigen Mischungen Weißer und Farbiger im Gebrauch sind, wollen wir hier nur die verbreitetsten anführen. Die Nachkommen von Europäern und farbigen Eingeborenen in den ehemaligen spanischen und französischen Kolonien heißen Kreolen, die Kinder von Europäern und Indianern werden in Mexiko Ladinós, in Peru, Chile und Ekuador Cholos, anderswo Mestizen genannt. Die Kinder von Europäern oder Kreolen und Negerinnen werden meist als Mulatten bezeichnet, während für die Kinder von Indianerinnen und Negerinnen die Bezeichnungen Chinos oder Sambos üblich sind. Für die in Asien weitverbreiteten Mischungen zwischen Europäern und Asiern hat man die gut geformte Zusammenziehung Eurasier gebildet. Namentlich die Nachkommen aus den Verbindungen zwischen Europäern und Hindus haben in ihrer Heimat einen bedeutenden Einfluß erlangt, wodurch viele Vorurteile (die in der Theorie aber auch jetzt noch fortbestehen) durch die Praxis berichtigt wurden.

Der biologisch wichtigste Einwand, den man gegen die Kreuzungen verschiedener Menschenrassen erhoben hat, ist der, daß aus der Mischung höher- und tieferstehender Rassen nach den Vererbungsgesetzen eine Population (= Bevölkerung) entstehen müsse, die in der Mitte der beiden, demnach zwar höher als die farbige, aber niedriger als die weiße Rasse stehe. Dieser Gegengrund würde stärker ins Gewicht fallen, wenn die Begriffe „hoch“ und „niedrig“ auf diesem Gebiet sich tatsächlich mit der Bestimmtheit feststellen ließen, mit der sie ausgesprochen werden. Dies trifft aber in Wirklichkeit keinesfalls zu. Die geistige Überlegenheit auf der einen Seite wird vielfach durch körperliche auf der andern Seite ausgeglichen. Auch sind wir nur allzu geneigt, moderne Kulturerrungenschaften zu überschätzen, weil sie neu, und alte zu unterschätzen, weil wir uns so an sie gewöhnt haben, daß wir sie als Selbstverständlichkeiten empfinden, das will besagen: nicht mehr empfinden, wenigstens in dem, was sie bei ihrem Aufkommen bedeuteten. Wer denkt denn noch darüber nach, daß die Erfindung des Rades, des künstlichen Lichtes, des Feuers überhaupt, ebenso wie die der Hausgeräte (Glas, Porzellan usw.) und Gewebe, der Schriftzeichen und unzähliger anderer Dinge einst genau so hervorragende Kundgebungen menschlicher Geisteskraft darstellten wie die verbesserten Verkehrsmittel unserer Zeit, vom Fernsprecher zum Flugzeug?

Und wie steht es mit der Moral? Mag die oft angeführte Stelle des guten Johann Gottfried Seume (1763–1810) aus seinem Gedicht „Der Wilde“:

„Seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen“,

auch nur bedingt zutreffen (vielleicht sogar nur ironisch gemeint gewesen sein), so steht doch keineswegs fest, daß die Kulturvölker eine viel höhere Stufe der Menschlichkeit und Sittlichkeit als die Naturvölker erklommen haben. Es erscheint sogar mehr als zweifelhaft, solange es möglich ist, daß aus dem Munde eines Pfarrers (wie verbürgt berichtet wird) noch Worte kommen wie: „Der Mensch ist nach dem Ebenbilde Gottes gemacht, da aber Gott kein Neger ist, so ist der Neger kein Mensch“, oder Urteile vorkommen, deren einfache Nebeneinanderstellung genügen dürfte:

„In Südkarolina stahl ein Weißer ein Auto und wurde zu einem Monat Gefängnis verurteilt. Am selben Tage verurteilte dasselbe Gericht einen Neger, der ein Zweirad gestohlen hatte, zu drei Jahren Zuchthaus.“

„Ein Farbiger wurde in Delaware zum Tode verurteilt, weil er ein weißes Mädchen vergewaltigt hatte. In Alabama wurden zwei Weiße zu einer Buße von je 250 Dollar verurteilt, weil sie farbige Mädchen vergewaltigten.“

Unrichtig ist auch die oft gehörte Angabe, daß die Afrikaner, Indianer, Polynesier (= Neuseeländer, Samoaner usw.) arbeitsscheu seien oder alle schwere Arbeit auf die Schultern ihrer Frauen laden. In Wirklichkeit ist namentlich im heimischen Haushalt ihre Arbeitsleistung eine sehr beträchtliche; sie geben ihr nur mehr einen spielerischen als streng nach Arbeitszeit geregelten Charakter. Erstaunlich ist der künstlerische Sinn der „Naturvölker“, so daß man unter ihren Händen selten etwas Ungefälliges entstehen sieht.

Von der 1700 Millionen Menschen umfassenden Erdbevölkerung leben 1200 Millionen = 70 Prozent unter (kolonialer oder halbkolonialer) Fremdherrschaft. In seinem Buche „Rasse und Kultur“ sagt Heinrich Herß: „Die weiße Rasse umfaßt nur einen Bruchteil der Menschheit, die farbigen Rassen bilden die große Mehrheit“, und fährt dann fort: „Kann man ernstlich glauben, daß diese Massen sich auf die Dauer als minderwertige Wesen behandeln oder als Arbeitstiere knechten lassen werden? Die Stunde ist nicht fern, in der selbst die schwarze Rasse ihre Menschenrechte fordern wird. Schon heute wirkt der Schimpf, den die Einwanderungsverbote Amerikas und englischer Dominions (= Herrschaftsgebiete) der gelben Rasse zugefügt haben, in ganz Asien als gärendes Gift, das einmal in einem furchtbaren Rassenkampf und in der Austilgung der Europäer in diesem Erdteil zum Ausbruch kommen kann.“

In dem gleichen Sinn äußerte sich vor kurzem der holländische Anthropologe Professor Moens in Paris über den „großen Rassenkampf des zwanzigsten Jahrhunderts“. „Zugegeben“, sagte er, „daß die Hegemonie (= Vorherrschaft) der weißen Rasse schon dreitausend Jahre dauert. Aber schon vor fünftausend Jahren gab es eine ausgebildete mongolische Zivilisation. Und was war damals dort, wo heute die Straßen unserer Großstädte sind? Hinter Urwaldbäumen lauerten sich langhaarige, affenähnliche Menschen auf, um zu töten und zu rauben. Meiner Meinung nach haben die schwarzen und die gelben Völker noch lange nicht den ihnen möglichen Höhepunkt erreicht. Doch die Stunde des endgültigen Erwachens ist nicht mehr fern. Sehr viele Anzeichen lassen darauf schließen. Und da diese Völker in der großen Überzahl sind, läßt sich vorstellen, was dann kommen wird, kommen muß. ... Wir müssen die wenigen uns noch zur Verfügung stehenden Jahre nützen und jenen wahrhaft internationalen Geist zu schaffen suchen, der jetzt noch nirgends, am allerwenigsten aber in Amerika und England existiert. Mit dem falschen Gefühl unserer Überlegenheit verbinden wir das Vorurteil einer Minderwertigkeit der schwarzen und gelben Menschen. Wehe aber, wenn sie uns selbst eines Tages diesen Irrtum zeigen werden! Während sie scheinbar geduldig ertragen, wird unter ihnen der Geist der Rache genährt ... Ich, der ich ruhig sagen kann, daß ich die Verhältnisse genau kenne, kann sagen, daß sie durchaus wert sind, geistig und moralisch auf derselben Stufe wie wir zu stehen. Wir müssen darum einen Weg zu ihnen finden, sie besser und näher kennenlernen. Nur in diesem Falle werden wir den großen Rassenkampf vermeiden können, und die Menschheit als Ganzes wird davon nur Vorteile haben.“

Der Kongreß gegen koloniale Unterdrückung, welcher im Sommer 1926 im Egmontpalais in Brüssel zum ersten Male Vertreter der Freiheitsbewegung aus Britisch- und Niederländisch-Indien (*Gandhis* Freunde), chinesische und ägyptische Studenten, Leute aus Korea und Kuba mit Negerpatrioten des afrikanischen Südens, Rifkabylen und mexikanischen Bauern in einem Raume zusammenführte, um über nationale Unabhängigkeit zu beraten, wirkte wie ein Flammenzeichen, wie ein Wetterleuchten, das ein von weitem nahendes Gewitter kündigt. Wenn es ausbricht, wird es an Ausdehnung und Furchtbarkeit dem Weltkriege nicht nachstehen. Noch gibt es ein Mittel, seinen Ausbruch zu verhindern: Es heißt nicht Paneuropa und nicht Panamerika, sondern Panhumanismus, ein Ziel, das ebenso hoch wie der Weg dahin noch weit ist.

Wie weit entfernt wir noch von dem panhumanistischen (= allmenschlichen) Ideal sind, möge eine Äußerung zeigen, die von dem Inhaber des einzigen Lehrstuhls für Rassenhygiene, den wir in Deutschland haben, Prof. Dr. Fritz Lenz in München, herrührt; wir geben sie hier wieder, um, unserer Gepflogenheit entsprechend, unseren Lesern auch Gegenstimmen zur Kenntnis zu bringen. In seinem Hauptwerk schreibt Lenz: „Zahlreiche junge Menschen, die keine Autorität anerkennen, beugen sich den im Grunde vorderasiatischen Idealen *Natorps*. Nur ‚Menschen‘ wollen sie sein. Der Rassengedanke gilt ihnen als beschränkt und rückständig. Warum aber denn gerade Menschen? Nur weil es der umfassende Begriff ist? Warum dann nicht gleich Säugetiere oder Wirbeltiere? Das sind wir doch schließlich auch; und das ist doch noch umfassender.“ Solche Gegenüberstellungen wie die von Mensch und Rasse waren es, die *Forel* einmal zu dem temperamentvollen Ausruf veranlaßten: „Zum Teufel mit den falschen Antithesen!“

Gewiß gibt es Völker und Rassen auf sehr verschiedener Entwicklungsstufe, solche, die mehr im Kindes- oder Reifealter zu stehen scheinen, solche, die vorgeschrittener sind, infolgedessen mehr den Eindruck Erwachsener machen, und schließlich auch solche, die sich gleichsam schon im Greisenalter befinden — für ihre Höher- oder Minderwertigkeit ist aber damit kein Maßstab gegeben. Vor allem wird man bei unvoreingenommener Beurteilung nicht den Nachweis als erbracht ansehen können, daß aus Mischehen schlechtere Erzeugnisse stammen als aus „reinrassigen“, oder gar, daß Mischvölker im ganzen oder auch nur in wesentlichen Teilen entartet sind. Persönlich hatte ich namentlich Gelegenheit, Ehen zwischen Angehörigen der weißen und gelben Völker näher kennenzulernen, vor allem zwischen Deutschen und Japanerinnen. Die ich kenne, sind durchgängig glücklich ausgefallen, sowohl für die beiden Ehehälften als für die Kinder, die sich in ihrer Jugend meist durch große Anmut auszeichneten und auch später keine Zeichen körperseelischer Unvollkommenheit darboten. Trotzdem bereiten die Landesbehörden den Eheschließungen Verschiedenfarbiger meist Schwierigkeiten, sofern sie solche nicht, wie in über zwanzig der Vereinigten Staaten von Amerika, überhaupt gesetzlich verbieten. Gewöhnlich aber fördern sie damit nur den außerehelichen Verkehr oder veranlassen die Paare, sich im Auslande zu verhehlichen. So lernte ich vor einiger Zeit einen jungen deutschen Künstler kennen, der mit einer Japanerin verheiratet war, beides ausgezeichnete

und hochbefähigte Menschen. Sowohl von der deutschen wie von der japanischen Regierung waren ihnen Bedingungen auferlegt, die zum Teil unerfüllbar waren (wie die Einverständniserklärung der Eltern der Japanerin, die bereits verstorben waren). Auf Rat eines Freundes begaben sie sich nach vielen vergeblichen Bemühungen bei ihren Landesbehörden schließlich nach Budapest, wo die Eheschließung dann in ganz kurzer Zeit erfolgen konnte. Besonders beliebt ist als Heiratsplatz für schwierige Fälle England, wo man ebenfalls auf Formalitätsquälereien keinen Wert legt. Solche kostspielige Umwege können sich fast nur Personen aus wohlhabenderen Kreisen leisten. Dies ist wohl einer der Gründe, daß gerade innerhalb der Aristokratie und Plutokratie Mischehen verhältnismäßig häufig sind.

So verheiratete sich erst im letzten Jahre die bekannte Negertänzerin Josephine *Baker* in Paris mit dem italienischen Conte (= Grafen) Pepito di *Albertini*, während sich der Negertenor Roland *Hayes* mit einer Dame vom österreichischen Adel vermählte. Auch von dem Grafen *Coudenhove-Kalergi*, dem klugen und sympathischen Schöpfer der Friedensorganisation Paneuropa, wird berichtet, daß er mütterlicherseits japanischer Abstammung sei. Der chinesische Außenminister *Wang Yintai* ist der Schwiegersohn des deutschen Pastors P. *Kettner*.

Die Bangkok Times vom 4. Juni 1891 veröffentlichte folgendes: „Heute fand die Vermählung zwischen dem ältesten Sohn des Gouverneurs von Shantaboon, *Dejanujit*, und Berta *Schulz* aus Berlin statt. Die Feierlichkeiten wurden in Gegenwart des Prinzen Devawongse, des Prinzen Sonapandit, des Prinzen Chandradhat, Phya Phiaat Kosa und anderer hoher Herrschaften vollzogen. Auf einem einfachen Bankett wurde auf die Gesundheit des glücklichen Paares mancher Toast ausgebracht.“

Am 1. August 1927 druckte der Berliner Lokalanzeiger die Glückwünsche ab, welche die Bangkok Times und der Siam Observer dem siamesisch-deutschen Ehepaar *Dejanujit*, das jetzt ein Hotel in Hua Hin leitet, zu seinem 36. Hochzeitstage dargebracht hatten und fügt die Worte hinzu: Die deutschen Frauen dürfen stolz sein auf ihre Schwester im fernen Osten.

Sicherlich erklären sich auch manche weniger angenehme Mischlingseigenschaften nicht sowohl biologisch als soziologisch, indem gegenwärtig fast überall noch die Kinder aus Mischehen von den beiden Hauptteilen der Bevölkerung (beispielsweise in Indien genau so von den Indern wie von den Engländern, in Amerika ebenso von den Schwarzen wie von den Weißen) über die Achsel angesehen (wenn nicht gar verachtet) werden, was häufig schon früh in ihnen ein Minderwertigkeitsgefühl mit allen seinen üblen Folgeerscheinungen (wie Abwehreinstellung, gesteigertem Geltungsbedürfnis) hervorruft.

Alles, was hier von den großen Rassen ausgeführt wurde, gilt in noch höherem Grade für

die kleinen Rassen.

Dieser Begriff kam erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts (hauptsächlich nach dem Rassenbuch *Gobineaus*) auf, um neue Abgrenzungen zwischen Personen von gleicher Hautfarbe und ähnlicher Kulturhöhe unter dem Gesichtspunkt der Verschiedenrassigkeit zu ziehen. In erster Linie ist hier

der Schädelindex

zu nennen, der mit Genugtuung von allen, die auf Rassenunterschiede mehr Wert legten als auf Individualunterschiede, begrüßt wurde. Zwar wiesen selbst die Schädel der farbigen und weißen Rassen keine wesentlichen Unterschiede auf, aber innerhalb der einzelnen großen Rassen ließen sich gewisse Verschiedenheiten nachweisen, denen von einigen alsbald eine sehr hohe Bedeutung beigelegt wurde. Die grundlegenden Arbeiten auf diesem Gebiete rühren von dem schwedischen Anatomen Anders *Retzius* (1796–1860) her, der, nachdem sich vorher schon der holländische Arzt Pieter *Camper* (1722–1789) und Johann Friedrich *Blumenbach* (1752–1840) in Göttingen viel mit den Maßverhältnissen des knöchernen Schädels (besonders dem „Gesichtswinkel“) beschäftigt hatten, den Längen-Breiten-Index aufstellte, der eine Einteilung der Kopfformen ermöglichte. Er nahm die Breite von Ohr zu Ohr und die Länge vom Hinterkopf bis zu dem Punkt, der sich über der Nase in der Mitte zwischen den beiden Augenbrauen befindet. Dies ist also der Schädelindex, welcher das Verhältnis zwischen dem Querdurchmesser und dem Längsdurchmesser des Schädels ausdrückt. Das Quermaß wird meist in Prozents des Längenmaßes, das gleich hundert gesetzt wird, bezeichnet. Die Angabe „Index 83“ besagt demnach, daß sich an einem Kopf die Breite zur Schädellänge wie 83 zu 100 verhält. Der durchschnittliche Längen-Breiten-Index liegt beim Menschen zwischen 75 und 80 (nach anderen 82) zu 100. Schädel mit einem höheren Index als 82 werden als breitköpfig oder brachycephal (auch brachykran oder brachoid), Schädel mit Zahlen unter 78 als langköpfig, dolichocephal (auch dolichokran und dolichoid) bezeichnet.

Im einzelnen findet man folgende Kopfformen verzeichnet: den Dolichocephalus (von *δολιχός* = lang) oder Langkopf mit einem Längen-Breiten-Index von 55,5–74,9; den Klinocephalus (von *κλίνη* = Sattel) oder Sattelpopf, eine Abart des Dolichocephalus mit sattelförmiger Einsenkung des Schädels durch zu frühzeitige Verknöcherung der Nähte zwischen den Scheitelbeinen und Keil- und Schläfenbeinen; den Leptocephalus (von *λεπτός* = dünn) oder Schmalkopf, eine gleichfalls durch frühe Synostose (= Verknöcherung) verschiedener Schädelknochen entstandene Form des Dolichocephalus, den Brachycephalus (von *βραχύς* = kurz) oder Kurzkopf mit einem Längen-Breiten-Index von 80–94, zu dessen Abarten der Oxycephalus (= Spitzkopf, von *ὀξύς* = scharf), der Pachycephalus (= Dickkopf, von *παχύς* = dick), der Plagiocephalus (= Querkopf, von *πλάγιος* = schief), der Platycephalus (= Flachkopf, von *πλατύς* = platt) und der Trochocephalus (= Rundkopf, von *τροχός* = Kreis) gehören. In der Mitte zwischen den Dolicho- und Brachycephalen stehen die Mesocephalen oder Mittelköpfe (von *μέσος* = Mitte). Die Schmalgesichter entsprechen den Längs-, die Breitgesichter den Kurzköpfen.

Von vielen Seiten wurde die Bedeutung des Längen-Breiten-Index anfangs als Rassenmerkmal sehr überschätzt. Doch mehrten sich alsbald die Stimmen, die vor Trugschlüssen und Übertreibungen warnten. Vor allem stellte sich die Behauptung, daß die Schmalgesichter meist blond, die Breitgesichter überwiegend dunkel seien, bald als Irrtum heraus. Untersuchungen von Professor *Boas* in Boston, deren Richtigkeit auch Eugen *Fischer* anerkannte, führten sogar zu dem überraschenden Er-

gebnis, daß die Schädelform nicht einmal ein festes Erbgut bildet, sondern daß eine neue Umwelt (wie die amerikanische) den Längen-Breiten-Index verändern kann. Johannes *Ranke* in München (1836–1916), der berühmte Verfasser des klassischen Werkes „Der Mensch“ (Neffe des nicht minder bedeutenden Geschichtschreibers Leopold von *Ranke*), erklärte nach fünfzigjähriger Beschäftigung mit den kranio-logischen (= den Schädel betreffenden) Problemen: „Der Längen-Breiten-Index ist kein Rassenmerkmal“, und *Virchow* betonte immer wieder, daß es unmöglich sei, am Schädel allein zu erkennen, von welcher Rasse er stamme (nicht einmal seine Geschlechtszugehörigkeit ist mit Sicherheit feststellbar). So wird sich wohl selbst Professor Bruno *Bauch* in Jena trösten müssen, der, als er einmal über seine „Deutschheit“ sprach, ausrief: „Wenn nach Generationen einstens mein Totenschädel einem Anthropologen vor die Füße rollen sollte, so würde er diesen wohl höhnend als einen Pfuscher in seinem Fache angrinsen, wenn er in ihm nicht gleich den Germanenschädel erkennen sollte . . .“

Es trifft allerdings zu, daß infolge Faktorenkoppelung eine schmale Schädelbildung häufiger mit einer schlanken, eine breite Schädelbildung mit einer unteretzten Gestalt verbunden ist (Rudolf *Martin* sagt: „Die Großen neigen überall mehr zur Dolichocephalie als die Kleinen“), aber für die geistige Beurteilung der Menschen hat der Schädelindex nicht mehr Wert als die einst von *Gall* verkündete Phrenologie (von *φρεν* = Seele), nach der man auch alle möglichen Eigenschaften, von der Gottesfurcht bis zum Geschlechtstrieb, vom Schädel ablesen wollte.

Wenn der (im Mai 1927 verstorbene) Rassenforscher Heinrich *Driesmanns* (Verfasser von „Rasse und Milieu“, „Das Keltentum in der europäischen Blutmischung“ und „Dämon Auslese“ – ich lernte den ausgezeichneten Mann in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in der religiös-sozialen Bewegung kennen, welche Oberst von *Egidy* ins Leben gerufen hatte) der Überzeugung Ausdruck gibt: „Es ist eine anthropologisch erwiesene Tatsache, daß Herrenbewußtsein und Herdenbewußtsein in Korrelation (= Abhängigkeitsverhältnis, von *con* = zusammen und *relatio* = Verhältnis) stehen mit Langköpfigkeit und Rundköpfigkeit“, so irrte er durch Verallgemeinerung ebenso wie *Burger-Villingen*, wenn er in seinem Buche „Geheimnis der Menschenform“ schreibt: „Hat das Schädeldach, von oben und im ganzen betrachtet, eine mehr längliche Form (Langschädel), dann betätigt sich ein solcher Mensch gern nach außen, er begnügt sich nicht mit seiner eigenen Person, sondern will auf seine Mitmenschen einwirken. Er ist also gewissermaßen agitatorisch veranlagt, während Menschen, deren Schädeldach wie ein in sich geschlossener Kreis (Rundschädel) erscheint, mehr ihrer Person und ihrem Behagen leben, weniger beweglich sind; ihre Gedanken gehen gewissermaßen im Kreise immer wieder zum eigenen Ich zurück . . . Ist der Schädel bei den Langschädeln hoch, dann sind sie zu aufbauender, dem Allgemeinwohl gewidmeter Tätigkeit wie berufen, bei niedrigen Schädeln neigen sie zu brutaler Herrschsucht. Ein hoher runder Schädel neigt besonders zu philosophischer, religiöser und mystischer Denkungsart, ein niedriger Rundschädel kennt nichts anderes als seine eigene liebe Person.“ Auch H. St. *Chamberlain* spricht von dem germanischen Langschädel, „den ein ewig schlagendes, von Sehnsucht gequältes Gehirn aus der Kreislinie des tierischen Wohlbehagens nach vorne hinaushämmert“. Nun zeigen aber gerade der größte Teil der Deutschen, insbesondere in den hochkultivierten Ge-

bieten Süddeutschlands, sowie die meisten anderen Kulturvölker in der Mehrzahl einen breiten Schädel, während bei Negern, Australiern, Zigeunern und Eskimos lange Schädel häufiger sind.

Wir können in dieser Frage völlig K. F. Wolff beistimmen, der in seiner „Rassenlehre“ sagt, daß der Längen-Breiten-Index keinesfalls die Menschenarten trennt, sondern innerhalb aller Menschenarten mit einer Schwankungsbreite von 65–100 variabel (= verschieden) ist; bei den meisten Menschen aller Rassen hat der Längen-Breiten-Index mittlere Werte. Charakterologisch sind, wenn überhaupt, die Schmalgesichter und Breitgesichter nur nach den von Kretschmer und anderen aufgestellten individuellen Körperbautypen zu beurteilen, über die wir uns bereits früher ausgesprochen haben. Es liegt an dem symmetrischen Bau des Knochengerüsts, daß die Rundköpfe bei den Pyknikern, die Langköpfe bei den Leptosomen überwiegen, doch sind weder diese Kopf- noch Körperformen irgendwie rassegebunden.

Neben der Kopfform spielt auch das übrige Gesicht und in diesem namentlich die Nase bei allen Rassentheoretikern eine große Rolle; es sei nur an die griechische und die „Judennase“ erinnert. Von letzterer gibt Günther an, daß sie die Gestalt einer „6“ habe, sich aber seltener vorfinde, als man gewöhnlich annimmt, beispielsweise in Galizien (wo sich die Juden am unvermischtesten erhalten haben) nur bei 9 Prozent der jüdischen Bevölkerung vorkomme. Solche Ziffern haben immer nur dann einen Wert, wenn man in der Lage ist, ihnen aus anderen Kreisen der Bevölkerung Vergleichszahlen entgegenzustellen. Man kann sich dann oft überzeugen, wie leicht auffallende Typen an Zahl überschätzt werden, einfach aus dem Grunde, weil sie auffallen. Ich will aus eigener Erfahrung eine Stichprobe anführen. Ich wohnte einem Prozeß bei, in dem drei Personen deutschvölkischer Richtung des Mordversuchs an einem bekannten General angeklagt waren. Während der mehrtägigen Verhandlung stellte ich „Rassenstudien“ an, die folgendes Ergebnis hatten. Unter den wegen versuchten „Fememords“ (auch einer der vielen traurigen Folgeerscheinungen des Krieges) Angeklagten und den auf ihrer Seite stehenden Entlastungszeugen und Verteidigern, im ganzen 16 Personen, hatten 3 blonde, 13 dunkle Haare, 8 gerade, 6 leicht und 2 stark gebogene Nasen, 4 waren groß, 5 klein, 7 mittelgroß. Mit diesen verglich ich 16 jüdische Herren, teils Pressevertreter, teils Anwälte, die vorübergehend der Verhandlung beiwohnten. Unter ihnen waren 7 blond, 9 geradnasig, 6 groß. Im ganzen war der „arische“ Typus auf jüdischer Seite wesentlich stärker vertreten als auf völkischer. Allerdings kam in der Verhandlung zur Sprache, daß einige der Zeugen „Halbblut“ seien. Darunter wurden in diesem Falle Abkömmlinge aus christlich-jüdischen Mischehen verstanden.

Im Anschluß hieran noch wenige Worte über

das Blut als Rassenmerkmal.

Sehr richtig bemerkt schon Schallmayer: „Die Bezeichnung ‚Blut‘ für Erbverfassung entsprang der ganz veralteten Vorstellung, daß das Blut mehr als andere Bestandteile des Leibes Träger der Erbeigenschaften sei. Es wäre wünschenswert, daß man diese Bezeichnung fallen ließe.“ Trotzdem man seit langem auch in Laienkreisen weiß, daß das, was das Wesen des Menschen ausmacht, in der Gesamtheit seiner Zellen ruht, die durch fortgesetzte Teilung aus der befruchteten Eizelle entsteht, daß in dieser Erstzelle das ganze Erbgut des Menschen enthalten ist, läßt sich der Glaube scheinbar nicht ausrotten, daß die körperseelische Besonderheit des Menschen in

seinem Blute liegt und irgendwelche Zusammenhänge zwischen Rassen- und Blutunterschieden vorhanden sind.

Ob hier der Aberglaube mitspielt, der so vielfältig gerade an das Blut anknüpft, mit dem die Menschen sogar ihre Seele dem Teufel verschreiben konnten, bleibt dahingestellt; in alten Sagen und Märchen ist viel von dem „heiligen Gesetz des Blutes“, von der „Stimme des Blutes“ die Rede, im alten deutschen Recht wurde auch auf das „Zeugnis des Blutes“ Bezug genommen; es hieß dort, daß die Wunde eines Getöteten wieder blute, wenn der Mörder an die Leiche geführt werde (nach der Siegfriedsage tritt Hagen an die Leiche Siegfrieds, die zu bluten beginnt, wodurch Hagen als überführt gilt).

Noch heute sind nicht nur in der Tierzucht die Begriffe „Vollblut“ und „Halbblut“ gang und gäbe, sondern auch unter den Menschen unterscheidet man solche aus edlem und unedlem Geblüt und bezeichnet den Geschlechtsverkehr unter Verwandten als Blutschande. Wenn *Wilhelm II.* die Stammesverwandtschaft zwischen dem deutschen und dem englischen oder nordamerikanischen Volk hervorheben wollte, pflegte er zu sagen (oder zu telegraphieren): „Blut ist dicker als Wasser.“ Man hat infolgedessen viel über den eigentlichen Sinn dieses uralten Wortes (in englischer Fassung: „Blood is thicker than water“, wendet es beispielsweise *Walter Scott* in „Guy Mannering“ und in „Rob Roy“ an) gestritten und ihm die Deutung gegeben: Blutsbande sind stärker als das trennende Meer. Eine andere Erklärung findet sich bei *Jakob Grimm*; er erwähnt den Satz unter den deutschen Sprichwörtern und bemerkt, es habe den Sinn, „daß das Wasser der Taufe die Bande des Bluts nicht löse“.

Die Blutprobe,

welche nach Auffassung der Kämpfer für Rassenreinheit jemand nur dann bestanden hat, wenn in der ganzen Vorfahrenreihe niemals eine „Verunreinigung mit fremdem Blute“ vorkam, ist keineswegs immer nur bildlich gemeint. Erst vor kurzem hatte ein Magyare (Professor Dr. *Bársony*, Rektor der Budapester Universität) in seinem Testament bestimmt, daß sein stattliches Vermögen nur dann auf seine Tochter übergehen sollte, wenn sie einen Mann freite, „der die Blutprobe bestände“. Die Tochter focht diese Bestimmung als undurchführbar an, da es unmöglich sei, die Rassenreinheit eines Menschen durch Blutuntersuchung nachzuweisen. Das Gericht gab ihr recht, da diese Testamentsklausel einem Eheschließungsverbot gleichkäme und ihr deshalb kein gesetzlicher Schutz gebühre.

Verschiedentlich glaubten zwar Chemiker Blutreaktionen aufgefunden zu haben, durch welche sie die Zugehörigkeit zu einer Rasse festzustellen in der Lage wären, so führte mir in Leningrad der durch seine Geschlechtsreaktion an Menschen, Tieren, Pflanzen und Steinen (nach *Willstätter* in München steht das Blattgrün der Pflanzen dem Blutfarbstoff chemisch in der Tat sehr nahe) bekannt gewordene Dr. O. E. *Manoiloff* eine von ihm entdeckte Farbreaktion vor, die es ermöglichen sollte, die Rassenzugehörigkeit eines Menschen zu erkennen. Er hat Mitteilungen darüber auch bereits in einer süddeutschen medizinischen Wochenschrift veröffentlicht. Überzeugt haben mich jedoch die von ihm angegebenen Befunde nicht, und soweit ich sehe, hat sich bisher auch noch niemand gefunden, der seine Rassenblutprobe hat bestätigen können, ebensowenig wie seine Geschlechtsbestimmung aus dem Blute (und auch

die von dem russischen Professor *Bernafski* angegebene) der Nachprüfung deutscher Fachleute (wie E. *Schraf*) standhielt.

Dagegen hat sich in neuerer Zeit mit immer größerer Sicherheit ergeben (die einschlägige Literatur zählt bereits über 1500 Arbeiten, das Untersuchungsmaterial mehr als 100000 Personen), daß es beim Menschen tatsächlich verschiedene Blutgruppen gibt, nämlich vier, von denen sich nur die gleichartigen mischen (beispielsweise bei der seit kurzem wieder als Heilmittel angewandten Transfusion = Überführung des Blutes von einem Menschen oder Tier in das Gefäßsystem eines anderen, von transfundere = hinübergießen), während die ungleichartigen koagulieren (= gerinnen, d. h. sich zusammenballen). Von diesen Blutgruppen, die sich durch die chemische Zusammensetzung der roten Blutkörperchen und der Zwischenflüssigkeit (des Blutserums) unterscheiden, gehören zu der Blutgruppe I 40 Prozent, zu Gruppe II 45 Prozent, zu Gruppe III 10 Prozent und zu Gruppe IV 5 Prozent der Männer und Frauen. Die Blutart, welche der einzelne Mensch bei seiner Geburt besitzt, bleibt während seines Lebens unveränderlich und vererbt sich (wobei sich allerdings die Eigenschaften der Blutkörperchen und des Blutserums gesondert von den Eltern auf die Kinder zu übertragen pflegen).

Man hofft, hier neue Wege der Wahrheitsermittlung zur Feststellung zweifelhafter Vaterschaft im Zivil- und Strafverfahren (zum Beispiel bei Alimentations- und Meineidsprozessen) gefunden zu haben, indem durch Blutuntersuchung von Vater, Mutter und Kind eine bestimmte Abstammung, wenn auch nicht mit Sicherheit festgestellt, so doch mit Gewißheit ausgeschlossen werden kann. Staatsanwalt Dr. *Elwert* in Ulm führt folgenden Fall an, der uns der Erwähnung wert erscheint, ohne daß wir uns die Bemerkungen, die er daran knüpft, zu eigen machen können: „In einem kürzlich durchgeführten Meineidsverfahren hat die Untersuchung des Blutes von Eltern, zwei Kindern und des einen (eines Ehebruchs verdächtigen) Hausfreundes mit absoluter Sicherheit ergeben, daß dieser der Vater der beiden Kinder nicht sein kann, da er ebenso wie die Mutter der Blutgruppe I angehört, die Kinder aber Blutbestandteile aufweisen, welche auf einen zur Gruppe IV gehörenden Vater hinweisen. Leider hat sich der Ehemann geweigert, sein Blut ebenfalls untersuchen zu lassen. Das Gutachten des Untersuchungsamtes sagte ihm aber doch mit aller Bestimmtheit auf den Kopf hin zu, daß, wenn er der Vater dieser beiden Kinder sei, er nach dem Befund der Blutproben von Mutter und Kindern nur der Blutgruppe IV angehören könne.“ Staatsanwalt *Elwert* meint nun: „Das ist bei dem gegenwärtigen Stand unseres Prozeßrechts ja noch das Leidige diesem eminenten wissenschaftlichen Fortschritt gegenüber, es gibt weder im Zivilprozeß noch im Strafverfahren ein Zwangsmittel einer Partei oder einem Zeugen oder einem Angeklagten gegenüber, das diese mit staatlichen Machtmitteln zwingen könnte, sich auch nur einen einzigen Tropfen Blut abzapfen zu lassen. Die Unverletzlichkeit der körperlichen Integrität (= Ganzheit, von integrum, das Ganze) gehört zu den wichtigsten Rechtsgütern der persönlichen Freiheit und Selbstbestimmung. Daran wird wohl auch eine künftige Rechtsentwicklung nichts zu ändern wagen.“ Hier möchten wir hinzufügen: Hoffentlich! „Und so bleiben wir Juristen“, schließt *Elwert*, „angesichts dieses glänzenden neuen wissenschaftlichen Hilfsmittels der Ärzte und Chemiker eben auf den guten Willen unserer Parteien, Zeugen und Angeklagten angewiesen, sich freiwillig untersuchen zu lassen. Natürlich kann die Weigerung, dies zu tun, nach dem Grundsatz der freien Beweiswürdigung zuungunsten des sich Weigernden aus-

gelegt und bewertet werden. Aber ein positives Ergebnis gibt nur ein Untersuchungsbefund. Und so wird sich bald in Ehescheidungs- und Alimenterprozessen, aber auch in vielen Strafverfahren die Jagd nach Blutstropfen als eine neue dankbare Detektivtätigkeit herausbilden, zumal auch noch eingetrocknetes Menschenblut zu Untersuchungen sich eignet.“

Mit der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse hat die Zugehörigkeit zu einer der vier aufgefundenen Blutgruppen nichts zu tun. Man hat bei allen großen und kleinen Rassen (und auch bei den Menschenaffen, dagegen nicht bei den Halbaffen) immer nur dieselben vier Blutgruppen nachweisen können.

Wir müssen uns nun noch mit einem angeblichen Rassenunterschied beschäftigen, der uns in diesem Werke besonders nahe liegt: Wie verhalten sich

R a s s e u n d S e x u a l i t ä t

zueinander? Seit den ältesten Zeiten, von denen wir Kunde haben, bis in unsere Tage ist es Sitte, Unsitten im eigenen Volke anderen Völkern zuzuschreiben. Solange wir die Syphilis als Franzosenkrankheit (= „*morbus gallicus*“) bezeichnen – noch kürzlich hörte ich den Ausdruck in einem öffentlichen Vortrage aus dem Munde eines rheinischen Hochschullehrers für Geschlechtskrankheiten –, solange gewisse Verkehrsformen bei uns fast allgemein als „französisch“ bezeichnet werden (der in Frankreich selbst dafür übliche Ausdruck „*minette*“ bedeutet „Kätzchen“), solange ebenso unberechtigt geschlechtliche Triebabweichungen wie die flagellantistische (= Neigung zu schlagen oder sich schlagen zu lassen) bei uns als englische oder amerikanische Erziehungsmethoden verdächtigt werden (und zwar nicht bloß in Zeitungsanzeigen, die nur von denen verstanden werden, für die sie bestimmt sind), solange dürfen wir uns nicht wundern, wenn nicht weniger grundlos der homosexuelle Verkehr bei den Franzosen „*vice allemand*“ (= deutsches Laster; der Ausdruck stammt nicht etwa erst aus der Eulenburgzeit, sondern findet sich in französischen Schriften bereits im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, beispielsweise bei *Mirabeau*) oder auf englischen Colleges, namentlich auch außerhalb Großbritanniens, wie in Japan, „*German custom*“ (= deutscher Brauch) heißt.

Gerade die Homosexualität, aber keineswegs diese allein, bietet ein treffendes Beispiel für die auf geschlechtlichem Gebiet so weit verbreitete, bald mehr unbewußte, bald bewußte Heuchelei (in England hat man dafür den Ausdruck „*cant*“), sexuelle Eigentümlichkeiten nach fremden Ländern und Orten zu benennen, um den Anschein zu erwecken, als ob „so etwas“ nicht auf eigenem Boden gewachsen, sondern nur vom Ausland eingeschleppt sein könne. In meiner „Homosexualität des Mannes und des Weibes“ habe ich eine lange Liste solcher Ausdrücke zusammengestellt, die vom Altertum bis zur Neuzeit reicht.

Diese Art der Benennungen scheint mir für die Völker- und Rassenpsychologie so „bezeichnend“ zu sein, daß ich sie hier im Auszug wiedergeben möchte. Wenn die Athener ausdrücken wollten, daß jemand gleichgeschlechtlichen Verkehr pflege, so umschrieben sie dies, indem sie sagten, daß er auf phönizische, lazedämonische oder kretische Art verkehre (*φοινικίζειν, λακωνίζειν, κρητίζειν*); das sollte bedeuten, daß diese Neigungen in

Phönizien, Lazedämon oder Kreta, aber nicht in Athen „zu Hause“ seien. Nach *Hesephius* bedeutet auch *χαλμιδιζειν* dasselbe, da bei den Bewohnern der Stadt Chalkis auf Euböa die „männliche Venus weit verbreitet war“; ähnlich wurde *σιφνιάζειν*, abgeleitet von der Insel Siphnos im Ägäischen Meere, gebraucht und nach *Suidas* auch *φινιδάζειν* nach dem Namen einer uns nicht mehr bekannten Stadt.

Im gleichen Sinne findet man im Mittelalter das Wort „florenzen“, so im Züricher Rats- und Richtbuch vom Jahre 1422 —, das davon ausgeht, daß Florenz ein Hauptsitz homosexueller Betätigung sei, während die Florentiner selbst, wenn sie dasselbe ausdrücken wollten, von „neapolitanischer Liebe“ sprachen. Auch der im Mittelalter ebenfalls für gleichgeschlechtliche Betätigung gebrauchte Ausdruck „wälsche Hochzeit halten“ (in einem Klagelied aus dem Jahre 1546 heißt es: „der wälschen Hochzeit grausam Schand“) gehört in das Gebiet dieser hämischen Bezeichnungen, ebenso der im Mittelalter weit verbreitete Ausdruck „mal d'orient“ (= orientalisches Laster), der besagen sollte, daß der gleichgeschlechtliche Verkehr aus dem Orient stamme (namentlich nach den Kreuzzügen war dieser Name im Gebrauch). Aber auch diese Benennung entbehrte wie die anderen örtlichen Spezialnamen einer wirklichen Begründung (trotzdem fand ich in einer antisemitischen Heftchrift, die mir vor einigen Jahren übersandt wurde, unter Bezug auf meine Forschungs- und Aufklärungsarbeit auf homosexuellem Gebiet, hinter meinem Namen die Worte gesetzt: „hat das orientalische Laster in Deutschland eingeführt“). Der Gleichklang von os, oris mit den ersten Buchstaben von Orient verleitete mittelalterliche Satiriker übrigens zu dem Scherz, den Coitus oralis, die jetzt meist den Franzosen „in die Schuhe geschobene“ Form, als „Reise nach dem Orient“ zu bezeichnen.

Auf dem Balkan sagen die Rumänen von jemandem, den sie als homosexuell kennzeichnen wollen, er sei ein Türke. Die Türken selbst aber machten mit Vorliebe die Perser und diese wiederum die Bewohner der Provinz Chorosan für die Homosexualität verantwortlich (vgl. von *Kremer*, „Kulturgeschichte des Orients“, II, Seite 129 ff.). Weit über den Balkan hinaus aber wurde bereits im frühen Mittelalter der Ausdruck „Bulgaren“, französisch „bougres“, englisch „buggers“ — noch jetzt heißt im englischen Gesetzbuch die Päderastie „buggery“ — einer der gebräuchlichsten Namen für Homosexuelle. Selbst die Japaner behaupten, wie Suyewo *Imaya* uns mitteilt, daß die Jünglingsliebe bei ihnen von China, und zwar mit dem Buddhismus, eingeschleppt sei. Und in dasselbe Gebiet der Völkerpsychologie gehört es, wenn von *Bälz* die angebliche Tatsache, daß das „unnatürliche Laster“ im nördlichen China weiter verbreitet sei als im südlichen, darauf zurückgeführt wird, „daß in den Adern der Südchinesen mehr malaiisches Blut rollt“. Die Südamerikaner, besonders die Argentinier, nennen die Homosexuellen gewöhnlich „Brasilianer“ (= *Brasileros*), und in Nordamerika schiebt man bald den Chinesen, bald den Italienern, bald irgendeinem andern Volksstamm die Einbringung gleichgeschlechtlicher Praktiken (von *πράξις* = Betätigung) zu. Sogar bei fast allen Naturvölkern ist der Brauch nachweisbar, eine in ihrem eigenen genau so wie in jedem fremden Lande verbreitete Neigung nach diesem zu benennen; so bezeichnen die Fidschiinsulaner Homosexualität als „Treiben des weißen Mannes“.

Höchstwahrscheinlich gehört auch der von *Herodot* ausführlich erklärte Ausdruck „Szythenkrankheit“ für männliche Effemination (= Verweiblichung) zu den Benennungen einer allgemeinen Erscheinung nach einem Volke, bei dem der Schöpfer des Wortes sie zuerst oder stärker als anderswo bemerkte. *Herodots* Vermutung, daß das viele Reiten der Szythen die Geschlechtsorgane geschwächt habe und infolgedessen der weibliche Männertypus bei ihnen so häufig sei, ist eine sehr interessante Hypothese (namentlich unter Berücksichtigung der neueren Forschungen über die innersekretorischen Zusammenhänge zwischen Geschlechtsdrüsen und körperseelischer Beschaffenheit), aber eben doch

nur eine Hypothese. Wenn im Talmud (vgl. *Preuß*, „Prostitution und sexuelle Perver-
sitäten nach Bibel und Talmud“ in den Monatsheften für praktische Dermatologie, 43. Bd.
1906) die Tribadie als „Tun Ägyptens“ aufgeführt wird, so ist dies die gleiche Überhebung,
mit der in den Chroniken des europäischen Mittelalters der homosexuelle Verkehr des
Mannes und des Weibes als diejenige Sünde bezeichnet wird, die wohl unter Heiden
vorkommt, unter Christen aber nicht einmal mit Namen genannt werden kann: die
„namenlose“ Sünde, „peccatum illud horribile inter Christianos non nominandum“.

Bevor die Franzosen die Homosexualität als deutsches Laster bezeichneten, nannten
sie es das italienische. Als man Ludwig XIV. die Gelüste und Maskeraden seines Bruders
Orleans, seines Sohnes Vermandois, des Kardinals Bouillon, des Prinzen Condé und
anderer Herren der Hofgesellschaft hinterbrachte, ließ er den Höflingen zwar nicht einen
Prozeß machen, wie es 200 Jahre später am deutschen Kaiserhofe geschah, aber er rief
aus: „La France devenue italienne!“ (= Frankreich wird italienisch). Diesen Worten ent-
sprach auch ein spanischer Spruch, der zur Zeit Heinrichs III. von Frankreich während
der Herrschaft der Mignons aufgekomen war und lautet:

„En España los caballeros; en Francia los grandes;
En Alemania pocos; en Italia todos.“

(„In Spanien die Ritter; in Frankreich die Großen;
In Deutschland wenige; in Italien alle.“)

Alle bisher angeführten Länder und Orte, welche für die Bezeichnung der Homo-
sexualität herhalten mußten, werden an Verbreitung aber noch weit übertroffen von
zwei Plätzen, die örtlich nicht so weit wie kulturell voneinander getrennt sind:

Lesbos und Sodom.

Die Benennungen lesbische Liebe (amor lesbicus), Lesbismus, Lesbierin haben sich bis in
unsere Tage erhalten, wenngleich in etwas verschiedenem Sinne angewandt. Die Römer
sahen in der auf Lesbos lebenden Dichterin Sappho die Begründerin der Tribadie (von
τριβω = reiben), während wiederum die späteren Griechen die gleiche Rolle der Römerin
Philanis zuerteilten, jener Frau, von der *Martial* berichtet (VII, 67), daß „sie von wilderer
Lust als Männer entflammt, elf Mädchen an einem Tage umschlang“. In Wirklichkeit ist
weder Sappho noch Philanis die „Erfinderin“ der Tribadie, sondern die Natur selbst.
Meist wird unter lesbischer Liebe die weibliche Homosexualität ganz im allgemeinen ver-
standen (beispielsweise in der Schrift von Dr. *Philos*, „Die lesbische Liebe“, ein Beitrag
zur Sittengeschichte unserer Zeit, Berlin); andere, wie *Rohleder* („§ 250, der Ersatz des
§ 175 in seinen eventuellen Folgen für das weibliche Geschlecht“, im Reichsmedizinal-
Anzeiger vom 3. Februar 1911), sehen in der lesbischen oder sapphischen Liebe nur eine
besondere Betätigungsform der homosexuellen Frauenliebe, namentlich der Vereinigung
der erogenen Mund- und Genitalzone; während eine dritte Gruppe sogar die Lesbierinnen
als die von Geburt gleichgeschlechtlich veranlagten Frauen von denen unterscheidet, die
sich nur faute de mieux (in Ermangelung eines Besseren) gleichgeschlechtlich betätigen.
Sachlich begründet sind diese feinen Unterscheidungen in keiner Weise. Es handelt sich
dabei lediglich um ganz willkürliche Nomenklaturen. Daß der unbekannte und verschie-
dene Gebrauch dieser Worte zu Mißverständnissen, ja zu Schlimmerem führen kann,
erlebte ich in besonders markanter Weise vor einiger Zeit in einem Prozeß. Ein Mädchen
wurde als Zeugin von dem Vorsitzenden gefragt, ob sie homosexuell sei; sie verneinte es
unter ihrem Eide. Staatsanwalt und Verteidigung stellten Anträge, um das Gegenteil zu be-
weisen, und schon schien ein Meineidsverfahren zu drohen, als ich durch eine Frage feststellte,
daß der Zeugin der Sinn des Wortes homosexuell in bezug auf die Frauenliebe überhaupt
nicht bekannt war. Sie gab zu, lesbisch zu sein, aber nicht homosexuell (worunter sie ganz
bestimmte Akte, die, wie sie sagte, doch nur zwischen Männern vorkämen, verstanden hatte).

Auch die Ausdrücke Sodomie oder Sodomiterei, die von der einen der sprichwörtlich gewordenen Schwesterstädte Sodom und Gomorrha abgeleitet sind, finden sich in der Literatur in verschiedenen Auffassungen vor. Viele verstanden darunter nur gleichgeschlechtlichen Verkehr, indem sie Bezug nahmen auf jene bekannte Erzählung der Bibel (1. Mosis 19, 5), in der die Leute der Stadt Sodom zu Lot sprechen: „Wo sind die Männer, die zu dir gekommen sind diese Nacht? Führe sie hinaus zu uns, daß wir sie erkennen.“ Lot erwidert darauf (Vers 8): „Siehe, ich habe zwei Töchter, die haben noch keinen Mann erkannt, die will ich herausgeben unter euch, und tut mit ihnen, was euch gefällt; allein diesen Männern tut nichts, denn darum sind sie unter den Schatten meines Hauses eingegangen.“ Demgegenüber suchen in der Arbeit „Homosexualität und Bibel“, von einem katholischen Geistlichen (im „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen“, Bd. 4, S. 199 ff.), und in der Schrift des protestantischen Theologen Kaspar Wirz, „Der Uranier vor Kirche und Schrift“ (Leipzig, 1904), die geistlichen Verfasser klarzulegen, daß die Ursache der Vernichtung Sodoms und Gomorrhas und die „Sünde Sodoms“ nicht der gleichgeschlechtliche Verkehr, sondern die allgemeine Verworfenheit der Sodomiter gewesen sei, was aus dem Bibeltext deutlich hervorgehe.

Das Wort Sodomie wird aber auch häufig gleichbedeutend mit Bestialität zur Bezeichnung der fleischlichen Vermischung mit Tieren gebraucht, so von Heinrich Heine in seiner „Schloßlegende“. Endlich spricht man in älteren Schriftwerken von Sodomie auch dort, wo jemand mit dem andern Geschlecht außerhalb der diesem Zwecke dienenden Stelle – *ultra vas debitum* – verkehrt. So wird in einer venezianischen Urkunde aus dem Jahre 1470 ein Weib, das sich gewerbsmäßig der *Pedicatio* hingegeben hatte, als *Meretrix sodomitica* (= sodomitische Dirne) erwähnt. Das russische Gesetz verstand und bestrafte bis zur Revolution von 1917 als Sodomie die an einem Weibe vorgenommene Pedikation. Johann Samuel Friedrich von Böhmer, der berühmteste preußische Rechtslehrer des achtzehnten Jahrhunderts, tritt in den „Elementen der Kriminalrechtswissenschaft“ (3. Aufl. 1743, Sect. II, C. 28) ausdrücklich dafür ein, daß man den natürlichen Beischlaf zwischen Personen verschiedener Konfessionen (= Glaubensbekenntnisse) nicht mehr als Sodomie auffassen solle. Daß dieser seltsame Gebrauch des Wortes Sodomie selbst heute noch möglich ist, zeigte sich zum Erstaunen vieler in der Sitzung des Deutschen Reichstages vom 22. Juni 1927, in welcher ein völkischer Reichstagsabgeordneter den Antrag stellte, „daß Ehen zwischen Deutschen und Juden als Sodomie bestraft und Kinder aus solchen Ehen enterbt werden sollen“.

Liguori sagt in seiner „Moraltheologie“ folgendes: „Es ist eine große Streitfrage, worin die Sodomie eigentlich besteht. Einige sagen, sie bestehe im unnatürlichen Beischlaf zwischen zwei Personen verschiedenen, andere zwischen zwei Personen gleichen Geschlechts. Beide Ansichten sind probabel (= haben etwas für sich), und bei beiden Ansichten kommt das Mißverhältnis zum Ausdruck, das die Sodomie zur Natur hat, die für den Zeugungsakt ein Doppeltes verlangt: die Verschiedenheit der Geschlechter und die richtige Art des Beischlafes. Die zweite Ansicht, welche das Wesen der Sodomie in der fleischlichen Vereinigung zweier Personen des gleichen Geschlechts bestehen läßt, ist probabler.“ Im übrigen hat sich bei vielen Völkern der Ausdruck Sodomie in Abkürzungen, die kaum noch Ursprung und Ursinn erkennen lassen, zu einem ganz allgemeinen Schimpfwort verflüchtigt, wie im englischen „Sod“, im holländischen „Mietje“, wobei das Wort nicht selten fast mehr mit freundlichem als mit feindlichem Beiklang ausgesprochen wird. So konnte ich in Holland hören, wie eine Mutter zu ihrem kleinen Kinde, das sich schmutzig gemacht hatte, sagte: „Du bist ein kleines Sodomiterchen.“

Es scheint auch nicht ganz so böse gemeint zu sein, wie es den Anschein hat, wenn die Italiener im Mittelalter einem ihrer größten Maler, Giovan Antonia Bazzi, den Beinamen „il Sodoma“ beileigten. Elisar von Kupffer (Giovan Antonia il Sodoma, der Maler der

Schönheit, im „Jahrb. f. sex. Zwischenstufen“, Bd. 9, S. 76) schreibt darüber: „Il Sodoma“ nennt man ihn, und er selber in stolzer Bewußtheit seines ursprünglichen Empfindens und voll souveräner Verachtung gegen eine beschränkte Welt und Naturkenntnis führte diesen Namen zum Troße.“ Im modernen Italien wäre er vielleicht statt il Sodoma „il Berlinese“ genannt worden. Denn seit den großen deutschen homosexuellen Skandalprozessen in den Jahren 1907/08 gegen Mitglieder der Hofgesellschaft, vor allem die Grafen *Hohenau* und *Lynar* und den Fürsten Philipp *Eulenburg*, denen einige Jahre zuvor schon der „Fall *Krupp*“ vorangegangen war, der von Italien (Capri) seinen Ausgang genommen hatte, hielt man es dort für angebracht, Sodom durch Berlin zu ersetzen und einen im Rufe der Gleichgeschlechtlichkeit stehenden Menschen „Berlinese“ zu nennen.

Solche Ausdrücke wirken gewöhnlich noch lange fort, wenn der Anlaß zu ihnen längst in Vergessenheit geraten ist. So ereignete sich in Holland vor vielen Jahren ein homosexueller Skandal in der Stadt Utrecht; seitdem hat sich dort die Gewohnheit herausgebildet, von einem Homosexuellen zu sagen, er stamme aus Utrecht. Vor längerer Zeit suchte mich ein homosexueller Holländer auf, der wirklich in Utrecht geboren war und mir mitteilte, daß er in dauernder Angst schwebe, daß ihn jemand nach seinem Geburtsort frage. Wenn er sagen müsse, er sei aus Utrecht, stehe er wie mit Blut übergossen da, stottere und gerate in die größte Verlegenheit. Er behauptete, er sei nicht der einzige, dem es so gehe.

Bei gewissenhafter Nachprüfung stellen sich alle diese Bezeichnungen als haltlose Verdächtigungen heraus. In Wirklichkeit ist die Ausbreitung der Homosexualität bei allen Völkern, in allen Ständen und zu allen Zeiten die gleiche. In dem zweiten Teil meines Buches über die Homosexualität habe ich dafür zwingende Beweise erbracht. Gibt es doch kein Land und keine Rasse, von der mich nicht im Laufe der langen Zeit, seit ich mich mit diesem Problem beschäftigt habe, Träger dieser Veranlagung aufgesucht haben. In meinem Buche heißt es: „Überall gräbt sich die gleiche Leidenschaft die gleichen Kanäle. Überall sehen wir unter den homosexuellen Männern und Frauen dieselben Hauptgruppen, feminine und virile Typen, zwischen denen eine dritte, weniger scharf charakterisierte Gruppe steht, überall finden wir neben den rein Homosexuellen schwankende Bisexuelle, neben echten Homosexuellen solche, deren Homosexualität zweifelhaft ist . . . Es sind verblüffend ähnliche Typen, die nachts um dieselbe Stunde in Kairo auf dem Fischmarkt, in Rom auf der Piazza Colonna und in Kopenhagen auf dem Rathausplatz stehen, ganz analoge Gestalten, die sich zu gleichem Zweck auf der Perastraße am Goldenen Horn und der Berliner Friedrichstraße einfinden, es sind dieselben Vertreter des Zwischengeschlechts, die im Hydepark in London, im Retiro in Madrid, im Asakusapark in Tokio, im Prater in Wien und in Paris in den Champs-Élysées bestimmte Wege bevölkern, die gleichen Leute. Hier Friesen, dort Basken, die am Seedeich von Kuxhaven, an der Concha von San Sebastian, auf dem Molo von Pola, wie an jeder Hafenpromenade am Atlantischen oder Pazifischen Ozean auf Männerbekanntschaft ausgehen. Gerade das einheitliche Gesicht, das die Homosexualität überall ganz unabhängig voneinander trägt, war für mich immer einer der durchschlagendsten Beweise ihrer rein biologischen Ätiologie (= naturgesetzlichen Ursache). Der Sexualtypus schlägt den Rassentypus.

Auch der von *Günther* in seiner „Rassenkunde des deutschen Volkes“ angeführte Satz: „Professor *Pilcz* bestätigte nach seiner Erfahrung die relative Häufigkeit der Homosexualität bei Juden“, stimmt mit den Tatsachen nicht überein. In meiner „Homosexualität“ heißt es zu diesem Punkte: „Nach der letzten Volkszählung zählte das Deutsche Reich am 1. Dezember 1910 64 925 993 Einwohner. Davon gehörten die meisten, nämlich 39 991 421 = 61 Prozent, dem evangelischen Bekenntnis an, römisch-katholisch waren 23 821 453 = 36 Prozent, Israeliten 615 021 = 0,9 Prozent; der Rest verteilte sich auf christliche Sekten und andere Bekenntnisse. Vergleichen wir mit diesen Zahlen die in den Jahren 1902/10 aus § 175 Verurteilten, so sehen wir, daß von insgesamt 5690 ebenfalls die meisten, nämlich 3324 = 58,4 Prozent, evangelisch sind; 2332 = 41 Prozent waren katholisch; 34 = 0,6 Prozent israelitisch. Demnach ist der Anteil der Katholiken an der Bestrafung ein wenig höher und der Prozentsatz der Juden ein wenig geringer, als man nach ihrem Verhältnis zur Gesamtbevölkerung annehmen könnte.“

Entsprechende Beobachtungen machte ich an etwa 35 000 von mir beobachteten Intersexuellen. Hiernach trifft es nicht zu, wenn *Iwan Bloch* („Ätiologie der Psychopathia sexualis“, I, S. 61) aus dem mustergültigen Familienleben der Juden folgerte, daß „Homosexualität bei ihnen kaum vorkomme“, ebenso wenig wie es statistisch belegt ist, wenn *Benedikt Friedländer* („Mitteilungen des Bundes für männliche Kultur“, II, Jhrg. 3) behauptet, daß „die hebräische Rasse von den in Europa hausenden Völkern am wenigsten zur physiologischen Freundschaft inkliniere“ (= neige). Wenn *Friedländer* an dieser Stelle sagt, daß in bezug auf die Verbreitung der Homosexualität „unzweifelhaft die arischen Deutschen an erster Stelle stehen“, und dann fortfährt: „Darauf folgen die Angelsachsen der Alten und der Neuen Welt nebst einer beachtenswerten Anzahl reiner oder gemischter Slawen. In erheblichem Abstand folgen dann die Romanen und bei weitem zuletzt – auch bei Veranschlagung ihrer geringeren Zahl – die Juden“, so ist das eine völlig willkürliche Aufstellung. Die jüdischen Urninge sind nur in dem Sinne in christlichen Ländern selten wie die protestantischen, von denen man Gleiches behauptet hat, in katholischen Gegenden. Ebenso willkürlich und falsch wie die Behauptungen von *Bloch* und *Friedländer* auf der einen Seite sind die von *O. Hauser* (in seinem Buch „Rassebilder“, 1925) und Prof. *Plate*, Jena (in seinem Sommerkolleg 1927), auf der anderen Seite, dahin lautend, daß „ihre stärkere Geschlechtlichkeit die Juden zu allen möglichen Perversitäten führt, deren gesetzliche Freigabe ihre Anwälte darum eifrig verlangen“.

Auch *Iwan Blochs* Angaben in seinem vielgelesenen Buch „Sexualleben unserer Zeit“ über sexuelle Anomalien bei den verschiedenen Rassen können auf vertiefte Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch erheben. Wenn er beispielsweise schreibt: „Unter den arischen Völkern haben sich vor allem die Inder einen begründeten Ruf als raffinierte Praktiker einer in ein System gebrachten Psychopathia sexualis erworben“, so ist dem entgegenzuhalten, daß aus der offenen Schilderung sexueller Betätigungsformen in der altindischen „Geschlechtsfibel“ noch nicht der

Schluß gezogen werden kann, daß andere Völker, bei denen sich die Sittenschilderer in dieser Hinsicht mehr Zurückhaltung auferlegten, nicht ebenso viele „raffinierte Praktiker“ in ihren Reihen zählen; ebensowenig kann die weitere Behauptung *Blochs*: „Daß die Engländer von jeher eine besondere Neigung zu sadistischen Praktiken, besonders der Flagellation, gehabt haben, ist allbekannt“, als hinreichend begründet angesehen werden. Sexualwissenschaftlich verlässlicher erscheint in dieser Beziehung das großangelegte Sammelwerk von Professor Friedrich S. *Krauß* in Wien, die „Anthropophyteia“ (= Menschwerdung), aus dessen folkloristischem Material mit überwältigender Klarheit hervorgeht, daß Rassenunterschiede im Geschlechtlichen nur in oberflächlichen Erscheinungsformen, nicht aber in der inneren Wesenheit vorhanden sind.

Daß die neuere Rassenkunde auch die Sexualität der von ihr nach Art und Wert so verschieden beurteilten Menschengruppen unter die rassische Lupe nehmen würde, war nicht anders zu erwarten. Welche Zerrbilder dabei entstehen können, wird man so recht gewahr, wenn man ein Buch wie „Die Rassenzucht“ (bei Georg Westermann in Braunschweig erschienen) von dem eben genannten Otto *Hauser* liest. Der Verfasser (nicht zu verwechseln mit dem berühmten Schweizer Erforscher des Urmenschen, Otto *Hauser*) wendet sich in diesem Buch an alle, die einen „wesentlichen lichten, nordischen Blutteil“ in sich tragen. Er erstrebt eine nordische „Hochrasse“ und berichtet von Menschengruppen, in denen man sich bereits des Rassenwillens bewußt geworden sei und nur nach diesem seine Genossen wähle. „Jeder levantinisch oder negerisch aussehende Junge, jeder zu stark ostische oder alpine“, erzählt er, „wird nicht herangezogen. Und schon auch ist es für diese Jungen – von Mädchengruppen dieser Art hörte ich noch nichts, vielleicht gibt es auch solche – selbstverständlich, nur ein nordisches Mädchen zu heiraten. Und während bei den Materialisten Geld und Genuß alles sind, vertreten diese Gruppen mit voller Bewußtheit das nordische Ideal, daß der Mann der Sache um der Sache, nicht um des äußeren Vorteils willen zu dienen hat, daß er rein in die Ehe treten und eine reine Ehe führen muß. Überall lebt auch die Liebe zum Kinde, als der höchsten Freude des nordischen Menschen, als seinem Zukunftsglauben.“

Aus den Schilderungen, die *Hauser* über das Geschlechtsleben der verschiedenen Rassen gibt, aus denen sich das deutsche Volk zusammensetzt, seien die Hauptstellen hier wörtlich wiedergegeben (trotzdem sie mehr den Schilderer als die Geschilderten kennzeichnen). Von dem über das ganze deutsche und nordslawische Sprachgebiet verstreuten ostischen Menschen schreibt er: „In seiner Geschlechtlichkeit ist der Ostische gemein. Man kann mit ihm keine halbe Stunde zusammen sein, so erzählt er einem nicht nur unzüchtige Anekdoten, sondern seine eigenen sexuellen Erlebnisse und Eigenarten, womöglich auch noch die seiner Frau; und die Frauen bemüßigen den Zuhörer mit ihren Regelbeschwerden. Seine Brut beschmiert die Wände mit Rhomben und Phallen und verabredet in den öffentlichen Abtritten gleichgeschlechtliche Zusammenkünfte.“

Über die dinarische Rasse äußert sich Otto *Hauser*: „In seiner Geschlechtlichkeit ist unser Dinarier urwüchsig, derb, aber nicht eigentlich lasziv. Die Geschichte von Damian *Zagg*, der fünfzehn Stunden lang bergauf bergab sieben Sennerinnen ‚hoamsuachen‘ geht und alle in einer Nacht mit seinem Besuche erfreut, hat Ludwig *Ganghofer* gewiß nicht erfunden. Manches ist bei den Dinariern Sitte, was für die weniger frei Denkenden gegen die Sittlichkeit verstößt, das Fensterln, die Probier.“

Über den Mediterranen oder Mittelmeermenschen heißt es: „Der Mittelmeer-mensch liebt das Dolcefarniente (= das süße Nichtstun). Er arbeitet nur so viel, wie er unbedingt muß, um knapp leben zu können. Darum ist er in gewissem Sinne vornehm. Denn er läßt sich von dem Gedanken an den Vorteil nicht sofort um alle Würde bringen. In seiner Geschlechtlichkeit, die wohl nicht besonders stark ist, nimmt er, was eben die Gelegenheit bietet, das Weib, den Knaben, die Ziege. Er ist darin so unbedenklich wie der Neger, aber nicht roh. Seine geistige Begabung beschränkt sich fast ganz aufs Wort. Er ist der geborene Sprecher, aber zumeist redet er nur, sagt nichts. Gern wendet er das Gespräch ins Sexuelle, spielt aber mehr nur damit. Seine Phantasie erschöpft sich im Lügen, das bei ihm der Gemeinheit entbehrt, weil es nicht auf Vorteile abzielt, höchstens darauf, seine Persönlichkeit vor den anderen – und vor sich selbst inglichen – zu erhöhen.“

Im Gegensatz zu diesen entwirft *Hauser* von dem nordischen Menschen folgende Schilderung: „Der nordische Junge und Jüngling pflegt stolz darauf zu sein, daß er noch ‚unentwickelt‘ ist, wie Thomas *Mann* in einer feinen Novelle hervorhebt, wie ich es selbst mehrfach beobachten konnte. Wo die Geistigkeit besonders vorwiegt, scheinen die Geschlechtsteile kleiner zu sein als sonst. So wurde der aus höchstem Adel stammende *Plato*, einer der größten und edelsten Geister, die die nordische Rasse hervorgebracht hat, deshalb „peniculus“ (= mit einem kleinen Penis) genannt. Mannbar und weibbar wird er erst spät, zwischen achtzehn und fünfundzwanzig. Fremder Bluteinschlag verrät sich wie im Gesicht so auch an den Geschlechtsteilen. Bei den Frauen darin, daß diese zu weit nach hinten liegen (‚hinter-vulvig‘ bezeichnet im Volke gleichzeitig Heimtücke), bei den Männern in der Form des Penis und der Entblößung der Glans, aber auch schon in zu starker Bräunung, die zumeist mit sehr dunkler, ja schwarzer Färbung der Schambehaarung zusammengeht.“ (S. 37.)

Man weiß wirklich nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über die Oberflächlichkeit, mit der hier Eigenschaften ganz persönlicher Natur zu Rassenmerkmalen gestempelt werden, oder über die Gewissenlosigkeit, mit der hier Volksteile gegeneinander ausgespielt werden durch Aufstellung von Rassenunterschieden, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden sind. Sind es denn tatsächlich nur ostische und dinarische Studenten und nicht auch nordische, welche die vielen Verse vom „Wirtshaus an der Lahn“ singen und sich die nicht minder anstößigen Schwänke von „Bonifazius Kieseewetter“ erzählen?

Selbst Bemerkungen wie die *Bismarcks*: „Die deutsche, die germanische Rasse sei sozusagen das männliche Prinzip, das durch Europa geht – befruchtend, die keltischen und slawischen Völker seien weiblichen Geschlechts, passiv, unproduktiv; die Germanen bedürften einer slawischen Beimengung, die romanische Rasse sei verbraucht und werde untergehen“, sind nur als mehr oder weniger geistvolle Aperçus (= Einfälle) zu bewerten, die einer genaueren Durchdenkung nicht standhalten. Mit Recht hat von *Luschan* immer wieder betont, daß in bezug auf die moralischen Eigenschaften der Unterschied zwischen den verschiedenen Rassen bei weitem nicht so groß sei wie zwischen den Individuen ein und derselben Rasse. Ethnologen berichten sogar, daß bei den Naturvölkern durch den häufigen Anblick der Nacktheit die Begierden auf die Dauer mehr gekühlt als gereizt werden (siehe zum Beispiel *Schneider*: „Die Naturvölker“, 1886, 2. Bd., S. 432).

Es unterliegt auch nicht dem geringsten Zweifel, daß in psychobiologischer Hinsicht das sexuelle Verhalten der Völker die weitestgehende Übereinstimmung aufweist, so vielgestaltig auch die geschlechtlichen Gebräuche, Gesetze und Anschauungen sein mögen, welche uns in der Sexualgeschichte der Menschheit entgegentreten. Ich spreche hier, da ich von Männern und Frauen aller Zonen mündlich und schriftlich um Rat angegangen wurde, aus der größten wissenschaftlichen Erfahrung, über die wohl ein Mensch bisher auf diesem Gebiet verfügen konnte. Es ist *bei allen Rassen das gleiche Lied, das gleiche Leid*. Wir müssen *Friedrich Herß* beistimmen, wenn er schreibt (in „Rasse und Kultur“, S. 232): „Es ist nicht wahr, daß jede Rasse, wie *Günther* behauptet, ihre besondere, nur ihr eigene Sittlichkeit besitzt und ein gegenseitiges Verstehen unmöglich ist.“ Forscher, die tiefer in das Geschlechtsleben fremder Rassen und Völker eingedrungen sind, werden, wenn sie aufrichtig sind, im Gegenteil sich immer wieder die bekannten Worte aus dem (1684 zum erstenmal aufgeführten) französischen Stück „*Arlequin, empereur dans la lune*“ (= Harlekin, der Kaiser auf dem Monde) zu eigen machen müssen. Als Harlekin, der sich für den Mondbeherrscher ausgegeben hat, dem Doktor, dessen Tochter er heiraten möchte, die Sitten der Mondbewohner schildert, rufen die aufmerksam zuhörenden Erdbewohner nicht weniger als neunmal aus:

„Tout comme chez nous“
(= Ganz wie bei uns).

Eine wichtige Übereinstimmung in der Sexualbeschaffenheit aller Menschen und Rassen ist endlich auch die, daß eine sehr beträchtliche Anzahl aller Sexualkonstitutionen (nicht alle) sich durch die entgegengesetzten Eigenschaften angezogen fühlen, welche sie selbst besitzen. In diesem bereits von mir ausführlich besprochenen Anziehungsgesetze liegt

das Naturgesetzliche der Rassenmischungen

begründet, das bisher keine Macht der Erde auszuschalten vermochte, so sehr man mit verschiedenen Begründungen, die mehr oder weniger auf unbewußtem Gruppen-

egoismus beruhen, durch allerlei Grenzziehungen einen Abschluß und Ausschluß bestimmter Personenkreise versucht hat. Erklären sich doch, wie wir sahen, aus der zielstrebigem Neigung zum Gegensätzlichen geradezu entwicklungsgeschichtlich die Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Im letzten Grunde ist die Mischung verschiedener Rassen nichts anderes als die Vermischung verschiedener Eigenschaften. Damit fällt auch die oft geäußerte Befürchtung vor einem „homologen (*ὁμόλογος* = gleichmäßig) Rassenbrei“, der durch Rassenmischungen entsteht. Das Gegenteil ist der Fall. Durch nichts kann eine größere Mannigfaltigkeit einzelner Menschentypen, mehr Bewegtheit und Buntheit erzielt werden als durch Ausnutzung der unendlich vielen Möglichkeiten, die sich aus der Kombinationsfülle in sich gesunder Gene ergeben können.

Gleichwohl stehen in der beschwörenden Warnung vor Mischehen selbst innerhalb der gleichen Volksgemeinschaft Hans *Günther* und Otto *Hauser*, deren Aussprüche ich vorher anführte, keineswegs vereinzelt da. Schon *Woltmann*, als dessen Nachfolger sich *Hauser* gern bezeichnet, hatte (in der „Politischen Anthropologie“ 1903, S. 265) geschrieben: „Wir können nur wiederholen, daß wir vom Standpunkt der historischen Anthropologie alle Blutkreuzungen der kaukasischen Rasse mit Negern und Mongolen verdammen müssen, und daß selbst die Vermischung des germanischen mit dem mediterranen und alpinen Typus im großen und ganzen als schädlich anzusehen ist.“ Zuerst hatte sich wohl Graf *Gobineau* in seinem mehrfach erwähnten Buche über die Ungleichheit der Menschenrassen sehr scharf gegen jede Form von Mischehen gewandt. Er war der Meinung, die Vermischung der Völker sei schon so weit gegangen, daß nirgends mehr ein rein weißes Volk zu finden sei. So richtig diese Feststellung war, so unrichtig der daraus gezogene Schluß: „Alles ist jetzt erschöpft, befleckt, verloren. Die Mischung der Rassen geht weiter, und in dem Maße, wie sie fortschreitet, wird die Menschheit erlöschen.“ Ähnliche Ansichten vertrat auch sein Landsmann und Standesgenosse Graf *Vacher de Lapouge*. „Die Homogenität (= Gleichartigkeit)“, meint er, „bedeutet das Glück der Völker, die Mischung dagegen führt zur Entartung und Entvölkerung.“ Die nordischen Langköpfe sind nach ihm die führenden Menschen. Da, wo sie aussterben, entstehe die Demokratie, die der wahrhafte Selbstmord der Menschheit sei, da sie die Neigung habe, die ganze soziale Macht auf die armen und entarteten Klassen zu übertragen.

In das gleiche Horn (nur nach seiner Art noch stärker) stößt H. St. *Chamberlain*; er warnt „vor einer Infizierung der Indoeuropäer mit jüdischem Blut“, die diese „in eine Herde pseudohebräischer Mestizen, und zwar in ein unzweifelhaft physisch, geistig und moralisch degeneriertes Volk“ verwandeln würde. Ungleich maßvoller und wissenschaftlich durchdachter ist die Stellung, welche F. *Lenz* in dem Werk „Menschliche Auslese und Rassenhygiene“ zu dieser Frage einnimmt, aber auch er gelangt zu einem ablehnenden Standpunkt; er schreibt: „Nicht selten wird die Mischehe zwischen Menschen verschiedener Sprache, verschiedener Religion,

verschiedenen Standes oder verschiedener Rasse als geeignetes Mittel angesehen, die Gefahren der ‚Inzucht‘ zu vermeiden, und es läßt sich nicht leugnen, daß die Gefahr des Zusammentreffens gleichartiger rezessiver Krankheitsanlagen dadurch stark vermindert wird. Wenn in einem kleinen Ort ein rezessives Leiden öfter beobachtet wird, so läßt sich die Gefahr seines Auftretens bei den Kindern durch die Wahl eines Ehegatten aus einer anderen Gegend viel sicherer vermeiden als bei Heirat innerhalb der eingewohnten Bevölkerung. Dennoch können Mischehen in dem oben umrissenen Sinne nicht empfohlen werden. Ehen zwischen Menschen stark verschiedener Wesensart, Bildung und Weltanschauung pflegen sich auf die Dauer nicht glücklich zu gestalten. Insbesondere muß die Mischehe zwischen stärker verschiedenen Rassen widerraten werden. Die Erbanlagen jeder Rasse sind durch jahrtausendelange Auslese aneinander angepaßt; durch Mischehen aber wird diese Harmonie gestört. In 28 Staaten der nordamerikanischen Union ist die Mischehe zwischen Weißen und ‚Farbigen‘ verboten, wobei auch die vorhandenen Mischlinge zu den ‚Farbigen‘ gerechnet werden.“ Und dann weiter: „Bei uns kommt praktisch vor allem die Mischehe zwischen Germanen und Juden in Betracht, zwei Gruppen, die zwar beide raßlich nicht einheitlich sind, die aber doch starke Wesensunterschiede aufweisen. Die germanisch-jüdische Mischehe widerstreitet sowohl dem Interesse des Germanentums als auch dem des Judentums. Wenn jenen, die in vorübergehendem Sinnenrausch oder auch in kühler Berechnung zu einer Mischehe schreiten, alle die bitteren Stunden, welche ihren Nachkommen deswegen bevorstehen, vor Augen stehen würden, so würden die meisten noch umkehren, ehe es zu spät ist. Es ist zu hoffen, daß mit der Erstarkung des germanisch-nordischen Selbstbewußtseins und andererseits auch des jüdisch-zionistischen die Mischehen in Zukunft immer seltener werden. An und für sich wäre es ja wohl kein Unglück, wenn die ein Prozent Juden in Deutschland von der übrigen deutschen Bevölkerung aufgesogen würden. Eine gleichmäßige Aufsaugung kommt aber leider nicht in Frage, weil Mischehen fast nur in den oberen Ständen vorkommen, oder mit anderen Worten, weil einige wenige Prozent der führenden Schichten unseres Volkes das eine Prozent Juden aufnehmen müßten, was natürlich eine starke Beeinträchtigung der germanischen Wesensart unserer führenden Schichten bedeuten würde. Und damit wäre die Sache nicht einmal abgetan, weil aus dem Osten bald neue Juden nachwandern und die Stelle der aufgesogenen einnehmen würden.“

Unbewiesen und nach meiner Erfahrung unrichtig sind in diesen Ausführungen vor allem die Sätze, daß sich Mischehen auf die Dauer nicht glücklich zu gestalten pflegen, und daß sie fast nur in den oberen Ständen vorkommen; „die bitteren Stunden“ aber erwachsen den Nachkommen nicht aus den Mischehen der Eltern, sondern (soweit sie tatsächlich vorhanden sind) aus den noch bestehenden Vorurteilen ihrer Umgebung. Am Schluß seiner in diesem Punkte nichts weniger als überzeugend klingenden Darlegungen meint *Lenz*: „Der Rassenhygieniker muß für möglichste Reinhaltung der großen Rassen eintreten, soweit das eben noch möglich ist. Rassen-

mischungen kommen ohnehin mehr als genug vor; die braucht man nicht noch eigens zu fördern.“

In der Tat scheint es, als ob die Zahl der Mischehen sich in keiner Weise (oder nur in sehr geringem Grade) nach den Meinungsverschiedenheiten richtet, die sich über ihre Nützlichkeit oder Schädlichkeit erhoben haben. Jedenfalls beweist ihre ständige Zunahme, daß die Mahnungen *Gobineaus* und seiner Nachfolger nirgends die erwünschte Wirkung erzielt haben (daß aber auch nicht die angedrohten Folgen eingetreten sind). Noch besitzen wir keine Statistiken (und hoffentlich werden wir auch davon verschont bleiben), wieviel nordische Männer ostische Frauen und wieviel dinarische Frauen westische Männer lieben und ehelichen und umgekehrt. Da aber die Frage nach dem Religionsbekenntnis bei Eheschließungen noch auf fast allen Standesämtern (nicht allerorts) gestellt wird, besitzen wir wenigstens für die Zu- oder Abnahme der zwischen Christen und Juden geschlossenen Ehen Unterlagen.

In den Jahren 1901 – 1910 fanden in Deutschland 8225 Eheschließungen zwischen Christen und Juden statt (bei 38332 unter Juden allein geschlossenen Ehen). Von 1911 – 1924 wurden 20266 Ehen zwischen Christen und Juden geschlossen (bei 52425 jüdischen). Das bedeutet eine Steigerung um nicht weniger als 17,2 Prozent, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß die tatsächlichen Ziffern wesentlich höher sein dürften, da nur die „Religionsjuden“ (die noch einer jüdischen Religionsgemeinschaft angehören), nicht die „Rassejuden“ von der Statistik erfaßt werden konnten.

Daß die Ergebnisse dieser Mischehen nicht so ungünstig sind, wie es die Religions- und anderen Gemeinschaften, denen die Eehälften entstammen, darstellen, mag durch zwei Beobachtungen bewiesen werden, einmal durch die statistisch festgestellte Tatsache, daß Ehescheidungen unter Mischehen verhältnismäßig seltener vorkommen als unter Eheleuten von gleicher Rasse, und dann, daß die Nachkommen aus Mischehen (namentlich auch aus christlich-jüdischen habe ich im Laufe der Zeit viele kennengelernt) weder körperlich noch geistig unter dem Durchschnitt der Bevölkerung stehen, nicht selten sogar über diesem (namentlich als Kinder zeigen sie sich oft sehr befähigt). Nirgends habe ich bisher in der umfangreichen Literatur, die Gegenteiliges behauptet, Zahlen und Beispiele gefunden, immer nur Eindrücke und Annahmen, die nicht als ausreichende Unterlagen angesehen werden können. Beständen bei den Abkömmlingen aus Mischehen wirklich Entartungserscheinungen, so wären sie in Strafanstalten, Irren- und Krankenhäusern leicht festzustellen und sicherlich auch beigebracht worden, wie es beispielsweise hinsichtlich der Nachkommen aus Verwandtenehen oder Trinkerehen bereits vielfach geschehen ist.

Von den zahlreichen Naturforschern, die im Gegensatz zu den genannten überzeugte Anhänger der Mischehen sind, sollen nur drei angeführt werden: in erster Linie *Forel*, der sich bei ihrer Befürwortung auf die Erfahrungen in seiner eigenen Familie beruft, von der er schreibt: „Von einem waadtländischen Vater und einer französischen Mutter abstammend, heiratete ich eine Deutsche, die ich in München kennenlernte. Drei meiner Kinder sind verheiratet; eine Tochter mit einem Nord-

deutschen, eine andere mit einem Engländer und mein Sohn mit einer Lettin. Diese Verbindungen sind alle Folgen von auf Reisen gemachten Bekanntschaften. Wer wird solches zukünftig hindern können?" Ich habe zu wiederholten Malen das Glück gehabt, in dem idyllischen Landhause Gast zu sein, das *Forel* sich auf den Weinbergen bei Yvorne in der Nähe des Genfer Sees errichtet hat, und kann bekunden, daß die dort herrschende Familienharmonie schwerlich übertroffen werden kann.

Von neueren Gewährsmännern sei einer der bedeutendsten Konstitutionsforscher unserer Zeit genannt, der berühmte Kliniker der Berliner Universität Professor Friedrich *Kraus* (der, wie es heißt, auch an dem Eugenischen Institut in Dahlem eine Arbeitsstätte erhalten soll). In einem öffentlichen Vortrage, den *Kraus* im November 1926 über Konstitutionsforschung hielt, sprach er sich auch über das Rassen- und Mischehenproblem aus. Er führte aus, daß in Deutschland die Rassenmischungen mit mongolischen und armenischen Abkömmlingen (= ostische und dinarische) vorherrschend seien; diesen Mischformen entstammten unsere hervorragendsten Männer. Die Mischung bewirke keine Verschlechterung, sondern eine Häufung von Anlagen des Temperaments und Intellekts. Beispielsweise sei *Hindenburg* ein Mischprodukt aus ostischen und nordischen Elementen, ebenso *Goethe*, dessen Mutter, der er seine Wesensart hauptsächlich verdanke, durchaus ostische Züge trage. Ein halbes Leben hat *Kraus* geglaubt, daß im bajuvarischen Stammesgebiet, dessen Sohn er selbst ist, eine Edelrasse wohne. Aber gerade da seien die nordischen Einschläge ganz gering; das ostische Element wiege vor. Und in Österreich leben vorwiegend Angehörige der dinarischen Rasse. Wie glücklich gerade die dinarische Mischung sei, aus deren Gesichtsform die Rassenforscher Geldtrieb, Sinnlichkeit, Herrschwillen usw. herauslesen möchten, zeige das Beispiel Anton *Bruckners*, dem *Kraus* nahestand. Der sei ein reiner Dinarier gewesen, und mit ihm tragen alle großen deutschen Musiker dinarische Züge.

Für besonders beachtlich halte ich unter den vielen Stimmen, die wir hier noch wiedergeben könnten, die des kalifornischen Pflanzenzüchters Luther *Burbank*, dessen einzigartige Leistungen den Schöpfer der Mutationslehre Hugo *de Vries* mit größter Bewunderung erfüllten. Man hatte ihm in Amerika den Beinamen des „Pflanzenzauberers von Santa Rosa“ beigelegt, nachdem es ihm durch geschickte Kreuzungen geglückt war, eine große Anzahl neuer nützlicher und schöner Bäume, Blumen und Früchte zu schaffen, so eine Mischung von Tomaten und Kartoffeln, von Pflaumen und Aprikosen, dornenlose Kakteen, die sich als Viehfutter verwenden ließen, und Dahlien, die wie Magnolien duften. 1893 brachte er seine erste Arbeit, „Neue Schöpfungen im Reiche der Natur und Früchte“, heraus. 1907 erschien *Burbanks* Buch „Die Zucht der Menschenpflanze; gewidmet den 20 Millionen Schulkindern in den öffentlichen Schulen Amerikas und den ungezählten Millionen unter anderen Himmeln“. Die Schrift wurde in Amerika in immer neuen Auflagen gedruckt und in alle Kultursprachen übersetzt (ins Deutsche merkwürdigerweise aber erst im Jahre 1926 von Adolf *Danner* in Los Angeles.)

Zuletzt war *Burbanks* Name in aller Munde, als er in dem Affenprozeß von Dayton gegen den vorbehaltlosen Bibelglauben *Bryans* das Wort ergriff. Damals sagte er: „Unwissenheit ist die einzige unverzeihliche Sünde. Weder der einzelne noch die Nation findet das Heil außer durch die Wissenschaft. Es gibt zu wenige, die die unerschöpflichen Kräfte der Natur nutzbar machen, und zu viele, die ihre Mitmenschen ausbeuten . . . Die wahre Religion besteht nicht in Zeremonien und nicht in veralteter, irreführender Theologie, sondern in Gerechtigkeit, Liebe, Wahrheit, Friede und Eintracht und einem heiteren und ruhigen Verbundensein mit der Wissenschaft und den Gesetzen des Weltalls. Wahre Religion freut sich über das Glück anderer und hilft mit, sie glücklich zu machen.“ Und als nicht lange darauf Henry Ford in einem Zeitungsartikel seinen Glauben an die persönliche Unsterblichkeit des Menschen bekannte, erwiderte er u. a.: „Laßt uns die Bibel ohne die untauglichen, gefärbten Brillen der Theologie lesen, geradeso, wie wir andere Bücher lesen, indem wir unsere eigene Urteilskraft und Vernunft gebrauchen . . . Ich liebe die Menschheit, die für mich all die 77 Jahre meines Lebens ein beständiger Anlaß zur Freude gewesen ist, und ich liebe die Blumen, die Bäume, die Tiere, wie sie vor uns in Raum und Zeit vorüberziehen und schon ewig durch die Zeit gewandert sind, woher, wissen wir nicht, und wohin, kann niemand sagen. Laßt uns von der Welt für eine Weile Besitz ergreifen, und laßt uns die Lebensreise zu einem Vergnügen für unsere Reisegefährten und so angenehm und glückbringend für sie machen, wie wir können, und sehen wir dem Tode vertrauensvoll entgegen, wie wir auch zum Leben Vertrauen haben.“

Der Kündler dieser schönen Gedanken sprach sich kurz vor seinem Tode (1926) nochmals eingehend im Hinblick auf den in Amerika immer stärker in den Vordergrund tretenden Gegensatz:

Galtonismus oder Gobineauismus,

den immer heftiger werdenden Streit zwischen den Vorkämpfern für Vitalrassenhygiene im Sinne der Eugenik und den Sonderrassenkämpfern (gegen den Untermenschen) unter Führung von Madison Grant und Lothrop Stoddard, über Rassenvermischung und Menschenzüchtung aus. Er sagte unter anderem: „*Die Erfahrung hat bewiesen, daß der beste und fähigste Menschentyp der Hybrid ist.* Dies ist wahr in bezug auf fast alle großen Menschen der Geschichte, ebenso wie es wahr ist in bezug auf die Rassen selbst. In China kann man noch heute die Trümmer der großen Mauer sehen, die einst errichtet wurde, um die gefürchteten Tataren fernzuhalten. Aber den feinsten Chinesentypus weisen heute gerade diejenigen auf, in denen das Blut jener Tataren kreist, die über die große Mauer der Rassenreinheit gestiegen sind. Die Swamis von Ostindien, Menschen, die auf den höchsten Stufen der Sitte und des Intellekts stehen, sind aus der Kreuzung von Hindus und anderen Rassentypen hervorgegangen – und dies in einem Lande, wo tyrannische Kastengesetze herrschten. Einwanderung ist lebensnotwendig nicht nur für die Wirtschaft, sondern geradezu für das Fortleben der Rasse. Man kann durch Züchtung auch den menschlichen Zellen eine neue Konstruktion beibringen, aber verwerfen muß ich – schloß Burbank – die kurzsichtigen Bestrebungen jener modernen Rassenverbesserer, die nicht die einzigen erlaubten Ziele im Auge behalten: den Menschen und die Menschheit.“

Wir gaben diese Ausführungen hier wieder, nicht, weil sie sich mit unseren Anschauungen decken, auch nicht, weil die Erscheinung *Burbanks*, die sein Biograph treffend mit der *Rousseaus* vergleicht, in Deutschland bisher noch wenig bekannt ist, auch nicht, weil in Luther *Burbank* ein echter Yankee nordischer Rasse (seine Vorfahren waren 1653 aus England nach Amerika gekommen) und damit ein gewiß unverfänglicher Zeuge zu uns spricht, sondern weil hier ein Fachmann sein Urteil abgibt, der sich während seines ganzen langen Lebens mit nichts anderm beschäftigt hat als mit Zuchtungsfragen.

Wir würden zu keinem befriedigenden Abschluß dieses Kapitels gelangen, wenn wir uns in einer so bedeutsamen Frage, wie es die der Rassenvermischung ist, einfach damit begnügen wollten, von dem Für und Wider sich bekämpfender Anschauungen Kenntnis zu nehmen. Wir müssen wenigstens versuchen, eine Erklärung dafür zu finden, worauf die nun einmal in so erheblichem Umfange vorhandene Abneigung der Völker und Rassen gegeneinander beruht, die sich durch die ganze uns bekannte Weltgeschichte hindurchzieht. Auch diese Erscheinung, die schon so unendlich viel Menschenleben und Menschenglück vernichtet hat, kann nur nach genauer Erkenntnis ihrer Ursachen überwunden werden. Für einen sachkundigen Forscher, der unvoreingenommen das Problem des Rassenhasses durchdenkt, dürfte es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß es sich hier um ein seelisches Phänomen (= Erscheinungsbild) handelt, eine unlustbetonte Empfindungsreaktion, die zunächst von gedanklichen Erwägungen und Willensbeeinflussung unabhängig ist. Es sind vor allem die in der menschlichen Natur wurzelnden

Geltungs- und Abwehrtriebe,

welche hier zum Durchbruch gelangen. *Chamberlain* hat vollkommen recht, daß wir es in der Rassenfrage mit einer Gefühlsangelegenheit zu tun haben; wobei es gegenüber dieser klaren Erkenntnis nur nicht recht verständlich ist, warum er sich dennoch so große Mühe gibt, einen Vorgang, der nicht im Verstande, sondern im Gefühl seinen Sitz und Ursprung hat, verstandesmäßig zu erklären. Friedrich *Nietzsche* suchte in der ihm eigenen Weise dem Rassenhaß eine Deutung zu geben, die der modernen psychoanalytischen Auffassung recht nahe kommt. In seiner „Genealogie der Moral“ (1887) spricht er von dem Bedürfnis aller vornehmen Rassen, „insbesondere auch der nach Beute und Sieg lüstern schweifenden blonden germanischen Bestie“, sich für den Zwang, den sie sich als soziale Gemeinschaft aufliegen müssen, gelegentlich durch Grausamkeit zu entschädigen; das frohlockende Ungeheuer trete dann in die Unschuld des Raubtiergewissens zurück. Die atavistische Erklärung *Nietzsches* wird den sich in der Massenseele vollziehenden Reaktionen aber doch nur mangelhaft gerecht. Für die Ausdrucksformen mag seine Annahme zutreffen, nicht aber für die menschliche Naturerscheinung als solche, die durch alle Zeiten und Völker hindurchgeht.

Es ist immer das gleiche, ob die Hellenen alle Völker einschließlich der Römer als Barbaren verachten, ob die Römer in jedem Fremden den geborenen Sklaven sehen (wobei sie sich auf *Aristoteles* berufen, der mit „wissenschaftlichen“ Gründen nachwies, daß das Recht der Herren über Sklaven dem der Menschen über das Tier gleiche), ob die Juden sich für das (von Gott) „auserwählte“ Volk halten, das von oben auf die Heiden herniederschaut und seine Vermehrung als oberstes Gebot Gottes erachtet, ob die Chinesen sich „das Reich der Mitte“ und die Franzosen „la grande nation“ nennen, ob man in Ungarn von der turanischen, in Italien von der mediterranen oder bei uns von der nordischen „Edelrasse“ spricht, oder ob es sich um den in der Welt so verbreiteten Deutschenhaß oder Judenhaß handelt. Es ist immer dasselbe. Die griechischen Gesetze, nach denen nicht einmal Bürger und Bürgerinnen verschiedener hellenischer Städte miteinander die Ehe eingehen durften, das Gesetz *Valentinians*, das jede Ehe zwischen Römern und Barbaren mit dem Tode bedrohte, die späteren mittelalterlichen Gesetze, welche auf den Verkehr von Juden mit Christinnen die Todesstrafe setzten, wie die neueren Bestimmungen in Amerika über Eheverbote zwischen Weißen und Farbigen stellen in der Sexualgeschichte der Menschheit nur vereinzelte Beispiele dar. Mit Entrüstung wandte sich *Ludwig XIV.* von Frankreich gegen die „prétention allemande“ (= deutsche Überhebung), welche zu behaupten wagte, daß Frankreich „Reich der Franken“ bedeute, und 1754 wurde in Rußland ein deutscher Gelehrter auf Befehl der Kaiserin Elisabeth mit hundert Knutenhieben bestraft, weil er die finnisch-tatarische Abstammung der Russen nachzuweisen suchte.

Solche Beispiele ließen sich verhundertfachen; das nächstliegende Beispiel besitzen wir innerhalb des Deutschen Reiches selbst, in dem die einzelnen Stämme sich vielfach mit ausgesprochener Abneigung, ja Haß gegenüberstanden (und teilweise noch gegenüberstehen). Als ich vor vierzig Jahren als Student nach Bayern kam, las man oft an geheimen Orten (an deren Wänden sexueller Bekennermut mit politischem wetteifert) das Wort „Saupreuß“ und den Spruch:

„Schwarz ist der Teufel,
Weiß ist der Tod,
Schwarz-weiß ist Preußen,
Davor behüt' uns Gott.“

Liebenswürdiger, aber darum nicht wohlwollender, sang der sächsische Volksdichter (*Edwin Bormann*):

„Warum fließt denn die Elbe
Hinter Meissen so gelbe?
Sie grämt sich zuschanden,
Daß sie muß aus den Landen
.....
Denn gleich hinter Meissen,
Pfui Spinne! kommt Preußen.“

Erst kürzlich wohnte ich in einer mecklenburgischen Stadt einer Gerichtsverhandlung bei, in welcher ein mecklenburgischer Großgrundbesitzer wegen Beleidigung angeklagt war und verurteilt wurde, weil er einen brandenburgischen Adligen, der sich in seiner Nachbarschaft angesiedelt hatte, einen „hergelaufenen Preußen“ genannt hatte. Lehr-

reicher noch ist vom volkpsychologischen Standpunkt eine Schilderung, die sich in der vortrefflichen Schrift von Dr. M. Müller-Claudius: „Deutsche Rassenangst“ (1927, bei Schwetschke & Sohn, Berlin, erschienen) findet. Der Verfasser erzählt: „Während des Rückmarsches unserer Truppen aus dem westlichen Kriegsgebiet nach dem Waffenstillstand 1918 ist es mir begegnet, daß eine Familie alles daran setzte, keinen Preußen ins Quartier nehmen zu müssen. Dieser Wunsch ließ sich nicht erfüllen, und ich ging selbst zu den Leuten, um mit ihnen über die Angelegenheit zu reden. Es waren nicht Bauern, sondern Ziegeleibesitzer, die allerdings in einem Dorfe wohnten und aus ländlichen Verhältnissen stammten. Hier ist der Verlauf des Gesprächs:

„Es hilft doch alles nichts, heute abend kommen Truppen, sie werden todmüde sein — wir brauchen Raum, und bei Ihnen können wir gut Offiziere und Unteroffiziere unterbringen.“

„Sind Preußen darunter?“

„Es werden wohl meistens Preußen sein — wir können doch nicht jeden fragen, ob er Preuße ist oder nicht, bevor wir ihn zu Ihnen schicken.“

„Die Preußen — auf so eine Plage haben wir gewartet.“

„Aber warum fürchten Sie sich denn vor den Preußen?“

„Ein Preuße bringt nie was Gutes ins Haus.“

„Haben Sie denn schon einmal traurige Erfahrungen mit den Preußen gemacht?“

„Erfahrungen? Wir haben Gott sei Dank mit einem Preußen noch nie etwas zu schaffen gehabt. Aber das weiß man doch, was das für welche sind.“

„Ja, schließlich — woher weiß man's denn, wenn man sie gar nicht kennt?“

„Und doch ist's wahr. Wer hat denn sonst die Schande mit dem Kriegsende über uns gebracht?“

„Warum sollen das gerade Preußen sein?“

„Ha, weil's mit den Badenern nie so hätte kommen können.“

„Aber die guten Badener haben doch ebensogut ihre Soldatenräte wie die Preußen!“

„Unsere sind eben bloß von den Preußen verrückt gemacht. Die sind schon im Frieden immer wie Bolschewisten dahergegangen, so frech und aufgeblasen und mit so einem gemeinen, dreisten Ton in der Stimme“ . . . Man sieht, hier war in einer eiligen Viertelstunde nicht zum Ziel zu kommen. Es kamen zu den besorgten Leuten Preußen ins Quartier, aber sie wurden gemieden, als wandelten in den feldgrauen Preußenröcken nicht Menschen, sondern Dynamit, das hinterlistigerweise Menschengestalt angenommen hatte . . .“ In den wertvollen Betrachtungen, die Müller-Claudius an diesen Vorfall über Symboltypenbildung knüpft, spricht er sich über „das primitive Bauerndenken“, das in diesem Gespräch seinen Ausgang findet, wie folgt aus: „Es ist widersinnig. Aber es ist nicht lächerlich, denn es ist ein Bild des grauenhaften Getriebes, das das Massendenken, den Massenhaß und das tägliche Massenurteil formt — und die Tragik des deutschen Zerrissenseins“ — nicht nur des deutschen, möchte ich hinzusetzen; wo aber dieser Stimmungsausdruck auftritt, ob er sich auf kleinere oder größere Menschengruppen bezieht, ob er sich mehr positiv selbstbejahend oder mehr negativ in der Verneinung anderer äußert, ob er eine leichtere (fröhlichere) oder schwerere (ernstere) Note trägt, harmlos sollte dieser Geltungs- und Abwehrdrang niemals genommen werden, selbst dann nicht, wenn er uns in so drolliger Weise entgegentritt wie in den Versen Friedrich Stolz, des Frankfurter Volksdichters:

„Es ist kää Stadt in der weite Welt,
Die merr so wie mei Frankfort gefällt,
Und es will merr net in mein Kopp enei,
Wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei!

.
*Der beste Mensch is e Ärjernis,
Wann er net ääch von Frankfort is.**

Die letzten beiden Reihen, hinter deren Schalkhaftigkeit sich eine so gefährliche menschliche Schwäche verbirgt, gelten für alle, die es nicht fertig bringen, den Menschen als Menschen zu nehmen.

Wie aber erklärt sich diese in ruhigen, glücklicheren Zeiten leiser, in unruhigen und unglücklichen stärker auftretende Kontraeinstellung, die bald nur unmerklich schwelende, bald (beispielsweise in „Pogromen“) wild auflodernde Abneigung von Volk zu Volk? Offenbar spielt hier ein aus dem Unbewußten aufsteigender affektbetonter Vorstellungskreis die entscheidende Rolle, welcher nur auf psychoanalytischem Wege geklärt und beseitigt werden kann. Die ursprüngliche Bedeutung von Volk (englisch folk) war entsprechend dem lateinischen vulgus nur die einer beliebigen Menschenmenge, eines Haufens, einer „Schar“. Erst später nahm Volk den Sinn einer innerhalb eines Landes vereinigten Menschengruppe an. Der heutige Gebrauch des Eigenschaftswortes „völkisch“ ist neueren Datums, er hat sich erst seit etwa 1900 in Deutschland verbreitet (vorher findet man in der deutschen Sprache die Ableitung völkisch nur ganz selten und mehr im Sinne von volkstümlich); in seiner jetzigen Bedeutung drang es zu uns aus Österreich vor, wo es in den Kreisen politischer Rassenkämpfer den ihm jetzt anhaftenden Nebensinn angenommen hatte. Dieser Beiklang entbehrt insofern der Berechtigung, als die Begriffe Rasse und Volk sich in Wirklichkeit keineswegs decken. Von 93 Millionen Deutschen, die es gibt, gehören 31 Millionen dem schweizerischen, russischen, nord- und südamerikanischen sowie anderen Völkern an (sogar Rumänien hat gegen eine Million deutscher Bürger), während Deutschland selbst aus einem Gemisch besteht, das sich nicht aus vier oder fünf, sondern entsprechend seiner zentralen Lage aus einer sehr viel größeren Anzahl von Rassen zusammensetzt, die sich im Laufe der Jahrtausende auf seinem Boden begegneten. Auch der Begriff der Nation (das Wort tauchte gleichzeitig [um 1500], gleichlautend und gleichbedeutend in Deutschland, England und Frankreich auf), der ursprünglich nur die „nati“, das will sagen, die in einem Lande Geborenen als Einheit zusammenfaßt, hat in seinen Ableitungen: nationalistisch, international vielfach einen politischen Beiklang bekommen. Sein Ursinn aber nähert sich dem erdgebundenen und damit biologischen Begriff der Heimat, des Vaterlandes.

Die Heimat stellt eine der stärksten Bindungen des Menschen dar, wie allein schon aus der Erscheinung des Heimwehs erhellt, dessen suchtartige Heftigkeit wider Willen sich nur jemand vorstellen kann, der den Zustand am eigenen Leibe und an eigener Seele kennenlernte. Als ich in den Jahren 1893 und 94 in den Vereinigten Staaten von Amerika war, hatte ich ein Erlebnis, das mir damals viel zu denken gab. Ich besuchte ein sehr einfaches Theater, das fast ausschließlich von russischen Flüchtlingen gefüllt war, die sich um jene Zeit nach New York gerettet hatten, nachdem sie in ihrer Heimat den furchtbarsten Verfolgungen ausgesetzt waren. Ich fragte meinen Nachbar, wie es ihm in Amerika gefiele, und war nicht wenig überrascht, statt des erwarteten „Ausgezeichnet“ ein kurzes „Schlecht“ zu hören. Auf meine erstaunte Gegenfrage: „Weshalb?“ erfolgte die ebenso lakonische Antwort: Wir haben „Heimweh“.

In der Tat, der Erdboden, in dem ein Mensch wurzelt, das Vaterland (und Futterland), das ihn ernährt, das Land, dessen (Mutter-) Sprache er spricht, dessen Luft er

atmet, dessen Schulen er seine Bildung und dessen Bedürfnissen er seinen Lebensunterhalt verdankt, die Landschaft, die ihn zuerst anzog, mit einem Wort das Heimatland, ist ein so natürliches Rechtsgut, daß es für jemanden, der die Dinge naturwissenschaftlich nimmt, wohl kaum ein größeres Unrecht geben kann, als dem Menschen das Recht auf seine Heimat, auf das Land seiner Geburt zu verkümmern und zu verkürzen oder gar Eingeborene von Geburt an zu Bürgern verschiedener Klassen zu stempeln.

Naturgemäß muß allerdings das Verhältnis von Rechten und Pflichten zwischen Land und Leuten ein wechselseitiges sein. Hier tut sich die ebenso schwierige wie wichtige Frage auf, wie sich die Einwanderer zur neuen Heimat stellen sollen. Sie ist zu umfangreich und vor allem zu bedeutsam, um hier nebenbei behandelt zu werden. Um ihr gerecht zu werden, müßten wir, von dem alten russischen Sprichwort: „Die erste Heimat ist wie eine Mutter, die zweite wie eine Stiefmutter“ ausgehend, das ganze Assimilantenproblem (Assimilation = Anpassung) aufrollen mit seinen vielen menschlichen und politischen Unterfragen (wie dem Verhältnis zur „alten Heimat“, der Einbürgerung, der Einwanderungskontrolle, den nationalen Minderheiten und der Staatenlosigkeit). Auch hier hat der Weltkrieg viel Merkwürdiges enthüllt. So lernte ich in dem Lager der zivilgefangenen Engländer in Ruhleben bei Berlin englische Gefangene kennen, die keine Silbe Englisch sprachen. Seit drei und mehr Generationen war ihre Familie in Deutschland ansässig. In andern Ländern war es ähnlich. Auch in England wurden viele Deutsche eingesperrt, die nicht mehr der deutschen Sprache mächtig waren. Grundsätzlich sollte jeder, der in einem Lande zur Welt kommt, in dem seine Eltern bereits längere Zeit wohnhaft sind, nicht die Nationalität seiner Eltern, sondern seiner Heimat haben. Es wäre eine Aufgabe des Völkerbundes, diese verwickelten Fragen endlich einer einheitlichen Lösung zuzuführen, die beiden auch hier miteinander ringenden Naturgesetzen, dem der Beharrung und dem der Fortentwicklung, Rechnung trägt.

Wie eine neue Umgebung den Menschen äußerlich und innerlich verändert, wie unter dem Einfluß der äußeren Lebensbedingungen, durch Milieu und Mimikry der Phänotypus (und höchst wahrscheinlich allmählich auch der Genotypus) sich umformt, wie immer neue Eigenschaftskombinationen und durch ihre Vermischung immer neue Einzel- und Gruppentypen entstehen, haben wir bereits oben dargelegt. Schon *Lamarck* hat darauf hingewiesen, daß dieser Fülle der Erscheinungen gegenüber alle Einteilungen der Geschöpfe im letzten Grunde nur „künstliche Mittel“ sind; die Natur selbst, sagt er einmal, kennt weder Klassen noch Arten. Die Annahme von Arten (gleichviel, ob es sich um Kleinarten oder Großarten handelt) ist nur ein Notbehelf, um die in gewissen Eigenschaften übereinstimmenden Einzelwesen zusammenfassen zu können. Weicht ein Einzelwesen von einer Durchschnittsform nur unwesentlich ab, so rechnet man es noch zur Art; weicht es in Form, Farbe oder ansonsten etwas mehr ab, so spricht man von einer Unterart, Abart, Spielart oder Varietät. Wenn eine Spielart besonders gedeiht, so daß sie schließlich an Zahl ihrer Einzelwesen die als Art bezeichnete Gruppe übertrifft, so kann die Spielart zur Art und die frühere Art zur Spielart werden. Je mehr unsere Kenntnisse der organischen Welt zugenommen haben, um so mehr hat die Festigkeit des Artbegriffes abgenommen, um so mehr haben sich die Zwischenglieder gehäuft. Auch hier nirgends Sprünge, nur Übergänge.

Für die alten Naturforscher waren die Spielarten und Varietäten von wenig Wert, sie waren ihnen eigentlich sogar recht unangenehm und störend, weil sie nicht recht

in ihr System paßten. Seit *Darwin* aber sind diese Abweichungen, die nicht nur die äußere Gestalt, sondern auch die innere Organisation betreffen, von höchster Wichtigkeit geworden, weil man in ihnen die ersten Stufen zur Vervollkommnung, zur Bildung neuer Arten erblickt.

Vergleicht man die verschiedenen naturgeschichtlichen Lehrbücher miteinander, so kann man sich überzeugen, wie unbestimmt der Artbegriff ist. *Brehm* teilt die Vogelwelt Deutschlands in 300, *Reichenbach* in 379 Arten ein. Nach *Haeckel* kann man von den Kalkschwämmen 591 Arten annehmen oder alle als eine einzige Art auffassen oder, wenn man will, auch einige hundert Varietäten unterscheiden. In dem lehrreichen Büchlein „Vererbung“ (Band 28 aus der Sammlung „Wissen und Wirken“, Einzelschriften zu den Grundfragen des Erkennens und Schaffens, im Verlag von G. Braun in Karlsruhe, 1925) schreibt Prof. *Leininger* in Karlsruhe: „Schon die Nachfolger *Linnés*, die ihre Hauptaufgabe in dem Beschreiben und Aufsuchen neuer Arten sahen, lösten viele von ihrem Meister geschaffene Arten weiter auf. Ferner bereiteten bei genauem Studium einzelne Gattungen den Systematikern unüberwindliche Schwierigkeiten bei der Zerlegung in Arten; je nachdem man den Begriff ‚Art‘ enger oder weiter faßt, kann man unsere in Mitteleuropa wildwachsenden Brombeeren als einige wenige Arten auffassen oder sie nach ihren Stacheln, Blüten, Früchten, Schößlingen usw. in etwa 1500 ‚Arten‘ zerlegen. Zuverlässige Kennzeichen von Artgrenzen waren aber trotz aller Bemühungen nicht zu finden.“

Genau so wie mit den Brombeeren und Kalkschwämmen ist es mit den Menschen. Auch sie kann man als eine Art auffassen oder in beliebig viele Arten zerlegen. Unter den vielen Gelehrten, die sich wissenschaftlich mit der Einteilung des Menschen in Arten und Rassen beschäftigt haben, gibt es tatsächlich auch nicht zwei, die zu gleichen Ergebnissen gelangt sind. 1800 unterschied Georg *Cuvier* drei Rassen: die leukoderme (weißhäutige), xanthoderme (gelbhäutige) und melanoderme (schwarzhäutige), und 1900 teilte Joseph *Deniker* die Menschheit nach der Haar-, Haut- und Augenfarbe, der Haarform, Kopfform, Gesichtsbildung und Körpergröße in „17 Rassen und 30 Typen“ ein; 1775 nahm J. *Kant* 4 und 1868 E. *Haeckel* 36 menschliche Rassen an. Außer diesen Ziffern ließen sich aber noch eine ganze Reihe anderer Zahlen nennen, die namentlich von deutschen und französischen Naturforschern in den letzten 150 Jahren aufgestellt wurden. Man könnte, wenn man wollte, die Menschen ebensogut wie nach den gebräuchlichen auch nach andern Merkmalen in Gruppen zusammenfassen, etwa nach den *Kretschmerschen* Körperbautypen oder nach bestimmten körperseelischen Konstitutionen (in diesem Sinne ist es auch keineswegs so unberechtigt, wie es zunächst scheint, wenn die ehrwürdige Prophetin der Theosophie, *Annie Besant*, neuerdings von einer gegenwärtig [in Kalifornien] in der Entstehung begriffenen „sechsten“ Rasse spricht). Man kann eben innerhalb jeder Art beliebig viele Unterarten und innerhalb jeder Unterart wieder beliebig viele andere Unterarten herausfinden, *bis man schließlich beim Individuum endet.*

Es wäre wirklich an der Zeit, daß man dem Buch *Gobineaus* über die Ungleichheit der Menschenrassen, das so weittragende Folgen gezeitigt hat, endlich einmal ein Werk entgegenstellte über

die Gleichheit aller Menschenrassen,

aus dem ersichtlich wäre, daß die auf ihrer körperseelischen Beschaffenheit beruhenden Strebungen des Menschen nach Speise und Trank, Gesundheit und Liebe, Bewegung und Schlaf, Erholung und Erhebung sie zu 99 Prozent gleichmachen, und daß selbst die einprozentige Verschiedenheit noch in höherem Grade konstitutionell-individuell als durch rassische Übereinstimmung bedingt ist, daß es bei allen Völkern die drei Klassen der Durchschnittlichen, Überdurchschnittlichen und Unterdurchschnittlichen (Plus- und Minusvarianten) gibt, und vor allem, daß Werturteile sich nur auf Einzelmenschen, nicht auf Rassen beziehen können.

Goethe sprach einmal (zu Schillers Totenfeier am 10. August 1805) von „dem Gemeinen, das uns alle bündigt“. Meinte er hiermit das Gemeine im Sinne des Allgemeinen oder das Gemeine im Sinne des Niedrigen? Auch dieser Doppelsinn des Wortes „gemein“ ist lehrreich. Menschen, die sich irgendwie absondern und sich deshalb für etwas Besonderes halten, gaben dem Ausdruck „gemein“ die herabwürdigende Note. Ein anderes Mal setzte *Goethe* seinem getreuen *Eckermann* auseinander, „daß es auf der geistigen Bildungsleiter eine Stufe gibt, auf der der Nationalhaß erlischt und das Glück oder Mißgeschick des Nachbarvolkes wie eigenes Glück oder Mißgeschick empfunden wird“. Diese Entwicklungsstufe haben bereits eine ganze Anzahl Menschen erklommen, darunter Männer wie L. *Dickinson* (in Cambridge), der während des Krieges schrieb: „Nirgends in realen Dingen gehen die Menschen auseinander“, oder *Henri Barbusse*, in dessen Roman „Clarté“ (nach dessen Titel sich eine panhumanistische Bewegung nennt) der Satz vorkommt: „Le globe ne porte qu'une seule espèce d'habitants“ (Die Erde trägt nur eine Art von Menschen), oder *Benrubi*, der im Athenäum in Genf in einem Vortrage über Panhumanismus (1919) sagte: „Wir sind durch unsere ganze Beschaffenheit Bürger des Menschenreiches; solange wir nur unser individuelles oder familiäres oder nationales Leben leben, sind wir nicht Menschen im vollen Sinne; Mensch sein heißt bewußt Panhumanist sein, in der Menschheit, durch die Menschheit und für die Menschheit leben.“

In Wirklichkeit stellt der zugleich individuelle, familiäre, nationale und internationale Mensch auch keinen Widerspruch in sich, sondern nur die vier Seiten eines sich zur Vollkommenheit ergänzenden Wesens dar.

Wie aber, fragen wir erneut, konnte es dennoch so weit kommen, daß sich unter Rassen und Völkern so viele Abneigung, so wenige Zuneigung entgegenbringen?

Warum hassen sich die Völker?

In meiner unter dem Titel: „Warum hassen uns die Völker?“ (1914) erschienenen Kriegsschrift und in einer zweiten vom Jahre 1915, die ich „Kriegspsychologisches“ nannte,

habe ich mich bemüht, dem Problem des Völkerhasses vom psychologischen Gesichtspunkt aus näher zu kommen. Heute sehe ich die Dinge so:

Der in jedem gesunden Menschen vorhandene Selbstbehauptungsdrang ist mit einem natürlichen Geltungstrieb und einem weniger natürlichen, in den meisten aber von Jugend an durch Unterdrückung (von seiten der Eltern, Lehrer und anderer Personen, vor allem der Kirche) gezüchteten Minderwertigkeitsgefühl und Sündigkeitsgefühl (Schuldgefühl) verbunden. Der Lebenstrieb (mit *Freuds* „Todestrieb“ kann ich mich noch nicht befreunden) veranlaßt die einzelnen, sich mit verwandten Seelen zu vereinigen („gleich und gleich gesellt sich gern“), um ihren Wert zu erhöhen, die angestrebte Stellung zu sichern und zu verstärken. Die sich als zusammengehörig empfinden, nehmen gegenüber denen, die nicht zu ihnen gehören, eine innere Abwehrstellung ein, lehnen sie als „anders“ und damit zugleich als unvollkommener, minderwertig, schlechter ab. In „Menschliches, Allzumenschliches“ bemerkt Friedrich *Nietzsche* einmal: „Alle Staaten setzen die schlechte Gesinnung des Nachbarn und die gute Gesinnung bei sich voraus.“ In der Völkerpsychologie verhalten sich Chauvinismus und Narzismus wie die Vorder- und Rückseite einer Fläche. Viele Sprachen haben für die Begriffe „fremd“ und „feindlich“ nur ein Wort. Bei manchen Völkern bedeuten Worte wie Idioten, Schmutzige, Stotterer, Wilde, Ungeheuer dasselbe wie Fremde. Der Ausdruck „Barbaren“ soll nach einigen onomatopoetisch (= den Klang nachahmend) dasselbe wie Brabblers (= Menschen, die „unverständliches Zeug“ reden) bedeuten, nach anderen die Struppigen (Bärtigen) heißen (Menschen, die so unsauber sind, daß sie sich nicht einmal ihren Bart = Barba wie die Hellenen entfernen). Auch Tiernamen („gelbe Affen“ usw.) oder seltsame Schimpfnamen unbekannter Herkunft wie „Boches“ werden fremden Nationen (und zwar nicht nur in Kriegszeiten) vielfach angehängt. Auch verraten die Karikaturen (= Spottbilder, von caricare = überreiben) deutlich die falschen Vorstellungen, die man sich von ihnen macht. *Günther* beruft sich sogar zum Beweise der Richtigkeit seiner Rassentheorie geradezu darauf, daß „die gänzlich unbewußt urteilenden Zeichner der Witzeblätter und Werbetafeln denjenigen Menschenbildern, denen sie minder edle Kennzeichen geben wollen, die leiblichen Merkmale der ostischen und ostbaltischen Rassen geben“, während bei den gleichen Zeichnern „der edle Mensch zumeist Züge der nordischen Rasse trägt“. Das ist natürlich ein Trugschluß.

In Wirklichkeit erwächst nicht aus dem Häßlichen der Haß, sondern aus dem Unlustgefühl des Hasses entsteht die Unlustvorstellung des Häßlichen. *Pascals* Wort:

„*Différence engendre haine*“

(„*Ungleichheit erzeugt Haß*“)

ist nur allzu wahr. Im letzten Grunde ist aber Haß (und Neid) dasselbe wie Furcht, Furcht vor wirklicher oder vermeintlicher Überlegenheit (oder Übermacht), in der man eine Gefahr wittert. *Unbewußt fühlen sich alle Menschen im Zustand der Notwehr*. In „Kriegspsychologisches“ bemerkte ich darüber: „Leider kann man einer Waffe nicht von außen ansehen, ob sie der Abwehr oder dem Überfall dienen soll.“

Angriffs- und Verteidigungswaffen sehen sich gleich und werden daher oft miteinander verwechselt. Ist sich doch der Schütze selbst kaum noch bewußt, daß sein Name von ‚schützen‘, der Name seines Gewehrs von ‚sich wehren‘ herrührt.“

Als ich obige Ausführungen bereits geschrieben hatte, kam mir zu meiner Freude ein Werk in die Hände, das sich in ähnlichen Gedankengängen bewegt. Es ist die (1927 in Gustav Kiepenheuers Verlag zu Potsdam erschienene) Arbeit von Arnold *Zweig*: „Caliban oder Politik und Leidenschaft.“ Im ersten Teil dieses *Freud* zugeeigneten Buches analysiert der Verfasser die menschlichen Gruppenleidenschaften, das „Gruppen-Ich“ im allgemeinen. Der Gruppenaffekt stellt nach A. *Zweig* ein unlösbar aneinandergesammeltes Paar menschlicher Grundtriebe dar, bestehend aus dem Zentralitätsaffekt, der Empfindung des Mittelpunktseins, und dem Differenzaffekt, den polar an den Zentralitätsaffekt gebundenen, Abstand erzwingenden Affekt. „Jedes Erlebnis“, schreibt *Zweig*, „nicht etwa nur Abstammung, jede hergestellte Gleichartigkeit, die aus einer amorphen (= formlosen) Masse Menschen eine kleine oder größere Anzahl kristallinisch herausausschneidet, macht sie zur Gruppe in unserem Sinne und zum Träger dieser besonderen Leidenschaften...“ Und weiter: „Sie haben sich, diese Triebe, bisher weder zur Beschreibung noch gar zur Bearbeitung erfassen lassen. Gelingt es aber, sie zu bändigen, so tritt in die Handhabung der Menschenvölker – Politik – ein neues Element...“

Ursprünglich scheint namentlich das äußerlich Wahrnehmbarste, nämlich die Färbung, das Gefühl der Andersartigkeit, Fremdheit und Feindlichkeit hervorgerufen zu haben; seine Besonderheit bekunden heißt „Farbe bekennen“. Der Ausdruck „Kaste“ soll eigentlich auch Farben bedeuten; es war sehr bezeichnend, daß mittelalterliche Gesetze den Juden vorschrieben, sich dadurch kenntlich zu machen, daß sie „einen gelben Flecken oder Flicker“ auf ihre Kleider nähten. Auch heute noch ist es ja allgemein üblich, daß Gruppen, welche sich von andern abheben (abheben bedeutet hier schon häufig überheben) wollen, bestimmte Farben tragen. Das geht durch alle Gemeinschaften hindurch, von den kleinsten „farbentragenden“ Verbindungen bis zu den größten Staatswesen. Als die einfachen Farben nicht mehr ausreichten, stellte man verschiedene zusammen und zog sie als Fahnen auf Stangen, damit sie ausriefen: Diese Farben sind Abzeichen unserer Zugehörigkeit und Abgeschlossenheit, Symbole einer Wesenheit, die sich aus der Anwesenheit und Abwesenheit bestimmter Eigenschaften und Leidenschaften, Zuneigungen und Abneigungen zusammensetzt. Trotzdem die Zeichensprache der Farben durch zuverlässigere Ausdrucksmittel längst überholt ist, halten die Menschen grade an ihr mit kindlicher Zähigkeit fest.

Auch die wirtschaftlichen Untergründe des Völkerhasses („nicht weil sie es verdienen, sondern weil sie verdienen“) sind letzten Endes gefühlsbedingt – wenn auch der Ausruf des Pythagoras: „Ehret Lykurg, er ächtete das Gold, die Ursache aller Verbrechen!“ nur eine Teilwahrheit enthält, denn er übersah die Geschlechtlichkeit. Viel Beachtliches über die Abhängigkeit des Völker- und Rassenhasses von der Wirtschaftsordnung findet sich namentlich in den Schriften von Silvio *Gesell*, dem Begründer der Freiland-Freigeld-Bewegung, und seinen Schülern, wie Dr. Th. *Christen* (u. a. in „Die menschliche Fortpflanzung, ihre Gesundheit und ihre Veredelung“).

Wir sind uns sehr wohl bewußt, daß mit der Erkenntnis der innersten psychobiologischen Ursachen des Gruppen- und Völkerhasses wohl viel gewonnen, aber nur wenig geholfen ist. Mancher könnte sogar dadurch in eine fatalistische (von *fatum* = Schicksal, Vorausbestimmung) Stimmung versetzt werden und denken: Wenn es sich hierbei um die Auswirkung von so natürlichen Geltungs- und Abwehrtrieben, Minderwertigkeitskomplexen und Kontrainstinkten handelt, dann müssen wir uns

eben damit abfinden und sagen: So ist nun einmal die menschliche Natur, so war sie immer, und so wird sie bleiben. So einfach aber liegt die Sache denn doch nicht. Die Seele des Menschen – gleichviel, ob es sich um die Einzelseele oder um die Massenseele handelt – ist bipolar (= zweipolig). Der eine Pol ist auf die Vorfahren, der andere auf die Nachkommen gerichtet, ein Pol zeigt auf die gute alte, der andere auf eine bessere neue Zeit. In jedem Gegenwartsmenschen steckt ein von Erinnerungen erfüllter Vergangenheitsmensch und ein von Hoffnungen beschwingter Zukunftsmensch, wenn auch nur wenige von sich mit *Goethe* sagen können:

Ältestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue.

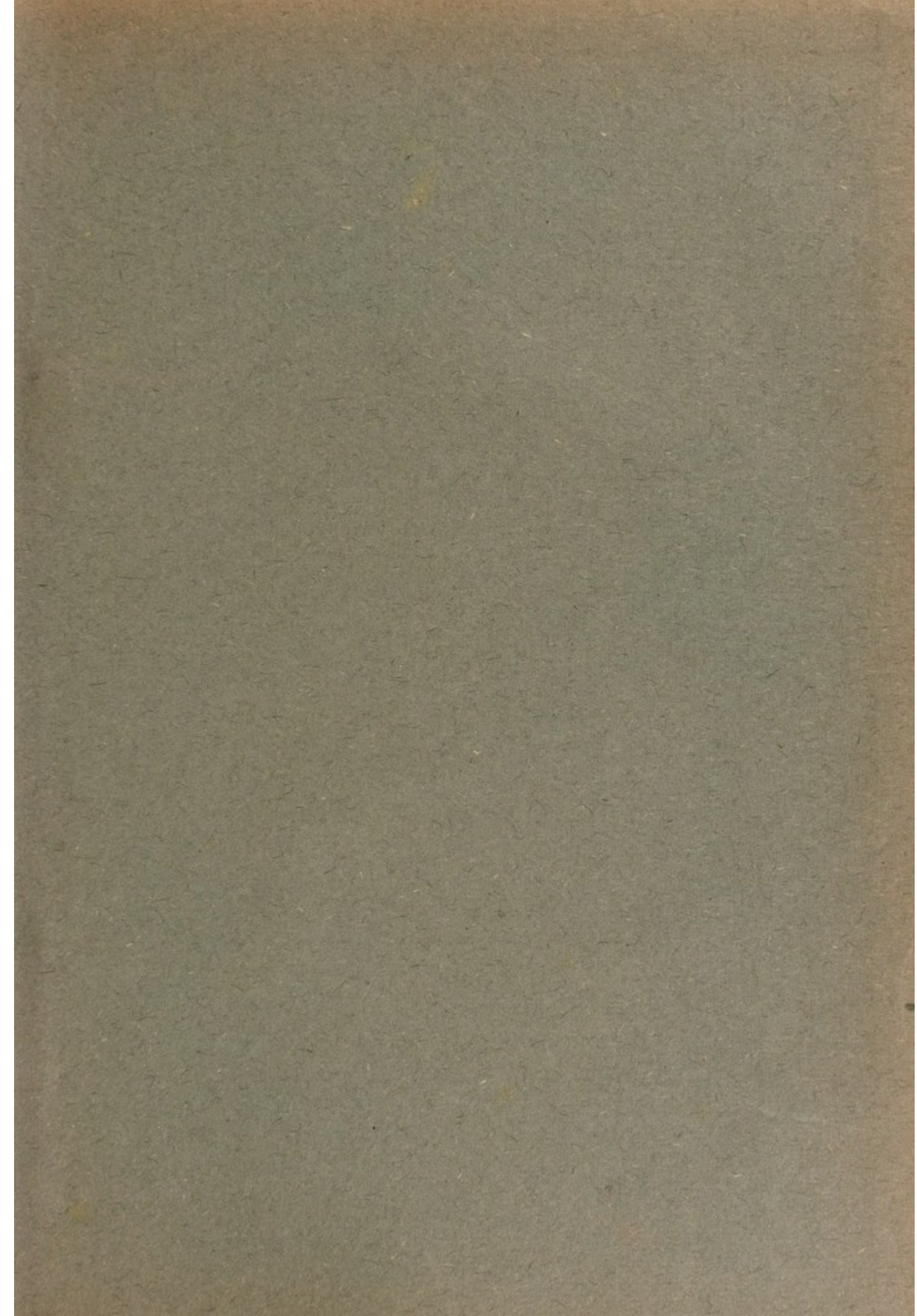
Für die Höherzüchtung des Menschengeschlechts ist es nötig, auf dem vergangenen Guten das zukünftige Bessere zu bauen – diesem Zweck dient die Eugenik; sie ist eine Wissenschaft von unschätzbarem Wert. Wir wollen aber nicht über den Erzeugern die Erzieher der Menschheit vergessen, ihre geistigen Führer und Förderer. Auch sie züchten das Menschengeschlecht höher. Zu ihnen gehören alle, die dazu beitragen, den Gruppenhaß – auf welchem Gebiet auch immer – durch Gemeinschaftsgefühle zu ersetzen. Haß reißt nieder, gewaltlose Liebe baut immer auf. Auch der Krieg, als stärkster Ausdruck – richtiger Ausbruch – des Gruppenhasses, kann nur durch liebevolles Erkennen überwunden werden. Schriftblei vermag schließlich doch mehr als Kugelblei. Die Eugenik aber erfordert, daß die Menschheit den Krieg überwinden muß, da er die Zeugungstauglichsten vernichtet, „die Besten verschlingt“. So klagt schon *Schiller* im Siegesfest und ruft schmerzbewegt aus:

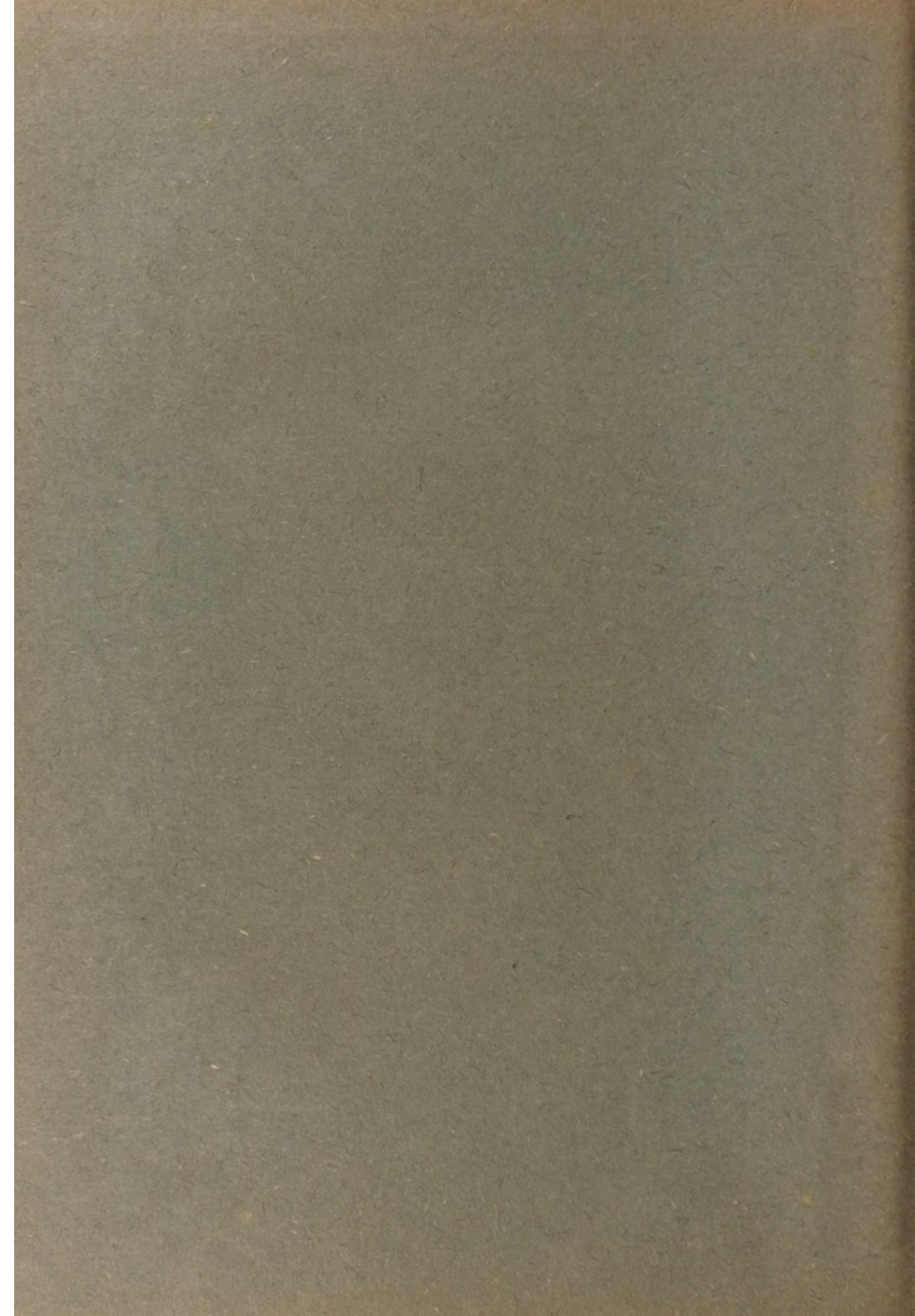
Denn Patroklos liegt begraben,
Und Thersites kommt zurück!

Am schlichtesten und eindrucksvollsten fand ich den Gedanken der Überwindung des Völker- und Rassenhasses in einem französischen Schulbuch für Staatsbürgerkunde ausgedrückt. Die Stelle behandelt das Grab des unbekannten Soldaten und lautet: „1914 brach der große Krieg aus. Kinder und Jünglinge, ihr wißt das aus den Erzählungen eurer Mütter und eurer Väter, die alle jene Schreckenstage erlebt haben. Allein in Frankreich sind 1 500 000 Menschen umgekommen. Einer von ihnen ruht unter dem Triumphbogen im Grabmal des unbekannten Soldaten. Man weiß nichts von ihm. Vielleicht ist es ein Franzose aus altem Geschlecht, vielleicht ein naturalisierter Ausländer; möglicherweise ein Katholik, ein Protestant oder auch ein Jude; ein Gelehrter oder ein Ungebildeter, ein Bourgeois oder ein Proletarier; vielleicht – wer kann es wissen? – ein farbiger Mann, geboren in einem Tale des Atlas oder an den Ufern des Kongo. Gerade weil aus der französischen Erde bei uns und unseren Verbündeten die verschiedensten menschlichen Rassen gekämpft und Gräben aufgewühlt, Waffen und Munition hergestellt haben, stellt für uns jener Tote, über dessen Herkunft und Schicksal wir nichts wissen, die ganze Menschheit dar, und die Stimme, die aus dem Grabmal dringt, sagt uns: „Frieden allen Menschen durch Gerechtigkeit und Güte! Möge der Bund der Völker nach und nach allen Staaten und Rassen geöffnet werden und allmählich nicht allein die Vereinigten Staaten von Europa, sondern die der ganzen Welt schaffen!“

Nur wenn die Menschen den Haß hassen und die Liebe lieben, können sie zur wahren Menschlichkeit emporsteigen.

Mr. A. -





1152

